

Die Frauen des 19. Jahrhunderts

Lina Morgenstern

Die Frauen des 19. Jahrhunderts.



Biographische und culturhistorische Zeit- und Charactergemälde.

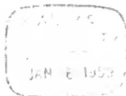
Von

Lina Morgenstern.

Mit Illustrationen.



Berlin 1888.
Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung.



Druck von A. Bell, Berlin N.W., Mittel-Straße 29.

Vorwort.

Seit länger als zwei Jahrzehnten habe ich das vorliegende Werk geplant.

Bei der Wichtigkeit der Frauenbewegung unserer Zeit für die gesammte Menschheit, bei den unleugbaren Fortschritten, die in ihr gemacht worden und bei ihrem Antheil und Zusammenhang mit der socialen und wirtschaftlichen Frage, welche alle civilisirten Nationen beschäftigt, faßte ich den Entschluß, die verschiedenen Richtungen dieser mächtigen und erfolgreichen Bewegung in Biographien derjenigen Frauen niederzulegen, welche eine hervorragende Stellung unter den weiblichen Pioniren unseres Jahrhunderts einnehmen.

In den von mir gegebenen Lebensbildern schildere ich zugleich die Zeit und die kulturhistorische Entwicklung des Frauenlebens in der Gemeinde, im Staat, in den Nationen. Als Vorläufer dieses internationalen Werkes sandte ich die drei Jahrbücher „Die Frauenbestrebungen unserer Zeit“ hinaus in die Welt.

Die Anerkennung, die diese gefunden, lassen mich hoffen, daß auch das vorliegende Werk mit gütigem Wohlwollen aufgenommen werden wird.

Bei der Fülle des gebotenen Stoffes konnten nicht alle Biographien mit gleicher Ausführlichkeit behandelt werden. Nur diejenigen sind als Zeit- und Charaktergemälde in allen Einzelheiten dargestellt, bei denen sich der Einfluß auf die Gesammtheit nachweisen läßt und deren Schöpfungen als musterhafte Vorbilder für alle ähnlichen dienten, oder deren Charaktere in ihrer Entwicklung psychologisches Interesse bieten. Alle andern werden nur skizzirt.

Die Biographien beginnen mit den Frauen, welche noch im 18. Jahrhundert geboren, deren Leben und Wirken jedoch dem 19. Jahrhundert angehört. Als Einleitung und zum Verständnis jeder Zeitperiode gebe ich einen kurzen kulturgeschichtlichen Ueberblick: die fortschreitende Frauenbewegung!

Mit Dankbarkeit werde ich bei der Schwierigkeit des umfangreichen Materials jede ergänzende Mittheilung zu meinem Werke entgegennehmen, um sie bei späteren Auflagen zu verwenden. Und so möge dies Werk Zeugnis ablegen, daß die Frau nicht nur berufen ist, die Gefährtin des Mannes, die Mutter und Erzieherin der Kinder zu sein, sondern, daß zahlreiche Beweise geliefert sind, die sie bewährt zeigen als ernste und energische Arbeiterin auf allen Gebieten, welche das Gesammtwohl der Menschheit fördern, und die Lösung ihrer heiligsten und wichtigsten Aufgaben herbeiführen.

Berlin, im Oktober 1887.

Lina Morgenstern.

Der Uebergang vom 18. zum 19. Jahrhundert

und der

Anstoß zur Frauenbewegung.



Das neunzehnte Jahrhundert trat mit einer gewaltigen Bewegung aller staatlichen, gesellschaftlichen und individuellen Verhältnisse in das Culturleben ein. Diese Bewegung ist ihm das Characteristische geblieben. Den Anstoß hatte sie erhalten durch das Streben des Einzelnen, wie der Gesammtheit nach Erlösung von despotischer und willkürlicher Gewalt, von Vorurteilen und Gewohnheiten. Die Constituirung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte diesen Erdteil im geistigen Sinne noch einmal zur „neuen Welt" gemacht, in welcher der Gedanke zündete, daß jeder Einzelne nicht blos Mittel zur Erhaltung des Ganzen, sondern vor allem auch Selbstzweck sei. Die Entwickelung des reinen Menschentums, das Verlangen nach Menschenrechten innerhalb des Staates und der Gemeinde, war die allgemeine Losung. Die Freiheit der Persönlichkeit brach in gährender Entwickelung durch: der Gedanke der Anerkennung des persönlichen Wertes ist es, welcher allen politischen Kämpfen Amerika's und Europa's zu Grunde liegt.

Natur und Verhältnisse drängten zu der Erkenntnis, daß nur die freie Entfaltung aller geistigen Kräfte und Fähigkeiten, das Recht auf Arbeit, die freie Wahl des Berufes und die Gleichstellung vor dem Gesetze, der menschlichen Bestimmung und Würde entsprächen. Je breiter die Grundlage dieser sittlichen Freiheit des Individuums, je geschätzter die persönlichen Rechte durch die Gesellschaft und den Staat, desto mehr muß der Einzelne sich dem Ganzen verbunden fühlen, desto lebhafter wird sein Pflichtbewußtsein als Glied des Ganzen sich äußern, desto inniger wird er sich der Gesamntheit anschließen.

Im Gegensatz zur Romantik des vorigen Jahrhunderts steht der Realismus unserer Zeit. Wenn diesem auch noch viele Schwächen, Krankheiten und Uebertreibungen der Kindheit anhaften, so hat er bereits eine Frucht gezeitigt, in welcher sich der unleugbare Fortschritt der Menschheit offenbart; ein Fortschritt, der trotz aller von Zeit zu Zeit eintretenden Reaktionen, an das gemeinsame hohe Ziel führen muß.

Dies Ziel ist: Ein Recht und ein Gesetz für Alle, das Bewußtsein des Staatsbürgertums, das Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Ausgleichung der Gegensätze, welche die Einen zu Sclaven der Andern machen, die Arbeit in der Gemeinsamkeit zum Wohle des Schwächeren, zum Gesammtwohl. —

Die großen Denker und Dichter des vorigen Jahrhunderts, die in das unsre hineinragen und vom größten aufklärenden Einfluß auf unsere Bildung waren, indem sie das Fundament zu derselben legten, rissen in hohem Seelenfluge auch das weibliche Geschlecht mit fort. War es doch stets die Frau, welche den schaffenden Mann begeisterte, war sie doch sein Ideal als Geliebte, als Gattin und Mutter. Nicht vergebens huldigte der Mann im Jahrhundert der Aufklärung und der neuklassischen Litteratur der Frau, nicht vergebens sang der Dichter: „Das ewig-Weibliche zieht uns hinan!" Denn nirgend findet sein Wollen und Streben, sein Arbeiten, seine Schöpfungen mehr seelenvolle Teilnahme, als bei der geistig begabten Frau. Ihre Salons wurden der Sammelplatz der Künstler und Schriftsteller; sie trat in Briefwechsel mit den besten ihrer Zeit und offenbarte die ganze Originalität einer naiv empfindenden, zur Individualität erwachenden Seele, indem sie ihre Ideen in Tagebüchern niederlegte, um sie sich klarer zu machen. Die Zeit der Memoiren und Briefe deuten auf das Bewußtsein der Erkenntnis, daß der Mensch des Menschen höchstes Bedürfnis, der Austausch der Gedanken und Empfindungen ihm höchster Genuß sei. — Der Hauch der Poesie verklärte das Leben der Frau und eine stattliche Anzahl lyrischer Dichterinnen und Schriftstellerinnen versuchten sich in eigenen Schöpfungen....

Romantik und Gefühlsschwelgerei wurden von dem Ernste des scheidenden Jahrhunderts abgelöst. Männer wie Rousseau und Pestalozzi erstanden, welche ein höheres Ziel für die Frau vorbereiteten, als das, nur Idol oder Sclavin des Mannes zu sein. Es ist die Menschenerziehung, welche diese Pädagogen in die Hand der Mütter zurücklegten, wie die Natur sie dem Weibe anvertraut hat, das nur allzu lange unbewußt und instinktiv seine hohe Aufgabe erfüllte.

Aus dem sinnlich-geistigen Taumel, in welchen die freie Richtung der Geister die Frauen als Seelen-Freundinnen der Männer versetzt hatte, riefen die beiden großen Pädagogen sie zur sittlichen Würde der Mütterlichkeit. Schon 1781 war das epochemachende Werk Pestalozzi's erschienen: „Lienhard und Gertrud".

Es war „sein erstes Buch an die Mütter des Landes und das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann!"

„Ich will die Bildung des Volkes in die Hand der Mütter legen," das ist der Grundton, der durch sein Werk durchklingt. Das einfache Buch machte den Triumphzug durch ganz Europa und hatte zur Folge, daß an vielen Orten (zuerst von der Gräfin Schimmelmann in Dänemark), aristokratische Frauen Einrichtungen zu einer besseren Volkserziehung trafen. Seine berühmte Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", die 1801 erschien, kann als erste Anleitung für Mütter betrachtet werden, ihre Kinder selbst zu unterrichten. Pestalozzi war es, welcher an der Pforte unseres Jahrhunderts den wichtigsten Teil der Frauenbewegung, den der Familien- und Volks-

Erziehung mit dem Grundsatz einleitete: „Die Mutter führt das Kind in die Welt ein; von dem Augenblick seiner Geburt unterrichtet sie es, indem sie das, was die Natur ihm zerstreut, in großen Entfernungen und verwirrt darlegt, seinen Sinnen näher bringt und ihm die Handlung des Anschauens angenehm und reizend macht."

Einen weiteren Einfluß auf die Frauenbildung hatte Pestalozzi's „Buch der Mütter". Anleitung, ihre Kinder zu beobachten und sie reden zu lehren.

Wenn man sich vorstellt, daß bis dahin die Erziehung, besonders die erste Kinderpflege, als etwas Selbstverständliches und ohne weitere Bedeutung für das Leben betrachtet wurde, so daß man jede häusliche und mütterliche Arbeit der Frau als untergeordnet und traditionell geringschätzte, so kann man leicht eine Vorstellung von der Wichtigkeit einer solchen Anleitung erhalten, die bis dahin von Niemandem der jungen Mutter geboten war.

Pestalozzi ist der Genius der christlich-humanen Pädagogik; sein Einfluß auf die Reform der Schule war überwältigend.

Während die Einwirkung der geistigen Reformation nicht in die breiten Schichten des Volkes, sondern nur in die Kreise der Gebildeten drang, wurde die der französischen Revolution entscheidend für das ganze Menschengeschlecht. Vor derselben waren Männer wie Frauen politisch wie unmündige Kinder, die sich am Gängelbande absolut persönlicher Macht und Gewalt lenken und leiten ließen. Plötzlich aber wurde die geknechtete Menschennatur sich der in ihr schlummernden Kräfte bewußt; sie empörte sich und warf jene Brandfackel der Zerstörung in das morsche Gebäude einer absterbenden Zeit, auf deren Trümmern sie im Westen Europa's die Fahne der „Freiheit und Gleichheit" aufpflanzte.

Aber die Freiheit artete in Zügellosigkeit, die Gleichheit in Brutalität Einzelner gegen Alle aus, und statt der auf das Piedestal der Gottheit gehobenen Vernunft, herrschten alle Gräuel der Unvernunft, der Bestialität und Anarchie.

Die edleren Häupter der Revolution, in deren Gesinnungen der Geist Jean Jaques Rousseau's wehte, fielen unter der Guillotine. Philosophie und Erfahrung, Weisheit und Tugend wurden verbannt, und ein toller, mißleiteter Pöbel, die verwerflichsten Menschen, denen sich die Fischweiber von Paris, die berüchtigten „dames des Halles" zugesellten, errangen die Herrschaft über die Vernunft und die sittliche Freiheit und zeigten, bis zu welchem Grade der Entmenschung und Grausamkeit es die Frau bringen kann.

„Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entsetzen Scherz!"

Die Gräuel der Revolution endeten damit, daß aus dem Lande der Umwälzungen der Despot hervorging, der, ein zweiter Cäsar, nur seinen absolutistischen Willen kannte, mit dem er die Weltherrschaft anstrebte und ganz Europa in blutige Kriege verwickelte.

Mehr als alle andern Länder litt Deutschland unter Napoleon's Kriegsfurie. Als nun das gedemütigte, tief gebeugte Deutschland sich aufrüttelte, als seine Jugend sich begeistert in den Kampf stürzte, um die Ketten der Fremdherrschaft abzuschütteln, als

mit dem Blute der Edelsten der Heimatsboden getränkt wurde, da waren es nicht nur Männer, welche in Vaterlandsliebe erglühten und sich opferten, sondern auch in den Frauen erwachte das Gefühl der Zusammengehörigkeit; gern brachten sie Hab und Gut auf den Altar des Vaterlandes, linderten die Leiden der durch den Krieg Betroffenen, ja es gab Beispiele des Heldenmuts von Mädchen und Frauen, die unerkannt in den Reihen der Kämpfenden fochten.

Aus dieser Zeit ragt vor Allen eine herrliche Frauengestalt hervor, die Königin Luise von Preußen. Der edle Geist, der leidensmutige echt deutsche Sinn, die Anmut dieser wunderbaren Frau, ihre Seelengröße, übten einen so mächtigen Einfluß auf den königlichen Gemahl, die Kinder und das ganze Land, daß, als ein früher Tod die junge Königin dahinraffte, ihr Genius die deutsche Jugend neu belebte und jene Begeisterung hervorrief, welche todesmutig Helden entflammte, das Vaterland vom fremden Joch zu befreien. Schiller's Wort wurde Gemeingut der ganzen Nation: „An's Vaterland, an's teure schließ' Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!"

Revolution und Krieg hatten die Frauen aus ihrem stillen Hause aufgeschreckt und ihre Aufmerksamkeit auf die Allgemeinheit gelenkt. Sie begannen zu ahnen, daß sie nicht blos Pflichten gegen das Haus und die Familie hatten, sondern für das Vaterland. Mit Abscheu wandte sich die deutsche Frau von den Megären der französischen Revolution ab, aber sie empfand Sympathie für eine Roland, eine Charlotte Corday, sie begriff die Hingabe des Einzelnen für die Gesammtheit.

Der natürliche Trieb zu pflegen, zu helfen, siegte über die Schüchternheit der deutschen Frau. Sie trat zum ersten Mal über die Schwelle des häuslichen Wirkens, das bisher ihre einzige Welt gewesen, auf das sie stets gelernt hatte, all ihr Empfinden, Denken und Thun zu concentriren, in Wohltätigkeitsvereinen zu gemeinsamem Wirken. Galt es doch nach dem Kriege, der durch diesen hervorgebrachten Armut und Verwahrlosung entgegen zu arbeiten, die in erschreckender Weise zunahm. Wir sehen allenthalben um das Jahr 1817 patriotische und wohltätige Frauenvereine erstehen, welche sich der verwaisten und vernachlässigten Kinder annahmen (nach Pestalozzi), Anstalten für Kranke und Arme schufen und mancherlei Segen stifteten. In Rußland, Preußen, Sachsen-Weimar, Würtemberg, Baden und andern Ländern mehr stellten sich Fürstinnen als Protectorinnen oder Ober-Vorsteherinnen an die Spitze solcher Unternehmungen; Männer hatten meist die Verwaltung in Händen. Das war aber auch nicht anders möglich, da noch Geschlechtsvormundschaft bestand, nach welcher Frauen, wie es ja zum Teil noch heute ist, keine rechtsgiltigen Unterschriften geben konnten. Jene Frauen, welche Vaterlandsliebe und Wohlthun vereinigten, sind als Bahnbrecherinnen des Arbeitens in der Gemeinsamkeit zu betrachten. Wir wahren ihnen ein ehrendes Andenken.





KÖNIGIN LUISE.

Königin Luise von Preußen.



In das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts fällt die Leidenszeit und der Tod jener holdseligen Fürstin, deren Andenken für alle Zeiten mit jener Glorie der Verklärung umgeben sein wird, welche, Begeisterung entzündend, das Gute ewig erneuert und Kunst und Poesie zu schöpferischer Thatkraft entflammt.

Königin Luise war eine Zierde unsres Geschlechtes und wäre es stets gewesen, ob in einer Hütte geboren, ob in bürgerlichen Verhältnissen lebend, überall würde Anmut und Milde, Mitleid und Heldenmut ihr eine einflußreiche Stellung gegeben haben. Luisens Größe lag in der Reinheit ihres Characters, dessen Vortrefflichkeit sich in einem sturmbewegten Leben stählte; das Leid ließ ihre Seelenkraft voll reifen, und dennoch verlor ihr liebreizendes Wesen nicht an echt weiblicher Milde

In jener Zeit, wo Napoleon's Gewaltherrschaft tiefste Schmach über Deutschland brachte, wo Fürsten wie Völker sich vor dem fremden Eroberer demütigten, behielt Königin Luise ihren hoheitsvollen Sinn.

Die Heimat dieser Fürstin war Mecklenburg-Strelitz. Ihr Vater, Herzog Carl Ludwig, lebte zur Zeit ihrer Geburt in Hannover, woselbst er als Feldmarschall und General-Gouverneur im Landesdienst stand. Er war vermählt mit Caroline, Friederike, Luise, einer Hessen-Darmstädtischen Prinzessin, deren Vater Landgraf Georg, ein Oheim des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm II., war.

Aus der Kindheit der Königin Luise weiß man nur, daß sie durch Schönheit und Lieblichkeit ebenso wie durch geistige und gemütvolle Anlagen die Freude der Eltern und der ganzen Umgebung war; aber schon als Kind sollte sie das härteste Weh kennen lernen. In ihrem sechsten Jahr — sie war geboren den 10. März 1776, raubte der Tod ihr die Mutter. Dieser Verlust war die Veranlassung, daß der Herzog sich mit seiner Familie eine Zeit lang nach Herrenhausen bei Hannover zurückzog.

Zwei Jahre später gab er den Kindern in der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin eine zweite Mutter. Doch auch diese starb nach einem Jahr. Da verließ der Herzog Hannover, zog nach Darmstadt und übergab seine Kinder der Obhut der Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Diese erwählte als Erzieherin der jungen Prinzessin Luise, Fräulein von Gelieux, deren Einwirkung auf Unterricht und

Erziehung gleich segensreich war. Mit ihr besuchte sie die Hütten der Armen, spendete Wohlthaten, säete und erntete Liebe.

Zur Jungfrau herangeblüht, begleitete Prinzessin Luise die Großmutter öfters auf Reisen; so nach Frankfurt a. M., Straßburg, nach dem Rhein, den Niederlanden. Auch verweilte Prinzessin Luise zuweilen bei den fürstlichen Verwandten in Thüringen. In Frankfurt a. M. kam sie oft mit ihrer Schwester in das Haus von Goethe's Mutter. Als im Juli 1792 die Krönung des letzten Königs des heiligen römischen Reiches stattfand, besuchten die Prinzessinnen wieder Goethe's Vaterhaus. Beim Abschied äußerte Prinzessin Luise zur Frau Rath: „Niemals werde ich vergessen, wie glücklich und vergnügt ich in Ihrem Hause gewesen bin!"

Indessen hatte die französische Revolution Europa's Ruhe für lange hinaus gefährdet. Die verbündeten Fürsten hatten an Frankreich den Krieg erklärt, der über zwei Jahrzehnte wütete.

Im Hauptquartier zu Frankfurt befand sich auch der Landgraf von Hessen.

Die Annäherung der Franzosen, die dem Rhein nicht mehr fern standen, hatte eine große Anzahl hoher Herrschaften aus ihrer Heimat hinweggescheucht; unter ihnen auch die Landgräfin. Sie war mit den beiden Prinzessinnen Luise und Friederike der Einladung ihrer Verwandten nach Hildburghausen gefolgt.

Als im Frühling 1793 die Nachrichten günstiger lauteten, beschloß sie, nach Hessen-Darmstadt zurückzukehren. Der Landgraf schrieb, es sei sein Wunsch, sie und die Töchter in Frankfurt zu begrüßen. Gerade war der siebenzehnte Geburtstag Luisens gefeiert worden.

Als die Prinzessinnen nach Frankfurt kamen, ahnten sie nicht, daß hier ihr Schicksal fürs Leben entschieden werden sollte.

Die Prinzen von Preußen, die Söhne Friedrich Wilhelm II., wurden den in anmutiger Schönheit strahlenden Schwestern von deren Vater vorgestellt. Vom ersten Zusammentreffen an war das Herz des Kronprinzen für Prinzessin Luise in Liebe erglüht.

„Diese oder Keine sonst auf Erden!" hatte der Prinz nach der ersten Begegnung dem Bischof Eylert zugerufen. Seine Liebe fand bald in der Brautwerbung Ausdruck. Mancher schüttelte verwundert den Kopf darüber, daß der König seine Einwilligung gab, den Erben seiner Krone mit der Tochter eines Fürsten sich vermählen zu lassen, der nicht einmal ein Land regierte; doch Friedrich Wilhelm II. segnete den Herzensbund seiner Kinder. Ernst genug begann die Brautzeit.

Nachdem am 24. April die Verlobung gefeiert worden war, mußte der Kronprinz und sein Bruder den Vater zum Kriegsschauplatz begleiten.

Am 5. Mai langte die Nachricht an, der Kronprinz, an der Spitze des ersten Bataillons, habe das Dorf Kostheim erstürmt, die Franzosen nach hartnäckigem Kampfe vertrieben und viele Gefangene gemacht.

Mitte Mai wurde das Lager nach Bodenheim verlegt. Dorthin kam Prinzessin Luise mit der Großmutter, um den Verlobten zu besuchen.

Zur selben Zeit befand sich Goethe im Feldlager. Aus einem Briefe, den er damals nach Hause schrieb, erkennen wir den Eindruck, den Prinzessin Luise und ihre Schwester auf den Dichter machten: „Gestern Abend, am 30. Mai, war uns, war mir ein ganz besonders liebenswürdiges Schauspiel bereitet. Die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei dem König gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor vertraulich auf und nieder gingen, auf das Genaueste beobachten. Wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch nicht verlöschen wird."

Nach dem bedeutenden Sieg bei Pirmasens im September hatte sich der König nach Berlin zurückbegeben; zwei Monate später rief er auch seine Söhne zurück.

Am 22. December 1793 fand der festliche Einzug der fürstlichen Braut, Prinzessin Luise in Berlin statt. Die Bevölkerung, welche die lebhaftesten Sympathien für den Kronprinzen hatte, äußerte diese im erhöhten Maße, weil derselbe nicht den kalten Forderungen der Politik, sondern denen des Herzens gefolgt war.

Am Eingang der Linden, wo jetzt die Reiterstatue Friedrich des Großen steht, war eine Ehrenpforte errichtet. Als die Prinzessin in ihrer Staatskutsche anlangte, deren Glasfenster ihren vollen Anblick gestatteten, empfing sie ein Kranz weißgekleideter Jungfrauen, deren lieblichste ihr eine Myrtenkrone überreichte, indem sie die Worte sprach:

„Vergiß was Du verlorst! Es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezeihn.
Heil Dir! Der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben, —
Beglückter Enkel Mutter sein!"

Die Prinzessin konnte ihre Bewegung nicht verbergen. Unter Thränen winkte sie die Sprecherin zu sich in den Wagen und küßte sie.

Zur Vermählungsfeier hatte der König den Weihnachtsabend erwählt. Für das Kronprinzliche Paar war ein kleines bürgerlich eingerichtetes Haus als Palais bestimmt, das dieses bald nach der Hochzeit bezog.

Aus einfacher Lebensweise am kleinen Fürstenhof ihrer Großmutter an einen Hof berufen, wo französische Leichtfertigkeit die deutsche Sitte verdrängt hatte, und Ehrbarkeit zu den seltensten Tugenden gehörte, trat die junge Prinzessin als leuchtendes Vorbild einer liebenden, treuen, würdevollen Gattin auf und übte durch den Liebreiz ihres Wesens einen so wohlthätigen Einfluß auf ihre ganze Umgebung, so wie auf die Frauen ihrer Zeit aus, daß überall wieder bessere Triebe zum Vorschein kamen, und die Wirkung der Alles vergiftenden Demoralisation, die sich in allen Schichten der Gesellschaft bemerkbar gemacht hatte, durch sie allmählich aufgehoben wurde.

Das einfache Wesen und Haushalten des Kronprinzlichen Paares, das der bisher gewohnten höfischen Sitte entgegengesetzt war, bildete das Tagesgespräch des ganzen Hofes. Der Ausdruck des traulichen „Du", der zwischen Friedrich Wilhelm und seiner Luise gewechselt wurde, erregte selbst das Befremden des Königs.

Staunend erzählte man sich, daß der Kronprinz seine junge Gemahlin unangemeldet besuche. Characteristisch ist die Anekdote, die man sich aus jener Zeit von der Kronprinzessin Luise am Hofe und in der Stadt erzählte. Zu gleicher Zeit wurde ihr ein Graf und der Schuhmacher gemeldet. Sie ließ den ersteren warten und den letzten eintreten, weil er sicher weniger Zeit zum Warten habe als der Graf.

Als die Kronprinzessin ihren 18. Geburtstag feierte, schenkte ihr der König das Schloß Oranienburg und bat sie noch eine Bitte auszusprechen.

„Darf ich," so sagte sie mit leuchtenden Augen, „so erbitte ich mir noch eine Hand voll Gold für meine Armen, damit sie an meiner Freude teilnehmen können.

Der König frug bewegt, wie groß die Hand voll Gold sein müsse? „So groß wie das Herz des gütigsten der Könige!" war die Antwort.

Einst bemerkte Jemand in Gegenwart der Kronprinzessin, es sei sehr schwer bei Ausübung der Wohlthätigkeit Würdige von Unwürdigen zu unterscheiden. Da entgegnete die Fürstin: Ob der Arme Hilfe verdient, dürfen wir nicht untersuchen. Die Grenzen zwischen verschuldeter und unverschuldeter Armut sind so fein gesponnen, daß sie in einander einlaufen. Wie macht es denn Gott mit uns, der reichlich giebt, aber nicht immer nach Verdienst und Würdigkeit.

Am liebsten entfloh das junge Paar dem Hofceremoniell und weilte fern von Berlin.

Das Schloß Oranienburg hatte der König all zu luxuriös ausschmücken lassen, als daß sich Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin dort wohl gefühlt hätten. Sie kauften das zwei Stunden von Potsdam entfernte Gut Paretz, das sie wie für einen einfachen Gutsbesitzer einrichten ließen. „Hier will ich nur als Schulze von Paretz angesehen werden", äußerte der Kronprinz einmal.

Auf das Leutseligste verkehrte das Paar mit den Dorfbewohnern.

Major v. Köckeritz erzählte von einem dort verlebten Erntefest: „Die guten Menschen genossen mit heitrem Herzen das Einfache der Natur. Entfernt von allem Zwange, nahmen sie Anteil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolks, besonders bei dem fröhlichen Erntefest. Die schöne, junge Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die bunten Tänze der Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war in eigentlichem, aber bestem Verstande Freiheit und Gleichheit. Ich selbst dachte nicht daran, daß ich 55 Jahr zurückgelegt und tanzte gleichfalls mit, und so auch von unsrem allergnädigsten Herrn aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin v. Voß Exc. O, wie waren wir Alle so glücklich!"

1797 war Friedrich Wilhelm II. gestorben. Sein Sohn folgte ihm auf den Thron als Friedrich Wilhelm III. Luise ward nun Königin.

In demselben Jahr gab sie ihrem zweiten Sohn, unsrem Kaiser Wilhelm das Leben. Ihre ganze Herrlichkeit offenbarte sich in ihrem mütterlichen Verhältnis zu ihren Kindern.

In einem Briefe äußerte sie: „Mein heißester Wunsch ist darauf gerichtet, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu erziehen!"

Bei einer anderen Veranlassung zeigte sich der Seelenadel der Fürstin in folgender Aeußerung. Es war während der Huldigungsfeierlichkeiten in Magdeburg. Die junge Königin frug eine Majorin: „Was sind Sie für eine Geborene?" Erschreckt und verwirrt antwortete diese: „Majestät, ich bin gar keine Geborene!" Alle, welche diese Worte hörten, unterdrückten mit Mühe ein spöttisches Lachen. Eine böse Zunge in der Nähe der Königin flüsterte: „Also eine Mißgeburt?" Da sagte die Königin laut, daß es Alle hören konnten: „Frau Majorin, Ihre Antwort war ebenso naiv als satyrisch. Sie dachten gewiß an den herkömmlichen Ausdruck: „Von Geburt sein!" Ich muß gestehen, wenn damit ein angeborener Vorzug gemeint sein soll, so habe ich damit nie einen vernünftigen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind wir alle gleich. Allerdings aber ist es von hohem Wert, erhebend und ermunternd, von guter Familie zu sein. Von ausgezeichneten Eltern und Vorfahren abstammen, wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man Gott Lob in allen Ständen; selbst aus den untersten sind oft die größten Wohlthäter der Menschheit hervorgegangen. Aeußere glückliche Vorzüge und Umstände kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit muß doch Jeder für sich und seine Familie erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, fürs Leben nicht unwichtigen Gedanken auszusprechen, und ich wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer im Herzen liegt!"

Wie reformirend das reine, edle Wesen und Beispiel der jungen Königin Luise auf die Frauen ihrer Zeit und die Rückkehr zu einem sittlichen Familienleben wirkte, schildert uns der Dichter Novalis: Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Ihr Beispiel wirkt unendlich. Die glücklichen Ehen werden wieder häufiger und die Häuslichkeit wird mehr als Mode. Sie wird zugleich ein echtes Muster weiblicher Kleidung. Der Hof ist eigentlich das Muster einer großen Haushaltung. Nach ihm bilden sich die anderen Haushaltungen des Staates, nach diesen die kleineren und so herunter. Der Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau ist die Feder des Hauswesens. So ist die Königin die Feder des Hofes. Jede gebildete Frau, jede sorgsame Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem und der Tochter Wohnzimmer haben. Welch' schöne, kräftige Erinnerung an das Urbild, das Jede zu erreichen streben müßte. Vor dem mußte man vor den Höfen, wie vor einem Ort der Ansteckung mit Weib und Kindern flüchten. An diesen Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können."

Nie erschien die Königin in Prachtgewändern, als wo es das Hofceremoniell unbedingt erforderte. Sonst sah man sie immer in weißen Mousselinekleidern, das schöne, leicht gelockte Haupt ebenso einfach geschmückt. Ihre Anmut hatte die Töchter Berlins veranlaßt, eine Reform der Kleidung vorzunehmen.

Nicht lange währte das Glück des jungen Ehepaares. Der unselige Krieg übte seinen zerstörenden Einfluß. Wir gedenken der unglücklichen Schlacht bei Jena am 14. October 1806, in welcher das preußische Heer eine gänzliche Niederlage erlitt.

Dreizehn Tage nach diesem unglücklichen Ereignis hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin. Königin Luise, welche während der Schlacht in der Nähe von Jena geweilt hatte, erhielt Weisung nach Berlin zu fliehen.

In der Nähe von Brandenburg erreichte sie ein Reiter mit der Kunde: „Die Schlacht ist verloren, der König lebt!" Bei ihrer Ankunft in Berlin ereilte sie die Nachricht: „Die Armee existirt nicht mehr!"

In den ersten Morgenstunden des folgenden Tages ließ Königin Luise ihren Leibarzt Hufeland rufen. Er traf sie mit rotgeweinten Augen und aufgelösten Haaren. Sie rief ihm zu: „Alles ist verloren. Ich muß zu meinen Kindern fliehen! Sie müssen mich begleiten!" Tags zuvor hatte nämlich der Gouverneur von Berlin, Fürst von Hatzfeld, die Königlichen Kinder nach Berlin geschickt. Dorthin begab sich auch die Königin.

Kaiser Wilhelm erzählt aus jener Zeit: Als die Königin uns, die beiden Aeltesten auf der Fluchtreise einholte und wir ihr auf der großen Treppe entgegeneilten, blieb die Mutter stehen, umarmte uns und sagte etwa folgende Worte: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine das schwere Geschick, das uns betroffen hat! Der König hat sich in der Tüchtigkeit seiner Armee und der Führer geirrt. Wir haben unterliegen müssen und flüchten!"

Am 20. Oktober traf der König mit seiner Gemahlin in Küstrin zusammen. Neue Unglücksbotschaften zwangen die Königliche Familie zu weiterer Flucht.

Erst wandten sie sich nach Stettin, dann nach Graudenz, endlich wurde Königsberg ihre Zufluchtsstätte.

Kaiser Napoleon, wutentbrannt, daß der König und seine Gemahlin ihm nicht, wie die andern Deutschen Fürsten es gethan, huldigend entgegen kamen, sah in Königin Luise seine besondere Feindin und die anfeuernde Seele eines Bündnisses mit dem Kaiser von Rußland Alexander. Napoleon verschmähte es in seiner maßlosen Herrschsucht nicht, die ärgsten Verläumdungen gegen diese reinste der Frauen durch Schriften in seiner Armee zu verbreiten. Kammerherr von Schleiden erzählt: Mit strömenden Thränen wiederholte die hohe Frau die schändlichen Lügen. „Ist es dem boshaften Menschen nicht genug den König seiner Staaten zu berauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin angetastet werden!"

Die Königin führte ein Tagebuch, in das sie im December jenes Jahres Goethes Worte schrieb:

Wer nie sein Brod in Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht ihr himmlischen Mächte!"

In Folge der furchtbaren Aufregungen erkrankte sie bald danach an einem Nervenfieber. Dr. Hufeland teilt uns aus jener Zeit Folgendes mit: „Endlich ergriff der böse Typhus auch unsere Königin, an der alle Herzen und auch unser Trost hing. Sie lag sehr gefährlich danieder. Nie werde ich die eine Nacht vergessen, in der ich

bei ihr wachte. Es wütete ein fürchterlicher Sturm, der einen Giebel des alten Schlosses, in dem wir weilten, abriß. Plötzlich kam die Nachricht: „Die Franzosen kommen!" Da erklärte die Königin fest und bestimmt: „Ich will lieber in die Hand Gottes als in die dieses Menschen fallen!" Indes nahm die Krankheit einen günstigen Verlauf. So erfüllte man den Wunsch Luisens und brachte die Kranke am 5. Januar 1807 in der heftigsten Kälte, während des furchtbarsten Schneegestöbers zwanzig Meilen weiter nach Memel. Drei Tage und drei Nächte brachten wir teils in den Sturmwellen des Meeres, teils auf dem Eise fahrend zu. In der ersten Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren; Schnee wehte auf ihr Bett; sie hatte keine erquickende Nahrung. Solche Not hat noch keine Königin empfunden. Dabei war ich in der tödtlichsten Befürchtung, daß sie ein Schlagfluß treffen könnte. Dennoch hielt sie ihren Muth, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht; es belebte uns Alle. Statt sich zu verschlimmern, wurde die Krankheit auf der bösen Reise besser. Wir erblickten Memel am jenseitigen Ufer. Zum ersten Mal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte."

König Friedrich Wilhelm III. und seine Kinder langten wenige Tage später in Memel an. Königin Luise ermutigte ihren gebeugten Gemahl. Ihr Character wurde durch das Unglück immer fester und bedeutender.

Als Napoleon sich bemühte durch glänzende Versprechen den König zu verlocken sein Bündnis mit Kaiser Alexander zu brechen, übte die Königin ihren ganzen Einfluß aus, daß er den Versuchungen widerstand.

Professor Mommsen berichtet über die damalige Stellung und Gesinnung der Königin Luise: „Sonst hatte sie niemals mitregiert; ihr ganzes Wesen und Sein, ihr Lieben und Leiden war das einer Frau. Sie hatte nichts Besonderes und Abnormes an sich und eben daher war sie das Bild vollendeter Weiblichkeit. Eine unter Vielen und doch die Einzige unter Allen. Und jetzt. Sie sah schärfer als Alle, richtiger als die meisten Männer ihrer Umgebung. Mit unfehlbarer Sicherheit erkannte sie den Wert eines Blüchers, eines Stein. Niemals hatte sie an Napoleons Sturz gezweifelt."

Ein neues, schweres Unglück traf das vielgeprüfte Königspaar.

Nachdem Napoleon bei Friedland gesiegt und dem Kaiser Alexander Friedensbedingungen gemacht hatte, verließ dieser treulos seinen Verbündeten, den König Friedrich Wilhelm.

Die Königin schrieb in jener schweren Stunde ihrem Vater: „Wir stehen auf dem Punkte das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie wie mir dabei ist. Doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht. Glauben Sie nicht, daß Kleinmuth mir das Herz beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben. Der erste ist der Gedanke, wir sind kein blindes Spiel des Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand; der zweite, wir gehen in Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will.

Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders thun können, ohne an seinem Character untreu und an seinem Volk zum Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Ich gehe sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mich stärken den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo Alles Gute und Böse kommt und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können! Noch einmal, bester Vater, Wir gehen unter mit Ehren und werden ewig Freude haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit solcher Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zufriedenheit geben können. Deswegen seien Sie überzeugt bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können und daß Mancher mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind."

Wie tapfer die Königin gegen die Verzweiflung ankämpfte — dennoch zeigt eine Nachschrift dieses Briefes, daß sie oft auch vergebens nach Trost rang, den sie so gern Andern spendete. „Mein Glauben," schreibt sie, „soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Mein Brief ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und wenn es sein muß Brod und Salz essen — nie werde ich ganz unglücklich sein, nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen; — kommt das Gute, o kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, aber ich erwarte es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen; da komme ich nicht hin, denn wir stehen zu hoch. Sehen Sie bester Vater, so kann der Feind des Menschen nichts über mich bringen!"

Das schwerste Opfer war für Königin Luise ihre von ihrem Königlichen Gemahl verlangte Zusammenkunft mit Napoleon. Dieser hatte die Absicht, das preußische Königreich gänzlich aufzulösen und an seine Fürsten zu verteilen. Da wurde dem König von allen Seiten geraten, eine Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon zu veranlassen; denn nur der huldreichen Fürstin könnte es gelingen, vorteilhaftere Friedensbedingungen von dem übermütigen Sieger zu erlangen. Als die Königin die Botschaft ihres Gemahls vernahm, welche ihr seinen Wunsch brachte, rief sie unter Thränen: „das ist das schmerzhafteste Opfer, das ich meinem Volke bringe, und nur die Hoffnung, diesem dadurch nützlich zu sein, kann mich dazu bringen." In ihr Tagebuch schrieb sie: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott. Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht hat. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Character, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir verlangt, Opfer zu bringen, bin ich gewohnt!"



Königin Luise von Preußen.

Sie reiste nach Tilsit, wo sie sich mit dem Könige vereinigte und — die bekannte Begegnung mit Napoleon hatte. „Aber wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?" herrschte sie der Soldatenkaiser an.

„Dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt,“ entgegnete würdevoll Luise, „uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben.“ Napoleon selbst äußerte über diese Unterredung: „Die Königin blieb trotz meiner Gewandtheit und all meiner Mühe stets Herrin der Unterhaltung und mit so großer Schicklichkeit, daß es unmöglich war, darüber unwillig zu werden.“

Die Königin äußerte in einem Briefe an Frau v. Berg über diese Begegnung: „Was habe ich gelitten! Ich weinte und bat im Namen der Liebe und Humanität, im Namen des Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren; ich war nur eine schwache Frau. Ein schwaches Wesen, und doch erhaben über diesen Widersacher, so arm und matt an Herz!“ Freilich der Erfolg dieser Zusammenkunft entsprach nicht den daran geknüpften Hoffnungen. Napoleon nahm bekanntlich dem Könige das halbe Reich und legte ihm außer 120 Millionen Fr. Kriegskosten, 200,000 Mann französische Besatzung in dem kleinen Teil des Königreichs auf, der Friedrich Wilhelm geblieben war.

Characteristisch ist ein Brief der Königin Luise aus dem Jahre 1808 an ihren Vater: „Bester Vater! Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben und in dieser Ergebung in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig. In solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung und er sagte in sich gekehrt und wiederholentlich: „Das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hätten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, das Feld räumen und der Feind bleibt im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung zu sagen, Gott sei mit ihm, aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

„Gewiß wird es besser werden; das verbürgt der Glaube an das vollkommene Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit; er ist aber nur politisch d. h. klug; er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und den Menschen. Er und sein ungemeßner Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein

persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet und vermeint, alles zu vermögen. Dabei ist er ohne Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht, deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige Zeit bald eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Ferne zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will, alles wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch! Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich es als Frau formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme ergebene Tochter haben und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem Beispiel verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie lieber Vater hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, nicht in unser eheliches und häusliches Leben eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm nur den Liebenden, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen wie er ist, als in Werken, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat; noch gestern sagte er schlicht und einfach mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist. Weil ich Dich so lieb habe, nannte ich auch unser jüngst geborenes Töchterchen Luise. Möge es eine Luise werden!"

Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen und weil ich ihn so von Herzen wieder liebe und wir somit einander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Wort, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, wenn ich das mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches keinem auf der Welt mehr am Herzen liegt, als Ihnen bester, zärtlicher Vater. Gegen andere

Menschen, auch das habe ich vom Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsre Schätze und unsre Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in all seinen Empfindungen und Worten und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolg Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihnen Ihre Enkel nach der Reihe vorstelle) wird, wenn uns nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle, ein theilnehmendes, warmes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmütig, fröhlich und talentvoll; körperlich entwickelt er sich ebenso wie geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es Wißbegierde, zuweilen wenn er schlau lächelt, auch Neugierde. Er wird, ohne die Teilnahme für das Wohl und Wehe Andrer aus den Augen zu verlieren, fröhlich und leicht durchs Leben gehn.

Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells es sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit, hat Anlage zum Satyrischen und sieht dabei ernsthaft aus; doch schadet das ihrer Gutmütigkeit nichts. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise. Möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten ähnlich werden!

Da habe ich Ihnen, lieber Vater, meine ganze Gallerie vorgeführt. Sie werden sagen, das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes sieht und für die Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit diese Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich in Allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie

verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernsten Seiten des Lebens schon in der Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooß des Uebermuths und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müßte so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesichte ihres Vaters und an der Wehmut und den öfteren Thränen ihrer Mutter. Besonders wohltätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als solcher kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, schätzen und um so sorgfältiger bewahren.

Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segnen und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympatisire ich auch in diesem Stücke. Er sorgt nicht blos für das physische Wohl meiner Kinder, auch für das geistige derselben ist er bedacht und der biedere und freimütige Borowski, den der König gern sieht und lieb hat, stärkt ihn darin. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit dem Könige und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern, werden wir glückselig sein.

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann und unsre Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen und bleibe, bester Vater, ihre dankbare Tochter Luise."

Wie erhaben erscheint uns in diesem Brief der Character, wie liebreizend das Wesen, wie zärtlich das Gemüt, wie sinnig der Geist der herrlichen Königin! Wie darf man sich wundern, daß sie der Trost und der Sonnenblick ihrer ganzen Umgebung, ja ihres Volkes war.

Sie ging dem Lande in ihrem Haushalt mit dem Beispiel einer bewunderungswürdigen Einschränkung voran, Dank auch dem einfachen Wesen des Königs.

Das kostbar, goldene Tafelgeschirr, ein wertgeschätztes Familien-Erbteil, ließ der König zu Geld einschmelzen, um dem Feinde Zahlungen damit zu leisten. Luise gab zu demselben Zweck ihre Brillanten hin. Aus dem Schloß bezog die Kgl. Familie im Frühling ein einfaches Haus vor dem Steindammer Thor in Königsberg. Ein russischer Staatsmann erzählt aus dieser Zeit:

„Nicht tausend Hoffeste mit goldenen Uniformen möchte ich in meiner Erinnerung vertauschen, gegen jenes Schauspiel. Eine Königin sitzt am ärmlichen Tische, der wie sie selbst allen äußern Schmuckes entblößt ist; aber ihre Anmut und Schönheit und Würde leuchten um so heller. Neben ihr sitzt die älteste Prinzessin Charlotte wie die Knospe neben der entfalteten Rose, und indem sie mit der Mutter die kleinen Hausgeschäfte teilt, entzücken beide durch liebenswürdige Aufmerksamkeit!

Dabei behielt die Königin die ernsten Bestrebungen der Besten ihres Volkes im Auge, welche es aus tiefster Schmach zu erheben trachteten. Sie hörte von den Reden

Fichte's, ließ sie kommen und bezeigte ihnen ihren Beifall. Auch das Wirken Pestalozzi's in der Schweiz für eine bessere Volkserziehung durch den Einfluß der Mütter und durch die Einführung des Anschauunterrichtes erregte die freudige Teilnahme der Königin: „Ich lese Lienhard und Gertrud“ schrieb sie in einem Briefe, „ein Buch für das Volk von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten auf diesem Schweizerhofe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen, rollte nach der Schweiz zu Pestalozzi, um dem edlen Manne mit Thränen und einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit. Ja in der Menschheit Namen danke ich ihm.“

Allein nicht lange sollte die herrliche Luise auf Erden weilen, nicht mehr erleben die Erhebung der deutschen Freiheitskämpfer, deren Genius sie wurde. Die Gemüts-Erschütterungen hatten ihre Gesundheit untergraben. „Ich bin krank,“ schrieb sie kurz vor ihrem 32. Geburtstage, „und ich glaube, so lange die Sachen so gehen, werde ich nicht wieder genesen.“

Ein Besuch in Petersburg, den sie nicht abweisen konnte, und wo ihr prachtvolle Hoffeste gegeben wurden, vermochte nicht, sie zu erheitern Sie schrieb bei ihrer Rückkehr: „Nichts blendet mich mehr, mein Reich ist nicht von dieser Welt!“

Ein Wechselfieber begann ihre Lebenskräfte zu verzehren. Im Dezember 1809 kehrte sie mit dem Könige nach Berlin zurück. Unter den vielen Beweisen der Liebe, die sie auf der Reise erhalten, war das Zusammentreffen mit dem alten Nettelbeck in Stargart bemerkenswert, der sich bei der Belagerung von Colberg an der Seite Gneisenau's rühmlichst ausgezeichnet hatte. In seiner Rührung sagte der Greis zur Königin: „Gott erhalte Sie, meine gute Königin zum Troste unseres Königs, denn ohne Sie wäre er schon längst untergegangen!“

In Berlin wurde dem Königspaar ein begeisterter Empfang bereitet, aber mit dem Gesundheitszustand der Königin stand es schlecht.

Das Fieber kehrte wieder, dazu kamen Brustbeklemmungen. Sehnsucht erfüllten die hohe Kranke, ihren Vater und die greise Großmutter in Strelitz zu besuchen. Dorthin reiste sie Ende Juni 1810.

Frau von Berg berichtet über den Empfang der Königin in Strelitz: Alles war versammelt, da trat die Königin ein. In ihrem Wesen lag eine über alle Beschreibung erhabene Hoheit und Milde. Sie sah aus wie eine Geprüfte und bewährt Befundene, die mit der Erde fertig, nur noch durch die Bande der Liebe daran festgehalten wird. Ihre schönen, edlen Züge trugen das Gepräge tiefsten Leidens und wenn sie die Augen gen Himmel hob, so sprach ihr Blick vielleicht unwillkürlich die Sehnsucht nach der Heimat aus. Als einige Damen die sie von früher her kannten, und denen sie sich vertraulich näherte, sich mit Wohlgefallen über die Perlen äußerten, welche die Königin als einzigen Schmuck trug, da antwortete sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich, denn sie bedeuten Thränen, und deren habe ich viele vergossen!“ Als der

König einige Tage später nach Strelitz kam, ergriff die Königin ein Stück Papier vom Schreibtische ihres Vaters und schrieb:

„Mein lieber Vater! Ich bin heut sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer!"

Neu-Strelitz, den 28. Juni 1810. Luise.

Am 3. Juli mußte der König nach Charlottenburg zurück. Von dort kam die Nachricht, er sei erkrankt. Die Königin wollte hin, ihn zu pflegen. Da stellten sich von neuem Brustbeklemmungen ein. Glücklich machte es sie, als sie die Genesung des Königs erfuhr und daß er mit den Kindern zu ihr kommen werde.

In der Nacht zum 19. Juli traten die Beklemmungen heftiger ein. Am Tage darauf langte der König mit dem Kronprinzen und Prinzen Wilhelm an.

Die Königin war äußerst schwach. Sie empfing ihre Lieben mit einem unbeschreiblichen Blick voll Zärtlichkeit und Freude, aber auf ihrem Antlitz waren schon die Zeichen des herannahenden Todes eingegraben.

Sie küßte den König und dieser weinte bitterlich.

Da frug sie: „Bin ich denn wirklich so gefährlich krank?"

Nach diesen Worten verlor der König seine Fassung und verließ für kurze Zeit das Gemach. Zu der greisen Großmutter, die ihm nachging, sagte er verzweifelt: „Wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben, da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß." Er raffte alle Kraft zusammen und führte die Kinder an das Krankenlager der Mutter. „Ach, sagte sie, lieber Fritz, lieber Wilhelm, seid Ihr da?"

Die Prinzen schluchzten laut; man führte sie wieder hinaus.

Von Neuem traten heftige Brustkrämpfe ein. Man suchte der Sterbenden Erleichterung zu verschaffen, indem man sie aufrichtete. „Ach, mir hilft nichts mehr als der Tod!" sagte sie schwach. Später rief sie schmerzlich aus: „Ich sterbe, Herr Jesu, Herr Jesu, mach' es kurz!" Noch einen tiefen Athemzug — und das edelste Frauenleben hatte ausgehaucht.

Es war um 9 Uhr Vormittags am 19. Juli 1810, als die leuchtenden Augensterne sich für immer geschlossen hatten, die auf Jeden, den sie angeblickt, einen wahren Zauber der Liebe geübt.

Diese Liebe, diese Bewunderung, welche die edle, in Jugend und Schönheit so früh dahingegangene Königin sich während eines kurzen aber inhaltschweren Lebens errungen, sie werden ihr ewig gewidmet sein.

Königin Luise ist ihrem Volke nicht gestorben. Ihr unsterblicher Name, die Erinnerung an die Seelengröße, die sie im Unglück bewiesen, waren es, welche die deutsche Jugend 1813 todesmutig in den Kampf für Deutschlands Befreiung geführt, sie zur Begeisterung entflammt hatten.

Ihr Genius schien voranzuleuchten, als ihr Sohn Wilhelm sechzig Jahre nach ihrem Tode die Deutschen gegen den Erbfeind nach Frankreich führte, ihre Leiden scheinen gerächt in der Demütigung, welcher Napoleon III. erlag.

Die deutsche Kaiserkrone ist im Andenken an die edle, königliche Dulderin, wie von einem Strahlenkranz umflossen. In kindlicher Pietät hält der greise Kaiser Wilhelm jede Erinnerung an seine unvergleichliche Mutter Luise lieb und werth.

Aber nicht nur ihr Geist lebt in ihren Kindern, Enkeln und Urureukeln, wie im deutschen Volke fort, sondern die Kunst hat auch die Schönheit ihrer edlen Gestalt ihres lieblichen und doch hoheitsvollen Antlitzes unsterblich gemacht.

In Charlottenburg im Mausoleum ruht die herrliche Frauengestalt der Königin Luise an der Seite ihres Gemahls, König Friedrich Wilhelm III.

Der Genius des Bildhauers Rauch hat dies seltne Kunstwerk geschaffen, welches unzählige Pilger andachtsvoll und bewundernd aufsuchen.

Als ein Jahrhundert vorübergeflossen war, seit Luise dereinst das Licht der Welt erblickt hatte, da legte die Liebe eines ganzen Volkes den Grundstein zu einem Denkmal, das sich jetzt im Stadtpark von Berlin (Thiergarten) in dessen schönsten Anlagen erhebt.

Ein Berliner Künstler, Enke, hat es geschaffen und als es am 19. März 1880 enthüllt ward, da standen vor ihm entblößten Hauptes und in tiefster Bewegung Luisens Sohn, Kaiser Wilhelm und seine hohe Gemahlin, ihr Enkel, der Kronprinz mit seiner Gemahlin, ihre Urenkel und ihre Kinder Prinz Karl und Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg. Durch des Laubes Grün schimmert die Statue König Friedrich Wilhelm III., der sein Antlitz dem herrlichen Bildniß seiner geliebten Königin Luise zukehrt.

In der Festesstimmung jener Enthüllung schrieb ich folgende Strophen:

Es strahlt nach düstren Winterstagen
Ein heller Frühlingssonnenschein
Verklärend auf die Erde nieder,
Erwärmend in das Herz hinein.
Da sieht man frohe Menschen wallen
Hin zu dem Park der Residenz;
Es lockt sie eine seltne Feier
Nicht nur der hoffnungsreiche Lenz.
Erinn'rung gilt es, die voll Wärme
Ein jedes deutsche Herz durchglüht,
Wenn es das Bild der allgeliebten,
Der Königin Luise sieht,
Heut steht des Künstlers Werk vollendet,
Heut sinkt der Schleier von dem Bild,
Das noch die spätesten Geschlechter
Entzücken wird, von Lieb' erfüllt.
Das stille Eiland ist verwandelt:
Ein Blumenflor von seltner Pracht
Sprießt um das Denkmal, das umhüllte,
Gezaubert hin in einer Nacht.
Es harrt in andachtsvollem Schweigen
Das Volk des großen Augenblicks.

Dort, im geschmückten Kaiserzelte
Weilt ihr Geschlecht, bewußt des Glücks.
Mit Sang und Wort beginnt die Feier,
Dann plötzlich steht enthüllt der Stein!
Ein Frauenbild sieht hold hernieder
So mütterlich, so hehr und rein!
Dort durch das Laubesgrün verwundert
Schaut Friedrich Wilhelms Standbild her:
Luise, seines Lebens Engel,
Die einst mit ihm gelitten schwer. —
Es tritt der Kaiser aus dem Zelte,
Bewegt spricht er den Künstler an,
Umarmt den Bruder und die Schwester
Und sieht zur Mutter Bild hinan:
„Dein Vorbild Königin Luise
In Hütten und Paläste dringt!
Das ist die Ewigkeit der Liebe,
Die sich ein edler Mensch erringt.“



Elisabeth Fry.

Die Reformerin der englischen Gefängnisse,

geboren den 21. Mai 1780, gestorben den 12. Oktober 1845



Unter den vielen humanen Regungen, durch die das neunzehnte Jahrhundert sich auszeichnet, ist die Reform des Gefängniswesens nicht die unwichtigste.

Während man früher nur die Abschreckungstheorie befolgte, führt man jetzt vorzugsweise den Grundsatz der anzustrebenden Besserung der Sträflinge durch.

Wie Entsetzen erregend die Kerker früherer Zeiten waren, davon geben einzelne Ueberreste noch Kunde, welche uns schaudernd daran denken lassen, wie unmenschlich und erbarmungslos nicht allein Verbrecher, — sondern oft unschuldige Menschen aus Haß, Rache, Furcht und Neid behandelt wurden.

In jene alten Gefängnisse drang niemals ein Sonnenstrahl; meist waren es unterirdische Räume, in deren verpesteter Luft Männer und Frauen, teils vereinzelt, teils ohne Wahl gemeinsam ihre Strafen abbüßten.

Man glaubte gegen Verurteilte keine andern Verpflichtungen zu haben, als sie unschädlich für die Gesellschaft zu machen. Viele der Unglücklichen gingen am Schmutz und Hunger zu Grunde, andre an der brutalen Behandlung ihrer Wärter, — der Folter nicht zu gedenken, an die sich sogar Greise noch aus ihrer Kindheit erinnern und deren Marterwerkzeuge wir mit Grausen betrachten.

Wie sehr ist daher die Energie der Barmherzigkeit zu preisen, die in die Gefängnisse drang und den ersten leuchtenden Strahl der Menschenliebe den Unglücklichen brachte, die in dumpfer Verzweiflung dahin schmachteten, ohne Hoffnung, ohne Reue.

Und diese Energie besaß eine Frau; sie war die erste, welcher das Mitgefühl und die Frömmigkeit den Mut gab, zu den Verbrechern herabzusteigen und ihnen das Wort der Erlösung und des Trostes zu verkündigen; sie war die erste, die den Machthabern zurief: „Wer ist schwerer verantwortlich, der Sträfling, den die Verhältnisse oft zum Verbrecher stempelten oder die Gewaltigen, die eine fortgesetzte Reihe von Verbrechen an Leib und Seele der Gefangenen begehen, statt sie wieder der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen?"

Diese Frau war Elisabeth Fry, geboren den 21. Mai 1780, als dritte Tochter des Grundbesitzers John Gurney Esqu. von Earlham und seiner Frau Catherine Bell in der Grafschaft Norwich.

Die Mutter gab ihren elf Kindern eine äußerst sorgsame Erziehung, wie aus ihrem Tagebuche hervorgeht, in welchem sie unter andern Betrachtungen sich eines Tages darüber klar zu werden suchte, was Mädchen an Kenntnissen beizubringen wäre. Ihre Worte waren: „Es ist wichtig, alle Fähigkeiten im Kinde auszubilden, damit es sich dereinst durch seine Kenntnisse nützlich mache. Notwendig und angenehm ist die gründliche Kenntnis der Muttersprache; dann der lateinischen zur Schärfung des Verstandes, der französischen, als der neueren Sprache, die im Umgang schwer zu entbehren ist. Auch müßten Mädchen in allen Handarbeiten unterrichtet werden und in der Kunst des Haushaltens. Die einfachen Schönheiten der Mathematik sind bestimmt, unsern Verstand zu schärfen, alte und neue Geschichte, Geographie und Chronologie, Naturgeschichte und Zeichnen nach der Natur sind notwendig; die letzteren, um die Anschauungen und Begriffe zu klären. Der größte Teil des Lebens der Frau ist häuslichen Pflichten gewidmet. Sie muß daher alles durch eigene Arbeit kennen lernen, was zum Haushalten gehört. Sparsamkeit, Handarbeiten, Kochen.

Es muß den Mädchen ferner beigebracht werden, daß gute Manieren und anmutige Sitten den Reiz der Frau ausmachen und daß ohne diese selbst die glänzendsten Eigenschaften verdunkelt würden."

Die fromme und schöne Mutter wohnte allen Unterrichtsstunden bei, erteilte sie wohl auch selbst, las ihnen die Bibel vor, begleitete die Kinder auf den Spaziergängen und suchte ihren religiösen Sinn auf streng wissenschaftlicher Basis durch Unterhaltungen zu wecken.

Aber nur kurze Zeit war sie berufen, diesen Einfluß zu üben. Sie starb nach kurzer Krankheit im Jahre 1792, tief beklagt von ihrer Umgebung. Von ihren elf verwaisten Kindern war das älteste 17, das jüngste 2 Jahr alt. Elisabeth war damals 12 Jahr und der Schmerz um die geliebte Mutter gab ihr eine ernste Richtung, obgleich sie es nicht verschmähte, mit ihren Schwestern auszureiten und an Tanz und Freuden teilzunehmen. Herr Gurney, ihr Vater war durch seine umfassenden Geschäfte viel vom Hause fern. Auch er folgte der frommen Strömung seiner Zeit und gehörte zur Gemeinde der Freunde. An diesen Versammlungen mußten auch seine Kinder teilnehmen, was vom größten Einfluß auf Elisabeth's Leben wurde. Eines Tages, es war am 4. Februar 1798, da saßen die sieben Schwestern wie schon oft in einer der Versammlungen der Quäker, die in der Kirche stattfand. William Savery, ein berühmter Amerikaner, predigte. Es herrschte damals der Kampf der Aufklärung gegen die Orthodoxen. Viele Sekten entstanden, da sich diejenigen zusammenscharten, deren Gemüt sich zur Frömmigkeit neigte und die erfüllt waren von den Lehren des Christenthums.

Des Predigers Stimme und der Inhalt seiner Rede waren anziehend; Elisabeth hörte gespannt zu. Nach dem Gottesdienste ging sie zu ihrem Vater und bat, zu

Tische zum Onkel Joseph Gurney mitgenommen zu werden, wo William Saverny speisen sollte; ihr Wunsch wurde bewilligt. Nachmittags war wieder Versammlung. Betsey war sehr bewegt und weinte viel. Am nächsten Morgen kam William Saverney in ihr Haus; er richtete seine Worte besonders an Elisabeth und prophezeite ihr, daß sie zu einem großen Werke ausersehen sei.

Von diesem Tage änderten sich ihre Meinungen gänzlich; sie legte ihre bunte Gewandung ab und kleidete sich als Quäkerin. Damit sie bei ihrer Jugend nicht voreilig über ihre Lebensrichtung bestimmen möge, sandte sie der Vater auf einige Zeit nach London, um das Treiben der Welt zu sehen und auch andere religiöse Körperschaften, als die in dem einförmigen Gewande der Quäker, kennen zu lernen. Dennoch blieb ihr Entschluß unerschütterlich, wovon die ernsten und frommen Lebensregeln zeugen, welche sie in ihrem Tagebuch verzeichnete. Sie widmete nun ihre Zeit den Armen und Kranken in Norwich und leite eine Schule für unbemittelte Knaben, die bald 70 Schüler zählte.

Am 19. August 1800 heiratete Elisabeth Gurney Herrn Joseph Fry, einen City-Kaufmann.

Ihr Mann wohnte als jüngerer Teilnehmer des Geschäfts im selben Hause, das den Namen trug St. Mildred's Court. Hier hatte die religiöse Genossenschaft bei ihren vierteljährlichen Versammlungen stets gastliche Aufnahme gefunden. Der jungen Frau erwuchs die Aufgabe, eine ausgedehnte Gastfreundschaft zu üben, neben all' den Pflichten, die sie bei der schnell anwachsenden Familie als Mutter und denjenigen, die sie im Zusammenhang mit dem Vaterhaus und ihren zahreichen Geschwistern zu erfüllen hatte.

Als ihr Vater gestorben war, sprach sie zum ersten Mal öffentlich an seinem Sarge vor der Versammlung der Trauernden. Kurze Zeit darauf wurde sie von der Gemeinde zum Prediger ernannt (Minister). In dieser Eigenschaft machte sie im Oktober 1811 die erste Missionsreise in Begleitung eines Amerikaners Henry Hull und ihrer jüngsten Schwester Priscilla!

Ihre Thätigkeit widmete sie schon damals am meisten den Gefangenen und that somit die ersten Schritte auf dem Wege, auf dem sie so Bewundernswertes geleistet hat.

Wir finden in ihrem Tagebuch die erste Notiz über ihren Verkehr mit Verbrechern am 16. Februar 1813. Sie schrieb: „Gestern brachten wir einige Stunden in Newgate mit den armen Verbrecherinnen zu. Wir sind schon zweimal vorher dort gewesen. Ehe wir sie verließen, betete ich laut unvorbereitet; ich hörte in der Stille weinen. Es war ein rührender Anblick diese armen Weiber in ihrem traurigen Zustande auf den Knien um uns her."

Der Tod einer kleinen geliebten Tochter schmerzte sie tief, unterbrach aber nicht ihr Wirken. Ihre nächsten Jahre waren mit Einrichtung von Schulen und Bibelgesellschaften ausgefüllt, bis sie auf Veranlassung ihres Schwagers, Herrn Hoaves, um 1816 die Besserungsanstalt für weibliche Verbrecher in Cold Bath Field besuchte. Die

Gefängnisse befanden sich damals in einem sehr beklagenswerten Zustande. Frauen, der verschiedensten Vergehen angeklagt, waren mit ihren Kindern unter Aufsicht eines Wächters ohne jegliche Beschäftigung in engen Räumen zusammengedrängt, in denen sie schliefen, kochten und den Tag verbrachten.

Durch unermüdliche Vorstellungen und Eingaben bei den betreffenden Behörden erreichte Frau Fry die Ernennungen von Aufseherinnen, anständigere Kleidung für die Gefangenen und Einrichtung von Schulen für deren Kinder, sowie Austeilung von Arbeitsmaterial und die Einwilligung, sie besuchen und Bibelstunden mit ihnen halten zu dürfen.

Bald hatte sie die Genugthuung auch von anderen Städten Englands, von Petersburg, für die Prinzeß Sophia Mestchersky, von Amsterdam, von Turin für die Marquise de Barolnée Colbert um ihren Rat gefragt zu werden. Mehrere Gleichgesinnte Damen schlossen sich ihr unter dem Namen „Brittischer Frauen-Verein" an. Derselbe stellte sich zur Aufgabe, die Besserung weiblicher Gefangenen zu fördern. (Ladies British Society for Promoting of Female Prisoners.) Diese edle Schwesterschaft richtete nun ihre Aufmerksamkeit auf die Transport-Schiffe, welche die Verbrecherinnen in die Südsee-Colonien brachten. Auch hier gelang es ihnen, eine menschlichere Behandlung der armen Verdammten und Ordnung unter denselben zu erzielen. Frau Fry besaß ein seltenes Talent, stets die richtige Person für einen Posten herauszufinden.

Im August 1818 ging sie teils in ihrer Eigenschaft als Prediger der Quäker, teils um die Gefängnisse zu besuchen, mit ihrem Bruder Joseph John Gurney nach Schottland; dort fand sie die Gefängnisse in einem fast noch schrecklicheren Zustande, wie in England. Schuldner, Verbrecher und Wahnsinnige in dumpfer, enger Zelle beisammen. Auch hier brachte ihr Einfluß, ihre segensreiche Persönlichkeit eine Aenderung zum Besseren hervor.

Der Sommer 1819 findet sie mit ihrem Gatten und Kindern nach häufiger Trennung in ihrem alten Familiensitz Plashet; im Herbst siedelten sie auf einige Wochen nach Broadstairs über; hier beginnt Frau Fry ihre Seegras- und Muschelsammlung, an die sich für sie und ihre Familie die Erinnerung köstlich verlebter Stunden knüpft. Doch mit dem Winter ergriff sie mit erneuter Energie ihre segensreiche Thätigkeit wieder.

Die hohen und höchsten Persönlichkeiten des Landes gingen auf ihre Vorschläge ein und unterstützten ihre Reformen. Die Gemahlin George III., Charlotte, so wie Adelaide, Gemahlin William IV., bezeigten ihre huldvolle Teilnahme. Die Herzogin von Glaucester wurde Patronin der Ladies British Society for Promoting the Reform of Female Prisoners, als dieser Verein im Jahre 1824 sein Stiftungsfest feierte.

Durch Frau Fry angeregt, hatte Frl. Nearl, eine ebenso wohlthätige, wie reiche Dame, ein Asyl für entlassene Gefangene gegründet, wo diese zu einem sittlichen Wandel und zur Arbeit angehalten wurden unter dem Namen Tothill Fields Asylum. Eine

andere Zweiganstalt dieses edlen Frauenvereins ist die Aufnahme-Anstalt für verwahrloste Kinder und minderjährige entlassene Sträflinge.

Eine gänzliche Abspannung der Kräfte, die einen Aufenthalt in Brighton nötig machte, leitete Frau Fry's Aufmerksamkeit auf ein neues Feld der Thätigkeit, nämlich auf die Armenpflege durch Besuche und unmittelbares Eingreifen der Wohlhabenden. Der Anfang einer andern sehr segensreichen Einrichtung schreibt sich von diesem Aufenthalt in Brighton her.

Schmuggeln war damals noch im vollsten Gange. Die Stationen der Küstenwächter (Coasts-Guards) waren sehr einsam und abgelegen. Sie veranlaßte die Einrichtungen von Leihbibliotheken für diese Familien, was ein höchst wohlthätiger Einfluß wurde.

Später stiftete sie Bibliotheken für die Hospitäler zu Haslar und Plymouth, was von Sir W. Burnett, dem Oberstabsarzt anerkannt wurde und Frau Fry ermutigte, nach einigen Jahren eine neue Eingabe zu machen, um diese Einrichtung in allen Hospitälern zu treffen. Der Vorschlag fand günstige Aufnahme bei Sir R. Peel und Sir Thomas Freemantle.

Auf einer ihrer Reisen in der Eigenschaft als Prediger lernte Elisabeth die begabte und religiöse Hannah Moore kennen.

Um diese Zeit trafen die Familie schwere Vermögensverluste; sie beschlossen, den schönen Landsitz Plashet aufzugeben und in das Geschäftshaus zu ziehen, in welchem jetzt ihr ältester Sohn wohnte. Bei den jüngeren Kindern brachen die Masern aus und zwangen die Familie, sich wieder zu trennen, bis sie endlich in Upton Lane, einem Hause des Bruders der Frau Fry und an dessen Grundstück grenzend, einen Wohnsitz fanden.

Nach diesen trüben und angreifenden Ereignissen unternahmen Herr und Frau Fry mit zweien ihrer Töchter eine Reise zu den Verwandten in Norfolk. Sie suchten Earlham auf, die Heimat ihrer Kindheit, dann Northrepps Hall, den Wohnsitz ihrer Schwester, die mit T. F. Buxton verheiratet war. Mit dem wärmsten Interesse folgte sie dessen Kämpfen im Parlament, wo er oft allein gegen die Majorität für die Aufhebung des Sklavenhandels sprach.

Einige ihrer Verwandten waren zur Episcopal-Kirche übergetreten, jedoch die Innigkeit der Familie war dadurch nicht gestört worden.

Der Tod des Herzogs von Glaucester 1834 berührte sie schmerzlich. Von ihrer frühesten Jugend an, als er in Norwich in Quartier lag und den jungen mutterlosen Schwestern in Earlham manch' wohlmeinenden Rat gab, war er ihr ein aufrichtiger Freund gewesen.

Ein Wagenunfall, der Herrn Fry und eine der Töchter auf der Reise durch die Normandie traf, rief Frau Fry, die sich grade zur vierteljährlichen Versammlung der Freunde auf der Insel Jersey befand, in Begleitung ihres ältesten Sohnes William sogleich dorthin. Zum Glück waren ihre Lieben bald hergestellt und sie benutzte diesen Aufenthalt auch hier, die Gefängnisse zu besuchen und ihre Reformvorschläge zu machen.

Bei einem zweiten Besuche in Frankreich wurde sie und die sie begleitenden Freunde der königlichen Familie vorgestellt. Auch hier fand sie wohlwollendes Eingehen auf ihre Ideen.

Es schien ihr eine Pflicht, auch Spanien zu besuchen, obgleich sie hier mehr noch wie in Frankreich auf manchen Widerstand von Seiten der katholischen Priesterschaft stieß.

Ihren Rückweg nahm sie über Genf, Lausanne, Bern, woselbst sie das ausgezeichnete Knabeninstitut des Dr. Fellenberg besuchte. Ueberall fanden ihre Ratschläge Gehör und Befolgung.

Bei ihrer Heimkehr wartete ihrer eine neue Ermutigung. Sie selbst schreibt darüber: „Upten Lane, den 1. des siebenten Monats 1840. Heute wurde ich in Begleitung meines Bruders Samuel Gurney und William Allens nach Bukingham Pallace zu unserer jungen Königin befohlen. Die Unterredung war kurz.“

Auf einer lang geplanten Reise konnte Frau Fry keine ihrer Töchter mitnehmen; die älteste stand dem väterlichen Hauswesen vor, und die verheirateten konnten ihre eigenen Familien nicht verlassen. Sie genoß indes die Begleitung ihres Bruders Samuel Gurney und seiner begabten Tochter Elisabeth, jetzt Frau von Bunsen, die so ganz in ihrer Tante Ideen einzugehen verstand. Sie nahmen ihren Weg über Gent und Brüssel, woselbst sie durch Vermittelung der Herzogin von Kent dem Könige vorgestellt wurde. Von dort besuchten sie die Gefängnisse in Rotterdam, Gouda, Zeist, Utrecht, Zwolle und Winden. Auch nach Süddeutschland kamen sie auf dieser Wanderung, indem sie einer Gemeinde der Freunde in Pyrmont einen Besuch abstatteten und sich dann nach Hannover begaben. Hier wurde Frau Fry eine Unterredung mit der Königin von Hannover geboten, über die sie sich sehr befriedigt äußerte. Die Königin versprach gleichfalls, die Gefängnisse und Bibelgesellschaften zu patronisiren.

Nun richtete die Reise sich nach Berlin, wo der Empfang von allen Klassen der Bevölkerung bis herauf zur königlichen Familie ein sehr herzlicher war.

Nach dem frühen Tode der Königin Luise leitete Prinzeß Wilhelm die Erziehung der königlichen Kinder. Bei ihr fand Frau Fry aufrichtiges Verständnis und Mitwirkung bei ihren Bemühungen für die Verbesserung der Gefängnisse. Ein Brief ihrer Nichte Elisabeth Gurney schildert den lebhaften, tiefen Eindruck, den Frau Fry's Erscheinen und Reden gemacht. In einem großen Saale des Hotel de Russie hielt sie ihre Versammlungen. Sie begann damit, den abschreckenden Zustand der Londoner Gefängnisse zu beschreiben und die Reform, die mit Gottes Hülfe hervorgebracht worden war und schloß ihre lange Rede mit einem ernsten Aufruf besonders an die Damen Berlin's sich zu einem ähnlichen Wirken zu vereinen. Am nächsten Tage ward sie nebst vierzig anderen Damen und Graf Göben als Dolmetscher zur Prinzeß Wilhelm befohlen. Die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses besonders der Kronprinz bewiesen ihr das lebhafteste Interesse und selbst der König nahm eine Adresse an, in welcher sie ihn bat, der lutherischen Gemeinde in seinem Reiche freie Ausübung zu gewähren. Auf ihrer Heimreise besuchte Frau Fry Kaiserswerth, wo der Pastor Fliedner seit vier Jahren eine Anstalt gegründet hatte, eine religiöse Schwesterschaft zu Kranken-

pflegerinnen zu bilden. Bei ihrer Rückkehr nach London ließ es sich Frau Fry angelegen sein, ein ähnliches Pflegerinnen-Institut ins Leben zu rufen. Da sie selbst zu sehr in Anspruch genommen war, übergab sie den Plan ihrer Schwägerin, der Frau Samuel Gurney und deren Töchtern. Die Pflegerinnen dieser Anstalt wohnen im Heim, tragen eine einfache Kleidung und werden hier bezahlt, dürfen aber nichts von Kranken annehmen. Diese Anstalt nennt sich „Pflegerinnen-Institut." **Nursing sisters Institution; Deveshire Square, Bishopgate, Street-City.**

Die verwitwete Königin Adelaide wurde Patronin und Lady Inglis Präsidentin des Damenkomitees.

Frau Fry trat nun wieder voll in ihren früheren Wirkungskreis ein, besuchte und las den Gefangenen vor, betete mit den zur Transportation bestimmten Verbrecherinnen, sorgte für ihr leibliches Wohl während der Reise und erwirkte ihnen Schutz und Hülfe beim Landen in den Kolonien.

Die vielen Anforderungen und Anfragen, die vom Kontinent, von Plätzen, die Frau Fry noch nicht besucht hatte, kamen, bewogen sie, sich noch einmal von Mann und Kindern zu trennen, um in Begleitung ihres Bruders Joseph John Gurney, der lange Missionär in Amerika gewesen, dessen Tochter Anna und ihrer Nichte Elisabeth, die schon auf ihrer ersten Reise ihre treue Begleiterin war, die ermüdende Reise zu unternehmen.

Es war eine hohe Freude für Frau Fry überall, was sie begonnen, im besten Fortgang zu finden, wie in Rotterdam, Gouda, Brüssel. Ein Brief des Prinzen Albert führte sie hier bei der königlichen Familie ein.

Frau Fry ließ auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen, dem Prinzen in ihrer schlichten überzeugenden Weise seine westindischen Kolonien. die religiöse Erziehung seines Volkes und die Strafe in den Gefängnissen als Mittel zur Besserung an's Herz zu legen, und schied mit einem Segen für ihn und sein Haus.

Ueber Bremen gingen sie nach Hamburg, woselbst sie das Rauhe-Haus, 1833 von Herrn Wichern gegründet, besuchten. Es ist dies eine Besserungsanstalt für Knaben und zugleich Akademie für Missionäre.

Einen kurzen Besuch stattete Frau Fry und ihre Begleiter in Dänemark ab, woselbst sie gleichfalls auf das Wärmste von der königlichen Familie empfangen wurden. Auch hier war sie mutig genug ihre Ansichten über den noch existirenden Sklavenhandel in den westindischen Inseln und die religiöse Intoleranz im Lande auszusprechen. Nun reiste sie über Hamburg, Minden, Pyrmont, Magdeburg und Wittenberg nach Berlin. Die königliche Familie weilte zur Zeit in Schlesien und dorthin berief eine Einladung die Reisenden. König und Königin weilten in Erdmannsdorf, Prinz und Prinzeß Wilhelm mit ihren Kindern, Prinz Waldemar, Adalbert und Prinzeß Marie in Fischbach, gleichfalls Prinz Carl, Prinz und Prinzessin Friedrich der Niederlande in Schildau. In diesem lieblichen Lande, in Gesellschaft der Hohen der Erde, schlug Elisabeth Fry, die schlichte Quäkerin, für kurze Zeit ihr Lager auf. Obgleich körperlich höchst angegriffen, hielt sie sich wunderbar aufrecht. Sie ergriff stets den rechten Augenblick,

die religiösen Ansichten, die sie für die rechten hielt, zu predigen. Sie hielt ihren andächtigen Zuhörern die Pflichten vor, die der Einfluß eines hohen Standes mit sich bringt, die Verantwortlichkeit durch ihr Beispiel zum Guten oder Bösen zu leiten. Während dieses Aufenthaltes besuchte sie auch die Tyroler aus dem Zillertal, die wegen Religions-Verfolgung aus Oesterreich geflohen waren, und denen die edle Gräfin Reden Beschützerin geworden war

Frau Fry fühlte ihre Kräfte schwinden; sie sehnte sich nach Mann und Kindern, somit nahm sie Abschied von ihren königlichen Freunden und begab sich mit Bruder und Nichte auf die Heimreise. Indes noch einmal sollte ihr die Freude werden, den Monarchen, der so aufrichtig mit ihr in ihren religiösen Ansichten sympatisirte, zu sehen. Es war, als derselbe nach England gekommen war, um in Person bei dem Prinzen von Wales Gevatter zu stehen.

Frau Fry wurde in Begleitung ihres Mannes und einer Tochter in die Residenz des Oberbürgermeisters (Mansion House) zur Tafel befohlen. Der König sprach den Wunsch aus, am nächsten Tage von ihr im Newgate Gefängnis herumgeführt zu werden. Und hier in Gegenwart des Königs, vieler vornehmer Herren und Damen, ganz als ob sie allein mit den Gefangenen sei, las sie einen Bibelabschnitt, erklärte denselben und betete mit und für alle. Am Arme des Königs verließ sie das Gefängnis. Dieser, obgleich es gegen die Etiquette war, bestand darauf, sie in ihrem Hause in Upton zu besuchen. Hier war sie die einfache Hausfrau und Mutter, umgeben von ihren 8 Töchtern und Schwiegertöchtern, 7 Söhnen und 25 Enkeln.

Frau Fry's Gesundheit schien sich im letzten Jahre etwas gestärkt zu haben, so daß sie ihrem Wunsche, Paris nochmals zu sehen, nachgeben konnte. Bei dieser Gelegenheit hatte sie eine Zusammenkunft mit der verwittweten Herzogin von Orleans und deren Mutter, der Herzogin von Mecklenburg, welche ihr sehr wohlthuend war.

Protestanten aller Nationen hielten Versammlungen in ihren Räumen, um Fragen über Religion und Philantropie zu behandeln. Bei einer solchen Réunion hielt sie dem Minister M. Guizot die Intoleranz gegen die Protestanten in Frankreich und die Sklaverei der Neger vor und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Sandwich-Inseln, von deren Könige Hamehameha III. sie einen Brief erhalten hatte, in welchem er sie bat, ihren Einfluß zu gebrauchen, die Einfuhr berauschender Liqueure in sein Königreich zu verhindern, da dieselben einen beklagenswert entsittlichenden Einfluß ausübten.

Am 21. Juli 1843, von ihrem Bruder Samuel Gurney und einer seiner Töchter begleitet, wohnte sie zum letzten Male in ihrer Eigenschaft als Prediger der vierteljährlichen Versammlung in Hertford bei. Upton-Lane, wurde nun der Sammelplatz der Abgeordneten aller Länder gegen die Sklaverei und für die Verbreitung und Erhaltung des Friedens. Frau Fry blieb stets dieselbe, ruhig und überzeugend, ermahnend, tröstend. Und obgleich Schlag auf Schlag sie traf, konnte ihr starker Glaube nicht gebeugt werden. Ihre geliebte Mitarbeiterin und Schwägerin gleichen Namens starb; schmerzlicher noch war es, als am heftigen Scharlachfieber zwei Enkel

und ihr teurer ältester Sohn William erlagen. Sie aber suchte ihren eigenen Schmerz zu überwinden, um die Verwandten zu trösten und in der Gemeinde ihr Amt zu erfüllen. Im Rollstuhl ließ sie sich in das Versammlungshaus fahren, wo ihre volle, klare Stimme ungeschwächt in Rede und Gebet ertönte. Im Sommer 1845 brachte ihre Familie sie in ein schön gelegenes Haus bei Ramsgate. Ihre körperliche Schwäche nahm allmählich zu, aber ihr Geist blieb klar.

Ihr Gatte, ihre Töchter und eine alte Dienerin pflegten sie abwechselnd.

Am Sonntag Morgen, den 12. Oktober, hauchte sie mit einem Seufzer ihre Seele aus; ihre letzten Worte waren: „O Herr, halte und schütze Deine Magd."

Auf dem kleinen Begräbnisplatz „der Freunde" in Barking wurde sie neben dem Grabe ihres kleinen Kindes in die Gruft gesenkt.

Die Sekte, zu der sie gehörte, hält keine besonders angeordnete Bestattungsrede. Ihr Bruder Joseph John Gurney redete die Anwesenden an und sprach ein feierliches Gebet.

Von allen Aussprüchen ist wohl keiner so bezeichnend für sie im Leben und Tode, wie der:

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn starben, sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach."



Nachschrift der Verfasserin.

Im Jahre 1881 weilte ich in London, als Theilnehmerin des Kongresses für den britisch-kontinentalen Bund zur Hebung der Sittlichkeit.

Eines Tages waren wir zu einer Konversation zu Mr. Gurney gebeten. Seine Villa, umgeben von parkähnlichem Garten, liegt nahe dem Regent-Park, mit der Aussicht auf denselben. Nachbarlich daneben die Villa des Herrn von Bunsen, Schwager des Mr. Gurney.

Bei meinem Eintritt in den Garten tönte mir Stimmengewirr entgegen: Ein Theil der zahlreich anwesenden Gesellschaft weilte auf dem Balkon, ein anderer im Garten. In den Vorhallen, auf den Treppen, in den Wohnräumen wie im Erfrischungszimmer standen Damen und Herren lebhaft plaudernd. Plötzlich hieß es, Herr und Frau Gurney wollten uns das Bild ihrer vor dreißig Jahren gestorbenen, berühmten Verwandten **Elisabeth Fry** zeigen. Da verstummte jedes Gespräch; der kleine Salon, in dem das Wandgemälde sich befand, konnte nicht auf einmal die Zahl der Gäste fassen.

Elisabeth Fry stand vor uns in ihrer einfachen Quäkertracht, wie sie die Unglücklichen im Gefängnis tröstet. Der milde, erhabene Ausdruck ihres Antlitzes fesselte, und Alle beseelte der Gedanke: Geheiligt die Stätte, in der die Erinnerung an einen edlen Menschen pietätvoll gepflegt wird.

Maria Paulowna.*)

Großherzogin zu Sachsen-Weimar-Eisenach, Großfürstin von Rußland,

(geboren den 16. Februar 1786, gestorben den 23. Juni 1859).



I. Im Elternhause von 1786—1804.

Es war ein schönes und glückliches Familienleben, in welchem Maria Paulowna, geb. am 16. Febr. 1786, als fünftes Kind des Großfürsten, späteren Kaisers Paul I. und seiner zweiten Gemahlin Maria Feodorowna, einer geborenen Prinzessin von Würtemberg, heranwuchs.**) Ihre Geschwister, vier Brüder und fünf Schwestern, ausgezeichnet durch Schönheit der Gestalt und hohe Geistesbildung, schauten, wie sie, mit gleicher Liebe und Ehrfurcht zu ihrer erhabenen Mutter empor, einer Frau von außerordentlichen Tugenden. Voll von Güte und Sanftmut, von vielseitiger Bildung und lebhaftem Interesse für alles geistig Anregende, war diese unermüdlich im Wohlthun und in der Fürsorge für milde Stiftungen.

Kaiser Paul hatte bei seiner Thronbesteigung dem Protektorat seiner Gemahlin Maria die Erziehungsgesellschaft der adligen Fräulein, das bekannte Smolnasche Stift und die beiden Findelhäuser in Petersburg und Moskau, unterstellt, und sie nahm sich dieser Anstalten so sehr an, daß das Smolna-Stift zur ersten und berühmtesten Mädchenerziehungsanstalt im Reiche wurde und die Findelhäuser zu bedeutenden Mitteln

*) Quellenstudium: Das Großh. Sächs. Staats- und Hausarchiv mit gnädigster Erlaubniß S. K. H. des Großherzogs und des Staatsministeriums.

Ein fürstliches Leben v. Preller 1859, Weimar, Herm. Böhlau.

Maria Paulowna, v. Fr. W. Andrea, Weimar. Eigentum des Pestalozzivereins.

**) Paul I., geb. 1. Okt. 1754, Sohn des am 14. Juli 1762 eines gewaltsamen Todes verstorbenen Kaisers Peter III. und Katharina's II., die von 1762-1796 regierte; Paul I. war zuerst verheiratet mit Natalie Alexiewna, Prinzessin Wilhelmine von Darmstadt, nach deren Tode zum zweiten Mal mit Prinzessin Sophie Dorothea Auguste, Tochter des Fürsten Friedrich Eugen von Würtemberg und seiner Gemahlin Friederike Sophie, Prinzessin von Brandenburg-Schwedt und Schwester des ersten Königs von Würtemberg, Friedrich Wilhelm. Die Mutter Maria Paulowna's nahm nach ihrer Verheiratung den Namen an: Maria Feodorowna.

gelangten. Aber auch aus eigenen Mitteln begründete Kaiserin Maria eine ganze Anzahl wohlthätiger Anstalten, welche die verschiedensten Bedürfnisse der Armenpflege befriedigten: Hospitäler, Hebeammeninstitute, Irren- und Taubstummen-Anstalten, Wittwenhäuser, Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare, die Handelsschule in Petersburg, eine Gartenbauschule in Pawlosk, ja selbst Kreditanstalten und Fabriken, alles zum Besten ihrer vielen Wohlthätigkeits-Institute und Pflegebefohlenen, deren sie sich mit echt mütterlicher Liebe und größtem Wohlwollen annahm.

Am Todestag der Kaiserin Maria im Jahre 1828 ergab es sich, daß die Zahl der Anstalten, welche sie gegründet oder unter ihre Protektion genommen hatte, so bedeutend war, daß der Kaiser Nikolaus sich genötigt sah, in der vierten Abteilung seiner eigenen Kanzlei eine Behörde zu schaffen, um die Erhaltung desjenigen zu sichern, was die verewigte Kaiserin-Mutter mit Hülfe des Staatssekretärs Wilamow persönlich geleitet und verwaltet hatte.

Diese großherzige und thatkräftige Frau war das beste Vorbild für die heranwachsenden Söhne und Töchter, unter denen die Großfürstin Maria in ihren persönlichen Eigenschaften am meisten an die Mutter erinnert haben soll.

Die Erziehung der Großfürstinnen wurde geleitet von der Gräfin, später zur Fürstin ernannten Frau von Lieven. Diese verband mit einem klaren Verstande und festem Charakter einen streng religiösen und sittlichen Ernst. Sie war dabei eine vertraute Freundin der Kaiserin-Mutter. Von nicht geringem Einfluß auf die Geistes- und Gemütsbildung der Großfürstin Maria, war Mademoiselle Macelot, eine Schweizerin aus dem Waadtlande; sie lebte später in ihrer Heimat, in der Nähe von Morges am Genfersee; durch Briefe und häufige Besuche, später in Weimar, blieb sie in unausgesetzter Verbindung mit ihrer fürstlichen Schülerin, welche der guten Dame bis zu ihrem Tode, sie starb in hohem Alter, die treueste Liebe und wahrhaft kindliche Dankbarkeit bewahrt hat.

Unter solchen Verhältnissen und Persönlichkeiten*) war Großfürstin Maria herangewachsen, bald in der ländlichen Stille zu Gatschina, oder zu Paulowsk, bald in der geräuschvollen Pracht von St. Petersburg.

---

*) Maria Paulowna's Geschwister waren: Alexander, geb. 1777, später v. 24. März 1801 Kaiser A. I. vierundzwanzig Jahre lang. Constantin, geb. 1779, gest 1831. Alexandra, geb. 1783, verm. mit Erzherzog Joseph v. Ungarn, gest. 1801. Helene, geb. 13 Dez. 1784, verm. s. 1799 mit Erbpr. Friedr. Ludwig v. Mecklenburg-Schwerin, gest. 1803. Dann folgt Maria Paulowna. Nach ihr kamen Katharina, geb. 1788, verm. s. 1809 mit Erbpr. Peter v. Oldenburg, 1816 zum zweiten Mal vermählt mit dem Kronprinzen, späterem König Friedr. Wilh. v. Würtemberg, gest. 9. Jan. 1819. Olga, geb. 1792, gest. 1795. Anna, geb. 1795, verm. seit 1816 mit dem Kronprinzen der Niederlande, späteren König Wilhelm I. Nikolaus, geb. 7. Juli 1796, vermählt seit 1817 mit Luise Charlotte, der Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. v. Preußen, die dann den Namen erhielt: Alexandra Feodorowna. Nikolaus wurde 1825 Kaiser bis zu seinem Tode, 31. Mai 1855, und endlich Michael, geb. 1798, verm. seit 1824 mit Prinzeß Friedr. Charlotte Maria v. Würtemberg, von da an Großfürstin Helene Paulowna genannt, gest. 1849.

Sie hatte ihr dreizehntes Jahr erreicht, als zum ersten Mal der Ernst des Lebens und der Zukunft vor ihre Seele trat. Es war nämlich auf Antrag des Prinzen Alexander von Würtemberg der Herzog von Sachsen-Weimar, Karl August, zu dem Entschlusse gelangt, für seinen Sohn Karl Friedrich, der damals sechszehn Jahre alt war (geb. d. 17. Febr. 1783), um Großfürstin Maria's Hand zu werben.

Herr von Wolzogen reiste den 18. März 1799 nach Petersburg, um den Antrag zu überbringen. Kaiser Paul I. gab die charakteristische Antwort: „Ich kann Ihnen sagen, daß Ihre Mission mir sehr angenehm ist; es wird aber doch darauf ankommen, ob die jungen Leute sich conveniren." Auch die Kaiserin war unter derselben Voraussetzung mit dem Plane einverstanden; sie äußerte über Großfürstin Maria: „Die Prinzessin ist ein allerliebstes Kind, so ernst und doch auch so munter, so viel Fleiß und so viel natürliche Anlage."

In den Berichten, welche Herr von Wolzogen dem Herzog nach Weimar schickte, spricht er sich über die erste Begegnung mit der Großfürstin Maria folgendermaßen aus: „Es war im englischen Garten, den 22. Mai 1799. Wir begegneten der Kaiserin, die so gnädig war, zu befehlen, mitzugehen. Die älteste Großfürstin Alexandrine und die Großfürstin Marie begleiteten sie. Es war das erste Mal, daß ich Gelegenheit zu fortgesetzter Unterhaltung mit letzterer hatte. Auf ihre Fragen entwarf ich eine Beschreibung von dem zukünftigen Orte ihrer Bestimmung, von der herzoglichen Familie, vom Erbprinzen. Sie betrug sich in der doch embarassanten Lage mit außerordentlicher Feinheit und Artigkeit. Bei jedem Worte, was sie sagte, hatte ich Gelegenheit, ihren richtigen Takt und feinen Verstand zu bewundern. Die Kaiserin erkundigte sich sehr genau nach dem Erbprinzen, nach seiner Erziehung und Bildung. Ich sagte ihr wie der Prinz alle guten Anlagen habe, wie viel Ausdruck und Gutmütigkeit schon in seiner Physiognomie sich zeigte und wie rein und unschuldig man ihn durch seine Erziehung erhalte.

„Au nom de dieu, gardez-lui cette pûreté et innocence et il est sûre, de plaire ici. Ammenez-vous le bientôt." Die Kaiserin äußerte dann noch: „Wenn die Heirath noch zu Stande kommt, das heißt, wenn sich die beiden jungen Leute conveniren, so ist es ein wahres Glück für Marie eine so vortreffliche Schwiegermutter zu finden."

Ehe Herr von Wolzogen von Petersburg abreiste, hatte er Erlaubnis erhalten, zu den Großfürstinnen zu gehen. Er giebt hiervon folgende Schilderung: „Ich kam erst zu der Oberhofmeisterin von Lieven, wohin sich ½6 Uhr auch die Kaiserin begab und uns zur Großfürstin Marie mitnahm. Kapellmeister Sarti war eben bei der Großfürstin, die Klavier spielte. Die Kaiserin hatte die Gnade, mir die Studienbücher zu zeigen. Es waren meist Auszüge in Englischer, Französischer und Italienischer Sprache aus interessanten Büchern. Ich las einige aus dem Marc Antonin gezogen. Sie waren mit viel Verstand und Gefühl abgefaßt. Auch die Zeichnungen der Großfürstin wurden mir gewiesen; sie sind, wenn auch nicht ganz correct, doch in einem ganz eigenen, festen und kühnen Stil, den man nicht von einem so zarten Alter erwartet. Das vorzügliche Talent der Großfürstin ist aber die Musik. Sie spielt das Klavier mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit und versteht Musik vortrefflich. Es

lag auf dem Klavier eine Arie, wo die Noten bald ausgestrichen, bald verändert dastanden. Ich nahm sie in die Hand. „Es ist eine Arie," sagte Sarti, „so die Großfürstin componirt!"

Die Kaiserin wollte, daß sie gesungen werden sollte. Ich bat um die Erlaubniß, die Arie mitnehmen zu dürfen. „Marie wird sie Ihnen erst in Ordnung bringen," sagte die Kaiserin, „doch Sie gehen zu bald weg; da ist vielleicht Sarti so gut und bringt sie in's Reine. Glauben Sie nicht," sagte die Kaiserin weiter, „daß nur auf Ausbildung dieser Talente gesehen wird. Das was Sie so sehr bewundern, sind nur Nebensachen. Sie ist häuslich erzogen. Ihr vortrefflicher, sanfter Character ist mehr werth, als alle diese Kunsttalente."

Auch Frau von Lieven versicherte mich noch, daß ich ja nicht glauben möchte, es seien dies Parade-Talente. Man würde später sehen, daß dergleichen Kopf und Herz selten beisammen wären.

Wie besorgt die Kaiserin um das zukünftige Glück ihres Kindes und die Sittlichkeit ihres zukünftigen Schwiegersohnes war, geht aus der Aeußerung hervor, die sie vor dem Abschied bei Herrn von Wolzogen that. Sie führte nochmals sehr dringend an, daß man ja den Prinzen in keine Stadt schicken möchte, wo die Unschuld der jungen Leute Gefahr liefe. Es war nicht zu mißdeuten, von welcher Stadt man sprach. Ich stellte vor, daß in den jetzigen Zeiten es sehr schwer hielte, eine Wahl des Aufenthalts zu treffen, da die Gelegenheiten, wo sich sonst junge Leute ausbildeten, nicht mehr benutzt werden konnten. Die Kaiserin schloß die Unterhaltung mit den Worten: „Ich fordere von Ihnen, daß der Prinz nicht verdorben wird und werde Sie einmal Rechenschaft ablegen lassen, wenn der Prinz nicht seine Unschuld beibehält."*)

Bald nach diesem Ereignis erlitt die kaiserliche Familie die herbsten Verluste. In der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 drangen Verschworene in das Schlafgemach Kaiser Paul I., die ihn trotz verzweifelter Gegenwehr ermordeten. Wenige Tage vorher war die älteste Tochter Alexandra, Gemahlin des Palatin von Ungarn, durch den Tod der Familie entrissen worden.

Nach dem tragischen Tode des Kaisers Paul I., begab sich Geheimrat von Wolzogen im Mai 1801 nach Petersburg um im Namen des Herzogs Carl August zu kondoliren und zur Thronbesteigung des Kaisers Alexander I. Glück zu wünschen, sowie die Verbindung der Großfürstin Maria mit dem Erbprinzen von Neuem zu betreiben. Er begab sich am 19. Mai 1801 in das Palais des Fürsten Kurakin und wurde von da aus in das Winterpalais des Kaisers begleitet und zur Audienz geführt. Der Kaiser nahm das Handschreiben des Herzogs in Empfang. Er erwähnte hierauf bald, es sei sein Wunsch, in die projektirte höchste Familien-Verbindung einzuwilligen und als Chef der Familie, dieselbe zu begünstigen. Man sollte die zu treffenden Arrangements gleich zu verhandeln beginnen. Am andern Tage hatte Herr von Wolzogen eine Audienz bei der Kaiserin-Mutter in Pawlowsk. Auch hier wurde er sehr

*) Wörtlich nach den Akten des Staats- und Hausarchivs von Sachsen-Weimar.

freundlich aufgenommen und zu öfterem Wiederkommen eingeladen. In dieser Unterredung zeigte sich wieder die fürsorgliche Zärtlichkeit der Mutter für die Tochter, da die Kaiserin nicht vor der persönlichen Bekanntschaft mit dem Erbprinzen die Ehepakte verhandelt wissen wollte.

Als nun aber Kaiser Alexander auf der sofortigen Ratifikation bestand, ging sie endlich unter der Bedingung darauf ein: „wenn sich die jungen Leute conveniren." Von Seiten des Kaisers Alexander I. wurden als Bevollmächtigte Prinz Alexander von Kurakin und Graf Nicata de Panin ernannt, um die Ehepakten auszuarbeiten und auszuführen.

Die Verhandlungen zwischen diesen Herren und Herrn von Wolzogen, in denen mit peinlichster Sorgfalt jeder Punkt beraten wurde, dauerten bis zum August und wurden am 15. dieses Monats abgeschlossen und bald darauf von Kaiser Alexander unterzeichnet. Unter Anderem war beschlossen worden, daß der Erbprinz vor der Verlobung 16 bis 18 Monate am russischen Hofe zubringen sollte, um den jungen Leuten Gelegenheit zu geben, sich näher zu treten.

Am Neujahrstag 1804 erfolgte die Verlobung und am 3. August desselben Jahres unter großen Festlichkeiten die Vermählung der Großfürstin Maria mit dem Erbprinzen Carl Friedrich von Sachsen-Weimar-Eisenach. Eine Zeitlang verweilte das junge Paar noch im Schooße der kaiserlichen Familie zu Peterhof, dann nahm die Großfürstin am 7. Oktober den Abschied von der geliebten Heimat.

II. Maria als Erbprinzessin von 1804 bis 1828.

In Weimar war der Brautschatz bereits am 1. Oktober auf achtzig von russischen Bauern geleiteten Wagen angekommen.

Karl August war den Neuvermählten bis an die polnische Grenze entgegen gefahren; seine Gemahlin Herzogin Luise mit ihren Kindern, Prinzessin Karoline und dem Prinzen Bernhard bis Naumburg entgegen gereist. Am 9. November traf das sehnlichst erwartete junge Ehepaar in Weimar ein. Die große und allgemeine Freude in der Residenz und dem ganzen Lande bekundete sich in einer Reihe von Festlichkeiten, welche unter großem Zudrang des Volkes und vieler Fremden mehrere Wochen dauerte. Das merkwürdigste Denkmal dieser freudenreichen Ankunft ist bekanntlich Schillers Huldigung der Künste, mit welcher die Großfürstin bei ihrer ersten Erscheinung im Theater am 12. November begrüßt wurde.

Großfürstin Maria war von dem Empfang in Weimar aufs Angenehmste berührt. Schon in Petersburg, an der Seite ihrer Mutter hatte sie von dem Genius der Dichter Weimar's so viel Rühmenswertes vernommen, die in engem Bunde und in Freundschaft mit ihrem Fürsten lebten und sein kleines Land zur Blüte des Kulturlebens gebracht hatten. Ueber den Eindruck, den die junge Fürstin damals machte, geben uns Briefe von der Herzogin-Mutter Anna-Amalia, von Wieland, Schiller, den beiden Frls. von Göchhausen und von Knebel Kunde. Alle stimmen darin überein, daß eine lieblichere, anmutigere Erscheinung nicht zu denken sei, daß sich mit so

viel Reiz und Anmut die größte Würde und eine auserlesene Bildung paare und man sich von einer solchen Erbprinzessin für den Hof, für die Stadt, für das Land die schönste Zukunft versprechen dürfe.

Die 65jährige Herzogin-Mutter Anna-Amalia, die um das Land während ihrer langen vormundschaftlichen Regierung und die Erziehung ihres Sohnes so hohe Verdienste um die kulturielle Entwickelung Sachsen-Weimars hatte, schrieb damals am 28. November 1804 an Knebel zu Jena: „Mit Freude und wahrer Liebe sage ich Ihnen, daß meine neue Enkelin ein wahrer Schatz ist, die ich unendlich liebe und verehre. Sie hat Glück und auch wohl den Segen dazu zu uns gebracht. Sie ist ohne kleinlichen Stolz, sagt Jedem was Gutes und Schmeichelhaftes und hat ein wahres Gefühl für das Gute und Schöne. Mit ihrem Manne geht sie um, wie eine wahre Freundin; auch der Prinz hat viele Liebe und Achtung für sie. Sie wird von allen Menschen hier angebetet, auch hat sie schon so viele gute und edle Handlungen ausgehen lassen, die ihr gutes Herz auszeichnen. Ich kann mir auch schmeicheln, daß sie mich liebe. In meinen Enkeln werde ich also glücklich werden."

Interessant ist ein Brief aus jener Zeit, den Frl. von Göchhausen an Professor Böttiger über den Empfang der Prinzessin bei dem Einzug in Weimar schrieb: Weimar, den 14. November 1804.*) „Die Götter haben uns einen Engel herniedergesandt. Ein Engel an Geist, Güte und Liebenswürdigkeit ist diese Prinzessin; auch habe ich noch nie in Weimar einen solchen Einklang aus allen Herzen über alle Zungen ergehen hören, als seit sie der Gegenstand aller Gespräche geworden ist.

Ihr Einzug Nachmittags am 9. war prächtig durch die unglaubliche Volksmenge, die in geordneten Schaaren zu Pferde und zu Fuß festlich ihr entgegenwallten. Acht der schönsten Isabellen zogen ihren Wagen, Musik erfüllte die Luft und alle Herzen schlugen. Beim Aussteigen wurde sie mehr getragen, als daß sie gehen konnte, und oben an der Treppe des Schlosses empfing sie Segen und Liebe in unsern beiden Fürstinnen.

Nach einiger Ruhe führte man sie an der Hand ihres Gemahls auf den Balcon des Schlosses. Sie grüßte mit der ihr nur einzig eigenen natürlichen Grazie und Tausende mit Herz und Mund riefen ihr: Lebe lang, lebe hoch! —

Ich kann nicht übergehen, daß bei dem unglaublichen Zuströmen des Volkes, sowohl aus dem Lande als von Fremden, Alles ruhig und würdig erschien. Ich möchte es die frohe Theilnahme eines gebildeten Volkes nennen. Jubel und Musik war Abends in allen Straßen und öffentlichen Häusern, und noch jetzt hat der Stadthauswirth täglich über 100 Couverts. Alle Gasthöfe sind voll. Am Montage kam die Großfürstin zum ersten Mal ins Theater. Sie können sich den klatschenden Jubel kaum denken. Ein Vorspiel von Schiller wurde gegeben. Die Musenkünste begrüßen die Gekommene. Das Stück begann mit Landleuten, die einen seltenen Baum pflanzen. Sie erflehen Segen vom Himmel für sein Gedeihen in fremdem Boden u. s. w. zart und schön behandelt. Herab von den Anhöhen kommen die Künste. Sie mischen sich

*) notab. Aus Böttiger liter. Zustände und Zeitgenossen.

unter die Leute des Landes, fragen nach ihren Festen und verneigen sich bescheiden in Bezug auf die Prinzessin zur allgemeinen Freude und ihrer Weihe. Das Ganze fand gerechten Beifall; es war wirklich schön und herzlich. Die Reden der Landleute einigten sich oft zu Chören; dies allein hat Einzelnen mißfallen, da Sie Einiger Mißfallen an dieser Art zu reden kennen. Hierauf folgte Mithridat. Unsere Schauspieler spielten an diesem Tage wie begeistert; sie waren kaum zu erkennen, selbst Graf Boll nicht.

Die Großfürstin beträgt sich mit so viel Verstand, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, daß sie wirklich Wunder thut; auch unser Vater Wieland ist begeistert und macht wieder Verse. Er hat den jungen Stadtmädchen (sein Luischen war auch dabei) eine allerliebste kleine Anrede an die Prinzessin gemacht. Diese Rede gefiel ihr so wohl, daß, ohne den Verfasser zu wissen, sie das Mädchen küßte, die sie sprach. Es war die kleine Klauer. Die Prinzeß spricht sehr gut deutsch.

Unter den Festen zeichnete sich der Ball beim Grafen Reuß aus. Ein eigens dazu erbauter neuer Saal, in Form eines Zeltes, blau und Silber, schön und geschmackvoll verziert, nebst den daran stoßenden Zimmern, die Sie kennen, faßte bequem eine Gesellschaft von mehr als 200 Personen, worunter 20 fürstliche sich befanden. Auch der edle Herzog von Oldenburg mit seinen Söhnen war hier."

Noch wertvoller ist die Schilderung in einem Briefe Schiller's an Körner über die Persönlichkeit Maria Paulowna's. 20. November 1804. „Der Einzug war wirklich sehenswert, denn alle Welt war auf den Beinen und die Bergstraße nebst der ganzen Anhöhe, woran Weimar sich lehnt, war von Menschengruppen belebt. Die herzogliche Jägerei, die Kaufleute und die Schützengesellschaft, alle in ihren Uniformen holten die Herrschaften ein. Der Zug ging durch eine sehr schöne Ehrenpforte in edlem Stil. Bälle, Feuerwerk, Illumination, Musik, Komödie und dergl. folgten 10 Tage auf einander.

Das Festlichste aber an der ganzen Sache war die aufrichtige, allgemeine Freude über unsere neue Prinzessin, an der wir in der That eine unschätzbare Acquisition gemacht haben. Sie ist äußerst liebenswürdig und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu wahren, welche alle Vertraulichkeit entfernt. Die Repräsentation als Fürstin versteht sie meisterlich, und es war wirklich zu bewundern, wie sie sich gleich in der ersten Stunde nach ihrer Ankunft, wo ihr die fürstlichen Diener bei Hofe vorgestellt wurden, sich gegen jeden zu benehmen wußte. Sie hat sehr schöne Talente im Zeichnen und in der Musik, hat Lectüre und zeigt einen sehr gesetzten, auf ernste Dinge gerichteten Geist, bei aller Fröhlichkeit der Jugend. Ihr Gesicht ist anziehend, ohne schön zu sein, aber ihr Wuchs ist bezaubernd. Das Deutsche spricht sie mit Schwierigkeit, versteht es aber, wenn man mit ihr spricht, und liest es ohne Mühe. Auch ist es ihr Ernst, es zu lernen. Sie scheint einen sehr festen Character zu haben, und da sie das Gute und Rechte will, so können wir hoffen, daß sie es durchsetzen wird. Schlechte Menschen, leere Schwätzer und Schwadronirer möchten schwerlich bei ihr aufkommen. Ich bin nun sehr erwartend, wie sie sich hier ihre Existenz einrichten und wohin sie ihre Thätigkeit richten wird. Gebe der Himmel, daß sie etwas für die

Künste thun möge, die sich hier, besonders die Musik, gar schlecht befinden. Auch hat sie es nicht verhehlt, daß sie unsere Kapelle schlecht gefunden.

Auf dem Theater wollten wir uns anfangs eben nicht in Unkosten setzen, sie zu complimentiren. Aber etliche Tage vor ihrem Anzug wurde Goethe angst, daß er allein sich auf nichts versehen habe — und die ganze Welt erwartete etwas von uns. In dieser Noth setzte man mir zu, noch etwas Dramatisches zu erfinden; und da Goethe seine Erfindungskraft umsonst anstrengte, so mußte ich endlich mit der meinigen noch aushelfen. Ich arbeitete also in vier Tagen ein kleines Vorspiel aus, welches frischweg eingelernt und am 12. Nov. gegeben wurde. Es reüssirte über alle meine Hoffnung und ich hätte vielleicht Monate lang mich anstrengen können, ohne es dem ganzen Publikum so zu Danke zu machen, als es mir durch diese flüchtige Arbeit gelungen ist!

Wolzogen hat mir von der regierenden russischen Kaiserin einen sehr kostbaren Ring mitgebracht; ich hatte von dieser Seite her gar nichts erwartet; sie hat aber viel Geschmack an dem Carlos gefunden, und er hat in meinem Namen ein Exemplar überreicht." —

Wie glücklich die Großfürstin sich in ihrer jungen Ehe fühlte, zeigt der Auszug aus folgendem Brief der Kaiserin-Maria an den Erbprinzen Carl Friedrich: „Ihnen mein guter Sohn diese Worte: Ich kann sagen, daß meine Marie in rührenster Weise von Ihnen spricht, sie gesteht ein, daß sie glücklich durch Ihre Liebe ist, durch Ihre Zärtlichkeit und Rücksichten. Auch Sie will Alles thun, um Ihr Leben reizvoll zu gestalten. So müssen Sie zufrieden sein mit ihren Bestrebungen. Ich kann ihre Aussprache nicht ohne Thränen lesen. Und ich umarme Sie mein Sohn und drücke Sie an mein Herz und spreche Ihnen meine Zärtlichkeit und meine Anhänglichkeit aus. Ich höre lieber Sohn, daß Sie sich viel beschäftigen und arbeiten und davon bin ich entzückt, denn mein guter Freund: eine ernste und bestimmte Thätigkeit ist die Hüterin des Glücks. So ist jeder Brief von Marie eine neue Befriedigung für mich, das ist mir wichtig heut Ihnen zu sagen, indem ich Sie von Herzen umarme!"

Leider sollte das Glück der ersten Jahre nicht lange ungetrübt bleiben.

Am 25. Sept. 1805 wurde den jungen fürstlichen Ehegatten die Freude, ihr erstes Kind im Leben zu begrüßen; es war ihnen ein Sohn geboren, aber schon der nächste Frühling raubte ihnen denselben durch den Tod.

Am 9. Mai desselben Jahres starb Schiller, von dem sich die Großfürstin so sehr angezogen gefühlt und den sie so hoch geschätzt hatte. Ihre Teilnahme für den Frühvollendeten bethätigte sie an dessen trauernder Wittwe.

Bald darauf zog sich das Ungewitter des Krieges mit Oesterreich und Preußen über ganz Deutschland und namentlich auch über ganz Weimar zusammen. Karl August hatte Preußen Truppen gestellt und war als General kommandirt worden. Napoleon's Haß gegen Preußen mußte daher auch ihn treffen, nachdem am 14. Oktober 1806 die unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt geschlagen waren. Die Erbprinzessin Maria Paulowna hatte auf ausdrücklichen Wunsch ihres Bruders Alexander, der mit Preußen verbündet war, um nicht in die Gewalt Napoleon's zu fallen, die Stadt

schon am 11. Oktober verlassen. Sie begab sich zuerst nach Allstedt, dann weiter nach Göttingen. Dorthin folgten ihr am 14. der Erbprinz, die Herzogin-Mutter und die Prinzessin Karoline. Diese alle kehrten nach der Katastrophe bald wieder nach Weimar zurück. Die Großfürstin aber mußte über Berlin nach Schleswig reisen, wo sie beinah ein ganzes Jahr verweilte, unter schweren Sorgen um ihre Familie und ihr Land, selbst von ihrem Manne getrennt. Vergeblich hatte Napoleon ihre Rückkehr verlangt, welche er gewissermaßen zur Bedingung einer schonenden Behandlung von Weimar machte. Die Rücksicht auf das, den Krieg fortsetzende Rußland, gebot eine längere Entfernung.

Wir wollen indeß einen Blick auf Weimar werfen nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, um hier des furchtlosen Charakters der Herzogin Luise *), der Gemahlin des Herzogs Karl August, zu gedenken.

Am 14. Oktober strömte das siegreiche, feindliche Heer nach Weimar; in der Nacht wurde geplündert, es entstand eine Feuersbrunst. Die Gemächer der Herzogin Luise, welche allein zurückgeblieben war, um gewissermaßen ihren häuslichen Herd zu vertheidigen, füllten sich an mit Flüchtlingen, die bei ihr Schutz suchten. Ueberall fehlte es an Lebensmitteln, selbst im Schlosse. Am 15. Nachmittags kam Napoleon an. Als er der Herzogin auf der Treppe des Schlosses begegnete, sagte er barsch: „Wo ist der Herzog, Ihr Gemahl?" Sie antwortete: „An der Stelle seiner Pflicht."

Finster eilte der Kaiser auf sein Zimmer. Am Morgen des 16. verlangte und erhielt die Herzogin Audienz beim Kaiser. Die Ruhe und Würde, womit sie dessen Vorwürfen begegnet, bestimmten Napoleon, die Plünderung aufhören zu lassen und zu erklären: „Wenn binnen 24 Stunden der Herzog das preußische Heer verlasse, seine Truppen zurückrufe und nach Weimar zurückkehre, so solle er seine Souveränität behalten, wo nicht, so sei sie verloren. Napoleon machte sofort der Herzogin einen Gegenbesuch mit seiner ganzen Generalität und zeigte sich sehr artig. Damals sagte er: „Das ist eine Frau, die auch unsere 200 Kanonen nicht haben in Furcht setzen können." Bei seiner Abreise am 17. dehnte er die dem Herzog zur Rückkehr gegebene Frist auf drei Tage aus. Allein dieser ward erst am 25. Oktober von Herrn von Spiegel in Wolfenbüttel aufgefunden, sein Fernbleiben machte Napoleon sehr ungehalten. Nun schrieb Karl August einen, ihn zugleich vor dem Kaiser rechtfertigenden Brief an seine Gemahlin Luise, worin er unter anderem sagte: „Ueber das, was Du fur Weimar gethan hast, die Standhaftigkeit und den Muth, mit dem Du die Drangsale trugst, giebt es nur eine Stimme. Einzig Dein eignes Bewußtsein kann Dir völlig lohnen. Du hast Dir einen Ruhm erworben, würdig der vergangenen Zeiten, die Zukunft segne Dich und lasse Dich die Frucht Deiner guten Handlungen ernten."

Zu den Bedrängnissen jener Zeit kam der Tod der ehrwürdigen, trefflichen Herzogin Anna Amalie am 10. April 1807, der trotz ihres hohen Alters für das Land

*) Luise von Hessen-Darmstadt geb. den 3. September 1757, vermählt am 3. Oktober 1775 mit Carl August.

um so empfindlicher war, als sich an ihr Andenken die erhebendsten Erinnerungen für das Land knüpften.*)

Während ihrer Regentschaft war ein neuer Geist über Stadt und Land gekommen. Bedeutende Fremde, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend in Weimar. Den Gebrauch einer großen Bibliothek hatte sie freigegeben, für ein großes Theater gesorgt und die junge Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Durch die Freigebigkeit Anna Amaliens, wurde die Akademie Jena mit Verbesserungen ausgestattet. In den letzten dreiunddreißig Jahren ihres Lebens hatte sie ganz dem Genuß von Kunst und Wissenschaft nach gelebt und, umgeben von dem Frieden der Natur, sich im ländlichen Aufenthalt wohlgefühlt. Selbst bis zum Tode geistig stark, zauderte sie, sich krank zu erklären und schied aus der Gesellschaft und dem Leben, indem sie das Beispiel erhabener Ruhe gab.

Im August desselben Jahres reiste Herzogin Luise mit ihrer Tochter der Prinzessin Karoline zu einem Wiedersehen mit Erbprinzessin Maria Paulowna nach Schleswig. Am 7. September kehrten sie wieder heim und am 12. September hielt das Erbprinzliche Ehepaar zum zweiten Mal seinen festlichen Einzug in Weimar.

Goethe feierte dieses glückliche Ereignis mit der Wiedereröffnung des Theaters und einem Vorspiel, in welchem der wilde Kriegssturm der letztverwichenen Zeit und der Jubel über die Wiederherstellung des Friedens lebendig geschildert wird.

Am 3. Februar 1808 wurde die älteste Tochter dem Erbprinzenpaare geboren, die den Namen Prinzessin Marie erhielt. Diese wurde von Geburt an der Obhut der verwittweten Frau Professorin Batsch aus Jena, als Pflegerin und Erzieherin, anvertraut.

In demselben Jahre fanden die geräuschvollen Festlichkeiten des Fürsten-Kongresses zu Erfurt statt, denen aus dem Wege zu gehen, verschiedene politische Rücksichten Maria Paulowna geboten. Die Fürstin reiste daher zu ihrer Mutter nach Petersburg, wo sie ein ganzes Jahr lang vom Juni 1808 bis Juni 1809 verweilte und dort auch der Vermählung ihrer Schwester Katharina mit dem Prinzen von Oldenburg beiwohnte.

---

*) Goethe sagte in seiner Gedächtnisrede auf die Fürstin Anna Amalie: Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höheren Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.

Anna Amalie, geb. 24. Oktober 1739, geboren Herzogin von Braunschweig und Lüneburg, vermählte sich 1756 mit Constantin von Sachsen-Weimar, geb. 1737 gest. 1758. Aus dieser zweijährigen Ehe blieben ihre Söhne Carl August 1757 und Constantin. Selbst noch unmündig wurde sie seine Vormünderin, in einem Moment, wo der hereinbrechende siebenjährige Krieg sie in eine bedenkliche Lage brachte. Gerechtigkeit und freier Edelmut bezeichneten alle ihre Regentenbeschlüsse und Anordnungen; 1772 nährte sie ihre Landesbewohner bei anbrechender Hungersnoth. — 1774 übergab sie ihrem Sohn Karl August die Regierung.

Nach Weimar zurückgekehrt, widmete sie sich eifrig Kunststudien bei dem Maler H. Meyer. Dieser, ein Schweizer und Freund von Goethe und Schiller, war ein Mann von ausgezeichneter Bildung, sittlicher Tüchtigkeit und gediegenem Charakter. Er stand an der Spitze der Zeichenschule und ihrer Ausstellungen und legte im Jahre 1809 unter der Beihülfe von Goethe und unter dem Schutze der Erbprinzessin Maria Paulowna den Grund zu dem jetzigen Kunstmuseum.

Die Großfürstin veranlaßte ihn zu Vorlesungen im Schlosse über Kunstgeschichte an denen auch ihr Gemahl, der Erbprinz, und die Prinzessin Karoline, mit der sie innig befreundet war, eifrigen Anteil nahmen. Diese Vorträge waren der Beginn eines fortgesetzten Unternehmens wissenschaftlicher und litterarischer Vorlesungen, welche die Fürstin, so lange sie lebte, regelmäßig halten ließ, und deren bedeutende Kosten sie aus eigener Kasse bestritt.

Dreimal wöchentlich setzte die Großfürstin von Johanni 1809 bis Ostern 1811 diese lehrreichen Studien bei Meyer fort; zugleich beschäftigte sie sich mit der Lehre von der Logik, der Philosophie und der Geschichte derselben unter Anleitung des Professor Kästner.

Die Teilnahme für diese Studien war bei der Großfürstin und der Prinzessin Karoline so groß, daß, als die letztere sich mit dem Erbherzog von Schwerin*) vermählt und Weimar verlassen hatte, sie zum Andenken an die gemeinschaftlichen Kunststudien sinnige Geschenke austauschten und Maria Paulowna der Schwägerin nach Schwerin Auszüge aus ihren Heften fortan sendete.

Doch blieb auch diese Zeit geistiger Erhebung nicht ohne Kummer, da die Muttersorgen erwachten. Die zweijährige Prinzessin Marie in Jena erkrankte bedenklich, so daß die Mutter dorthin eilte und bis zu ihrer Genesung daselbst verblieb.

Am 30. September 1811 erfolgte die Geburt der Prinzessin Auguste, welche Großherzog Karl August durch folgende Briefe den kaiserlichen Verwandten in Rußland anzeigte:

An Alexander I. Kaiser von Rußland.

Ew. Kais. Kön. Majestät haben wir die Ehre ganz ergebenst anzuzeigen, daß unsere geliebteste Frau Schwiegertochter, die Fr. Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, Großfürstin aller Reussen, Kais. Hoheit und Liebden heut früh von einer gesunden Prinzeß glücklich entbunden ist.

Unsere Freude über dies frohe Ereignis ist sehr groß und wird noch durch die angenehme Hoffnung erhöht, daß Ew. Maj. einen wohlwollenden Antheil daran nehmen werden. Diese huldvollen Gesinnungen, wovon die sprechendsten Beweise uns überzeugt haben und zu welcher wir auch die Neugeborene Ew. Maj. zu empfehlen wagen, werden von unserer Seite durch die größte Verehrung und die unwandelbarste Ergebenheit erwiedert, womit wir unter den aufrichtigsten Wünschen für das beständige Wohl Allerhöchstdero K. Hauses zu Erweisungen bleiben. ꝛc.

*) In erster Ehe vermählt mit der Schwester der Großfürstin, Helene Paulowna welche bereits 1803 gestorben war.

An die Kaiserin von Rußland, Mutter aller Reußen.

Ew. Kais. Majestät bin ich höchst erfreut, die ersehnte, heute früh gegen 2 Uhr erfolgte, glückliche Entbindung meiner geliebtesten Frau Schwiegertochter, der durchlauchtigsten Frau Großfürstin aller Reußen vermählten Herzogin von Sachsen, Kais. Hoheit und Liebden von einer gesunden Prinzessin ergebenst melden zu können.

Ew. Kais. Maj. bekannte mütterliche Besorgnis und zärtliche Liebe für Ihre Fr. Tochter Kais. Hoheit und Liebden gewährt mir die volle Ueberzeugung, daß hochdieselben an meiner großen Freude über diese glückliche Entbindung und das erwünschte Wohlbefinden der durchlauchtigsten Mutter wie der neugeborenen Prinzeß einen lebhaften Anteil nehmen.

Ich empfehle hochdero neugeborene Enkelin, so wie mein ganzes herzogl. Haus zu Ew. Kais. Maj. hehrer Huld und Gnade, indem ich zugleich die Gesinnungen der tiefsten Verehrung ausspreche, womit ich stets verbleibe.

Ihr

Karl August.

Bald nach diesem frohen Ereignis trübte sich wieder der politische Horizont. Der Feldzug Napoleon's gegen Rußland erfüllte Alle mit ernster Besorgnis. Im Februar 1812 mußten auch die Weimarschen Truppen ausrücken. Fast ein ganzes Jahr lang währte die entsetzliche Ungewißheit, in der sich die Großfürstin über ihr Vaterland befand. Erst am 15. Dezember drang die Kunde von der großen Katastrophe Napoleon's und seiner ungeheuren Niederlage in Rußland, nach Weimar. An diesem Tage stand die Großfürstin früh morgens an ihrem Fenster und erblickte von dort, in der Nähe der Post, eine unscheinbare, auf einen Schlitten gesetzte Kalesche, in welcher zwei französische Offiziere saßen, die sie für Couriere hielt. Es war Napoleon, welcher in Begleitung Caulaincourts durch Weimar nach Erfurt flüchtete. Auch von den Trümmern der von Hunger und Frost beinah vernichteten Armee kamen viele durch die Stadt und das Land.

Der Völkerfriede von 1813 brach an. Bald kamen nach manchen Niederlagen glorreiche Siege. Weimar, welches noch zum Rheinbund gehörte, konnte zwar keinen Teil am Befreiungskampf nehmen, aber unter den Freiwilligen, den Lützowern, befanden sich besonders viele Jenaer Studenten.

Die Großfürstin war nach Teplitz ins Bad gereist, wodurch sie in die Nähe des Kriegsschauplatzes kam und dadurch mit ihrem Bruder, dem Kaiser Alexander, oft zusammen kam. Sie lebte dort vereint mit ihrer Schwester, der Großfürstin Katharina, die inzwischen Wittwe geworden war und mit Maria Paulowna alle Sorgen und Hoffnungen dieser denkwürdigen Zeit trug. Die älteste Prinzessin, Tochter Marie, war mit der Mutter. Als die Kämpfe sich Teplitz immer mehr näherten, gingen die fürstlichen Schwestern nach Prag und von dort, während des Waffenstillstandes nach Karlsbad und Franzensbad. Doch auch hier konnten sie nicht lange weilen, da der Krieg von Neuem begann und die beiden Kaiser von Rußland und Oesterreich, sowie der König von Preußen ihre Heere in der Gegend von Prag versammelten. Die beiden Groß-

fürstinnen begaben sich nach Wien, wo sie mit Begeisterung als die Schwestern Kaiser Alexander's, des Befreiers, begrüßt wurden. Hier blieben sie bis zu den entscheidenden Tagen der Schlacht bei Leipzig.

Maria Paulowna reiste von Wien am 8. November über das blutgetränkte Schlachtfeld bei Hanau, begleitet von ihrer Schwester, der Großfürstin Katharine, in das Hauptquartier zu Frankfurt, um ihren Bruder, den Kaiser Alexander, aufzusuchen und kehrte am 10. November 1813 überraschend für die ihrigen nach Weimar auf wenige Wochen zurück, da sie noch einmal in's Hauptquartier zu Kaiser Alexander nach Frankfurt mußte. Als die Erbprinzessin nun endlich am 16. Dezember dauernd heimkehrte, hatte sie Gelegenheit, Samariterdienste zu üben, da unaufhörlich Truppen Weimar durchzogen, Verwundete und Kranke der Pflege bedurften und sich die Bewohner des Ländchens durch die langen Kriegszeiten in bitterer Not befanden. Schon damals wußte Maria Paulowna die Frauen aller Stände, besonders aber die vornehmen, heranzuziehen, um die Wunden zu lindern, die der Krieg geschlagen. Es bildeten sich überall Frauenvereine.

Am 9. April 1814 feierte man auch in Weimar den Einzug der Verbündeten in Paris; bald darauf kehrte Karl August zurück. In dieser Zeit wurde Maria Paulowna eine politische Mission zuerteilt; sie reiste nämlich mit Herzog Karl August und dem Geheimen Legationsrat von Gersdorff, dem nachmaligen Minister, nach Wien zum Kongreß, um dort durch ihren persönlichen Einfluß so viel als möglich für Weimar zu erringen. Dort blieb sie vom September 1814 bis zum Juni 1815. Zwar gelang es nicht vollständig zu erreichen, was die beiden Fürstlichkeiten für Weimar verlangten; aber das Herzogtum wurde zum Großherzogtum erhoben und durch mehrere Landesteile vergrößert. Auch das Jahr vom September 1815 bis zum September 1816 hielt die Großfürstin viel von Weimar entfernt. Nach der schweren Kriegszeit nahm sie an einer ganzen Reihe von schönen und hoffnungsreichen Festen ihrer Familie teil, zuerst in Berlin, wo am 4. November die Verlobung des Großfürsten Nicolaus mit der Prinzessin Charlotte von Preußen gefeiert wurde, dann in Petersburg, wo im Januar die Vermählung der Großfürstin Katharina, in zweiter Ehe mit dem Kronprinzen von Würtemberg, und im Februar die der Großfürstin Anna mit dem Kronprinzen der Niederlande statt fand.

Mitten in diese Freudenfeste fiel der frühe Tod der Erbgroßherzogin Karoline von Mecklenburg-Schwerin, in welcher Maria ihre geliebte Jugendfreundin und Schwägerin beweinte.

Nach der Heimkehr widmete sich die Erbprinzessin speziell der Erziehung ihrer Töchter, die sich seit ihrer Geburt fortdauernd in der ausgezeichneten Obhut der Frau Professor Batsch befanden. Diese hatte es nicht leicht, da Prinzessin Marie oft kränkelte und beide Kinder im Laufe der Jahre mehrere Krankheiten heftig durchmachten, wie Keuchhusten und Masern. Eine ganze Reihe von Briefen Maria Paulowna's an Frau Batsch zeigt, daß, wenn auch die Mutter fern weilte, sie in zärtlicher, unausgesetzter Fürsorge ihrer Kinder gedachte und ihre Gedanken über deren Pflege und

Behandlung mit der Professorin austauschte. Die Großfürstin war oft drei Stunden hintereinander im Kinderzimmer.

Die Prinzessinnen wohnten damals während des Sommers in Belvedère bei Weimar und in Jena, wo ihr liebster Aufenthalt der Garten der Professorin Grießbach war, der später unter dem Namen Prinzessinnen-Garten erworben wurde. Nicht ohne Einfluß auf den Bildungsgang der jungen Fürstinnen war der öftere Besuch und die Rathschläge Goethe's und des Künstlers Meyer, der die Prinzessinnen zeichnen lehrte während der Dichter ihnen Märchen erzählte.*)

In diesen ruhigeren Tagen von Weimar war Maria Paulowna mit dem Gedanken beschäftigt, all' die Kräfte dauernd zu segensreicher, gemeinsamer Arbeit zu vereinen, die sich während der Kriegszeit hülfreich und aufopfernd bewiesen hatten.

So ergriff sie die Initiative zur Begründung des Patriotischen Instituts der Frauenvereine, dessen Oberleitung sie selbst in die Hand nahm. Ihr allgeliebter und verehrter Name bürgte für die Allgemeinheit und die Dauer, wie für den Erfolg dieses ersten deutschen Frauenverbandes, denn der Verein sollte sich als eine zusammenhängende Kette durch das ganze Ländchen ziehen.

Mit Freuden schlossen sich Frauen und Männer in Städten und Dörfern an, die gleiche Gesinnung und Liebesthätigkeit immer mehr zu verbreiten suchten.

Maria Paulowna verfaßte eigenhändig die gesetzlichen Bestimmungen für das Patriotische Institut der Frauenvereine im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach im Jahre 1817.**)

So entstand zuerst in Weimar der Gedanke eines Werkes, das damals neu, sich nur auf die Ueberzeugung der Teilnehmer stützte, ohne daß dessen fester Gesichtspunkt sich anders als aus der allgemeinen Noth hätte fassen lassen können.

Von Beginn an war der Mitgliedschaft keine Schranken durch Stand, Konfession oder Rang und Vermögen gesetzt. Ein rein humaner Gedanke war die Grundlage

*) Näheres in der Biographie der Kaiserin Augusta.

**) In dieses erste Statut erlangte die Verfasserin Einsicht.

In der Einleitung heißt es:

In dem großen Kampf für deutsche Unabhängigkeit, da Jeder sich aufgefordert fühlte, nach all' seinen Kräften zu dem allgemeinen Zwecke beizutragen und Keiner zurückstehen mochte, mußten auch die, welche von der Natur selbst bestimmt sind, das Haus zu hüten, sich berufen fühlen, ihre Tage nicht unnütz für die gute Sache verstreichen zu lassen. — Die Fürsorge für die Streitenden, die Pflege der Verwundeten, die Unterstützung der Hinterlassenen von den im Felde Gebliebenen, waren die nächsten und wichtigsten Zwecke der vom Gemeingeist beseelten deutschen Frauen und nicht ohne Erfolg für die allgemeine deutsche Sache waren die stillen Bemühungen im Einzelnen.

Einmal erweckt zur Wohlthätigkeit und zur thätigen Mitwirkung an einem allgemeinen Staatszwecke, konnten auch nach glücklich errungenem Frieden die Frauen den Wunsch nicht aufgeben, ferner zum Allgemeinen Besten etwas beizutragen und die hohen Gefühle von Vaterlandsliebe durch Sorge für sein Wohl in der Fürsorge für Einzelne zu erhalten und zu befördern, zumal da nach allen überstandenen Gefahren des Krieges überall Mangel und Not als dessen unmittelbare Folgen sich zeigten.



Maria Paulowna.
Großherzogin zu Sachsen-Weimar-Eisenach, Großfürstin von Rußland.

dieses Frauenverbandes und eben dies brachte den Segen, der noch nach Jahrhunderten fortwirken wird.

Da ich in meinem Werke ganz besonders der Schöpfungen der Frauen für das allgemeine Wohl gedenken will, sei hier auch der inneren Einrichtungen des Patriotischen Instituts Erwähnung gethan, welches uns als das Vorbild der fünfzig Jahre später

von der deutschen Kaiserin, der erhabenen Tochter Maria Paulowna's, begründeten Vaterländischen Frauenvereine erscheint.

Das Centraldirectorium von sieben Centralvereinen in Weimar, Jena, Allstedt, Ilmenau, Eisenach, Lengsfeld, war in Weimar. Diese sieben Vereine wandten ihre Fürsorge weiter den Lokalvereinen in kleinen Ortschaften Sachsen-Weimars zu. All' diese Vereine widmeten sich während des Friedens der Armenpflege und der Erziehung. Es entstanden: Arbeitsanstalten für Stellen- und Beschäftigungslose. — Spinnanstalten für arme, alte Frauen seit 1817 in den verschiedenen Ortschaften. — Suppenanstalten während der Teuerung 1816. — Pflege armer Wöchnerinnen. — Vier Rettungsanstalten für Verunglückte, deren älteste 1817 in Weimar und Jena begründet worden.

Die Industrieschulen für Mädchen sollten der Verwahrlosung der Erziehung entgegenarbeiten. Die erste wurde 1817 mit zwanzig Schülerinnen begonnen. Im Jahre 1859 waren deren 6000 in 125 Schulen. An diese Schulen schloß sich die Fürsorge für die entlassenen Schülerinnen, die meist zu Dienstboten herangebildet wurden. Für langjährige Dienstzeit wurden Prämien ausgesetzt.

Welche Fülle von Menschenliebe und Thätigkeit, welche Ausdauer und praktische Uebersicht gehörte dazu, all diese verschiedenen Institute, damals, wo es noch nichts derartig Musterhaftes gab, in's Leben zu rufen, sie zu beaufsichtigen und in gedeihlicher Entwickelung zu erhalten. Einen guten, großen Anteil daran hatten freilich die eifrig mitwirkenden Frauen und Männer, welche mit Liebe, Umsicht, Regelmäßigkeit und Genauigkeit die Verwaltung führten, das scheinbar Unbedeutende mit Ernst erwogen und niemals in der Mühe erlahmten.

Aber der Sporn von Allem ging von der Protektorin und Obervorsteherin aus, die mit einer bewundernswerten Raschheit und Pünktlichkeit alle Anfragen, Vorschläge und Berichte beantwortete und mit Teilnahme den Vorstandssitzungen beiwohnte.

Doch nicht ausschließlich war die Thätigkeit der hochherzigen Fürstin dem patriotischen Institute gewidmet. Sie regte auch andere wichtige Anstalten zur Förderung des Volkswohls an.

So war sie 1820 die Veranlassung zur Begründung der Sparkasse, welche den Bewohnern Weimars und des Landes Gelegenheit geben sollte, ihre Ersparnisse sicher unterzubringen, und für die Zukunft zu sorgen.

An ihrem Geburtstag, dem 6. Februar 1821, wurde die Sparkasse eröffnet, über welche sie nicht allein das Protektorat, sondern auch die Garantie übernahm. (1847 erhielt dieselbe ein eigenes Gebäude.)

Im Jahre 1818 war hauptsächlich von der Erbprinzessin der Gedanke ausgegangen, eine Knabenerwerbs- und Arbeitsschule zu errichten. Ferner übernahm sie das Protektorat des einzigen Vereins zur Besserung und Unterbringung entlassener Sträflinge aus Gefängnissen und Korrektionshäusern.

Wir kehren nun zu dem Familienleben des Erbprinzenpaares zurück.

Am 24. Juni 1818 erfüllte sich die stille Hoffnung des Landes, indem die Erbprinzessin, nach schwerer Entbindung, einem Sohn das Leben gab. Seine Geburt wurde mit größtem Jubel begrüßt und als die junge Mutter den ersten Kirchgang machte, feierte die Bevölkerung von Weimar den Tag mit festlichen Aufzügen und allgemeiner Illumination. Zur Taufe lud Karl August außer den Fürstlichkeiten die Vertreter der Landstände und der Studentenschaft von Jena ein. Der kleine Prinz wurde wie die Schwestern, der treuen Obhut der Frau Professorin Batsch anvertraut, die fortan im Schlosse von Weimar mit den Kindern wohnte.

Eine herzerhebende Freude wurde der Großfürstin, als die meisten Glieder ihrer Familie aus Rußland zum Aachener Kongreß nach Deutschland kamen, ja im Herbst desselben Jahres stattete die Kaiserin-Mutter einen Besuch in Weimar ab, nachdem sie erst ihre Heimat Würtemberg aufgesucht hatte.

Maria Paulowna war der verehrten Mutter entgegengeeilt, um sie zuerst in Deutschland zu begrüßen; doch erst im Dezember traf Kaiserin Maria Feodorowna in Weimar ein, da sie vorher bei den Töchtern in Stuttgart und Brüssel und bei dem Sohn, Kaiser Alexander, in Brüssel geweilt hatte.

Maria Paulowna, deren eifrigstes Bestreben es war, Sachsen-Weimar zur selbstständigen Lebensäußerung anzuregen, hatte Goethe veranlaßt, ein Festspiel zu dichten, in welchem einheimische Erzeugnisse dem Beschauer vorgeführt und auf die vieljährig gelungenen Arbeiten des Weimarschen Dichter- und Künstlerkreises hingewiesen werden sollte.

Aber nach den Tagen der Freude nahte schon wieder grausam der Schmerz und mahnte an die Vergänglichkeit alles Großen und Herrlichen. Es war ein überaus trauriger Jahresbeginn, als am 9. Januar 1819 die Nachricht vom plötzlichen Tode der Großfürstin Katharina, Königin von Würtemberg, eintraf. Maria hatte bereits zwei Schwestern, tief betrauert, verloren, aber keine war ihr so nahestehend und gleichgesinnt gewesen als diese, deren wohlthätiges und gemeinnütziges Wirken in Würtemberg in derselben Weise Anstalten schuf, wie die Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, und die mit ihr alle Erfahrungen ausgetauscht und in Liebe und Verehrung zur Mutter wetteiferte.

Je öfter Todesfälle die Großfürstin an nahe Trennung erinnerten, desto mehr schloß sie sich den zurückbleibenden Verwandten an. So blieb sie im freundschaftlichsten Verkehr mit dem verwittweten Schwager, dem König von Würtemberg, und fuhr so oft es anging nach Petersburg zu der Mutter und dem Bruder. Hier verweilte sie vom November 1821 bis Juni 1822 und noch einmal vom Oktober 1824 bis September 1825, dies letzte Mal mit den Prinzessinnen-Töchtern, von denen Maria 17, Augusta 13 Jahre alt war. Als beider Prinzessinnen Lehrer wurde Professor Hand aus Jena mitgenommen, der trotz aller Zerstreuungen, welche das Leben am russischen Hof bot, den Prinzessinnen täglich Unterrichtsstunden zu geben hatte. Das Tagebuch*) dieses

*) Die voluminöse Handschrift liegt im Sachsen-Weimarschen Hausarchiv. Dasselbe enthält überaus interessante Schilderungen der damaligen Zeit und des Aufenthalts in Gatschina und Petersburg. Auch das russische Volk und die damaligen Zustände sind vorzüglich geschildert.

Gelehrten, das er in die Form von Briefen an seine geliebte Ehefrau Wilhelmine kleidete, giebt ein treues Bild von dieser Reise.

Erwartungsvoll fuhr man am 5. November 1824 Gatschina zu. Trotz ihres Alters war die Kaiserin-Mutter neun Meilen der Tochter entgegengefahren, und so wurde schon auf einer Station ein rührendes Wiedersehen gefeiert. Die herzliche und glänzende Aufnahme der Großfürstin und ihrer Töchter zeigte sich in allen von der Kaiserin getroffenen Einrichtungen.

Professor Hand schilderte den Empfang folgendermaßen: „Die Prinzessinnen logiren vortrefflich. Erst ein kleiner Saal, dann Wohnzimmer und Schlafzimmer. Die Möbel von weißem Pappelholz und grün beschlagen, was sich vorzüglich ausnimmt. Herrliche Glasvasen, geschmackvolle Gardinen, prächtige Plafonds, Oelgemälde, die Copien guter Meisterwerke. Die Toilette ist brillant eingerichtet. Es fehlt auch nicht das Geringste. Die Wäsche ruht in einem großen Deckelkorb, der mit den schönsten Kunstblumen verziert ist. In dem einen Zimmer ist Toilettentisch und Stuhl ganz von Stahl. Die Kaiserin hat den beiden Enkelinnen geschmackvolle Gürtel, die Mutter Shawls dazu geschenkt. Der erste und zweite Tag ist nur mit Begrüßungen hingegangen, am dritten fuhren sie zum Kaiser nach dem Lustschloß Zelskoi Selo. — Gestern Abend gab ich eine Stunde und sprach früher mit den Prinzessinnen."

„Eines Tages," so schildert Professor Hand weiter, „kam die Kaiserin-Mutter in die Lehrstunde, sprach zutraulich mit mir, wie es mir gehe und gefalle. Sie scheint die Enkelinnen sehr lieb zu haben und diese sich zärtlich an sie anzuschließen!"

Wiederholt erschien die Kaiserin in den Lehrstunden und einmal erzählten ihm die Prinzessinnen, sie habe gescholten, daß man vergessen, den Professor am Abend vorher zu einer Soirée einzuladen. — Wenige Tage später ging der Hof nach Petersburg. Dieser Aufenthalt hier war nicht ohne Trübung. Kaiser Alexander war leidend, die Kaiserin-Mutter erkrankte schwer und die Prinzessinnen empfanden fürchterliches Heimweh.

Professor Hand schreibt, indem er dies seinem Tagebuch anvertraut: „Der Himmel erhalte dies den guten Kindern, die sich wirklich vortrefflich benehmen, obgleich man ihnen abscheulich schmeichelt, so daß man sagte, sie wären in einem Spiel wie himmlische Grazien gewesen; ferner sie hätten himmlisch gesungen!"

Am 19. November ereignete sich eine Katastrophe, welche einen tiefen Eindruck auf Alle machte. Es war eine plötzlich eingetretene Überschwemmung. Professor Hand schildert sie wie hier wörtlich folgt: „Bekanntlich strömt die Neva durch Petersburg in den Finnischen Meerbusen. In der Nacht wehte ein Sturm und früh stieg der Fluß so schnell, daß der Schloßhof sich mit Wasser füllte, welches aus dem Kanal ausgebrochen war. Um 8 Uhr waren bereits alle Straßen mit Wasser erfüllt, das bis 1 Uhr zum ersten Stockwerk der Häuser in ganz Petersburg reichte. Die Newa schlug sehr hohe Wellen. Die Aussicht von der Eremitage aus, wo Maria Paulowna mit ihren Kindern weilte, war fürchterlich. Da kam der Teil eines Hauses, dort

ein Heuboot, hier eine Masse Holz geschwommen. Man konnte das Haus nicht verlassen. Alle Keller, alle Parterreräume standen unter Wasser; in den Höfen versanken vor den Augen der erschrockenen Zuschauer am Fenster — zwei Offiziere.

In der Beletage, wo der Hofmarschall wohnte, steht sein Pferd, ein anderes auf der kaiserlichen Treppe, acht in den Stuben. Laut braust die Fluth und der Sturm, — doch todtenstill ist's in den Straßen. Zwei Schildwachen ertranken im Nu! Das Schrecklichste war ein Wagen mit vier Pferden und Vorreiter, die vor dem Schlosse versanken und mit Mühe gerettet wurden."

Die Großfürstin und ihre Töchter waren auf's Tiefste von diesem Ereignis ergriffen. —

Am 24. Dezember 1824 schenkte Maria Paulowna dem vielgeliebten Bruder zum Geburtstag das Bild beider Prinzessinnen in Medaillonform, auf einem Postament, welches auf einer Unterlage von Malachit ruht.

Das Verhältnis zu Mutter und Bruder war ein überaus inniges und die Großfürstin trennte sich schwer von ihnen im Herbste 1825 als ahnte sie, wie bald sie diese teuren Verwandten verlieren sollte.

Schon am 1. Dezember desselben Jahres erfolgte der Tod des Kaisers Alexander; der Schmerz Maria Paulownas war so heftig, daß sie die tiefsten Ohnmachten erlitt. Aus stundenlanger Bewußtlosigkeit erwachte sie zu heftigsten Brustkrämpfen bis sie endlich lindernden Trost in Thränen fand. Ihr Zustand war so qualvoll und gefährlich, daß man für ihr Leben fürchtete. Dieser Bruder war von frühster Jugend das Haupt der Familie, der zärtlich geliebte Freund ihres Herzens, ihr Vertrauter gewesen.

Eine heilende Ausgleichung solcher Gemütsbewegungen boten die Sorgen und Freuden des eigenen Familienlebens in Weimar, die ununterbrochene Teilnahme an der Wohlfahrt und Bildung des Landes und die Jubelfeste, die 1825 erst Karl August (fünfzigjähriges Regierungsjubiläum), dann die Großherzogin Luise und Goethe feierten.

Als Erbprinz Karl Alexander vier Jahre alt war, wurde von den Eltern ernstlich erwogen, welcher Erzieher für denselben zu erwählen sei. Endlich fiel die Wahl auf Hofrat Soret, welcher aus Genf berufen wurde; derselbe wurde vereidigt und errang sich bald so sehr das Vertrauen des großherzoglichen Hauses, daß auch die heranblühenden Prinzessinnen-Töchter bei ihm Unterricht erhielten.

Im November des Jahres 1826 fanden sich die beiden Prinzen von Preußen Wilhelm und Karl zum ersten Besuche am Weimarschen Hofe ein, sie verweilten vier Wochen daselbst, worauf zu Weihnachten die Verlobung der Prinzessin Marie mit dem Prinzen Karl stattfand. Die Vermählung wurde am 26. Mai 1827 in Charlottenburg gefeiert. Von der Hochzeit aus besuchte die Erbprinzessin Maria ihre Mutter in Petersburg. Es war das letzte Mal, daß sie die Teure sah.

Der Aufenthalt in Rußland wurde plötzlich abgebrochen durch die erschütternde Nachricht, daß ein jäher Tod Karl August auf der Rückreise von Berlin in Graditz

bei Torgau am 14 Juni 1828 ereilte. Der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin kehrten auf dem nächsten Wege heim zur Großherzogin Luise, welche mit ihrem Enkelkinde Karl Alexander in Wilhelmsthal verweilte.

III. Als Großherzogin von 1828 bis zum Tode 1859.

Großherzog Karl Friedrich gelangte nun zur Regierung und am 12. August fand die feierliche Huldigung der Stände statt. Im selben Jahre, am 5. November 1828, langte die Nachricht von dem Tode der Kaiserin-Mutter in Weimar an. Die Großherzogin erfüllte dieser Verlust mit tiefem Gram. — Was diese Kaiserin ihren Kindern war, geht aus den Worten Kaiser Nicolaus hervor, die er, in der Verordnung eines allgemeinen Klagetages, niederschrieb: „Wie viel Gutes und Edles erwächst aus der Wachsamkeit, mit der eine fromme, zärtlich liebende, andächtige und verständige Mutter durch Sorgfalt, Ermunterung, Rath und Beispiel schon in des Kindes unverdorbenes Gemüth die Keime niederlegt, die im reiferen und noch im spätesten Alter oft die wohlthätigsten Früchte bringen; wie glücklich ist der, den die Vorsehung von einer Mutter geboren werden ließ, die mit Herzensgüte, kluger Bedachtsamkeit, ernster Gesinnung und einem durch Wissenschaften bereicherten Verstande eine lebendige Liebe verbindet, ihre vielfachen Mutterpflichten oft unter zahllosen Entbehrungen zu erfüllen; und wie viel auch er nächst Gott einer Mutter zu verdanken habe, die, mit ungewöhnlichen und erhabenen Eigenschaften ausgerüstet, durch ihre Gottesfurcht, ihre mütterliche Liebe, ihre Sittenwürde, ihr ungeschminktes herzliches Wohlwollen, ihre milde Anmuth, und ihre Wohlthätigkeit eine Zierde ihres Geschlechts und ein Vorbild aller häuslichen Tugenden war."

Von dem Augenblick an, da Karl Friedrich die Regierung als Großherzog übernommen hatte, ist von wenig hervorragenden Ereignissen zu berichten. Desto mehr vertiefte sich die Großherzogin in ernste Lebensaufgaben, die sie sich nach drei Gesichtspunkten hin gestellt hatte. Sie widmete ihre Thätigkeit einerseits der Sorge für Linderung der Armut und Hülfe der Leidenden, andererseits den gemeinnützigen Interessen des Landes und drittens den Interessen für Kunst und Wissenschaft.

Als Oberleiterin des Patriotischen Institutes der Frauenvereine versammelte sie edle Frauen und Jungfrauen um sich, die überall da eintraten, wo die vom Staate früher gestifteten Armen- und Erziehungsanstalten nicht mehr ausreichten. Eine ganz besondere Freude machten ihr die Industrieschulen für Mädchen, deren damals schon etliche 60 im Großherzogtum bestanden mit etwa 3000 Schülerinnen. Auch die Prämiirung für gute und treue Dienstboten, die schon seit 1821 für solche bestand, welche ehemals die Industrieschule besucht hatten, dehnte sich jetzt auf andere aus, die sich durch langjährige Dienstzeit auszeichneten. In dieses Jahr fiel auch die Gründung der Kleinkinderbewahranstalten, welche eine Lieblingsschöpfung der Großfürstin Maria Paulowna wurden und die noch heute innerhalb des Patriotischen Instituts bestehen. Die Großherzogin war zu deren Begründung durch eine Schrift veranlaßt, die in Genf 1827 erschienen war.

In Weimar wurde die erste 1830, in Eisenach 1837, in Jena 1842 u. s. w. errichtet. Jetzt hat jedes Dörfchen im Großherzogtum seine Kinderbewahranstalt oder seinen Kindergarten, von Vorsteherinnen des Frauenvereins überwacht. Eine Stiftung innerhalb der Frauenvereine gewährte Kindern unbemittelter Eltern Schulgeld.

Die Thätigkeit für gemeinnützige Landesinteressen bewährte die Großherzogin, indem sie, überall in der Umgebung von Weimar und Eisenach parkartige Anlagen schuf und ebene Straßen und Wege anlegen ließ.

Um auch die Jugend zur Liebe und Pflege der Natur anzuleiten, wurde schon im Jahre 1822 vom Direktorium der Frauenvereine eine Obstbaumschule in den Bezirken von Eisenach eröffnet, deren in den Ortschaften des Großherzogtums allmählich mehrere entstanden, mit nicht geringem Erfolge für Baumzucht und Obstkultur. Später am Regierungsjubiläum des Großherzogs 1853 wurde eine Gartenarbeitsschule und 1856 Ackerbauschulen angelegt, in welchen die ihr auf gewisse Jahre anvertrauten Zöglinge in allen bei der Landwirtschaft vorkommenden Handarbeiten praktisch geübt und unterrichtet wurden. Was endlich das Interesse für Wissenschaft und Kunst anbelangt, so hatte Maria Paulowna dieses von dem Augenblick an bekundet, wo sie nach Weimar gekommen war. Ihr reger und immer strebender Geist, ihre auserlesene und vielseitige Bildung, ihre lebhafte Empfänglichkeit für Alles Schöne und Gute fand ja von jeher reiche Nahrung in der Umgebung der berühmten Männer am Hofe Karl August. Bis zu Wielands Tode im Jahre 1813 hatte sich dieser als ihr Lehrer und Ratgeber in Sachen der Litteratur ihrer Huld zu erfreuen gehabt.

Mit Goethe verkehrte die Fürstin Maria Paulowna auf das Freundschaftlichste. Seine an sie gerichteten Briefe, sowie die an seine Freunde, bekunden eine liebevolle Verehrung. Maria Paulowna besuchte seine Vorlesungen regelmäßig, kam seinen Wünschen auf das Freudigste entgegen und bezeigte ihm bis zu seinem Tode den herzlichsten Anteil. In seiner amtlichen Stellung, in welcher er die Oberaufsicht über die Anstalten für Wissenschaft und Kunst hatte, wurde er durch das lebhafte Interesse der Großherzogin gefördert, sowohl durch Geldgeschenke, als auch durch Anschaffungen von wissenschaftlichem Wert für die Anstalten. Besonders für die großherzogliche Bibliothek, die Kunstsammlung, welche mit der ersten Zeichenschule verbunden ist, und für die Universität in Jena, alle die durch Karl August begründeten Anstalten, sorgte Maria Paulowna, indem sie kostbare physikalisch-chemische Apparate, astronomische Instrumente, botanische Werke, Mineralien aus Petersburg u. a. m. ankaufte. Auch das archäologische Museum und die ausgezeichnete Sammlung orientalischer Münzen wurden meist mit Ankäufen aus der Privatschatulle der Großherzogin ausgestattet.

Nachfolgende Briefe Goethes an die Großfürstin geben Zeugnis von deren bedeutendem Einfluß auf den Dichter und die Kunstinstitute Weimars.

Durchlauchtigste Großherzogin, gnädigste Fürstin und Frau.

Ew. Kaiserliche Hoheit tragen mehr, als ich ausdrücken kann, zur Vollständigkeit meines Daseyns bei. Denn welche Lücke würde in meinen Wochentagen erscheinen, wenn ich nicht das Glück hätte, Höchstdieselben zu geregelter

Stunde verehren zu dürfen, und einer so höchst interessanten Unterhaltung in Höchstihro Gegenwart zu genießen.

Die Fortsetzung der bedeutenden Beyhülfe, welche Höchstdieselben den mir untergebenen Anstalten zu widmen geruht, gereicht zu meiner größten Beruhigung. Denn wie Vieles müßte zurückbleiben, wie Vieles dürfte gar nicht unternommen werden, wenn ich ohne solche Theilnahme, jene, seit einigen Jahren mir zugewachsenen Anforderungen befriedigen sollte.

Indem ich nun, für mich und meinen Geschäftskreis einen verpflichteten Dank, begleitet von den frömmsten Wünschen, ausspreche, so füge ich zugleich die dankbarste Anerkennung meiner gebildeten Mitbürger hinzu, welche, bey denen, neuerdings so trefflich eingeleiteten, begründeten und durchgeführten Anstalten, sich unterrichtet, erhoben und aufgeklärt fühlen. Mögen diese und soviel andere Segnungen Höchstdero näherem und entfernterem Wirkungskreise lohnend zu Gute kommen, und auch mir gleiche Gunst und Gnade für immer gewährt sein! Verehrend

Ew. Kaiserlichen Hoheit

unterthänigst angehöriger Diener

J. W. v. Goethe.

Goethe an J. K. H. die regierende Frau Großherzogin, Großfürstin.

Weimar, 16. Februar 1830.

An dem heutigen feyerlichen Tage, wo Freude ihn wieder erlebt zu haben nur durch einen Trauerflor durchblickt, Ew. K. Hoheit schuldigst zu verehren, finde nichts aufrichtender und stärkender, als den Gedanken, daß wir bei allen Unfällen, die uns betreffen, sogleich möglichst gefaßt das Auge darauf richten, wo eine wohlüberlegte Thätigkeit glücklich ihren Zweck erreichte.

In Bezug auf das Obengesagte, darf ich ja wohl wiederholt hinzufügen, daß wenn bei großen Unglücksfällen, die Betroffenen sich billig zu zerstreuen suchen, doch nicht leicht eine schönere Anleitung gefunden werden kann, als den Geist dahin zu lenken, wo die Menschheit sich in ihrer höchsten Würde zeigt, indem sie das Bessere wünschens- und hoffenswerthe nach verliehenen Kräften und Möglichkeiten zu fördern trachtet.

Gnädigste Verzeihung des Vorgesagten mir erbittend, darf ich die Hoffnung hegen, daß Höchstdieselben gar Manches und Vieles hier nicht ausgesprochen, selbst entwickeln und von meiner lebenslänglichen Anhänglichkeit sich überzeugen werden. Wie ich denn nichts mehr wünschen kann, als die mir noch gegebenen Kräfte in der Richtung, welche Höchstdieselben mir vorzeichnen unwandelbar anzuwenden u. s. w.

Goethe an die Frau Großherzogin, Großfürstin.

Weimar, August 1830.

Ew. Kaiserlichen Hoheit fühle mich durch gnädigste Mittheilung der hierbei zurückkommenden Bände aufs Neue zu lebhaftestem Danke verpflichtet, indem ich dadurch in den Stand gesetzt werde, im Einzelnen genau und ausführlich einzusehen, was ich im Allgemeinen schon wissen und vermuthen konnte.

Sey mir gegönnt, bei dieser Gelegenheit schriftlich auszudrücken, was man, wenn es auch auf der Zunge schwebt, mündlich zu äußern Anstand nimmt. — Ueber 50 Jahr bin ich dem Fürsten, dem hohen Hause, dem Lande angehörig und habe so manches Gelingen und Mißlingen gesehen durch Verdienst und Schuld der Personen, wie auch durch Einwirkung höherer Gewalten; dabei hat es mir an treuem Einwirken und an ernsten Wünschen nie gefehlt. deren Erfüllung ich nun mit inniger Freude vor mir sehe. Einsicht und Uebersicht, thätige Besonnenheit, reine Beharrlichkeit und wie viel andre treffliche Eigenschaften sehe ich nicht wirksam zu klarsten, edelsten Zwecken und genieße auch auf solche Weise eines Glückes, welches wohl selten einem Menschen zu Theil wird.

Hierzu füge nur noch den Wunsch, Ew. K. Hoheit mögen einen ungestörten Genuß des glücklichen Gelingens selbst empfinden, dessen sich alles Uebernommene zunächst schon jetzt erfreut und sich in unausbleiblicher Steigerung auch zunächst erweisen wird, wobei mir die Hoffnung bleiben möge, nach Kräften in einem so herrlichen Kreise auch fernerhin mitwirken zu dürfen u. s. w.

Wie sich Maria Paulowna der großen und glanzvollen Zeit erfreuen durfte, so berührte sie um so schmerzlicher der Tod derjenigen, welche ihr mit Rat und Belehrung beigestanden. So fühlte es Niemand mehr als die Großherzogin, daß mit dem Hinscheiden Goethes am 22. März 1832 Weimars große klassische Zeit zu Ende sei. Es war ihr eifrigstes Bemühen, die segensvollen Keime und Saaten, die Goethe ausgestreut, mit frommer Hand zu pflegen und zu schirmen, was aus ihnen Gutes und Würdiges hervorging, hochsinnig zu fördern und zu unterstützen. Die Idee einer Goethestiftung, welche von Varnhagen von Ense ausging, fand bei der Großherzogin die bereitwilligste Teilnahme.

Inniger noch, als das Verhältnis zu Goethe, war das seines vieljährigen und vertrauten Freundes H. Meyer zum erbgroßherzoglichen Hause; er war nicht allein in allen Kunstsachen Ratgeber und Berichterstatter, sondern, besonders in seinen letzten Jahren, täglicher Gast und Hausgenosse. Weilte die Großherzogin fern von Weimar, oder war er auf Reisen, so berichtete er ihr über Länder, Menschen und Kunst, über die Lage der Dinge in der Heimat und den Orten, wo er weilte über das Gedeihen der Kinder und über Goethes Leben und Treiben. Bald nach Goethes Tode folgte ihm Meyer in die Ewigkeit. Seiner hohen Verehrung für die Großfürstin und ihr menschenfreundliches Streben, gab er einen sehr lebendigen Ausdruck. Während er nämlich seine Bücher und Kunstsachen den öffentlichen Sammlungen Weimars vermachte, bestimmte er ein ansehnliches Kapital zu der Meyer-Amalien-Stiftung, welche seinem Andenken und dem seiner Frau gewidmet war. Diese Stiftung übertrug er der Großherzogin, welche er in seinem Testament die erhabene Stifterin, Pflegerin und huldvolle Beschützerin wohlthätiger Anstalten nennt. Die Meyer-Amalien-Stiftung war bestimmt, kranke Hausarme von jedem Geschlecht, Alter und Stande in ihrer Krankheit mit ärztlichem und chirurgischem Beistand und mit Arzneien

zu versehen und sie bis zu ihrer Wiedergenesung oder ihrem Tode unentgeltlich zu versorgen und zu pflegen und zwar in ihrer eigenen Wohnung. — Als Nachfolger Meyers wurde 1833 L. v. Schorn aus München berufen, dem der Oberbaudirektor Coudray, der seit dem Jahr 1816 in Weimar wirkte, zur Seite stand. Beide wurden jetzt von der Großherzogin herangezogen, den von ihr bewohnten Schloßflügel in einer, der Bildung und dem Geschmack entsprechenden Weise im Innern umzubauen und auszuschmücken. Bei dieser Veranlassung bewährte sich wieder das Streben der Großfürstin, einheimische Kunst und einheimisches Gewerbe zur Geltung zu bringen. Unter Mithülfe der bewährtesten Architekten, Maler und Bildhauer von Berlin, München und Weimar, wurden die Dichtungen von Wieland, Goethe, Herder und Schiller durch Wandmalereien veranschaulicht, ebenso die Geschichte des Landes durch eine Reihe von Oelgemälden und das Andenken verdienter Männer um Stadt und Land durch Büsten in einer Art von Ruhmeshalle gesichert. So entstanden im Jahre 1835 die sogenannten Dichterzimmer mit den anstoßenden Räumen und der Aufgangstreppe. Unter den hierbei mitwirkenden Künstlern befanden sich D. Jäger, F. R. Preller, B. Meyer, Schinkel, Wagner, Kaiser, Angelika Facius, von Hoyer u. a. m.

Aber nicht bloß den bildenden Künsten, sondern auch der Musik war Maria Paulowna eine fördernde Schützerin. Schon Schiller hatte auf ihre Kompositionen und auf ihr Spiel hingewiesen, als er in der Huldigung der Künste aussprach:

„Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennst sie wohl, Du übst sie mächtig aus.“

Mit Vorliebe komponirte sie kirchliche Musikstücke und zu jeder Familienfeier bis zu der Taufe der letzten Enkelin, widmete sie diesen ihre Kompositionen.

Als im Jahre 1819 die Kaiserin Maria Fedorowna nach Weimar gekommen war, um ihren Enkel zu sehen, wurde dorthin der berühmte Pianist und Komponist J. N. Hummel, der früher in Stuttgart lebte, berufen. Hier leitete er fortan 18 Jahre lang, bis zu seinem Tode 1837, die Oper und die Hofkapelle. Hummel wurde auch Lehrer der Großfürstin in Theorie der Musik und unterrichtete die Prinzessinnen im Klavierspiel. Zu diesem Zwecke ließ die Großfürstin einen prachtvollen Flügel aus Paris verschreiben.

Nach Goethe war Staatsminister Schweitzer ernannt, die Oberaufsichten über die Anstalten der Kunst und Wissenschaften zu führen. Er bereitete auch die litterarischen Abende vor, an denen die Großherzogin regelmäßig von Gelehrten Weimars und Jenas Vorträge vor einem ausgewählten Kreise auf ihre Kosten halten ließ, welche ebenso lehrreich als interessant waren. Es beteiligten sich daran Kanzler v. Müller, Gerichtsrat Schmidt, Obermedizinalräte v. Froriep, Schorn, Professoren Kunze, Huschke, Göttling, Hase, Danz, Schwarz, Apelt, Schleiden, Stickel, Schleicher, später Schöll, Sauppe u. a. m.

Ueber alle diese Beschäftigungen und Bemühungen vergaß die Großfürstin nie die Pflichten für den hohen Gemahl und ihre Kinder. Seitdem sie regierende Großherzogin

geworden, hielt sie es, wie ihr fürstlicher Gemahl, für ihre Pflicht, so viel als möglich im Lande zu bleiben. Der Verkehr mit Berlin wurde lebhaft aufrecht erhalten.

In dem Familienleben vollzog sich eine große Veränderung, als Prinzessin Augusta sich am 11. Juni 1829 mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig von Preußen vermählte.*)

Mit dem Tode der Großherzogin Luise im Jahre 1831 war das ältere Weimar'sche Fürstenhaus ausgestorben.

Mit der liebevollsten Sorgfalt überwachte Maria Paulowna die Erziehung und Entwickelung ihres Sohnes Karl Alexander. Sie war oft in seinen Lehrstunden gegenwärtig. Es machte ihr Vergnügen, wenn er vor der Hauptwache als gemeiner Soldat stand und vor den vorüberfahrenden Eltern das Gewehr präsentirte. Sie hatte ernste Muttersorgen, als er auf einer Reise in die Schweiz von den Masern befallen wurde, von denen er, gepflegt von Mlle. Mazelet, wieder genas. Sehnsüchtig folgten die Gedanken der Mutter dem zum Jüngling herangewachsenen Sohne nach Italien, dem Lande, welches sie selbst nie gesehen hatte. Dagegen reiste er in ihrer Begleitung im Jahre 1836 nach Stuttgart und in die Schweiz und allein 1841 nach Rußland.

Zu den erhebendsten und glücklichsten Ereignissen der Großherzogin gehörte es, als der Erbgroßherzog aus dem Haag zurückkehrte, wo er sich die Tochter ihrer eigenen Schwester, der Königin der Niederlande, Prinzessin Sophie, zur Gemahlin erkoren hatte. Die Vermählung wurde im Jahre 1842 in Haag gefeiert. Der fröhliche Einzug des jungen Paares in Eisenach und Weimar vom 20. bis 22. Oktober erfolgte unter großem Jubel und vielen sinnigen Festlichkeiten der Bevölkerung. An der Schwelle des neuen Heims wurde das junge Paar von den Eltern und den sämmtlichen Mitgliedern der großherzoglichen Familie auf's Herzlichste empfangen.

Frohlockend begrüßten Maria Paulowna und ihr Gemahl zwei Jahre später, am 31. Juli 1844, die Geburt eines Enkels. Karl Alexander und seiner Gemahlin Sophie wurde ein Sohn geboren, welcher unter fröhlichen und zuversichtlichen Hoffnungen und im Andenken an den Großvater den Namen Karl August II. erhielt.

Ununterbrochen war die Großherzogin bemüht, edle Kräfte nach Weimar zu ziehen. Nach Hummel's Tode suchte sie Mendelssohn-Bartholdy als Kapellmeister zu gewinnen und als dieses nicht gelang, wurde der durch seine geistlichen und weltlichen Kompositionen bekannte Chellard berufen und neben ihm 1842 Franz Liszt. Der letztere riß als Virtuos alles zur Begeisterung hin, ließ sich jedoch erst im Jahre 1847 bleibend in Weimar nieder, wo er der Begründer einer neuen Schule der Musik wurde. Der beliebte Meister zog eine große Anzahl Künstler und Künstlerinnen an, welche auf kürzere oder längere Zeit Weimar aufsuchten und stets die wohlwollendste Aufnahme bei der Großherzogin und der Erbprinzessin fanden. Im Frühling 1847 wurde Professor Preller von Jena nach Weimar berufen, um die Stelle eines Oberbibliothekars und die bisher von Froriep der Großherzogin gehaltenen Vorträge über wissenschaftliche und litterarische Gegenstände zu übernehmen. Den Aufzeichnungen Preller's verdanken

*) Näheres später in der Biographie der Deutschen Kaiserin.

wir zum großen Teil die eingehenden Berichte über das Leben der Großfürstin. Als ihr vortragender Rat hatte er die beste Gelegenheit, im weiteren Verlauf von zwölf Jahren bis zu ihrem Tode, die Thätigkeit dieser erhabenen Frau und ihre unermüdliche Fürsorge für alle Interessen der höheren Bildung zu beobachten. Stets war Maria Paulowna bemüht, neue Erscheinungen in der Litteratur kennen zu lernen; besonders interessirte sie die Geschichte ihrer Zeit, die sie im umfassendsten Sinne studirte.

Das Jahr 1848 brachte dem großherzoglichen Hause Sorgen und Schmerzen; von der Universität Jena aus ging die Erhebung, in deren Folge am 11. März 1848 zwei Minister gewechselt und das Ministerium Watzdorf-Wydenbrugk ernannt wurde. Die Großherzogin war in großem Kummer. Die Berliner Ereignisse vom 18. März schienen die Thronaussichten ihres Schwiegersohnes und ihrer Tochter Augusta zu zerstören. Noch tiefer traf Maria Paulowna das Schicksal der Herzogin Helene v. Orleans, der zärtlich geliebten Tochter Carolinens, der einzigen früh verstorbenen Schwester des Großherzogs und ihrer teuren Jugendfreundin. Mit großer Sorge hatte man sie ihre zweite Heimat in Paris finden sehen. Jetzt rief ihr trauriges Schicksal die Teilnahme der großherzoglichen Familie wach.

Am 13. Juli 1842 war diese liebenswürdige Fürstin nach fünfjähriger Ehe Wittwe geworden, indem sie ihren Gemahl durch einen Sturz aus dem Wagen verlor. Nach dem Versuche, ihrem ältesten Sohne, dem Grafen von Paris, bei Ludwig Philipps Sturz die Anerkennung als König der Franzosen zu erwirken, wurde die Herzogin den größten Gefahren ausgesetzt und mußte aus Frankreich fliehen. Liebevoll wurde die Schwergeprüfte von dem großherzoglichen Paare in der mütterlichen Heimat aufgenommen. Das Schloß in Eisenach wurde ihr eingeräumt, wo sie sich in Zurückgezogenheit der Erziehung ihrer Söhne widmete, als unermüdliche Wohlthäterin der Armen lebte und von der gesammten Bevölkerung geliebt und verehrt wurde.

Im Jahre 1849 gab der 28. August als hundertjähriger Gedenktag der Geburt Goethes und im Jahre 1850 der 25. August als die gleiche Säcularfeier zu Ehren Herders, Gelegenheit, sich auf das Erhebendste der großen Vergangenheit Weimars zu erinnern.

Ein Vierteljahrhundert war verschwunden seit Karl Friedrich zur Regierung gekommen und so wurde am 15. Juni 1853 die Jubelfeier seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung begangen.

In einem freien Geiste hatte der Großherzog die Einrichtungen erhalten, fortgebildet und erweitert, welche von Karl August getroffen waren. Gewissenhaft und religiös, scheute er nichts so sehr als ein Unrecht oder eine Ungerechtigkeit. Was er im Jahre 1848 versprochen, das hielt er treu, behielt den freisinnigen, vortrefflichen Staatsminister bei und auch den durch die stürmische Bewegung ihm gegebenen trefflichen höchsten Ratgeber entfernte er nicht, trotz des Andrängens von reaktionärer Seite.

Mit Maria Paulowna hatte der Großherzog neunundvierzig Jahre lang eine wahre Musterehe geführt, begründet auf Liebe und Achtung und so feierte die Bevölkerung das Jubiläum in aufrichtiger Herzlichkeit.

Wegen der Kränklichkeit des Großherzogs sollte aller Prunk vermieden werden.

Kaum war das Jubelfest vorüber, das in heiterer Dankbarkeit gefeiert wurde, — da trennte der Tod die so glückliche Ehe. Großherzog Karl Friedrich starb am 8. Juli desselben Jahres, 71 Jahre alt, nach wahrem Verdienst: der Gerechte, genannt.

Wie vereinsamt fühlte sich nun die Großfürstin, Großherzogin Maria Paulowna, die an der Seite ihres Gatten fast fünfzig Jahre lang Freud und Leid getragen, in inniger Seelengemeinschaft und Treue. Noch mit den letzten Worten hatte der Fürst seine Gemahlin „das Glück seines Lebens" genannt. Er hatte sie aufs Höchste verehrt. Wußte sie sich doch von jeher seinen Eigentümlichkeiten mit der ganzen Innigkeit und Güte ihres Herzens anzuschmiegen, und fand sie doch in ihm Teilnahme für all ihre hohen und edlen Bestrebungen.

Tiefgebeugt und doch in stiller Ergebung zeigte sich die Großherzogin nach diesem schmerzlichen Verluste. Sie verzichtete fortan auf jeden Anteil an der Regierung und fand ihre Genüge darin, pflegend und beschützend dem Institute der Frauenvereine vorzustehen und nach wie vor alles Gute und Schöne zu fördern. Noch einmal wurde sie von den Huldigungen des Landes umgeben, als am 9. November 1854 die Jubelfeier ihres Einzuges vor fünfzig Jahren stattfand. Gastfrei wie immer blieb der Weimarsche Hof der Attractionspunkt vieler Fremden aus verschiedenen Ländern und Ständen, wobei die Großherzogin ihre Gabe zu fesseln stets bewährte.

Maria Paulowna aber mag es wohl gefühlt haben, wie so anders die Zeit seitdem geworden. Es waren nicht mehr geistige Anmut und heitere Lebensfreude vorherrschend, sondern eine stürmisch drängende Bewegung, wo jeder mehr mit den Forderungen des Lebens als mit geistigen Gütern beschäftigt, mehr von der Zukunft beunruhigt, als von der Gegenwart befriedigt war. Sie selbst, von der Last der Jahre gebeugt, zeigte sich noch immer anmuts- und würdevoll, geistig angeregt und anregend. Mit Freuden bemerkte sie, daß ihre idealen Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, ihre Sorge für das Erziehungswesen und die Linderung der Not, Sympathie und wetteifernde Vertretung bei ihrem Sohne und der geliebten Schwiegertochter fanden.

In ihren Kindern und Kindeskindern fühlte sich Maria Paulowna beglückt. Lernend und spielend wuchsen die Enkel in ihrer Umgebung auf, und aus den Augen der Großmutter strahlte Entzücken, wenn sie sich von der Jugend aufgesucht sah.

Auch die fernen Töchter wetteiferten in aufmerksamer Liebe für die Mutter; Prinzessin Augusta von Preußen und ihr Gemahl waren beglückt, ihre Kinder als Verlobte damals nach Weimar führen zu können.

Doch auch all' diesen Freuden fehlte der Schatten nicht. So erfüllte der blutige Krimkrieg, den Kaiser Nicolaus mit Frankreich und England führte, auch ihr Gemüt mit großer Besorgnis und als am 2. Mai 1855 ihr letzter Bruder Kaiser Nicolaus plötzlich starb, empfand sie diesen Verlust um so tiefer, als sie fortgesetzt mit ihm in geistigem Verkehr gestanden hatte. So traurige Erinnerungen nun auch die Großfürstin an ihre Heimat knüpften, so entschloß sie sich doch im Sommer 1856 noch einmal zu einer Reise nach Rußland, um der Krönung ihres Neffen in

Moskau beizuwohnen. Vorher besuchte sie in Koblenz ihre Tochter Augusta und in Karlsruhe ihre vielgeliebte Enkelin die Großherzogin Louise. Beide ermutigend und bestärkend in dem von ihr durchgeführten Beruf, gemeinnützigen Wirkens und wahrer Wohlthätigkeit in allen Formen und Verhältnissen. In Koblenz erfreute sie sich an dem Beginn der landschaftlichen Ausschmückung der zu den berühmten Rheinanlagen geführt hat, sowie an der geschichtlichen Herstellung des Residenzschlosses, das der Prinz von Preußen als Gouverneur der Rheinprovinz mit seiner Familie bewohnte. Wohlbehalten kehrte sie von dort zurück und nahm im Jahre 1857 den lebhaftesten Anteil an Karl August's hundertjähriger Geburtstagsfeier, an welcher der Grundstein zum Denkmal für denselben gelegt und die Standbilder von Goethe, Schiller und Wieland enthüllt wurden. Auch an dem dreihundertjährigen Jubelfeste der Universität Jena am 15. August 1858 zeigte Maria Paulowna eine überraschend jugendliche Rüstigkeit des Geistes, Frische der Empfindung und eine Selbstbeherrschung, welche ihr ermöglichte, die zunehmende Schwäche ihres Körpers zu verbergen. Diese Feier, sowie die Vermählung ihres Enkels Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Victoria 1858 und die Geburt eines Urenkels 1859 waren die letzten Freuden ihres Lebens.

Am letzten Geburtstage der Großfürstin, am 16. Februar 1859 schrieb Alexander von Humboldt, zwei Monate vor seinem Tode in inniger Dankbarkeit für alles, was er von ihrem Hause und durch ihren Einfluß genossen hatte.

Da dieser Brief zugleich ein Zeugnis der Art und Weise ist, wie die Gelehrten mit der Großherzogin Maria Paulowna brieflich verkehrten, so sei er hier eingefügt:

Madame!

Il est des devoirs qui pèsent à remplir n'étant que de simple convenance et froides cérémonies. D'en est d'autres qui vont directement au coeur et qui rappellent des motifs d'affectueuse reconnaissance, et qui se rattachent à des bienfaits reçus à la fois dans le vaste Empire de Russie sous le règne du noble et énergique Empereur Nicolas et dans l'auguste Maison Grand-ducale de Saxe. Ces souvenirs se vivifient surtout le jour ou je mets aux pieds de votre Altesse Impériale mes humbles et respectueuses félicitations. Un triste événement domestique se mêle de près à ces souvenirs. Votre Altesse Imperiale daigne rappeler à sa mémoire le beau perroquet noir, que S. A. R. le Grande Duc Charles Auguste m'a légué dans son testament parceque le savant Valenciennes (successeur de M. Cuvier) lors de son premier passage par Weimar (je ne peux malheureusement pas décider le mois et l'année) avait reconnu parmi ses oiseaux le Grand Vaze de Madagascar d'après le souvenir d'une planche dans les Perroquets de Le Vaillant, espèce si rare alors qu'elle n'existait pas même empaillée dans aucune collection d'Europe. Votre Altesse Royale a eu la grace de m'envoyer cet oiseau à Berlin à la fin du mois de Juin 1828. Ce bel oiseau à veçu 30 ans dans ma maison et comme Sa Majesté la Reine de Prusse l'a déjà vu a Munnich chez son père le Roi Maximilien Joseph, étant très petite princesse, il est probable que le Grand Vaze a vécu plus de 50 ans en Allemagne. J'ai visité

tous les matins ce vieux ami de ma maison agitant en moi chaque jour la grave question, lequel de nous deux quitterait le premier le séjour terrestre, l'oiseau ou moi. L'oiseau est mort le 13 Janvier dans la nuit, appellant encore à son secours mon valet de chambre „Herr Seifert.“ J'ai pensé que cette anecdote pourrait avoir quelque interêt, les exemples de longévité étant rarement si bien constatés. Ma convalescence avance plus lentement que je le voudrais, mais elle avance. J'ai eu l'imprudence de prolonger l'habitude de travailler le matin jusqu' à 3 heures de matin jusqu' à l'age de 89 ans. J'ai trop usé de mes forces; mais la Providence m'a fait la grace de me laisser jouir encore de l'heureux événement du 27 Janvier et de partager le bonheur de ma bienfaitrice Madame la Princesse de Prusse.

Je supplie votre Altesse Impériale de daigner agréer l'hommage de la plus vive reconnaissance et la constante admiration avec lesquelles j'ai l'honneur de signer

De V. A. Imp.

à Berlin le 14 Fevr. 1859.

le plus devoué et le plus soumis serviteur

Alexandre de Humboldt.

Die Großfürstin hatte, wie stets im Sommer, das Schloß Belvedère zum Aufenthalt gewählt, wo sie sich so wohl „unter ihren Blumen und bekannten Bäumen“ fühlte und gern sah, daß die Bewohner Weimars die Parkanlagen besuchten, wenngleich sie dann selbst kein Ruheplätzchen in ihrem Garten für sich leer fand. Aber der Frühling 1859 brachte herbe Verluste, die ihr Gemüt tief niederbeugten. Es starb Gräfin Fritsch, die zweiundfünfzig Jahre lang ihr zuerst als Hofdame, sodann als Oberhofmeisterin, treu zur Seite gestanden hatte, deren Umgang ihr zum Lebensbedürfnis geworden war.

Am 26. Mai folgte ganz unerwartet der plötzliche Tod einer neunjährigen Enkelin, Prinzessin Sophie, am Gehirnschlag. In ihrem tiefen Schmerze um diese Verluste ahnte Marie Paulowna nicht, wie bald auch sie abberufen werden sollte.

Am 16. Juni 1859 besuchte die Großfürstin noch das Karl Friedrich-Damenstift, das sie bald nach des Gatten Tode zu dessen Andenken errichtet hatte. Bei der Heimkehr fühlte sie sich erkältet. Es entwickelte sich ein mit Fieber verbundener Lungenkatarrh.

Acht Tage später, am 23. Juni, sollte dies herrliche Frauenleben endigen. Der Großherzog Karl Alexander hatte den ganzen Vormittag bei seiner Mutter zugebracht und war, da zunächst keine ernsten Besorgnisse vorlagen, nach Schloß Ettersburg gefahren, von wo er zurückeilte, als plötzlich schlechte Nachrichten ihn erreichten. Ein Lungenschlag hatte um sechseinhalb Uhr abends schmerzlos den Tod herbeigeführt.

Es war am Vorabend des einundvierzigsten Geburtstages des Großherzogs, mit dessen Feier Maria Paulowna sich noch lebhaft beschäftigt hatte. Ihre letzten Worte waren Segen für ihn und die teure Schwiegertochter Sophie, welcher sie ihre Wünsche

für seine Bescheerung anvertraut, und der sie wenige Tage vorher die Sorge für all ihre Werke und Angehörigen an's Herz gelegt hatte.

Der letzte Wille dieser großen und edlen Frau begann mit der Bitte um Verzeihung an Alle, die sie jemals gekränkt haben könnte, Dank für alle Liebe, die ihr bewiesen worden und Segen über das geliebte Weimar, wie über das russische Vaterland und alle dortigen Familienglieder. —

Deutschland, das Tag- und Gemeindeblatt vom 25. Juni 1859 schrieb damals: „Ihre Sendung auf Erden war erfüllt. Es war nicht nur der enge Kreis ihrer unmittelbaren Wirksamkeit, den sie beseelte und erhob. Jeder Weg und Steg, jede Hütte und alle Regung des Lebens im Lande erzählt von ihr und zeigt die Spuren ihres erhabenen Daseins. Fünfundfünfzig Jahre hatte sie in dieser ihrer zweiten Heimat gelebt, gewirkt, den mächtigsten Einfluß geübt auf die Frauenwelt, auf das ganze Land. Durch ihren hehren Geist, durch die Größe ihrer Weltanschauung, durch die edle Haltung ihres Charakters und den menschlich schönen Reiz ihres Gemütes emporgetragen, blieb sie stets dieselbe, wie auch das Schicksal sich wechselvoll zeigte. Größer als alle menschlichen Begegnisse, wußte sie mit Gleichmut das Leid zu ertragen und ihre Umgebung durch ihren eigenen Mut zu stärken.

Fürstliche Personen pflegen gewöhnlich nach dem Grade ihrer milden Spenden abgeschätzt zu werden. Für den hohen Wert Maria Paulownas reicht das nicht aus Reich begabt mit irdischen Schätzen, teilte sie zwar freigebig aus, wo sie Not und Bedürfnis des Beistandes bemerkte und die Lücke, welche uns ihr Abschied läßt, wird es erst recht enthüllen, was sie gethan, aber ihr Sinnen und Wirken ging weit über den Augenblick der Hülfe hinaus. Ihre Wohlthaten sollten nichts Vergängliches sein, sie sollten sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht und das geschah durch Gründung von Instituten und Einrichtungen, welche auf die innere und äußere Hebung des Volkes wirken. Es giebt vielleicht kein Land wie das Weimarsche, wo seit einem halben Jahrhundert — im Innern einer Bevölkerung — so günstige Veränderungen vorgenommen werden konnten, und so deutlich auf den waltenden Geist hindeuteten, der seine schützenden Flügel über sie ausgebreitet hat.

Das Streben Maria Paulownas war immer nur darauf gerichtet, in dem ihr überwiesenen Beruf zu sein, was jeder Pflichtgetreue in seinem Beruf sein kann.

Sie war nicht bloß in ihrem kleinen Lande ein leuchtendes Vorbild, sondern weit über dessen Grenzen hinaus — der Mit- und Nachwelt.

Sie hat vollbracht! O schaut, wie dieses Leben
Ein goldner Reif in sich geschlossen ruht!
Ein höh'rer Glanz als Erdenfreuen geben
Umstrahlt ihn! echter Menschenliebe Gluth,
Ein unvergänglich Denkmal aller Zeiten,
Den spät'ren Enkeln noch ein köstlich Gut —
O schön und groß, wem so vergönnt zu scheiden!"

Ehe wir von dem Bilde dieser Fürstin scheiden, das erquickend, erhebend und anregend, so wie auf die Zeitgenossen, auch auf die Nachwelt wirken muß, sei eines

Punktes erwähnt, den ich bisher unberührt ließ, der aber gerade bei einer Frau von größter Wichtigkeit ist. Ich meine die Religion, in der das ganze Gemütsleben wurzelt.

In allen Leiden und Freuden nahm Maria Paulowna ihre Zuflucht zu Gott, um sich zu demütigen und zu erheben und alle ihre Gedanken an dem Lichte göttlicher Wahrheit zu prüfen. Ihr Wahlspruch in guten und schlimmen Tagen war: „Was Gott thut, das ist wohlgethan".

Maria Paulowna war in der griechisch-katholischen Kirche aufgezogen und blieb dieser Confession treu; dieselbe ungehindert ausüben zu dürfen, war eine Bedingung in ihrem Ehevertrage gewesen. Allein dies bestimmte sie nie, das Wesen der Religion in Lehren und Meinungen zu suchen.

Preller sagt von ihr: „Sie war stark und fest genug, um den Forschungen des menschlichen Geistes, den Entdeckungen der Wissenschaft auch auf solchen Gebieten zu folgen, wo der Glaube und das Wissen um die Palme streiten. — Die deutsche Wissenschaft, der Stolz der Nation war ihr ehrwürdig in all ihren Vertretern, mit denen sie sich gern umgab. Für jedes Verdienst, für alle Entdeckungen auf diesem Gebiete bewies sie ihre lebhafte Theilnahme!"

Ihre Frömmigkeit bethätigte sich in Werken der Liebe, überall das Gute zu fördern, dem Üblen zu wehren, den Mut der Edlen zu beleben, sie zu trösten und zu unterstützen. Nichts verabscheute sie so sehr als Scheinheiligkeit und Unwahrheit.

Bei all ihren Wohlthätigkeitsanstalten herrschte der Grundsatz, daß mit Abhilfe der Not die gründlich bessernde Erziehung Hand in Hand gehen müsse und daß man besonders dort unterstützen und helfen müsse, wo auf ein Entgegenkommen des sittlichen Wollens entweder bei den Hülfsbedürftigen oder bei den Ortsbehörden gerechnet werden konnte. Daher das Gemeinnützige ihres ganzen Strebens, das Behörden und Gemeinden der einzelnen Städte und Ortschaften beteiligte und im ganzen Lande gleichgesinnte Frauen und Jungfrauen zu gemeinsamem Wirken verband, dessen Urheberin und Seele sie war.

Man glaube nicht, weil sie Fürstin war, daß sie nicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte, aber sie wußte Unverstand, bösen Willen und Indolenz zu besiegen.

Mit ihrer unerschöpflichen Güte verband sie großen Pflichteifer und eine gewissenhafte Zeiteinteilung. Vom frühen Morgen bis zur Nacht sah man sie thätig, auch noch in späteren Jahren, wo die Kräfte sich zu erschöpfen anfingen. Von Natur heftig, wußte sie sich doch merkwürdig zu beherrschen, und wenn sie wirklich Jemanden durch ein schnelles Wort verletzte, so war die Reue, mit der sie dies, ungeachtet ihrer fürstlichen Stellung bekannte, wahrhaft rührend.

L. Preller teilt mit:

Als einst während einer Unterhaltung mit dem Staatsminister ein Diener störend eingetreten war und abgewiesen, abermals störte, wurde er dann freilich zuletzt mit einem Verweise fortgeschickt. Aber sobald das Gespräch zu Ende war, bat sie den Minister noch einen Augenblick zu verziehen; sie habe in seiner Gegen-

wart den alten und treuen Diener beleidigt, also sei sie ihm in seiner Gegenwart eine Genugthuung schuldig. Und so geschah es: der Diener wurde hereingerufen und ein begütigendes Wort zu ihm gesprochen.

Man mochte zu ihr kommen, in welcher Stimmung und in welcher Angelegenheit man wollte, immer fand man sich in ihrer Nähe gestärkt und veredelt, über die verwirrenden Einflüsse des täglichen Lebens emporgehoben und in seinen besseren Entschließungen befestigt. Und immer war sie treu und wahrhaft und von jener beständigen Gesinnung, welche selbst das Gute und Rechte unwandelbar will und bei Andern, denen sie einmal Vertrauen geschenkt hatte, dasselbe voraussetzt. Von allen Zufälligkeiten unbeirrt, von allen Einflüsterungen unberührt, hielt sie sich überall an das Wesentliche im Menschen und war deshalb in ihrem Urteil eben so gerecht als nachsichtig. Was sie einmal versprochen hatte, darauf konnte man sich unbedingt verlassen, auch in Kleinigkeiten.

Dabei war Maria Paulowna eine heitere, zum Humor geneigte Natur, welche die Freude suchte und sie als Berechtigung jedes Menschen erachtete. Niemand verstand das Werk der hochherzigen Fürstin mehr zu würdigen und demselben nachzueifern, als ihre jüngste Tochter, unsere deutsche Kaiserin und ihre Schwiegertochter, Großherzogin Sophie.

Schon im Jahre 1856 hatte Auguste, Prinzessin von Preußen eine fünfundzwanzigjährige Geschichte des Patriotischen Instituts der Frauenvereine von H. Gräfe schreiben lassen und die Widmung eigenhändig hineingeschrieben: „Meiner theuren Mutter widme ich dieses Buch. Es hat kommenden Zeiten die Grundsätze eines Instituts zu überliefern, das den Stempel echt weiblicher Tugend und fürstlicher Würde trägt und dessen gesegnete Erfolge der erhabenen Stifterin den Lohn Gottes verheißt."

Augusta, Prinzessin von Preußen, Herzogin zu Sachsen.
Coblenz, April 1856.

Die regierende Frau Großherzogin Sophie, die bis heute seit 28 Jahren das Werk ihrer Schwiegermutter ganz in dem Sinne derselben auf das gedeihlichste fortsetzt, gab damals ihrem Entschluß in folgenden Worten Ausdruck: „Des Allmächtigen unerforschlicher Ratschluß hat das segensreiche Leben Ihrer Kaiserlichen Hoheit, der Frau Großherzogin, Großfürstin, Meiner unvergeßlich Durchlauchtigsten Frau Schwiegermutter einem sanften Ende zugeführt. Ihre unsterbliche Seele ist heimgekehrt zu ihrem Schöpfer. Ihr Gedächtnis aber wird unsterblich unter uns weilen und wird uns an unsern fernsten Enkeln ein theures unzerstörbares Eigenthum bleiben! Wir sehen uns umringt von den Schöpfungen ihres Geistes und ihres Herzens, die ein lauttönendes Zeugnis ablegen von der unablässigen unermüdlichen Liebe und Sorgfalt, mit der sie Alles auffaßte und förderte, was zum Wohle des Landes und seiner Bewohner beitragen konnte.

Ein solches Denkmal, dauerhafter als Erz, ist das Patriotische Institut der Frauenvereine, — ein früchtereicher Baum, der jetzt seit länger als 42 Jahren seine Aeste und Zweige über weite Strecken des Großherzogthums ausgebreitet

hat, — ein Werk reinster Menschenliebe, welches seine Wirksamkeit und seinen Segen von Jahr zu Jahr in erfreulichster Weise sich vermehren sah.

An diesem gottgesegneten Werke im Sinne und Geiste der verklärten Begründerin fortzuarbeiten, ist uns allen, die wir Teil nahmen an demselben, eine Herzenspflicht, — ist vor Allem Mir ein heiliges Vermächtnis.

Als Mitglied des Central-Directoriums von Meiner Durchlauchtigsten Frau Schwiegermutter seit Meinem Eintritt in die Großherzogliche Familie und in meine jetzige Heimat berufen, sowie in Folge eines besonderen, in dem Testamente der hohen Verklärten ausgesprochenen Wunsches, übernehme Ich nunmehr die alleinige Oberleitung des Patriotischen Instituts als dessen Obervorsteherin. — Indem Ich hiervon dem achtbaren Central-Verein Kenntnis gebe, danke Ich demselben, sowie seinen Lokal-Vereinen für die Treue und Sorgsamkeit, mit welcher Sie Alle die Absichten und Bestrebungen der verklärten Stifterin des Patriotischen Instituts stets unterstützt haben, und gebe Mich gern der vollkommenen Überzeugung hin, daß Sie fortan auch Mir in gleicher Weise zur Seite stehen werden.

Es ist Mein Wunsch und Mein Wille, daß die Wirksamkeit sämmtlicher Frauenvereine und der Geschäftsverkehr derselben ohne Unterbrechung völlig in gleicher Weise fortbestehe, wie dies seither der Fall war.

Der achtbare Central-Verein wolle den sämmtlichen Localvereinen seines Bezirks ein Exemplar dieses Schreibens zur Nachricht und Nachachtung zugehen lassen.

Indem Ich den ferneren Bestrebungen des achtbaren Central-Vereins, so wie seiner Lokal-Vereine den besten und dauerndsten Erfolg wünsche, verbleibe ich mit vollkommener Wertschätzung dessen wohlgeneigte

Sophie, Großherzogin zu Sachsen.

Ettersburg, am 30. Juni 1859.

Blicken wir auf die großartige Entwickelung, welche die Frauenvereine in Sachsen-Weimar genommen und auf die umfassenden Schöpfungen der deutschen Kaiserin im Rahmen des Roten Kreuzes und der vaterländischen Frauenvereine, so können wir mit Recht auf Maria Paulowna sagen: „Das Gedächtnis der Gerechten bleibt unsterblich im Segen ihrer Werke.“



Marceline Desbordes-Valmore,

geboren 1786, gestorben den 22. Juli 1859.

Psychologische Studie.

In einem kleinen Hause der alten Stadt Douai, deren verwitternde, mit Türmen besetzte Mauern fast ebenso viele Gärten, als Wohnungen einschließen, ward im Juni 1786 dem Wappenmaler Desbordes das vierte Kind geboren, das den Namen Marceline erhielt. Bald nach des Mädchens Geburt sank der bescheidene Wohlstand der Familie und verwandelte sich binnen wenigen Jahren in wirkliche Not. Die französische Revolution untergrub auch die Wolfahrt dieses anspruchslosen Hauses. Umsonst erglänzte zwischen dem Weinlaub, welches sich um dessen, in Verfall geratene Front zog, das Schild des Wappenmalers und Vergolders. Thron und Altar waren ihres Schmuckes entkleidet, der Adel bedurfte keiner geschmückten Wagen, die Kirche keiner goldenen Verzierungen mehr. Hartes Ringen trat an die Stelle früherer Behaglichkeit; doch blieb das Beste der Familie: Liebe und Einigkeit. Die Kinder namentlich fanden immer noch Freuden in Fülle. Herrschte gleich Armut im Hause, so behielt das Haus doch seinen grünen Garten, die angrenzenden Felder, durch welche sich ein Bach schlängelte, dessen Rauschen sich mit dem Surren vom Spinnrade der Mutter vermischte. Viele Gedichte der Tochter haben später diese Madonnengestalt der Mutter, ihre Liebe, ihre holde Frömmigkeit in poetischer Verklärung auferstehen lassen, überhaupt spiegeln sich die schwermütig süßen Eindrücke der Kinderzeit in Marceline's schönsten Strophen wieder.

Alles, was Marceline umgab, war für sie voll Inhalt. Oberhalb der engen Thüre des Häuschen, das ihr damals groß erschien, stand eine kleine Madonna in einer Nische. Der Kirchhof mit seinen Blumen, den zerfallnen Kreuzen auf üppig wucherndem Rasen, war des Kindes liebster Spielplatz. Im späteren Alter schildert sie das Entzücken, womit sie vom Schulzimmer aus die Stimme des Vaters vernimmt, der sie abzuholen kommt und an dessen Hand sie nun auch nach Hause wandert. Die tiefe Sympathie, welche Marceline lebenslang für alle armen Gefangenen empfunden und werkthätig geübt hat, verdankt ihr Entstehen jenen Kindheitstagen. Das kleine Mädchen sah einst im Tale der Scarpe einen alten Gefangenen, der durch die Gitterstäbe seines Turmfensters eine Taube fütterte. Marceline breitete beide Arme nach ihm aus; er nickte und zeigte ihr seine gefesselten Hände. Dies ergriff sie mit so großem Mitleid, daß sie täglich zum Turme lief und mit dem Gefangenen Zeichen wechselte. — Eines Tages zeigte Felix, ihr

Bruder der Kleinen ein Bild der Freiheit, dessen schöne Züge sie entzückten, und als ihr auf eifriges Befragen berichtet worden, diese Freiheit wohne in Paris, denkt sie sich aus, zu ihr zu wandern und den Alten im Turme frei zu bitten. Sie ließ nicht ab, bis Felix mit ihr ins Weite lief; die beiden Kinder wanderten und wanderten, bis sie aufgefunden und spät Abends der geängstigten Mutter zurück gebracht wurden. Dieser erste Gang der kleinen Füße sollte nicht der letzte sein, so oft es galt für arme Gefangene zu bitten.

Wie das Kind schon Freud und Leid auskostete, eben so innig empfand das heranwachsende Mädchen die zunehmende Sorge, an dem allmählich das häusliche Glück scheiterte. Die Eindrücke dieses Elends legten in das junge Gemüt jenen Grundton der Schwermut, der später in so vollen Akkorden ausklingt.

Frau Desbordes entschloß sich, als der Familie alle Hülfsquellen zu versiegen begannen zu einem mutigen, wenn auch gewagten Unternehmen. Eine ihrer Cousinen, mit welcher sie in früher Jugend sehr vertraut gewesen, hatte sich nach Amerika verheiratet und lebte dort im Wolstand.

In der Hoffnung durch persönliche Schilderung ihrer traurigen Verhältnisse von dieser Verwandten nachhaltigen Beistand zu erreichen, raffte Frau Desbordes die letzten Mittel zusammen, um nach Amerika zu reisen und nahm Marceline mit sich. Das zu dieser Zeit im 14. Jahre stehende Mädchen fügte sich dieser Anordnung ohne Widerspruch aber auch ohne Freude. Sie war zu betrübt, ihren Vater verlassen zu müssen, an dem sie innig hing; sie vermißte seine schirmende Nähe überall schmerzlich. Dies Bangen mochte eine Ahnung sein!

Als Mutter und Tochter in Guadeloupe anlangten, stand die Colonie in vollem Aufruhr, alle Plantagen in Flammen. Der Gatte jener Cousine, von welcher letztes Heil erhofft worden, war ermordet, seine Wittwe nach dem Norden geflohen; in den Colonien herrschte das gelbe Fieber mit allen seinen Schrecken. Freundlos, hülflos, ohne Mittel zur Existenz fühlten sich die beiden Frauen, wie von Gott und Menschen verlassen. Die so oft geprüfte Kraft der Mutter hielt diesem Unerwarteten nicht Stand; die herrschende Seuche ergriff rasch genug ein bereits durch Kummer gebeugtes Opfer und Frau Desbordes starb, während ihre Tochter unter allem Grauen dieser Fremde zurückblieb.

Das Schicksal der Waise rührte das Herz einer Französin, der Frau eines Waffenschmiedes aus Nantes; sie nahm die Verlassene in ihr Haus auf bis es gelang für das junge Mädchen freie Überfahrt auf einem nach Frankreich segelnden Schiffe zu erreichen.

Marceline war soeben 14 Jahr alt geworden. Nie hat sie ohne Schauer der Stunde gedenken können, wo sie in Trauerkleidern, welche sie fremder Barmherzigkeit verdankte, am späten Abend von gleichgültigen Matrosen zum Schiffe hingerudert wurde, ganz allein. — Während der Überfahrt weckte das schweigsame, fast immer in Thränen gebadete Mädchen das Interesse aller Passagiere. Trotzdem war dieser Anteil nicht kräftig genug, um sie vor der Rohheit und Wortbrüchigkeit des Schiffskapitains zu bewahren, der seinen Versprechungen zum Trotz,

die Waise in Dunkergun an das Land setzte und ihr ärmliches Köfferchen zurückbehielt, um sich durch die geringen Habseligkeiten für die Kosten der Überfahrt bezahlt zu machen. Ganz auf fremde Barmherzigkeit angewiesen ging Marceline nun von Hand zu Hand, von Schiff zu Schiff, bis sie endlich in dem heimatlichen Städtchen anlangte.

Inzwischen war es dem Vater Desbordes geglückt, als Gefängniswärter in Donai angestellt zu werden, was der ganz verarmten Familie die Existenz ermöglichte. Für Marceline war diese Stellung des Vaters von tiefster Bedeutung; das schon als Kind kaum bewußte Erbarmen für Gefangene wuchs in dem Mädchen zur That, und wo es nur immer möglich war, trat sie als milde Helferin ein, während ihr Vater sein Amt übte. Nicht lange aber durfte sie diesem Hange zur Häuslichkeit und Barmherzigkeit folgen. Das kleine Gehalt des Vaters reichte nicht für alle Glieder der Familie aus; jedes derselben mußte sich auf eigene Füße stellen. Felix, der einzige Sohn, wurde Soldat. Marceline's ältere Schwestern verheirateten sich und hatten um den eignen Unterhalt zu ringen. Marceline gab sich nach langem Schwanken, auf den Wunsch ihres Vaters, einem Beruf hin, welcher ihrem Naturell ganz entgegen war.

Sie wurde Schauspielerin. Sie besaß eine liebliche Stimme und viel persönliche Anmut, welche Erfolg für sie auf der Bühne hoffen ließ. Sie trat bei dem Theater in Lille ein. Erst 15 Jahr alt, wenig unterrichtet, von schüchternem Character ward ihr diese Aufgabe zur harten Prüfung. Bei jedem Schritte vorwärts empfand die Schülerin, wie viel ihr an Bildung fehlte und als sie fand, daß die Tage nicht ausreichten für alles, was es zu lernen gab, nahm sie die Nächte zur Hülfe. Entbehrungen aller Art erschöpften die überangestrengten Kräfte so sehr, daß Marceline eines Tages von einer Collegin ohnmächtig auf der Treppe gefunden wurde.

Diese Energie der Arbeit führte aber das mutige Kind verhältnismäßig schnell zum Ziele eines, wenn auch sehr bescheidenen Engagements in Rouen, wo sie in naiven Rollen großen Beifall fand, während ihr sympathisches Organ und ihr edler, etwas melancholischer Gesichtsausdruck sie für schwermütige, leidenschaftliche Partien noch geeigneter erscheinen ließen. Ihr originelles Talent und ihre ungemein anmutige Erscheinung erweckte die Aufmerksamkeit einiger Pariser Schauspieler, welche in Rouen gastirten. In Folge dessen erhielt Marceline zu ihrer großen Überraschung eine Aufforderung nach Paris an die opèra comique. Es war in der That ein Glücksfall für das sechzehnjährige Mädchen sich ohne eigenes Zuthun als engagirtes Mitglied eines großen Theaters zu finden, dessen Director Gretry sich von der ersten Stunde an väterlich für das junge Mädchen interessirte. Er bildete ihre Stimme und ließ sie in der Titelrolle eines seiner eigenen Stücke debütiren.

So glückverheißend dies auch erschien, konnte es sie doch nicht vom Drucke des Mangels befreien, der seit frühester Jugend auf ihr gelastet. Sie kämpfte auch jetzt noch mit großer Armut, da ihre Monatsgage den Anforderungen des Lebens nicht genügte. Zu stolz und bescheiden, um zu klagen, oder Beistand nach-

zusuchen, darbte sie im Stillen. Obgleich sie sehr gefiel, glückte es ihr dennoch nicht zu nachhaltigem lohnenden Erfolge zu gedeihen.

Die Sängerin und dramatische Künstlerin war harmonisch in ihrer ganzen Erscheinung und zog durch leidenschaftliche Innerlichkeit an; aber es fehlte ihr an materieller Kraft; ihr lieblicher Gesang wurde selbst durch ein rücksichtvolles Orchester überwältigt.

Ihre Lage zu verbessern nahm sie Engagements in Rouen, Brüssel, Lyon an, kehrte auch wiederholt ans Pariser Theater zurück, bis ein mehr noch seelisches als körperliches Leiden sie zwang, dem Gesange zu entsagen. — Eine tiefe, leidenschaftliche Liebe, die wie eine hohe Woge über das junge Leben hinbrauste und ihm kurzes Glück und langes Leid gab, brachte die Stimme der Sängerin zum Schweigen, weckte aber zuerst die Töne der Poesie. „Als ich 20 Jahr alt war", schreibt Marceline später in einem Briefe, „nötigten mich tiefe Leiden, auf den Gesang zu verzichten, weil mich meine Stimme zum Weinen brachte; aber die Musik brauste durch meinen kranken Kopf und die Gedanken formten sich in fortwährend gleichem Taktschlage. Ich mußte sie niederschreiben, um von diesem fieberischen Pulsiren frei zu werden, und man sagte mir, das sei eine Elegie!"

Diese Gewalt der auf sie einstürmenden Erinnerungen, welche sie weder verscheuchen wollte, noch konnte, ward für Marceline immer mehr zum Trost, als sie je länger, desto tiefer empfand, wie wenig natürlich ihr die Lebensluft ihres Schauspielerberufs war. Ihr Zartgefühl litt schmerzlich unter dem gesellschaftlichen Banne, welcher in jenen Tagen die Mitglieder der Bühne von jedem andern Verkehr als dem mit ihren Collegen isolirte. Damals war es noch vorgekommen, daß ein Geistlicher einer Schauspielerin das christliche Begräbnis verweigerte, nur weil sie Schauspielerin gewesen. Marceline's feinbesaitete Natur ward durch den Contrast tief verletzt, welcher zwischen dem Vergötteru des Künstlers auf der Bühne und dem Verwerfen desselben Künstlers in seinem Dasein als Mensch zum Ausdruck kam. Zur Dichterin, nicht zur Künstlerin geschaffen, konnten ihre Erfolge sie nicht über den Schmerz dieser Dissonanzen gleichsam auf Flügeln hinwegtragen.

Dennoch fehlte es diesem elegischen Dasein auch nicht an Sonnenstrahlen. Marceline's liebreiches Gemüt schmiegte sich dem Bedürfnis ihrer Umgebung willig an; sie verstand selbst den widrigsten Umständen Humor abzugewinnen. Ihr völliges Freisein von Selbstsucht und Eigenliebe, welches ihr jedes Lob als überraschende Gabe erscheinen ließ und nie einen persönlichen Anspruch erhob, gewann ihr die Freundschaft Aller, mit welchen sie in Berührung kam,

Sahen sich gleich die Künstlerinnen von jedem Umgang mit Frauen der gebildeten Gesellschaft ausgeschlossen, so traten dagegen viele durch Geist und Talent ausgezeichnete Männer in ihren eigenen Kreis. Durch den Verkehr Marceline's mit mehreren derselben, sowie mit den berühmtesten Künstlerinnen ihrer Zeit, gewann ihr Geist eine Vielseitigkeit, die sie erst spät durch Lectüre ergänzen konnte, und die Gabe an allen hervorragenden Persönlichkeiten rasch den eigensten Zug ihres Wesens zu erkennen, verlieh ihrem Urteil große Feinheit und Originalität.

Jahre vergingen, Marceline stand an der Grenze ihrer Jugend, da begann für sie ein bedeutender Abschnitt ihres Lebens: sie verheiratete sich. Der Mann, welcher ihr seine Hand bot, kannte sie schon lange und widmete ihr die ernste, warme Empfindung, deren ihre reine und tiefe Natur würdig war. Sein Vater mit Namen Lanchantin, aus sehr guter Familie, hatte aus Rücksicht auf dieselbe seinen Namen mit Valmore vertauscht, als er sich der Bühne widmete. Diesen Bühnennamen behielten auch seine Nachkommen bei.

Der Sohn hatte keine Neigung zum Künstlerberuf und nachdem er sich Marceline zur Gattin genommen, strebte er mit allen Kräften nach einer, seinen Fähigkeiten entsprechenden bürgerlichen Stellung, ohne sie jedoch finden zu können.

Herzliche Neigung und Achtung begründeten diese Ehe, dennoch fehlte derselben der Sonnenschein des Glücks, denn eine ungebetene, allzutreue Gefährtin schlich sich als dritte in ihr Haus ein. Die Entbehrung. Valmore der ältere, ein Mann von Bildung und fein entwickeltem Geschmack, interessirte sich sehr für die eben gewonnene Schwiegertochter. Eines Tages geriethen etliche lose Blätter in seine Hände, worauf sie vor Jahren jene Strophen niedergeschrieben, von deren ersten man ihr gesagt hatte, das sei eine Elegie. Höchst überrascht fragte er die junge Frau, ob sie noch dergleichen besäße. Sie antwortete ihm, daß sie noch viel solcher kleinen Sachen niedergeschrieben hätte. Der alte Valmore ließ nicht ab, bis jedes mit Versen beschriebene Blättchen in seinen Händen war. Es gelang ihm, die Sammlung einem Verleger zu übergeben, der sie drucken ließ. Kaum war der kleine Band erschienen, als er von Hand zu Hand, von Mund zu Mund wanderte.

Berühmte Tonkünstler wie Gretry und Paër setzten die anmutigen Romanzen in Musik. Pauline Duchantye, eine allgemein beliebte Componistin jener Zeit schuf dafür so liebliche Melodien, daß einige derselben noch heute als Volkslieder gesungen werden und populär geworden sind.

Während ihrer ersten Ehejahre blieb Marceline noch an der Bühne, allein ihr einziger Wunsch war, sich von dieser zurückzuziehen. Es gelang ihr wenige Jahre später. Nun durfte diese Frau endlich ihrem tiefsten Bedürfnisse nach nur Weib, nur Mensch sein und ihre ganze Zeit und Kraft Anderen weihen.

Geben war der Kernpunkt dieser innigen Persönlichkeit, ob sie nun ihr Herz gab oder ihren letzten Bissen Brod, ihre Fürsprache oder ihre Pflege —, es blieb immer dieselbe thätige Liebe, womit sie nicht nur Alles, was ihr eigen, nein womit sie die ganze Menschheit umfaßte. Der Zug grade an ihr, deren tief leidenschaftliche Natur ihre Poesien enthüllten, stellte sie hoch über viele ihres Geschlechts.

Einer ihrer berühmten Zeitgenossen, der vortreffliche St. Beuve bezeichnete ihr Wesen so, daß sich kein besseres Wort dafür finden ließ: „Sie war ein Kind der Bergpredigt.“

Unter allen Leidenden gehörte Marceline's tiefste Sympatie den Gefangenen. Das Erbarmen, welches schon das kleine Kind empfunden, das junge Mädchen geübt hatte, ward dem Weib zum Cultus. Wo sie auch leben mochte, überall

wußte sie sich Eingang in die Gefängnisse zu verschaffen, wo ihr ernstes, sanftes Wort den Weltverbannten zusprach und für sie nach Erlösung strebte.

Es machte ihr keinen Unterschied, weshalb ein Gefangener seiner Freiheit beraubt worden. Sie, die nie im Stande war, etwas für sich selbst zu erbitten oder auch nur anzunehmen, beutete in solchen Fällen jede Beziehung aus, welche sich ihr zu hochgestellten Personen aufgethan. Unvermeidlich öffnete sich ihre Hand, selbst unter dem Drucke eigener Not für jeden, den sie noch ärmer fand, als sich selbst. Ihrem nächsten Familienkreise war diese liebevolle Natur ein wahrer Schatz.

In der Liebe zum Sohne, zu den beiden Töchtern fand sie während deren Kinderjahren alle anmutige Heiterkeit wieder, welche der Ernst des Lebens von ihr selbst abgestreift hatte. Ihre Gedichte über Kinder und junge Mädchen sind dem schönsten Mutterglück entsprossen, sind von unübertroffener Anmut. Sie zeigen feinen Humor und doch stets einen ernsten Grundgedanken. Das Leben des Paares war ein fortwährendes Ringen um die Existenz. Nicht selten zieht sich grade vor den Feinbegabtesten das äußere Glück beständig zurück wie ein Gläubiger, der seine Schuld nicht bezahlen kann oder will, und sie verstehen sich nicht darauf zu mahnen. Marceline war bescheiden; mit ihrer Anspruchslosigkeit ging aber ein edler Stolz Hand in Hand, der selbstständige Armut fremder Hülfe vorzog. So hatte Frau von Recamier von der Armut gehört, in welcher sich die hochgeschätzte Dichterin befand, und suchte für sie zu wirken. Doch scheiterte diese Absicht an Marceline's Zartgefühl.

Mit der gleichen ruhigen Würde, welche sie hier hatte ablehnen lassen, nahm jedoch Marceline eine kleine Pension von Seiten des Staates an. Doch kostete ihr selbst dieser Schritt unaussprechliche Überwindung. Es ward ihr so schwer, eine Unterstützung anzunehmen, daß sie 9 Monate vergehen ließ, ohne sich zum Empfange des Bezugs im Ministerium zu melden. Sie wunderte sich nur in ihrer Einfachheit, einen Brief des Ministers erhalten zu haben, der ihr die Gewährung dieser Pension mitteilte, ohne daß nachher etwas erfolgt sei, — und war voll naiven Erstaunens, als man ihr sagte: daß der Staat nicht sein Geld in den Häusern umherzuschicken pflege.

Diese, dem Talent als öffentliche Anerkennung gewährte Rente ward ein Beistand, aber keine Hülfe. Wer wüßte nicht, wie rasch es mit einem Hausstande abwärts geht, sobald er einmal aus dem Gleichgewichte gekommen. Was nicht ausreicht, so lange noch keine Rückstände vorhanden waren, versagt völlig wenn es gilt auch noch die Not der Schulden auszugleichen. Gegenseitige Treue und Liebe kann unter solchem Ringen den Lebensmut stärken, aber die Seele braucht noch Höheres, um sich nicht zu erschöpfen oder in Verbitterung unterzugehen. Von allem, was Bitterkeit heißt, blieb diese vornehme Seele jederzeit frei; die Schmerzen ihrer Lage kostete sie aber voll aus.

„Ich sitze neben meinem Mann und nähe", schreibt sie an eine Freundin, „denn ich will alles, was möglich ist in diesem zerrütterten Geschick aufrecht erhalten, welches Niemanden rührt, Gott und Dich ausgenommen, das weiß ich ja und das genügt mir, um mit Ergebung zu nähen. Unmöglich ist es mir

aber, jetzt zu schreiben; meine Gedanken sind zu ernst, zu schwer und ich habe die Erzählung, welche man verlangt, nicht zu Ende bringen können. Ich schreibe wirklich mit meinem Herzen: es blutet zu sehr, um heitere Bilder für Kinder zu zeichnen. — Der Indier legt sich auf den Boden seines Kahnes, wenn es über dem Abgrunde herumwirbelt. Ich kann mich nicht einmal niederlegen, ich muß suchen, oft für den heutigen Tag, damit außer mir keiner erfährt, daß ein Abgrund da ist. —"

Ihre Armut war zuweilen so groß, daß sie nicht im Stande war, das Porto für einen Brief zu bezahlen, der ihren eben so armen Geschwistern, an denen sie mit tiefer Zärtlichkeit hing, ein Wort des Trostes bringen sollte. Auch diese drei Geschwister, in denen sie zugleich die nie vergessenen, glückseligen Kinderjahre liebte, sah Marceline vor sich in das Grab sinken.

So ging sie auf steilem, dornenvollem Pfad durch das Leben. Den Blick nach dem Himmel gerichtet, die Arme nach der Menschheit ausgestreckt, im heißesten, persönlichen Schmerz nur einen Grund mehr erkennend, die Leiden Anderer zu beachten und zu lindern, wußte sie dies äußerlich so arme Dasein hunderfältig fruchtbar zu machen. Nie erstarb ihr der Sinn für das Schöne: „Wie viel Glück umschließt diese Welt", schreibt sie an ihren Sohn, „wenn man den zugleich demütigsten und höchsten Sinn in sich trägt: die Bewunderung. Sie tröstet über jedes Elend und giebt der Armut Flügel, um sich über den geringschätzigen Reichen zu erheben! —"

Inmitten alles Ringens mit der Not hört sie nie auf, aus jeder Bildungsquelle zu schöpfen, die ihr erreichbar. Ihr Mangel an positiven Kenntnissen, bedrückt sie mitunter; doch lebt in ihr eine schlichte Seelengröße, welche das Bewußtsein idealisirt und so aufrecht erhält. „Der Gedanke ist groß", schreibt sie ihrem Bruder, „daß wir selbst in unserer Armut Herr unserer Handlungen sind. Lassen wir uns nicht niederdrücken, es gehört wenig dazu sich in Dürftigkeit zu ergeben, wenn man den Anblick der Sonne, der Bäume, des holden Lichtes und den tiefen Glauben an ein Wiedersehn mit den teuren Beweinten leidenschaftlich empfindet!"

Wie in den meisten Familien waren die Charactere der Kinder sehr von einander verschieden. Hyppolit, der noch heute als hochgeachteter Beamter in Paris lebende Sohn, bereitete der Mutter von seinem ersten Atemzuge an niemals eine trübe Stunde. Als Kind schon that er ruhig seine Pflicht und war überall geliebt. Klug und treuherzig folgte er willig der guten Leitung; aus dem Knaben wuchs ein tüchtiger Mann auf. Das Gedicht, welches die Mutter niederschrieb, als sie ihren achtjährigen Knaben der Schule übergab, müßte in jedem mütterlichen Herzen ein lautes Echo finden. Das Glück, welches der Besitz ihrer Töchter Marceline gab, war nicht so ungetrübt und endete in den heißesten Schmerzen.

Die ältere, Hyacinthe getauft, ihrer Anmut wegen aber als Kind Undine genannt, welcher Namen ihr blieb, hatte der Mutter poetisches Erbteil überkommen, war aber nach Charakter und Erscheinung sehr von derselben unterschieden. Klein und zierlich, beweglich wie die Welle, welche ihr den Namen gegeben, mit schönen Zügen und blauen Augen, wuchs die tanzende Grazie zu einem ernsten

entschlossenen Wesen auf. Undine's ganze Richtung war in sich gekehrt; ihre Empfindungsweise trug fast etwas Puritanisches an sich. Ein Gedicht der Mutter schildert den ersten Schulgang auch dieses Kindes und erzählt wie anmutig, wie ernsthaft und nachdenklich die Kleine in aufrechter Haltung zwischen ihre munteren Klassengefährtinnen getreten, wie dann später ihr Name als Preisträgerin in allen Familien genannt, ihre schönen, freifließenden Vorträge mit Lorbeer gekrönt wurden. In diesem Augenblicke, so geschaffen, den Stolz einer Mutter zu wecken, betete Marceline zu Gott, ihr Kind einfach und zärtlich bleiben zu lassen.

Undine's Wissensdrang und eisener Fleiß gewann ihr schon früh eine Stellung als Lehrerin in einem Pensionat zu Choillot. Marceline empfand diese Trennung von der geliebten Tochter als härteste aller Entbehrungen, um so mehr, als der Charakter des jungen Mädchens fest auf sich selbst beruhte. Wie groß war jedoch ihre Freude, als die holde Gelehrte, wie sie ihre Tochter nannte, durch Ernennung zur Aufsichtsdame der Pariser Töchterschulen dauernd in ihre Nähe kam. Dem unverhofften Glück folgte bald noch größeres, da ein wackerer Advokat Undine kennen lernte, lieb gewann und als sein Weib heimführte.

„Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell." Ohne, daß Jemand es ahnte, selbst die Mutter nicht, trug die junge Frau längst den Keim eines verhängnißvollen Leidens in sich. Trotz mancher Überanstrengung hatte die Regelmäßigkeit ihrer Lebensweise für Undinens schwache Lunge ein Gegengewicht geboten, nachdem aber zur höchsten Freude beider Häuser ihr erstes Kind geboren wurde, entwickelte sich jener Keim mit furchtbarer Schnelligkeit. Von Angst ergriffen, folgte Marceline ihrer Tochter nach Anjou, wo deren Gatte ein Gütchen besaß. Die Jugend rang den langen, fruchtlosen Kampf, der selbst für gleichgültige Augen erschütternd, für die Liebe herzzerreißend ist. Nach kaum zweijähriger Ehe schied Undine aus vollem, kaum genossenen Glück, aus dem Leben, gleich ihrer jüngeren, schon vorangegangenen Schwester Ines.

Dieses jüngste Kind Marcelinens war von einer Eigenart, welche sie von ihren Geschwistern sehr unterschied und das Herz der Mutter heimlich zerriß. Scheu, in sich versunken war Ines gleichsam eine Verkörperung der schwermütigen Elegie Marceline's. Vergebens erschöpfte sich die Mutter in tausend Beweisen der Zärtlichkeiten; es gelang ihr nicht, dem lieblichen, schönen Kinde Vertrauen zum Leben, zu sich selbst einzuflößen. Stets kränkelnd, endlich hinsiechend war Ines Jahre hindurch das Ziel schwerer, fruchtloser Sorgen, ehe sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte, verstummte die Schweigsame, Verschlossene für immer. „Weißt Du nun, wie viel Zärtlichkeit ich Dir weihte? Kennst Du nun mein Herz, nachdem Du es mit Dir genommen?" ruft ihr die Mutter nach.

Die aus dieser Zeit heißesten Schmerzes entsprungenen Gedichte erschüttern das Gemüt; ihre gleichzeitigen Briefe aber können jeder geprüften Seele zum Troste werden; namentlich die an ihren Bruder gerichteten. Felix Desbordes war wenig vom Schicksal begünstigt. Er hatte während des Kaiserreiches den spanischen Krieg mitgemacht und brachte es nur bis zum Sergeanten. Er war lange in englischer Gefangenschaft; seine Gebrechlichkeiten nach solchen erlittenen Strapazen

machten ihn zur Arbeit untauglich, so daß er seine Aufnahme in das Hospital von Douai als eine Wolthat betrachten mußte. Die Lage dieses zärtlich geliebten Bruders lastete bis zu seinem Tode auf ihrer Seele.

Die letzten Lebensjahre der edlen Frau wurden endlich frei von materieller Not. Valmore erreichte das Ziel lebenslangen, oft gescheiterten Strebens: ein bescheidenes, aber gesichertes und zusagendes Amt, als Redacteur des Katalogs der Kaiserlichen Bibliothek.

Als sich der Frau, die in so viele Gräber geblickt, das eigene Ende nahte, zog sie sich Monate lang in das tiefste Schweigen zurück, ließ kaum das Licht des Tages zu sich eindringen und verlöschte endlich schweigend. Das Herz, welches 73 Jahre lang so lebhaft geschlagen hatte, stand müde still.

Als Marceline Desbordes-Valmore am 22. Juli 1859 starb, war sie für ihre Zeitgenossen nur eine Erinnerung. Aus ihren nachgelassenen Briefen und den Aufzeichnungen ihrer Befreundeten klang aber ein volltönendes Echo ihrem Dasein nach. Die Fürsten der französischen Litteratur hatten warme Huldigungen unter das ärmliche Dach der Dichterin getragen. Lamartine hat ihr unvergängliche Strophen zugeeignet, Dumas pries sie als unvergeßliche Muse, Raspail, der ernste Denker, bekannte sich zu ihrem ergebensten Freunde, Alfred de Vigny nannte sie den größten Frauengeist ihrer Zeit, Beranger rühmte ihre auserlesene Zartheit und Victor Hugo schrieb ihr: „Sie sind das Weib selbst, die Poesie selbst." Eine gleich lebhafte Bewunderung wurde ihr von den Besten ihres eigenen Geschlechts dargebracht.

So hoch aber auch ihr Talent gewürdigt worden ist und Würdigung verdient, steht die rührende Gestalt der duldenden, leidensstarken Frau noch vollendeter vor uns, als die der hochbegabten Dichterin.



Kaiserin Josephine von Frankreich.

geb. den 23. Juni 1763, gest. den 29. Mai 1814.

Eine der anmutigsten und geistvollsten Frauen aus der Übergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert war Josephine, (Marie, Rose,) Tochter des Hafenkapitain's Tascher de la Pagerie, geboren den 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique. Obschon Josephine in den Colonien nur einfache Bildung erhielt, glänzte sie frühzeitig durch natürliche Liebenswürdigkeit, durch Güte des Herzens und einen lichtklaren Verstand. Im Alter von 15 Jahren kam sie nach Frankreich, wo sie bereits am 13. December 1779, den Vicomte Alexander Beauharnais, ihren Landsmann heiratete. Josephine, kaum den Kinderschuhen entwachsen, war nicht glücklich in ihrer Ehe. In der Schreckenszeit der Revolution wurde ihr Gatte ins Gefängnis geworfen und am 9. März 1794 hingerichtet. Die Schritte, die sie zu seiner Befreiung gethan, zogen auch ihre Verhaftung nach sich. Sie wurde ihren Kindern, Eugen, dem nachmaligen Herzog von Leuchtenberg und Hortensia, der späteren Gemahlin des Königs Ludwig Bonaparte von Holland, entrissen und sollte vor dem Revolutionstribunal erscheinen, als die Katastrophe des neunten Termidor eintrat, wo sie durch von Tallien befreit wurde. Sie hatte im Gefängnis Therese Cabarrus kennen gelernt, welche bald darauf die Gattin Tallien's wurde und sich für sie bei demselben verwendete. Durch Tallien machte sie die Bekanntschaft von Barras, in dessen Haus sie mit ihren Kindern Schutz und Gastfreundschaft fand und durch dessen Einfluß sie einen Teil ihrer confiscirten Güter zurück erhielt. Bald wurde sie die Hauptzierde in den Gesellschaften, die Barras gab und man beeiferte sich der jungen Witwe von allen Seiten zu huldigen. Zu den Freunden des Hauses Barras gehörte auch Napoleon Bonaparte, damals noch ein wenig berühmter General. Eine lebhafte Neigung hatte ihn für die Vicomteß Josephine erfaßt, die durch seinen Heiratsantrag sich mehr überrascht, als erfreut fühlte. Schon wollte sie ihn abweisen, da sie ihn für unerträglich herrschsüchtig hielt und auch seine äußere Erscheinung manches zu wünschen übrig ließ; allein Barras überredete die junge, unbeschützte Wittwe, ihn zu erhören, da es sein Wunsch war, das Genie des jungen Bonaparte sich dienstbar zu machen. Es berührt uns jetzt fast komisch, wenn wir der Worte gedenken, welche Barras in dieser Angelegenheit sprach: „Die Heirat mit Frau von Beauharnais wird dem kleinen, obscuren General einen Namen in der Welt schaffen.“

Auch die Freundinnen Josephinen's sprachen zu Gunsten des kleinen Generals. Sie aber zögerte lange mit ihrem Jawort, da sie eine ahnungsvolle Furcht vor ihm hatte.

So schrieb sie an eine ihrer Freundinnen: „ich bin erschreckt über die Macht, welche Napoleon auf seine Umgebung auszuüben vermag. Sein forschender Blick hat etwas Rätselvolles, er imponirt sogar damit den Directoren, denken Sie, wie er eine Frau erst einschüchtern muß. Endlich, was mir an ihm gefallen sollte, die Heftigkeit seiner Leidenschaft für mich, erregt mir grade Bedenken; ich bin über die ersten Jugendjahre fort; werde ich mir diese wilde Zärtlichkeit erhalten können, die bei ihm dem Ausbruch eines Vulkan's gleicht."

Napoleon besiegte indeß durch Beharrlichkeit und Bitten ihre Zweifel. Am 9. März 1796, grade zwei Jahre nach der Hinrichtung ihres ersten Gatten, wurde die Civilehe zwischen Napoleon und Josephine vollzogen.

Man kann sich wohl denken, wie empört die aristokratischen Freunde Josephinens über diese Verbindung mit dem kleinen Bürgergeneral waren. Für Napoleon aber wurde seine Verbindung mit der anmutigen Frau ein mächtiger Hebel seines Glückes. Ihre Menschenkenntnis ebenete dem kühnen Emporkömmling seine Wege; sie hatte einen großen Anteil an seiner Ernennung zum ersten Consul, da in Frankreich die Intrigue stets das Verdienst unterstützen muß. Dabei war sie das Muster einer treuen Gattin, einer zärtlich sich aufopfernden Freundin, die dem großen Manne bald unentbehrlich wurde.

Ganz Frankreich rühmte die Liebenswürdigkeit dieser Frau, die in sich alle Eigenschaften edler Weiblichkeit vereinigt haben soll. Niemandem konnte sie etwas Unangenehmes sagen, mit den Leidenden und Unterdrückten hatte sie Mitgefühl. Sie milderte die Härten ihres Mannes, gewann ihm aus Feinden, Freunde, und erwirkte Amnestie für die Verbannten und Verurteilten. Für Litteratur und Kunst besaß sie Liebe und Verständnis und einen lebhaften Sinn für alles Schöne. Namentlich war sie eine große Blumenfreundin; sie verpflanzte die erste Camelia aus ihrer Antillenheimat nach Europa und bürgerte zugleich auch jenen eigentümlich poetischen Zaubervogel „den schwarzen Schwan" bei uns ein.

Die Briefe, welche der General Bonaparte an die Neuvermählte aus Italien schrieb, wohin er 12 Tage nach seiner Vermählung gegangen, athmen die größte Leidenschaft.

„Weib, Traum, Qual, Glück meiner Seele, Deine Briefe waren kalt; sie haben nicht den Pulsschlag der Seele. Alles liebst Du mehr als mich, Du versäumst meinetwegen nicht die erste Aufführung eines Stückes im Theater, sagst kein Diner bei Barras ab, um an mich zu schreiben. Mir, dem Ehemann, zollst Du nur so ein Bischen Achtung, ein Tröpflein der holden Liebenswürdigkeit, von der Dein Herz überströmt . . . . ich beneide Fortuné, (der Lieblingskater) ja Fortuné um Deine Liebkosungen . . . ." Einmal sandte er ihr vom Kriegsschauplatze die hübschen anerkennenden Worte: „Während ich Schlachten gewinne, gewinnst Du mir Herzen."

Bonaparte konnte seine Gattin so wenig entbehren, daß er sie durch Junot nach Italien kommen ließ, wo er als Oberbefehlshaber der Armee stand. Dabei war er von der größten Eifersucht, umstellte sie mit Spionen und drohte mehrmals mit Ehescheidung. Josephine selbst nahm den größten Anteil an den Waffenthaten ihres Gemahls. Sie konnte kaum davon abgehalten werden, ihn nach Ägypten zu begleiten. Allein sie mußte zurückbleiben. Sie lebte während dieser Zeit in Malmaison, das sie käuflich an sich gebracht hatte, und dessen Wände sie mit Goblins, der Stickerei ihrer eigenen Hände, bekleidete.

Ihrer Liebe und Verehrung zu Napoleon gab sie Ausdruck, indem sie in den Treibhäusern in tausendfältigen Exemplaren die bonaparteo speziosa, eine südamerikanische Prachtpflanze zog, die Napoleon zu Ehren von dem Botaniker Pallisot so genannt wurde. Das für ihren Gatten eingerichtete Arbeitskabinet ließ Josephine von keinem Fremden betreten. Sie selbst reinigte in demselben alle Gegenstände, die sie ihre Reliquien nannte, vom Staube.

Die Absicht Napoleon's, den Thron zu besteigen, erfüllte Josephine mit Besorgnis und dem Vorgefühl des Unglücks. Im Verein mit Fouché bot sie alles auf, um den letzten Schritt zu hindern oder wenigstens hinauszuschieben. Sie sah voraus, daß die Gründung einer napoleonischen Dynastie die Auflösung ihrer kinderlosen Ehe und eine anderweitige Verbindung ihres Gatten notwendig machen würde.

Sie konnte dennoch ihrem Schicksal nicht entgehen, am 2. December 1804 setzte Napoleon ihr die Kaiserkrone eigenhändig auf.

Diese Erhöhung wurde für Josephine die Quelle unsagbarer Leiden. Napoleon suchte fortwährend Ursache, um eine Ehescheidung einzuleiten. Er zürnte über ihre Verschwendung; er umgab sie mit einer Etiquette, die ihrem natürlichen freien Wesen unerträglich war; er kränkte sie durch alle Launen des Despotismus und der Selbstsucht.

Endlich ließ er ihr 1807 den Vorschlag machen, sie selbst solle die Ehescheidung von ihm verlangen; doch hierzu war sie nicht zu bestimmen, obgleich Napoleon sie von der Notwendigkeit einer Trennung im Interesse Frankreichs und seiner politischen Schöpfungen zu überzeugen suchte.

Nun ließ er durch den Cabinetsrat die Lösung der Ehe beschließen. Ihm selbst fiel die Aufgabe zu, diesen unabänderlichen Entschluß der unglücklichen Josephine zu verkündigen.

Die Kaiserin selbst erzählt den peinlichen Auftritt folgendermaßen: „Napoleon speiste mit mir. Nach dem Kaffee schickte er den Diener fort; ich blieb mit ihm allein. Gott, welchen Blick hatte er. Er zitterte am ganzen Körper, auch ich fühlte mich bis ins Herz erschüttert. Er nahm meine Hand, legte sie auf seine Brust und sprach die Worte: „Meine Josephine! Du weißt, wie sehr ich Dich geliebt habe. Dir allein, Dir verdanke ich das Glück meines Lebens, aber meine Bestimmung ist größer, als mein Wille. Zu Gunsten Frankreich's entsage ich meiner liebsten Neigung!“ — — — „Nicht weiter!“ hatte ich die Kraft zu

rufen, „ich wußte dies, ich erwartete dies, dennoch ist der Schlag tötlich!“ — — — Plötzlich hatte ich das Gefühl, ich mußte wahnsinnig werden, die Dinge drehten sich um mich, ich stürzte ohnmächtig zu Boden.“

Die Präliminarien zur Scheidung, die notwendig wurden, ließ der Kaiser durch Mittelspersonen vollbringen.

Nach der Scheidung jedoch suchte er ein friedliches Freundschaftsverhältnis mit ihr zu unterhalten; er schrieb ihr Briefe voll zarter Rücksicht, besuchte sie zuweilen und schickte ihr in späterer Zeit selbst seinen Sohn, den König von Rom Bei jeder Gelegenheit lobte er Josephinens glänzende Eigenschaften seiner zweiten Gemahlin Marie Louise gegenüber. Josephinens Selbstlosigkeit zeigte sich in der schwärmerischen Neigung, die sie für Napoleon bis zu dessen Tode bewahrte. Sein Sturz brach daher ihre geistige und physische Kraft. Sie erbat sich die Gunst den Gefallenen nach Elba zu begleiten, nachdem ihr Napoleon geschrieben: „ich habe den Tod im Gefecht gesucht; er würde mein Wohltäter gewesen sein; aber Dich möchte ich noch einmal sehen.“

Wiewohl die verbündeten Monarchen, besonders Kaiser Alexander von Rußland ihr alle Rücksichten bewiesen, wurde ihr dieser Wunsch versagt.

Josephine lebte nach ihrer Scheidung mit kaiserlichem Titel und Glanze zu Navarra in der Nähe von Evreux, erst sehr zurückgezogen, später von ihrem alten Hofe umgeben. Ihre letzten Jahre brachte sie in Malmaison zu, wo sie am 29. Mai 1814 an einer Halsentzündung starb. Sie hatte sich dieselbe bei einem großen Gastmahl zugezogen, welches ihre Tochter Hortensia den Souveränen zu Saint-Leu gab. In der Kirche zu Ruel unweit Malmaison wurde sie beigesetzt; daselbst wurde ihr von ihren Kindern Eugen und Hortensia ein Denkmal errichtet, auf welchem sie knieend dargestellt ist.

Ein schöneres Denkmal noch ist das Bild, das Angelika Kauffmann von Josephine gemalt, als diese in der Fülle der Schönheit und des Glückes noch an Napoleons Seite als dessen Gattin weilte. Die Künstlerin, welche die Kaiserin in Mitten eines schwer und mühsam errungenen Glückes malte, verstand es in diesem seelenvollen Bilde ein wunderbares Gemisch von Wehmut darzustellen, als Ausdruck, daß der Schmerz frühen Einzug in dies Frauengemüt hielt, und das Glück der Gegenwart die Fürstin daher nicht blenden konnte.



Berühmte jüdische Frauen der Uebergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Dorothea und Henriette Mendelssohn. Rahel Levin. Henriette Herz. Fanny v. Arnstein. Cäcilie von Eskeles. Sarah Levy.

Auf kein Volk hat die französische Revolution, welche die Gleichheit der Menschenrechte proclamirte, einen so großen Einfluß geübt, als auf das jüdische.

Noch in der Mitte und bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts befanden sich die Juden in der gedrücktesten Lage, besonders in Deutschland und namentlich in Preußen.

Fast jeder Lebensberuf war ihnen abgeschnitten; sie durften nur in einigen Städten und auch dort nur in beschränkter Anzahl wohnen und zwar in abgeschlossenen engen Gassen, die man Ghetto oder Judenviertel nannte. Als es ihnen gestattet wurde außerhalb derselben ihre Wohnungen zu suchen, wurde ihnen in der Wahl derselben neue Beschränkungen auferlegt. Man belastete sie außer mit den allgemeinen Steuern mit besonderen Abgaben, die oft recht sonderbar ausgedacht waren. So z. B. mußte die Berliner Judengemeinde unter Friedrich Wilhelm I. die bei der Jagd erlegten und noch nicht verkauften Wildschweine kaufen, obwohl man wußte, daß sie von denselben keinen Gebrauch machen konnten. Juden durften nur in bestimmter Anzahl heiraten und bei jeder Verheiratung mußten sie unter Friedrich dem Großen je nach ihrem Vermögen eine bestimmte Summe Porzellanfiguren aus der Kgl. Manufactur kaufen, wodurch deren Mittel und kunstgewerbliche Richtung gefördert und manches Unverkäufliche losgeschlagen wurde. (Im Besitze vieler Familien befinden sich noch Porzellanfiguren, die aus jener Zeit stammen.)

In ihrem Erwerb waren die Juden nur auf den Kleinhandel angewiesen und selbst hierbei mit Einschränkung, so daß ihnen z. B. der Handel mit den meisten Lebensmitteln verboten und nur der mit Kleidern, Stoffen und Geld gestattet war.

Man wollte sie gleichsam durch diese und eine große Menge andrer Erniedrigungen und Einschränkungen zwingen, zum Christentum überzugehen und ihre Nationalität aufzugeben. Mit der Taufe hätten sie sofort Aufnahme in der Gesellschaft, Teilnahme an allen Staatsrechten, persönlichen Einfluß und die Freiheit der Berufswahl errungen. Allein grade der Haß und die Verachtung, mit der sie verfolgt wurden, und die gänzliche Abgeschlossenheit, zu der man sie zwang, so daß sie fast von den Segnungen der Civilisation abgesperrt waren, veranlaßten sie, inniger zusammen zu

halten und den einzigen Trost in dem Festhalten an der angestammten Religion zu finden. Zugleich entwickelten sie in den wenigen freigelassenen Nahrungszweigen eine große Betriebsamkeit und da sie nicht Gelegenheit hatten, viel Genüsse kennen zu lernen, so pflegten sie die stillen Freuden des Familienlebens und bildeten innerhalb desselben einerseits einen großen Sparsinn, andererseits die orientalische Prachtliebe aus, die sich jedoch nur auf das Innerste ihrer Wohnräume, Anschaffen von Preziosen &c. beschränkte, welche, da sie geheim gehalten wurden, den Neid nicht erregen konnten.

Unter solch traurigen Verhältnissen, die tiefe Schatten über das Culturleben legten, ist es nicht erstaunlich, daß sich auch in dem Wesen der Juden die Folgen einer unnatürlichen Zwangsstellung inmitten civilisirter Nationen zeigten.

Ihre Religion verknöcherte in starren Formen, ihre Sprache war ein Gemisch von Deutsch und Hebräisch, ihr einziges Studium die heiligen Bücher und Arzneiwissenschaft, in der sie sich von jeher ausgezeichnet hatten; ihre Schriftsprache war das Hebräische, und da sie sich überall verfolgt sahen und ihnen gegenüber die Religion der Liebe zum Hasse wurde, so waren auch sie bedacht, die Kluft zwischen sich und den Christen immer mehr zu erweitern. Die Rabbiner, welche meist aus Polen und Rußland stammten, und die nur das Studium des Talmud kannten, schürten die Flamme des Hasses, nach dem Beispiel orthodoxer Priester aller Völker, welche die Intoleranz predigen. Unter den Juden selbst verfolgte man die Aufgeklärten, verbot deutsche Bildung und stempelte jede Abweichung vom gewohnten Ceremoniell und der hergebrachten Sitte als eine Entfremdung von der Religion der Väter, obwohl die Religion eben so wenig mit den starren Menschensatzungen etwas zu thun hatte, wie die Intoleranz, welche selbst das Lesen deutscher Bücher verbot.

So lagen die Verhältnisse, als **Moses Mendelssohn** (geb. am 6. December 1729) als Reformator des Judentums auftrat. Dieser wunderbare Mann, der als ein kleiner mißgestalteter und schüchtener Knabe von 14 Jahren, arm und allein aus seiner Vaterstadt Dessau eingewandert war, hatte einen unbesiegbaren Bildungstrieb. Er ertrug Jahre des bittersten Elends, indem er ein kleines Dachkämmerchen bewohnte und auf Freitische seiner Glaubensgenossen angewiesen war, um auf autodidactischem Wege deutsche Bildung zu erlangen, denn er war durchglüht von dem Wunsche, die Juden zu emanzipiren. Er lernte zunächst deutsch, doch war dies für ihn mit den größten Gefahren verknüpft, da es ganz geheim geschehen mußte und er sich mit Mühe Bücher verschaffen konnte. Einige gebildete jüdische Aerzte halfen ihm weiter und seinem eisernen Willen und Fleiß gelang es, sich in sechs Jahren einen derartigen Schatz von Kenntnissen zu erwerben, daß er im Jahre 1750 Hauslehrer der Familie des Seidenfabrikanten Bernhard wurde. Nun hatte er nicht mehr mit Nahrungssorgen zu kämpfen und gab sich mit wahrem Heißhunger den umfassendsten Studien hin. Er wollte als deutscher gebildeter Jude seinen Glaubensgenossen zum Vorbilde werden. Die Bekanntschaft mit **Nikolai** und **Lessing** gab Mendelssohn Gelegenheit als Mitarbeiter der Litteraturbriefe einzutreten, wo seine Arbeiten nicht geringes Aufsehen erregten, da

er die deutsch-nationalen litterarischen Bestrebungen verteidigte. Besonders wichtig für die Reform des Judentums war es, als er, gereizt durch einen Streit mit Lavater sich veranlaßt sah, auszusprechen, daß er aus Überzeugung Jude bleibe. In dieser Zeit erschien sein erstes epochemachendes Werk „Phädon“ oder „über die Unsterblichkeit der Seele“, welches in fast alle lebende Sprachen übersetzt wurde. Mendelssohn kam nun in persönliche Beziehungen zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit, welche durch den Zauber seines Wesens alle Vorurteile gegen den Juden vergaßen. Die wichtigste Freundschaft für die Lebensdauer schloß er mit Lessing; der innige Briefwechsel zwischen beiden, sobald sie von einander getrennt waren, ist das schönste Zeugnis für dieselbe, und bekannt ist es, daß Lessing dem Freunde ein ehrendes Andenken in seinem „Nathan der Weise“ gesetzt hat.

Seine reformatorische Thätigkeit begann Mendelssohn, indem er seinen Glaubensgenossen die Notwendigkeit vorführte, deutsch zu lernen, und das Deutsche als Muttersprache zu gebrauchen. In seinem Werke „Jerusalem“ machte er vortreffliche Bemerkungen über das Wesen der deutschen Sprache. Von durchgreifender Wirkung auf die jüdische Bildung war die Übersetzung der Bibel ins Deutsche d. h. der fünf Bücher Moses, der Psalmen und des hohen Liedes Salomonis. Diese Übersetzung und ihre Verbreitung hatte große Schwierigkeit, da die jüdischen Rabbiner und Talmudisten sich ebensowenig mit Mendelssohn's großartiger und freier Auffassung zufrieden erklärten als die orthodoxen christlichen Pastoren und Pfarrer. Dennoch gewann seine Übersetzung ein immer größeres Publikum und noch heute wird sie bei dem Unterricht in Bibelkunde für die jüdische Jugend benutzt.

Ohne weiter auf die nun folgenden Werke Mendelssohns einzugehen, soll das hier Mitgeteilte nur dazu dienen, den mächtigen Einfluß zu erklären, den dieser Mann als Reformator der Juden hatte, indem diese nachweislich durch ihn in das deutsche Culturleben eintraten. Das Mendelssohnsche Haus wurde das Lagerzelt der Aufklärung. Auf einer Reise nach Hamburg lernte er im Jahre 1762 die Tochter des Abraham Gugenheim kennen, die er ein Jahr später heiratete und mit der er sehr glücklich lebte. Er hatte viele Kinder, von denen wir nur die beiden Töchter Dorothea und Henriette nennen.* Der lebhafte Geist dieser Mädchen hatte sich durch die Anregung im elterlichen Hause und besonders durch den Verkehr mit ihrem philosophischen Vater zu höherer Bildung entwickelt, als es bis dahin ihrem Geschlechte möglich war. Mit einem wahren Feuereifer vertieften sie sich in die deutsche Litteratur und in fremde Sprachen, wobei sie gleichstrebende Genossinnen in ihren Freundinnen Rahel Levin und Henriette Herz fanden.

Im Gegensatz zu den sonstigen freien Anschauungen Mendelssohns, zeigte er sich, indem er selbst den Gatten für seine sechzehnjährige Tochter Dorothea bestimmte, ohne daß ihr Herz dabei gefragt wurde. Obgleich nun der Kaufmann Veit, den er ihr ausgewählt, alle Achtung verdiente, hatte er nicht den hohen Flug der Bildung, die ihr zum Lebensbedürfnis geworden war; ihre Ehe wurde zwar durch den Besitz von zwei Kindern gesegnet, aber durchaus nicht glücklich. Es ist

* Außer den beiden genannten: Joseph, Abraham (Vater von Felix M. Bartholdy). Recha, Nathan.

als ein Zeichen jener romantischen Zeit zu betrachten, daß Dorothea im dreißigsten Jahr ohne Vorangehen eines eigentlichen Zerwürfnisses sich von ihrem Manne scheiden ließ, als der 25 jährige Dichter Friedrich Schlegel in ihr Haus durch Schleiermacher eingeführt, ihre Liebe gewonnen hatte. Friedrich war ein sehr angenehmer Gesellschafter, äußerst witzig und poetisch und gehörte zu den eifrigsten Vertretern der Romantik. Dorothea war nicht schön, ihr Geist allein fesselte ihn; er liebte sie, sie erblickte in ihm das Ideal ihrer Wünsche, den romantischen Helden, welcher ihr seit der Jugend vorgeschwebt. Lange kämpfte Dorothea mit sich, ehe sie die Ueberzeugung gewann nicht mehr an der Seite ihres Gatten, dem Vater ihrer Kinder leben zu können, da sie in Liebe für einen andern Mann erglühte. Auch war sie sich klar bewußt, um sich mit Schlegel vereinigen zu können, mit der ganzen Vergangenheit brechen, und ihrer Religion abtrünnig werden zu müssen. Sie wurde gefährlich krank, und als sie kaum genesen war und hörte, daß auch Friedrich Schlegel schwer krank darniederliege, erklärte sie alle Hindernisse beseitigen zu müssen, um ihn zu pflegen und am Leben zu erhalten. Henriette Herz, die intime Freundin Dorothea's übernahm die kritische Aufgabe, den bravem Veit über die Seelenleiden seiner Gattin aufzuklären und bestimmte ihn zur Einwilligung in die Scheidung. Ihr Vater hatte diese Schande nicht mehr erlebt; ihre Geschwister wollten nichts mehr von ihr wissen; von den litterarischen Gegnern Schlegels, sowie von der öffentlichen Meinung der Unsittlichkeit angeklagt, hatte sich Dorothea in die mißlichste Lage gebracht. Die ganze Stadt sprach von ihr, und man war um so mehr empört, als 1799 der Roman „Lucinde" von Schlegel erschien, in dem ohne Scheu die Tugend und Keuschheit mit Füßen getreten wird.

Dorothea fühlte, daß Entfernung von Berlin notwendig sei. Sie folgte einer Einladung August Wilhelm Schlegels und seiner Gattin Caroline nach Jena. Da sie aber mit Friedrich noch nicht ehelich verbunden war, galt sie überall für seine Geliebte und konnte in den Jenaer Gesellschaftskreisen keinen Eingang finden. Friedrich selbst hatte sich durch seine Anmaßung gegen Schiller und die absprechenden Urtheile über die bedeutendsten Männer die allgemeine Achtung verscherzt. So mied man ihn und Dorothea. Nur eine Frau fühlte sich zu derer seltenen Geistesgaben und ihrer reichen Gefühlswelt hingezogen. Das war die Gattin des Kirchenrats Paulus, Caroline, die ihre langjährige Freundin fast anbetete und sie überall verteidigte.

Nicht so Caroline, die Gattin August Wilhelms.

Auf diese geistig starke, aber sittlich ganz haltlose Frau wollen wir einen betrachtenden Blick werfen.

Caroline, die Tochter des Professors der Theologie, Michaelis, geboren in Göttingen d. 2. Sept. 1763, erhielt eine gelehrte Erziehung und war der lateinischen und griechischen Sprache mächtig. Sie beherrschte die deutsche Sprache vollständig und aus ihren Briefen als junges Mädchen ist der religiöse Geist im elterlichen Hause unverkennbar. Aus ihren späteren Schriften spricht ein starker Geist und inniges Gefühl. Ihre Liebenswürdigkeit gewann das Herz des Bergmedicus Böhmer in Clausthal, der ihr die schönsten Gedichte widmete. Im Jahre

1784. führte er sie als Gattin heim. Aber die Harzer Bergidylle behagte der lebhaften, jungen Frau wenig, die an den Umgang mit Professoren Schöngeistern und Studenten gewöhnt war. Zwar wurde ihr Familienglück durch die Geburt mehrerer Kinder befestigt, aber dennoch konnte sie sich nicht in die Zurückgezogenheit ihres Lebens gewöhnen. Indeß sollte ein wirkliches Unglück sie bald daran mahnen, daß das Herz noch in weit schmerzlicherer Art veröden kann. Ihr Gatte Dr. Böhmer starb 1788, ein nachgeborener Sohn folgte ihm bald darauf, und als sie in Marburg bei ihrem Bruder, der dort Professor war, eine Heimstätte suchte, verlor sie auch ihre jüngere Tochter Therese durch den Tod.

Im Frühling 1792 siedelte sie nach Mainz über, wohin sie eine befreundete Professorentochter, Fr. Therese Heyne, die Gattin des Weltumseglers Forster zog. Karoline lebte sich bald als Hausfreundin ein. Ihre Begeisterung für alles Hohe und Schöne verband sie mit dem Manne ihrer Freundin in immer innigerer Freundschaft, der wie sie Romantiker war. Theresens Eifersucht erwachte. Sie trennte sich von ihrem Gatten, als die Stadt Mainz von Feinden bedroht war, während Karoline bei ihm, der schwer erkrankt war, aushartte und ihn geduldig bis zu seiner Abreise nach Paris pflegte, wo der geistig bedeutende, aber schlecht deutsch gesinnte Mann bald seinen Leiden erlag.

Nun verließ Karoline die Stadt Mainz, konnte jedoch auf dem Wege nach Mannheim nicht durchdringen, weil dort die Preußen standen. Sie begab sich in den Schutz eines Mannes, den sie für rechtschaffen hielt, der sie aber dem preußischen Hauptquartier in Frankfurt a. M. überlieferte, sie wurde nun zu strenger Haft nach der Festung Königstein in den Waldbergen des Taunus gebracht.

Der Aufenthalt daselbst war entsetzlich. Den Bemühungen ihres Bruders, namentlich aber dem Schutze und Einfluß Wilhelm v. Humboldts gelang es, ihre Befreiung zu erwirken.

Aus der Gefangenschaft nach Leipzig begleitete sie August Wilh Schlegel, dessen Bekanntschaft sie schon früher in Göttingen gemacht und durch Briefwechsel unterhalten hatte. Der junge Litterat hatte eine tiefe Neigung für die geistreiche und schwärmerische Karoline gefaßt. Er brachte die Befreite, deren Aufenthalt noch geheim gehalten werden sollte, erst nach Altenburg, wo er sie unter dem Schutze seines Bruders Friedrich ließ, der sich damals in der leidenschaftlichsten Sturm- und Drangperiode befand. Dieser fand in Karoline das Urbild zu seinem verrufenen Roman „Lucinde", obgleich man fälschlich glaubte, er habe Dorothea Mendelssohn in ihr gezeichnet.

Karoline begab sich nun zu dem Dichter Gotter nach Gotha; aber die Mainzer Erlebnisse, ihr Verhältniß mit Forster hatten ihr so sehr geschadet, daß sie nirgend wohl gelitten war, und als sie ihre Vaterstadt Göttingen besuchte, wurde sie von dem kurfürstl. hannövrischen Universitätscuratorium ausgewiesen.

Aus der Unerträglichkeit ihrer Lage erlöste sie Aug. Wilh. Schlegel, der sie am 1. Juli 1796 heiratete und als herzogl. Rat an der Universität Jena, an der er docirte, sie in die Stadt einführte, wo damals Fichte und Schiller weilten und später Hegel und Schelling sich einfanden.

Karoline half ihrem Mann bei seinen Recensionen für die Jenaische Litteraturzeitung; sie las eifrig jedes neuerscheinende Werk der klassischen Dichter und verstand ihre geistige Bedeutung überall geltend zu machen, wenn auch oft in recht unweiblicher gehässiger Weise, unwürdig einer deutschen Frau.

So richtete sie ihre feindselige Gesinnung gegen unseren großen Nationaldichter Schiller, gegen den sich förmlich ein feindliches Lager bei den Brüdern Schlegel bildete, in dem die ränkevolle Karoline die Flammen des Hasses schürte. Diese Frau, welche auch mit ihrem Schwager Friedrich Schlegel ein Liebesverhältnis angeknüpft hatte, empfand eine unüberwindliche Antipathie gegen die „geistreiche Berliner Jüdin", die ihr dieser leichtfertige Mensch als seine Geliebte und zukünftige Gattin zuführte. Karolinens unglückliche Natur ließ sie ihrem Manne noch einmal untreu werden, indem sie den Professor Schelling zu fesseln wußte, der zuerst mit ihrer Tochter Auguste Böhmer ein Liebesband anknüpfte, dies aber nur als Deckmantel seiner Huldigungen für deren Mutter benutzte. Am 12. Juli 1800 starb Auguste. Die Mutter wie der Freund betrauerten sie anscheinend innig.

Aug. Wilhelm Schlegel lebte meist in Berlin, wo er Vorlesungen hielt, und es ist wiederum ein Zeichen jener romantischen, sittenlosen Zeit, daß, als der Philosoph Schelling ihm mitteilte, er könne ohne Karoline nicht leben, er sich von dieser scheiden ließ, ohne mit dem Freunde zu zerfallen und es billigte, daß dieser Karoline heimführte. —

Wir wenden uns nun wieder Dorothea Mendelssohn zu. Um ihre Verbindung mit Friedrich Schlegel durch eine gesetzmäßige Ehe zu legitimiren, ließ sie sich protestantisch taufen. Man stelle sich vor, welches Aufsehen dieser Schritt machte, den die Tochter des Mannes that, welchen die Juden als ihren Reformator feierten und der sich durch Lavaters Zumuthung zum Christentum überzutreten, so tief verletzt gefühlt hatte.

Der Uebertritt geschah im Jahr 1802 in Paris, wohin Dorothea mit ihrem Manne und ihrem Sohne aus erster Ehe, Philipp Veit, der Maler geworden war, ging. Dort schlossen sie auch ihren Ehebund.

Friedrich widmete sich hier mit Erfolg indischen Studien, gab 1803 eine Zeitschrift „Europa" heraus und sammelte einen Kreis geistvoller Freunde um sich, welche in seinem Hause eine gastfreundliche Aufnahme und Theeunterhaltungen fanden, die besonders durch Schlegels Shakspeare Vorlesungen interessant wurden. Dorotheens vorsorglicher, liebender Sinn wußte der Häuslichkeit einen besonderen Reiz zu geben. Alles war traulich und wohlthuend um sie her. Musterhaft und mit angestrengtem Fleiß waltete sie. Ihre geschickte Hand nähte Wäsche und Kleider, besserte Fehlerhaftes aus, fertigte Strümpfe — und copirte dabei die Schriften ihres Mannes, oder sie schriftstellerte selbst.

Sie schrieb damals den zweiten Theil ihres Romans „Florentin," machte Aufsätze für die „Europa", die sie mit D. unterzeichnete, übersetzte den Merlin in gedrängtem trefflichem Auszug, führte eine lebhafte Correspondence und fand noch Zeit Kunstwerke zu betrachten und zu kritisiren, alles Neue zu lesen, Konzerte und Theater

zu besuchen und sich einer heiteren Geselligkeit zu widmen, welche sie durch Vorlesungen beseelte, was sie meisterhaft verstand. Ihre meisten Schriften erschienen unter Ihres Mannes Namen. Sie war seine Hand, sein Geist, sie gab ihm ihr ganzes Herz. Aber die Glanzzeit ihres Lebens, der Pariser Aufenthalt wurde aufgegeben. Schlegel glaubte in Köln eine Professur zu erlangen und ging 1807 dorthin. Dorothea und ihr Sohn Philipp Veit folgten ihm — und alle Drei traten zur katholischen Kirche über.

Nun begann für Dorothea ein Leben voller Bangen und Sorgen; zwar gewann ihre Liebenswürdigkeit neue Freunde, aber durch Schlegels Energielosigkeit geriethen sie in arge Not. Sie wohnten höchst einfach und ärmlich, hatten keine Magd, nur einen alten Mann zu den niedrigsten Verrichtungen. Dabei schrieb die tiefgebeugte, aber nicht muthlose Dorothea: sie freue sich, daß ihr wenigstens das notwendigste: Speise und Trank, reine Wäsche, ein gutes Bett und warmes Zimmer nicht mangle. Sie lebte von dem, was ihre litterarischen Arbeiten ihr einbrachten und was ihr ehemaliger Gatte, der brave Veit ihr zukommen ließ, da er von ihrer Verarmung hörte.

Die projectirte Schule, an der Schlegel Professor werden sollte, scheiterte; nichts wollte ihm gelingen, die Not wurde immer drückender, besonders als die Kriegsrüstungen allgemein wurden. Nachdem Schlegel die katholische Religion angenommen, erhielt er durch Metternich eine Anstellung als Hofsecretair im Hauptquartier des Erzherzogs Karl, und das Ehepaar siedelte nach Wien über. Allmählich kam sie zu der Erkenntnis, daß bei aller Gefühlsschwelgerei es dem Gatten an Herz und wahrer Poesie fehle. Als 1811 ihre Jugendfreundin sie in Wien besuchte, fand sie zwar zwischen den Ehegatten ein friedliches Verhältnis, aber alle Poesie war in der Not und Prosa des Lebens untergegangen.

Bald auch erwachte in der Stadt des Genusses Schlegels Sinnlichkeit. Er vernachlässigte Dorothea und genoß das Leben in vollen Zügen. In wie bitterer Reue mag sie da ihres edlen ersten Gatten gedacht haben, der ihr noch immer Teilnahme bezeigte.

Am 12. Januar 1829 starb Friedrich Schlegel, der indes Legationsrat bei der ersten Bundesgesandschaft geworden war. Dorothea lebte von da an in Frankfurt a. M, bei ihrem Sohn, dem Maler Philipp Veit, wo sie auch am 3. August 1839 starb.

Durchaus verschieden von ihrer älteren Schwester war die dritte Tochter Moses Mendelssohns, Henriette. Sie blieb unverheiratet, wozu wohl beitrug, daß sie wie ihr Vater etwas verwachsen war. Im Frühjahr 1799 trat sie als Erzieherin in ein jüdisches Haus in Wien. Im Anfang unseres Jahrhunderts wurde sie in Paris Gouvernante der Tochter des Bankiers Fould, in dessen Garten der rue Richer sie später eine Pensionsanstalt für kleine Mädchen begründete und leitete. Ihr Haus war trotz ihres beschränkten Wirkungskreises der Sammelplatz der Gelehrten und Künstler, welche sich in Paris zusammenfanden. Spontini brachte seine Abende bei ihr zu, Fr. v. Staël kam oft; Benjamin Constant, die beiden Humboldts und Baron v. Eskeles aus Wien besuchten sie, so oft sie in Paris waren.

Letzterer hatte früher vergebens um die Hand der liebenswürdigen Henriette geworben und bewahrte ihr stets seine Neigung.

Varnhagen v. Ense schildert in seinen Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens das von Henriette Mendelssohn in Paris im Jahr 1810 folgendermaßen: „Nach dem vielfachen Tageswirr und wenn weder Frascati noch eines der Theater besucht wurden, oft auch schon vom frühen Nachmittag an, gewährte mir ein Garten in der rue Richer den traulichsten, beruhigendsten Aufenthalt. Dort wohnte in einem Gartenhause Henriette Mendelssohn, die sinnvolle, feingebildete Schwester der Frau v. Schlegel.

Sie leitete eine Pensionsanstalt kleiner Mädchen. Sie selbst war unansehnlich, etwas verwachsen, aber dennoch eine Erscheinung, von der man sich angezogen fühlte, so sanft und dennoch so sicher, so bescheiden und doch zuverlässig war ihr ganzes Wesen. Sie hatte scharfen Verstand, ausgebreitete Kenntnisse, helles Urtheil und dabei die feinste Weltsitte, den auserlesensten Takt. Mit der Litteratur der Deutschen, der Franzosen und der Engländer, zum Theil auch der Italiener war sie wohl vertraut und sprach das Französische und Englische wie eine Eingeborne. Bei solchen Eigenschaften konnte ihr ein edler Gesellschaftskreis nicht fehlen, den sie jedoch um ihres Pflichtberufes willen möglichst einzuschränken suchte. Madame Fould, welche das Vorderhaus des Gartens bewohnte, führte bisweilen ihre Gäste der angenehmen Freundin zu, Spontini saß hier ganze Abende mit uns im Mondenschein und sann auf neue Lorbeeren, die er den durch die Vestalin jüngst gewonnenen hinzufügen könnte, wenigstens schien er sehr zerstreut und nahm an den Gesprächen wenig Theil u. s. w,

An einer andern Stelle sagt er: „Lieber als die geselligen Abende waren mir die einsamen, wo ich Frl. Mendelssohn ganz in ihrer Häuslichkeit traf, und in deutscher Sprache über deutsche Gegenstände gesprochen wurde.“ Die Fenster ihres Salons waren von außen mit Weinlaub dicht überkleidet, welches zugleich der Sonnenglut wehrte und die Abendkühle milderte. Hinter solchem Vorhang saßen wir auf dem niedren Fensterbrett bisweilen stundenlang und riefen die theuren Bilder des Vaterlandes hervor, die gemeinsamen Freunde und Bekannten, deren sich immer mehr fanden, die uns liebsten Erscheinungen der Poesie und Kunst und oft auch wurden die höchsten Anliegen der Menschen der Stoff unsrer Betrachtungen. Frl. Mendelssohn huldigte durchaus der Vernunft und wies alle andern Quellen der Erkenntniß entschieden zurück. Ihre Liebe zu Fr. v. Schlegel war getrübt, seit diese mit ihrem Manne katholisch geworden war; sie hatte Rechenschaft über diesen ihr unbegreiflichen Schritt von der Schwester gefordert und nicht erhalten, sondern nur die eifrige Mahnung sich ebenfalls der römischen Kirche in die Arme zu werfen, eine Zumuthung, welche nur mit Unmuth verlacht und ein für allemal verboten wurde. Ich mußte genau erzählen, was ich von der Neubekehrten wußte, wie ich mir die Sache vorgegangen dächte, welche Erklärungen sich dafür annehmen ließen, denn daß ein Geist wie Friedrich v. Schlegel sich blindlings dem Glauben der römischen Kirche ergeben könnte, schien so wenig möglich, als ihm bloß irdische Triebfedern Schuld zu geben!“

In ihrem anmutigen Heim lernte General Sebastiani Henriette Mendelssohn kennen und vertraute ihr die Erziehung seiner Tochter Fanny an, die sie bis zu deren Verheiratung 1824 leitete. Aber auch diese Tochter Mendelssohns blieb der Religion ihrer Väter nicht treu. Sie glaubte es ihrem Zögling schuldig zu sein eine Religion mit dieser zu haben und wurde katholisch. Wie so schnell hatte sich nun ihre Ueberzeugung geändert!

Henriette lebte ganz ihrem Berufe, oft verzweifelnd, wie wenig ihr Einfluß auf das talentlose Mädchen vermochte, die wohl schöner und besser, aber wenig kenntnisreicher wurde.

Im Jahr 1819 besuchte sie ihr Bruder Abraham Mendelsohn-Bartholdy in Paris, mit dem sie nach Havre reiste, während Fanny v. Sebastiani 14 Tage mit ihrem Vater zu Freunden aufs Land ging. In einem Briefe an ihre Schwägerin sagt Henriette unter Anderem über den Eindruck, den das Meer auf sie machte: „Das wirklich Erhabne ist das Meer und seine Wogen, dieser Ernst und diese Kraft, wenn die Wellen sich am Ufer mit Getöse brechen, sind erschütternd, und ziehen mich mehr an, als das schmutzige und störende Gewimmel und Getümmel auf den Schiffen. Es neigt sich mein Gemüth immer mehr zur Stille, — es wird Abend werden!"

Weniger genußreich war eine Reise nach der Provence, die Henriette mit dem General und seiner Tochter 1823 in der heißesten Jahreszeit unternahm.

Ein Jahr später fühlte sich Henriette sehr unglücklich, da sie als treue Erzieherin sehen mußte, wie über das Schicksal Fanny's entschieden wurde. Diese war nun heiratsfähig und als reiche Erbin vielfach umworben. Von Liebe war bei der Wahl nicht die Rede, der Vater wollte eine vornehme Verbindung und diese wurde in dem Sohn des Herzogs v. Choiseul-Praslin gefunden, einem 19jährigen Jüngling, der sich erst für die école polytechnique vorbereitete. — Henriette schrieb über denselben: „Der junge Mensch ist weder reich, noch angenehm, noch geistreich, aber da es nun einmal, um die Aeltern zu befriedigen, ein altadliger Herzog und Pair des Reichs oder doch wenigstens der älteste Sohn eines solchen sein mußte, so war die Wahl beschränkt. Von allem übrigens, was ich anders wünschen könnte, sieht Fanny nichts; sie wäre ganz bereit gewesen einen andern, den man für sie gewählt haben würde, zu heiraten, nun ist sie aber auf das wünschenswerteste in ihren Bräutigam verliebt!" ꝛc.

Henriette hatte mit ihrer Befürchtung nicht unrecht, daß aus einer frivol geschlossenen Ehe kein dauernd glücklicher Bund entstehen konnte. Es ist bekannt, daß der Herzog von Praslin seine Frau im Jahr 1847 ermordete und sich der Verurteilung zum Tode durch Selbstmord entzog.

Nach der Verheiratung von Fanny Sebastiani ging Henriette nach Berlin zurück und lebte in innigem Verkehr mit der Familie ihres Bruders Abraham Mendelssohn Bartholdy, der sie mit seinem Sohn Felix, von Paris abholte. Sie starb am 9. November 1831 mit großer Fassung und klarem Bewußtsein, noch in den letzten Augenblicken der Sorge für ihre Angehörigen hingegeben.

Rahel Levin

war unter den Freundinnen der Töchter Mendelssohns und den Frauen ihrer Zeit unstreitig die bedeutendste und begabteste, deren Geist die litterarischen Kreise Berlins belebte, deren originelle stark geistige und lebhafte Natur von ihren Zeitgenossen viel bewundert wurde. Sie bildete den Mittelpunkt des geistigen Lebens der Berliner Salons. Ihr sprudelnder Geist zog die berühmtesten Männer an, Gelehrte, Künstler, Diplomaten, Militärs; sie wurde von Frauen ebenso verehrt, wie von Männern.

Als Tochter eines vermögenden Juwelenhändlers, der ebenso durch Witz als durch Sarkasmus bekannt war, wurde sie im Juni 1771 geboren. Der Vater war ein Despot, unter dessen eisernem Willen die ganze Familie litt, am meisten Rahel, welche besonders schmerzlich empfand, welches traurige Los dadurch ihrer sanften guten Mutter bereitet war.

Rahel war schwächlich und leidend, klein und zart, so daß sie durch Kränklichkeit und fast ununterbrochne Schmerzen eine sehr trübe Jugend hatte. Aber allen Widerwärtigkeiten ihres Lebens trotzte sie mit männlichem Geiste. Sie war selbstständig und originell, klug und herzensgut. Ihre Gefühlstiefe erregte ebenso viel Erstaunen, als ihre belustigenden und überraschenden Paradoxien. Sie hatte nicht viel gelernt, doch von Niemandem wurde sie an Tiefsinn, Witz und Schärfe des Urteils übertroffen.

Jean Paul sagte von ihr, sie sei die einzige Frau, bei der er rechten Humor gefunden und Alexander v. Marwitz, der mit ihr in Briefwechsel stand, nannte sie das größte Weib auf Erden!"

Sie selbst hatte einen Meister, den sie anbetete, das war Goethe. Sie nannte ihn: ihr Vorbild, ihren rührendsten Freund, superioren Meister, ihren Gott!

Im Jahre 1805 hatte Rahel in Karlsbad Goethe persönlich kennen gelernt, er war für ihre Begeisterung nicht unempfindlich. Er äußerte über sie: „Sie ist ein liebevolles Mädchen von außerordentlichem Verstande, stark in jeder ihrer Empfindungen und doch leicht in jeder Äußerung; jenes giebt ihr eine große Bedeutung, dies macht sie angenehm; jenes machte, daß wir in ihr die große Originalität bewundern, und dies, daß diese Originalität liebenswürdig wird, daß sie uns gefällt . . . . . Sie ist soweit ich sie kenne, in jedem Augenblick sich gleich, immer in einer eignen Art bewegt und doch ruhig, kurz, sie ist, was ich eine schöne Seele nenn n möchte, man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen und lieblich gehalten."

Ueberglücklich war Rahel, als der von ihr vergötterte Dichter sie während eines Aufenthalts in Frankfurt a. M. im September 1815 besuchte. Sie schrieb darüber: Goethe hat mir für ewig den Ritterschlag gegeben, kein Olympier könnte mich mehr ehren und mir mehr Ehre bringen!"

Auch mit anderen bedeutenden Schriftstellern stand sie in freundschaftlichen Beziehungen, besonders zu Jean Paul, zu dem genialen und gutmütigen Ludwig Tiek, zu den Brüdern Schlegel. Ihre intimsten Freunde waren Wilhelm v.

Humboldt und seine liebenswürdige Gemahlin und das Ehepaar de la Motte Fouqué.

Sie verehrte den Philosophen Fichte, dessen Schriften und Vorträge sie eifrig las, sie beschäftigte sich eingehend mit Spinoza's Werken, sie schwärmte für ihn und äußerte: Er hat den schönsten Character des Denkers, unpersönlich, mild und still!"

Schriftstellerin im eigentlichen Sinne war sie nicht und doch hat vielleicht keine Frau so viel geschrieben als sie, — nämlich Briefe, in denen ihr Geist und Gemüt aus immer frischen Quellen sprudelte.

Sie setzte einen Stolz darin auch ungedruckt als große und tüchtige Schriftstellerin zu gelten und wenn Bruchstücke aus ihren Briefen, Aphorismen und Sentenzen in den Zeitschriften damaliger Zeit erschienen, geschah es ohne ihren Antrieb; so auch die im Jahre 1830 erschienenen Briefe.

In den Kriegsjahren, besonders 1813 entfaltete Rahel eine fieberhafte Thätigkeit zur Linderung der allgemeinen Not und für die Verwundeten. Sie hatte sich nach Prag begeben. Ihre angegriffene Gesundheit nicht achtend lief sie umher um Geld und Wäsche für die Unglücklichen zu sammeln, sie hatte sich ein Bureau eingerichtet, von wo sie ihre Wolthaten versendete und besonders auch an Hunderte Essen verteilte.

Damals glaubte sie ihren Beruf gefunden zu haben, indem sie sich gänzlich Anderen widmete; denn sie fühlte sich sehr unglücklich, da kurz vorher ihre Mutter gestorben war, sie allein für sich lebte und sich dabei einschränken mußte.

Ihr Herz war wohl oft von den Stürmen der heftigen Leidenschaft aufgewühlt worden, — wir dürfen nur an ihre Liebe zu dem heldenmütigen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen erinnern, wie später an Graf Karl von Finkenstein und den Spanier Urquijo — aber sie entsagte lieber und trank den bittersten Kelch aus — ehe sie es ihren leichtfertigen Jugendfreundinnen gleich gethan hätte. — Dennoch blieb sie nicht für's Leben allein. Schon hatte sie das vierzigste Jahr überschritten, als sie dem vierzehn Jahre jüngeren Varnhagen von Ense ihre Hand zum Ehebunde reichte — und Christin wurde. Aber nie hörte sie auf für die Juden und die Verbesserung ihrer politischen und gesellschaftlichen Stellung lebhaftes Interesse zu zeigen. Sie empfand schmerzlich den Druck der auf ihnen lastete und verteidigte sie, wo sie konnte. Als im Sommer des Jahres 1819 sich in ganz Deutschland ein wildes Geschrei gegen die Juden erhob und diese mit dem beschimpfenden Zuruf: Hepp, hepp, angegriffen, verfolgt und geplündert wurden, da schrieb sie ihrem in Karlsruhe weilenden Bruder Ludwig Robert: „Ich bin grenzenlos traurig und in einer Art, wie ich es noch nie war, wegen der Juden. Was soll diese Anzahl Vertriebener thun? Man will sie behalten, zum Peinigen und Verachten, zum „Judenmauschel" schimpfen, zum kleinen, Schacher, zum Seßstoß und Treppenrunterwerfen . . . . Die gleißnerische Neuliebe zur christlichen Religion (Gott verzeih mir meine Sünde), zum Mittelalter mit seiner Kunst, seinen Dichtungen und Greueln, hetzt das Volk zu dem einzigen Greuel, zu dem es sich noch durch alte Erlebnisse erinnert, aufhetzen läßt — zum

Judensturm! Ich bin tief betrübt. Eine herrschende Religion taugt nichts, — sie ist unreligiös! —"

Noch in der Sterbestunde, am 7. März 1833 gedachte sie tief bewegt ihrer jüdischen Herkunft. Sie sagte: „Mit erhobenem Entzücken denk ich an meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschicks, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumscenen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin zu sein, um keinen Preis möchte ich das jetzt missen!"

Ihr Gatte Varnhagen v. Ense, der sie hochverehrte und liebte verteilte am Tage ihres Begräbnisses eine ansehnliche Summe Geldes an die jüdischen Armen. —

Kein Frauenleben jener Übergangszeit gewährt ein treueres und mehr characteristisches Zeit- und Culturbild als das von

Henriette Herz.

Sie war die Tochter eines aus Hamburg nach Berlin übersiedelten jüdischen Arztes de Lemos, von portugiesischer Abkunft, welcher sich mit einer deutschen Elsasserin, einer gebornen Charleville gegen den Willen ihrer Eltern verheiratet hatte. Schön waren sie beide: der Vater eine hohe, edle Gestalt mit einem schönen regelmäßigen Gesicht voll Milde und Freundlichkeit; die Mutter etwas heftig, launenhaft, aber dabei stets gefällig, dienstfertig, die thätige Helferin der Armen. Henriette, die von dem Vater die eigentümliche Schönheit, den Wuchs und die Haltung geerbt hatte, vereinigte früh in sich dessen liebevolle Gesinnung mit der Werkthätigkeit der Mutter. Schon als Kind war sie so schön, daß die Juden Berlins sie sehr oft sich bei Festlichkeiten erbaten. Als Prinzessin Amélie, Schwester Friedrichs des Großen einst die Laubhütte eines der reichsten Juden Berlins besuchte, wurde ihr als die schönste Zier der prächtig geschmückten Räume die kleine Henriette vorgestellt, und als einige Zeit darauf die Königin Ulrike, ihre Schwester, bei einer jüdischen Hochzeit erschien, führte man ihr ebenfalls das schöne Judenkind vor.

Die Eitelkeit des Kindes wurde durch solche Schaustellungen natürlich sehr genährt und die braven Eltern, welche sonst ihre Kinder in religiöser Innigkeit und patriarchalischer Einfachheit erzogen, versäumten alle Vorsicht in diesem gefährlichen Punkte der Erziehung. So gestatteten sie einst, daß die neunjährige Henriette, als Entschädigung dafür, daß sie durch Entzündung eines Auges verhindert war, einer fürstlichen Person ein Carmen zu überreichen, in einem öffentlichen Concert Klavier spiele; sie wurde mit Beifall überschüttet, nicht, weil sie gut spielte, sondern weil sie gut aussah. Auch kam es vor, daß die Kleine mit ihrem Tanzlehrer, einem ältlichen Franzosen, ein Menuett aufführte, wobei die Zuschauer auf Tische und Stühle kletterten, um sie besser sehen zu können.

Das frühreife schöne Mädchen erregte schon während der Schulzeit auf der



HENRIETTE HERZ.

Straße die Bewunderung der männlichen Jugend Berlin's in einer Weise, daß die Eltern es für geraten hielten, Henriette nicht mehr in die Schule zu schicken, sondern im Hause unterrichten zu lassen. Der geistvolle Vater, der zum Teil selbst den Unterricht übernahm, bildete die Tochter fast zu einer Gelehrten; sie zeigte schon früh ein bedeutendes Sprachtalent und lernte mit Leichtigkeit Französisch, Englisch etwas Latein und besonders Hebräisch, worin sie ihrer eigenen Versicherung nach es soweit brachte, das sie die heilige Schrift nebst einigen Commentaren aus dem Urtexte in's Deutsche übertrug.

Henriette war zwölf und ein halbes Jahr alt, als der sehr geachtete Arzt Dr. Marcus Herz, ein Lieblingsschüler Kant's und einer der geistreichsten Männer Berlin's um sie anhielt. Die Eltern gaben ihre Einwilligung und ohne das Mädchen lange zu fragen, führte man die kindliche Braut in die Arme des Bräutigams, der beinah das doppelte ihrer Jahre zählte. Der Bräutigam wartete indessen mehr als zwei Jahre, ehe er sie ehelichte. Ihr Brautstand war für Henriette gerade kein sehr freudenvoller. Jeden Abend mußte sie am Spieltisch sitzen und zusehen, wie ihr Verlobter mit den Eltern Karten spielte, und was sie am meisten verdroß, er nannte sie, wenn er von ihr sprach, „das Kind".

So nahte der 1. Dez. 1779, ihr Hochzeitstag. Nach einer unruhigen Nacht erwachte sie mit einem Gefühle unendlicher Wehmut. „Der Gedanke, meine Familie, zumal meinen Vater verlassen zu müssen, zerriß mich. Kein Blick in die Zukunft, welche meiner wartete, vermochte das Dunkel in meiner Seele zu erhellen. Wie hätte mich das schöne, mit Rosen besetzte Kleid von weißem Atlas, welches man mir bald als mein Brautkleid brachte, zu anderer Zeit erfreut! Ich betrachtete es gleichgültig, ließ mich mechanisch ankleiden und weihte es durch meine strömenden Thränen. Der Bräutigam kam, die Gäste versammelten sich, mein Sinn war nur bei den Meinen. Schon nahte die Stunde der Trauung. Ich mußte versuchen, meinen Vater noch einmal zu sprechen. Es gelang. Meine Liebe wußte in dem Augenblick keinen andern Ausdruck zu finden, als in der flehentlichen, von heißen Thränen begleiteten Bitte, mir in dieser Stunde der Trennung Alles zu verzeihen, wodurch ich ihn je gekränkt haben möchte und mir seinen Segen zu ertheilen. Er that es, umarmte mich weinend, und winkte mir zu gehen, indem er mit halb erstickter Stimme sagte: „Kind, brich mir das Herz nicht!" „Ich werde", schreibt sie als Greisin, „diese Worte bis zum letzten Atemzuge hören". Ihre Ehe mit dem kleinen häßlichen Herz war weniger eine glückliche Ehe, als ein glückiches Verhältnis; sie war ihm stets eine liebevolle Gattin und machte ihn so glücklich, als es bei dem Manne möglich war, für den die Ehe nicht den Mittelpunkt des Sein's ausmachte. Er war zarter Empfindungen, wie Henriette sie hatte, nicht fähig; ja er wies jede zärtliche Aeußerung gleich einer Kinderei zurück. Der von ihr lebhaft empfundene Schmerz der Kinderlosigkeit wurde durch ihre kräftige Seele überwunden, sie suchte Trost in dem freundschaftlichen Umgang mit liebenswerten, geistigbegabten Menschen und in den Genüssen, welche die liebgewordene Beschäftigung mit Litteratur und Kunst ihr boten.

Erst mit dem Eintritt in die Ehe begann ihre eigentliche, geistige Ausbildung, die ihr Gatte sich eifrig angelegen sein ließ. Er war ihr Lehrer und Erzieher, bis sie auf eigenen Füßen stand und dann den Kreis ihres Wissens nach Wahl und Meinung erweiterte. Henriette Herz durfte vermöge ihrer Sprachkenntnisse zu den gelehrten Frauen gezählt werden. Sie wußte Hebräisch, Lateinisch, las mit Schleiermacher griechische, mit Schade spanische Klassiker, sprach französisch, wie eine Französin; im Englischen und Italienischen wurde sie oft von mehreren Seiten als Lehrerin um Hülfe angesprochen, und sie versäumte die Gelegenheit nicht, auch der portugiesischen und dänischen kundig zu werden. Noch im Alter bestrebte sie sich, türkisch und malaiisch zu lernen und durch Boz Etwas vom Sanskrit zu erlangen. Mehr bewundert, als ihr reiches Wissen, wurde ihre vollendete Schönheit. Ihr Profil näherte sich den schönsten, aus der Zeit der griechischen Kunst; sie hatte ein regelmäßiges kräftig geschnittenes Oval und eine gradliniege Nase, große dunkle leuchtende Augen, einen frischen, zarten Teint, der durch die Fülle schwarzer Locken noch gehoben wurde. Ihre Gestalt, schlank und doch von angenehmen, runden Formen überragte die gewöhnliche, weibliche Größe.

Henriette Herz machte ihr Haus zum Sammelplatz der gebildeten Welt. Es kam kaum ein ausgezeichneter Mann nach Berlin, der nicht danach strebte, ihre Bekanntschaft zu machen und in den Salon von Herz eingeführt zu werden. Hier trafen regelmäßig zusammen: Engel, „der Philosoph für die Welt", der Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III, der Dichter Ramler, Dohm, der eifrige Verfechter der bürgerlichen Gleichstellung der Juden, die Theologen Spalding, Zöllner, Fellner. Der spätere Staatsrat Kunth führte seine beiden Zöglinge Wilhelm und Alexander von Humboldt bei ihr ein und die Freundschaft dieses seltenen Bruderpaares zu der schönen Henriette endete erst mit dem Tode.

Wilhelm von Humboldt faßte eine schwärmerische Neigung zu der angebeteten Henriette, während der ernstere Alexander sich durch ihren scharfen, tüchtigen Verstand und ihr unablässiges Streben nach Ausbildung zu ihr hingezogen fühlte. Sie unterrichtete ihn im Hebräischen und lehrte ihn die Currentschrift, in der er von seinem Schloß „Langeweile" aus, wie er sein Familiengut Tegel nannte, vertraute Briefe an sie datirte. Zu dem Kreise ihrer näheren Bekannten gehörte noch: der Graf Bernstorff, der polnische Philosoph Maimon, Mirabeau, der Held der französischen Revolution, die beiden Schlegel, Friedrich von Gentz, der Schweizer Johannes von Müller, Zelter, Schadow und viele andere Staatsmänner, Schriftsteller und Künstler.

„Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, bemerkte Henriette selbst in ihren Erinnerungen, wenn ich sage, daß es damals in Berlin keinen Mann und keine Frau gab, die sich später irgendwie auszeichneten, welche nicht längere oder kürzere Zeit, je nachdem es ihre Lebensstellung erlaubte, diesen Kreisen angehört hätten.

Auf sehr vertrautem und herzlichem Fuße stand sie mit dem protestantischen Theologen Schleiermacher. Dieser kleine, schmächtige Mann war schon im

Jahre 1796 mit ihr und ihrem Gatten bekannt geworden. Während seines Aufenthalts in Berlin verbrachte er täglich mehrere Stunden bei ihr, am liebsten zwischen dem Mittagessen und der Theestunde, im Sommer, wo sie im Tiergarten zu wohnen pflegte, war er jede Woche wenigstens ein Mal einen ganzen Tag bei ihr. „Ich konnte das bei wenigen Menschen", schreibt er seiner Schwester „aber in einer Abwechselung von Beschäftigung und Vergnügen geht mir jeder Tag sehr angenehm mit ihr hin. Sie hat mich italienisch gelehrt oder thut es vielmehr noch; wir lesen den Shakespeare zusammen; wir beschäftigen uns mit Physik; ich teile ihr etwas von meiner Naturkenntnis mit, wir lesen bald dieses, bald jenes aus einem guten deutschen Buche, dazwischen gehen wir in den schönsten Stunden spazieren und reden recht aus dem Innersten des Gemüts miteinander über die wichtigsten Dinge."

Unter ihren Augen schrieb der junge Theologe seine „Reden über Religion", mit ihrer Hülfe entstanden seine epochemachenden „Monologe;" er machte Landpartien, größere Reisen mit ihr und nennt sie immer nur seine liebe, einzige Jette," seine „einzige Alte, sein „liebstes Herz". Dieses damals vielbesprochene Verhältnis in dem viele eine leidenschaftliche Liebe erblickten, war, Schleiermachers eigener Versicherung nach, nichts anderes als eine „recht vertraute und herzliche Freundschaft." Der Mann, der ganz in Plato lebte, liebte — platonisch. „Sie hat eine Wirkung auf mich gemacht," schreibt er seiner Schwester am 12. Februar 1801, „die mich in der Ruhe des Gemüts hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftsloses Wesen, und wenn ich auch blos dem Einfluß des Äußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts reizendes obgleich ihr Gesicht unstreitig sehr schön ist, aber ihre kollossale königliche Figur ist so sehr das Gegenteil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstelle, wir beiden wären frei und liebten und heirateten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches und Abgeschmacktes darin finden würde." Schleiermacher, der Theologe, achtete freilich die Heiligkeit der Ehe nicht allzu hoch und machte sich kein Gewissen daraus, mit einer verheirateten Frau, der, in unglücklicher Ehe lebenden Gattin seines Amtsbruders, Eleonore Grunow, ein leidenschaftliches Liebesverhältnis zu unterhalten. Henriette Herz scheute sich nicht, nach damaliger, sentimentaler, unmoralischer Anschauungsweise die Vertraute der beiden Liebenden zu sein, obwohl sie stets streng gegen sich selbst war. Dr. Herz ließ die Huldigungen, die seiner Gattin dargebracht wurden, ruhig lächelnd gewähren, weil er auf ihr strenges Pflichtgefühl und auf ihr reines Gemüt sich verlassen konnte.

Das Leben des Herz'schen Ehepaares war ein inniges, wunderbar verschlungenes: der am 19. Januar 1803 erfolgte Tod des trefflichen Herz übte auf die damals 39 Jahr alte Henriette einen überwältigenden Eindruck. Ihr ganzes inneres, wie äußeres Leben nahm fortan eine neue Wendung. Herz hinterließ, trotz seiner bedeutenden Praxis kein Vermögen; seine Wittwe war auf eine kleine Pension und die Zinsen eines geringen Kapitals angewiesen und hatte dabei noch für eine alte,

fast blinde Mutter und eine unverheiratete Schwester zu sorgen. Ihr Frohsinn schwand, der Blick in eine ungewisse Zukunft drückte sie nieder. Mit Freuden leistete sie daher der edlen Herzogin Dorothea von Kurland, einer Verehrerin Moses Mendelssohns, Folge, ihrer jüngsten Tochter, der schönen Herzogin von Sagan, Unterricht im Englischen zu erteilen; sie genoß dafür, abgesehen von der materiellen Hülfe, alle Annehmlichkeiten der feinsten und geistreichsten Gesellschaft; hier lernte sie die Spitzen der höchsten Aristokratie kennen und gewann die Freundschaft der interessanten Luise von Radziwill.

Um ihre geringe Einnahme zu vermehren, nahm sie einen jungen Mann aus Frankfurt a. M. Ludwig Baruch, der sich Studiumshalber in Berlin aufhielt und ihrem Gatten zur Erziehung übergeben war, bei sich in Pension. Dieser, der später so berühmt gewordene Ludwig Börne vertändelte in Berlin seine Zeit, hing einem träumerischen Müßiggang nach, wollte von allen Menschen verhätschelt werden und verliebte sich in seine liebenswürdige Hauswirtin, die 22 Jahr älter war, als er. Sobald Henriette zu ihrem nicht geringen Schrecken diese Liebe entdeckte und wahrnahm, daß der junge Schwärmer sich mit Selbstmordsgedanken trage, entfernte sie ihn aus dem Hause. Erst später wußte er Henriette zu würdigen und blieb ihr zeitlebens in inniger Freundschaft ergeben. Trüb und sorgenvoll war die Lage, in die Henriette sich allmählich versetzt sah. Die kleine Pension, welche sie aus der Wittwenkasse bezog, wurde in dem für Preußen verhängsvollen Jahr 1806 nicht ausgezahlt; die Zinsen ihres kleinen Kapitals gingen nicht ein, dabei war das Vaterland, das sie liebte und für das sie litt, in Gefahr, seine Selbstständigkeit zu verlieren; ihre Freunde waren zum Teil abwesend, zum Teil selbst in mißlichen Verhältnissen.

Der Graf Alexander von Dohna Schlobitten, ein vieljähriger Freund ihres Hauses, machte ihr einen ehrenvollen Heiratsantrag; sie mußte ihn ablehnen, weil sie, so lange ihre streng religiöse Mutter lebte, sich nicht entschließen konnte, ihre Religion zu verlassen. Aus demselben Grunde mußte sie auf die ihr von Delbrück angetragene, glänzende Stelle einer Erzieherin der Prinzessin Charlotte, der späteren Kaiserin von Rußland verzichten.

Gedrängt von der äußersten Notwendigkeit, hatte sie den Entschluß gefaßt, im Auslande ein Unterkommen zu suchen. Durch den jungen Henry Campan, den damaligen Chef der Postverwaltung wandte sie sich an Madame de Campan, die Vorsteherin des Maison de St. Cyr bei Paris, und diese erklärte sich bereit, ihr eine Nichte Joachim Murat's des Schwagers Napoleon's und späteren Königs von Neapel, zur Erziehung zu übergeben; aber auch dieser Plan scheiterte an der Bedingung der Namens- und Glaubensänderung, wogegen sich ihr Ehrgefühl empörte.

Henriette verließ Berlin, lebte einige Monate auf Rügen und bei ihrer verheirateten Schwester in Prenzlau, kehrte aber dann nach ihrer Geburtsstadt zurück, wo sich die allgemeinen Verhältnisse inzwischen gebessert hatten. Im Frühjahr starb ihre blinde hochbetagte Mutter, der sie als eine liebende Tochter treu

zur Seite gestanden hatte und Henriette nahm nun, von Schleiermacher überredet, im Juni 1817 das Christentum durch Taufe an.

Ihr Alter war nicht frei von Sorgen. Die Gesellschaft, die so zahlreich in ihrem Salon erschienen war, als ihr Mann noch lebte, verließ sie immer mehr: „Wäre ich jetzt so reich und so vornehm, wie ich früher schön war", seufzte sie oft, „so würde ich nicht so verlassen, sondern noch allgemein gefeiert sein."

Am schmerzlichsten war es für sie, daß sie nicht mehr so mildthätig sein und nicht mehr so eifrig zum allgemeinen Wohle wirken konnte, wie in früheren Jahren. Was hat sie in den für Deutschland so verhängnisvollen Jahren der Befreiungskriege nicht alles geleistet. Als sie kein Geld mehr geben konnte, gab sie armen Soldaten zu essen und unterrichtete unbemittelte Mädchen, denen sie dann Stellen als Erzieherinnen verschaffte. Sie war dadurch so populär geworden, daß einmal ein armes Dienstmädchen in ihr Gärtchen kam und fragte: „Wohnt hier die Hofmeisterin Herz, die die Mädchen vermietet?"

Diese in der Jugend so gefeierte Schönheit hatte im Alter mit Not zu kämpfen. Ihre Kränklichkeit verursachte ihr viele Ausgaben, die mit ihren Einnahmen nicht gleichen Schritt hielten. Als ihr treuer Freund Alexander von Humboldt davon hörte, wandte er sich an den König Friedrich Wilhelm III von Preußen. Der König erklärte sich sofort bereit, für „eine Frau, welche, so lange ihre Kräfte es erlaubten, so thätig für das allgemeine Beste mitgewirkt hat, im Alter zu sorgen. Die zarte und schonende Form der Bewilligung erhöhte die Gabe noch weit über ihre pecuniäre Bedeutung. In einem Handbillet an den Cabinetsrat von Müller erklärte der König: „Da die Hofrätin Herz, eine Frau, deren Namen er schon in frühester Kindheit mit so inniger Hochachtung habe aussprechen hören, selbst nichts erbeten habe, so fände er es angemessen, eine Cabinetsordre, hinsichtlich der Bewilligung, nicht an sie selbst zu richten, vielmehr die ganze Angelegenheit durch Herrn von Humboldt gehen zu lassen. So erhielt denn die alte Frau ganz unerwartet ein bedeutendes Geldgeschenk — 50 Friedrichsd'or sofort und eine jährliche Pension von 500 Thalern aus der Privatschatulle des Königs. Sie war nun nicht nur von lastender Sorge befreit, sondern auch mit neuer Lebensfreudigkeit erfüllt durch die ehrenvolle Teilnahme des Königlichen Gebers, welche sich außerdem noch durch seinen Besuch in ihrer kleinen Sommerwohnung im Tiergarten (6. Juli 1847) bethätigte. Henriette starb nach zurückgelegtem 83. Lebensjahre den 22. October 1847.

Geschrieben hat sie wenig; zwei von ihr verfaßte Novellen, deren eine sich sogar des Beifalls ihrer scharf kritisirenden Freundin Dorothea Mendelssohn zu erfreuen hatte, vernichtete sie vor ihrem Tode. Die beiden einzigen litterarischen Leistungen, welche sie hinterlassen hat, sind die von Schleiermacher revidirten Übersetzungen zweier englischen Reisewerke in's Deutsche: Mungo Parks, „Reise in das Innere von Afrika in den Jahren 1795—1797" und Wald's, des jüngeren, „Reise in die vereinigten Staaten von Nordamerika".

Aber wenn es ihr auch nicht vergönnt war, schöpferisch zu wirken, so übte sie einen so mächtigen Einfluß auf ihre Zeitgenossen, daß sie mit Recht zu den

Frauen des 19. Jahrhunderts gezählt werden kann, welche zur Hebung der gesellschaftlichen Stellung des weiblichen Geschlechts in Deutschland beitrugen. —

Zu den geistreichen und aufgeklärten jüdischen Frauen jener Zeit, die in denselben Kreisen lebten und einen bedeutenden Einfluß auf die ganze Umgebung übten, gehörten auch drei Schwestern, von denen die beiden älteren die in Norddeutschland eingesogenen Ideen nach der Kaiserstadt Wien trugen, wohin sie sich verheiratet hatten. — Es waren die Töchter des von Friedrich dem Großen zum Oberältesten sämmtlicher jüdischer Gemeinden Preußens ernannten Daniel Itzig, der durch Reichthum bekannt und durch Freigebigkeit allgemein beliebt war. Er hatte dreizehn Kinder, darunter neun Töchter, die sich alle durch Geistes- und Herzensbildung auszeichneten und ehrenvolle den Zeitverhältnissen nach bedeutende Stellungen in der Gesellschaft einnahmen. Die älteste, Blümchen (geb. in Mai 1752) wurde die Frau David Friedländer's, des bekannten Schülers Moses Mendelssohns, der als erster jüdischer Stadtrat in Berlin, vermöge seines Reichtums und seines Einflusses ein gastliches Haus ausmachte; er war ein langjähriger vertrauter Freund der beiden Humboldt's. Die zweite Tochter Rebekka, welche mit dem Sohne des Münzmeisters Ephraim verheiratet war, hatte eine solche rednerische Begabung, daß man von ihr sagte, ihre Reden seien dichterisch. Die bedeutendste und gefeiertste der Töchter war Fanny von Arnstein, (geb. am 29. November 1757) deren Gatte, ein Wiener Bankier, in den Adelsstand erhoben worden war. Mit Erstaunen war ihre Erscheinung in Wien begrüßt worden, wo man noch wenig von den Vorzügen wußte, welche die Juden an Geistesfreiheit und Bildung unter Friedrich dem Großen in Berlin gewonnen hatten. Fanny war eine hohe, schlanke Gestalt, strahlend in Anmut und Schönheit, die belebten Züge und das Auge feurigen Ausdrucks, begabt mit scharfem Verstande, Witz und fröhlicher Laune und doch immer vornehm im Betragen und Haltung. Dabei wußte sie in allen klassischen Werken Bescheid und war Meisterin in fremden Sprachen. Mit solchen Eigenschaften und bevorzugt durch Reichtum nahm Frau von Arnstein in der österreichischen Hauptstadt eine ganz hervorragende Stellung ein. Hier, wo die höchste Üppigkeit und das behaglichste Wohlleben mit rohen Vorurteilen und stolzer Vornehmheit herrschten, bildete das Haus der geadelten Jüdin die Vermittelung der schroffen Gegensätze in der Gesellschaft, vollgewichtig für die ganze Zukunft, da die von ihr ausgestreuten Ideen und Gesinnungen in den allgemeinen Strom des Wiener Gesellschaftslebens übergegangen sind. Frau von Arnstein's Leben blieb nicht ohne Versuchungen, denen sie aber siegreich widerstand. So machte ein tragisches Ereignis, zur damaligen Zeit in den öffentlichen Blättern vielfach besprochen, nicht geringes Aufsehen. Unter den zahlreichen Anbetern der schönen, geistvollen Frau, befand sich Fürst Karl von Liechtenstein. Seine Verehrung steigerte sich zu einer solch' glühenden Leidenschaft, daß er in Fanny drang, Christin und die Seine zu werden. Als sie seine Huldigungen zurückwies, glaubte er, der Domherr, Freiherr von Weichs sei der begünstigte Nebenbuhler, forderte diesen zum Zweikampf und wurde von ihm tötlich getroffen. Die tief erschütterte Frau, welche, obgleich schuldlos, Veranlassung dieses Unglücks war, erfuhr von allen Seiten eine tröstende Teilnahme.

Selbst der Hof stand darin nicht zurück und gab ihr das Zeugnis, voll Edelsinn Großmut und Selbstverleugnung gehandelt zu haben. Allein sie konnte niemals die Trauer und den Gedanken überwinden, daß ein edler Mann ihretwegen sein Leben verloren habe; sie widmete sich fortan in zärtlichster Fürsorge der Erziehung ihrer einzigen Tochter Henriette, die an Schönheit, Lieblichkeit und Geist ihrer Mutter glich. Unermeßlich waren die Wohlthaten, die Frau von Arnstein in der Nähe und Ferne ausstreute, unbeirrt von trüben Erfahrungen, in kluger Einsicht und unverdrossener Thätigkeit; einer große Anzahl Menschen ebnete sie den Weg zur Wohlhabenheit, indem sie zur Begründung ihres Lebensglückes große Summen verschenkte.

Der Krieg Napoleon's gegen Deutschland lastete auf ihrem Herzen wie ein persönliches Leid; sie haßte den französischen Despoten mit der ganzen Kraft ihrer Gefühle und scheute sich nicht dies offen auszusprechen. Nach dem Kriege von 1809 milderte sie die Not der Armen mit stets vollen Händen.

Damals trat eine Gesellschaft hochadliger Damen zusammen, um Hülfe in dem allgemeinen Notstand des Krieges zu leisten. Frau von Arnstein war die einzige Frau ihres Glaubens, welcher die Ehrenauszeichnung zu Teil wurde, in diesen Frauenvereinen als Mitglied gewählt zu werden, der ausschließlich aus Fürstinnen und hohem Adel bestand. Als derselbe im Jahre 1811, in Baden bei Wien den Grundstein zu einem Hospitale gelegt hatte, spendete Frau von Arnstein dazu 7000 Gulden, welche sie und ihre Glaubensschwestern aufgebracht hatten. Die Siege 1813 und 1814 erfüllten ihr Herz mit Entzücken; sie gab unermüdlich Beiträge und Spenden für Verwundete und sonstige Hülfsbedürftige.

Den höchsten Gipfel des Ruhmes und der Glückseligkeit erreichte Frau von Arnstein während des Wiener Congresses, der auf den Sturz Napoleon's folgte Ihr Haus entfaltete den vollsten Glanz seines geselligen Ansehens. In ihren Salons fanden sich Frauen und Männer, Einheimische und Fremde des höchsten Ranges und der ausgezeichnetsten Bedeutung ein. Es vereinigten sich dort der Herzog von Wellington, der Cardinal von Consalvi, der Fürst von Hardenberg, die Grafen Kapodistia's und Percidiborgo's, die Freiherren von Humboldt, Prinzen von Hessen-Homburg, Grafen von Bernsdorff, von Münster und Neipperg und andre Berühmtheiten mehr.

Die seltene Frau, deren Lebenswirkung so ausgedehnt war, starb am 8. Juni 1818.

Einen nicht minder glänzenden Salon, als ihre Schwester hatte Cäcilie von Eskeles, (geb. 1760) auch sie hatte einen geadelten Bankier in Wien geheiratet, der sich durch Reichtum und Klugheit auszeichnete und ein großes Haus ausmachte. Obgleich er ganz altväterisch und alttestamentarisch geblieben war, sah er die einflußreichsten Diplomaten und bedeutendsten Schriftsteller bei sich. Sein und seiner Gattin Wohlthätigkeit, die sie ohne Unterschied der Religion übten, schufen dauernden Segen; so gab Cäcilie dem Convent der Elisabethinerinnen, welche Kranke pflegen, 7000 Gulden und ihr Mann bestimmte testamentarisch 100,000 Gulden zu wohlthätigen Zwecken. Cäcilie von Eskeles starb den 27. April 1836. —*)

*) Siehe: Die jüdischen Frauen in der Geschichte, Litteratur und Kunst von M. Kayserling. Leipzig: F. A. Brockhaus.

Eine jüngere Schwester der hier geschilderten beiden Frauen, Sarah, ihnen gleich an Geist und Bildung, wurde die Gattin eines der ersten Berliner Bankiers, Samuel Levy, dessen ausgedehnte Verbindungen auch ihr Haus in Berlin zu einem Sammelplatz ausgezeichneter Fremder der verschiedensten Nationen machte. Dieses Haus, welches hinter dem Packhofe stand, erregte bis zu dem Tode Sarah's (sie starb d. 11. Mai 1854) das Interesse der Berliner Bevölkerung. Sie wollte es bei Lebzeiten nicht verkaufen und schenkte es bei ihrem Ableben dem König Friedrich Wilhelm IV, da sie kinderlos starb. Im Gegensatz zu den Töchtern Mendelssohn's war sie stolz darauf, Jüdin zu sein; sie erfreute sich der geistigen Erhebungen ihrer Glaubensgenossen und bei ihrem Tode vermachte sie dem jüdischen Waisenhause 20,000 Thaler.

Nachfolgender Brief giebt am besten eine wahrheitsgetreue Schilderung dieser interessanten Frau. Er ist von einem preußischen Beamten an seine Tante Frau Dr. Ziurek gerichtet, die ihn mir mit einem Bilde der Frau Levy überließ.

„Frau Sarah Levy geb. Itzig, die Enkelin Ephraims, des Hofbankiers König Friedrich des Großen, wohnte in Berlin, hinter dem Packhofe Nr. 3 im ersten Stock des ihr gehörigen stattlichen Wohnhauses, bestehend aus einem hohen Erdgeschoß und einem Stockwerk darüber, hinter welchem sich ein großer Garten, mit alten, schönen Bäumen befand. Haus und Garten sind längst verschwunden, um den neuen Museumsbauten Platz zu machen. Es ist mir noch in lebhafter Erinnerung, als ich im Jahre 1843 mit einem Billet Deines Vaters bewaffnet, zum ersten Male dort eintrat. Der Portier wies mich nach oben; in einem hohen geräumigen mit Stuckarbeit aus der Zeit des großen Königs geschmücktem Vorzimmer fand ich in einsamer Größe einen alten Diener, in zeisiggelbem Frack mit blauem Kragen, Ludwig war sein Name; ich habe ihn später sehr schätzen gelernt wegen der rührenden Sorgfalt, mit welcher er auf Schritt und Tritt seiner betagten Herrin folgte, der er damals bereits 36 Jahre diente. „Madame ist nicht zu sprechen“ schnurrte er mich an und ich, froh die Visite, die mir Dein Vater auf die Seele gebunden, los zu sein, denn schon damals waren mir, wie noch heute, Visiten höchst langweilig, — und Empfehlungsschreiben gab ich in der Regel gar nicht ab — antwortete: „Gut, wollen Sie so freundlich sein, Madame Levy diesen Brief zu übergeben; ich werde wiederkommen;“ Bei dem Anblick des kleinen Briefes, er hatte gewiß sofort Deines Vaters Handschrift erkannt, klärte sich das alte, ernste Gesicht plötzlich auf. „Entschuldigen Sie, mein Herr“, sprach er mit einer tiefen Verbeugung, „ich werde doch nachsehen.“ Sprach's, verschwand und öffnete mir im nächsten Augenblicke die hohen Flügelthüren und ich trat in das Allerheiligste.

Da saß die alte Dame, das feine, durchgeistigte Gesicht schön umrahmt von einer hohen Spitzenhaube alter Bauart und las mit ihren beiden Gesellschafterinnen den Sommernachtstraum mit verteilten Rollen, dessen schöne Mendelssohnsche Composition damals alle entzückte und welche zur Zeit im Schauspielhause (Charl. von Hagen gab den Puck) wundervoll aufgeführt wurde.

Ich wurde freundlich aufgenommen, auf einen Stuhl gesetzt und mußte sogleich mitlesen. —

Von diesem Tage an ist mir das Haus der Madame Levy ein Ort freudiger Erbauung geworden; denn niemals bin ich wieder dort gewesen, ohne von der wunderbaren alten Dame irgend eine geistige Anregung, irgend eine freundliche Lehre mitgenommen zu haben. Schon am andern Tage fuhr sie bei mir vor, schickte ihre Karte herauf und lud mich zum Diner. Madame Levy empfing jeden Abend um 8 Uhr zum Thee und sah in der Regel am Sonntag und Donnerstag Gäste zum Diner bei sich.

Man wurde zu einem bestimmten Abende eingeladen, und es wurde als eine besondere Auszeichnung angesehen, die ich wohl nur der Empfehlung Deines Vaters zu danken hatte, daß sie mich für jeden Abend einlud. In ihrem Hause kamen die hervorragendsten Männer, Künstler und Gelehrte zusammen und keiner derselben kam nach Berlin, ohne sie zu besuchen,

Für die jungen Leute hatte Madame Levy eine wundersame Anziehungskraft und die älteren verehrten sie nicht minder; sie verstand es mit so gütiger Teilnahme zu fragen, regte zu Mitteilungen an und wußte in uns jungen Leuten das Interesse an allem Guten und Wissenswürdigen zu wecken und zu nähren. Man war glücklich, wenn man ihr auch etwas bringen konnte und sie lohnte es durch freundliche, verständnisvolle, anregende Aufmerksamkeit. — Einmal war ich der erste, der ihr über das scheußliche Bild von Cornelius „Die Vorhölle" berichten konnte; dann wieder habe ich ein anderes Mal ihr einen kurzen Vortrag über Gasbereitung halten müssen; dann wieder auf einer Fahrt nach Potsdam, sie fuhr nie mit der Eisenbahn, sondern stets mit ihren eigenen Pferden, begleitet von ihren beiden Gesellschafterinnen und mir, habe ich ihr den Inhalt der eben erschienenen beiden Bände „nachgelassene Briefe von Börne" vorgetragen, und als Kunstausstellung war, brachte ich ihr den ersten Katalog, in welchem ich die besten Bilder angestrichen hatte und war glücklich, als sie meinen Strichen billigend gefolgt war. Daß Du damals die Vorstellung der Antigone gesehen, verdankst Du Madame Levy, wir hatten Sonntags davon gesprochen und ich hatte für die Tante Voß das bekannte Inserat von Theaterfreunden, welche die Aufführung erbitten, schreiben müssen. Ludwig hatte es hingetragen und da die gelbe Livree in ganz Berlin bekannt war, hatte der Intendant wohl die Absenderin erfahren. — Deinen Vater liebte sie zärtlich, Deine Großmutter war ihre Jugendfreundin. —

Madame Levy war sehr wohlthätig und auch ihre Art des Wolthuns war eigenartig fein und zartsinnig. Einem armen Studenten, den Kränklichkeit an der Fortsetzung seiner Studien hinderte, hatte sie zu einer kleinen Leihbibliothek verholfen; der Mann war Buchbinder geworden und hatte einen kleinen Laden in der Landsbergerstraße. Natürlich habe ich bei dem ältlichen, blassen freundlichen Herrn meine Bücher binden lassen und zur Weihnachtszeit lagen in ihrem Wohnzimmer Sachen von ihm zum Verkauf aus; ich habe noch Jahrelang einen Bleistift, den ich für 8 Gute dort gelegentlich gekauft hatte, als Andenken aufbewahrt. Eines Abends führte sie mich in einen Kreis junger Damen, die ihren Theetisch schmückten; ich weiß nicht, wie es kam, aber die Unterhaltung wollte nicht in Gang

kommen. Da war sie auf einmal aufgestanden, stand hinter uns, richtete in ihrer freundlichen Weise ein paar Fragen an uns und wir befanden uns in der lebhaftesten Unterhaltung und sie saß längst wieder auf ihrem Platz bevor wir merkten, daß sie fortgegangen. An ihren Theeabenden saß sie bei einer großen Theemaschine und bereitete selbst den Thee; sie freute sich, wenn man mehrere Tassen nahm; ich erinnere mich, daß ich es einmal auf sechs Tassen gebracht habe.

Du kannst nicht glauben wie innig wir alle die außerordentliche Frau geliebt und verehrt haben.

Damals traf ich wiederholt dort einen Prof. Ackermann, den König Friedrich Wilhelm IV. berufen hatte, die Werke Friedrichs des Großen ins Deutsche zu übersetzen. Eines Tages rühmte mir derselbe beim Heimgehen, daß er in Berlin noch keine Dame gefunden habe, die so rein und vorzüglich französisch spreche wie Madame Levy. Fanny Lewald*) habe ich oft bei ihr gesehen und sie wird gewiß im Stande sein, bessere Auskunft, als ich, von ihr zu geben. Sie war eine Großtante von Felix Mendelssohn und gewiß wird im Hause Mendelssohns ihr Andenken noch geehrt werden. Als ich Madame Levy kennen lernte war sie bereits 84 Jahre. Sie hatte zuletzt ein krankes Auge, das aber das liebe, ehrwürdige Antlitz nicht entstellte. Goethe hat sie gekannt; mit Zelter war sie befreundet gewesen. —

Drei Sonntage nach einander bin mit ihr nach Potsdam gefahren, jedesmal einen andern Teil aufsuchend, war es im höchsten Maße interessant, von ihr geführt zu werden."

---

*) Siehe in deren, in diesem Werke weiterhin folgenden Biographie.



Amalie Sieveking,

geb. d. 25. Juli 1794, gest. d. 5. April 1859.

Ein Lebensbild von hohem psychologischem Interesse ist das von Amalie Sieveking, deren Characterentwickelung zeigt, daß eigengeartete Kinder sich oft selbst die strengsten Erzieher sind. Von ihr kann man sagen: Sich selbst besiegen ist der höchste Sieg. —

Als Tochter des Senators Sieveking in Hamburg wurde Amalie am 25. Juli 1794 geboren. Von fünf Kindern entwickelte sie sich als das am wenigsten liebenswürdige. Die Mutter selbst konnte sich nicht enthalten, ihre Schroffheit zu beklagen und ihr den jüngsten Sohn, den sanfteren Gustav als Muster vorzuhalten. Als Amalie fünf Jahr alt war, starb die Mutter 1799, in welcher sie und ihre Geschwister die liebevollste Pflegerin verloren. Eine neunzehnjährige Nichte des Vaters, Minchen H., konnte bei guter Gemütsart und dem besten Willen den Kindern nicht alles sein, was sie bedurften. Sie blieben sich viel selbst überlassen. Amalie schloß sich an ihren Bruder Gustav, der, obwohl jünger als sie, dennoch besänftigend und zurückhaltend auf sie einwirkte, indem er eben so ruhig und bestimmt war, wie sie heftig und begehrlich. Sie vertrauten einander ihre kleinen Geheimnisse, erzählten sich Zaubergeschichten und schufen sich in dem Landhaus ihrer Eltern durch Spiele eine eigene Welt, in der sie allerlei Rollen darstellten. Bald waren sie arme Kinder, die das Brod für ihre Eltern verdienen mußten, oder Robinson Crusoe und sein Diener Freitag, die den Lebensunterhalt auf einer wüsten Insel suchten. Der sie umgebende Garten bildete den Schauplatz dieser Darstellungen.

Der Vater ließ Amalie und ihre Geschwister im Hause unterrichten. Sie lernten schreiben und rechnen, zeichnen und französisch, endlich auch Musik, aber in dieser brachte es Amalie nicht weit.

Den wissenschaftlichen Unterricht gab ein Theologe, allein die Wahl war keine günstige. Das Kind lernte von diesem Lehrer nur, wie und was man nicht lernen dürfe. Der älteste Bruder Eduard, ein feuriger und begabter Kopf las Abends seinen Geschwistern die Ilias und Odyssee vor. Amaliens schöpferische Phantasie regte sich früh und fand ihre Äußerung in romantischen Schauspielen und Räuberstücken. In einem dieser dramatischen Kunstwerke, welches nie vollendet wurde, ließ sie einen Bösewicht sagen: „es giebt der Wege zwei, sich auszuzeichnen: den Weg des Bösen und den Weg des Guten; wer zwischen beiden schwankt, der ist ein Schwachkopf, eine feige Memme." Amalie hatte nun allerdings den Weg des Guten gewählt, verfolgte ihn auch nach ihren besten Kräften, kam aber nur

recht langsam vorwärts. Umsonst führte sie ein Tagebuch, bestrafte sich für begangene Fehltritte durch kleine Kasteiungen, indem sie z. B. kleine Steinchen in den Schuhen trug; sie bemühte sich, gute Werke zu thun, aber sie fühlte instinctiv, es sei mit ihr noch nicht so wie es sein sollte. Durch all ihre Tugendübungen fühlte sie sich nicht befriedigt. Alles ließ sie kalt und die bei Kindern oft wahrzunehmende Gemütlosigkeit trat bei ihr stark hervor. Als 1805 ihr zweiter Bruder Peter am natürlichen Hinken erkrankte, zeigte sie bei seinem äußerst geduldig ertragenen Leiden, dem er zwei Jahre darauf erlag, nur sehr geringe Teilnahme, weit eher Unmut, daß sie durch ihn an so manchem Vergnügen gehindert wurde. Eben so wenig machte es Eindruck auf sie, als am Neujahrsabend 1809 ihr Vater, umgeben von seinen Kindern ein lautes Gebet sprach, was er sonst nicht zu thun pflegte. Es schien die Vorahnung seines Todes, die ihn dazu bestimmte. Doch auch der Verlust des Vaters der bald darauf erfolgte, schien Amalie wenig ergriffen zu haben. Ueber den vermeintlichen Mangel an Mitgefühl bei Kindern schrieb sie in weit späterer Zeit: „Lassen sich denn Gefühle vorschreiben und controlliren? Ich hatte mich überzeugt, daß hier jede, selbst die elterliche Autorität höchst vorsichtig gebraucht werden müsse und daß in den meisten Fällen die ausgesprochene Klage über Mangel an Tiefe und Wärme des Gefühls nicht dazu beiträgt, das Herz mehr zu erwärmen, sondern eher entgegengesetzt wirkt.“ Und ein andres Mal sagte sie: „Oft wünsche ich mir ein innigeres Gefühl, das Schmerz und Freude tiefer ergreife.“

Daß diese Kälte bei Amalie als kleines Mädchen nur eine scheinbare war und ihr Gemüt gutgeartet, zeigte sich in der Neigung zu den Tieren, den einzigen Geschöpfen, die ihr noch hilfloser erschienen, als sie selbst. — Für alle angenehmen Künste und Kunstfertigkeiten zeigte sich bei Amalie Ungeschick. Sie hielt sich auch nicht gern bei dem auf, was ihr Verdruß machte, weil ihr die darauf verwandte Zeit als Verschwendung vorkam.

Als nach dem Tode des Vaters die Verwandten in Anbetracht ihrer Lage es für angemessen erachteten, daß sie für Geld sticke, klagte sie in einem Briefe an ihren Bruder Eduard: es sei doch schrecklich, sich den ganzen Tag über abzuarbeiten, blos damit Jemand auf einem gestickten Kissen schlafen könne, während man doch eben so gut auf einem ungestickten ruhe. „In Stickereien und ähnlichen Arbeiten bin ich ganz dumm, schrieb sie in ihrem 22. Jahre; aber die habe ich auch nie zu meiner Bestimmung gerechnet!“

Der Hausstandsführung konnte Amalie nie Interesse abgewinnen, und in der Küche leistete sie wenig. Dagegen hätte sie Musik und Tanzen gern gelernt, schon um andern jungen Mädchen nicht nachzustehen; allein zur Musik fehlte ihr das Gehör, zum Tanz die Anmut. Ihre Bestimmung war eben eine andere: „Die pädagogische.“ Sie wußte das selbst, und glaubte diese sogar von einem ihrer Vorfahren überkommen zu haben. So schrieb sie einem ihrer Neffen, als er für sein eben geborenes Söhnchen einen herrlichen Erziehungsplan entwarf: „Mit Freuden erkenne ich in Dir das echte Sievekingsche Blut, welches ja, wie bekannt, von einem würdigen westphälischen Schulmeister auf uns vererbt worden. Bisher glaubte ich in seiner ganzen Reinheit sei es nur in die Adern der weib-

lichen Abkömmlinge gegangen, mißgönne aber deshalb keineswegs das schöne Erziehungstalent den männlichen Mitgliedern der Familie und am wenigsten Dir." Noch mit sich selbst in Not und Arbeit, dachte sie schon daran, andern Kindern die Mühe des Lernens zu erleichtern, selbst noch unerzogen, schon zu erziehen, selbst noch der Lehre bedürftig, schon zu lehren.

Nach dem Tode des Vaters wurde sie Mademoiselle Dimpfel, einer Schwägerin Klopstocks in Pension gegeben, einer kirchlich-frommen Dame, durch welche Amalie zuerst die Bibel kennen lernte. Mlle. Dimpfel hatte eine kleine Nichte bei sich, welche sie sehr verzog und die daher sehr ungezogen war. Amalie, drei Jahr älter, nahm sich der zehnjährigen Kleinen an, über welche sie mit dem besten Erfolg Autorität übte.

Weniger glücklich fiel ihr erster Versuch im Lehren aus, welchen sie machte, während sie selbst zur Confirmation vorbereitet wurde. Die erste Confirmationsstunde war nämlich zugleich eine Leseprobe, und Alle, die im Lesen nicht bestanden, wurden zurückgewiesen. Amalie fand ein Bauernmädchen, dem das auch geschehen war, auf dem Heimwege bitterlich weinend unter einem Baume und erbot sich sogleich, sie lesen zu lehren. Das Mädchen nahm das freudig an, erschien auch eine Zeit lang regelmäßig beim Unterricht, dann blieb es plötzlich aus und Amalie konnte keine Ehre mit ihrer Schülerin einlegen.

Dafür sollte sie bald eine andere erhalten. Sie befand sich um diese Zeit bei einer wohlhabenden Cousine ihrer Mutter, Mm. Brunnemann, welche sie zu sich genommen hatte, damit sie ihr bei der Pflege ihres kranken Sohnes behülflich sei. Der arme kranke, junge Mann starb noch in demselben Jahre, Amalie aber blieb bei seiner Mutter. Sie war nur mit Widerstreben in das Verhältnis einer Gesellschafterin getreten. Ihr Sinn stand danach Erzieherin zu werden. Frau Brunnemann jedoch hatte ihr in den wenigen Monaten, die sie bei ihr zugebracht, so viel Liebe erzeigt, daß Amalie nicht anders konnte, als daß sie als Kind im Hause blieb. In den steifen Familienkreisen fühlte sie sich zwar nie heimisch; von ihren Bekannten flößten die meisten ihr wenig oder gar keinen Anteil ein; indessen that sie ihr Bestes, als „wohlerzogene Tochter" zu vegitiren und mit einer regelmäßigen Zeiteinteilung ihren Temperamentsfehler, die Trägheit zu bekämpfen und allmählich zu besiegen. Da ging die Erzieherin ab, welche mit drei Töchtern den oberen Stock in dem Winterhause der Frau Brunnemann bewohnte, und Amalie, welche einsah, daß sie, um nicht moralisch unterzugehen, durchaus eines stärkeren Sporns zu geregelter Thätigkeit bedürfe, als ihre damalige, häusliche Lage ihr darbot, fragte bescheiden an, ob sie den Unterricht des zweiten Töchterchens, das eben sechs Jahr alt war, übernehmen dürfe. Es wurde ihr gestattet. Mit dem vollen Erwägen der übernommenen Pflichten, legte sie Hand an die erste kleine Seele, welche man ihr anvertraute. „Jeden Morgen präcise 9 Uhr kommt mein kleiner Liebling in mein Zimmer", schrieb sie an ihre frühere Erzieherin; „die Stunde Mittwochs und Sonnabend's ist zum Lesen bestimmt. Auguste hat sich eine etwas undeutliche Sprache angewöhnt, deshalb lasse ich sie gerne viel und laut lesen, weil ich dies für das beste Mittel halte, solchen Fehler

zu verbessern; zwischendurch lese ich ihr dann auch ein paar Seiten vor. Andere Stunden fülle ich mit dem Unterrichte von Geographie, Naturgeschichte u. s. w. aus, lasse Auswendiggelerntes niederschreiben, um auch die Rechtschreibung zu üben und hoffe so, das Herz meiner kleinen Auguste für ihre Pflicht und alles Schöne zu gewinnen."

Amalie war indessen, selbst in ihrem neunzehnten Jahre schon, zu praktisch von Natur, um nicht bald einzusehen, daß ein Kind, allein unterrichtet, nie so viel lernt, wie bei gemeinschaftlichem Unterricht. Sie bat daher um Erlaubnis, zugleich mit Augusten noch sechs anderen kleinen Mädchen aus befreundeten Familien Stunden geben zu dürfen. Die Tante gestattete auch dies und Amalie hatte ihre erste Schule. Die Kinder kamen dreimal in der Woche von halb zwölf bis drei Uhr zu ihr; die letzte halbe Stunde ließ sie die Kinder spielen, damit sowohl sie unter einander sich befreunden, wie auch der Lehrerin Gelegenheit geben möchten, ihre Charactere kennen zu lernen. Als im Sommer Frau Brunnemann ein Landhaus jenseits von Altona bezog, wanderte Amalie jede Woche dreimal in die Stadt, um ihre Schule abzuhalten.

So sehr auch ihre Zeit durch immer zunehmende Lehrthätigkeit in Anspruch genommen war, vernachlässigte sie doch die Pflichten nicht, die sie gegen ihre nach und nach erblindete Pflegemutter hatte. „Die Dir zunächst liegenden Pflichten seien Dir immer die dringendsten, Deine Hausgenossen haben immer die ersten Ansprüche auf Deine Liebe und Wirksamkeit" — schrieb sie in ihr Tagebuch Keine der Stunden wurde versäumt, in welcher ihre Mutter Amalien's Gesellschaft als liebe Gewohnheit bedurfte, und so müde sie auch Abends sein mochte, las sie ihr doch von 6—11 Uhr vor.

Die Trägheit, welche das junge Mädchen oft halbe Tage lang träumend und unlustig gemacht, war überwunden durch das Schaffen der thätigen Liebe; Körper, Geist und Gemüt hatten dem festen Willen zum Guten gehorchen gelernt.

Die Lehrzeit aber war keine leichte gewesen. Unermüdlicher, wie an ihren kleinen Schülerinnen, hatte Amalie an dem eigenen Selbst gearbeitet. Wenn es ihr, wie wohl oft geschah, im Innern unbehaglich war, dann lief sie nach Tische weit, weit weg, versöhnte sich, ungesehen von menschlichen Augen, wieder mit Gott, und kam selten von solchen Gängen zurück, ohne neue Kraft mitzubringen. Sie fühlte, daß sie in anderer Lage leicht hätte absprechend, scharf und vorlaut im Wesen werden können, sie rang nach dem „Zauber der Weiblichkeit" durch Liebe.

Oft noch wurde deren Herrschaft in ihr von „widrigen Empfindungen" bestritten und sie fürchtete, es dürfe das wohl noch lange der Fall sein, aber einst, einst, so hoffte sie, würde sie die volle Kraft der Selbstbeherrschung haben. „Wir sind ja Alle im Werden", schrieb sie; ich bin noch nichts, aber ich werde; und was für ein himmlischer Genuß ist doch dieses Werden!"

Nachdem sie einmal mehr das „Für und Wider" ihrer Wünsche und Bestrebungen abgewogen hatte, schrieb sie an ihren Bruder Gustav: „Ist mein Le-

bensplan unweise von mir entworfen, so wird die Vorsehung schon Mittel finden, ihn zu vereiteln; stimmt er aber mit ihren weisen Absichten, so wird sie mir auch Kräfte und Gelingen geben." Eben so tapfer wehrte sie sich gegen Ermüdung und Entmutigung. „Ich möchte", schrieb sie, so gerne den Satz zur ausgemachten Wahrheit erheben: „Freude und Friede auch schon auf Erden für Jeden, dessen Herz rein und liebevoll ist. Trotzdem will auch mich manchmal Etwas beschleichen, das dem Lebensüberdruß ähnlich sieht. Aber ich will es fern von mir halten, die Kraft dazu kann mir nicht fehlen. Der Gedanke an den Herrn, der einst Rechenschaft von mir fordert, soll mir jeden Augenblick bedeutend machen."

An schmerzlichen Prüfungen fehlte es ihr nicht. Zuerst mußte sie als Mädchen auf vieles resigniren. Sie war nicht hübsch, ohne künstlerische Anlagen, trotz ihres sich entwickelnden Wertes kaum liebenswürdiger als in ihrer Kindheit. Ringende sind es selten, so lange sie noch ringen; überdies war sie heftig, ungeduldig, ehrgeizig und sehr geneigt, ihren Willen durchzusetzen, lauter Eigenschaften, die sich zu Tüchtigem verarbeiten lassen, aber bei einem weiblichen Wesen nicht grade anziehend sind. Als sie in ihrem 21. Jahre zum ersten Male einem großen Balle beiwohnte, schrieb sie an ihren älteren Bruder nach England: „Ich fühle Empfänglichkeit in mir auch für die lautere, raschere Lebenslust und das ist's, was ich wünsche. Sieh, Du wirst über mich lachen, — aber ich kann Dir nicht sagen, wie es mich oft geschmerzt hat, wenn ich von Anderen, besonders von Euch, meinen kräftigen Brüdern, diese Momente höherer Lust so oft preisen hörte. Seltsam ergriff mich dann oft ein tief melancholisches Gefühl, wie ich, nach meinem Jahren noch in den frischen Kreis der Jugend gestellt, nach meinem Wesen so gar nicht dahin gehöre; ich kam mir so vor der Zeit alt und vertrocknet vor. Freilich setzte sie hinzu: Nun ist's anders mit mir; das Gefühl, daß ich mich doch mit, freuen kann, wo Andere meines Alters Freude finden, ist mir ungemein lieb, wenn ich auch nie wieder diese Art des Vergnügens genießen sollte".

Schwerer noch wurde es ihr der Ehe zu entsagen. Zweimal faßte sie eine stille Neigung, jedesmal war der Gegenstand derselben wert, aber sie fand keine Gegenliebe und so gab sie ihr „süßes Hoffen" nicht ohne Kampf auf.

Der herbste Schlag, der sie traf, war der Tod ihres Bruders Gustav. Er war von Leipzig nach Berlin gegangen, um dort seine theologischen Studien zu beendigen, und, kaum dort angekommen, heftig erkrankt. Amalie hatte auf diese Nachricht hin sogleich zu ihm reisen wollen; man überredete sie, den nächsten Brief abzuwarten — er brachte die Kunde von seinem Tode. Für Amalie war Gustav der idealisch, religiöse, sittlich ernste Jüngling, die Blume ihres Lebens gewesen.

Auch in die Familie der Pflegemutter kam Krankheit und Tod; Amalie war überall treue Helferin, wurde aber dabei ihrem Lehrerberuf nicht untreu. Sie eröffnete vielmehr 1820, als sie ihren älteren Zögling zur Weiterbildung andern Lehrern übergeben mußte, augenblicklich einen neuen Kursus für kleine Mädchen.

Doch immer noch befriedigte sie ihr Wirken nicht ganz. Die tiefe Sehnsucht ihres opferwilligen Herzens sprach sich in jener Zeit in den Worten aus: „Wenn

nicht glückliche Gattin und Mutter, dann Stifterin eines „barmherzigen Schwesterorderns"!

Schon im 18. Jahre hatte sie angefangen, über die eigentliche Bestimmung der Frau nachzudenken. Campe's väterlicher Rat an seine Tochter regte sie dazu an. Es wollte ihr nicht einleuchten, daß die Ehe, wie sie in diesem Buche aufgefaßt wurde, die einzige Bestimmung des Mädchens sein sollte. Vielleicht hatte sie schon die Vorahnung, daß dieselbe ihr nicht werden sollte. Andrerseits gefielen ihr die alten Jungfern, welche sie kannte, herzlich wenig. Da kam ihr ein kleines französisches Buch über die „barmherzigen Schwestern bei den Katholiken", in die Hände und der Wunsch, eine gleiche Schwesterschaft in der protestantischen Kirche zu gründen, erwachte in ihr. Jetzt wagte sie ihn, allmählich klarer auszusprechen. Gossner ein früherer, katholischer Geistlicher aus Bayern, der durch Forschen in der Bibel Protestant geworden, nach Rußland gegangen war und dort eine Gemeinde gegründet hatte, kam um diese Zeit, aus Rußland verbannt, nach Altona und feuerte Amalie noch in ihrem Verlangen an. Sie setzte sogar ein Programm von 69 Artikeln für die künftige liebe Schwesternschaft auf.

In der ernsten Stunde des Abschieds wurde sie von Goßner kniend zu ihrem künftigen Beruf geweiht und legte in seine Hände das Gelübde der Treue ab.

Dieses Gelübde sollte unerfüllt bleiben; die Stunde, in welcher Amalie sich zum ersten und einzigen Male zu religiöser Schwärmerei hinreißen ließ, trug keine Frucht in ihrem Leben. Gossner selbst hatte von ihr verlangt, sie solle noch einige Jahre warten, bevor sie ihr Vorhaben ausführte.

Als 1837 der „Evangelische Verein für christliche Krankenpflege in Rheinand, Westphalen ihr den Posten einer Vorsteherin anbot, zögerte und schwankte sie und dann schlug sie den Antrag aus, obwohl ihr mit ihm nichts Geringeres angeboten wurde, als die Verwirklichung ihres frommen Mädchentraumes; ebenso wei ähnliche Stellungen in Hamburg und Berlin.

Während der Cholera-Epidemie 1831 wurden in Hamburg zwei Hospitäler errichtet, das eine in der Vorstadt St. Pauli, das andere auf dem holländischen Broock. Bei der Direction dieses letzteren, dem St. Ericus-Hospital meldete Amalie sich als Krankenpflegerin. Sie hatte vorher in dem „Bergedorfer Boten" einen Aufruf an christliche Seelen erlassen, sich mit ihr zur freiwilligen Krankenpflege zu vereinigen. Ein allgemeines Schweigen war die Antwort. Der Schritt, den Amalie vorschlug, war zu neu, als daß nicht alle Frauen davor hätten zurückschrecken sollen; sie wurde scharf getadelt und verspottet. Ihre Pflegemutter war die einzige Verwandte, welche ihren Plan billigte. Die Aerzte im Hospital sahen ihrer Ankunft keineswegs mit günstiger Meinung entgegen, da sie vermuteten, daß nur schwärmerische Ueberspannung Amalien zu dem Entschluß gebracht haben konnte. Sie trauten einer Frau, die schriftstellerte, keine praktischen Talente, wie Krankenpflege zu üben, zu.

Amalie hatte nämlich „Betrachtungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift" in zwei Abteilungen, herausgegeben und halb eingewilligt, daß ein Brief

von ihr, worin sie ihre pädagogischen Ansichten und Erfahrungen darlegte, unter dem Titel Bericht über eine christliche Schule in Niedersachsen", in der evangelischen Kirchenzeitung veröffentlicht wurde.

Die Einfachheit und Bescheidenheit, mit der Amalie auftrat, nur von dem Wunsche beseelt, zu helfen, wohl auch mit der stillen Hoffnung die Zweifler an weiblicher Thätigkeit zu beschämen und zu überzeugen, entwaffnete das Vorurteil der Ärzte.

In tagebuchartigen Briefen an ihre Pflegemutter schildert sie ihr Leben aus dieser Zeit; einige derselben will ich hier mitteilen. D. 14. Oct.

Meine innigst geliebte Mutter!

Den ersten Augenblick der Muße, den ich hier finde, — es ist morgens 10 Uhr, treibt mich mein Herz, Ihnen Bericht zu erstatten, wie es mir geht. Von Seiten des Oekonomen und der andern Beamten wird mir alle Aufmerksamkeit erwiesen, die ich erwarten kann, und in der Oekonomie habe ich unvermutet eine Bekannte aus frühester Zeit gefunden. Zwei weibliche Kranke sind bis jetzt erst meiner Pflege übergeben, doch habe ich mit meiner Wärterin bisher vollauf damit zu thun gehabt. Auf dem männlichen Krankensaal sind mehr Wärter als Kranke und ich höre, wie der Arzt geäußert hat, es müßten eigentlich für jeden Kranken zwei Wärter sein. Meine beiden Kranken sind zwei ältliche Frauen, von denen die eine, eine arme Soldatenfrau, mir ordentlich liebenswürdig erscheint durch die Zärtlichkeit, die sie für ihren verlassenen Mann äußert, die freundliche Willigkeit, mit der sie jeder Vorschrift folgt, die Dankbarkeit, mit der sie jeden kleinen Dienst annimmt, die Bescheidenheit, mit der sie immer fürchtet, uns zu viel Mühe zu machen. Die Andere ist kränker und läßt daher auch wenig von sich vernehmen. Diese Nacht habe ich mich von 4—6½ etwas aufs Bett gelegt; meine liebe Mutter mag sich versichert halten, daß ich meine Kräfte nicht mit Wachen erschöpfen werde, wogegen Dr. Siemers auch freundlich warnt.

Anwandlungen des Ekels habe ich nicht zu empfinden, mein Frühstück schmeckt mir bei meinen Cholera-Kranken nicht minder gut, als sonst. Morgens früh wird mir der Kaffee auf meinen Krankensaal gebracht und nachher um elf Butter und Brot; ich könnte auch Thee und Wein dazu haben, welches ich mir aber verbeten: morgen will ich mir auch die Butter verbitten; die Wärterinnen erhalten keine und da ist es mir unangenehm, in ihrer Gegenwart mir mehr gütlich zu thun, als es ihnen vergönnt ist; auch scheint mir der beste Weg, sie zufrieden zu erhalten, wenn man ihnen in freiwilliger Entbehrung vorangeht. Doch genug dieses Geplauders.

Da die beiden ersten Kranken starben, schlug Amalie den Aerzten vor, sie, bis wieder neue kämen, zu den andern Kranken außer dem Hospital zu schicken. Dieselben schlugen ihr dagegen vor, auch über die männlichen Kranken und Krankenwärter die Aufsicht zu übernehmen; diese letzteren wurden ihr hierauf vorgestellt und zum pünktlichen Gehorsam verpflichtet. Wie unerquicklich und freudlos dieses Pflegeamt war, geht aus folgenden Zeilen hervor, die sie an ihre Pflegemutter richtete:

„Unsere Krankenwärterin hat das Ding schon satt und diesen Nachmittag gekündigt und so bin ich jetzt allein, heute aber kommt eine andere. Ehe die neue Wärterin erschien, kam schon eine andere Kranke, und bald noch eine, aber auch diese konnten nicht gerettet werden."

Montag Morgen 6 Uhr.

„Morgens früh habe ich dafür zu sorgen, daß vor dem Besuche des Arztes die Krankensäle gereinigt und die Betten gemacht sind. Dreimal täglich, morgens und abends besuche ich die Kranken gemeinschaftlich mit dem Arzte, dem Chirurgen und dem Apotheker; Dr. Steinssen gibt dann einem jeden von uns die betreffenden Anweisungen. Im weiblichen Krankensale habe ich mir natürlich alle ärztlichen Vorschriften genau zu merken, da ich hier zunächst für pünktliche Befolgung derselben einstehen muß. In den Sälen der Männer merke ich mir besonders nur, was an Speise und Trank für die Kranken verordnet wird, wonach ich dann der Oekonomin den Küchenzettel entwerfe. Auch giebt es sonst noch zuweilen für mich zu schreiben, um nämlich den Angehörigen die nötige Anzeige zu machen, da die Kranken oft ohne ihr Wissen zu uns gebracht werden."

Genug man nahm alle ihre Kräfte in Anspruch, ohne daß es ihr zu viel wurde.

Einige Tage später schrieb sie:

„Erst gestern wurden die ersten weiblichen Kranken als völlig genesen entlassen: zwei Dienstmädchen, ehrliche Seelen, die mit Thränen der Rührung von mir schieden. An demselben Tage wurde ein armer, abgezehrter Junge von etwa zwölf Jahren nach dem Männersaal gebracht; ich aber behauptete, daß Kinder auf den Frauensaal gehörten, und sogleich wurde auch meinem Gesuch von den Aerzten gewillfahrt, was mich um so mehr freut, weil der Kleine wirklich ein zärtlich liebenswürdiges Gemüt besitzt. Heute morgen bot ich ihm einen frischen Zwieback, er wollte ihn aber nicht nehmen, sondern für seine jüngere Schwester aufheben und nur auf meine Versicherung, daß ich für diese schon auf andere Weise sorgen werde, ließ er sich bewegen, ihn zu essen. — Die Herren der Specialkommission haben nur zu viel Aufmerksamkeit für mich; sie bestanden, trotz aller Protestation darauf, mein Stübchen vollständig zu möblieren.

Es drückt mich das eigentlich, weil mir in solchen Anstalten jede überflüssige Ausgabe wie ein Unrecht erscheint.

Den 3. November, Abends 11 Uhr. Beim Anbruch der Nacht, nach einem sehr unruhigen Tage mit einer Wärterin bei einer Kranken wachend, möchte ich mich noch einmal im Geiste mit meiner lieben Mutter unterhalten. Ich befinde mich fortwährend sehr wohl und es ist mir wirklich merkwürdig, welches Maß körperliche Kraft mir von oben geschenkt wird. In diesem Punkte habe ich mir denn doch nicht zu viel zugetraut. So ging ich in der vorigen Nacht, da eine Kranke ankam, die sehr vieler Aufwartung bedurfte, erst um vier Uhr zu Bett: um halb 7 Uhr stand ich auf, um 7 wurde mir der Kaffee gebracht, aber um 11 hatte ich noch keine Zeit gefunden ihn zu trinken und mit Ausnahme der Zeit, wo ich Diättabellen schrieb, habe ich den ganzen Tag noch nicht auf einem Fleck sitzen können und doch spüre ich jetzt noch nicht die mindeste Ermüdung."

Mein kleiner Johann Luider ist auf dem Wege der Genesung; er ist wirklich ein lieber Junge. Wenn er sein Frühstück oder Mittagessen verzehrt hat, vergißt er niemals für das schöne Essen zu danken, und gewöhnlich wiederholt er diesen Dank auch dem Arzte. Mit der größten Willigkeit nimmt er ein; nur einmal, da ich ihn aus dem Schlaf wecken mußte und er noch halb im Traume war, wehrte er sich gewaltig dagegen, indem er behauptete, daß ich ihn vergiften wolle. Als ich ihn endlich doch dazu gebracht, kam eine Aufwärterin und fragt: Hannes, kennst Du denn die Mamsell nicht? Die Augen aufreißend, antwortete er: „Ach ja, nu seh ick all!" und mit dem bittendsten Tone fügte er unmittelbar hinzu: „Ach vergeben Se mi doch!" An seiner Mutter hängt er mit großer Liebe und rechnet die Stunden aus, wenn er auf ihren Besuch hoffen darf; aber doch erklärte er, er wäre lieber hier, als zu Haus, denn hier bekäme er satt zu essen."

Der Arzt vertraute Amalien, daß der Knabe, trotz seiner augenblicklichen Genesung für später von der Auszehrung bedroht sei und nur durch bessere Nahrung und Pflege gerettet werden könne. Dieser Gedanke ließ ihr nicht eher Ruhe, als bis es ihr gelungen war durch eine Subscription soviel zusammen zu bringen, um den Knaben bei einem tüchtigen Schullehrer in Kost und Pflege bringen zu können. Auch für Andere sorgte sie, daß sie nach ihrer Genesung in bessere Verhältnisse kamen und als sie am 6. Dezember das Hospital verließ, wo sie acht Wochen unermüdlich bei Tag und Nacht thätig gewesen, konnte sie es mit der innerlichen Gewißheit thun, mehr als ihre übernommenen Pflichten erfüllt zu haben.

Die öffentliche Anerkennung blieb nicht aus: Vier Herren von der Specialkommission überreichten ihr am Morgen des Tages, wo sie zu ihrer Mutter zurückkehrte, eine Dankadresse; am Nachmittag erhielt sie eine ähnliche von der General-Gesundheits-Commission zugesandt, und das allgemeine Lob war nicht minder laut, als früher der allgemeine Tadel.

Dennoch hatte Amalie die Einsicht gewonnen, daß es noch nicht an der Zeit sei, mit dem Entwurf zu einer barmherzigen Schwesterschaft hervorzutreten. Hingegen brachte sie aus dem Hospital einen andern mit, einen, der leichter auszuführen war, den Entwurf einer Vereinigung von Frauen für Armen- und Krankenpflege. Sie hatte ihn während der letzten Tage, die sie im Hospital zugebracht, niedergeschrieben, den beiden ihr befreundeten Ärzten Siemssen und Siemers, zur Prüfung vorgelegt und von ihnen die Zusicherung zur Unterstützung des Unternehmens erhalten. — Alsdann suchte sie Teilnehmerinnen, die sie auch nach manchem Fehlschlagen gefunden. Am 13. Mai 1832 versammelte sie in ihrer Mutter Hause die zwölf Frauen, welche sich mit ihr zur Errichtung eines Krankenhauses vereinigten. Während siebenundzwanzig Jahren wirkte sie unermüdlich für diese Schöpfung; oft sah es schlimm um deren Fortbestehen aus; die Kasse war mehr als einmal bedenklich leer. Fünf Jahre nach der Gründung im Oktober 1837, hatte der Verein sogar ein Defizit von 7—8000 Mark. Amalie aber verlor den Kopf nicht; sie verzweifelte keinen Augenblick, daß Gott helfen werde. Subscriptionsbogen gingen in einigen Straßen von Haus zu Haus und

binnen wenigen Jahren war nicht nur das Defizit gedeckt, sondern auch ein Überschuß von einigen 100 Mark in der Kasse. Da ließ Amalie mit dem Sammeln einhalten. Man müsse nur bitten, wenn es wirklich not thut, sagte sie, und führte dabei aus dem hamburgischen Gesangbuche die Verse an:

„Unser Wunsch geht nicht auf's Weite
Gieb mir heut, g'nug für heute,
Morgen wird ein neues Fleh'n
Neues Manna fallen sehn."

Das neue Manna fiel schon im Dezember desselben Jahres.

Der Verein hatte die Vergünstigung erhalten, bei der Besichtigung des neu erbauten Johannis-Klosters ein Becken zum Sammeln aufzustellen. — Der Betrag belief sich binnen 8 Tagen schon auf mehr als 1000 Mark. Als der Verein beschloß eine ihm durch Schenkung gewordene Summe von 10,300 Mark Banko zum Bau von Armenwohnungen anzuwenden, überließ die Stadt ihm den nötigen Grund und Boden.

Im Jahre 1840 wurde das Vereinsstift bereits von neun armen Familien bewohnt.

Nach dem großen Brande wurde es mit Hülfe der Unterstützungsbehörde durch zwei Gebäude, jedes mit 24 Wohnungen, vergrößert. In dem ursprünglichen Gebäude waren gleich von Anfang 4 Zimmer für ein Kinderhospital, eine Stiftung des Dr. Morath, bestimmt worden. Im Jahre 1847 konnte aus freiwilligen Gaben ein neues Haus für 30 Familien gegründet werden. Früher schon war eine Art Seminar für Erzieherinnen zu Stande gekommen, in welchem Amalie unterrichtete; zu gleicher Zeit war sie zum Vorstands-Mitglied eines Vereins zur Fürsorge für entlassene Sträflinge, gewählt worden, die einzige Frau, der diese Auszeichnung zu Teil wurde. Sie schrieb damals: „Ich besitze in meiner Stellung einen schönen, und ich glaube, es sagen zu dürfen, einen immer sich erweiternden Wirkungskreis. Das Vertrauen meiner Mitbürger, in dem ich mich wirklich sehr glücklich fühle, weist mir für meine Kräfte, so weit sie reichen, genügenden Spielraum an. Ich finde eine süße Befriedigung darin, daß meine Thätigkeit von den verschiedensten Menschen und in der verschiedensten Weise in Anspruch genommen wird; daß ich ziemlich betrachtet werde, als eine, die nicht sich selber angehört, sondern die von Gott berufen ist, eine Dienerin zu sein allen denen, die ihres Rates und ihrer Hülfe bedürfen".

Aus dem Jahre 1837 liegt ein Brief an ihre Pflegemutter vor, in welchem sie schildert, wie sie drei Tage in der Woche zuzubringen pflegt. Wir ersehen aus dieser Schilderung, daß es ihre Gewohnheit war, um 4½ Uhr aufzustehen und schon vor dem Frühstück eine Menge Arbeit zu überwältigen. Dann begab sie sich um 6 Uhr nach der Stadt, wo sie bis 9 Uhr Sprechstunde für die Armen im Stadthause abhielt. Dann besorgte sie Gänge für die Kranken zum Armenarzt. Im weiteren Verlaufe des Tages finden wir sie, bald in der Freischule unterrichtend, bald in Thätigkeit für Vereine, die besonders darin bestand, täglich hunderte von Briefen und Berichten durchzusehen und danach Notizen zu machen für die Damen, an welche sie die Recherchen und Krankenbesuche verteilte. Des

Abends versammelte sie um sich arme Kinder, denen sie Religionsunterricht erteilte oder entlassene Schülerinnen, mit denen sie Werke der klassischen Dichter las. Kein Tag verging, ohne daß sie ihre erblindete Pflegemutter besuchte, die außerhalb in Ottensen wohnte.

Nicht viele Naturen wären befähigt, sich eine solche Thätigkeit zuzumuten, ohne daß Geist oder Körper dadurch gelitten hätetn, aber Amalie gehörte zu den Bevorzugten, denen die Arbeit Lebenselement ist.

Königin Karoline Amalie von Dänemark hatte schon als Kronprinzessin eine Neigung zu Amalie Sieveking gefaßt und auch als Königin einen lebhaften Briefwechsel mit ihr geführt. Auf ihre Einladung besuchte Amalie sie viermal auf Schloß „Sorgenfrei". Auch Königin Elisabeth von Preußen trat mit ihr in brieflichen Verkehr, nachdem Amalie bei einem Aufenthalt in Berlin eine Audienz bei der Fürstin gehabt hatte. An verschiedenen Orten hielt Amalie öffentliche Vorträge; zuerst in Bremen, um ähnliche Krankenpflegevereine zu gründen.

Durch den Tod ihrer Pflegemutter 1839, fiel eine derjenigen Pflichten fort, die sie stets sehr in Anspruch genommen hatte. Sie fing nun an, mehr die Geselligkeit zu pflegen. So schrieb sie zwei Jahr später: „Das Leben ist mir lieb und wie sollte es nicht, ist es doch für mich mit tausend Gütern geschmückt. Der kopfhängerischen Frömmigkeit, die da meint, um die Glorie des Himmels hervorzuheben, das Pilgerleben hienieden recht verläumden zu müssen, bin ich immer feind gewesen." Ebenso tolerant wie gegen die Freude am Leben und dessen rechtmäßigen Genuß, war sie auch gegen anders Denkende.

„Eine Annäherung zwischen Gläubigen und Ungläubigen halte ich für sehr gut und viel heilsamer, als das schroffe Aburteilen von beiden Seiten, ohne sich doch genau zu kennen." So schrieb sie einst über ihren jungen Freund, den Doctor Siemssen; und ihren Vetter, den Syndicus Sieveking, schilderte sie nach seinem Tode mit schlagender Einfachheit also: „Seine Frömmigkeit war aufrichtig und wahr. Sie ging mehr in die Tiefe, als in die Breite; Heuchelei und geistlicher Stolz waren ihm in innerster Seele verhaßt, und was er den Kanzleistil der Frommen nannte, das sagte ihm wenig zu. Aber die evangelische Wahrheit hervorleuchten zu lassen aus seinem ganzen Wandel, darauf war sein ernstliches Bestreben gerichtet." Mit gleich liebevoller Gesinnung sagte sie zu ihrem Neffen, der eine Zeit lang als Arzt in Hamburg gelebt und viel für ihr Kinderhospital gewirkt hatte: „Manche Ungleichheit und Schroffheit in seinem Character, wie auch ein von dem meinigen bedeutend abweichender religiöser Standpunkt machten es immer nicht leicht, ihn in der rechten Weise zu nehmen, aber die Schwierigkeiten der Aufgabe ließen sie mich doppelt interessant finden."

Die Notwendigkeit der vermehrten geselligen Beziehungen erklärt sie mit einem schönen Nachgeben wie folgt: „Viele Menschen verzeihen mir die ernstere religiöse Richtung meines Charakters nur um deswillen, weil sie sehen, wie mich das nicht hindert, Teil zu nehmen an ihren Freuden. Für meine ganze Stellung

aber ist es unwichtig, daß ich durch eine Zurückgezogenheit, welche die Welt immer als Kopfhängerei verschreien wird, keinen Anstoß gebe.“

Im September 1855 besuchte sie ihre Geschwister in England und brachte von da eine Erkältung mit, die sich hartnäckig zeigte. Eine Badekur in Lippsspringe, welche sie den folgenden Sommer brauchte, war nicht von Erfolg; im Jahre 1857 wurde sie nach Soden bei Frankfurt a. M. geschickt. Vorher war sie am 23. Mai, als ihr Verein sein 25jähriges Jubiläum gefeiert hatte, noch einmal als Rednerin aufgetreten, und sie wiederholte ihren Vortrag am 22 August in Frankfurt, wenn auch nur mit höchster Anstrengung vor einem Kreise von Damen. Ein großer Schmerz war es ihr, als bei der großen Handelskrisis im Herbste desselben Jahres auch das Haus ihres Bruders fiel, wobei auch sie von Verlusten betroffen wurde. Vom 1. November des Jahres 1858 an verließ sie das Haus nicht mehr, da sie sich immer schwächer fühlte.

Am 7. Januar 1859 verfügte sie so zu sagen testamentarisch über ihren Verein, indem sie anordnete, wie Alles nach ihrem Tode gehandhabt werden sollte.

Ihre Schwäche nahm bis zum März zu; ihre Schmerzen wurden immer qualvoller; dennoch war sie nur mit der Sorge für Andere beschäftigt. Am 5. März unterrichtete sie zum letzten Mal die armen Kinder. Am 8. schloß sie ein Schreiben an ihre Geschwister, daß sie in vielen Pausen nur beenden konnte; es war zugleich ein Abschied für die Lebenszeit; es lautete: „Ihr habt nun gehört, daß es leider zu dieser letzten Alternative gekommen ist. Donnerstag den 24. Fbr. gab ich den Kindern das letzte Mal mit ungeschwächter Geisteskraft Stunde. Während der Spielzeit tobten sie in ungestörter Lustigkeit um mich herum, wie ich ihnen das in meiner Krankheit oft gestattet habe. Da ich durchaus nicht an Nerven leide und mein Kopf ganz frei ist, so kostete mich das kein Opfer; noch an jenem Tage konnte ich mich daran erfreuen. Den Tag darauf aber Freitag fühlte ich mich so matt, daß es mir unmöglich fiel, die erforderlichen Vorarbeiten für den Unterricht zu machen und am Sonnabend, wo ich die Kinder wieder erwartete, war es mir beim Erwachen gleich klar, daß der Herr nun auch dieser mir so unendlich lieb gewordenen Beschäftigung ein Ziel gesetzt. Ich hoffe, daß mein kleiner Kreis, der mir in den letzten Jahren so viel Freude gemacht hat, in einem Cursus wird vereinigt bleiben. Die Eltern der Kinder sind allen meinen desfalls gemachten Vorschlägen mit großer Freundlichkeit entgegen gekommen. — Meine Krankenstube, d. h. meine Wohn- und Schulstube ist ganz vorzüglich freundlich; ich habe da die schöne Sonne aus erster Hand und in der Stube umgiebt mich ein beständiger Blumenfrühling; ist ein Topf oder ein Bouquet abgeblüht, so hat die Güte meiner Freude gewiß schon wieder für etwas Frisches gesorgt. Nach alledem, meine theuren Geschwister, werdet ihr wohl einsehen, daß, wer in kranken Tagen so viel Erleichterungen hat, nicht eben berechtigt ist, der von ihm bewiesenen Geduld sich zu rühmen, besonders aber, wenn er, wie ich verschont bleibt von großen anhaltenden Schmerzen. Manche lieben Freunde schreiben mir auf meinem Krankenlager eine gewisse Verdienstlichkeit zu, die ich nicht habe. Sie verwundern sich der Ruhe, womit ich meine Anordnungen, wie es nach meinem

Tode soll gehalten werden, mache, als ob es sich nur um eine etwas lange Reihe handle; aber wenn sie das als reines Resultat meines innern Glaubenslebens ansehen, so irren sie sich: Mein ruhiges Temperament muß dabei in Anschlag gebracht werden, so wie auch meine jetzige Ermattung, die mich gegen jedes lebhaftere Gefühl gleichsam abstumpft, so daß in manchem, was mir als Frucht des Glaubens angerechnet wird, wohl eine starke Beimischung von Apathie sich finden möchte.

Ich nahm heute Abschied von meinen Kindern; eine halbe Stunde sprach ich mit ihnen über Religion; natürlich waren die Kleinen sehr gerührt, und ich selbst war ein paar Mal von Bewegung so überwältigt, daß ich kleine Pausen machen mußte. Doch hoffe ich meine Absicht erreicht zu haben, die dahin ging, ihnen ein möglichst freundliches Bild des Todes, des Abscheidens von dieser Erde zu geben.

Und nun ihr lieben, theuren Geschwister muß ich für heute auch von Euch Abschied nehmen; ob dies „für heute" auch die ganze Erdenzeit einschließt, wer vermöchte das zu sagen! Mir genügt, daß unsere Verbindung eine vom Herrn reich gesegnete gewesen, und nun will ich Euch nur noch den Dank aussprechen, tausend, tausend Dank für alle Beweise geschwisterlicher Liebe, die ihr mir in einer so langen Reihe von Jahren gegeben habt. Gott sei mit Euch! und bittet ihn, daß er mir auch in der letzten, ernsten Stunde recht fühlbar nahe sein möge.

In Ewigkeit Euer

In treuer Liebe.

Am 12. März erklärte der Arzt Amalien, daß es nur noch wenige Tage währen könne; allein wie eine zum Tode Verurteilte machte sie die Qual bis zum 1. April durch. von heftigen Schmerzen und furchtbaren Beängstigungen geplagt, so daß sie oft äußerte: „Ich begreife nicht, daß ich noch lebe, „ach das Sterben ist schwer."

An ihrem Todestage wurde ihr ein Psalm vorgelesen, während dessen sie die Hände faltete, und nachdem sie aufseufzend gerufen: „mein Herr, mein Herr" war ihr Kampf ausgekämpft und sie sanft entschlafen.

Nach ihrem letzten Willen wurde ihr ein Armenbegräbnis bereitet; aber als am 5. April in der Morgenfrühe der aus vier schwarzen Brettern bestehende Sarg auf der Armenleichenbahre bis zum Kirchhof der Gemeinde: Ham und Horn, getragen und dort auf den Stufen der Kirche niedergesetzt worden war, strömten zahlreich Freunde und ihre Schützlinge, sowie die Armen aus Stadt und Vorstadt herbei und bedeckten den Sarg mit einer Fülle von Blumen und Kränzen, unter denen er nicht mehr sichtbar war. Acht Brüder des „Rauhen Hauses" trugen ihn dann bis an die Familiengruft des Syndicus: Sieveking.

Noch bis zum heutigen Tage bestehen in Hamburg, der von Amalie gegründete Sievekingsche weibliche Armen- und Krankenpflegeverein und das Kinderhospital St. Georg, welches sie mit Frau Morath begründet hatte. So strömt von diesem pflichtgetreuen Leben unsterblicher Segen auf die Nachwelt aus.



Anne Louise Germaine v. Staël-Holstein geb. Necker

geb. d. 22. April 1766, gestorben den 14. Juli 1817.

Eine der merkwürdigsten Frauen, deren Leben und Wirken in das 19. Jahrhundert hinüberreicht, war Anne Louise Germaine Necker, verehl. Baronin von Staël-Holstein. Ueber keine Frau jener Zeit sind so vielseitige und ausführliche Studien gemacht, so viele Lebens- und Charakterskizzen entworfen worden, als über sie. Ihre bekanntesten Biographen sind Mme. Necker de Saussure, Benjamin Constant, Alexander Vinet, St. Beuve und im Jahre 1887 erschien ein Werk von Charl. Blennerhasset, geb. Gräfin Leyden: Frau von Staël und ihre Freunde (Verlag von Gebr. Paetel), das ihre Bedeutung in Politik und Litteratur zur Geltung bringt und ein vortreffliches Portrait von ihr enthält. Die Teilnahme der Deutschen an dem Leben der Frau von Staël wird schon dadurch erweckt, daß ihr feinfühlender und scharf beobachtender Geist, zur Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung Deutschlands, die in der deutschen Nation schlummernde geistige Größe, ihren sittlichen Wert und ihren Weltberuf erkannte und in einem Werke mutig der Welt verkündete. Durch die Stellung ihrer Eltern und ihres Gemahls kam Frau von Staël mit allen Größen der damaligen Zeit in Berührung, von Voltaire bis Mirabeau, von Turgot bis Bonaparte. Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Schiller, Goethe, dem Herzog Karl August und seiner Gemahlin Luise, zu Wilhelm und Alexander von Humboldt, Aug. Wilh. Schlegel, Grillparzer u. A. m. sind bekannt. Ihre politische Rolle fällt in die Jahre von 1789 bis 1799. Mit dem neuen Jahrhundert begann ihre schriftstellerische Laufbahn, deren Ruhm in der „Corinna“ gipfelte.

Die kosmopolitische Lebensanschauung der Frau von Staël wurzelte in ihrem Ursprung. Die Familie ihres Vaters stammte aus Irland, Mitglieder derselben siedelten nach Deutschland und zwar nach Pommern über, wo sie im Kirchspiel Wartenberg unweit Pyritz protestantische Ämter bekleideten. Der Sohn des Predigers Martin Necker wurde Advokat in Cüstrin; dessen Sohn Karl Friedrich, geb. 1685 ging mit Graf Bernsdorff auf Reisen; zunächst nach der Universität Genf, dann nach London, wo ihm die Königin den Vorschlag machte gegen ein festes Jahresgehalt eine Erziehungsanstalt für junge Engländer in Genf zu errichten.

Necker verband mit der Ausführung dieses Planes seine Niederlassung an der Genfer Hochschule, als Doctor der Rechte. Hier vermählte er sich 1726 mit der Tochter des Staatssecretärs Gautier, aus einer Familie vertriebener Hugenotten und bezog mit seiner jungen Gemahlin einen als Eigentum erworbenen Landsitz den er Germany nannte. Nach einem dem allgemeinen Wohl gewidmeten Leben starb Necker plötzlich in der Kirche bei einer Gemeindewahl im Jahre 1762. Er hinterließ zwei Söhne, Ludwig und Jacob. Der Erstere, geb. 1730, legte sich den Namen Germany bei. Eine Zeitlang führte er die Erziehungsanstalt seines Vaters fort; doch als seine Frau starb, gab er dieselbe auf und zog nach Marseille, wo er ein großes Bankhaus begründete, sich ein bedeutendes Vermögen erwarb und eine zweite Ehe mit Frl. von Hauteville einging. Er starb 1804.

Jakob oder Jaques Necker war der zwei Jahre jüngere Bruder, geb. d. 30. Sept. 1732. Sein Leben war ein vielbewegtes und machte alle Wandlungen menschlicher Größe durch.

Nachdem er humanistische Studien in Genf begonnen, mußte er auf des Vaters Wunsch diese unterbrechen, um in Paris sich eine selbstständige Existenz im Handelsstand zu begründen.

Er trat in das Bankhaus Vernet ein. Obgleich er nun gar keine Sympathie für den merkantilischen Beruf hatte, war sein Talent so hervorragend, daß Vernet ihm nach seines Vaters Tode 1762 ein Kapital gab, um ein eigenes Bankhaus zu begründen, welches er in Gemeinschaft mit Thelusson that und das er durch Speculation mit Getreide zu so hohem Aufschwung brachte, daß er schon damals ein Vermögen von 6 Millionen besaß. Um diese Zeit lernte Necker seine spätere Gemahlin, die Tochter des Predigers Curchod de la Nosse zu Nyon aus dem Stammhaus des Heussonville in Paris kennen.

Frl. Susanne war ein Mädchen von hoher und vielseitiger Bildung, die mit 16 Jahren lateinische Briefe schrieb, dichtete und bei ihrem Aufenthalt in Lausanne, wo sie meist erzogen worden war, als Dichterin in den akademischen Kreisen verehrt wurde. Besonders begeistert für sie war ein junger gelehrter Engländer, Namens Gibbon, der sich mit ihr verlobte. Allein von seinem Vater 1758 zurückgerufen, fügte er sich in dessen Willen und gab das Verhältnis mit Frl. Susanne Curchod auf. Diese fühlte sich hierdurch tief unglücklich und als im Jahre 1763 ihre Mutter starb, entschloß sie sich, Erzieherin oder Gesellschafterin zu werden. So kam sie in das Haus der Frau v. Bonstetten, wo Jaques Necker sie kennen und lieben lernte und sich 1764 mit ihr vermählte.

Die ersten beiden Jahre der Ehe wurden dem Paare durch die Kränklichkeit der jungen Frau getrübt. Die Aufregung ihrer Nerven, in Folge deren sie monate lang an Schlaflosigkeit litt, war so groß, daß sie sich fortwährend Todesgedanken hingab. Ein Aufenthalt in den Schweizer Bergen brachte ihr Genesung und als sie am 22. April 1766 ihrem ersten und einzigen Kinde, einer Tochter, das Leben gegeben hatte, faßte sie neuen Lebensmut.

Dieses Töchterlein erhielt den Namen: Anne Louise Germaine. Ihre Wiege stand in einem der schönsten Häuser von Paris, dem ihren Eltern gehörigen Hôtel

le Blanc. Während der Sommermonate bezog die Familie ihr an den Ufern der Seine gelegenes Schloß Saint-Quen, das anmutig von Parkanlagen und Terrassen umgeben lag. An diesen lieblichen Aufenthalt knüpfen sich die süßesten Kindheitserinnerungen unsrer Heldin, deren Eltern ein überaus glückliches Leben führten.

Jaques Necker hatte sich schon damals eine hochgeachtete Stellung erworben. Seine Vaterstadt, der er sich sehr nützlich erwiesen, hatte ihn zum Ministerresidenten am französischen Hof ernannt; auch wurde er in den Verwaltungsrat der, einst von Colberg gegründeten Ostindischen Compagnie gewählt. Nun widmete sich Necker mit Eifer der Politik und schied als siebenfacher Millionär, erst 40 Jahr alt, aus dem Bankgeschäft im Jahr 1772.

Jetzt begann Neckers ruhmreiche Laufbahn. In uneigennützigster Weise gab er sich fortan den öffentlichen Interressen und wissenschaftlichen Studien hin. Eine von ihm auf Colberg gehaltene Lobrede wurde von der Akademie gekrönt. Sie zeichnete sich durch Würde des Stils und leichtfaßliche Behandlung der wichtigsten Fragen der Nationalökonomie aus. Seine Schrift: „Essay sur la législation et le commerce de grains 1775 gab Anlaß zu einer litterarischen Fehde, welche ebenso viel Staub aufwirbelte, als die Aufmerksamkeit auf den geistvollen Mann lenkte; Pezay, ein Freund Neckers empfahl ihn an König Ludwig XVI, der ihn 1776 zum Finanzrat ernannte, obgleich er als Protestant keine Stimme im Staatsrat haben durfte. Nachdem Necker eine Denkschrift veröffentlicht hatte, wie der Staats-Credit wieder herzustellen und die Bedürfnisse der erschöpften Kassen zu decken seien, wurde er zum Generaldirector des Kgl. Schatzes an die Spitze der Finanzen gestellt, wobei der uneigennützige Mann auf jede Besoldung Verzicht leistete. Neckers unbegrenzter Credit in der Geschäftswelt und seine bisher bewährte Geschicklichkeit in Speculationen erleichterten es ihm, unter billigen Bedingungen Staatsanleihen v. 1770—1780 zu ermöglichen, was Frankreich die Teilnahme am Kriege in Nordamerika nicht wenig erleichterte. Er setzte Ersparungen im königlichen Haushalt durch, beseitigte 400 Hofstellen und andere überflüssige Aemter, gründete eine Discontobank und ein Leihhaus in Paris, ordnete und vereinfachte die Finanzverwaltung. Als er jedoch 1781 eine compte-rendu au roi drucken und veröffentlichen ließ, indem er rücksichtslos den Zustand der Finanzen, namentlich die Verschwendung des Hofes aufdeckte, wurde er von der Hofpartei heftig angegriffen und statt der beanspruchten Ministerstellung erhielt er plötzlich am 19. Mai 1781 vom Könige seine Entlassung.

Diese wurde für seine Familie von höchster Bedeutung, denn nun zog er sich mit dieser auf sein Schloß Saint Quen zurück und siedelte 1784 nach der Schweiz über, wo er die Herrschaft Coppet kaufte.

Während der Übergänge von Reichtum und Ansehen zu Einfluß und Macht und dann wieder zurück in die Einfachheit der Privatverhältnisse, verbrachte Anne Louise ihre glücklichen Kinderjahre, von der zärtlichsten Mutterliebe bewacht, in abgöttischer Verehrung ihrer Eltern. Sie entwickelte sich zu einem heiter lebhaften Kinde, dessen wunderbar schöne Augen Jedem, der sie sah, wohlthuend entgegenleuchteten. Von dunkler Hautfarbe und unregelmäßigen Gesichtszügen, mehr inter-

ressant als hübsch, drückten dieselben ebenso frühreifen Verstand, als Herzensgüte und Teilnahme aus.

Mme. Necker hatte die Absicht ihr zärtlich geliebtes Töchterlein nach den Grundsätzen von Jean Paul und Rousseau zu erziehen. In einem Briefe 1768 spricht sie sich darüber folgendermaßen aus: Ich erziehe meine Tochter nicht wie Sophie, sondern wie Emil und bis jetzt zeigt sich die Natur liebenswürdiger bei dem Kinde, als alle Kunst."

Schmerzlich war es ihr gewesen, ihr Kind nicht selbst nähren zu können; um so mehr wollte sie dessen Erziehung aufs sorgsamste leiten und überwachen. Hierzu blieb ihr nur dann voll und ganz die Zeit, wenn ihr Gemahl, den sie anbetete, durch seine Verpflichtungen bei Hofe und in dessen Residenzen festgehalten wurde. So berichtet sie ihrem Mann: „Während dreizehn der schönsten Jahre meines Lebens habe ich, Du weißt es, mich durch keine andre Sorge und Beschäftigung davon abhalten lassen, meine Tochter stets und immer im Auge zu behalten. Ich habe sie in verschiedenen Sprachen, besonders in ihrer Muttersprache unterrichtet und ihr Gedächtnis und ihren Verstand durch die beste Lectüre zu bilden gesucht.

Während deines Aufenthaltes zu Versailles und Fontainebleau ging ich mit ihr allein aufs Land. Dort machte ich mit ihr Spaziergänge, lehrte sie lesen und beten. Als ihre Gesundheit litt, unterstützte ich die Bemühungen des Arztes durch meine Sorge, meine Pflege; seitdem ist mir oft gesagt worden, sie habe Hustenanfälle, von denen sie befallen zu werden pflegte, gesteigert, nur um meiner liebenden sorgenden Gegenwart nicht zu entgehen. Mit einem Worte: ich suchte alle Gaben der Natur zu fördern und zu pflegen, weil ich ihrer Seele damit wohlzuthun hoffte und ich meine ganze Eigenliebe auf sie übertragen hatte.

Indeß blieb die Familie selbst in ihrer Zurückgezogenheit nicht ohne Anfeindungen. Nachdem Necker 1781 ein Werk von 3 Bänden veröffentlichte „L'administration des finances entgegnete Colonne, sein Nachfolger, in einer Schrift, in welcher er der Verwaltung Neckers die Zerrüttung der französischen Finanzen zuschrieb. Doch antwortete dieser in einer trefflichen Denkschrift: Nouveaux éclaircissements sur le compte-rendu 1788, in welcher er die Verwaltung Colonne's auf das schonungsloseste geißelte. Von großem Einfluß auf die seelische Entwickelung Anne Louise's war das innige Zusammenleben mit Eltern von so vortrefflichem Character. Für den Vater hatte sie eine schwärmerische Verehrung, für die Mutter die innigste Zuneigung; sie schmachtete nach deren Lob und Anerkennung, wie nach den steten Beweisen ihrer Liebe. Als sie elf Jahr zählte, erhielt sie eine Gefährtin an dem schönen und frühreifen Frl. Huber. Frl. Necker erzählt von dieser Zeit: „Wir spielten nicht wie Kinder; sie redete mich gleich in verschiedenen Sprachen an, von denen sie glaubte, daß sie mir geläufig seien; sie fragte nach meinen Unterrichtstunden und ob wir oft das Theater besuchten. Wie groß war daher ihr Erstaunen, als ich ihr gestand, erst zwei mal in einem solchen gewesen zu sein; sie meinte, wir müßten oft in die Komödie gehn und dann niederschreiben, was der Inhalt, und was uns sonst aufgefallen sei. Das wäre so ihre Gewohnheit. Wir versprachen uns jeden Morgen zu schreiben.

Der einzige kindliche Zug, den man an Frl. Necker bemerkte, war das Ausschneiden von Papierpuppen, die meist Könige und Königinnen darstellten und mit denen sie Trauerspiele aufführte. Ihre Liebe zur Schauspielkunst, die sie später selbst ausübend in Privatkreisen bethätigte, wurde bereits in ihren Mädchenjahren dadurch geweckt, daß die Schauspielerin Frl. Clairon, die oft bei ihren Eltern die Abende zuzubringen pflegte, Rollen aus ihrem klassischen Repertoir vortrug, bei welchen Gelegenheiten Marmontel oder la Harpe ihre Partner waren.

Schon als Kind hatte Anne Louise schriftstellerische Neigung, dichtete Lieder und Theaterstücke und machte später Portrait- und Characterstudien. Noch hatte sie ihr funfzehntes Jahr nicht erreicht, als sie den Sinn und das Verständnis für ernste Lectüre bewies, wie man sie sonst selten in der Hand junger Mädchen findet. So las sie damals ein Buch: Geist der Gesetze, welches sie mit Randbemerkungen versah. Eine kleine Abhandlung von ihr über das Edikt von Nantes erweckte bei Abbé Reynald, der ein Werk herausgab, welches er gern auf diese Weise bereicherte, den Wunsch, sie demselben einzufügen.

Anne Louise war von so großer Erregbarkeit, daß, wenn sie bedeutende Menschen kennen lernte, sich dieselbe bis zu Thränen und Herzklopfen steigerte. Ihre Gesundheit gab plötzlich zu Befürchtungen Anlaß und der, von den bestürzten Eltern herbeigerufene Arzt verlangte für sie ländlichen Aufenthalt, Bewegung in freier Luft und Unterbrechung aller geistiger Anstrengungen. In dieser Zeit, welche auf der Besitzung Saint Quen zugebracht wurde, kamen Anne Louise's poetische und phantasiereiche Neigungen zur vollen Entfaltung. Sie und ihre Freundin Frl. Huber liebten es, sich als Musen oder Nymphen zu verkleiden und als solche Park und Gärten zu durchstreifen; sie beschäftigten sich mit Musik und Gesang, dichteten, deklamirten und spielten Theater.

Durch den Verkehr mit den geistreichsten Menschen im Elternhause und die Anregungen, welche Anne Louise hierdurch erhielt, erweiterte sich ihr Ideenkreis, bildete sich ihr geistiger Geschmack und sie erhielt eine für ihr Alter seltene Menschen- und Weltkenntnis, ohne welche ihre außerordentlichen Anlagen nie zur vollständigen Entwickelung gekommen wären.

Immer inniger wurde das Verhältnis zu ihrem Vater, der von Staatsgeschäften zurückgezogen, sich nun der Tochter ungestört widmen konnte, ihr Geist war ihm anziehend; er verstand sie besser als die Mutter; sie hatte mit ihm Characterzüge und Eigentümlichkeiten gemein, besonders aber seine Vorliebe für Sarkasmus und Humor. Damals schrieb er eine Satyre „le bonheur des sots.“ Anne Louise sagte von ihrem Vater, er entlarvt alles angelernte affectirte Wesen, von ihm habe ich den Glauben mich hinzugeben gelernt, daß man klar in meinem Herzen lesen könne!“

Die Offenheit und Natürlichkeit mit der Anne Louise sich, unbekümmert um angemessene Würde, ja oft um weibliches Zartgefühl gab, wiederstrebte ihrer Mutter, die sich stets zu beherrschen wußte.

Madame Necker widmete ihre Kräfte damals der Gründung und Einrichtung eines neuen Hospitals und beschäftigte sich zugleich litterarisch mit Abhandlungen,

welche ihre edelsten sittlichen Grundsätze bekundeten; einige derselben erschienen im Jahre 1790 „Réflexions sur le divorce; mémoire sur l'établissement des hospices", und ferner „des inhumations précipitées." Früher noch als denen der Mutter, wurde der litterarischen Productionen ihrer Tochter im Jahre 1778 öffentlich Erwähnung gethan. Anne Louise hatte als 12jähriges Mädchen ein Theaterstück in 2 Acten vollendet, welches den Titel führte „Les inconvénients de la ville de Paris;" über dasselbe hieß es in einem öffentlichen Blatt: „Diese Comödie ist nicht nur für ihr Alter merkwürdig, sondern sie scheint auch allen denjenigen Produkten, die ihr zum Muster gedient haben, weit überlegen!" Dennoch machte Anne Louise nur noch zweimal den Versuch Dramen zu schreiben und zwar 1786 das ganz verschollene Schauspiel „Sophie" und 1790 die Tragödie, „Jane Grey" während der Zeit der Zurückgezogenheit in den Schweizer Bergen hatte ihr Vater ein dreibändiges Werk geschrieben „Cours de morale réligieuse", worin er die Religion als die Grundlage der menschlichen Gesellschaft hinzustellen suchte. Ganz befriedigt von dem Stillleben in der Schweiz war nur Madame Necker; sie hatte genug von weltlicher Ehre und Freude gekostet; nachdem sie gesehen, wie der von ihr vergötterte Mann verkannt und verbannt worden war, erschien ihr die Berühmtheit der Menschen als ein erschreckendes Phantom; dabei war ihr Wahlspruch; „Das beste Mittel nicht vergessen zu werden, sei niemals an sich zu denken."

Anne Louise führte ein Tagebuch, in welches sie zuweilen ähnliche Reflectionen eintrug; so schrieb sie bei Gelegenheit eines Besuches: „Die Anwesenheit ehrgeiziger Menschen kann mein Vater nicht mehr ertragen. Ueber dem Eingang unseres Hauses sollten die Worte stehen: Hier werden nur sich Zurückziehende beherbergt. Muß ich es mir bekennen; ach ja, ich fürchte es, mein Vater liebt es nicht, an den Verlust seiner öffentlichen Stellung gemahnt zu werden, den er noch immer beklagt wie könnte es auch anders bei ihm sein, der so gut weiß, was er zu leisten vermag."

Die Krisis, welche durch die schlechte Finanzverwaltung des Lomenie de Brienne's herbeigeführt worden war, rief inzwischen eine große Erbitterung im französischen Volke hervor. Man verlangte laut die Zurückberufung Neckers. Dieser trat am 26. August 1788 von Neuem in den Staatsdienst als Generaldirector der Finanzen ein. Seine Popularität steigerte sich dadurch, daß er sich für die Einberufung der Generalstaaten erklärte. Durch sein Dekret vom 27. Dezember 1788 setzte er die Zahl der Vertreter des dritten Standes auf das doppelte der andern Stände fest. Dadurch rief er Streitigkeiten über den Abstimmungsmodus der Versammlung hervor, die zur Constituirung der Vertreter des dritten Standes als Nationalversammlung führten. Vergeblich versuchte Necker durch die in der königlichen Sitzung vom 23. Juni 1789 verheißene Reform den dritten Stand zur Nachgiebigkeit gegen den Hof zu bewegen. Dieser entschloß sich zu einem Staatsstreich. Necker erhielt am 11 Juli 1789 seine Entlassung zugleich mit der Weisung, Frankreich sofort insgeheim zu verlassen, worauf er sich über Brüssel nach seinem Landgut Coppet begab.

Während dieser ganzen stürmischen Zeit in Paris führte Frl. Necker die Wirtschaft, da ihre Mutter fortwährend kränkelte; sie empfing fremde und einheimische Gäste, führte die Correspondence ihrer Mutter und beschäftigte sich litterarisch, indem sie ein Werk schrieb: „Lettres sur les ouvrages et le caractere de J. J. Rousseau.“ Dasselbe erregte, als es 1789 herausgegeben wurde, allgemeines Aufsehen. Indeß kamen Pläne zur Reise, die seit geraumer Zeit besonders Frau Necker im Hinblick auf ihre Tochter beschäftigten. Seit 1776 lebte ein schwedischer Baron Erich Magnus v. Stael Holstein in Paris. Er war damals ein junger Mann von 27 Jahren, strebsam, von scharfem Verstand, und angenehmer Gesellschafter. Durch Madame de Bufflers wurde er mit der Familie Necker befreundet und warb schon um Anne Louise, als sie erst 14 Jahr alt war. Die Eltern machten ihm Hoffnungen, wenn er dereinst eine gesicherte Staatsanstellung in Frankreich einnehmen würde. Er bewarb sich beim König von Schweden um den Gesandtschaftsposten in Paris, ein Anderer wurde ihm jedoch vorgezogen. Als er dem König anvertraut hatte, daß seine Heirat mit Frl. v. Necker von seiner Stellung abhinge, wurde er 1783 Geschäftsträger, dann bevollmächtigter Minister und endlich auf 6 Jahre Gesandter. Der König von Schweden schrieb ihm aus Italien: „Wenn Sie Frl. Necker heiraten, werden Sie der reichste Mann Ihres Landes sein und wie Cäsar sprechen können: „Besser der erste dort, als in Rom der zweite.“

Später schrieb er: „Wenn Sie die Verhandlungen zum glücklichen Abschluß bringen, werde ich selbst zur Unterzeichnung Ihres Ehecontractes nach Paris kommen“. In der That kam der König im Mai 1781 dorthin; doch konnte der Ehecontract noch nicht unterzeichnet werden, da die Familie Necker in Coppet weilte.

Frau v. Bufflers trat nun für ihren Freund Staël ein, indem sie vermittelte, daß die Familie Necker die Bedingungen niederschrieb, unter welchen sie die Heirat abzuschließen gedachte. Diese lauteten: 1) Zusicherung des schwedischen Gesandtschaftspostens in Paris für Staël auf Lebenszeit. 2) eine Pension von 20,000 livres, falls besondere Ereignisse ihn dieser Stelle berauben sollten. 3) den Grafentitel, besonders, damit die Baronin von Staël nicht mit einer berüchtigten Dame desselben Namens verwechselt werden könnte. 4) das Versprechen Staël's, seine Gemahlin nur auf kurze Zeit und nie ohne ihre Einwilligung nach Schweden zu führen. 5) die Verleihung des Nordsterns an den Gesandten. 6) vorherige Meinungsäußerung der Königin Marie Antoinette zu Gunsten der Heirat. Während diese Bedingungen und ihre Erledigung an König Gustav gelangten, erkrankte Anne Louise, wodurch die Heirat einen neuen Aufschub erhielt. Endlich noch verlangte Necker den Taufschein des Verlobten.

König Gustav, an den sich dieser deshalb wandte, antwortete ihm: „Ich wußte, mein Lieber, daß man liebenswürdig, von angenehmen Aeußern und Gesandter sein müsse, um Frl. Necker's Gatte zu werden. Das aber wußte ich nicht, daß es auch notwendig sei, ein guter Christ mit Brief und Siegel zu sein. Dafür wußten Sie nicht, daß es nie zu einer Heirat zwischen Ihnen und Frl. Necker gekommen wäre, wenn Sie beide 10—20 Jahre früher das Licht der Welt erblickt

hätten, denn damals gab es in ganz Schweden keinen Taufschein; die Sitte ist erst seit Kurzem eingeführt.“ Endlich wurde die Hochzeit am 14. Januar 1786 in der lutherisch-reformirten Kapelle mit all' dem Gepränge gefeiert, welches der Rang und die gesellschaftliche Stellung der Brautleute verlangte. Der Ehecontract wurde von dem König von Schweden und der Königin von Frankreich mit unterzeichnet.

Die von der Hofpartei erzwungene Flucht Neckers hatte zu einem Aufstande in Paris am 12. und 13. Juli und zur Erstürmung der Bastille den 14. Juli 1789 geführt; infolgedessen sah sich der König genötigt den verabschiedeten Minister zurückzurufen. Necker zögerte eine Zeit lang und als er dann nach Paris zurückkehrte, glich seine Reise einem Triumphzuge. Nun wollte er nach dem Vorbilde der englischen Verfassung ein Zweikammersystem einführen, es gelang ihm dies jedoch nicht, er vermochte nicht einmal einen geordneten Geschäftsgang in den verworrenen Verhältnissen herzustellen. Er mußte sich einzig darauf beschränken, eine Katastrophe von Tag zu Tag aufzuhalten. Als aber sein Plan zu einer Anleihe an der Opposition der Deputirten scheiterte und Mirabeau die Creirung der Assignaten durchsetzte, forderte und erhielt er seine Entlassung. Der Pöbel, der ihn bis dahin vergöttert hatte, verhöhnte und bedrohte ihn und noch einmal mußte er nach der Schweiz flüchten, von wo aus er die Revolution in Frankreich mit großer Aufmerksamkeit verfolgte und seine berühmten, sich durch große Schärfe auszeichnenden politischen Schriften herausgab. — — — —

Auch nach der Flucht ihres Vaters blieb Frau von Staël mit ihrem Gatten in Paris. Hier gelang es ihr, der Schreckensregierung, mit welcher die Revolution begann, mehrere Todesopfer zu entreißen. Das Schicksal der königlichen Familie regte sie furchtbar auf; sie entwarf einen Plan zur Flucht derselben und teilte ihn dem Minister Montmorin mit, der ihn aber nicht benutzte. Auch gegen sie kehrte sich die Wut des Volkes; in jenen grauenvollen Septembertagen, wo gedungene Mörder in die Gefängnisse drangen und 12 von ihnen den schrecklichen Maillard an der Spitze, sich als Geschworene, Richter und Henker zugleich auf die Gefangenen stürzten. Von diesen entmenschten Scharen wurden dann unter der Form des Gerichtsverfahrens die Verhafteten ermordet. Gegen 3000 Menschen, darunter die angesehensten Männer und Frauen Frankreichs wurden durch diese Mordbanden hingeschlachtet, welche für ihre Arbeit von dem Gemeinderat einen Tagelohn erhielten. Unter den hingemordeten Frauen befand sich die, durch Adel der Geburt wie der Gesinnung ausgezeichnete Prinzessin Lamballe, die intimste Freundin der Königin; ihren Kopf trug ein Schwarm Pickenmänner auf einer Stange an den temple und hielt ihn zu den Fenstern Marie Antoinette's empor. Aus diesen Gräueln rettete sich Frau von Staël durch die Flucht. Sie langte auf dem Landgut ihres Vaters in Coppet an und verweilte daselbst für kurze Zeit. Die Hinrichtung des Königspaares 1793, der Sturz der Gironde, die Schreckensherrschaft Robespierre's — Charlotte Corday's Heldenthat, die sie auf dem Blutgerüste büßte; dies alles machte auf die leicht erregbare tieffühlende Frau v. Staël einen unauslöschlichen Eindruck.

Nach kurzem Aufenthalt in der Schweiz ging sie nach England, wo sie eine

Schrift, zu Gunsten Marie Antoinettens herausgab: „Réflexions sur le procès de la reine,“ (Paris 1793). Nachdem Schweden 1793 die französische Republik anerkannt hatte, kehrte sie mit ihrem Gatten nach Paris zurück. Dort planten die Directoren ihre Verfolgung, allein sie wurde vom Director Barras in Schutz genommen und gewann durch ihn nach und nach so viel Einfluß, daß Talleyrand auf ihre Empfehlung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. In schriftstellerischer Thätigkeit suchte sie ihr Gemüt zu beruhigen, als ihre Mutter im Mai 1794 in Coppet starb.

Um jene Zeit entstanden ihre Schriften: „Reflexions sur la paix, (1794). Reflexions sur la paix intérieure et la paix extérieure 1795. — Ein Werk voll tiefer und lichtvoller Gedanken war ihr 1796 erschienenes Buch: „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations.“ Nachdem sich immer größere Gegensätze in ihrer Geistesrichtung mit der ihres tief unter ihrer Bildung stehenden Gatten herausgestellt hatten, löste sie das Verhältnis zu ihm 1797, als Herr von Staël jedoch erkrankte und der Pflege bedurfte, begleitete sie ihn 1798 nach der Schweiz und harrte bei ihm aus, bis er am 9. Mai 1802 starb. Nun kehrte sie nach Paris zurück, wo sie Bonaparte kennen lernte. Sie suchte von ihm zu erwirken, daß ihr Vater von der Liste der Verbannten gestrichen würde. Dies wäre ihr auch gelungen, hätte Necker nicht in einer Schrift Bonaparte's Entwurf, Frankreich zur Monarchie zurückzuführen, auf eine diesem Gewalthaber unangenehm berührende Weise erwähnt. Statt der gewünschten Vergünstigung erhielt Frau v. Stael den Befehl, Paris im Umkreis von 40 Stunden zu vermeiden. So ging sie in die Verbannung nach Coppet und lebte abwechselnd bei ihrem Vater, meist aber auf Reisen

Ihr schriftstellerischer Ruf hatte sich inzwischen in den weitesten Kreisen verbreitet, besonders durch ihr 1799 in zwei Bänden erschienenes Werk: „De la littérature considéré dans ces rapports avec les institutions sociales“ sowie durch ihren Roman: „Delphine,“ der in 6 Bänden erschien und allgemeines Aufsehen erregte. In diesem Romane schilderte sie in Briefform ihre eigene Jugend. Im Jahre 1803 machte Frau von Stael ihre erste Reise nach Deutschland, wo sie längere Zeit in Berlin und Weimar verweilte; an den letztgenannten Ort kam sie anfangs Dezember. Göthe weilte damals in Jena, wohin ihm Schiller am 21. Dezember über die merkwürdige Frau schrieb:

„Frau von Stael wirk Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich a priori schon konstruirt haben werden; alles aus einem Stück und kein fremder, falscher, pathologischer Zug in ihr; dies macht, daß man sich, trotz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen, vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören, ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem interressanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen ist man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser, als ihre Metaphysik und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will erklären, einsehen, ausmessen; sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden.

Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt.

Für das, was wir Poesie nennen ist kein Sinn in ihr, sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Französischreden ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie, bei Ihrer größeren Uebung, eine sehr leichte Communication mit ihr haben."

Da Göthe von Jena, ohne sein Geschäft abgeschlossen zu haben, sich nicht entfernen konnte, so gelangten noch gar mancherlei Schilderungen und Nachrichten zu ihm, wie Frau v. Staël sich benehme und gewonnen werden müßte. Goethe selbst lernte sie erst im Januar 1804 kennen und schreibt darüber:

„Der Winter hatte sich mit aller Gewalt eingefunden, die Wege waren verschneit, auf der Schnecke (eine steile Anhöhe vor Jena) kein Fortkommen. Frau von Staël kündigte sich immer dringender an, mein Geschäft war vollendet, und ich entschloß mich in mancherlei Betracht nach Weimar zu gehen. Aber auch diesmal fühlte ich die Schädlichkeit des Winteraufenthaltes im Schlosse. Die so theure Erfahrung von 1801 hatte mich nicht aufmerksam, nicht klüger gemacht, ich kehrte mit einem starken Katarrh zurück, der ohne gefährlich zu sein, mich einige Tage im Bette und sodann Wochen lang in der Stube hielt. Dadurch ward mir nun ein Theil des Aufenthaltes dieser seltenen Frau historisch, indem ich, was in der Gesellschaft vorging, von Fremden berichtlich vernahm, und so mußte denn auch die Unterhaltung erst durch Billette, dann durch Zwiegespräche, später in dem kleinsten Cirkel stattfinden: vielleicht die günstige Weise, wie ich sie kennen lernen und mich ihr, in sofern dies möglich war, auch mittheilen konnte.

Ihre Gegenwart hatte wie in geistigem, so in körperlichem Sinne etwas reizendes, und sie schien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft machte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben. Auch sagte sie einst; „ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre. "Die Bemerkung ist richtig: denn hat, wie in der Liebe geschieht, ein Mann sein Inneres aufgeschlossen, und sich hingegeben, so ist das ein Geschenk, das er nicht zurücknehmen kann, und es würde unmöglich sein, ein ehemals geliebtes Wesen zu beschädigen oder ungeschützt zu lassen.

Mit entschiedenem Andrang verfolgte sie ihre Absicht, unsere Zustände kennen zu lernen, sie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, sich nach dem Einzelnen so viel als möglich zu erkundigen, als Weltfrau sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, in ihrer geistreichen Weiblichkeit die allgemeineren Vorstellungsarten und was man Philosophie nennt, zu durchdringen und zu durchschauen. Ob

ich nun gleich keine Ursache hatte mich gegen sie zu verstellen, wie wohl ich, auch wenn ich mich gehen lasse, doch immer von den Leuten nicht recht gefaßt werde; so trat doch hier ein äußerer Umstand ein, der mich für den Augenblick scheu machte. Ich erhielt soeben ein erst herausgekommenes französisches Buch, die Correspondenz von ein paar Frauenzimmern mit Rousseau enthaltend. Sie hatten den unzugänglichen, schönen Mann ganz eigentlich mistifizirt, indem sie ihn erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren, zu einem Briefwechsel mit ihm anzulocken gewußt, den sie, nachdem sie den Scherz genug hatten, zusammenstellen und drucken ließen.

Hierüber gab ich mein Mißfallen an Fr. v. Staël zu erkennen, welche die Sache leicht nahm, sogar zu billigen schien und nicht undeutlich zu verstehen gab: sie denke ungefähr mit uns in gleicher Weise zu verfahren. Weiter bedurfte es nichts, um mich aufmerksam und vorsichtig zu machen, mich einigermaßer zu verschließen.

Die großen Vorzüge dieser hochdenkenden und empfindenden Schriftstellerin liegen jedermann vor Augen, und die Resultate ihrer Reise durch Deutschland zeigen genugsam, wie wohl sie ihre Zeit angewendet.

Ihre Zwecke waren vielfach. Sie wollte das sittliche, gesellige, litterarische Weimar kennen lernen und sich über alles genau unterrichten. Dann aber wollte auch sie gekannt sein, suchte daher ihre Ansichten ebenso geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsre Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen; auch wirken wollte sie auf die Sinne, auf's Gefühl, auf den Geist; sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf.

Da sie keinen Begriff hatte, von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, so wie in der Gesellschaft immer gesprochen und gehandelt werden.

Die Weimarianer sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das französische Auflodern ließ sich nicht von ihnen erwarten, am wenigsten zu einer Zeit, wo die französische Uebergewalt so allseitig drohte und still kluge Menschen das unausweichliche Unheil voraussahen, das uns im nächsten Jahre an den Rand der Vernichtung führen sollte.

Auch vorlesend und deklamirend wollte Frau v. Staël sich Kränze erwerben Eine Vorlesung der Phädra, der ich nicht beiwohnen konnte, hatte jedoch einen vorauszusehenden Erfolg: es ward abermals klar, der Deutsche möchte wohl auch ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemeßnen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben. Den darunter verborgenen hübschen, natürlichen Kern mag er lieber entbehren, als ihn aus so vieler, nach und nach darum gehüllten Unnatur gutmüthig herausklauben.

Philosophiren in der Gesellschaft heißt sich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten. Das war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlicher Weise trieb sie es in Reden und Wechselreden gewöhnlich bis zu den Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten. Dabei hatte sie als Frau und Französin

immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andre sagte.

Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anderes als wiedersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war, und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendste Weise darthat.

Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Gespräche mit ihr, wobei sie jedoch auch nach ihrer Weise lästig war, indem sie über die bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick stilles Nachdenken erlaubte, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigsten Gegenständen eben so schnell bei der Hand seyn, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte.

Ein Geschichtchen statt vieler möge hier Platz nehmen: Frau von Staël trat einen Abend vor der Hofzeit bei mir ein und sagte gleich zum Willkommen mit heftiger Lebhaftigtkeit: „Ich habe euch eine wichtige Nachricht anzukündigen: Moreau ist arretirt mit einigen andern, und des Verraths gegen den Tyrannen angeklagt.“ — Ich hatte seit langer Zeit, wie jedermann, an der Persönlichkeit des Edlen Teil genommen, und war seinem Thun und Handeln gefolgt; ich rief im Stillen mir das Vergangene zurück, um nach meiner Art, daran das Gegenwärtige zu prüfen und das Künftige daraus zu schließen, oder doch wenigstens zu ahnen. Die Dame veränderte das Gespräch, dasselbe wie gewöhnlich, auf mannigfach gleichgültige Dinge führend, und als ich in meinem Grübeln verharrend ihr nicht sogleich gesprächig zu erwidern wußte, erneuerte sie die schon oft vernommenen Vorwürfe; ich sey diesen Abend wieder einmal, gewohnter Weise, maussade und keine heitere Unterhaltung bei mir zu finden. — Ich ward wirklich im ernst böse, versicherte, sie sey keines wahren Anteils fähig; sie falle mit der Thür ins Haus, betäube mich mit einem derben Schlag und verlange sodann, man solle alsbald sein Liedchen pfeifen und von einem Gegenstand zum andern hüpfen.

Dergleichen Äußerungen waren recht in ihrem Sinn, sie wollte Leidenschaft erregen, gleichviel welche. Um mich zu versöhnen, sprach sie die Momente des gedachten wichtigen Unfalls gründlich durch und bewies dabei große Einsicht in die Lage der Dinge, wie in die Charactere.

Ein anderes Geschichtchen bezeugt gleichfalls, wie heiter und leicht mit ihr zu leben war, wenn man es auf ihre Weise nahm. An einem personenreichen Abendessen bei Herzogin Amalie saß ich weit von ihr und war auch für diesmal still und mehr nachdenklich. Meine Nachbarschaft verwies es mir und es gab eine kleine Bewegung, deren Ursache endlich bis zu den höheren Personen hinaufreichte.

Frau v. Staël vernahm die Klage meines Schweigens, äußerte sich darüber wie gewöhnlich und fügte hinzu: „überhaupt mag ich Göthe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat!“ Ich sagte darauf halb laut, so daß es nur meine Nächsten vernehmen konnten: „Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitzt haben.“ Ein mäßiges Gelächter entstand darauf

sie wollte den Anlaß erfahren; niemand konnte und mochte meine Worte im eigentlichen Sinn französisch wieder geben'; bis endlich Benjamin Constant, auch ein nahe Sitzender, auf ihr anhaltendes Fordern und Drängen, um die Sache abzuschließen, es unternahm, ihr mit einer emphemistischen Phrase genug zu thun.

Was man jedoch von solchen Verhältnissen hinterher denken und sagen mag so ist immer zu bekennen, daß sie von großer Bedeutung und von Einfluß auf die Folge gewesen. Jenes Werk über Deutschland, welches seinen Ursprung der gleichen geselligen Unterhaltungen verdankte, ist als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquirirter Vorurteile, die uns von Frankreich trennten, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über dem Rhein und, in Gefolg dessen, über dem Canal, endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den ferneren Westen zu gewinnen hatten.

Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Conflict nationaler Eigentümlichkeiten die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten."

Die Schilderung, welche Deutschlands größte Dichter und Denker von ihrer berühmten Zeitgenossin entwerfer, läßt uns das Wesen und den Character der Frau v. Staël-Holstein am besten erkennen. Das Bemerkenswerteste ist, daß sich niemand ihrem anregenden und fesselnder Einfluß zu entziehen vermochte und daß sie bei aller stark hervortretenden Subjectivität doch eine scharfe Beachterin aller sie umgebenden Verhältnisse blieb und den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen in genialer Weise aufzufassen und darzustellen vermochte. — Im Frühling 1804 wurde sie durch den Tod ihres Vaters, der am 9. April auf seinem Landgut Coppet starb, nach der Schweiz gerufen. —

In Berlin hatte sie den Sprachforscher, Kritiker und Dichter, Professor August Wilhelm v. Schlegel kennen gelernt, dessen Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst, die er in den ersten Monaten des Jahres 1804 in Berlin hielt, auch sie begeistert hatten. Frau v. Stael schloß ein inniges Freundschaftsbündnis mit ihm und er begleitete sie nach der Schweiz, wo sie eine Zeitlang auf Coppet am Genfer See verweilten. Dann wurden weite Reisen geplant, auf denen Schlegel ihr Begleiter und vom größten Einfluß auf ihre Ansichten über Kunst und Litteratur wurde. Italien war das erste Ziel ihrer gemeinsamen Fahrten. Die Frucht des Aufenthaltes in diesem herrlichen Lande war ihr Meisterwerk: Corinne ou l'italie, welches in Romanform, zwei Bände, 1807 erschien und ein Jahr später von Dorothea Mendelssohn in's Deutsche übertragen wurde.*) Die ganze gebildete Welt, besonders die französische und deutsche weibliche Jugend wurden von diesem geistreichen und gefühlstiefem Werk, das in glänzendem Stil geschrieben ist, zur Begeisterung hingerissen.

Nachdem Frankreich, Schweden und England von den beiden so ungleichen und eben darum sich gegenseitig ergänzenden Freunden bereist worden war, überall

*) Die letzte Uebersetzung v. Corinna erschien 1868 v. Bock in Hildburghausen.

verweilend, wo es galt Stoff zu neuen Arbeiten zu sammeln oder solche in Ruhe auszuführen, gingen Frau v. Staël und Schlegel 1810 nach Wien, wo die geistreiche Frau ihr schon lange geplantes Werk: De l'Allemagne vollendete, in welchem sie ein Gemälde Deutschlands in Beziehung auf Sitten, Philosophie und Litteratur zu geben suchte. Dieses vortreffliche Werk, das eine Französin über ein von ihr günstig beurteiltes Land veröffentlichte, in einer Zeit, in der Napoleon I. es mit der ganzen Wucht seines Hasses und seiner Herrschsucht bekämpfte und erniedrigte, — zeigte von einem persönlichen Heldenmut, den Frau von Staël nur zu bald büßen sollte. Napoleon ließ die ganze erste Auflage: „De l'Allmagne" durch seinen Polizeiminister Savary vernichten und gegen die Verfasserin einen zweiten Verbannungsbefehl ergehen, der sie für immer aus Frankreich fern halten sollte. Den Unbillen zu entrinnen, die ihr nun überall drohten, kehrte sie auf ihr väterliches Gut Coppet zurück, wo sie in aller Stille ihren litterarischen Arbeiten lebte.

Aber die leidenschaftliche Frau sollte nicht lange zur Ruhe kommen. Sie lernte dort einen jungen Offizier aus Südfrankreich, Namens de Rocco kennen und obgleich bereits über vierzig Jahre, widerstand sie nicht der neuen Regung ihres Herzens und verheiratete sich mit dem weit jüngeren Manne.

Von der französischen Polizei fort und fort verfolgt, begab sie sich im Frühling des Jahres 1812 nach Rußland, wo sie in Moskau und Petersburg Studien machte und neuen Stoff sammelte. Der Tod ihres jüngsten Sohnes, Albert, der im Duell in Stockholm fiel, veranlaßte ihre Reise nach Schweden. Auf ihre Empfehlung wurde ihr Freund und Reisebegleiter W. A. v. Schlegel Sekretair des Kronprinzen von Schweden, den er auf den Feldzügen begleitete und dessen Proklamationen er meist verfaßte.

Frau v. Staël begab sich 1813 nach England, wo sie die zweite Auflage ihres, zwei Bände umfassenden Werkes de l'Allmagne herausgab, dessen Gedankenreichtum ebenso überraschte, als die Wärme, mit der sie deutsche Kunst und Wissenschaft empfahl und Sympatie für eine Nation erweckte, die grade damals durch die Befreiungskriege wieder die Schmach der Fremdherrschaft von sich tapfer abschüttelte.

Erst nach Napoleons I. Sturz kehrte Frau von Staël nach langer Verbannung in ihr geliebtes Vaterland und nach Paris zurück, wo eine 3. Auflage ihres Werkes erschien und wo sie ein neues Buch vollendete: Dix années d'exile, das jedoch erst 1821 in Leipzig veröffentlicht wurde.

Mit Auszeichnung wurde Frau v. Stael von den in Paris vereinigten fremden Fürsten empfangen und behandelt, ja ihr Einfluß soll nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Frankreich manche Vergünstigung durch die Sieger gewährt wurde.

Nach Napoleons Rückkehr von der Insel Elba zog sie sich auf ihr Landgut Coppet zurück. Dorthin eilte auch August v. Schlegel, der drei Jahre lang, der teuren Freundin vereinigt, mit ihr gemeinsam arbeitete, bis er 1818 dem Rufe als Professor nach Bonn folgte.

Frau von Staël kehrte nach der zweiten Restauration Frankreichs nach Paris

zurück. Hier erhielt sie Vergütigung der alten Schuld von 2 Millionen Frcs. die ihr Vater bei seinem Abschied im öffentlichen Schatz zurückgelassen hatte.

Fortan lebte sie, ihren Kindern vereint, in Paris, in einem glücklichen, häuslichen Kreise, der durch den Verkehr mit litterarischen und politischen Freunden belebt wurde. Ihre letzte wichtige und glanzvolle Arbeit war: Considerations sur la Revolution française, die 1818, ein Jahr nach ihrem Tode erschien, der nach längerer Krankheit am 14. Juli 1817 erfolgte.

Ihr ältester Sohn, geb. 1790, Auguste Louis, Baron v. Staël veranstaltete eine vollständige Ausgabe ihrer Werke, starb aber selbst früh, im 38. Lebensjahr, am 27. November 1827. Ihre Tochter war die Herzogin v. Broglie, welche gleichfalls die Mutter und den Bruder ehrte, indem sie, des letzteren Schriften ordnete und in 5 Bänden „Oeuvres divers" 1829 herausgab und dazu beitrug, daß, Baudrillart nnd Norris, der erstere in seiner Schrift: Eloge de Madame Staël-Holstein, (Paris 1850) der letztere in: Life and times of Madame de Staël (London 1853) dem Andenken der genialen Frau gerechte Würdigung schufen.



Die Frauenbewegung in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts.

Die völlige Umgestaltung der politischen, religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Zustände, welche die Gährung und Entwickelung der Zeit, Ende des vorigen Jahrhunderts hervorbrachte, zeigte den Drang nach Wissen und Bildung nirgend lebhafter, als bei den Frauen. Je mangelhafter der den Mädchen vergönnte Schulunterricht war, desto verlangender war das Sehnen, sich die verschlossenen Lebensquellen selbst zu erringen. Von unendlichem Einfluß wurden unsre Dichter und Denker auf die Entwickelung der Frau. Kein Mädchen, keine Frau der Jetztzeit kann Verständnis für jene Periode haben, die sich länger als fünfzig Jahre behauptet hat, in welcher die strebsamen im weiblichen Geschlecht mit glühender Begeisterung sich in die Werke von Göthe, Schiller, Lessing, Jean Paul, Herder, Klopstock, Schleiermacher, Humboldt, Rousseau, Pestalozzi &c. vertieften.

Die Liebe und das Verständnis für Litteratur zeigte sich in dem Drange selbst zu schaffen, aus sich heraus darzustellen. Obgleich nun die Schulbildung der Frauen eine äußerst geringe war, lernten sie von den Schriftstellern, bildeten sich durch Lectüre und sowohl in Frankreich, als auch in England und Deutschland bestand schon eine größere Anzahl von schriftstellernden und dichternden Frauen, die sich der Anerkennung, ja oft des überschwänglichen Lobes Seitens der Männer erfreuten, wenn es auch im Allgemeinen sich als Wahrheit bewährte, was später Charlotte Birchpfeiffer sang:

„Alles vergiebt Euch die Welt, sei's Reichtum, Stand, ja selbst — Laster,
Immer zur Nachsicht geneigt, findet sie Jugend und Reiz.
Für Eines nur hofft Ihr umsonst Vergebung im Leben und Tode:
Nimmer verzeihet der Mann Erfolge der dichtenden Frau!"

Doch auch zu Ende des vorigen, wie im Anfang dieses Jahrhunderts gab es Männer, welche die Frage ventilirten, welche Stellung die Frau zu den socialen und wissenschaftlichen Bestrebungen einzunehmen habe. Im Jahre 1748 hatte Mollin die Absicht in Hamburg eine Frauenzimmerakademie zu errichten, doch scheiterte sein Werk an der allgemeinen Gleichgültigkeit. 1743 ließ Dorothea Leporin eine gründliche Untersuchung der Ursachen erscheinen, die das weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten. 1761 erschien in Rostock eine Schrift: Das wohlunterrichtete Frauenzimmer oder Anleitung zur weiblichen Erziehung. 1766

erschien von R. F. Troltzsch: Die Frauenzimmerschule oder sittliche Grundzüge zum Unterricht des schönen Geschlechts.

Ein Verteidiger der Frauenrechte war schon Gottlieb von Hippel. Dieser bedeutende Schriftsteller gab 1792 ein Buch heraus: über die bürgerliche verbesserte Stellung der Weiber" und 1801, ein zweites Buch; „Über weibliche Bildung". Seine Warnung an die Frauen, nicht heroisch oder gar durch einen Geniestreich auf dem Felde der Sitte, vorzugehen, um den Druck zu heben, der auf ihnen lastete, sondern nur allmälig — bezog sich wahrscheinlich auf die Vorgänge in Frankreich und auf den freien Ton, der in den Salons jener geistreichen Frauen eingeführt war, welche namentlich in Paris, in Berlin und Wien die Versammlungsorte der Gelehrten, Schriftsteller und Künstler wurden.

Aus der einseitigen, unvollkommenen und meist autodidaktischen Vorbildung und der oft unverdauten, schweren geistigen Nahrung entstanden Zwitterwesen, die geistreiche Frau, die man mit dem aus England herübergekommenen Ausdruck „Blaustrumpf" bezeichnete. Der Name stammt aus einer schöngeistigen Gesellschaft von Männern und Frauen, die sich um 1750 in England zusammengefunden hatten, auf Veranlassung der Mrs. Elisabeth Montague. Die Gesellschaft nannte sich: „Club der Blaustrümpfe", nach der Bezeichnung eines Franzosen, welcher geäußert hatte: Bei diesen Zusammenkünften werde so wenig auf Toilette gesehen, daß man mit blauen Strümpfen erscheinen könne, ohne daß es bemerkt würde.

In Deutschland galt der Name als Spott und da jede Frau, welche die sogenannte weibliche Sphäre überschritt, dem Spotte von Männern und Frauen gleich ausgesetzt war, so vermieden die Strebsamen nichts so ängstlich, als in der Gesellschaft für gelehrt zu gelten.

Um nicht mit den „Überspannten" verwechselt zu werden, überboten sich die sogenannten „häuslichen Frauen" an Verdammungsurteil der „Emanzipirten" während sie selbst sich mit geistiger Flachheit und Beschränkheit begnügten und ihr ganzes Streben und Erziehen nur den einen Zweck hatte, dem Manne zu gefallen, den Mann zu erwerben.

Das Wort Emancipation, welches ursprünglich bei den Alten nichts bedeutete, als die Entlassung des Kindes aus der natürlichen Gewalt, wurde nun auf die Frau angewendet, welche ihr Geschlecht von den Fesseln befreien wollte, die jede seiner freien Bewegungen hemmte. —

Das Wort tauchte zum ersten Mal 1830 nach der Julirevolution wieder auf, wie wir im weiteren Verlaufe unseres Werkes sehen werden. Aurora Dudevant, genannt Georg Sand, war die hervorragendste Vorkämpferin derselben. Lange Jahre hindurch gab sich diese geistreiche Schriftstellerin den ausgesuchtesten Excentricitäten hin. Sie nahm einen männlichen Namen an, trug Männerkleidung und führte ein rücksichtslos gegen die bestehende Sitte unabhängiges Leben. Ihr Beispiel wurde um so gefährlicher, als ihre geistvollen und unterhaltenden Schriften mit Enthusiasmus und in leidenschaftlichster Erregung von Männern und Frauen verschlungen wurden. Georg Sand war aber auch andrerseits die erste Frau unsres Jahrhunderts, welche für die mißachteten Frauenrechte in die Schranken trat und die

zugleich auf genialste Weise mit grellen Farben die Schmach und das Elend des Frauenlebens schilderte.

Dieser subjective Aufschrei eines gekränkten Frauenherzens fand seinen Wiederhall besonders in Deutschland und Amerika. Aber die Nachahmerinnen, die hier auftraten, hatten nichts von dem Genie einer Georg Sand, sondern nur seine verwerflichen Auswüchse, wie die Beispiele der deutschen Luise Aston*) und der Amerikanerin Viktoria Woodhull verraten. Die erstere ging als Student verkleidet, rauchend, singend und lärmend durch die Straßen und gab eine Gedichtsammlung heraus, in welcher die characteristische Strophe vorkam:

Freier Liebe, freiem Leben
Hab' ich immer mich ergeben;
Freiem Leben, freiem Lieben
Bin ich immer treu geblieben!

Dieses unweibliche Gebahren einzelner, irregeleiteter Frauen, welche glaubten Rechte zu erzwingen und das Los ihres Geschlechts umzugestalten, wenn sie die äußeren Gewohnheiten, Fehler und Manieren der Männer annahmen, wobei sie das köstlichste, was die Frau besitzt, einbüßten, die weibliche Würde und Schamhaftigkeit, — brachten lange Zeit den Namen Frauenemancipation in Mißkredit. So verschwindend klein auch die Zahl jener Emancipations-Carricaturen war, so genügte sie um bis in unsre Zeit die Frauenbewegung als ein gefürchtetes Gespenst anzusehen, vor der Männer ihre ehrsamen Frauen und Töchter nicht genug warnen konnten.

Die Folge davon war, daß jede freiere Richtung der Frau verdammt wurde, welche über die Schwelle des Hauses in ein selbstständiges Berufsfeld führte. Doch die Zeit und ihre Umgestaltungen drängten die Frauenfrage und ihre Entwicklung auf eine höhere Stufe, auf ein weites Feld, in dem sich bald Arbeiterinnen und Arbeiter fanden, die mit ruhigem zielbewußten Streben den Boden fruchtbar zu machen suchten. Vor dem sittlichen Ernst dieser Pioniere mußte der wohlfeile Spott, der banale Witz und das unbegründete Vorurteil allmälig die Waffen strecken. —



*) Luise Franziska Aston, Tochter des Consistorialrats Dr. Hoche, vermält in erster Ehe mit dem Fabrikbesitzer Samuel Aston in Magdeburg; in zweiter mit dem Arzt Dr. E. Meyer; Luise Franziska war geboren 23. Nov. 1818 zu Gröningen bei Halberstadt, gestorben am 22. Dec. 1871 zu Wangen im Allgäu. Sie redigirte im Jahre 1848 „Den Freischärler". Von ihren Schriften wurden veröffentlicht: „Wilde Rosen". Gedichte 1846. „Freischärler-Reminiscenzen". Gedichte 1849. „Aus dem Leben einer Frau 1847. „Lydia" 1848. „Tagebuch eines Freiwilligen des von Tannschen Corps" 1848. „Revolution und Contrerevolution" 1849 u. a. m.

Zwei Patriotinnen aus dem Befreiungskriege 1813.

Es war im Anfang des Jahres 1813. Die unerhörte Mißhandlung Preußens durch Napoleon hatte in der Nation einen solchen Groll gegen die Fremdherrschaft erzeugt, daß des Königs „Aufruf an mein Volk (3. Febr.) zu freiwilliger Bewaffnung eine unglaubliche Kampflust hervorrief. In Kurzem stand nicht nur ein starkes, zum großen Teil aus Freiwilligen gebildetes Kriegsheer unter den Waffen, sondern eine in allen Städten und Dörfern organisirte und auf eigene Kosten ausgerüstete Landwehr war bereit für die Befreiung des Vaterlandes zu kämpfen. Die Begeisterung ergriff nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen aller Stände und wer nicht in den Kampf mitziehen konnte, der brachte seine Habe herbei. Es waren Tage der Erhebung, welche die Schmach und das Elend der vorhergehenden Jahre vergessen ließen. Unter den Patriotinnen, welche dem Vaterland ein Opfer brachten, wird Ferdinande von Schmettau zum öftersten genannt. Sie wurde am 26. April 1798 zu Bartenstein in Preußen, wo ihr Vater als Major beim Regiment Courbière stand, geboren. Bis zum Jahre 1806 blieb dieses Regiment in verschiedenen kleinen Garnisonen; der Vater Ferdinandens, der inzwischen zum Kommandeur desselben ernannt war, wurde im Frühjahr 1809 mit dem Regiment nach Breslau versetzt. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1811, wo er wegen Invalidität, infolge schwerer Verwundung ausschied und in Rücksicht auf seine große Familie, — er hatte elf Kinder, — durch die Gnade Friedrich Wilhelms III. an Stelle seiner Pension das Dominium Berzel bei Ohlau in Erbpacht erhielt. Dorthin übersiedelte die Familie im Frühjahr 1811, und dort verlebte Ferdinande ihre Jugendzeit. Der Aufruf des Königs „An mein Volk“, im Frühjahr 1813, drang auch in diese ländliche Einsamkeit und fand freudigen Wiederhall in Aller Herzen. Um zu den für die Ausrüstung der Heere erforderlichen Geldmitteln nach besten Kräften beizutragen, wurde Alles, was die Familie Schmettau an entbehrlichem Silberzeug oder sonstigen Wertsachen besaß, gesammelt; so auch die Schmucksachen der Mutter und der erwachsenen Schwestern. Da Ferdinande noch nichts an Wertsachen besaß, sah sie sich außer Stande, etwas beizusteuern, und so kam ihr der Gedanke, ihr schönes, langes Haar abzuschneiden und den Erlös dafür den Gaben der Anderen beizufügen. Ohne von diesem Vorhaben etwas zu verraten, bat sie den Vater, ihn nach Breslau begleiten zu dürfen, wohin er behufs Ablieferung der Liebesgaben reisen mußte. Dort ließ sie sich das Haar abschneiden und erhielt

von dem Friseur fünf Thaler, die sie dem Vater einhändigte. Wie diese That bekannt geworden, ist nicht aufgeklärt. Zunächst hatte der damals in Breslau lebende Hofrat Heun, als Schriftsteller unter den Namen „Clauren" bekannt, davon gehört und die Sache vom praktischen Gesichtspunkte aufgefaßt. Das Haar wurde zurückgekauft, Ringe, Ketten 2c. davon gemacht, und durch den Verkauf derselben wurde soviel Geld gewonnen, daß vier freiwillige Jäger davon ausgerüstet werden konnten. Ferdinandens Vater starb schon 1817: die Bewirtschaftung des Gutes fiel der Wittwe anheim. Der Familienkreis verkleinerte sich; eine Schwester und ein Bruder wurden durch den Tod abgerufen, die anderen Schwestern, außer „Nanny", verheirateten sich, und die Brüder traten in das Heer, so daß Ferdinande als einzige Stütze der Mutter verblieb. Treulich hat sie all ihre Pflichten erfüllt und in kindlicher Pietät die Mutter bis zu deren 1851 erfolgten Tode gepflegt. Später kam sie nach Kösen, wo sich fast alle noch lebenden Geschwister von Schmettau wieder zusammengefunden hatten. Als im Jahre 1863 die Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Eisernen Kreuzes angeordnet worden war, erhielt Ferdinande durch den Feldmarschall Grafen von Wrangel im Auftrage des Königs Wilhelm die Aufforderung, zu dieser Feier in Berlin zu erscheinen. Dort wurde sie von den allerhöchsten Herrschaften huldreich empfangen und nahm am großen Festessen im Weißen Saale Teil; der König hatte sie zur Ehrenstiftsdame des Stiftes Zehdenick ernannt und die Königin Augusta ihr eigenhändig eine goldene Tuchnadel mit ihrem und ihres Gemahls Bildnis überreicht. Treu gepflegt von ihren Angehörigen, starb Ferdinande von Schmettau nach langem Leiden am 24. Mai 1875.

Nicht nur durch eine plötzliche Eingebung der Vaterlandsliebe, sondern durch Tapferkeit und Heldenmut zeichnete sich Eleonore Prochaska als freiwilliger Jäger im Lützow'schen Freicorps aus. Dies heldenmütige Mädchen war die Tochter eines Invaliden-Unterofficiers Prochaska in Angermünde. Sie hatte eine gute Erziehung genossen und erfreute sich eines untadelhaften Rufes. Briefe an ihren Bruder, welcher Kgl. Preuß. Acciseeinnehmer in Angermünde war, die sie vom Felde aus an ihn richtete, zeigten, wie echte Weiblichkeit und reine Sitte sich mit männlicher Entschlossenheit und Energie vereinigen können. Als Vaterlandsverteidiger nannte sich Eleonore: August Renz, und es ist rührend, wie sorglich sie bis zu ihrem Tode das Geheimnis gegen jede profane Entweihung zu schützen suchte, daß sie Mädchen sei. — Die Begeisterung, mit der Eleonore die Befreiung des Vaterlandes mit zu erringen suchte, entsprang den Erzählungen des Vaters von dem Heldenmut spanischer Frauen, und mit Eifer und Energie brachte sie ihren Entschluß, sich beim Kampf zu beteiligen, zur Ausführung.

Der erste Brief lautete:

Groß-Bränitz, den 30. Juli 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber im voraus versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen schon Soldat! Erstaune nicht, aber schelte auch nicht; Du weißt, daß der Entschluß

schon seit Anfang des Krieges meine Seele beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sei feige, da ich ja entschlossen gewesen wäre, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest, ich war im Innern meiner Seele klar, keine schlechte oder leichtsinnige That zu begehen, denn siehe Spanien und Tyrol, wie da die Leute handelten! Ich verkaufte also meine Anzüge, um eine anständige Manneskleidung zu kaufen, bis ich die Montirung erhielt; dann kaufte ich mir eine Büchse für 8 Thaler Courant. Nun ging ich unter die Büchsenjäger; denn eins mußte ich thun, entweder mich equipiren oder mich armiren. Das Erstere wäre mir viel leichter gewesen, wenn ich schon Männerkleider gehabt, da ich die aber nicht hatte, konnte ich auch nicht auftreten. Meiner Klugheit kannst Du trauen, daß ich unerkannt bleibe. Zu Havelberg, wo ich vorgestellt wurde, traf ich den Hautboisten Groß, welcher mich sonst sehr genau kennt, aber er erkannte mich nicht. Ich habe nur die große Bitte, daß Du es Vatern vorträgst, so vorteilhaft wie möglich für mich; Vater wird nicht so böse sein, glaube ich; denn er erzählte selbst Skizzen von den Spanierinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesicht lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht auch meinen Namen geändert; wenn Du mir schreibst, so schreibe mir doch ja, als wenn ich Dein Bruder wäre, denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale. Wir exerzieren, tiraillires und schießen recht fleißig, woran ich sehr viel Vergnügen finde; ich treffe auf 160 Schritt schon in die Scheibe. Lebe recht wohl, bester guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder. Grüße Vatern und Karolinen tausendmal, sage ihnen, daß keine Zeit, Schicksal oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten sollen, und daß stets mein Herz treu und bieder für Euch schlägt!

Mit inniger Liebe:

Dein Bruder August Renz, E. P.

Der zweite Brief giebt von dem tapfern Mute dieses kühnen Mädchens einen hohen Begriff und zeigt uns, wie es Tod und Gefahren nicht fürchtete, so innig das Herz auch an seinen Lieben hing. Er ist aus Schwerin den 9. August, also kaum einen Monat später datirt und lautet wie folgt:

Lieber, guter Bruder!

Uns ist gesagt, daß wir in drei Tagen schon vor den Feind kommen; es ist also vielleicht das letzte Mal, daß ich mit Dir, Teurer, Guter, noch eine Unterhaltung habe. Ich bin zwar sehr müde; wir haben in 5 Tagen 40 Meilen zurückgelegt und morgen früh um zwei Uhr marschiren wir schon wieder weiter; aber trotz Müdigkeit und Rangiren will ich mich doch diesen Abend einzig mit den Meinigen beschäftigen. Du sagtest mir einmal, ich müßte nicht Dein Herz zu dem eines Weibes stimmen! Siehe Lieber, so denke ich jetzt bei mir, und mit der festen Ueberzeugung, daß Du und Vater und Karoline nicht böse seid, gehe ich voller Mut und Entschlossenheit zum Kampfe; komme ich von dort glücklich wieder zurück, guter Bruder, wird meine Freude überschwänglich sein; komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl, teurer,

guter Bruder, dann lebe ewig, ewig wohl. Ich kann weiter nichts sagen, als daß ich auch noch im Tode treu und ewig mit Liebe sein werde

Dein Dich innig liebender Bruder:
August Renz.

Der starke Heldenmut und die tiefe, weibliche Innigkeit, welche aus diesen schlichten Worten sprechen, müssen die Sympatie und das Interesse für dieses tapfere Mädchen erwecken. Wir vermögen den tiefen Schmerz zu begreifen, welchen ihr Bruder, den sie so zärtlich liebte, wie alle ihre Angehörigen, bei der Nachricht ihres Heldentodes empfunden haben mögen.

In dem Gefechte bei Wöbbelin, wo auch Theodor Körner seinen Tod gefunden, und Lützow schwer verwundet wurde, erhielt Elenora Prochaska eine tödtliche Wunde.*)

Als sie ihre Kräfte schwinden fühlte und befürchten mußte, ihre Kameraden über ihr Geschlecht nicht länger mehr täuschen zu können, raffte sie ihre schwindenden Kräfte mit einer letzten Anstrengung zusammen und gestand fast sterbend dem Oberjäger v. Fallenstein, daß sie ein Mädchen sei, und daß man dieses berücksichtigen möchte! Ihr Geständnis erregte allgemeines Erstaunen und voll Teilnahme und Ehrerbietung widmete man ihr die letzte Pflege. —

*) Elenore Prochaska war nicht die einzige Frau, die als Kämpferin unerkannt in den Reihen des Freicorps von 1813 dem Vaterlande ihr Leben zum Opfer brachte. Wenn ich auch durchaus nicht dies Amazonentum gut heißen kann, da die Mission der Frau vielmehr sie zur Pflegerin der Verwundeten und Kranken bestimmt, und dazu, die Not des Krieges zu lindern — so sieht man aus solchen Beispielen, welchen hohen Grad körperlicher Leistungsfähigkeit und seelischer Kraft der Selbstbeherrschung Frauen erreichen können. Die Verf.



Annette von Droste-Hülshoff.*)

(Geboren den 10. Januar 1797, gestorben den 23. Mai 1848.)

Ueber keine deutsche Dichterin ist eine so große Zahl von biographischen Skizzen und Besprechungen ihrer Werke erschienen, als über Annette von Droste-Hülshoff. Keine deutsche Dichterin hat so allgemeine Anerkennung bei Männern und Frauen gefunden, wie sie und von keiner sammelte man mit so sorgvoller Pietät jedes Blättchen ihrer Poesie, in der sich zugleich ihr persönliches Bild am reinsten wiederspiegelt. Am Ausgang des 18. Jahrhunderts geboren, ist Annette von Droste die originellste und hervorragendste deutsche lyrische Dichterin der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden.

Man pflegt nicht umsonst zu sagen, daß der Boden und die Umgebung, auf welcher die Wiege eines Kindes gestanden, den größten Einfluß auf die Entwickelung der Phantasie und Neigungen hat. Das Geschlecht der Droste, welches Westphalen entstammt, reicht urkundlich bis zum Jahre 1266 zurück, wo, als Annetten's Vorfahr Ritter Engelbert I. von Dechenbrock Truchseß war, was gleichbedeutend mit Droste, welchen letzteren Amtsnamen seine Nachkommen allmälig als Familiennamen vorzogen und ihm später im 15. Jahrhundert den Namen Hülshoff zusetzten von einem in der Nähe von Münster erworbenen Besitztum. Ihr Vater Clemens August II., geb. 1760, hatte sich, nachdem er nach kurzer, kinderloser Ehe Wittwer geworden war, zum zweitenmal am 20. August 1793 mit Therese von Harthausen zu Altenburg vermählt. Die junge Frau, welche einem alten paderbornischen Geschlechte angehörte und bei ihrer Vermählung 19 Jahre alt war, hatte einen trefflichen Character und klaren Verstand. Ihr Gemahl war durch sein liebenswürdiges und gemütvolles Wesen, wie durch seine künstlerische Begabung allgemein beliebt. Dem jungen Paar wurde am 2. Juni 1795 die erste Tochter geboren, Jenny genannt, und am 10. Januar 1797 die zweite, **Annette**. Den beiden Schwestern folgten später 2 Brüder, **Werner Constantin** am 31. Juli 1798 und **Ferdinand** am 12. April 1800.

Annette war, zu früh geboren, ein ungemein zartes Kind und nur durch die sorgfältigste Pflege zu erhalten, dabei von großer Erregbarkeit, unbändiger Phantasie, heiter und zu Schelmereien gern aufgelegt.

Den ersten Unterricht erhielt sie von ihrer Mutter, später nahm sie an der Brüder Lehrstunden teil, welche von einem Hauslehrer, dem späteren Professor Bernhard Wenzelo, gegeben wurden. Sie brachte es im Lateinischen so weit, daß

---

*) Während des Druckes dieser Skizze erhielt ich die 1887 bei Friedrich Andreas Perthes, Gotha erschienene Biographie „Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem litterarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Von Hermann Hüffer. Mit drei bildlichen Beilagen." Dieser vortrefflichen Biographie entnahm ich noch mehrere Briefe und in's Einzelne gehende persönliche Erlebnisse.

sie sechs Gesänge Virgils metrisch übersetzte. Die Grundlage der klassischen Sprachkenntnisse erleichterte ihr die Erwerbung der neueren. Sie eignete sich allmälig die englische, französische, holländische und italienische Sprache an, trieb Mathematik und versäumte dabei auch nicht die Erlernung von Handarbeit.

Mit den Brüdern zu spielen, war ihr eine Lust; besonders war der jüngste ihr bevorzugter Spielgefährte, mit dem sie im Sommer im Freien sich umhertummelte und im Winter Schlittschuh lief. — Schon in ihrem 6ten Jahre zeigte sich die Neigung, ihren Gefühlen in Versen Ausdruck zu geben. Es zeugte von der großen Sorgsamkeit der Mutter und deren früher Beobachtung des sich in Annette entwickelnden poetischen Talentes, daß sie jedes Liedchen aufhob, welches die Kleine die Gewohnheit hatte, auf die unscheinbarsten Stückchen Papier zu kritzeln; oft auch kopirte die Mutter die Verse und auf diese Weise blieben etwa 30 Kinderliedchen aus den Jahren 1804—1808 erhalten.

Für die Entwickelung eines begabten Kindes können kaum glücklichere Verhältnisse gedacht werden, als die, in welchen Annette auferzogen wurde. Den größten Teil des Jahres verlebte sie auf dem Landgute, wodurch ihre Liebe zur Natur immer mehr gekräftigt wurde. Den Winter brachte die Familie meist in Münster zu, wo es besonders während der Karnevalszeit an reger Geselligkeit nicht fehlte. In dem Hause ihrer Eltern wurde viel musicirt, da die Brüder ihres Vaters, der Domprobst Heinrich Johann und Maximilian Friedrich von Droste wie auch ihr Vater eine große musikalische Begabung hatten. Dieses Talent ging auf Annette über, welche als 10jähriges Kind bereits die Klavierbegleitung zu Liedern komponirte. Auch für dramatische Darstellungen scheint es ihr weder an Talent noch an Neigung gefehlt zu haben. So erzählt Schücking in dem von ihr entworfenen Lebensbild (Hannover 1871), sie habe als elfjähriges Mädchen in dem nahe bei Hülshof gelegenen adligen Fräuleinsstift Hohenholte in einem Theaterstück unter großem Beifall mitgewirkt. Kurz vorher hatte Graf Stolberg mit seiner Familie einen Besuch in Hülshoff gemacht und als er von jener Vorstellung hörte, schrieb er an die Mutter einen warnenden Brief, indem er sich eingehend über die Gefahren ausließ, welche solche Productionen für jugendliche Gemüter in der Folge hätten.

Durch die frühe Anerkennung von Annettens poetischem Talent wurde in dem kleinen Mädchen das Selbstgefühl früh geweckt, umsomehr, als jedes ihrer Gedichte einen Fortschritt bezeichnete. Einen ganz besonderen Einfluß auf sie hatte Anton Mathias Sprickmann, der, selbst Dichter und Schriftsteller, zu ihrem Berater wurde. Zwischen dem älteren Manne von 63 Jahren und dem jungen Mädchen, das kaum die Kinderschuhe verlassen hatte, bildete sich ein eigentümlich freundschaftliches Verhältnis. So lange Sprickmann in Münster weilte (bis 1814), suchte er auf Annettens ästetischen Geschmack und ihre Technik im Versbau einzuwirken, indem er sie besonders auf die klassischen Vorbilder in Weimar und die Dichter des Hainbundes hinwies. Als das erste wertvolle Erzeugnis ihrer Muse ist ein Gedicht in 18 Strofen zu bezeichnen, welches den Titel führte „Das befreite Deutschland“. Ihr Freund Sprickmann war

von diesem Gedichte begeistert, schrieb es eigenhändig ab und bemerkte darunter: Annette von Droste im Januar 1814. Obgleich Annette in einer Umgebung lebte, die den politischen Bewegungen verhältnismäßig fern lag, stand sie mit ihren patriotischen Gefühlen nicht allein, auch Graf Stolberg hatte fast zu gleicher Zeit seine Empfindungen in einem Gedicht: „Das befreite Deutschland" niedergelegt und die Familie ihrer Mutter, welche in den Wechselfällen der Napoleonischen Zeit unter die Herrschaft des neu gegründeten westphälischen Königtums gekommen war, bildete den dortigen Mittelpunkt deutschen Wesens und patriotischer Gesinnung.

Annettens Großvater, der Freiherr Werner Adolf von Haxthausen, war das Haupt einer zahlreichen Familie. Die erste Gemahlin Maria Anna von Westphalen-Heidelbeck hatte ihm Annetten's Mutter geboren, während seine zweite Gemahlin Maria Anna Freiin von Wendt-Papenhausen 14 Kinder gebar, von denen sich mehrere Söhne als Schriftsteller und Gelehrte auszeichneten. In diesem lieben Verwandtenkreise weilten Annette und ihre Schwester Jenny oft während der ganzen Sommerzeit auf dem Stammgut Bökendorf. Zu der ihnen im Alter nahestehenden Ludovine v. Haxthausen fühlten sie sich besonders hingezogen.

In diesem Kreise wurde das Volksmärchen und die deutsche Sage gepflegt. Mehr noch als Annette war ihre ältere Schwester Jenny für Volkspoesie entflammt. Diese Vorliebe wurde durch die Bekanntschaft mit Wilhelm Grimm genährt, der 1813 nach Bökendorf kam und mit beiden Schwestern später in Briefwechsel trat. Eine andere Anregung wurde dem Bökendorfer Kreise durch Geheimrat von Willemer gegeben, welcher die französischen Moden durch eine deutsche Nationaltracht verdrängt sehen wollte. Eifrig wurde der Gedanke aufgefaßt. Am 12. Januar 1814 schickte Wilhelm Grimm aus Kassel an Ludovine von Haxthausen eine Anzahl von Zeichnungen, welche von seinem Bruder, dem Maler Ludwig Grimm, entworfen, die neu projectirte Nationaltracht veranschaulichen sollte. Welchen Eindruck diese Ereignisse auf Annette in ihrer Jugendzeit gemacht, zeigt ein Brief vom 27. April 1845 an ihre Freundin Johanna Hasselpflug, in dem es heißt: „Ich meine wieder den Onkel August zu sehen mit seinem altdeutschen Kragen und langen Haarspießen, der Dich schon damals von der Jeannette durchaus zur Johanna promoviren wollte, denn Du gehörtest stark zu den poetischen Zierraten seiner poetischen Walhalla. Louis Grimm hatte ihm damals einige leicht colorirte Damenskizzen in altdeutscher Tracht geschickt, worunter er uns eine als Dein vollkommenes Ebenbild bezeichnete."

Als Annettens alter Freund Sprickmann 1814 einen Ruf an die Universität Breslau annahm, fühlte sich das junge Mädchen schmerzlich von diesem Ereignis bewegt. Sie trat mit ihm in lebhaften Briefwechsel, aus dem ihre Gemütsstimmung, wie ihre geistige Entwickelung klar hervorgeht.

So schrieb sie schon am 20. Dez. desselben Jahres: „Ihr lieber Brief, mein lieber, teurer Freund, hat mir die froheste, fast möchte ich sagen die einzig frohe Stunde seit Ihrer Abreise gewährt, denn wirklich ist mein Leben ziemlich arm daran gewesen!" In diesem Briefe berichtet sie dann über ein Trauerspiel.

Es hieß: „Bertha"; aber Annette hatte es nie beendet; nur die beiden ersten Akte blieben erhalten.

Merkwürdig war es, daß das junge Mädchen zu ihren liebsten Freunden stets ältere Personen erwählte. So befreundete sie sich 1815 mit Wilhelmine von Thielmann, deren Mann, General und Gouverneur, das Schloß von Münster von 1815 bis 1820 bewohnte. Wilhelmine war eine Frau von hervorragend geistigen Eigenschaften, welche für Annette viel Sympathie hatte und auf das anregendste mit ihr verkehrte.

Annette kränkelte längere Zeit, bis 1815 eine schwere Krankheit bei ihr ausbrach. Am 26. März 1816 schrieb sie darüber an Sprickmann: „Der schwache, miserable Körper untersagt mir sogar die kleine angenehme Anstrengung eines freundlichen Briefwechsels." — Den ganzen Winter von 1815 auf 1816 hatte sie das Haus kaum verlassen dürfen. Zum Glück trat schon im Februar milde Witterung ein, so daß es ihr erlaubt wurde, in den Garten zu gehen. Ihr Entzücken hierüber drückt sie in den Worten aus: „Gott, was für ein herrliches Wetter! Vor einigen Tagen noch im härtesten Winter und jetzt von der herrlichsten Mailuft umweht. Die Luft ist fast schwül und die ersten Frühlingsboten, Lerchen, Buchfinken — 2c. machen ein Concert, daß man fast sein eigenes Wort nicht hören kann. Wenn die Wärme verhältnismäßig so zunehmen will, so werden wir noch vor Ende Februar in den Hundstagen sein. Ich hatte, da ich noch ein kleines Mädchen war, immer die Idee, unsere Erde könne sich wohl mal in eine andere Lage drehen und wir dadurch in einen wärmeren Himmelsstrich versetzt werden; diese Hoffnung erneut sich jedesmal, wenn das Wetter einmal besser war, wie es der Jahreszeit von rechtswegen zukam!"

Als ihre Gesundheit sich gebessert hatte, machte Annette mit ihrem Vater einen Besuch in Kassel, wo sie in freundschaftlicher Verbindung mit den Brüdern Jacob nnd Ludwig Grimm (dem Maler) und deren Schwester Charlotte, der späteren Gattin des Ministers Hassenpflug, trat. Im Grimm'schen Hause lernte sie den Dichter Otto v. Malsburg, den Uebersetzer „Calderons", und seine Freundin, die talentirte Dichterin und Stiftsdame „Philippine v. Calenberg, kennen, sowie den Professor der Architectur Joh. Heinrich Wolff, der von ihrem poetischen und musikalischen Können ganz entzückt war, während das Urteil dieses Kunstkenners über ihre Gedichte, ihren Gesangsvortrag und die leichte Art, mit der sie jede beliebige Composition auf dem Klavier in andere Tonarten transponirte, ihr sehr wertvoll wurde.

In Folge ihrer langen Krankheit, welche über drei Jahre gewährt hatte, wurde Annette von allen Familiengliedern mit der größten Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt. Das glückliche Leben jener Zeit wurzelte in dem schönen Verhältnis zu einander und mit ihren Kindern. Annette schildert dasselbe in einem späteren Werke: „Bei uns zu Lande auf dem Lande" (2. Kap.) so zutreffend, daß ich die Stelle hier folgen lasse. Sie läßt einen fremden Vetter erzählen: „Die Mutter, eine kluge, rasche, tüchtige Hausfrau, die dem kühnsten wohl zu imponiren versteht, und was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Be-

geisterung anerkennende Freundin ihres Mannes, der eigentlich keinen Willen hat, als den ihrigen, daß alle Frauen, die Hosen tragen, sich wohl daran spiegeln könnten. Es ist höchst angenehm, dies Verhältnis zu beobachten; ohne Frage steht diese Frau geistig höher als ihr Mann, aber selten ist das Gemüt so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt ihre Obergewalt nicht, wie schlaue Frauen thun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgründen, weiß jede klare Seite seines Verstandes, jede festere seines Characters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen. Nie habe ich bemerkt, daß ein Mangel an Welterfahrung seinerseits sie verlangen gemacht hätte, dagegen strahlen ihre schwarzen Augen wie Sterne, wenn er seine guten Kenntnisse entwickelt, latein wie deutsch spricht, und sich in allen Tröstern bewandert zeigt, wie ein Cicerone. — Die gnädige Frau hat südliches Blut, sie ist heftig; ich habe sie sogar sehr heftig gesehen, wenn sie bösen Willen voraussetzt, aber sie faßte sich schnell und trägt nie nach. Sehr stattlich und vornehm sieht sie aus und muß sehr schön gewesen sein; sie wäre es noch, wenn ihre bewegten Gefühle sie etwas Embonpoint ansetzen ließen!"

Den Vater läßt sie den Vetter also schildern: „Denkt Euch einen großen stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen, ferner eine sehr hohe freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und darunter Mund und Kinn eines Kindes; die weißeste Haut, die je ein Männergesicht entstellte, und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt, daß es schon einen Viertelschelm reizen müßte, ihn zu betrügen und doch einem doppelten es fast unmöglich macht!

Sehr liebevoll blieb das Verhältnis Annettens zu ihrer Großmutter. In den Jahren 1818 und 19 begleitete sie dieselbe nach Driburg.

„Walther", eine Rittergeschichte in 6 Gesängen, war das erste größere Werk, welches Annette im Jahre 1818 zu Ende führte. In diesem, wie in all' ihren damaligen Schöpfungen zeigt sich eine dem Schwermütigen zugeneigte Stimmung, die auch aus allen Briefen jener Zeit an Sprickmann hervorgeht und die auf eine unglückliche Liebe hindeutet, welche die Dichterin schwer aber tapfer zu überwinden suchte.

Sie spiegelt sich auch in einer Novelle „Ledwina", die sie 1819 niederschrieb, aber nicht vollendete.

Durch ihre fromme Großmutter wurde Annette in andere Bahnen gelenkt. Diese, welche schon mehrfach Lieder erbaulichen Inhalts von Annette der Enkelin erhalten, bat sie jetzt für jeden Festtag des Kirchenjahres um solche, und so entstand ihr Werk „Das geistliche Jahr", Gedichte, von denen viele zu dem besten gehören, was aus ihrer Feder floß.

Am 9. October 1820 übersandte Annette, die zum Besuch bei der ihr ververwandten Familie Wolff-Metternich auf dem Gute Wehrden bei Höxter weilte, ihrer Mutter ein umfangreiches Manuscript, das für die erste Hälfte des Kirchen-

jahres auf jeden Sonntag mit einem eigenen Gedicht ausgestattet war. Aus der Widmung, welche Annette ihrer Mutter mitschickte, geht hervor, daß sie die Lieder nicht aus innerer Neigung, sondern um die Wünsche einer frommen, geliebten Greisin zu erfüllen, gedichtet habe. Bei dem weiteren Fortschreiten des Werkes und nach dessen Vollendung habe sie gefunden, daß es gar nicht brauchbar für die Großmutter oder sonst kirchlich fromme Menschen sei, da sie es mit gepreßtem, geteiltem Gemüt niedergeschrieben habe.

„Es ist vielmehr für die geheime aber gewiß sehr verbreitete Sekte jener, bei denen die Liebe größer als der Glaube, für jene unglücklichen aber törichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können. Ich darf hoffen, daß meine Lieder vielleicht manche verborgene kranke Ader treffen werden, denn ich habe keinen Gedanken geschont, auch den geheimsten nicht!“

Das sich Versenken in diese religiösen Dichtungen hielt Annette keinenfalls ab, sich auch der Musik und Malerei zu widmen, die sie beide mit Vorliebe pflegte. Sie wirkte sogar in einem Concert zu Hörter mit, wo sie ein Duett mit einer Sängerin, Madame Tennewitz, ausführte und dessen Klavierbegleitung übernahm.

Für die Großmutter hatte sie eigenhändig „Das geistliche Jahr“ in ein Album geschrieben. Mit dieser geliebten Matrone kehrte sie nach fast einjähriger Abwesenheit im Herbst 1820 nach Hülshoff zurück. In den folgenden fünf Jahren von 1820—1825 lebte Annette bei schwankender Gesundheit still, ihr Interesse meist der Musik zugewandt.

Auf dem Klavier und auf der Orgel hatte sie große Fertigkeit erlangt und wo sie hinkam, wurde sie durch die Bereitwilligkeit, ihr Spiel und ihre Gesangskunst zum Besten zu geben, zum Liebling der Gesellschaft. Gemeinsame Neigung für die Tonkunst führte Annette mit Johanna Morel, der späteren Gattin Gottfried Kinkel's, zusammen, welche damals in Köln ihr musikalisches Talent ausbildete. Daß sich Annette auch mit Theorie beschäftigt hat, geht aus einem ihrer Briefe 1820 hervor, in welchem sie über ein von ihrem Onkel selbstverfaßtes Werk über Generalbaß berichtet, welches er ihr geschickt und welches sie von Anfang bis Ende durchstudirt hatte. Von ihren eigenen Compositionen sind die Melodien zu 24 Liedern zur Veröffentlichung gelangt, welche nach ihrem Tode von ihrer Schwester aus dem Gedächtnis aufgezeichnet und von Schlüter durch drei Melodien ohne Worte vermehrt, herausgegeben wurden.

Im Jahre 1824 besuchte sie Frau von Thielmann in Köln, welche eben ihren Gatten durch den Tod verloren hatte. Hier und in Bonn, wo sie längere Zeit bei ihrem Vetter Werner von Harthausen weilte, erhielt sie die mannigfachsten geistigen Anregungen in einem Kreise bedeutender Menschen, unter denen die Professoren August Wilhelm von Schlegel, J. Eduard D'Alton und Joseph Ennemoser ihr höchstes Interesse erregten. Nicht weit von Bonn, in dem schöngelegenen Plittersdorf, lebte Sybilla Mertens-Schaffhausen, eine Frau, deren Name über die Grenzen der Rheinlande hinaus in gutem Andenken steht und

mit welcher Annette innig befreundet wurde. Sie war in gleichem Alter mit ihr, in Köln geboren, die Tochter eines angesehenen Senators, der ein eifriger Kunstfreund und Sammler war. Sybilla war Meisterin auf dem Klavier, mit der Litteratur der neueren Sprachen vertraut, eine kenntnisreiche Altertumsforscherin und Dichterin in kölnischer Mundart. Im Jahr 1816 hatte sie sich mit dem Kaufmann Ludwig Mertens verheiratet und ihr Heim glich einem Museum, mit Meisterwerken der Kunst und antiken Merkwürdigkeiten geschmückt. Von dieser neuen Freundin erhielt Annette von Droste Förderung ihres schon längst gezeigten Sammeltriebes, den sie durch Erlangen von Münzen, Autographen und Raritäten zu befriedigen suchte

Dieser Aufenthalt am Rhein kann als der Abschluß der Jugend Annettens bezeichnet werden, denn als sie heimgekehrt war, traf sie wenige Monate später der herbste Verlust ihres Lebens. Am 25. Juli 1826 starb nach einem Krankenlager von wenigen Tagen, ihr Vater Freiherr Clemens August von Droste. Ihm gilt ihr Lied:

„'s giebt Gräber, wo die Klage schweigt
Und nur das Herz von innen blutet,
Kein Tropfen in die Wimper steigt,
Und doch die Lava drinnen flutet.
Zu heilig sind sie für das Lied,
Und mächt'ge Redner doch vor allen;
Sie nennen Dir, was nimmer schied,
Was nie und nimmer kann zerfallen.
O, wenn Dich Zweifel drückt herab,
Und möchtest athmen Aetherluft
Und möchtest schauen Seraphsflügel,
Dann tritt an Deines Vaters Grab!“

Nach dem Tode des Vaters trat in den äußeren Verhältnissen der Familie eine entscheidende Wendung ein. Der älteste Bruder Werner Constantin wurde des Vaters Erbe und Nachfolger auf dem Hülshofe. Der jüngere Bruder Ferdinand trat in anhaltische Forstdienste und die Mutter mit den beiden Töchtern bezog eine kleine Familienbesitzung, eine Meile von Hülshoff, das Rüschhaus genannt. Die ältere Schwester Jenny bezog als Stiftsdame Pfründen, während Annette eine bescheidene Leibrente erhalten hatte.

Das Rüschhaus lag einsam von der großen Straße entfernt, man gelangte dahin auf beschwerlichem Wege; in der Nähe des Hauses führte eine kurze Eichenallee an ein hohes hölzernes Gitterthor, das den Uebergang über einen schmalen, den ganzen Edelsitz umziehenden Graben abschließt. Man gelangte in einen Bauernhof, in welchem nur das Haupthaus massiv aus Stein erbaut war. An dasselbe schloß sich ein Garten von mäßigem Umfang, aus dem eine hohe Treppe in den Gartensaal führte. Auf der Westseite des Hauses befanden sich über dem Erdgeschoß vier niedrige Zimmer, welche zunächst von den beiden Schwestern bewohnt wurden. Sie hatten noch eine Hausgenossin, Frl. Tony von Galières,

die Tochter eines holländischen Officiers, dessen Gattin mit der Mutter Annettens befreundet gewesen. Frau v. Droste hatte sich nach deren Tode des jungen Mädchens angenommen. Das Stillleben im Rüschhaus wurde im Jahre 1828 durch einen Aufenthalt bei den Freunden am Rhein unterbrochen! Diese Reise jedoch brachte Annettens Gesundheit nicht die erhoffte Kräftigung. Ein Augenübel quälte sie und sie verfiel außerdem in ein Kränkeln, welches das schlimmste befürchten ließ. Kaum hatte sie sich einigermaßen erholt, als sie an das Krankenbett ihres Lieblingsbruders Ferdinand gerufen wurde, dessen Tod am 27. Juni 1829 sie in die tiefste Betrübnis versetzte und ihren Gesundheitszustand durch Nervenerschütterung und Krämpfe von neuem gefährdete. Von allen Seiten suchte man sie aufzurichten und zu trösten.

Im Herbst 1830 lebte Annette wieder in Bonn im Hause ihres Vetters und in lebhaftem Verkehr mit der Familie Mertens. Als sie grade Ende Januar 1831 nach Rüschhaus zurückkehren wollte, geriet Frau Mertens durch einen Stoß am Kopfe in größte Lebensgefahr und so zog es Annette vor, zu ihr nach Plittersdorf zu ziehen und die Kranke monatelang zu pflegen, bis die Freundin im Mai gesundet war.

In dem befreundeten Hause war Annette mit der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer in Berührung gekommen. Frau Schopenhauer, die in lebhaftem Briefverkehr mit Goethe und seiner Schwiegertochter Ottilie stand, wußte sehr geistvoll von Weimar zu erzählen und Annettens Liebe für die ersten Meister der Litteratur zu erwecken.

Annette war damals eine anziehende, interessante Erscheinung; Mund und Nase fein und edel geformt, blaue, etwas schwärmerisch blickende Augen, eine hohe Stirn bildeten ihr durchgeistigtes Antlitz, das von einer Fülle blonder Haare umrahmt war, die in starken Flechten ihren Kopf umgaben. Ihre Bewegungen waren lebhaft, ihre Rede feurig, und war auch der Grundton ihres Wesens ernst und in die Tiefe dringend, so wußte sie den Dingen immer das Komische abzugewinnen und mit Meisterschaft lustige Geschichten zu erzählen. In den folgenden Jahren wurde ihre heitere Seelenstimmung durch den Tod geliebter Freunde bedeutend gedämpft. Am 2. Nov. 1831 starb ihre liebste Freundin, die Dichterin Katharina Schücking, welcher Annette seit 18 Jahren auf's innigste verbunden war. 1832 starb ihr lieber Verwandter Clemens von Droste und am 22. November 1833 ihr alter treubewährter Freund Sprickmann, der noch als 80jähriger Greis in die Heimat zurückgekehrt war und sie wiedergesehen hatte. Eine noch größere Lücke in Annettens Leben, wenn auch durch ein erfreuliches Ereignis, entstand, als im Herbst 1834 ihre Schwester Jenny sich mit dem Freiherrn von Laßberg in Eppishausen verheiratete; er hatte sie auf einer Reise in die Schweiz kennen gelernt. Je vereinsamter nun das Leben im Rüschhause wurde, desto mehr Wert legte Annette auf neue Verbindungen, die ihrem dichterischen Schaffen Anregung brachten. Die für ihr Leben bedeutungsvollste fiel in diese Zeit; es war die Bekanntschaft der Familie Schlüter. Die letztere bestand aus dem Vater, der ein ausgezeichneter Jurist, seiner liebenswürdigen und gütigen Gattin, einer

anmutigen Tochter und einem Sohne, Bernhard; der letztere, Professor an der Akademie zu Münster, hatte ein schweres Schicksal zu tragen. Schon in der Jugend von schwerem Augenleiden heimgesucht, war er, noch nicht dreißig Jahre alt, erblindet. Es war als ein besonderes Glück zu betrachten, daß er sich, unterstützt von vorzüglichem Gedächtnis, einen Schatz von litterarischen Kenntnissen und philosophischen Anschauungen angeeignet hatte, so daß er nicht allein ein reiches Innenleben führte, sondern Jeden, der mit ihm in Berührung kam, durch seine nie getrübte Geistesfrische, sowie seine Milde und Gemütswärme auf's angenehmste berührte. In dem Hause dieser ausgezeichneten Familie verbrachte Annette, im Jahre 1834 eingeführt, die genußreichsten Stunden. Sie las dort alte Minnelieder und Volksgesänge vor, recitirte aus ihren eigenen Gedichten, die man dann besprach, und brachte aus ihren Sammlungen Raritäten mit, welche zu belehrender Unterhaltung Anlaß gaben. Gerade die Blindheit des Professors ließ einen freieren, zwanglosen Verkehr zu und Annette fühlte für ihn eine herzliche Freundschaft, die sich im längeren Umgang immer mehr steigerte und sie bis zu ihrem Tode beglückte. Seine systematisch geschulte, philosophische Bildung und seine umfassende Kenntnis der Weltlitteratur klärten sie in Vielem auf und ergänzten manche Lücke in ihrem Wissen. Dem Umstand, daß Annette und Prof. Schlüter selten an einem Orte weilten, verdanken wir eine Anzahl Briefe, die uns über eine wichtige Zeit in dem Leben der Dichterin Aufschluß geben, in welcher ihr poetischer Genius mit voller Kraft zur schöpferischen Darstellung gelangte, während uns in derselben Epoche die Briefe an ihre Schwester die Entwicklung ihres Lebensganges treu verfolgen lassen.

Das erste große Gedicht, welches sie nach langer Arbeitspause schuf, war: Das Hospiz auf dem Sankt Bernhard. Es verdankt sein Entstehen einer schon oft behandelten Anekdote über den rettenden Hund von St. Bernhard. Nur die beiden ersten Gesänge, welche den Tod eines alten Verirrten und die Rettung seines Kindes schildern, wurden gedruckt, während sie trotz aller Bitten ihrer Freunde den dritten Gesang nicht veröffentlichen wollte, welcher eine anmutige Schilderung eines Sonntagmorgens in St. Remy (Savoyen) beschrieb, an dem die Freude der Landleute durch die Kunde von des alten Benoit (des Verirrten) Tode gestört wird. Als seine Angehörigen sich auf den Weg machen, ihn zu suchen, finden sie ihn zu ihrer Ueberraschung vom Scheintode erwacht, mit dem geretteten Kleinen, der ihn begleitete, spielend.

Annette fürchtete, daß die Wirkung dieses Schlusses den Eindruck der beiden früheren Gesänge aufheben und dem Ganzen etwas Tändelndes geben könnte.

Gleich nach Beendigung dieses größeren Gedichtes begann sie ein zweites: „Des Arztes Vermächtnis." Den Inhalt bildet eine schreckliche Begebenheit, welche den Arzt zu fixen Ideen geführt hat. Nach seinem Tode findet sein Sohn die Handschrift, welche dieses Ereignis erzählt. Der Dichterin lag daran, zu zeigen, welche Einwirkung das Grausenerregende einer einzigen Nacht auf die Geistesverfassung eines phantasiereichen Menschen zu haben vermag. Während des Winters von 1834 auf 35 litt Annette viel an Beklemmungen und Blutan-

drang nach dem Kopfe, wozu sich noch ein kaltes Fieber gesellte. Sie schreibt in Folge dessen im Februar 1835 an Frau Mertens: „Ich bin krank, Billchen, deshalb soll ich nicht schreiben, nicht lesen, nun, das Verbot ist überflüssig, die Buchstaben rennen und schwimmen untereinander wie Wassertierchen. Das Wechselfieber ist's, was mich so mitnimmt, nur leider wechselt es nicht alle Tage, die Gott giebt, von abends neun bis nachmittags drei. In den wenigen freien Stunden, eben jetzt z. B. bin ich wie einer, der am Katzenjammer leidet, halb krank, halb zerschlagen, halb besoffen und zu Allem unfähig; so geht es schon seit fünf Wochen."

Aus Rücksicht auf Annettens Gesundheit wurde im Frühling 1835 eine Luftveränderung beschlossen. Die Mutter schlug vor, einer Einladung ihrer ältesten Tochter Jenny v. Laßberg nach Eppishausen in der Schweiz zu folgen. Doch Annette entschloß sich sehr ungern zu einer längeren Abwesenheit von Hause und schreibt in einem Briefe an Prof. Schlüter: „Jedenfalls reisen wir jetzt nicht vor Ende Juli, bleiben dann den Winter über aus; im Frühling, wo die Schweiz am schönsten ist, wird man uns nicht fortziehen lassen. Kurz, ein Jahr wird hingehen, ehe wir wieder Münsterschen Boden fühlen. Ach, ein Jahr ist eine lange Zeit; ich bin nie ein Jahr abwesend gewesen, ohne merkliche Lücken zu finden, wenn ich wieder kam; und habe ich nicht selbst in jedem Jahr, in den Frühlings- und Herbst-Aequinoctien einen ganz fatalen Zeitraum von Schmerz und Hinfälligkeit. Ich weiß, daß ich in Gottes Hand stehe und bin nicht töricht verliebt in's Leben; aber die Ueberzeugung, die ich seit 6 Jahren hege, daß ein Aequinoctium mich einmal, ehe man's denkt, fortnehmen wird, mag doch viel zu meiner ernsten Stimmung beitragen. Glauben Sie mir, lieber Schlüter, obgleich ich leicht aufzuregen bin, so sind doch meine einsamen Stunden ernst, oft schwer, und sie nehmen den größten Teil meiner Zeit hin, eben jetzt, wo ich nicht unterrichten darf. (Dies bezieht sich auf die Lehrstunden, die sie einer kleinen Cousine von Droste-Stapel gab.) Adieu, mein lieber Freund, ich hätte meinen Brief nicht so beenden sollen, verzeihen Sie es mir. Stören Sie sich nicht an meinen lamentablen Reden; es geht vorüber und ich verdiene, daß Sie Geduld mit mir haben, da ich sie in gleichem Falle sicher mit ihnen haben würde. Wir sind eben in der Aequinoctialzeit; dann bin ich gar nicht, wie ich sein sollte, weder an Körper noch Seele. Ich habe es Ihnen im voraus gesagt, meine Bekanntschaft ist angenehm, meine Freundschaft aber drückend. Bald wird's besser, aber in 14 Tagen schon, dann könnte die Erde wieder gehörig schief stehen.

Endlich kam es zur Schweizer Reise, Fr. v. Droste und Annette langten im September auf der Besitzung des Herrn v. Laßberg in Eppishausen an.

Das Schloß, auf dem Abhang eines Hügels gelegen, bot die freie Aussicht auf den Bodensee. Herr v. Laßberg hatte es, obgleich es Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut war, ganz mittelalterlich einrichten lassen, was mit Annettens Geschmack übereinstimmte. So ungleich auch das Laßbergsche Ehepaar im Alter war, so glücklich war ihre Ehe. Laßbergs jugendfrischen Geist und Körper merkte man das vorgerückte Alter nicht an, bei aller Gelehrsamkeit war er sehr liebens-

würdig und umgänglich. Annettens poetischer Begabung würdigte er jedoch ebensowenig, wie sie seine wissenschaftlichen Verdienste, was jedoch nicht hinderte, daß beide herzlich mit einander verkehrten. Frau Jenny, war eine anmutige, gastliche, jederzeit dienstfertige Wirtin, in deren Hause sich die Gäste behaglich und wohl fühlten. Wie sehnsuchtsvoll dabei Annette an ihren Freund Schlüter dachte, geht aus einem an ihn gerichteten Briefe hervor, aus dem ich den Schluß hier mitteile: „Neben dem Hause liegt ein herrlicher Wald mit Anlagen, die nur eben so viel von der Kunst geborgt haben, um das Unbequeme zu entfernen; lauter alte Buchen, herrliche, hohe Laubgewölbe mit Vögeln von allen Farben und Zungen, hier und dort Felsstücke zum Ausruhen, eine Menge lebendiger Quellen, die sich sammeln zu artigen Teichen, auf denen genug und zum Überfluß weiße Wasserrosen schwimmen, die man bei uns so sorgfältig zieht. Dieser Wald wird nur durch eine tiefe und schöne Schlucht vom Hause getrennt, worüber eine Brücke führt, die sich wahrlich nicht schlecht ausnimmt. Sie denken dieses sei der geliebte Ort; keineswegs! — — Es ist ein Gartenhäuschen an der höchsten Stelle des Waldes, wo sich die Aussicht ins Thal öffnet. Zwei Wege giebt es dorthin, einen steil und dornig, wie der Weg der Tugend und ihn pflege ich zu gehen vielmehr zu klettern, denn er bringt mich in drei Minuten hinauf, wenn auch keuchend und halb todt; der andere gleicht dem der Sünde, breit und gemächlich, deshalb verschmähe ich ihn auch, zumal, da er die Eigenschaft besitzt, eine Viertelstunde lang zu sein. Sie mögen gewählt haben, welchen Sie wollen, wir sind jetzt jedenfalls oben. Ja, mein teurer, teurer Freund, wir sind jetzt oben; dieses ist der Platz, wo ich immer bei Ihnen bin und Sie bei mir; ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, ich war nie droben ohne Sie. Es ist ein einsamer Fleck Erde, sehr reizend und sehr großartig. Ich sitze nur bei rauher Luft im Rebhäuschen, sonst draußen unter einer großen Trauerweide, ganz versteckt durch die Reben, mit denen der Abhang bis ins Thal besetzt ist. Das Thal selbst schmal und leer, die Gebirge gegenüber sehr nah und mit Nadelholz bedeckt, was sie schwarz und starr aussehen läßt; so nun Berg über Berg, ein kolosses Amphitheater, und zuletzt die Häupter der Alpen mit ihrem ewigen Schnee, — links die Länge des Tals vom Bodensee geschlossen (d. h. die Perspective, der See selbst ist zwei Stunden von hier), dessen Spiegel im Sonnenschein mich blendet und der überhaupt mit seinen bewegten Wimpeln und freundlichen Uferstädtchen hinüberleuchtet, wie das Tageslicht in einem Grotteneingang. Es ist seltsam, wie die Klarheit der Atmosphäre jeden Gegenstand heranrückt. Ich bedarf hier nur einer guten Lorgnette, um meilenweit zu sehen. — Von meiner Bank unter der Weide aus durchstöbere ich jede Schlucht, besteige ich jede Klippe. Zwar nur in Gedanken; aber was so nah und deutlich erscheint, davon hat man schon so genug und glaubt nichts Neues gewinnen zu können durch Annäherung. Hier träume ich oft lange, komme oft recht verklammt zurück, denn die Abende werden allmälig frisch; aber hier droben ist meine Heimat, hier geht alles an mir vorüber, was ich nur in meinem Herzen habe mitnehmen können. Vieles, vieles. — Wenn ich den ganzen Tag mit anderen Vorstellungen bin gefüttert worden, hier mache ich mein

eigenes Schatzkästlein auf und reiche Ihnen, mein teurer Freund, von hier aus ich Hand über so manche Stadt, so manchen Berg und den breiten Rhein."

Während des Aufenthaltes in Eppishausen lernte Annette den alten Grafen von Thurn und seine Familie kennen. Der alte gutmütige Herr und seine unverheiratete Schwester luden sie auf ihre nicht weit entfernte Besitzung ein, die am schönsten Punkte des Landes lag; da sich Annette zu der Tochter des Grafen, einem schönen, klugen und guten Mädchen von 25 Jahren sehr hingezogen fühlte, nahm sie die Einladung nach Schloß Berg gern an. Hier war es ihr eine besondere Lust, von ihrem Fenster aus die Alpenlandschaft und zum ersten Male das Alpenglühen zu betrachten, das einen überwältigenden Eindruck auf sie machte. Als Graf Thurn sie bat, auf Schloß Berg eine Dichtung zu machen, worauf sie zuerst sehr ungern einging, gelang ihr dieselbe über Erwarten. Hatte sie doch hier so manches Interessante erlebt, so z. B. erzählt sie in einem Briefe folgendes eigentümliche Ereignis: „eines Abends saß Graf Thurn mit seiner Schwester Emilie, seiner Tochter Emma und Annette nach dem Abendessen gemütlich beisammen, auf dem Tische lagen allerlei alte Schächtelchen, mit denen Annette für ihre Sammlungen beschenkt worden war. Dieselben kamen aus Schiebladen, die vielleicht seit 60 Jahren nicht geöffnet waren. „Der Modergeruch verbreitete sich im ganzen Zimmer", so schildert Annette den Vorfall, „und mir war fast, als berühre ich die wunderbar geformten Glieder der Verstorbenen; der alte Graf hielt ein schlichtes Kästchen von Elfenbein in der Hand, aus dem noch allerlei zum Vorschein kam; endlich war es leer. Nun sagte er, damit Sie die kleinen Dinger nicht verlieren, so schenke ich Ihnen das Kästchen dazu. Es ist zwar weder etwas Schönes, noch Merkwürdiges daran, indessen mag es doch ein paar 100 Jahr alt sein; ich wenigstens habe es schon über 40 Jahre; als ich ein Kind war hatte es mein Vater, und ich erinnere mich, daß er sagte, er habe es von seinem Großvater, der es ihm auch schon als altes Kästchen mit, ich weiß nicht was, darin gegeben hat. So können Sie es auch schon unter die Antiquitäten rechnen. Hiermit schlug er den Deckel so fest zu, daß ich gleich nachher ihn nicht aufzubringen vermochte; ich meistere und drücke daran eigentlich nur zum Zeitvertreibe; mit einemmal schlägt es gewaltsam auf und zwei wundersame Miniaturbilder liegen vor mir, das eine im Deckel, das andere gegenüber im Grunde des Kästchens." Die Gesellschaft blickte erschrocken auf die reizenden Bilder, des Grafen Schwester meinte, daß seit 130 Jahren bestimmt niemand um das Dasein der Bilder gewußt habe. Der alte Graf, dem das Kästchen früher 20 Jahre als Bonbonnière gedient, meinte das Kästchen sei verhext — Annette hatte zufällig die Feder getroffen, welche den Schieber vor den Gemälden bewegte. Die Bilder stellten einen jungen Mann und ein junges Mädchen, beide im Alter von 16 Jahren, dar. Die Ähnlichkeit zwischen beiden ließ vermuten, daß es Geschwister, vielleicht Zwillinge waren."

Das Kästchen blieb in Annettens Besitz und sein Anblick erregte in ihr stets die seltsamsten Gefühle. Der Winter in der Schweiz behagte Annette durchaus nicht; sie schildert ihn in einem Briefe: „Du hast keinen Begriff von der

Öde eines hiesigen Winters, wie wir ihn erlebt haben. Fast 6 Monate lang Schnee, — schon im Oktober lag er einige Male so tief, daß man nicht wußte, wie man die Weinlese bewerkstelligen sollte; von der Mitte November an blieb er liegen ohne einen Tag Thauwetter bis hoch im März; und noch fast durch den April war es den einen Tag grün und den andern weiß. Das Schlimmste war ein Nebel, aus dem man Brei hätte machen können, der garnicht fortging und ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich das unmittelbar vor uns liegende Dorf mehrere Monate nur gehört, aber nicht gesehen habe. Den ganzen Tag klingelten Schlitten und bellten Hunde, die nebenher liefen, und Mama sagte ein über das andere Mal: Lappland."

Im Frühling 1836 wurde die ganze Familie durch ein Ereignis aufs Höchste erfreut. Jenny von Laßberg wurde am 10. März von Zwillingen entbunden, die Hildigung und Hildegard getauft wurden. Der glückliche Vater schildert sie als zwei gesunde lustige rothaarige und blauäugige Mädchen. Aber dem Glück folgte bald manch' schweres Ungemach. Der alte Graf Thurn, der Freund des Hauses starb und die Familie Laßberg wurde von einem eigentümlichen Unfall betroffen. Als die junge Mutter, ihr Gatte und Annette am 9. Mai einen Ausflug unternahmen, wurden die Pferde unweit des Dorfes Altnau am Bodensee scheu: der Wagen stürzte um und die Räder gingen über Laßberg's Schenkel. Er wurde mit seiner ebenfalls verletzten Gattin in ein nahes Wirtshaus gebracht, von wo sie erst nach 14 Tagen schmerzvoller Leiden nach Eppishausen zurückkehrten. Der arme Laßberg behielt eine Lähmung auf Lebenszeit und konnte sich nur an Krücken fortbewegen.

Im Herbst desselben Jahres kehrte Annette mit ihrer Mutter heim. Ihre letztes Abschiedswort zeigte, wie sie es auch in vielen Briefen ausgesprochen, daß sie gegen dies Land eine gewisse Antipathie gehabt habe. Es ist der Schluß eines Gedichtes, in dem es heißt:

„So lebe denn auf lange wohl,
Du ungeliebtes Land!
Mit Deiner Donner Wiederhall,
Mit Deiner starren Felsen Wall
Land, wo ich keine Nachtigall
Und keine Liebe fand."

Den Herbst und nächsten Winter verbrachte Annette in Bonn. In einem Briefe an den Freiherrn von Laßberg schildert sie dann ihre endliche Heimkehr im Februar 1837. Von argen Kopf- und Zahnweh geplagt, trat sie die Rückreise an. Sie schreibt. „Ich ging aufs Dampfboot und sehnte mich herzlich nach Wesel, wo ich einige Stunden ruhen wollte. Gott bewahre! — eine ganze Reihe ehrenfester Bürger stand am Rheinufer aufgepflanzt. Ich hatte kein Arges daraus, aber o weh! es waren die Verwandten meines sehr lieben Freundes, des Prof. Achterfeld aus Bonn, denen er meine Ankunft vorläufig gemeldet. Nun wollten mir die braven Leute, ihrem Bruder zu Liebe, eine Ehre anthun, und ich mit meinem Kopfweh, daß mir die Augen verschwollen waren und matt zum Umfallen, mußte

nun mehrere Stunden lang die Liebenswürdige machen und an einem endlosen Diner hineinessen, was der Magen vermochte, um meine Wirtin nicht zu kränken."

Noch unterwegs in Schernbeck mußte Annette das Bett hüten und als sie nach Münster kam, herrschte dort eine epidemisch auftretende Grippe, an der auch ihre Mutter erkrankt war und als diese sich nach mehreren Wochen erholte, wurde Annette von derselben ergriffen.

Im August desselben Jahres trat die Mutter abermals eine Reise nach Eppishausen an. Das Alleinsein benutzte Annette, um sich ihren litterarischen Arbeiten ungestört zu widmen. Sie hatte kurz vorher im Schlüterschen Hause den jungen Historiker Wilhelm Junkmann kennen gelernt, der nachdem er als Demagoge 5 Monate Gefängnisstrafe verbüßt, am Gymnasium zu Münster Anstellung fand und dabei die Dichtkunst durch eigene Schöpfungen pflegte*). Annette wandte ihm lebhafte Freundschaft zu und widmete ihm später eins ihrer Gedichte. Mit diesem besprach sie schriftlich ihre litterarischen Pläne, die nur dadurch oft unterbrochen wurden, daß anhaltende Gesichtsschmerzen sie plagten, die sie selbst verhinderten, die letzte Correctur ihrer beiden epischen Gedichte zu lesen, die nun endlich gedruckt werden sollte. Dennoch plante sie bereits ein neues Werk „Schlacht im Loener Bruch", welcher Dichtung sie zuerst den Titel gab „Christian von Braunschweig". Am Neujahrstag 1838 schrieb sie an Schlüter: „mit dem „Braunschweig" geht es lustig voran, oder ging es vielmehr bis jetzt, wo ich erfahren habe, daß mehrere ältere Werke eine genaue Beschreibung dieser Schlacht nebst beigefügtem Schlachtplan enthalten, somit meiner Phanthasie keineswegs das große Feld zu Gebote steht, was ich ihr bereits eröffnet hatte, ich muß also warten, bis ich mir die Einsicht dieser Schriften verschafft."

Allmälig gelangte sie in den Besitz des geschichtlichen Materials, durch welches sie ein deutliches Bild von dem Verlaufe der Schlacht und den Raubzügen Christians erhielt. Der erste Gesang, welcher vor dieser Kenntnis geschrieben war, enthält noch viele geschichtliche Unrichtigkeiten und ist mehr ein Bild ihrer Fantasie, während sie für den folgenden Teil ihres Gedichtes streng geschichtliche Quellen benutzte, besonders Khevenhiller. Die Schlacht bildete jetzt den Mittelpunkt und die Einheit ihres Gedichtes und Christian ist die hervoragendste Persönlichkeit unter denen, die mit und neben ihm auftreten. In einem Briefe am 6. Februar 1838 an Sophie von Haxthausen schrieb Annette vom Rüschhause aus: Ich bin hier recht fleißig gewesen, habe ein größeres Gedicht geschrieben, etwas componirt und ein paar Strümpfe gestrickt. Das Gedicht heißt „die Schlacht im Loener Bruch;" es kommt aber nicht viel Schlägerei drin vor, sondern das Ganze ist mehr ein vaterländisches Stück."

Ganz entgegengesetzt ihren früheren Arbeiten hatte sie dies Gedicht von 2300 Versen schnell hintereinander beendet, corrigirt und mit den zwei früheren epischen Gedichten in die Druckerei wandern lassen. Nach Annettens Eigentümlichkeit, ihre Manuscripte so eng wie möglich zu schreiben, war das Feilen und

*) Später Professor in Breslau, wo er im November 1887 starb.

Corrigiren nicht leicht. Sie brachte z. B. auf jede Seite 250 Verse. Endlich lag ihr Erstlingswerk gedruckt vor ihr. Mit welchen Gefühlen mag die Dichterin den kleinen Band betrachtet haben, der unter dem Titel „Gedichte von Annette Elisabeth von D . . . . . H . . . .“ erschien als die geistige Frucht ihres mehr als 40jährigen Lebens. Sehr interessant ist ein Brief an ihre Schwester im Dezember 1838 in welchem sie die Beurteilung schildert, welche ihrem Erstlingswerk von ihrer Umgebung zu Teil wurde um die ihre Freude an dem Werk bedeutend herabstimmte.

„Mit meinem Buche ging es mir zuerst ganz schlecht; ich war in Bökendorf mit Sophie und Fritz allein, als es herauskam, hörte nichts darüber, und wollte absichtlich mich auch nicht erkundigen. Da kommt mit einem Male ein ganzer Wust Exemplare von der Familie an alles, was in H. lebt. Fg. giebt die erste Stimme, erklärt alles für reinen Plunder, für unverständlich, confus und begreift nicht, wie eine scheinbar vernünftige Person solches Zeug habe schreiben können. Nun thun alle die Mäuler auf und begreifen alle miteinander nicht, wie ich mich habe so blamiren können. S. war unfreundlich genug, mir alles haarklein wieder zu erzählen und war in der ersten Zeit ganz wunderlich gegen mich, als schämte sie sich meiner. Mir war schlecht zu Mute, denn obgleich ich nichts auf der H. Urteil gab und auf F's noch weniger, (der erst einige Tage zuvor von Goethe gesagt hatte, er sei ein Dummkopf und in einer Zeile von Schiller's „Freude schöner Götterfunken“ sei mehr enthalten, als in allem was Goethe geschrieben vorzüglich sei sein Lied vom Fischer der Gipfel des Erbärmlichen; was denn der Inhalt sei? ein gemeiner barfüßiger Kerl, der auf die langweiligste Weise so lange ins Wasser gucke, bis er hereinplumpt) — obschon nun, wie gesagt, das Urteil eines solchen Kritikers mich wenig rühren konnte, so mußte ich doch zwischen diesen Leuten leben, die mich bald auf feine, bald auf plumpe Weise verhöhnen und aufziehen wollten. S. war auch wie in den Schwanz gekniffen und legte gar keinen Wert darauf, daß nach und nach ganz andere Ansichten aus Münster kamen, sondern sagte jedesmal: „Es ist ein Glück für Dich, daß Du diesen Leuten ein besseres Urteil zutraust, als allen H. und F. G.“ — Onkel Fritz war der einzige, den dies gar nicht rührte, und dem das Buch auf seine eigene Hand gefiel; doch wünschte ich mich tausendmal von dort weg. Hier angekommen fand ich das Blatt gewendet. Die Gedichte wurden zwar nur wenig gelesen, da die meisten sich scheuten, an eine so endlose Zahl Verse zu gehen; aber die es gelesen hatten, erhoben es, ich muß selbst nach meiner Überzeugung sagen, weit über den Wert. Es waren bereits, als ich ankam, drei Rezensionen heraus: eine war von einem Freunde Lutterbeck, die andere aber von Gutzkow, im Telegraphen, und von einem Ungenannten, der sich y unterzeichnet, im Sonntagsblatte, und alle drei bliesen so enorm, daß mir ängstlich darüber wurde: denn es nutzt nichts, über sein Verdienst erhoben zu werden, es reizt andere zum Widerspruche, und kommt gewöhnlich ein Eimer kaltes Wasser hinternach. Jetzt schreibt mir Adele Schopenhauer, der ich ein Exemplar geschickt, daß es in Jena großen Beifall finde, sie müsse ihr Exemplar immer ausleihen und der Buchhändler Friedrich Frommann, bei dem schon viel Nachfrage deshalb gewesen, habe es bei „Hüffler“ bestellt.

Gegenwärtig schrieben O. L. L. Wolff und Kühne jeder eine Rezension darüber, mit der ich würde zufrieden sein können, da sie wußte, daß beide sehr dafür eingenommen wären; obgleich ich keine so allgemeine Lobhudelei erwarten dürfe, wie im Telegraphen, sondern Lob, Tadel und völlige Anerkennung, was mir gewiß auch das liebste sein würde. Was will ich mehr? Es ist fast zu viel für den Anfang und ich fürchte das schlimme Ende kommt nach."

Unstreitig fühlte sich Annette durch den Beifall der Freunde gehoben und angeregt und es machte ihr besonderen Spaß, daß die Verwandten und Freunde, die erst so gegen ihre Dichtungen gewettert hatten, sich nun nicht allein sehr günstig über ihre alten Werke aussprachen, sondern ihr allerlei Ratschläge zu neuen Werken geben wollten. Im folgenden Jahr 1839 hatte sie in Münster oft gesellige Zusammenkünfte bei der Tochter der bekannten Dichterin Elise von Hohenhausen, Frau Rätin Rüdiger,*) wo sich ein kleiner Klub von angehenden Schriftstellern und litterarischen Persönlichkeiten jeden Sonntag am Theetisch zusammen fand. Hier glänzten als Vorleser ein Geheimrat Carwacchi. Hier verkehrten der junge Dichter Junkmann, Levin Schücking, Frl. Lüise v. Bornstedt ꝛc. Die Hauswirtin selbst, Frau Elise Rüdiger genoß am meisten Annettens Zuneigung und Sympathie, wie aus einem Briefe der letzteren am 14. Januar 1840 hervorging. „Elise wird mir täglich werter. Mir thut es so wohl zu fühlen, wie dieses junge reiche Gemüt sich an mich schließt, und mit Gottes Hülfe soll sie es nie bereuen. Was ich durch mein Alter an Erfahrung und Einsicht voraus habe, soll ihr, so hoffe ich, immer zu Nutzen kommen; denn sie ist gänzlich ohne Eigensinn oder Eigenliebe und den Eindrücken der Wahrheit überaus offen." —

Im Herbst des Jahres 1839 hatte Annette ihr Jugendwerk „Das geistliche Jahr". welches seit 2 Jahrzehnten unvollendet ruhte, ernstlich vorgenommen in den einsamen Stunden, die sie teils in Apenburg bei ihrem Onkel, teils im Rüschhause verlebte. In jener Zeit erfüllten Annette oft trübe Ahnungen eines frühen Todes, da der heftige Blutandrang nach dem Kopf von Jahr zu Jahr überhand nahm. Doch erholte sie sich immer wieder; „Das geistliche Jahr" brachte sie 1840 zum vorläufigen Abschluß. Im übrigen schrieb sie wenig; nur zwei Balladen stammen aus diesem Jahre. Der einzige Freund, mit dem sie damals in regelmäßigem Verkehr stand, war der junge Dichter Levin Schücking Wir haben schon in der Schilderung aus Annettens Jugendzeit erfahren, daß sie mit seiner Mutter Katharina geb. Busch innig befreundet war. Dieselbe durch ihre Dichtungen bekannt, hatte sich im Jahre 1813 mit Paul Schücking, damals französischer Friedensrichter, vermählt. Im November 1831 war sie gestorben. Ein Jahr vorher war ihr Sohn Levin auf das Gymnasium nach Münster geschickt worden; seine Mutter hatte ihm einen Empfehlungsbrief an die befreundete Dichterin mitgegeben. Diese hatte sich mit mütterlicher Sorge des verlassenen Knaben angenommen, der bis zum Jahre 1833 in Münster blieb, dann des Studiums wegen

*) Dieselbe, welche als Autorin der berühmten Liebespaare und andere Schriften mehr, unter dem Namen Frau von Hohenhausen, noch gegenwärtig in Berlin lebt.

Universitäten an verschiedenen Orten aufsuchte und erst 1837 nach Münster zurückkehrte, um sich dort litterarischen und besonderen kritischen Studien zu widmen und durch Sprachunterricht seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Annette hatte zuerst nicht viel persönliche Sympatie für den Jüngling, sondern betrachtete ihn nur als das Vermächtnis seiner Mutter. Erst im Jahre 1840, als er zur Winterzeit einmal in der Woche nach dem Rüschhause wanderte, entwickelte sich zwischen beiden eine innige Freundschaft. Schücking giebt in der Schilderung eines dieser Besuche ein recht lebendiges Bild ihres Zusammenseins: „Am Dienstag wanderte ich nach Tisch zu ihr hinaus über Ackerkämpe, kleine Haiden und durch ein Gehölz, an dessen Ende ich oft ihre zierliche kleine Gestalt wahrnahm, wie sie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel des Windes überließ, auf einer alten Holzbank saß, und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte. Ich wurde dann zunächst in ihrem Entresolzimmerchen mit dem klassischen westphälischen Kaffee gelabt; ein Teller mit Obst stand im Sommer und Herbst daneben. Eine kleine Streiferei in die nächste buschreiche Umgebung des Hauses wurde dann gemacht zu dem ihrem Bruder gehörenden alten Hause Schenkung z. B., wo von der Pächterei ein frisches Gänseei requirirt wurde, das Annette mit einem verwegenen starken Zusatz von Zucker zu einem vortrefflichen Crème verarbeitete und das verzehrt wurde im Schatten irgend einer alten Wallhecke oder Eichengruppe . . . Wenn schlechtes Wetter diese Streifereien unmöglich machten, flossen die Stunden nicht minder darum mit Windeseile vorüber, verplaudert in den stillen Stübchen, das Annette ihr Schneckenhäuschen nannte, „und das so bürgerlich schlicht eingerichtet war, wie möglich!“ An einer andern Stelle seiner Lebenserinnerungen erzählt Schücking weiter: „es wurde bei unseren Plaudereien Abend, es wurde Nacht: Unter dem Zimmer von Annette befand sich das Gesindezimmer, worin in den Abendstunden die Beschließerin und die Hausmagd ihre Spinnräder drehten, während Herrmann der Knecht und Trimm der zottige Hausköter ihnen Gesellschaft leisteten. Das Schnurren der Räder, das Wechseln der Stimmen war den ganzen Abend hindurch in dem darüberliegenden Zimmer deutlich vernehmbar. Annette von Droste erzählte vortrefflich und wie es bei zwei Leuten, welche von der Natur mit einem bedeutenden Organ für das Wunderbare heimgesucht waren, natürlich, wandten sich diese Erzählungen nicht selten allerlei Geschichten aus dem Gebiet des Visionären und der Geisterwelt zu und hatten einen um so größeren Reiz, weil wir beide, Zuhörer wie Erzählerin, uns selber nicht recht im klaren darüber waren, ob wir an die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erscheinungen und Thatsachen aufrichtig glaubten oder nicht.“

Die Bekanntschaft Freiligraths, welcher Annette durchaus nicht sympatisch war, gab ihr zu einem dialogisirten Scherz Veranlassung, den sie „Perdu“ nannte, der aber so lange sie lebte, nicht gedruckt wurde. In demselben karrikirt sie Freiligrath und verschiedene Schriftstellerinnen, die sie als Blaustrümpfe behandelt. Annette schreibt darüber im Juli 1841, daß in ihren Kreisen das Lustspiel als ein vollständiges Pasquille erklärt und verurteilt wurde. Schücking und Frau Rüdiger waren die Einzigen, welche nichts anstößiges dabei fanden.

Freiligrath hatte es nämlich übernommen, das malerische und romantische Westphalen als ein Lieferungswerk herauszugeben. Nachdem er das einleitende Gedicht vollendet, war es ihm jedoch widerwärtig das Thema zu behandeln; er wandte sich an Levin Schücking, der auch neben ihm bereits in der zweiten Lieferung als Verfasser genannt ist. Annette von Droste war jedoch die stille Mitarbeiterin der gemeinschaftlichen Arbeit bei den folgenden Lieferungen. Sie entwarf Pläne, die Schücking benutzte und veränderte. Auch nahm er fast unverändert ihre Beiträge in seiner ersten Erzählung „eine dunkle That“ auf.

Die eifrige Mitwirkung für das malerische und romantische Westphalen, brachte Annetten auf den Gedanken, selbst Bilder aus Westphalen zu schreiben.

Sie machte einen großen Entwurf von mehr als 20 Kapiteln und begann denselben auszuarbeiten. Sie verlor jedoch dabei den Mut, indem sie fürchtete, ihre Eltern so genau darin geschildert zu haben, daß jedermann sie wiedererkennen würde. Sie beschloß daher, die Arbeit der Mutter vorzulesen und von derem Urteil die Vollendung derselben abhängig zu machen.

Die Mutter war im Mai von Meersburg zurückgekehrt, der neuen und schönen Besitzung des Herrn von Laßberg am Bodensee. Im August desselben Jahres kehrte Frau Jenny v. Laßberg zum ersten Mal nach langen Jahren mit ihren beiden Kindern zum Besuche in Rüschhause ein. Die beiden Mädchen wurden jedoch von den Steinblattern befallen und statt des frohen Aufenthaltes nach sechsjähriger Abwesenheit mußte sich Frau Jenny mit ihren Kranken auf Rüschhaus von der Welt abschließen und auf die Besuche ihrer Liebsten und Nächsten verzichten. Dafür bat sie sich nach der Genesung Annettens Begleitung nach Meersburg aus.

Bei der Schwester und in der wunderbar schönen Umgebung fand Annette für ihr poetisches Schaffen Anregung und Teilnahme. Die heranwachsenden Nichten waren ihr ein erheiternder Umgang; sie vertiefte sich in die litterarischen Interessen ihres Schwagers, und es war ihr eine wohlthuende Abwechselung, daß ihre Verwandten in einem freundlichen Verkehr mit den benachbarten, am Ufer des Bodensee's wohnenden vornehmen Familien standen. Auch ihren Freund Levin Schücking entbehrte sie nicht lange, da Herr von Laßberg ihn als Bibliothekar engagirt hatte. Er traf bereits im October 1841 auf Meersburg ein. Jetzt begann eine herrliche Zeit, Spaziergänge in die wunderbar schöne Umgebung des Schlosses, gemeinsame Arbeiten in der Bibliothek, trauliche Unterhaltungen, stimmten Annette so poetisch, daß sie in kurzer Zeit eine ganze Reihe von lyrischen Gedichte niederschrieb, welche sie des Abends im Familienkreise vorlas. Sie hatte auch jetzt die Freude, daß ihre Gedichte nicht Jahrelang im Schreibtisch ruhen durften; Schücking stand in Beziehung mit der Cotta'schen Buchhandlung, welche das einflußreichste Organ der schönen Litteratur in Deutschland herausgab: „Das Morgenblatt“. Dasselbe nahm seine und seiner Freundin Dichtungen auf; von letzterer gefiel besonders „Der Knabe im Moor“. Freiligrath schreibt über denselben am 23 März 1842 an Schücking: „Deine und der Droste jüngste Beiträge im Morgenblatt habe ich mit herzinnigster Freude gelesen. „Der Knabe im Moor“ von der

Droste ist ganz vortrefflich. Es ist bösartig von Deiner Freundin, einen so in's Gruseln zu bringen; die Haare haben mir zu Berge gestanden. —

Nur bis zum Frühling 1842 währte das glückliche Zusammensein mit Schücking, da dieser durch Freiligrath eine Stelle als Erzieher der beiden Söhne des Fürsten Wrede annahm und schon am 2. April 1842 Meersburg verließ.

Annette blieb bis zum Spätsommer bei ihren Verwandten, bei denen sie ein so glückliches Jahr verlebt, gesund, heiter und schaffensfreudig wurde ihr auch dort die Freude, mit Schriftstellern zusammen zu kommen wie Uhland, Gustav Schwab, A. v. Keller, Hermann Reuchlin aus Tübingen ꝛc. Auf der Rückreise in die Heimat erfuhr sie, daß sich gar manches in der westphälischen Hauptstadt geändert habe; der vorher herrschende Streit zwischen Staat und Kirche war beigelegt. Ihr Verwandter, Erzbischof Klement August war zu seiner Familie nach Münster gezogen und hatte in dem späteren Cardinal von Geißel einen Koadjutor erhalten, der sich großer Beliebtheit erfreute.

In Münster war alles in Erwartung der Festlichkeiten, die zu Ehren des Königs veranstaltet wurden. Annette jedoch wanderte am Tage nach ihrer Ankunft, nachdem sie nur ihre Freunde, Schlüter und Frau Rüdiger gesehn, nach dem einsamen Rüschhause. Hier wurde sie nur von der Amme begrüßt, da ihre Mutter in Apenburg weilte.

In der stillen Zurückgezogenheit ordnete sie jetzt ihre in Meersburg verfaßten Gedichte. Die Veröffentlichung im Morgenblatt hatten ihren litterarischen Ruf fest begründet; man verglich sie bereits mit Lenau und mutig ging sie nun an eine neue vermehrte Ausgabe ihrer Gedichte. Dabei war sie wiederum beschäftigt, ihrem jungen Freund Schücking eine andere Stellung zu verschaffen, da er sich in dem Hause des Fürsten nicht wohl fühlte. Indes fand die Angelegenheit dadurch Erledigung, das Cotta ihn in die Redaction der Augsburger allgemeinen Zeitung berufen hatte. In einem Briefe, in welchem Schücking der mütterlichen Freundin dies Ereignis anzeigt, teilt er ihr zugleich eine andere entscheidende Wendung seines Lebens mit: er hatte sich mit Luise von Gall verlobt, die er bis dahin nur aus ihren Schriften und Briefen kannte. In welchem Verhältnis er zu Annette stand, zeigen die Worte, mit denen er ihr verkündet, daß er Bräutigam geworden:

„Mein Mütterchen, mein herziges, gutes liebes, mein ewiges Mütterchen, was sagst Du dazu?" und er schließt den Brief, nachdem er die Braut geschildert: „nun leb' wohl, mein liebes Mütterchen, wenn die Leute nach mir fragen, erzähle ihnen, daß ich verlobt sei; aber sage nicht, mit einer Schriftstellerin; das würde eine verkehrte Idee von meiner Luise geben. Ach hätte ich doch meiner teuren verstorbenen Mutter meine Braut und meinen ersten Roman: „Ein Schloß am Meer" zeigen können! Nicht wahr, Du weißt, wie viel Freude ihr das gemacht haben würde!

Ihr treu ergebener
Levin."

Annette war von dieser Verlobung nicht überrascht, da sie das Verhältnis

kannte. Auch in ihrem Leben trat eine wesentliche Veränderung ein. Das westphälische Klima zeigte sich ihrer Gesundheit immer unzuträglicher und so übersiedelte sie mit der Mutter im Herbste 1843 an den Bodensee. Die Familie von Laßberg hatte ihnen im unteren Stock ihres Schlosses eine Wohnung eingerichtet; dahin brachte Annette auch ihre Sammlungen aus der Heimat. Ihre Freundin Frau Rüdiger hatte sie nach der Schweiz begleitet, reiste aber nach zehn Tagen wieder ab. Annette widmete ihr das Gedicht: „Die altersgraue Patriarchin. Die Dichterin fühlte sich in der Nähe des See's so außerordentlich wohl, daß es ihr Wunsch war, immer daselbst verweilen zu können. Ein Zufall trug bald zu dessen Verwirklichung bei; in unmittelbare Nähe von der Meersburg an der Straße die zum Friedhof hinaufführte, lag oben auf einem Rebenhügel ein steinerner Pavillon, „das Fürstenhäuschen" genannt. Dieses kam im November desselben Jahres zum Verkauf und Annette erstand es für 400 Thaler. Der Kaufpreis sollte von dem Honorar für die Gedichte bestritten werden, denn Cotta hatte im Januar 1844 den Contract unterzeichnet; welcher ihr für eine Auflage von 1200 Exemplaren 700 Gulden zusagte. Im September 1844 reisten Mutter und Tochter wieder in die Heimat; hier fand sie bereits die Freiexemplare ihrer Gedichte und das Honorar von Cotta vor.

Welchen Beifall dieselben in der Presse gefunden, zeigt unter anderen günstigen Kritiken eine des Freiherrn von Zedlitz in der allgemeinen Augsburger Zeitung vom 26. Nov. 1844. Nachdem er sich über schriftstellernde Damen zuerst sehr wenig schmeichelhaft ausgesprochen hatte, fährt er fort: „Wohlan, wir machen dem Geschlechte eine volle unbedingte Ehrenerklärung. In Annette von Droste besitzt Deutschland eine Dichterin, der kein Erfordernis wahrer poetischer Begabung fehlt, eine Dichterin der seltensten Weihe, die mit den Dichtern um jeden Preis zu ringen befugt ist, und der man, wenn sie ihn erringt, wird zugestehen müssen, es habe ihr denselben ebenso ihr Verdienst, als männliche Courtoisie zuerkannt."

So waren die neuen Gedichte von durchschlagendem Erfolg und Annettens Ruf für immer begründet. Im Hinblick auf die vergeblichen Versuche ihrer Jugend, Anerkennung für ihre epischen Gedichte zu erlangen, verglich sie den raschen Erfolg mit den lyrischen in einem Verse:

Nur als ich entmutigt ganz
Gedanken flattern ließ wie Flocken,
Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger frischer Lorbeerkranz.

Den Winter von 1844 auf 45 verlebte Annette im Rüschhaus mit ihrer Mutter; doch erlitt sie daselbst im Februar einen Verlust, der sie tief schmerzte. Es war der ihrer Amme, welche sie innig geliebt und wie eine nahe Verwandte betrauerte. Überhaupt wurde es immer einsamer um sie, da die meisten ihrer Freunde Münster verlassen hatten. Um so inniger schloß sie sich an die jüngere Freundin, Frau Rätin Rüdiger an, die damals grade ihre Autorenlaufbahn antrat. Doch auch hier schlug bald die Scheidestunde, da der Gemahl von Frau Rüdiger nach Minden versetzt wurde. In dieser Zeit legte sie die letzte Feile an

ihre Arbeit: „Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder“ Dieselben erschienen in den „historisch-politische Blätter“, herausgegeben von Guido Görris, der Annettens Bekanntschaft in Meersburg gemacht hatte. Allein die Aufnahme dieses Aufsatzes wurde der Redaktion als Taktlosigkeit ausgelegt. Ein Gegenartikel erschien, in welchem der Autor, ein im Paderbornischen ansässiger Geistlicher, Widerspruch erhob gegen eine solche Beschreibung seiner Heimat. Annette hatte die Bilder nicht unterzeichnet und er meinte, der Verfasser müsse ein Mitglied des Adels sein, welcher die Untugenden des Landvolks übertreibe, um die Fehler der Standesgenossen und den Nachteil zu übergehen, welchen die rücksichtslose Ausübung adliger Vorrechte für die Zustände des Landes nach sich zöge.

Die neue politische Richtung der Zeit, welche das Jahr 1838 vorbereitete, entfremdete ihr die beiden Freunde Schücking und Junkmann, die in ihren Gedichten und Schriften sich entschieden unzufrieden mit den bestehenden Zuständen zeigten und nach Völkerfreiheit und Preßfreiheit verlangten. Jetzt erkannte Annette die große Kluft zwischen ihren Ansichten und denen jener befreundeten Männer, die sie als entschiedene Demagogen betrachtete.

Noch mehr empört war sie, als, nach dem Erscheinen der „Ritterbürtigen“ von Levin Schücking, viele ihrer Bekannten glaubten, er habe die Geschichte von ihr. Dies Buch machte in Münster Sensation; der westphälische Adel ist darin nicht mit Vorliebe geschildert und es werden Vorfälle und Eigenheiten aus Licht gezogen, deren Kenntnis er nur einer, mit den adligen Kreisen sehr vertrauten Persönlichkeit zu verdanken schien. Da man sein Verhältnis zu Annette kannte, machte man sie dafür verantwortlich. In Briefen an Schlüter, mit dem sie wieder lebhaft verkehrte, zeigte sich ihre tiefe Verstimmung; dieselbe wäre vielleicht gewichen, wenn eine Begegnung zwischen ihr und Schücking stattgefunden hätte; doch sahen sie sich niemals wieder.

Vom Jahre 1846 an wurde Annettens Gesundheitszustand ein besorgniserregender; sie konnte die Mutter nicht mehr nach Meersburg zu der Schwester begleiten. Um der ersteren den Abschied nicht zu erschweren, hatte sie sich aufrecht erhalten, bis sie einsam im Rüschhaus zurückblieb. Dann verließ sie ihre Spannkraft. Sie schreibt über jene Leidenszeit: das Rüschhaus war für mich gar kein liebes heimliches Winkelchen mehr! Ich sah den ganzen Tag nur die niedrigen Balken meines Schlafzimmers, und außer dreimal am Tage sah keine Seele nach mir, da die Ernte im Gange war und auch die Köchin viel daran half. Von eins bis sieben war das Haus ringsum verschlossen, — ich mutterseelenallein darin, fiebernd und würgend. Bedurfte ich etwas Unvorhergesehenes, so mußte ich aus dem Bette klettern und mir selber Rat schaffen, oder wenn ich gerade im Fieberschweiß lag, geduldig aushalten bis zur Erlösungsstunde. Ich habe dies in meinem Eremitenleben sonst auch schon mitgemacht, aber nicht krank. Dann freute mich diese tiefe Einsamkeit, da mir ja Küche und Keller offen standen und ich im Notfalle an der steinernen Gartenbank meine Leute leicht rufen konnte aber jetzt kam ich mir vor wie ein armer Soldat, der sich auf dem Schlachtfelde verblutet.“ Am 28. August 1846 erholte sie sich soweit, daß sie dem einsamen

Rüschhause entfliehen und nach Hülshoff zu ihrem Bruder Werner fahren konnte, wo sie mit Sehnsucht erwartet und jubelnd empfangen wurde. Als sie jedoch, elend aussehend, dem Wagen entstieg und nach wenigen Minuten ohnmächtig wurde, erschracken die Geschwister nicht wenig. Sie widmeten ihr die sorgsamste und zärtlichste Pflege, sahen aber bald ein, daß bei der Verschlimmerung der Krankheit es für sie unmöglich sei, einen Winter im westphälischen Klima zu verbringen. Sie faßte daher den Entschluß, da sie ihr Ende nahe glaubte, nach Meersburg zu reisen, um bei den ihrigen zu sterben. Bis Münster wurde sie von einem Verwandten begleitet. Daselbst erwartete sie eine nicht ganz angenehme Überraschung, indem sie erfuhr, daß Schücking für das von Kinkel herausgegebene Jahrbuch „vom Rhein" einen Aufsatz geschrieben hatte „Annette von Droste" eine Charakteristik. Sie fürchtete die Indiskretion von ihrem früheren Freunde und versuchte, aber vergebens, die Veröffentlichung zu unterdrücken.

Mit Schlüter hatte sie in Münster ihre letzte Zusammenkunft und ein letztes ernstes Gespräch: Dasselbe handelte meist vom „geistlichen Jahre" sie beauftragte ihn, dies Lieblingswerk ihres Lebens, zum Teil oder ganz, dereinst zu veröffentlichen und dabei nur seiner Überzeugung zu folgen.

Nach einer sehr beschwerlichen Fahrt langte Annette krank bei den Geschwistern am 1. October in Meersburg an. Es wurden zwei Aerzte angenommen, welche erklärten, daß keine Medicin, sondern nur geistige und körperliche Ruhe helfen würde, da sie an einer großen Ueberreizung der Nerven leide.

Monatelang verließ sie ihre Wohnung nicht, empfing keine Besuche außer denen ihrer Mutter und Schwester, welche die Abende bei ihr zubrachten und Laßberg, der ihr täglich eine Nachmittagsstunde widmete. Sie litt wenig Schmerzen, allein genesen konnte sie nicht mehr. Als der Sommer kam, durfte sie Spaziergänge in ihr nahegelegenes eigenes Besitztum machen oder sie wandelte im Burggarten des Laßberg'schen Schlosses auf der Mauerzinne auf und ab. So genoß sie noch ruhig den Sommer von 1847, von verwandtschaftlicher Liebe und Freundschaft umgeben. Auch der Herbst und Winter verging ohne besondere Störungen. Als jedoch der Frühling 1848 die revolutionären Stürme brachte und Freischaaren auch durch Meersburg zogen und auf das Schloß kamen um Waffen zu fordern, da steigerte sich wieder die Aufregung Annettens; sie glaubte den Umsturz alles Bestehenden vorauszusehen und nur der unerschütterliche Gleichmut des Freiherrn von Laßberg vermochte sie einigermaßen zu beruhigen. Ein qualvoller Husten stellte sich ein, sie fühlte, daß ihre Lebenskraft gebrochen sei; aber ihre Selbstbeherrschung und Heiserkeit täuschte ihre Umgebung und selbst die Ärzte, welche ihre Krankheit als einen Herzfehler erkannten, glaubten nicht an eine augenblickliche Gefahr. So kam der Mai 1848, am 19. hatte sie noch ihren gewohnten Spaziergang im Garten gemacht und später die Schwester gebeten mit ihr ein Duett zu singen; am 21. empfing sie den Besuch der Fürstin Salm und nahm heiter an den Gesprächen teil.

In der Nacht jedoch trat ein heftiger Bluthusten ein, ein Arzt, der als Gast im Schlosse weilte, wurde gerufen; bis zum 24. dauerte das Blut-

speien, da fühlte sie sich plötzlich wohler; die Nacht war gut gewesen, der Atem leichter als seit Wochen. Um 11 Uhr kam der Arzt und sprach sich zufrieden über ihren Zustand aus. Schwester Jenny, welche wie gewöhnlich den ganzen Morgen mit einer Malerei beschäftigt, bei ihr geweilt hatte, verließ sie nun, während ihre Tochter Hildegard bei der Kranken blieb. Um halb zwei Uhr wurde diese von Hildegund abgelöst, welche Annette eine Mehlspeise brachte. Als diese jedoch von derselben gekostet hatte, erfolgte stärkeres Blutspeien; das junge Mädchen ging, den Doktor zu holen, der mit den Eltern im oberen Stockwerk speiste; als dieser jedoch sogleich ins Zimmer trat, hatte ein Herzschlag bereits das Leben Annettens geendigt. — Tief betrauert von ihren Verwandten, wurde sie am 26. Mai 1848 auf dem Friedhof bei Meersburg bestattet. Ihre Schwester ließ eine kleine Grabkapelle errichten, neben welcher der Hügel mit Epheu bewachsen, durch einen in die Kirchhofsmauer eingelassenen Stein bezeichnet ist. So ruht sie fern von der Heimat, aber an einem der schönsten friedlichsten Orte mit weiter herrlicher Aussicht ins Land.

Das Scheiden der Dichterin wurde in der wildbewegten Zeit nur von wenigen Freunden bemerkt und ihre Schriften fanden erst lange nach ihrem Tode allgemeine Verbreitung. Das von Schlüter und Junkmann 1851 herausgegebene „geistliche Jahr" und eine von Schücking 1860 veranstaltete Sammlung, teils ungedruckter, teils in Zeitschriften zerstreuter Gedichte und Prosaschriften verschafften ihr wohl Bewunderer, welche ihre Originalität, ihren schöpferischen, aus sich heraus poetisch gestaltenden Geist erkannten; aber erst die wiederholte Auflage ihrer Gedichte und die 1879 von Cotta herausgegebene Gesammtausgabe derselben machten sie zum Gemeingut der deutschen Nation und geben der Hoffnung Raum, daß ihr Wunsch erfüllt werde, sie möchte nach 50 Jahren noch gelesen werden. In ihrer Heimat Westphalen wird ihr in Kurzem ein Denkmal errichtet werden und auf dem großen Carton von Wislicenus im Museum zu Weimar, welcher die Entwickelung der deutschen Litteratur zur Anschauung bringt, steht Annette, gleichberechtigt mit den hervorragendsten Schriftstellern, als eine hohe weibliche Gestalt.



Deutsche Schriftstellerinnen, Dichterinnen und Künstlerinnen,

deren Geburtsjahr vor 1810 fällt.

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß die meisten Dichterinnen, Schriftstellerinnen und Künstlerinnen der damaligen Zeit sich um den Musenhof von Weimar gruppirten oder in Beziehungen zu demselben und den dort lebenden bedeutenden Männern traten. Da es nun unmöglich ist, in ausführlicher Weise das Leben und Wirken auch nur der hervorragendsten derselben in einem Werke, welches ein ganzes Jahrhundert im begrenzten Rahmen umfaßt, zu bringen, so will ich in encyclopädistischer Weise hier dieselben einfügen, in der Meinung, daß jede einzelne von ihnen Bausteine zum deutschen Culturleben beigetragen hat.

Charlotte Sophie Luise, Wilhelmine Ahlefeld, geborene von Seebach; am 6. December 1771 in Stettin bei Weimar geboren, bekundete schon im frühen Alter Neigung zur Litteratur. Ihre Schriften bethätigen klaren Verstand, edlen Character und tiefes Gemüt. Ihre erste Dichtung entstand an den Ufern der Ostsee; derselben folgte eine stattliche Reihe gern gelesener Romane. Mit dem schleswig-holsteinischen Gutsbesitzer Rudolf von Ahlefeld verheiratet, scheint das Glück ihrer Ehe nicht lange gedauert zu haben; sie trennte sich 1807 von ihrem Gatten, ließ sich in Schleswig nieder, wo sie bis 1821 lebte und eine rege schriftstellerische Thätigkeit entwickelte. Dann kehrte sie in die Heimat zurück, nahm in Stettin bleibenden Aufenthalt, der nur von einigen Reisen in die Schweiz und zu böhmische Bäder unterbrochen wurde. So starb sie in Teplitz am 27. Juli 1849.

Die bekanntesten Schriften von ihr sind: Die Bekanntschaft auf der Reise 1801, 2 Bände. — Einfache Darstellung aus dem menschlichen Leben, 1799. — Louise, Mailand 1807. Ein Roman. — Therese, Hamburg 1805. — Die Stiefsöhne, Altona 1810. — Briefe auf einer Reise durch Deutschland und die Schweiz 1808, Altona 1810. — Marie Müller, Schleswig 1814. — Klosterberuf, Kiel 1812. — Rose oder der Frühling, Frankfurt a. M. 1812. — Franziska und Aemmeli, Altona 1813. — Myrthe und Schwerdt, Meißen 1819. — Erna, ein Roman, Altona 1820. — Der Mohrenknabe, Altona 1821. — Die Kokette, 1821 — Amadea, ein Roman, Weimar 1827. — Römhild Stift, eine Erzählung, Weimar 1828. — Reisetagebuch durch Bayern und Oesterreich, Neustadt a. d. Orla 1828 ꝛc.

Gräfin Elisa Davidia Margaretha Ahlefeld, geb. 17. Nov. 1790 auf Langeland, vermählte sich 1810 mit dem Freicorpsführer von Lützow. Treu stand sie ihrem Manne während der Freiheitskriege zur Seite. Sie begleitete ihn zur Bildung des Freicorps nach Breslau und dann in's Feld, wo sie die Verwundeten aufopfernd pflegte. Als der Frieden wieder ins Land zog, gingen die Neigungen des soldatischen Mannes und der schöngeistigen Frau auseinander. Sie knüpfte ein Verhältnis mit Immermann an, welches zu einer Trennung von Lützow führte. Mehrere Jahre lebte die Gräfin in einem Landhaus zu Derendorf bei Düsseldorf mit ihrem Freunde, lehnte jedoch alle seine Vorschläge, sich mit ihm zu verheiraten, entschieden ab und trennte sich von ihm, als er sich verlobte. Sie siedelte später nach Berlin über, wo sie im Verkehr mit Männern der Kunst und Wissenschaft stand und am 20. März 1855 starb.

Amalie, Friederike Auguste, Herzogin von Sachsen, Tochter des Prinzen Maximilian und Schwester des 1873 verstorbenen Königs Johann von Sachsen, geb. d. 10. August 1794, schrieb seit 1827 teils anonym, teils unter dem Pseudonym Amalie Heiter eine große Anzahl von Lustspielen und Familiendramen, komponirte auch unter anderem eine Operette, die Siegesfahne. Dieselbe wurde im Dresdener Theater aufgeführt, während ihre anderen musikalischen Compositionen nur im Privatkreise der königlichen Familie dargestellt wurden. Ihre Schriften zeichneten sich dadurch aus, daß sie bei aller Einfachheit der Composition und Verschmähung jedes künstlichen Effekts eine sorgfältige Characterzeichnung und Feinheit psychologischer Züge geben und ihre Wirkung durch die harmonische und milde Anschauung aller Lebensverhältnisse erzielen. Von ihren dramatischen Arbeiten wurden folgende auf vielen deutschen Bühnen mit Beifall aufgeführt: Der Oheim, die Fürstenbraut, das Fräulein vom Lande, der Landwirt, der Majoratserbe. Sie erschienen später insgesammt unter dem Titel: Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne, 7 Bände von 1836—1844. König Johann ließ sie im Jahre 1873 durch Waldmüller-Düboc vervollständigen und neu herausgeben. Die Herzogin starb den 18. September 1870.

Angelika Facius, Tochter des berühmten Graveur und Medailleur, geb. in Weimar am 14. Oktober 1806, eine Künstlerin in der Steinschneidekunst, dem Medaillenfach und der Bildhauerei. Bis zu ihrem 14. Lebensjahr wurde sie von ihrem Vater unterrichtet. Dann setzte sie ihre Studien bei dem verstorbenen Holzbildhauer Kaufmann in Weimar fort. Im Jahre 1825 reiste sie auf Befehl des Großherzogs Carl August nach Berlin, um ihre Kunststudien zu erweitern. Sie widmete sich hier fast ausschließlich der Skulptur unter der Leitung des Professors Rauch, nahm aber nebenbei noch Unterricht im Stahl- und Steinschneiden. Zu den hauptsächlichsten Arbeiten, die sie während eines siebenjährigen Aufenthaltes in Berlin und nach ihrer Zurückkunft in Weimar beendet hatte, gehören folgende: Lebensgroße Büste des Kaisers Nicolaus, die kleine Büste des russischen Kaisers Alexander, desgl. von dem Prinzen Wilhelm von Preußen (nachm. deutschen Kaiser), der Prinzessin Karl von Preußen 2c. Dann copirte sie nach Originalen von Rauch mehrere Büsten und Reliefs und formte sie nach der

Natur um. Andere Werke sind noch: eine Medaille auf den Tod des Großherzogs Karl August, eine Verdienstmedaille mit dem Portrait des Hofrats Meyer, eine Jubiläumsmedaille auf Wilhelmi in Roßleben und Staatsminister von Fritsch. Angelika Facius starb hochbetagt im Jahre 1886 in Weimar.

Amalie Freifrau von Groß, Tochter des großherzoglichen Ober-Stallmeisters und Generals, Geh. R. v. Seebach, geb. 1803 in Weimar. Im elterlichen Hause erzogen, erfreute sie sich der geistigen Regsamkeit in der Familie und ihres Verkehrs am Hofe und in der Gesellschaft. Besonders wirkte die Befreundung mit dem Goetheschen Hause belebend und anregend auf das für Erkennung des Schönen von der Natur angewiesene Gemüt und trieb es frühzeitig dazu an, die eigenen Wahrnehmungen, Ansichten und Gefühle abwechselnd in deutscher, englischer und französischer Sprache zu Papier zu bringen. Sie schrieb unter dem Pseudonym Amalie Winter und starb in Weimar den 13. Juni 1879.

Ihre Schriften sind: Deutsche Lebensbilder 1838. — Trauerbilder, 3 Sammlungen, 1840—42. — Memoiren einer Berliner Puppe, 1840. — Memoiren eines bleiernen Soldaten, 1840. — Bekenntnisse eines Opiumessers (Aus dem Engl.), 1840. — Märchen der Natur, 1841. — Diadem und Scepter, Gallerie der Herrscherinnen, 1841. — Stunden der Andacht für Kinder, 1843. — Memoiren einer Unvermählten, 1843. — Novellenkranz, 1843. — Nur ein armes Dienstmädchen, 1843. — Die Deportirten in Australien, 1848. — Kinder und Engel, 1850. — Wunder und Märchen des 19. Jahrhunderts, 1856.

Natalie Herder, geb. in Weimar 1802, Enkelin des berühmten Hofpredigers und Consistorialrats Gottfried von Herder. Dieser gab ihr noch die Weihe der Taufe. Seine Gattin Maria Karoline, geb. Flachsland, war auch als Dichterin und durch ihre ausgezeichnete Geistesbildung bekannt. Natalie verlor schon als sie 4 Jahre alt war, ihren Vater, Gottfried von Herder, welcher Leibarzt der Großherzogin von Weimar war. Ihre Mutter verheiratete sich zum zweiten Male mit dem Sohn des Ministers von Voigt, der jedoch auch 1813 starb. Schon früh wurde bei Natalie die Neigung zur Poesie und dem eifrigen Studium der fremden Sprachen durch die sorgfältigste Erziehung geweckt, sowie durch den freundschaftlichen Verkehr im Hause Goethe's und anderer litterarischer Größen. Eine Reise an den Rhein mit Johanna Schopenhauer, ein mehrjähriger Aufenthalt bei ihrem Oheim, dem Ober-Berghauptmann von Herder in Freiburg, und ein längeres Verweilen in Bayreuth, Nürnberg und Augsburg hielten sie bis 1833 von Weimar fern. Neben vielen in Zeitschriften gedruckten Gedichten machten besonders ein Nachruf an Goethe und einer den Manen Hummel's gewidmet, in Musik gesetzt von J. Ranke auf sie aufmerksam und erwarben ihr 1838 bei Tieck und Tiedge in Dresden eine liebevolle Aufnahme. Ferner erschien von ihr 1837 bei Bernhard Voigt in Weimar: Familienscenen und bunte Bilder aus Lottchens Tagebuch, eine Schrift für die weibliche Jugend.

Therese Huber, Tochter des Professors Christian G. Heyne in Göttingen, geb. den 7. Mai 1764, gest. den 15. Juni 1829 in Augsburg. Ihre erste Ehe mit Dr. Georg Forster war keine glückliche, obgleich beide von edlem Cha-

rakter waren und sich gegenseitig liebten. Therese folgte ihrem Gatten von Göttingen nach Wilna und später nach Mainz. Als 1792 die französische Invasion in Deutschland begann, und Forster im republikanischen Interesse zu wirken anfing, sendete er die Gattin mit den Kindern nach Straßburg und von da nach Neuenburg, wo sie im Hause einer befreundeten Familie Aufnahme fand. Nach dem Tode ihres Mannes verheiratete sie sich mit dem Schriftsteller Ludwig Ferdinand Huber, mit dem sie und ihr Gatte schon in Mainz ein inniges Freundschaftsverhältnis hatten. Durch Forsters politische Handlungsweise war seine Familie in die bedrängteste und bedenklichste Lage gekommen. Huber hatte sie aus derselben befreit und siedelte nach ihrer Verheiratung mit ihr und den Kindern nach Stuttgart über, wo Huber die Redaktion der allgemeinen Litteraturzeitung übernahm. Durch ein Verbot der Württembergischen Regierung gezwungen, verlegte er 1803 die Zeitung nach Ulm, wo er kurz zuvor zum Landes-Direktionsrat der neuen bayrischen Provinz Schwaben bei der Sektion des Schulwesens ernannt, am 24. Dezbr. 1804 starb. Therese lebte, zum zweiten Male Wittwe geworden, fortan zehn Jahre lang bei ihrem in Bayern angestellten Schwiegersohn. Schon nach der Trennung von ihrem ersten Gatten hatte sie sich mit litterarischen Arbeiten beschäftigt und einige Bücher herausgegeben, wie „Die Familie Seldorf“ (Tübingen 1795, 2 T.), „Luise“ (Leipzig 1796), Erzählungen (Braunschweig 1802, 3 Bde.)

1819 ging sie nach Stuttgart, wo sie die Redaktion des Morgenblattes übernahm, welche sie mit großem Geschick bis 1824 besorgte. Dann zog sie nach Augsburg; dort starb sie am 15. Juni 1829. Ihre Dichtungen bekunden feine Geistesbildung, einen reichen Schatz von Menschenkenntnis und tiefes Gemüt.

Sie schrieb noch folgende Werke: Erzählungen (Stuttgart 1820, 2 B.) Hannah (Leipzig 1821), Ellen Percy (1822, 2 B.), Jugendmut (1824, 2 B.), Die Ehelosen (1829, 2 B.). Ihr Sohn Victor Anne Huber, Litteraturhistoriker und kirchlich politischer Schriftsteller, gab eine Sammlung ihrer Erzählungen 1830—1833 in 6 Bänden heraus.

Amalie von Imhoff, geb. in Weimar 1776, Hofdame bei der verwittweten Herzogin Anna Amalie, vermählte sich 1803 mit dem schwedischen General-Feldzeugmeister von Helwig. Um ihren Kindern eine deutsche Erziehung zu geben, verließ sie 1810 Schweden und lebte mit ihnen 2 Jahre in Heidelberg. Dann vereinigte sie sich wieder mit ihrem Gatten. Die Familie zog nach Berlin, wo sie den 17. Dez. 1831 starb. Sie war sehr musikalisch, sang und dichtete und lieferte viele Beiträge zu Schiller's Allmanach. Jean Paul nannte ihr Gedicht „die Schwestern von Lesbos“ (6 Gesänge Frankfurt a. M. 1801) das vorzüglichste, was in Poesie geleistet werden kann. Außerdem erschienen von ihr „die Schwestern auf Corsica, eine dramatische Idylle (Leipzig 1812) die Tageszeiten, 4 Idyllen (1812), Taschenbuch der Sagen und Legenden (Berlin 1812), die Sagen von Wolfbrunn, ein Märchen (Berlin 1814).

Elisabeth Kulmann, am 5. Juli 1808 in Petersburg geboren, war die Tochter eines russischen Offiziers, nach dessen frühem Tode die Familie in die drückendste Armut geriet. Unter dem Einfluß der Mutter, einer Deutschen, ent-

wickelten sich die Anlagen und Fähigkeiten Elisabeths in fast staunenswerter Weise. In ihrem sechsten Jahre las und sprach sie richtig russisch und deutsch; in ihrem 15. verstand sie elf Sprachen, darunter lateinisch und griechisch, und vermochte sich in acht derselben geläufig zu bewegen. Sie dichtete in russischer, deutscher und französischer Sprache, besaß daneben achtungswerte Fertigkeit im Zeichnen und in der Musik und umfassende Kenntnisse in der Mathematik und den Naturwissenschaften. Die übermäßige Anstrengung unausgesetzten Studierens und Arbeitens richteten indes den zarten Körper der Jungfrau bald zu Grunde. Sie starb an völliger Entkräftung am 19. Novembr. (1. Dezbr. n. St.) 1825, noch nicht 17 Jahre alt, in Petersburg.

Schr.: Sämmtliche Dichtungen; herausg. von K. Fr. von Großheinrich, 1835. — Dichtungen, ausgewählt von Franz Miltner, 1875.

Marie Christiane Mindermann wurde am 9. Dezmbr. 1808 zu Bremen als die Tochter eines Drechslermeisters geboren. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung und besonders wußte ihre Mutter in ihr den Sinn für stille Freuden, für die Natur, und nicht minder für Lernen und Weiterstreben zu wecken und rege zu erhalten. Bis zum 12. Jahre besuchte Marie die Domschule unter des wackern Rutenberg Leitung. Nach ihrer Konfirmation im 16. Jahre zeigte sie große Neigung für das Lehrfach, aber ihre schwachen Körperkräfte mahnten davon ab, und mit großer Selbstüberwindung fügte sie sich dem Wunsche der Eltern, sich den Haushaltungspflichten zu widmen. Ihre wenigen Mußestunden benutzte sie, um durch passende Lektüre ihre Kenntnisse zu bereichern und hin und wieder ein Gedicht für den „Bürgerfreund" zu schreiben. Erst lange nach dem Tode der Eltern trat Marie M. als Schriftstellerin auf und zwar infolge der religiösen und politischen Bewegungen des Jahres 1848. Es erschienen von ihr anonym mehrere Broschüren, die besonders die Verhältnisse der Vaterstadt betrafen; einige derselben hatten ein Anklageverfahren zur Folge, da der Senat sich in denselben beleidigt erachtete. Die Verfasserin wurde zu acht Tagen Gefängnis verurteilt. Im Gefühl ihres Rechts verschmähte sie es, durch ein Bittgesuch an den Senat Erlaß der Strafe herbeizuführen. Später wandte sich Marie der Jugendschriftstellerei zu. Still und zurückgezogen lebte sie in ihrer Vaterstadt, nur hin und wieder eine Reise in das südliche Deutschland unternehmend, bis der Tod sie am 25. März 1881 von hinnen rief.

Schr.: Heide und Moos (Märch.), 1854. — Feldblumen (Erz.); 1860 — Plattdeutsche Gedichte, 1861. — Buntes Laub (Märch., Sg. und Arabesken), 1863. — Dramatische Kleinigkeiten (Marion. — Das Testament des Onkels), 1867. — Sagen der alten Brema, 1867. — Ranken (Ged.), 1870. — Blumen am Wege (Erz., Märch. 2c.), 1872. — Bis zum Senator (Erz.), 1877. — Spruchschatz, 1879. — Aus dem Leben (2 Erz.), 1880.

Elfriede v. Mühlenfels, im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts geboren, war die Tochter des verstorbenen Präsidenten des Oberappellationsgerichts von Neu-Vorpommern, bildete sich durch den anregenden Verkehr im Elternhause und auf größeren Reisen (nach Schweden, der Schweiz, Italien), lebte seit 1830 in Berlin

und später in Dresden, wo sie am 12. Januar 1884 starb. Ihr ganzes Leben war wohlthätigen Bestrebungen gewidmet. Sie stiftete viele humanitäre Anstalten und unterstützte durch den Erlös von eigenen Werken nach Möglichkeit bedrängte Ortschaften oder Familien. Durch Herausgabe des „Dresdener Album" legte sie 1847, zur Zeit einer Hungersnot im Erzgebirge, den Grundstein zu einer Stiftung in Rammenau und durch Herausgabe des „Karlsbader Gedenkbuches" begründete sie 1858 die nach ihr benannte Mühlenfelsstiftung. Die letzte ihrer humanen Bestrebungen war die Gründung der Körnerstiftung, deren Ertrag kranken Dichtern oder Künstlern die Möglichkeit einer Badekur in Karlsbad gewährt.

Luise von Plönnies wurde am 7. November 1803 in Hanau geboren, wo ihr als Naturforscher bekannter Vater, Dr. Joh. Phil. Leisler, als Ober-Medizinalrat lebte. Dieser weckte und nährte frühe bei der Tochter den Sinn für Poesie, und so kam es, daß sie, unterstützt durch große Gewandtheit in der Erlernung fremder Sprachen, schon mit neun Jahren metrische Übersetzungen aus dem Englischen machte. Im zehnten Jahre verlor sie den Vater, und im vierzehnten kam sie in das Haus ihres mütterlichen Großvaters, des Geheimrats und großherzoglichen Leibarztes Frhrn. Georg von Wedekind in Darmstadt, welcher alles aufwendete, die Erziehung seines Lieblings zu vollenden. Im Jahre 1824 vermählte sich Luise mit dem Medizinalrat Dr. August von Plönnies, einem geistvollen jungen Arzte, der als Leibmedikus nach Darmstadt berufen worden war. Eine Reise, die sie im Anfange der vierziger Jahre nach Belgien unternahm, um dort vlämische und niederländische Sprache und Litteratur zu studieren, beschrieb sie in den interessanten „Reiseerinnerungen aus Belgien. Nebst einer Ueberſicht der vlämischen Litteratur" (1845) und wurde dafür von der königl. Akademie in Brüssel und von der litterarischen Akademie in Gent und Antwerpen zum Mitgliede ernannt. Im Sommer 1847 Wittwe geworden, siedelte sie nun nach Jugenheim an der Bergstraße über, um sich in stiller Landeinsamkeit ganz der Erziehung ihrer Kinder und der Poesie zu widmen, zog aber 1860 wieder nach Darmstadt, wo sie am 22. Januar 1872 starb.

Ihre Schriften sind: Gedichte, 1844. — Ein Kranz den Kindern (Ge.), 1884. — Abälard und Heloise (Son.) 1849. — Britannia (Auswahl a. engl. Dichtern; übers.) 1843. — Ein fremder Strauß (Ge.) 1845. — Joast van den Vondels Lucifer, übers., 1845. — Die Sagen Belgiens, 1846. — Oskar und Giannetta (Son.), 1850, — Neue Gedichte, 1851. — Mariefen von Nymwegen (G.), 1853. — Die sieben Raben (G.), 1862. — Lilien auf dem Felde, 1864. — Ruth (Bibl. Dichtung), 1864. — Englische Lyriker des 19. Jahrhunderts, übers., 1864. — Joseph und seine Brüder (Ep. D.), 1866. — Maria von Bethanien (G.), 1867. — Die heilige Elisabeth (Ep. G.), 1870. — Maria Magdalena (Dr.) 1870. — David (Bibl. Dr.), 1874. — Sagen und Legenden (nebst verm. Ge.), 1874.

Josephine, Freiin zu Remekházy, stammt aus einer reichsfreiherrlichen Familie Dietrich zu Landsee und wurde am 13. November 1809 in Wien geboren. Bei dem vorherrschenden Drange zur Einsamkeit, der durch den frühen Tod des Vaters — er starb, als sie erst sechs Jahre zählte — nur noch mehr

genährt wurde, entwickelten sich ihre geistigen Fähigkeiten um so schneller, als sie mit nicht gewöhnlichen Talenten und einem vortrefflichen Gedächtnisse begabt war. Sie lernte ungemein leicht, eignete sich die Kenntnis mehrerer Sprachen an und versuchte sich frühzeitig in kleineren Arbeiten, welche Bäuerle in seine „Theater-Zeitung" aufnahm. Im November 1834 vermählte sich Josephine mit dem nachmaligen Hofrate des obersten Gerichtshofes, Joseph Freiherrn von Nemekházy in Gurahoncz. Sie starb 1864.

Schr.: Fantasieblumen (Nn); II. 1839. — Novellen; 3 Bände, 1837. — Feldblumen (Ge.), 1841.

Antonia Schäfer pseud. Cordelia wurde im November 1804 in Czaslau, in Böhmen, als die Tochter des k. k. österreichischen Hauptmanns v. Lützow geboren. Derselbe starb bereits drei Jahre später, infolge eines Sturzes mit dem Pferde in Mecklenburg, der Heimat der Mutter. Letztere zog mit ihren dre Kindern nach Böhmen zurück und 1812 zu Verwandten an den Rhein. Im Jahre 1818 starb die Mutter, und Antonia kam nun zu einer Tante nach Aachen, wo sie bis zu deren Tode (1823) blieb. Dann kehrte sie zu ihrer Großtante in der Nähe von Bonn zurück, bei der sie ihre Jugend in tiefer Einsamkeit verlebte. Später verheiratete sie sich mit Dr. Schäfer in Königswinter am Rhein, wo sie hochbetagt starb.

Schriften: Alwina, oder; Die Proselytin, 1840. — Julie und Marie, Brochure über den katholischen Kultus, 1846. — Emilie, oder; Die Sklaven der Engländer 1856. — Paris und Rom, Familiengeschichte, 1861. — Der Testeid, Historische Regie, 1862. — Schloß Kreuzberg an der Ahr, 1878.

Sybilla Katharina Schücking, geb. 26. Januar 1791, Tochter des Land- und Stadtrichter Busch zu Dülmen in Westfalen, seit 1813 Gattin des Friedensrichters Schücking in Klemenswerth im Münsterland, Mutter des 1814 geb. Dichters und Romanschriftstellers Lewin Schücking, veröffentlichte ihre Gedichte in Journalen und Almanachs. Sie war eine geistreiche und charactervolle Frau und starb den 2. November 1831, in der Vollblüte ihres Lebens.

Julie Friederike Seidel, geboren in Weimar 13. März 1791, erhielt eine gute Erziehung, welche besonders ihr Talent zum Zeichnen berücksichtigte. Im Jahre 1814 wurde ihr Sinn für Landschaftsmalerei unter Anleitung des Lehrers Lieber geweckt. Im Jahre 1816 kam sie auf die Zeichen-Akademie von Weimar, wo sie unter Anleitung des Hofrats Meyer, die in Sepia ausgeführten Handzeichnungen nach Philipp Wackert copirte und darin ein eigentümliches Talent zeigte. Nun versuchte sie in Öl zu malen. 1821 reiste sie nach Frankfurt a. M. Sie copierte dort in der Gemäldesammlung unter anderem eine Landschaft von Paul Potter so vorzüglich, daß Herzog Karl August von Weimar sie ankaufte. Ihr gelungenstes Werk ist ein Ölgemälde, das den Erlkönig von Goethe nach einer von Lieber entworfenen Skizze darstellte.

Luise Seidler, geboren 10. Mai 1786 in Jena, begann ihre Künstlerlaufbahn schon früh, indem sie vortrefflichen Unterricht in Bildhauerei bei Döll in Gotha erhielt. Als sie 1811 nach Dresden geschickt wurde, faßte sie den Ent-

schluß, sich ganz der Kunst zu weihen. Sie nahm Unterricht in der Ölmalerei bei Kügelchen, kam 1817 durch ein Stipendium des Großherzogs Karl August nach München, wo sie sich ein Jahr ausschließlich dem historischen Fach widmete; von dort mit vielen Empfehlungen ausgestattet, reiste sie 1818 nach Italien. Sie besuchte abwechselnd Rom, Neapel, Florenz und Bologna.

Im Jahre 1823 wurde sie Lehrerin der Prinzessinnen Marie und Augusta in Weimar, 1824 Aufseherin der dortigen Gemäldesammlung; 1826 besuchte sie Paris wo sie A. v. Humbold kennen lernte und durch ihn in den interessantesten Kreisen Eingang fand. In all ihren Bildern sprach sich lebhaftes Kolorit und ein frommer Sinn aus. Sie starb den 7. Okt. 1866.

Ihre vorzüglichsten Gemälde sind: Ein Altarbild in der Kapelle des Herzogs von Gotha, die Madonna mit Christuskind und den drei Engeln: Glaube, Liebe und Hoffnung darstellend. — Die heilige Elisabeth, Almosen austeilend in der Wartburg bei Eisenach. — Ein Altarbild Christus in der Glorie mit vielen Engeln. — Hagar in der Wüste.

Zu ihren vorzüglichsten Portraits gehören: Großherzog Karl August, Großherzog Karl Friedrich von Sachsen-Weimar, Goethe, Frl. v. Marezoll, Herzog August von Gotha, die Prinzessinnen Marie und Auguste (spätere Kaiserin) und Prinz Karl Alexander von Sachsen-Weimar, Fr. v. Stein u. A. m.

Francisca, Gräfin von Tauffkirchen-Engelburg, geborene Freiin von Seefried von Buttenheim, wurde am 28. Juni 1802 geboren, erhielt besonders unter dem Einfluß einer trefflichen Mutter und eines würdigen Großvaters auf dem Gute Sassenfurth bei Bamberg eine vorzügliche Erziehung und ihre spätere Bildung in dem Töchterinstitut des Direktor Pöhlmann in Erlangen. Nach dem Tode ihrer Mutter lebte sie bei ihrem Vater in Regensburg oder auf dessen Gütern in Franken, und schon zu dieser Zeit bethätigte sie sich als gewandte Novellistin. Nach ihrer Vermählung mit dem Grafen Maximilian von Taufffkirchen lebte sie teils in Engelburg, teils in Bamberg, hielt sich während der Sommer 1849 und 1850 in Wien auf und starb am 27. April 1851 in Engelburg.

Schriften: Eriken, Novellen, 1833. — Georginen, Novellen, 1834. — Die Schwärmerin, Erzählung, 1846. — Die Schwestern von Savoyen, 1847. — Verschiedene dramatische Arbeiten, wie Graf Lauzun. — Der Advokat. — Die beiden Trenk. — Graf Arco 2c.

Marianne von Willemer, Tochter des Instrumentenmachers Jung, geboren den 20 November 1784 in Linz, kam 1798 mit ihrer Mutter, die Wittwe geworden war, mit einer Truppe des Balletmeisters Traub nach Frankfurt a. M. Dieser arrangierte Bühnenunterhaltungen, in denen Marianne als Sängerin auftrat. Sie gewann so sehr das Wohlwollen eines Bankier Johann Jacob von Willemer, der damals Vorstand des Frankfurter Theaters war, daß dieser sie zu seinen Töchtern ins Haus nahm und sie 15 Jahre später, 1813, nachdem er inzwischen zwei Frauen durch den Tod verloren hatte, als dritte Gattin erwählte. Als solche lernte Goethe die anmutige Frau kennen, welche ebenso dichterisch begabt, wie musikalisch war. Aus einem 1877 veröffentlichten Brief-

wechsel zwischen Goethe und Marianne (herausgegeben von Creizenach, Stuttgart) geht hervor, daß sie die bestimmte persönliche Erscheinung der Suleika in seinem weströstlichen Divan, den er damals dichtete, war und daß in demselben verschiedene Gedichte thatsächlich von ihr herrührten, wie zum Beispiel „an den Westwind.“ Sie starb den 16. Dezember in Frankfurt am Main.

Karoline Auguste von Wolzogen, geboren den 3. Februar 1763 in Rudolstadt, eine geb. von Lengenfeld, ältere Schwester der Gattin Schillers, erhielt eine treffliche Erziehung und verheiratete sich bereits in ihrem 16. Jahr mit dem Geheimrat von Beulwitz; bald jedoch erkannten die Eheleute, daß sie nicht für einander paßten; eine Scheidung erfolgte und Karoline kehrte zu ihrer Mutter zurück. Im Spätherbst lernte sie Schiller kennen, welcher mit der Familie innig befreundet wurde und nach der Verlobung mit der jüngeren Schwester Charlotte, Karolinen noch näher trat, wie aus ihrem veröffentlichten Briefwechsel mit Schiller hervorgeht. Im August 1796 verheiratete sich Karoline zum zweiten Mal mit dem weimarischen Oberhofmeister Wilhelm von Wolzogen.

Als Dichterin trat sie zuerst anonym in einem Roman auf: „Agnes von Lilien“,der durch anmutige Darstellung, Zartheit des Gefühls, sittliche Tüchtigkeit und poetische Wahrheit zu den besten Werken dieses Genres jener Zeit gehört. Als ihr Gatte 1804 zum Mitglied des Ministeriums und zum Geheimrat ernannt wurde, trat Frau von Wolzogen in nähere Beziehung zum Hofe und zu Goethe. Nach dem Tode ihres Mannes 1809 und dem ihres einzigen Sohnes siedelte sie nach Jena über, wo sie am 11. Januar 1847 starb. Ihr Hauptwerk ist: „Schillers Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Mitteilungen seines Freundes Körner. Dieses in 5. Auflage 1876 erschienene Buch in 2 Bänden zeichnet sich durch Reichhaltigkeit, sowie Treue und warme Darstellung aus. Von ihr erschienen noch Erzählungen, der Roman „Cornelia“ und nach ihrem Tode ihr litterarischer Nachlaß in 5 Bänden.

Kathinka Therese Pauline Modesta Zitz, geb. Halein, stammte aus einer angesehenen Patrizierfamilie in Mainz und wurde daselbst am 4. November 1801 (nach ihrer eigenen Angabe) geboren. Sie empfing im elterlichen Hause die sorgsamste Erziehung und kam später nach Straßburg in eine Pensionsanstalt. Mit einem heitern fröhlichen Gemüt verband Kathinka schon zu dieser Zeit ein Streben nach Wissen, das weit über den Grenzen des kindlichen Alters lag. Die Lektüre französischer Klassiker war ihre Lieblingsbeschäftigung. In ihrem 17. Jahre verlobte sie sich mit einem preußischen Offizier, Namens Wild, löste aber nach zehn Jahren, da das erwartete Avancement ausblieb, dies Verhältnis wieder auf. Inzwischen war sie längst wieder in's elterliche Haus zurückgekehrt, und verließ dasselbe erst nach dem Tode ihrer Mutter (1825), um eine Stelle als Erzieherin in Darmstadt anzunehmen. Hier verweilte sie bis zum Jahre 1827, folgte von da einem Rufe als Vorsteherin eines Erziehungsinstituts nach Kaiserslautern, mußte aber krankheitshalber nach einem Jahre bereits diese Anstellung aufgeben und kehrte nach Mainz zurück. Einige Jahre darauf vermählte

sie sich mit einem weitläufigen Verwandten, dem Advokat-Anwalt Dr. Franz Zitz, der in den Jahren 1848—49 als Oberst der Bürgergarde und als Parlaments-Mitglied eine große Rolle spielte, aber endlich, nachdem er nach zweijähriger Ehe seine vorwurfsfreie Gattin verstoßen hatte, nach Amerika flüchten mußte, wo er lange Zeit als Notar lebte. Später kehrte er nach Europa zurück, (er starb am 30. April 1877 in München.) Seine Gattin behielt ihren Wohnsitz in Mainz bei. Für ihre Wirksamkeit während der Kriegsjahre wurde sie vom Landesherrn mit einem Orden geschmückt. Leider hatte sich in ihrem Alter eine fast an Blindheit grenzende Augenschwäche eingestellt, und da ihr der Gatte überdies wenig zu ihrem Unterhalt gewährte, so suchte sie schließlich einen Zufluchtsort im St. Vincenz-Pensionat bei den barmherzigen Schwestern. Dort starb sie am 8. März 1877. Sie schrieb teils unter ihrem Geburtsnamen Kathinka Halein, teils abgekürzt Tina Halein, teils unter dem Pseud. Auguste, Pauline, Stephanie, Emeline, Eugenie, Rosalia, Viola u. a., teils unter dem Anagramm K. Th. Zianitzka.

Schr.: Fantasieblüten und Tändeleien (Ge.), 1821. — Die Fremde (Nach dem Franz.); 1826. — Marion de Lorme (Deutsch n. d. Franz.), 1833. — Triboulet, oder: Des Königs Hofnarr (Frei n. Vict. Hugo), 1835. — Cromwell (Hist. R.), 1836. — Erzählungen, fremd und eigen, 1845. — Sonderbare Geschichten aus den Feenländern, 1845. — Herbstrosen (Poesie und Prosa), 1846. — Variationen in humor. Märchenbildern, 1849. — Donner und Blitz, 1850. — Novellenstranz, 1850. — Süß und sauer, 1851. — Rheinsandkörner (Nov.) 1852. — Maikräuter (Nov. u. Erz.), 1852. — Neue Rheinsandkörner, 1852. — Neueste Rheinsandkörner (Nov.), 1853. — Champagnerschaum (Erz. u. Nov.), 1854. — Ernste und heitere Lebensbilder (Erz.), 1854. — Die Najade des Soolsprudels zu Nauheim u. a. Erzählungen, 1854. — Letzte Rheinsandkörner (Nov.), 1854. — Korallen-Zinken, 1855. — Kaiserin Josephine, nebst andern Erzählungen, 1855. — Strohfeuer (Erz.), 1855. — Schillers Laura, nebst andern Nov. u. Erz. 1855. — Welt-Pantheon (Festgabe), 1856. — Beiträge zur Unterhaltungslektüre, 1856. — Magdalene Horix (Zeitbild), 1858. — Dur- und Molltöne (Neuere Ge.), 1859. — Starkhand (R. n. d. Franz.), 1862. — Der Roman eines Dichterlebens (Goethe); 1863. — Rahel, oder: 33 Jahre aus einem edlen Frauenleben; 1864. — Heinrich Heine, der Liederdichter (R.); 1864. — Lord Byron (R.); 1867. — Zahlreiche Jugendschriften.





BETTINA v. ARNIM

GEB. BRENTANO

Bettina von Arnim*)

geboren 1785, gestorben 1859.

Kein Frauenleben des 19. Jahrhunderts ist durch seine Entwicklung, wie durch die Ursprünglichkeit seines Wesens interessanter als das Bettina's, auf welche die Worte Anwendung finden, welche sie in ihrem Werke „Im Frühlingsglanze Clemens Brentano's" ihrem Bruder widmet: „Der gebildete Mensch oder der empfindende lebt ein doppeltes Leben, er lebt das gesellige, praktische seines Standes, seiner Familie und lebt das Leben seines Geistes, seiner Begriffe, seiner Empfindungen. Jenes ist gebunden und bestimmt durch seine Umgebung und den Punkt, auf den es in der bürgerlichen Welt gestellt ist, dieses aber hat das Universum der Natur zum Gegenstand, insofern es sich frei in sich fortbildet. Beides zusammen bildet seine Geschichte, die — wie sich beide Leben mehr oder weniger in ihm bestimmen, oder aufheben oder durchdringen oder gegenseitig erhöhen, die Geschichte eines schwankenden, einseitigen, geschlossenen oder ewig fortstrebenden Gemütes ist."

Bettina hat das Bild ihres Lebens in ihren Werken uns hinterlassen. Sie ist die Darstellung des rein Idealen, ihr Gefühl empörte sich gegen das einseitig Verständige, das Herkömmliche, die äußere Gewohnheit. Ihr Gemüt wie ihr Geist streben vorwärts, aufwärts und die Leidenschaft, mit der sie Alles ergreift, was sie zum Schaffen anregte, giebt ihren Schriften Belebendes, Anregendes für alle Zeiten. Anna Elisabeth Brentano ward am 4. April 1785 in Frankfurt a. M. geboren. Ihr Vater, der Kaufherr Peter Anton Brentano, war reich begütert. Er war Italiener. Seine erste Gattin war eine geborene Brentano, seine zweite Gattin, ihre Mutter, Maximiliane, die Tochter der berühmten Dichterin Sophie La Roche, eine gefeierte Schönheit, in welcher Goethe das Urbild von Werther's Lotte sah.

Früh schon verlor Bettina ihre Eltern. Als sie starben blieben dreizehn Kinder.

Bettina wurde im Kloster Fritzlar erzogen, wo sie sich ganz ihrer schwärmerischen Neigung zu der sie umgebenden schönen Natur überlassen konnte. Früh entwickelte sich ihr Talent zum Malen, sie war geschickt in Handarbeiten und bethätigte ihre Liebe zur Musik im Guitarrenspiel und Gesang.

Nachdem sie 1801 das Kloster verlassen, lebte sie mit ihren Geschwistern bald in Frankfurt, bald bei der Großmutter in Offenbach in den angenehmsten Verhältnissen.

---

*) Mit Benutzung von Moritz Carrières Denkschrift zum 100jährigen Geburtstag. (Breslau, Verlag von S. Schottländer) und nach authentischem Quellenstudium.

Im Hause der Großmutter fand sie stets geistige Anregung. Wie sie, waren auch drei ältere Geschwister sehr begabt; ihrem Herzen am nächsten stand ihr Bruder Clemens, und ihre mit Savigny verheiratete Schwester. Sie zog eine Zeit lang zu dieser letzteren nach Marburg, ging mit Savigny nach Landshut, München und Wien und kam überall in Umgang mit den hervorragendsten Männern.

Als ganz junges Mädchen lernte sie Caroline von Günderode kennen und lieben. Diese ältere Freundin (geb. 1779 in Karlsruhe) imponirte Bettina als fantasiereiche Dichterin, die wie sie die Natur leidenschaftlich anbetete. Bekanntlich nahm diese Freundschaft ein tragisches Ende, als die Günderode in düsterer Schwermut sich 1805 zu Winkel am Rhein das Leben nahm. Die Katastrophe war dadurch herbeigeführt, daß der berühmte Altertumsforscher Kreuzer ein mit ihr angeknüpftes Liebesverhältnis rücksichtslos abbrach. Bettina erneute das Andenken ihrer Jugendfreundin drei Jahrzehnte später, als sie 1840 „die Günderode" in 2 Bänden herausgab. — Nach dem Tode der Günderode trat Bettina in ein inniges Freundschaftsverhältnis mit Goethes Mutter. Wie diese sie geschätzt, geht aus einem Briefe hervor, den Carrière uns nach dem Original mitteilt:

„Gutes, liebes, bestes Kind!

Dein Andenken geht über Alles und macht mich glücklicher, als es der tote Buchstabe ausdrücken kann. O erfreue mein Herz, Sinn und Gemüt, und komm bald wieder zu mir. Du bist, lieber, besser, größer als die Menschen, die um mich herumkrabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Thun und Lassen nicht nennen. Da ist kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte — sie sperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im Abcbuch steht. Lassen wir das und kommen zu etwas, das uns schadlos hält. Meine Freude war groß, da ich hörte, daß Du in Weimar gewesen wärest; Du hast viel Vergnügen dort verbreitet und bedauert man, daß Dein Aufenthalt dort so kurz war. Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend, sagt ein altes Sprüchwort. Was werden wir uns nicht Alles zu sagen haben! Darum komme bald und erfreue die, die, bis der Vorhang fällt, ist und bleibt Deine wahre Freundin

Elisabeth Goethe."

Bei einem Aufenhalt in Weimar im April 1801 mit ihrer Schwester Melanie von Gnaita, hatte sie Goethe persönlich kennen gelernt. Von da ab blieb sie im lebhaften Briefwechsel mit dem schwärmerisch von ihr verehrten Dichter, der schon zu ihrer Großmutter und Mutter in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte. Während ihre Briefe von excentrischer, überschäumender Begeisterung und naiver Liebe zeugen, spricht aus Goethes Briefen die Ruhe, Milde und Weisheit des väterlichen Freundes. Als im Herbst 1808 seine Mutter gestorben war, dankt er ihr in einem Briefe für ihre Teilnahme mit den Worten: „Nimm in diesen wenigen Worten meinen Dank für Deine nie versiegende Liebe, Dein immer lebendiges Andenken an das Gegenwärtige, Deine Treue für das Vergangene!"

Als Goethe beabsichtigte, seine Biographie zu veröffenlichen, schrieb er Bettina in einem Briefe: Anstatt nun also Dir zu sagen, wie es mir geht, wovon nicht viel zu sagen ist, so bringe ich eine freundliche Bitte an Dich. Da Du doch nicht

aufhören wirst, mir gern zu schreiben, und ich nicht aufhören werde, Dich gern zu lesen, so könntest Du mir nebenher noch einen Gefallen thun. Ich will Dir nämlich beichten, daß ich im Begriff bin, meine Bekenntnisse zu schreiben, daraus mag nun ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussehen; aber in jedem Fall bedarf ich Deiner Beihülfe. Meine gute Mutter ist abgeschieden, und so manche Andere, die mir das Vergangene hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast Du eine schöne Zeit mit der Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen, und trägst und hegst Alles frisch im belebenden Gedächtnis. Setze Dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinen bezieht, Du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden. Schreibe von Zeit zu Zeit etwas und sprich nur dabei von Dir und Deiner Umgebung. Liebe mich bis zum Wiedersehen.

Weimar, 25. Oct. 1810. G.

Bettina zeichnete nun auf, was sie nach den Erzählungen seiner Mutter aus seiner Kindheit wußte, und so verdanken wir ihr manche Erinnerung aus Goethe's Kindheitsleben, die sonst verloren gegangen wäre.

In Wien hatte Bettina Beethoven kennen gelernt, für den sie schwärmte. Sie brachte ihn mit Goethe in Verbindung. Er bat sie, dem letzteren seine innigste Verehrung und Bewunderung auszudrücken und in dieser Weise schrieb er ihr 1810: „Ich bin eben in Begriff, Goethe selbst zu schreiben wegen Egmont, wozu ich die Musik gesetzt und zwar blos aus Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen. Wer kann aber auch einem großen Dichter genug danken, dem kostbarsten Kleinod einer Nation! Nun lebe wohl, liebe, liebe Freundin, ich küsse Dich so mit Schmerzen auf Deine Stirn und drücke damit, wie mit einem Siegel all' meine Gedanken für Dich aus. Schreiben Sie bald, bald, oft Ihrem Freunde Beethoven."

Unter den bedeutenden Männern, welche Bettina in Frankfurt a. M. kennen gelernt hatte, war auch der romantische Dichter Achim von Arnim, ein ritterlicher Character, der sich lange schon um Bettina's Gunst beworben hatte. Sie verlobten sich und feierten in aller Stille am 20. März 1811 ihre Hochzeit. Der junge Ehemann schrieb voll Freude über dies Ereignis an seinen Freund Görres: „Wir sind ohne irgend Jemandes von unserer Verwandten Wissen hier in der Stadt fünf Tage verheiratet gewesen, bis wir es selbst an Clemens und Savigny erzählt haben. Die Schwierigkeit wirst Du begreifen, wenn Du weißt, daß ich Zimmer an Zimmer mit Clemens wohnte und Bettina bei Savigny's. Es ging eben, wie in tausend Comödien: eine Kammerjungfer vermittelte alles. Heimlich wurde ich morgens auf dem Zimmer eines 80jährigen Predigers getraut, kam Abends, wie gewöhnlich, zu Savigny's, polterte die Treppe hinunter, schlug die Hausthür zu und schlich mich heimlich in Bettina's Zimmer zurück, das recht fröhlich mit Rosen, Jasmin und Myrten belaubt war. Warum heimlich? Weil alle lauteren Hochzeiten, wie unsere unvermeidlich geworden wäre, zu dem widrigsten Spott alles Sakramentes, zu den heillosesten Zoten gehören, wobei sich die Leute gar noch verpflichtet halten, nebenbei einige Thränen zu vergießen."

In dem Jahre seiner Verheiratung besuchte das Arnim'sche Ehepaar Goethe in Weimar. Bei dieser Gelegenheit kam Bettina in Conflict mit seiner Frau, der sie etwas derb entgegen getreten war, wodurch der Briefwechsel mit Goethe aufhörte. Jedoch standen sie immer noch in Beziehungen, was aus dem Umstand hervorgeht, daß Bettina's Sohn Goethe am 8. März 1832 besuchte und einen Brief seiner Mutter überbrachte. Bettina bewahrte dem Dichter ihre schwärmerische Verehrung und gab nach seinem Tode das bekannte Buch heraus: „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde." Die Kritik behauptete in neuester Zeit daß dies nur ein Werk ihrer Fantasie und nicht echte Briefe Goethe's seien. Dem gegenüber veröffentlichte Geheimrat von Loeper 1879: Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, 14 Briefe Goethe's an die letztere, die ihm von ihrem Schwiegersohn, Geheimrat Professor Grimm im Original zum Abdruck übergeben worden waren. Eine große Anzahl Originalbriefe von Goethe an Bettina sind noch im Besitze ihres Sohnes und sollen erst nach dessen Tode veröffentlicht werden.)

Die Ehe mit Achim von Arnim war eine durchaus glückliche. In ihren poetischen Neigungen begegneten sich die beiden Ehegatten, nur daß er eine nordische, germanische Natur, sie eine südliche, leidenschaftliche war, die das italienische Blut nicht verleugnen konnte. Von Arnim hatte bereits vor seiner Verheiratung Dichtungen herausgegeben und veröffentlichte bald nach derselben: „Des Knaben Wunderhorn." Das Ehepaar führte während der Sommermonate ein idyllisches Leben auf Arnims Gut Wiepersdorf in der Mark, während es die Wintermonate in Berlin zubrachte, wo es einen regen Verkehr mit Wilhelm von Humboldt, Schinkel, Schleiermacher und andern Freunden pflegte. Bettina blieb auch nicht ohne Einfluß auf dieselben und so soll sie auch Schinkel den Bilderentwurf für die Vorhalle des Museums gemacht haben. Schleiermacher hatte lange mit ihr im Briefwechsel gestanden und confirmirte ihre 4 Söhne. Wie er über sie dachte, zeigt uns folgende Aeußerung: „Gott ist bei besonders guter Laune gewesen, als er Bettina erschaffen." Sie selber berichtet von dem Mutwillen und Uebermut, der sie getrieben zu neckendem Scherz, der sie im Vollgefühl ihrer Unschuld und Tüchtigkeit über so manche Grenze hinausgeführt hat, welche die herkömmliche Sitte für gewöhnliche Menschen als wolthätige Norm gezogen, wie ihr Klettersinn sie auf Mauern und Bäume steigen ließ. So setzte sie sich in einer Abendgesellschaft bei Gneisenau zu dessen Füßen, legte ihren Kopf auf seine Knie und schlief ein. Einst bei Friedrich, Heinrich Jacoby zum Thee geladen, war sie die erste im Zimmer, stellte sich hinter den Ofenschirm, und als die andern über ihr Ausbleiben schmählten und mancherlei gegen sie sprachen, trat sie hervor und rief: „Ja, ich bin eine abscheuliche Person, aber ich will mich bessern."

Sie liebte das gesellige Leben und machte sich gern einen Spaß, um Andere in Verlegenheit zu bringen; wußte aber selbst mit Humor sich aus jeder solchen zu befreien.

Am 21. Januar 1831 starb Achim von Arnim; Bettina blieb mit 4 Söhnen

und 3 Töchtern in tiefem Leid zurück. Auf dem Gute fühlte sie sich zu vereinsamt, weshalb sie mit den Kindern nach Berlin zog. Hier verkehrte sie sehr viel mit Schleiermacher, dessen Tod 1834 sie sehr tief berührte.

Erst nach dem Verluste ihres Mannes war Bettina als Schriftstellerin aufgetreten. Als solche nannte man sie die Sibylle der romantischen Litteraturperiode; denn ihre Schriften sind Fantasien, die genial improvisirt, bald in schwunghaft blütenreicher Sprache, bald in überschwenglichem, geheimnisvollem Stil verfaßt sind.

Sie nahm lebhaften Anteil an den socialpolitischen Zeitverhältnissen und nahm offen Partei für die Demokratie. Zu Bettina's liebstem Umgang gehörten die beiden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, deren sie sich eifrig annahm. Wilhelm war schon mit ihrem Manne innig befreundet gewesen und hatte ihren Kindern seine Märchen gewidmet, spätere Auflagen eignete er Bettina zu. Diese wollte unter Leitung der beiden Brüder und eines jungen Freundes Nathusius eine Gesammtausgabe der Dichtungen ihres Mannes herausgeben. Nathusius reiste jedoch nach Italien und die Brüder Grimm wurden mit anderen Professoren Göttingens abgesetzt, weil sie gegen den Verfassungsbruch in Hannover protestirt hatten. Sie waren nach Cassel gegangen und nun war Bettina unermüdlich bemüht, für die Vertriebenen und ihre Rückkehr zu wirken. Freunde der Wissenschaft und Freiheit veranstalteten für Grimm eine Subscription in ganz Deutschland, um die beiden trefflichen Männer vor schwerer Lebenssorge sicher zu stellen; eine Herausgabe ihres Wörterbuches ward beschlossen; Frau v. Arnim aber war unablässig bemüht, den beiden Grimms eine Berufung an die Akademie in Berlin zu schaffen. Sie beschloß, sich an den geistvollen Kronprinzen zu wenden, dessen romantischer deutscher Sinn ihr aus persönlicher Bekanntschaft vertraut war.

Sie sandte demselben das soeben erschienene Buch Arnims, das die Gesammtausgabe seiner Werke eröffnen sollte und dabei eine Zuschrift wegen der Berufung der Gebrüder Grimm an die Universität Berlin. Dieser antwortete ihr ermunternd und erbat sich Rat von ihr, da er schon manche Lanze für die Grimm's vergeblich gebrochen, wie ihm größere Gewalt gegeben werden könne. Sie schrieb sofort und legte die Copie eines langen Briefes an Savigny ein, worauf der Kronprinz erwiderte: „Ihr Schreiben und der lange Brief an ihren Schwager tönt mir in die Erinnerung wie Beethovens Symphonie in C-moll, die ich am Bußtage gehört habe, mit Ausnahme jedoch des letzten triumphfreudigen Satzes, der kommt vielleicht einmal nach! Der Kronprinz erwähnt dann noch, wie er seit Jahren den Wunsch gehabt, die Brüder Grimm zu gewinnen und zwar durch den immancablen Passe partout, den Jakob besitzt, die akademische Mitgliedschaft. Er sei deshalb nicht gescheitert, man habe ihn aber noch nicht landen lassen, deshalb sei seine Hoffnung und sein Entschluß neuer Versuche ungebrochen. „Die Blätter, die Sie mir in Herz und Sinn der beiden gegönnt haben, erwärmen mich wie der beste Trunk im Rheingau und steigern mein Verlangen, sie die Unseren zu nennen, unsäglich. Ich verstehe wohl den Schwung ihrer Freundschaft und kann ihm folgen. Vor der Genesung des Königs wird wohl nichts

Wirksames zu thun sein. Nun aber gnädigste Frau, versprechen Sie mir diese Zeilen so zu verwahren, daß Niemand davon erfahre, machen Sie Papilloten daraus fürs Haar Ihrer holden Tochter, die ich schön grüße oder noch besser, verbrennen Sie sie. Glauben Sie mirs, wenn sich etwas herumspricht, so scheit're ich gewiß. Dann helfen Sie durch Schweigen Ihrem Freunde und Ihrem treu ergebenen

F. W. K. P.

Als darauf der König am 7. Juni 1840 starb und Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, ließ er sofort im Herbst die Brüder Grimm nach Berlin an die Akademie und die Universität berufen. Bettina hatte im selben Jahr „Die Günderode" herausgegeben und den Studenten, als ein Buch der Jugend für die Jugend in schwungvollen Worten gewidmet.

Außer der Schriftstellerei pflegte Bettina noch immer die Musik und Malerei. Die Künste waren ihr die Himmelsleitern, die sie zu Gott führten, zu einer Gottespoesie und Philosophie, die das Leben verklärte und es harmonisch erscheinen ließen. Alles Disharmonische stieß sie ab; so hatte auch sie verhindert, daß der König, dessen Geist und Witz ihr viel Sympatie einflößte, mit einer beabsichtigten, geschmacklosen Decoration als Huldigung von der Stadt Berlin bei seinem Einzuge nach der Krönung in Königsberg, empfangen wurde. —

Als sie zu dem Bewußtsein kam, daß die freilich guten Absichten des Königs im Widerspruch mit dem Geist der Zeit standen, und er umgarnt von geistesarmen Frömmlern und Feudalgesinnten war, sagte sie zu ihren Freunden: „Wir müssen den König retten!" Im Mai 1841 schrieb sie an Alexander von Humboldt, sie wolle dem König ein kleines Buch zueignen, Gedanken aus durstigen Augenblicken ihrer Jugend, in denen sie mit brünstigem Gelübde einem großen Charakter entgegen harrte, der die Menschheit segnen und erheben werde, dem sich anzuschmiegen ihr höchster Beruf sein sollte. —

1843 erschienen 2 Bändchen unter dem Titel: „Dies Buch gehört dem Könige!" Sie vertraute der Macht seiner Persönlichkeit und sah in schöpferischen Individualitäten die Träger und Hebel der Weltgeschichte. Der glimmenden Kohle gleich regt sich die Ahnung einer Idee in vielen Gemütern, aber erst der Hauch des Genius setzt sie in Flammen!

So sah Bettina in Tausenden von Herzen den Drang nach Licht und Freiheit nach der Einigung des Vaterlandes und sie ersehnte den königlichen Helden, der mit mutigem Willen das erleuchtende und erlösende Wort spreche, welches die zukunftsfreudigen Kräfte Deutschlands zu gemeinsamen Wirken verbinde zum Wole der Gesammtheit. —

„Der Erinnerung abgelauschte Gespräche und Erzählungen" von 1807 ist der Titel des ersten Bändchens.

In dem zweiten Bändchen ging Bettina ohne Umschweife auf ihr Ziel los. Sie spricht von den Ursachen der Verbrechen und daß die Verbrecher als Kranke zu betrachten seien, die man heilen, nicht nur strafen müsse, um sie unschädlich zu

machen. Im letzten Abschnitt spricht sie von dem Proletariat, namentlich von dem Berliner. Ihre bezüglichen Äußerungen sind so zutreffend, daß ich sie hier in Kürze folgen lasse: Durch kleine Almosen wird der Armut nicht geholfen. Auch bringt die Betstunde nur dann Segen ins Armenhaus, wenn sie rein ist von Heuchelei. Es ist Pflicht, daß man die Armen in den Glauben an den Wert der menschlichen Seele stärkt, damit sie ermannen und dem Schicksal trotzen. Wer es nicht versteht, den Geist, der lebendig macht, zu predigen, der dränge den Armen nicht seine Lithaneien auf. Besser als dies ist ein Leierkasten im Hof. — Mit dem Mahnwort an die Vornehmen und Reichen schließt sie: Soll der Adel auch adeln, den mit Wucherglück der Bürger seiner Abkunft zum Hohn, sich mit einem adligen Gut erkauft, so mache er statt Luxusanlagen in Tempeln und Grotten und tanzenden Wassern, Anlagen für Heimatlose und sein Sommerplaisir, die englisch Cottage, mach' er zur deutschen Hütte, worin Deutsche Armut sich erholt. Den englischen Rasen teil' er aus zu Feldern für Kartoffeln und Brotfrucht und wer wird widersprechen, wenn es dann heißt, er ist ein Edelmann. Höher steigt dann im Rang, wer's um die Armen verdient, durch ihre Betriebsamkeit mit sich, auch sie selber emporbringt; der prangt am eigenen Stamme, wie ein edles Propfreis u. s. w.

Bettina predigte aber nicht nur mit Worten, sie war werkthätige Wohlthäterin. Von Jugend auf betrachtete sie sich als Anwalt der Unglücklichen.

In der Cholerazeit pflegte sie selbst die notleidenden Kranken, sie besuchte die Armen in ihren Hütten und wo sie glaubte, daß man eine Ungerechtigkeit übe, da trat sie für die Leidenden ein. So widmete sie Spontini eine ihrer Lieder-Compositionen, als sie glaubte, man habe ihn in ungerechter Weise ausgepocht; so trat sie für Emanzipation der Juden ein und verkehrte gern mit dem jungen, thätigen Heinrich Bernhard Oppenheim.

Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Brief an ihren Bruder Clemens, der ihr schrieb, „die jüdische Goldstickerin Veilchen muß ein gutes Geschöpf sein, da Bettina sich zu ihr in Vertraulichkeiten herablasse.

„Wer bin ich denn, daß ich mich herablasse? antwortete sie, wenn ich mich zu einem guten Geschöpf vertraulich wende? Bin ich ein Engel? Nur die fliegen ja den guten Menschen nach und bewachen sie auf Schritt und Tritt, aber ich glaube nicht, daß ich ein Engel bin, ich glaube vielmehr, daß ich zu ihr hinaufsteige statt herab!"

Als ihr Bruder Clemens Brentano gestorben war, ließ sie 1844 das Buch drucken: „Clemens Brentano's Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten."

Damals herrschte noch Censur. Sie hatte einen Teil der Druckbogen censiren lassen, da jedoch gerade der Censor seines Amtes enthoben wurde und sie keinen Aufenthalt haben wollte, ließ sie schnell das Ganze drucken, in dem Glauben, daß Bücher über 20 Bogen nicht censirt werden dürfen. Indeß belegte die Polizei das Buch mit Beschlag wegen respectwidrigen Inhalts. Sie hatte nämlich dem Prinzen Waldemar von Preußen das Werk mit der Anrede zu-

geeignet: „Lieber Prinz Waldemar!“ Der König befahl die Freilassung des Buches.

Einige Zeit nachher trat Bettina für die hungernden schlesischen Weber ein, sie äußerte: Statt des geplanten Domes im Berliner Lustgarten möge der König die Lasten des armen Volkes erleichtern und einen Dom bauen, in welchem der Gott der Menschen waltet, jede Trauerstelle ein Opferalter der Barmherzigkeit und Liebe.

Den Völkerfrühling von 1848 begrüßte Bettina in der Hoffnung, daß es zur Verwirklichung ihrer Ideen durch den König kommen, daß er deutscher Kaiser des geeinigten Vaterlands werden würde, sie sah ihn, vom Volk auf den Schild gehoben als Befreier, als Träger einer neuen Zeit, wandelnd in der Sonnenbahn des Ruhmes. Sie war tief betrübt, als es anders kam. Wiederholt schrieb sie an den König, er soll ein Ministerium der Linken nehmen und so die Sympatien des Landes besonders Süddeutschlands gewinnen! 1852 erschien ihr Buch: „Gespräche mit Dämonen“, als Fortsetzung des Königbuches. —

Seit jener Zeit lebte Frau von Arnim ihrer Familie, ihren Freunden, beschäftigt, mit der Herausgabe des Nachlasses Achim von Arnim. Sie war nun ruhiger und milder geworden, doch lebte sie fortdauernd großen Gefühlen und Gedanken, jedem Lebensmoment eine Weihe verleihend.

In ihrem Hause wurde viel musizirt, Joachim erfreute sie und ihre Töchter von denen Maximiliane mit Graf Oriolla verheiratet war, während die beiden anderen noch im Hause weilten — mit seinem herrlichen Violinspiel; er benutzte auch eine Composition von Bettina zu seinem Spiel. Gisela war schon damals im Stillen mit Hermann Grimm verlobt, den sie später heiratete. Gisela hatte der Mutter poetisches Talent geerbt und hatte einige dramatische Arbeiten herausgegeben. Gräfin Oriolla folgte der Mutter in humaner Gesinnung und Wohlthätigkeit. Armgarts Schicksal ist mir nicht bekannt worden. Die Lieblingsidee Bettina's, Goethe eine Colossalstatue, nach einem von ihr selbst entworfenem Modell errichten zu lassen, scheiterte, indem die Mittel nicht aufgebracht wurden. Bettina's Entwurf, bei dessen Ausführung Bildhauer Wigmann mitgeholfen, hatte sie 1826 noch Goethe gezeigt. Er sagte, als er es angesehen: „Jetzt verstehst Du die Menschen zu schonen, früher hast Du das nicht gekannt.“ — Es gelang ihr später den Bildhauer Steinhäuser für die Ausführung der kolossalen Marmorstatue nach ihrem Modell zu gewinnen.

Sie stiftete das Denkmal nach Weimar und hatte die Freude, daß es 1853 vollendet wurde. In ihrer Anwesenheit wurde es noch aufgestellt.

Bettina war nie krank gewesen, nie bis auf die letzten Lebensjahre auch nur leidend oder übelgelaunt. Sie starb am 20. Januar 1859. Man kann auf ihr Leben ihre eignen Worte anwenden: „Finde Dich, sei Dir selber treu, lern' Dich verstehen, folge Deiner inneren Stimme, nur so kannst Du das Höchste erreichen — Du kannst Dir nur treu sein in der Liebe!“



Minna von Mädler,

geboren den 15. Oktober 1804.

Minna v. Mädler, geb. Witte, erblickte am 15. October 1804 zu Hannover das Licht der Welt, wo ihr Vater die Stelle eines Präfekturrates und Unterpräfekten und später die eines Hof- und Consistorialrates bekleidete.

Schon in der frühester Jugend zeigte sich bei ihr ein praktisches Talent, das sich in kleinen Reimereien aussprach. Der sorgsamen Mutter, einer geistig bedeutenden aber dabei ebenso praktischen Hausfrau, schien der Flug in das Reich der Fantasie, zu welchem sich das Töchterchen anschickte, nicht ersprießlich für den späteren Ernst des Lebens und der kleinen Dichterin ward nur wenig Aufmunterung zu Teil. Verse und Feuer aber, lassen sich nicht verbergen und so sang und reimte die Kleine eben fort, bis ihre Eltern an den Productionen ihres Töchterchens doch Interesse und die Ueberzeugung gewannen, daß ihnen unverkennbares Talent zu Grunde liege. So erhielt sie neben ausgezeichnetem Unterricht auch gründliche Anweisung in der Prosodie und Metrik, obwohl ihr dieselbe natürlich war.

Nachdem sie herangewachsen, machte sie Bekanntschaft mit dem genialen Maler Ramberg (dessen Andenken durch den herrlichen Vorhang, welcher noch heute die Hofbühne Hannovers ziert, bei seinen Bewohnern erhalten bleibt). Diesem teilte sie einen Cyclus von Gedichten mit, die sein Interesse erregten und ihn veranlaßten dieselben mit reizenden Skizzen zu illustriren. Unter der Aegide dieses Künstlers glaubte sie es wagen zu dürfen, in die Herausgabe des Werkchens zu willigen, indem sie den Ertrag desselben zum Besten der Notleidenden ihres Vaterlandes bestimmte, wo durch Überschwemmung Viele unglücklich geworden waren. Trotzdem auch Ramberg auf jedes Honorar verzichtete, waren die Herstellungskosten bedeutend geworden; dennoch konnte die jugendliche Verfasserin 800 Thaler für den edlen Zweck einliefern. Der damals (1826) noch lebende Dichter Wilhelm Blumenhagen hatte über dieses Erstlingswerk seiner Landsmännin eine Kritik geschrieben, welche, da sie den Inhalt näher beleuchtet, hier folgen möge; „Der Cyclus von Gedichten, den die Verfasserin einfach „Lilly von Minna“ überschrieb, beschreibt das Leben einer zarten kindlichen Mädchenliebe in ihrer Entwicklung, ihren Freuden, Prüfungen und Leiden treu und wahr in jeder Empfindung. Minna hat die schwierige Aufgabe sinnig, zart und geistreich gelöst.“

Die „Blätter für litterarische Unterhaltungen“ sprechen sich in einer ein-

gehenden Kritik ebenso anerkennend aus und dies prophezeihte der Verfasserin einen schönen Platz unter den dichtenden Frauen unseres Jahrhunderts. Beim Erscheinens ihres Büchleins wurde gleich die ganze Auflage vergriffen und eine zweite Auflage sollte folgen; doch Minnas Mutter sprach sich dagegen aus, weil dies, wie sie meinte, nur Nahrung für die Eitelkeit der jugendlichen Verfasserin sei. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß das Buch nicht eigentlich in den größeren Buchhandel gekommen und nur in verhältnismäßig wenigen Exemplaren vorhanden war.

Der angenehme, gesellige Verkehr im elterlichen Hause, wo Gelehrte, Künstler und Litteraten immer gewiß waren ein freundliches Willkommen zu finden, gab vielfache Gelegenheit zur weiteren Fortbildung. Zerstreut erschienen Gedichte in damals viel gelesenen Zeitungen, Polterabendscherze, alle Arten Gelegenheitsgedichte, um welche sie oftmals angegangen wurde, einige Prologe, die anonym im königl. Hoftheater in Hannover gesprochen wurden, geben Zeugnis, daß die Muse der Dichterin nicht feiere. Mit besonderer Vorliebe für die englische Sprache hatte sie versucht zwei erzählende Gedichte von Thomas Moore metrisch in's Deutsche zu übertragen „Die Feueranbeter“ in fünffüßigen frei gereimten Jamben und „Das Paradies und die Peri“ in der gebundenen Form der attare rime; dann erfolgte 1838 im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung die Herausgabe einer Auswahl von 50 Psalmen in trochäischem Versmaß bearbeitet. Dies Buch war der Königin Friederike von Hannover geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, gewidmet und der blinde Kronprinz, spätere König Georg IV., der ein großer Musikliebhaber war, hatte den 84. Psalm in Musik gesetzt. Die Dichterin hatte sich der besonderen Huld der verwittweten Landgräfin von Hessen-Homburg zu erfreuen, die nach dem Wunsche ihres königlichen Bruders Wilhelm IV. mehrfach die Stadt Hannover zu ihrer Winterresidenz erwählte. Sie lud Minna auf längere Zeit zu sich ein und blieb mit ihr stets in regem schriftlichen und mündlichen Verkehr, der reich an höchst interessanten Mitteilungen war. Im Jahre 1840 starb die Fürstin in Frankfurt a. M.

Die Mutter Minnas, die in ihren Mußestunden sich mit Vorliebe der Mathemathik und Astronomie zugewendet und nach eigenen Beobachtungen ein plastisches Modell der sichtbaren Mondhalbkugel in saubersten Ausführung angefertigt, begab sich in Begleitung ihrer Tochter nach Pyrmont, um ihr Kunstwerk in der dort tagenden Versammlung der Naturforscher und Aerzte, der gewichtigsten Autorität in der Selenografie, dem Professor Mädler, vorzulegen. Er war so überrascht von der Genauigkeit und Feinheit der Ausführung, daß er den Witteschen Mondglobus ein Unicum nannte. Nachdem er durch diese Beziehung die nähere Bekanntschaft von Mutter und Tochter gemacht und für letztere gleich eine lebhafte und ernste Neigung empfunden hatte, reiste er nach Schluß der Versammlung nach Hannover und blieb einige Tage dort, um näher mit der Familie Witte zu verkehren. Die freundliche, ihn anheimelnde Art des dortigen Zusammenlebens, die nähere Bekanntschaft mit Minna, bestimmten ihn, ihr seine Hand anzutragen, im Falle ihrer Weigerung aber ledig zu bleiben.

Bei seiner Abreise ließ er mit Bewilligung der Eltern ein Schreiben an Minna zurück, in dem er ihr seine Wünsche ausdrückte, und nachdem beide in länger fortgesetzter Korrespondenz sich näher getreten und ihre Gedanken, Ansichten und Gefühle ausgetauscht hatten, erfolgte nach einiger Zeit das Jawort der Auserwählten. Am 4. Juni 1840 ward die Vermählung, welche vielfaches Interesse erregte, gefeiert. Nach der Hochzeit, an deren Vorabend die zahlreichen Freunde und Bekannten die mannigfachsten Ovationen in Polterabendscherzen, Poesie und Musik darbrachten und auch die Königin Friderieke von Hannover der Braut einen mit Türkisen besetzten Goldschmuck und der Kronprinz ein schönes Bouquet sandte, reisten die Neuvermählten nach Mädlers Domizil, Berlin, wo er, unter dem Titel eines Königl. Professors, der dortigen, unter dem Direktor Professor Enke stehenden, Sternwarte angestellt wurde.

Vermittelst ihres Gatten bedeutendem Ruf hatte Minna von Mädler vielfach Gelegenheit, interessante Bekanntschaften zu machen. Alexander von Humboldt, der schon seit lange mit Mädler in freundschaftlicher Beziehung stand, suchte auf die liebenswürdigste Weise auch ihre Freundschaft und erzählte ihr bei einem seiner Besuche, der König Friedrich Wilhelm IV. habe sich freundlich über des Gelehrten Vermählung geäußert und gesagt: „Es wäre hübsch, daß sich die Wandkarte und der Wandglobus verheiratet hätten.“ Letzterer, die kunstreiche Arbeit von Minnas Mutter ging durch Humboldt's Vermittlung in den Besitz des Königs von Preußen über, während ein später von ihr angefertigtes Exemplar ihrem Schwiegersohn Mädler verehrt wurde.

Kurze Zeit darauf erfolgte die Berufung Mädler's nach dem Zarenreiche, als Professor der Astronomie in Dorpat. So kurz aber der Aufenthalt in Berlin bemessen war, so ergiebig war er für Minna an angenehmen Erinnerungen. Es wurde Mädler nicht leicht, sein Vaterland, seinen Wirkungskreis und die vielen ihm so lieb gewordenen Beziehungen zu verlassen — aber der Wunsch, bald unabhängig an einer eigenen Sternwarte zu wirken, bestimmte seinen Entschluß, und im September 1840 siedelte er mit seiner Gattin nach Rußland über. In Königsberg wurde für einige Tage Rast gemacht, um sich vorzüglich dem Besuche Bessels zu widmen.

Der Eindruck, den Dorpat und das dortige Leben auf die Ankömmlinge machte, war der möglichst günstigste. Sie unternahmen auch bald nach ihrer Ankunft eine Reise nach Petersburg, wo beide mehrere Tage bei dem Direktor der Sternwarte zu Besuch blieben. Minna, die stets regstes Interesse an all den astronomischen Bestrebungen und Leistungen ihres Gatten nahm, wurde von ihm dadurch belohnt, daß er ihrer bescheidenen Muse jene Anerkennung und Aufmunterung zollte, mit der sie auch in weiteren Kreisen erfreut wurde. Zuerst erschienen, besonders in den Zeitungen von Riga und Dorpat, einzelne Gedichte und 1848 bei Kayser in Mitau und Leipzig eine größere Sammlung Gedichte. Von dem Anklang, den diese außer in ihrem deutschen Vaterlande auch in den Ostseeprovinzen fanden, sprechen die ihr zugeeigneten Gedichtsammlungen: „Lieder aus der Einsamkeit von Gresowski (1849) und Elfenmärchen von Graf Nicolaus Rehbinder“ (1850).

Die Dichterin fühlte sich in ihrer neuen Heimat wohl, aber mit der Zeit machte sich das rauhere Klima doch geltend und es zeigten sich Krankheitssymptome, die später den Gebrauch von Bädern erforderten. Nachdem sie allmälig ihre Gesundheit wieder erlangt hatte, wurde ihr von Seiten der Ärzte ein Landaufenthalt zur vollständigen Heilung empfohlen und sie verlebte eine geraume Zeit mit ihrem Gatten da. In dieser stillen Einsamkeit, in fortwährendem Verkehr mit der Natur, entwarf sie den Plan zu einem größeren erzählenden Gedichte: „Anna," ein livländisches Lebensbild, wozu ihr der damals herrschende Krimkrieg und die Belagerung von Sebastopol den historischen Hintergrund lieferten. Das Gedicht wurde dem Buchhändler Rümpler in Hannover übergeben, der es 1858 erscheinen ließ. Seitdem hat Minna von Mädler auch in verschiedenen Sammlungen und Zeitschriften Aufsätze und Gedichte erscheinen lassen, und daß ihre Muse nicht ganz verstummte, kann vielleicht manches Lied und selbst manche größere Arbeit bezeugen, die noch ungedruckt im stillen Schreine ruht. Das rege Interesse, welches sie der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit ihres Gatten widmete, schien ihr berechtigter, als die Lust am eigenen Schaffen, und sie äußerte oft, daß sie immer eine Art Beschämung empfinde, wenn man ihre unbedeutenden Leistungen neben denen Mädlers erwähne.

Während des Gelehrten 25 jähriger Dienstzeit in Rußland machten die beiden Gatten in den Ferienzeiten öftere Ausflüge nach Deutschland, wo Mädler gewöhnlich bei allen Naturforscher-Versammlungen erschien und seine Frau auch Gelegenheit hatte, neue und interessante Bekanntschaften zu machen. So gingen sie auch 1849 nach Bremen, wo dem berühmten 1840 verstorbenen Arzte und Astronomen Heinrich Olbers eine von Steinhäuser modellierte Marmor-Statue gesetzt wurde, bei welcher Gelegenheit (es war die Grundsteinlegung des Standbildes) Mädler eine begeisterte Anrede an die Versammelten hielt, die er mit folgenden von Minna verfaßten Versen beschloß:

Hier an des Wissens Quelle
Olbers schöpfte voll und rein,
Laßt uns diese kleine Stelle
Jenem großen Manne weihn.
Laßt uns nahn mit heil'gem Schauer
Wo der Stein zum Herzen spricht
Doch ein Monument der Trauer
Sei, was wir errichten, nicht.
Nicht auf kalten Marmorwänden
Sollen kalte Worte stehn
Und Erinnerung um Spenden
Für den großen Toten flehn.
Denn von zwei Planeten nieder*)
Leuchtet uns sein Monument,

*) Olbers hatte 2 Planeten und einen Kometen entdeckt, welch' Letzterer auch seinen Namen trägt.

Hallt sein teurer Name wieder
Der in ew'ger Schrift dort brennt.
Drum soll hier kein Denkstein glänzen!
Doch ein Denkstein künd' es an,
Daß in uns'rer Brema Grenzen
Lebt' und strebte solch' ein Mann!

Im Jahre 1860 wurde Mädler's Wunsch erfüllt, endlich einmal eine totale Finsternis beobachten zu können. Mit Erlaubnis des Zaren reiste er in Begleitung seiner Frau nach Vitoria in Spanien, wo im Beisein vieler Astronomen und Gelehrten am 18. Juli, nach langem Harren (denn die Sonne schwebte lange Zeit hinter Wolken verborgen) die Beobachtungen genau vorgenommen werden konnten. Auch Minna war bei dieser Gelegenheit nicht müßig und der Bericht, welchen sie über ihre eigenen Beobachtungen machte und eine dabei entworfene Zeichnung — erschienen im 28. Bande der Veröffentlichung an der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher im Jahre 1861 abgedruckt. Mädler's reisten nun nach Rußland zurück und erfreuten sich bei ihrer Ankunft in Riga eines ehrenden Empfanges. Die ihnen zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten endigten mit einem Balle, bei welchem Frau Minna von Mädler ihren letzten Reigen tanzte. 1862 gingen die beiden Gatten nach Petersburg und Moskau, 1863 gingen sie nach Deutschland, wo Minna die Bekanntschaft der unter dem Pseudonym Taloj bekannten Übersetzerin serbischer Volkslieder machte, und die Stadt Bonn als künftiger Ruheort ausgesucht wurde, denn eine Universitätsstadt sollte es sein, wo der Gelehrte seine Ruhetage zubringen wollte. Bevor er seinen Abschied aus dem russischen Staatsdienste nahm, feierte das Paar noch in Dorpat am 3. Juni 1865 das Fest seiner silbernen Hochzeit. Im Juli desselben Jahres schieden sie von Rußland, um bleibend nach Bonn überzusiedeln, und auf diesem heimatlichen Boden war es, wo Mädler's längeres Augenleiden ein höheres Stadium erreichte und er beinah' auf immer das Augenlicht verlieren zu müssen fürchtete. Der berühmte Augenarzt Dr. Pagenstecher stellte ihn soweit wieder her, daß er mit Hilfe einer Staarbrille lesen und schreiben konnte.

Im Jahre 1870 erschallte die Kriegstrompete; Bonn war bedroht. Mädler's siedelten auf den Wunsch von Minnas Geschwistern nach Hannover über. Leider sollte mit der Rückkehr in ihre Vaterstadt eine ihr bis dahin unbekannte und schwere Zeit beginnen, die den herbsten Verlust in ihrem Schoße barg. Mädler, der fast nie krank gewesen und dessen starke Konstitution ohne Erschütterung den Gefahren einer schwierigen Augenoperation glücklich widerstanden, ward nach einiger Zeit von mehreren Krankheiten heimgesucht, die er wohl teilweise langsam überwand, deren Folgen er jedoch erliegen mußte. Wiederholte Schlaganfälle seines rastlos arbeitenden Gehirnes machten nach jahrelangem Leiden seinem Lebem an 14. März 1874 ein Ende. Seit diesem bittern Verlust lebte Frau Mädler bis an ihr Ende in stiller Zurückgezogenheit.



Mary Somerville.

Geboren 1780, gestorben 19. Nov. 1872.

Burntisland liegt anmutig am nördlichen Abhang des Firth of Forth und ist ein beliebter Sommeraufenthalt der geschäftigen Edinburger. Weiße Dünen und grüne Wiesen umsäumen die Küste, und das üppige Haidekraut, das dort wächst, belebt die Landschaft und erfreut, zur richtigen Jahreszeit, das Auge durch seine lebhaften Farben. Die moderne Kultur hat dem stillen Ort noch nicht seine Reize geraubt; nur einige Verbesserungen, die dem Touristen zu Gute kommen, sind zu verzeichnen. Dazu gehört die Eisenbahn, die den Frieden der Sanddünen stört; auch sind viele malerische alte Häuschen und Villen verschwunden, um ganzen Reihen neuer Landhäuser Platz zu machen.

Hier verlebte eine der merkwürdigsten Frauen dieses Jahrhunderts ihre Kindheit; auf wenig Sympatie stoßend, wo ihre Natur dieselbe am sehnsüchtigsten verlangte — unverstanden von ihrer Familie. Aber unbewußt bildete sich gerade in dieser Umgebung ihr Charakter und bereitete sich, trotz hindernder Verhältnisse, auf Großes vor. Mary Somerville, die Tochter des Marineoffiziers William Fairfax, begann als Kind ihre Beobachtungen der Natur, wenn sie allein am Strande Muscheln suchte, oder unter dem Haidekraut auf den Dünen spielte, oder ihre Vögel und sonstigen Lieblinge pflegte, wobei sie über die Sonderbarkeiten der Leute ihrer Umgebung, und über den strengen Glauben nachdachte, den man sie in der Kirche und in den Katechismusstunden lehrte. Sie sehnte sich nach etwas Unbekanntem, was ihr weder ihr Elternhaus noch die Schule bis jetzt geboten hatten; stundenlang konnte sie so an klaren Winternächten am Fenster stehen und zu den Sternen emporschauen, deren Geheimnisse sie eines Tages Anderen klar machen sollte. Zu jener Zeit wurde die Kenntnis des Lesens, Schreibens und Rechnens von den Gebildeten schon für eine genügende Erziehung für Mädchen angesehen und Mary Fairfax's Eltern waren ganz derselben Ansicht. Wie sie doch allmälig Licht von den unerwartetsten Gesichtspunkten erhielt und sich dasselbe ruhig aneignend, auf eine neue Gelegenheit wartete, die ihr wieder neue Aufschlüsse bringen sollte, ist ebenso interessant, wie die stille Befriedigung, die sie in der Erfüllung der gewöhnlichen Pflichten, die man von ihr verlangte, fand. Ihr Leben ist solchergestalt ganz aus einem Guß — frisch, ungekünstelt, geduldig und doch vorwärts strebend nach Studien, die nicht in der weiblichen Sphäre lagen.

Sie wurde im Dezember 1780 geboren. Ihr Vater hatte sich in verschiedenen Seegefechten ausgezeichnet und war wegen seines Eingreifens in die Aktion, auf der Höhe von

Camperdown, unter Admiral Duncan, in den Adelstand erhoben worden. Er war eine wahrhaft religiöse Natur. Während seiner Seefahrt wohnte seine Gemahlin mit ihren Kindern stets in Burntisland. Den tiefen Eindruck, welchen das schlichte gute Wesen der einfachen Leute auf die kleine Mary machten, und die Liebe, mit der sie von ihnen in ihrem Tagebuch spricht, zeigen, wie tief ihre Fantasie von den Ereignissen ihres Kinderlebens berührt wurde. Sie erzählt uns ganz naiv, wie die Damen noch ihren selbst gebauten Flachs spannen, wie die Totenglocke bei jedem Sterbefall geläutet wurde, wie die Männer und alten Frauen der unteren Klasse aus kurzen Pfeifen rauchten und selbst junge Damen schnupften 2c. Eine kleine Probe möge hier Platz finden:

„Meine Mutter lehrte mich die Bibel lesen und Morgens und Abends meine Gebete sprechen — im Uebrigen ließ sie mich wild aufwachsen. Als ich 7 oder 8 Jahr alt war, fing ich an, mich nützlich zu machen: ich schälte Obst zum Einmachen, lüftete Schoten, schnitt Bohnen, fütterte das Geflügel und sah nach der Milchkammer, denn wir hielten eine Kuh."

Mary hatte keine Puppen, auch keine Gespielinnen; aber dadurch entwickelte sich die scharfe Beobachtungsgabe in ihr. Sie gab Acht auf den Flug der Schwalben und anderer Vögel und erzählt, daß große Züge wilder Gänse im Herbst etwas Gewöhnliches waren. So schreibt sie: „Einmal amüsierte ich mich sehr, als ich sah wie unsre plumpen, fetten, zahmen Gänse, die auf den Dünen weiden, alle mit einem Male sich in die Luft erhoben und den wilden Gänsen folgen wollten."

Als sie beinahe neun Jahre alt war, kehrte ihr Vater heim und war entsetzt, sie als „solchen Wildling" zu finden. Er fing jetzt selbst an, sie im Lesen zu unterrichten, war aber so heftig, daß sie die Bücher, die ihr eine Strafe waren, später nie wieder öffnete. So hart ihr der Unterricht ihres Vaters auch erschien, so stellte die Schule Miß Primrose's in Musselburgh, in die sie nun geschickt wurde, sie noch härter auf die Probe. Sie scheint nach den beschränktesten und altmodischesten Grundsätzen geleitet worden zu sein. Die Mädchen wurden in beständigem Zwange erhalten; sie mußten Stahlkorsets und Reifen tragen, um ihre Haltung zu verbessern und in dieser gezwungenen Stellung die Arbeiten machen, deren wichtigste darin bestand, eine Seite aus Johnson's Dictionary auswendig zu lernen!

„Zwölf Monate wurden in dieser Schule ohne Nutzen zugebracht. Mary bekennt selbst, daß, als sie die Schule verließ, sie nicht den einfachsten Brief schreiben konnte und sehr in Verlegenheit geriet, als sie ihrem Bruder in Edinburg schrieb, sie schicke ihm eine „bank-knot" (statt banknote), damit er etwas für sie kaufe. Sie genoß jetzt die Freiheit doppelt, am Strande umherwandernd und Beobachtungen machend. Über diese Zeit schreibt sie:

Es befand sich eine kleine Mole am Strande, wo Kalksteine verladen wurden, die aus den Kalkminen im Innern des Landes kamen. Ich war erstaunt zu sehen, daß die Oberfläche dieser Steinblöcke oft mit wunderschönen Abdrücken, wie von Blättern, bedeckt waren; wie sie dahin kamen, konnte ich mir

nicht vorstellen, aber ich hob die zerbrochenen Stückchen und oft auch größere Steine auf und brachte sie in meinen Schrank. Außer Schellkraut und Seetang wußte ich keinen der Namen von den Seepflanzen, obwohl ich viele derselben kannte und bewunderte. Auch die Krabben, Muscheln und andere Seetiere beobachtete ich; denn sie waren alle Gegenstände, die in meinem einsamen Leben, meine Neugierde erregten und mir Vergnügen machten. Das Bett eines Baches in Aberdour war, wie ich mich erinnere, dicht mit Süßwassermuscheln bedeckt, welche wie ich wußte, oft Perlen enthielten, aber ich mochte die Tiere nicht töten, um die Perlen zu erlangen."

Der wissenschaftliche Instinkt kommt also schon zum Durchbruch; sie beobachtet und zieht ihre eigenen Schlüsse. Mit Eintritt der schlechten Jahreszeit ist sie gezwungen, im Hause zu bleiben, aber sie stiehlt sich von ihren häuslichen Pflichten, die sich nun schon vermehrt haben und der Näharbeit, so viel Zeit ab, um Shakespeare und andere Bücher aus dem kleinen Vorrat im Hause zu lesen — wahrscheinlich mit der vagen Hoffnung, daß sie irgendwo auf Lösung der Probleme, die ihren Geist beschäftigen, stoßen werde. Dies Lesen wird sehr gemißbilligt; sie soll nähen lernen und die Wäsche wird in ihre Obhut gegeben. Unter den Büchern fand sie auch Mrs. Chapone's „Briefe an junge Frauen", die sie trotz des Verbotes las und sie beschloß, den darin enthaltenen Ratschlägen zu folgen. Sie hatte ein Paar Globen im Hause gefunden und Mr. Reed, der Schulmeister des Dorfes, lehrte sie, auf ihre Bitte, damit umzugehen. An ihrem Schlafzimmerfenster, das nach Süden ging, verbrachte sie nun manche Nachtstunde, die Sterne, mit Hülfe des Himmelsglobus, studierend.

Als sie dreizehn Jahr alt war, zog sie den Winter über mit ihrer Mutter nach Edinburg, wo sie Stunden im Schreiben und in der Musik erhielt; aber das wichtigste Ereignis ihres jetzigen Lebens war ein Besuch bei ihrem Onkel, Dr. Somerville, in Jedburg, ein Freund, der ihren Wissensdurst billigte, und denselben befriedigen half.

„Er versicherte mir", schreibt sie, „daß in alten Zeiten viele Frauen — darunter welche vom höchsten Rang in England — große Gelehrte gewesen seien; auch versprach er, mit mir Virgil zu lesen, wenn ich jeden Morgen vor dem Frühstück auf ein bis zwei Stunden in sein Studierzimmer kommen wolle, was ich mit Freuden that. Die Monate, die ich in Jedburg verlebte, waren die glücklichste Zeit meines Lebens. Meine Tante war eine reizende Gefährtin — witzig, klug und hatte mehr gelesen als die meisten Frauen ihrer Zeit, besonders Shakespeare, der ihr Lieblingsdichter war."

Nach einem zweiten in Edinburg verlebten Winter, der hauptsächlich Tanz- und Anstands-Unterricht gewidmet war, kehrte Mary nach Burntisland zurück. Eines Tages zeigte eine junge Dame ihr ein Musterbuch und es fiel ihr auf, daß so viel wunderliche Linien mit Buchstaben, besonders X's und Y's vermischt darin waren.

Ihre Freundin wußte ihr auch keine weitere Erklärung zu geben, als daß es Algebra — eine Art von Rechenkunst — sei. Sie machte sich nun daran die

Bedeutung der Algebra herauszufinden, indem sie alle Bücher durchstöberte; ihre Enttäuschung war groß, als sie fand, daß Robert's Navigatonslehre, die sie zuerst mit Hoffnung erfüllt hatte, sie auch nicht zufriedenstellen konnte. Es war auch Niemand da, den sie hätte fragen können und das machte sie sehr unglücklich: „Ich fühlte mich oft sehr traurig und verlassen“ schrieb sie: „Nicht eine Hand, die sich mir hülfreich entgegenstreckte.“

Während sie in Edinburg Zeichenstunde hatte, hörte sie zum ersten Male von ihrem Lehrer von Euklid sprechen, als der Grundlage nicht nur der Perspektive, sondern auch der Astronomie und der mechanischen Wissenschaften. In ihrer Lage wußte sie nicht wie sie sich diese Bücher verschaffen sollte und erst, als sie wieder nach Bürntisland zurückgekehrt war, gelang es ihr, sie zu bekommen; auch erbat sie sich von Mr. Craw, dem Hauptlehrer ihres jüngeren Bruders etwas Elementarunterricht in der Mathematik. „Ich bat Mr. Craw, mich einige Probleme im ersten Buch des Euklid erklären zu lassen und dann setzte ich das Studium allein mit Mut und Ausdauer fort, denn ich wußte, daß ich mich jetzt auf dem richtigen Weg befand!“ Ihr Anteil an den häuslichen Arbeiten, das Ausbessern ihrer Wäsche und Kleider, Malen, Klavierüben 2c. nahm den ganzen Tag in Anspruch, so daß sie erst des Nachts dazu kam, im Euklid zu studieren. Die Mägde erzählten ihrer Mutter, daß sie so viele Lichte verbrauche und erhielten die Weisung ihr stets das Licht fortzunehmen, sobald sie im Bette sei. „Ich hatte indessen schon die vier ersten Bücher des Euklid durchgenommen“, schreibt sie, „und mußte mich nun auf mein Gedächtnis verlassen, welches ich dadurch übte, daß ich in jeder Nacht mit dem ersten Buch beginnend, eine gewisse Zahl von Problemen im Geist wiederholte, bis ich im Stande war, das Ganze durchzugehen.“

Bis zum Jahre 1804 brachte sie nun ihre Winter in Edinburg zu, wo sie glänzende Fortschritte im Malen machte, und auch etwas von der Gesellschaft, Bällen 2c. sah. Den Sommer verlebte sie in Burntisland, wo sie schon mit Sonnenaufgang aufstand und in die Bettdecke gehüllt, da es des Morgens noch sehr kalt war und sie kein Feuer hatte, bis zum Frühstück Mathematik oder die Klassiker studierte.

1804 heiratete sie ihren Vetter Mr. Samuel Greig, der Russischer Consul in London war. Sie schreibt über diese Zeit:

„Ich war in London den ganzen Tag allein, und setzte daher meine mathematischen und anderen Studien fort, aber mit großer Mühe; denn obgleich mich mein Gatte nicht zurückhielt, so zeigte er auch nicht die geringste Sympatie dafür; er hatte eine sehr niedrige Meinung von den Fähigkeiten meines Geschlechts und war selbst weder in Wissenschaften bewandert, noch hatte er Interesse dafür. Ich nahm auch noch Stunden im Französischen und lernte es so weit sprechen, daß man mich verstand.“

Nach drei Jahren kehrte sie als Wittwe mit zwei Knaben zurück, von denen der Jüngste auch bald darauf starb. Sie stand nun sehr früh auf und setzte ihre Studien fort. Sie war jetzt mit der einfachen und der sphärischen Trigonometrie vertraut, auch mit dem Kegelschnitt und Ferguson's Astronomie. Sie versuchte

sich nun an Newton's Principia, fand sie aber zu schwer. Die Mathematik lag zu jener Zeit sehr im Argen in Großbritannien, aber sie hatte das Glück mit Prof. Wallau in Edinburg bekannt zu werden, der in Correspondenz mit ihr trat und ihr beim Ankauf einer guten mathematischen Bibliothek behülflich war.

Sie besaß jetzt die Mittel dazu und setzte ihre Studien in systematischer Weise fort, trotz der Spötteleien ihrer Freunde und Familienmitglieder. „Sie erwarteten, daß ich jetzt ein heiteres Haus ausmachen und ihnen Gesellschaften geben würde, schreibt sie „aber darin täuschten sie sich. Da ich ganz unabhängig war, kümmerte ich mich um ihre Kritik nicht. Einen Teil des Tages widmete ich meinen Kindern; des Abends arbeitete ich, spielte mit meinem Vater Piquet, oder spielte Klavier, oft mit Violinbegleitung." Während der 5 Jahre ihrer Wittwenschaft machte sie große Fortschritte und legte den Grund zu ernster wissenschaftlicher Arbeit. Dieselbe wurde 1812 durch ihre zweite Heirat mit ihrem Vetter William Somerville unterbrochen, einen Sohn des Dr. Somerville in Jedburg. Er war Stabsarzt gewesen und hatte viel in seiner Dienstzeit erlebt. Eine Zeit lang hatten sie keinen festen Wohnsitz, sondern lebten während des Sommers in Jedburg, wo sie mit Walter Scott, seiner Familie und der Gesellschaft, die sich um den Dichter in Abbotsford scharte, bekannt wurden. Im Jahre 1816 wurde Mr. Somerville in das Armen-Medizinal-Kollegium gewählt und sie mußte nun nach London übersiedeln. Die Bekanntschaft mit Herschel und vielen andern Notabilitäten, die sie jetzt machte, wurden eine Quelle reinster Freude für sie. Während einer Reise auf dem Continent im ersten Jahre ihrer Ehe, hatten sie Empfehlungsbriefe an Männer, wie Argo, Biot, Cuvier und La Place, mit denen sie anregende wissenschaftliche Gespräche führte. Eine Erkrankung verhinderte sie zur festgesetzten Zeit heimzukehren und so gingen sie noch nach Italien, wo sie die interessantesten Erinnerungen einsammelte.

Nach ihrer Rückkehr erforderten ihre Kinder viel Aufmerksamkeit; dann widmete sie ziemlich viel Zeit der Mineralogie, denn sie wie ihr Gatte, hatten eine schöne Mineraliensammlung angelegt. Ihr Haus wurde jetzt immer mehr der Mittelpunkt berühmter Leute, wie Dr. Wollaston Buckland &c. Sie war eine der ersten, der Wollaston seine Entdeckung der sieben dunklen Linien, die das Sonnenspektrum durchkreuzen, mitteilte. Von litterarischen Berühmtheiten verkehrten Sydney Smith, Maria Edgeworth, Jeanne Baillie und Mr. Oppie bei ihr.

Der Tod eines Töchterchens traf sie sehr schwer. Gleich darauf erhielt ihr Gatte eine Anstellung als Arzt im Chelsea-Hospital, wohin sie nun übersiedelten. Damit ihre Kinder nicht dieselben Kränkungen erleiden sollten, die ihre Unkenntnis der modernen Sprachen ihr bereitet hatten, lehrte sie sie dieselben und stand doch ihrem Haushalt tüchtig vor; worauf wahrscheinlich Miß Edgeworth's Worte gemeint sind: Sie zeichnet wunderschön und während ihr Haupt unter den Sternen weilt, steht sie mit den Füßen fest auf der Erde."

Da die Kinder jetzt unter anderer Obhut bleiben konnten, wurde eine zweite Reise nach dem Kontinent unternommen. Brüssel, Bonn, die Hauptstädte

Hollands wurden besucht und Bekanntschaft mit vielen bedeutenden Männern und Frauen gemacht, unter welchen auch Madame de Staël war.

1826 veröffentliche sie eine Arbeit über die magnetische Kraft der Sonnenstrahlen. —

Bald nach ihrer Rückkehr erhielt ihr Gemahl einen Brief von Lord Brougham, der sie ins höchste Staunen versetzte. Die Gesellschaft für „Verbreitung nützlicher Kenntnisse" war soeben gegründet worden und er wünschte ihre Mitarbeiterschaft. Sein Schreiben schloß mit den Worten: „Ich spreche ohne Schmeichelei, wenn ich behaupte, daß von den zwei Werken, deren Ausführung mir am schwierigsten scheint, eines nur von Mrs. Somerville durchgeführt werden kann; wenn sie ablehnt, muß es unterbleiben; obwohl es eins der interessantesten ist; ich meine das Thema über Mechanism of the heavens. Das zweite ist ein Bericht über die „Principia" den ich in Cambridge zu erhalten hoffe". Nach vielem Nachdenken und erneutem Drängen willigte Mary Somerville, mit der ihr eigenen Bescheidenheit ein, einen Versuch zu machen. „Ich fürchte, ich bin einer solchen Aufgabe nicht gewachsen", schrieb sie, „aber da sie es so sehr wünschen, will ich es versuchen, unter der Bedingung, daß mein Name nicht genannt und das Manuscript in's Feuer geworfen werde, falls es nicht genügt." Ihre Bedingung der Geheimhaltung erschwerte ihr die Sache sehr. Sie schreibt darüber in ihr Tagebuch:

„Ich stand sehr früh auf und traf meine Anordnungen in Betreff meiner Kinder und des Haushaltes so, daß ich nachher, wenn auch mit vielen Unterbrechungen, schreiben konnte. Ein Mann kann unter dem Vorwand der Geschäfte über eine Zeit gebieten; eine Frau hat diese Entschuldigung nicht. In Chelsea glaubte man mich immer zu Hause, und da meine Freunde so weit herkamen, um mich zu besuchen, wäre es unliebenswürdig gewesen, sie nicht zu empfangen. Es war mir aber oft recht störend, wenn ich grade mit einem wichtigen Problem bebeschäftigt war und dann jemand mit den Worten bei mir eintrat: „Ich bin hergekommen, um einige Stunden in Ihrer Gesellschaft zu verbringen." „Ich lernte durch die Gewohnheit einen Gegenstand abbrechen und nachher an derselben Stelle wieder aufnehmen, wie man ein Zeichen in ein Buch legt, um die Stelle wiederzufinden, wo man zu lesen aufgehört hat. Dies war um so notwendiger, da ich in meinem Stübchen keinen Kamin hatte und also im Winter im Wohnzimmer arbeiten mußte. Häufig versteckte ich meine Papiere, wenn die Glocke einen Besuch anzeigte, damit niemand hinter mein Geheimnis käme."

Das Werk, das unter solchen Schwierigkeiten entstand, wurde endlich fertig und an Lord Brougham geschickt. Einstimmig wurde es von allen competenten Richtern für ein Meisterwerk der Gelehrsamkeit, Klarheit und Einfachheit des Stils erklärt. Es wurde sofort an der Universität Cambridge eingeführt und fand reißenden Absatz. Die Verfasserin wurde znm Mitglied der „Royal Astronomical Society" und vieler anderer gelehrter Körperschaften erwählt; auch wurde ihr von der Zivilliste Sir Robert Peel's eine Pension ausgesetzt. Die Verfasserin selbst fand immer neue Arbeit. Indem sie zu einer späteren Auflage eine neue Vorrede schrieb, fielen ihr manche Anknüpfungspunkte mit der Physik auf und sie begann sogleich ein Werk darüber zu schreiben.

Ihre Gesundheit, die, seit sie in Chelsea lebte, nicht gut war, verschlechterte sich jetzt so, daß sie nach Frankreich gebracht wurde; aber sie war so leidend, daß sie oft im Bette schrieb. Nachdem der Druck dieses Buches beendet war, wurden ihr durch die Gesandtschaft die Korrekturbogen geschickt, und das war für sie eine mühsame Arbeit. Ihre Töchter wären unermüdlich in Aufmerksamkeiten, und pflegten sie so, daß sie sich allmälig besserte. Das Buch kam etwa zur selben Zeit heraus, in der sie heimkehrte und vermehrte ihren Ruhm. Aber, da ihre Gesundheit immer schwankend blieb, wurde ein milderes Klima notwendig und so verbrachte sie jetzt den größten Teil ihres Lebens in Italien — bald in Rom, bald in Albano, Venedig, Neapel — unterbrochen durch Reisen nach der Heimat im Sommer. In dieser Zeit enstanden ihre „Physical Geography“ ihre Abhandlung über „Molecular and Microscopik Science“ u. a. m., die alle ungeheuren Erfolg hatten. Selbst während ihres Aufenthaltes im Auslande (so erzählen ihre Töchter) ließ sie sich durch nichts von ihrer Morgenarbeit abhalten. Wenn die gethan war, schloß sie sich mit Freuden jedem Plan an, der ein Vergnügen für den Nachmittag ansetzte, und genoß dasselbe lebhaft, gleichviel ob es im Besuch von Gemäldegalerien, Antiquitätensammlungen rc. bestand, oder ob sie mit Freuden nach der Campagna fuhr, um zu malen, oder andere herrliche Punkte in der Nähe von Albano anfsuchte. Ihre Liebe zur Natur und ihr Auge für das Schöne machten ihr das Leben in Italien sehr angenehm.

Im Jahre 1860 starb ihr Gemahl, den sie innig geliebt und mit dem sie völlig übereingestimmt hatte, zu ihrem großen Kummer. Sie war jetzt unbeschäftigt und ertrug das unthätige Leben nicht.

Auf den Rat ihrer Töchter begann sie das Werk über die Molekurwissenschaft, das wir schon erwähnten. Sie arbeitete rastlos fort, und noch im Jahre 1869, 90 Jahr alt, hatte sie die Gewohnheit beibehalten, im Bett von 8—12 oder 1 zu studieren und zu arbeiten.

Sie starb am 29. November 1872 92 Jahr alt in Neapel und schlummerte so sanft ein, daß die, welche um sie waren, den Augenblick ihres Scheidens nicht wahrnahmen.

Ihre Einfachheit war sich auch im höchsten Erfolg gleich geblieben. Als Humboldt's „Cosmos“ erschien, wollte sie ihr Manuscript der „Physikalischen Geographie“ ins Feuer werfen und ließ sich nur durch die dringendsten Bitten ihres alten Freundes und Beraters des Dr. Somerville in Jedburg, davon abbringen. Ihr unermüdlicher Fleiß war ihrer Bescheidenheit und ihrem strengen Pflichtgefühl gleichzustellen.

Von ihren Werken ist das bedeutendste: Eine Einleitung in das Studium der Astronomie: On the connexion of the physical sciences, das 1859 in 11. Auflage erschien.

Schon bei Lebzeiten ihres ersten Mannes war sie zum Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften ernannt.



Lucretia Mott

war jene berühmte Quäkerin, von der Mrs. Elisabeth Caty Stanton einst die Äußerung gethan, als man sie fragte, was sie in England am meisten interessirt habe: „Mrs Lucretia Mott, mit der ich dort zusammentraf; denn sie ist die merkwürdigste Frau, die ich je kennen lernte."

Diese Frau wurde 1793 auf der Insel Nantucket geboren. Ihr Vater, der in seinem kaufmännischen Berufe oft große Reisen unternehmen mußte, verlegte im Jahre 1804 den Wohnort seiner Familie nach Boston. Lucretia besuchte daselbst private und öffentliche Schulen, ohne sich jedoch hervorragend auszuzeichnen. Ihre Mutter widmete ihr und ihrer jüngeren Schwester eine sorgfältige Erziehung; die Eltern gehörten zu einer religiösen Gesellschaft: „Die Freunde" und bemühten sich ihren Kindern die Vorzüge dieser Sekte klar zu machen und sie in deren Ansichten zu erziehen. Als Lucretia 14 Jahr alt war, wurde sie und ihre jüngere Schwester in ein Pensionat „der Freunde" zu Dutchess County, einer zum Staate New-York gehörigen Ortschaft gegeben. In dieser Erziehungsanstalt, die mit einer Schule verbunden war, blieben die jungen Mädchen zwei Jahre lang. Als in dieser Zeit ein Lehrer abging, wünschten die Vorsteher, daß die noch nicht 16jährige Lucretia ihn vertreten sollte. Sie willigte jedoch nicht ein, und wollte lieber die Schule verlassen. Man war aber von ihrer Fähigkeit so überzeugt, daß man ihr die Stelle und das Gehalt des Lehrers anbot, wenn sie bleiben wollte, sowie auch, daß die Schwester ohne jegliche Kosten die Pension und Erziehung im Institut erhalten sollte. Lucretia's Vater, dessen Geschäfte in Boston einen glänzenden Erfolg hatten, folgte seinem Grundsatz, daß jedes Mädchen auch ohne Not sich nützlich machen müsse und riet ihr, wenigstens für ein Jahr das Amt zu übernehmen. So geschah es; aber 1809 kehrte sie in das Elternhaus zurück, doch nicht nach Boston, sondern nach Philadelphia, wo jetzt die Familie lebte. Nicht lange sollte sie hier eine Heimat haben; denn bald folgte ihr Mr. James Mott, ein junger Mann, den sie in dem Pensionshaus in Dutchess County kennen gelernt, um bei den Eltern um ihre Hand zu werben. Lucretia war 18 Jahre alt, als sie heiratete. James Mott trat in das Geschäft ihres Vaters ein. Die ersten Jahre der Ehe flossen friedlich und freudvoll dahin; allein dann traten schwere Sorgen an die Familie heran. Der Krieg von 1812 und die Handelssperre veranlaßten eine Stockung im geschäftlichen Leben, unter welchem auch ihr Handelshaus litt. Der Vater starb vor Gram und hinterließ seine Wittwe und fünf Kinder in be-

dürftigen Verhältnissen, so daß Lucretia und ihrem Manne die schwersten Sorgen aufgebürdet waren.

Nachdem sie vergebliche Versuche gemacht durch Handelsgeschäfte vorwärts zu kommen, ließ sich das Ehepaar als Lehrer einer Schule engagieren. Die ernsten Erfahrungen in der Jugend blieben nicht ohne heilsamen Einfluß auf ihre Gemüts- und Charakterentwicklung. Mrs. Lucretia hatte ein tiefes Gefühl für Gerechtigkeit und einen idealen Glauben an die Tugend der Menschen. In der Schule in der sie lehrte, wurden damals Bücher von Clarkson gelesen, welche traurige Bilder von Sklavenschiffen schilderten. Dies erweckte zuerst Lucretia's Mitgefühl; sie fing an, viel über die Sklavenfrage nachzudenken und zugleich über die ungleiche Stellung der Frau gegenüber der des Mannes im Staate und in der Gesellschaft.

In der Schule, die sie in Dutchess County durchgemacht, wurden Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet und der Grundsatz aufgestellt, daß beide gleich erzogen werden. Später aber in der Praxis des Lebens machte sie die Erfahrung, daß die Leistungen der Frau, wenngleich ebenso tüchtig, weniger gewürdigt und schlechter bezahlt würden, als die der Männer, so z. B. erhielten die Lehrerinnen die Hälfte des Honorars für gleiche Fächer, wie die Lehrer. Die Ungerechtigkeit lag hier so klar auf der Hand, daß sie beschloß, gegen dieselbe anzukämpfen. Sie beschäftigte sich fortan eingehend mit der socialen Frage, die Ungleichheiten in der Gesellschaft betreffend.

Kaum 25 Jahr alt, umgeben von der kleinen Schar ihrer Kinder und belastet mit mancherlei Sorgen, fühlte sie sich dennoch berufen, ja erkannte es als eine heilige Pflicht in die Öffentlichkeit zu treten, um ihre Ansichten geltend zu machen. Sie begründete zu diesem Zwecke einen Verein. Alle neu erscheinenden Schriften welche von der Befreiung der Sklaven und der Frauen handelten, wurden in diesem Kreise geprüft und die gegnerischen wiederlegt.

Lucretia Mott's eigne Worte aus jener Zeit geben den besten Aufschluß ihrer damaligen geistigen Entwickelung: „Ich fühle mehr Interesse an den socialen und moralischen Bewegungen unseres Zeitalters, als an religiösen nnd theologischen Ideen. Die Unterdrückung der arbeitenden Klassen durch das Monopol und die Niedrigkeit des Tagelohn's erregten meine Aufmerksamkeit. Ich besuchte die Hütten der Arbeiter und der Armen, hörte ihre Klagen und war von dem Wunsche beseelt, mitzuhelfen die Uebelstände zu beseitigen, welche den Reichen reicher und den Armen ärmer machen. Aber das meiste Mitleid fühlte ich mit den Millionen von Sklaven, welche erbarmungslos ihren Unterdrückern anheim gegeben waren, beraubt aller menschlichen Freiheit der Selbstbestimmung. Ich beschloß Alles, was in meinen Kräften stand zu thun, um ihre Emanzipation herbeizuführen. Ich weihte mich dem Evangelium, in dem es heißt: Predige die Befreiung der Gefangenen und setze in Freiheit, die geschlagen und gepeinigt werden. Lucretia Mott studierte eifrig alle Werke, welche sich auf Abschaffung der Sklaverei bezogen, für welche bekanntlich schon 1775 mutige Kämpfer eingetreten waren, an deren Spitze Benjamin Franklin ehemals stand, welcher 1790 im Congreß die Befreiung der Sklaven beantragte. Nachdem der Antrag zum Beschluß erhoben und das

Jahr 1808 als die Abschaffung des afrikanischen Sklavenhandels festgesetzt war, beruhigten sich die an allen Orten begründeten Emanzipationsvereine, bis sie 1819 bei Gelegenheit eines Compromißvertrages mit dem Süden wieder in leidenschaftliche Erregung gerieten. Die Arbeiten von Benjamin Lundey und sein Werk, „Genius of Universal Emancipation", welches in Baltimore erschien und die fortgesetzten Bemühungen amerikanischer und englischer Menschenfreunde, wie Clarkson, Wilberforce, Elisabeth Heyrick und William Lloyd Garrison in Boston regten Lucretia an, 1833 eine Gesellschaft in Philadelphia zu begründen; „Philadelphia Female A. S. Society". Sie machte zu diesem Zwecke wiederholt die weitesten Reisen in die Sklavenstaaten, setzte sich der Wut und Gehässigkeit ihrer Gegner aus, die den Pöbel auf sie hetzten, und verlor dennoch nie den Mut, Propaganda für ihre Ideen zu machen.

Im Jahre 1840 wurde ein internationaler Antisklavereikongreß in London zusammengerufen. Unter den Frauen, welche die Vereine von Boston, New-York und Philadelphia dahin delegirten, war auch Lucretia Mott. Als sie jedoch in England ankam und dem Londoner Bureau ihre Beglaubigungsschreiben als Abgesandte vorlegten, wurden diese nicht anerkannt, weil sie Frauen waren. Man behandelte sie jedoch in der Versammlung als Fremde höflich und mit Aufmerksamkeit. Sie wurden als Zuschauer und Zuhörerinnen zu den Verhandlungen zugelassen, doch die Stimmenmehrheit schloß sie von der Mitgliedschaft aus. Diese Ungerechtigkeit, von denjenigen Männern ausgeübt, welche zusammengekommen waren, um die Sklaven zu befreien und ihnen ein menschenwürdiges Dasein zu geben, brachte unter den englischen und amerikanischen Frauen einen Sturm der Empörung hervor. Lucretia Mott war dieser Umstand der Beweggrund ihr Leben fortan der Frauenfrage zu widmen. Bei jenem Kongreß erregte Mrs. Mott das allgemeine Interesse; man nannte sie die anmutige Quäkerin. Sie stand in der Vollkraft ihres Lebens; auf einer kleinen zierlichen und schlanken Figur saß ein bedeutender Kopf mit hoher breiter Stirn und feinen ausdrucksvollen und regelmäßigen Gesichtszügen; aus ihrem Antlitz, das von dunklem Haar umrahmt war, strahlten lebhafte schwarze Augen. Ihre Bewegungen waren edel und ihre Unterhaltung von würdevollem Ernst.

Eines Tages befand sie sich in einer Gesellschaft von Amerikanern. Mehrere Geistliche bemühten sich bei der Tafel Lucretia Mott ins Gespräch zu ziehen. Sie fragten, was sie von der Frauenfrage halte. Sie antwortete in humorvoller Weise und zog die Lacher nnd Spötter dadurch auf ihre Seite; dann jedoch ging sie plötzlich mit Ernst auf das Thema ein und gewann dadurch manchen Anhänger und Freund, die sich nicht scheuten, sich öffentlich für erweiterte Frauenrechte zu erklären. Während ihres Aufenthaltes in London hielt Mrs. Mott zu wiederholten Malen Predigten in der Unitarierkirche. Einer ihrer Biographen schrieb über den Eindruck, den dies auf ihn machte: „Ich hatte noch nie eine Frau öffentlich sprechen hören, obgleich ich stets der Meinung war, daß sie dazu das Recht hatten. Als ich jedoch Mrs. Mott auf die Kanzel steigen sah und sie mit Ernst und Ausdruck predigen hörte, war es mir wie die Verwirklichung eines glücklichen Traumes.

„Im Sommer 1848 beschloß Lucretia Mott, als sie sich zum Besuch bei ihrer Schwester Mrs. Martha Wright in Auborn befand, auf Zureden mehrerer Freundinnen eine Versammlung für Frauenrechte in Seneca Falls einzuberufen; dies geschah durch die Tagesblätter. Es wurden Resolutionen, Reden und Thesen vorbereitet. Nach mehreren Beratungen über zu erstattende Erklärungen fanden wir, daß auch unsere Väter dieselben Ansichten über unsere Sache hatten und wir beschlossen, noch in derselben Nummer, in welcher wir unsere Erklärung abgaben, jene unsterbliche Erklärung von 1846 zu veröffentlichen, die unser Muster war. James Mott, eine jener edlen Naturen, sowohl in Charakter wie in Erscheinung, der Ehemann Lucretia's, präsidierte dieser ersten Versammlung. Unter denen, welche sich an den Verhandlungen beteiligten, waren Frederic Douglas, Thomas und Mary Anne Mc. Clintock und ihre zwei Töchter, Anselm Bascons, Catharine Stebbins, Anny Post und Martha Wright. Die Konferenz dauerte zwei Tage, war gut besucht und es wurde über sie ausführlich Bericht erstattet. Ein Aufruf der Versammlung wurde in fast allen Zeitungen des Landes veröffentlicht. Das Volk jedoch von Maine bis Louisiana wollte vor Lachen bersten über das Verlangen der Frauen nach Wahlberechtigung, Eigentumsrecht, Erweiterung der Erwerbsthätigkeit und Erhöhung der Frauenarbeitslöhne. Und dennoch waren dies die nämlichen sozialen Ansprüche, welche heutzutage vernünftige Menschen billigen, die nämlichen, welche Henry Ward Beecher in seinen Reden verteidigt und John Stuart Mill sich beeilte, dem englischen Parlament zu unterbreiten."

Martha Wright nahm thätigen Anteil an dieser Versammlung und präsidierte mehreren darauf folgenden; sie war eine Frau von allgemeiner Bildung, vernünftigem Gemeinsinn und großer Geistesgegenwart. Obgleich keine öffentliche Rednerin, war sie für die Frauenbewegung eine ausgezeichnete Mitarbeiterin.

Die nächste Versammlung schon, welche einige Wochen später in Rochester abgehalten wurde, gab Veranlassung zu Meinungsverschiedenheiten. Mrs. Bush wurde als Präsidentin erwählt, doch viele der anwesenden Frauen, unter ihnen auch Mrs. Mott, opponierten, daß eine Frau präsidieren sollte; sie gaben vor, daß dieselbe nicht im Stande sein würde, eine Versammlung zu leiten. Die radikale Partei jedoch überstimmte die Furchtsamen und bald mußten diese zugeben, daß Mrs. Bush das Vertrauen vollkommen rechtfertige und eine vorzügliche Präsidentin sei.

Die Versammlungen wurden in der Unitarierkirche gehalten und erregten das größte Interesse der Stadt. Während der ersten Sitzung ereignete sich ein sehr merkwürdiger Zwischenfall. Nach der eben eröffneten Versammlung erschien ein junges Paar, welches feierlich bis zu den Stufen des Altars heranschritt, worauf der junge Mann aufwärts stieg und die Präsidentin in kurzem Tone fragte, ob die Lady, welche mit ihm sei, das Recht habe, zu reden. Er sagte: Wir sind soeben in der Stadt angekommen, hörten von der Versammlung und da wir eine Stunde Aufenthalt haben, will sie gern ihre Stimme zu Gunsten der Frauenrechte erheben. Freundlich wurde ihr zu sprechen bewilligt, und sie hielt während 20 Minuten den glänzendsten Vortrag. Während sie sprach, stand ihr

Bräutigam nahe dem Altar, Hut und Stock in der Hand, ehrfurchtsvoll auf seine schöne Braut schauend. Als sie geendigt hatte, herrschte eine tiefe Stille, und sie verschwanden eben so ruhig, wie sie gekommen waren. Man erfuhr nie, woher sie kamen, wohin sie gingen und wer sie seien.

Von Frau Lucretia Mott ist noch zu erwähnen, daß sie sechs Kinder hatte und daß sie, als diese klein waren, sich nicht in der Lage befand, eine Pflegerin zu halten und daß sie daher, so lange sie in den Kinderjahren waren, sie sich in größerer Abhängigkeit, wie manche andere Mutter befand. Obgleich sie weit mehr Neigung hatte, sich geistig zu beschäftigen und für häusliche Arbeiten wenig Sinn hatte, übte sie diese zum Besten ihrer Familie aus, wenngleich sie ihr mehr Zeit und Mühe kostete, als anderen Hausfrauen, da es ihr am Sinn für das Praktische stets gefehlt hatte. So entfremdete sie das Wirken für das allgemeine Wohl nie den nächsten Pflichten für das Haus.*)

Quelle: Die hervorragenden Frauen unsres Zeitalters von Mrs. Elisa Cady Stanton und Susan Anthony.



Felicia Hemans-Browne.*)

Geboren 25. Septbr. 1793, gestorben 16. Mai 1834.

Der Sprößling eines Celten und einer Deutschen, trägt Felicia Hemans deutlich die Charaktereigentümlichkeiten beider Nationalitäten in sich. Die schwärmerische Glut und Gefühlsschwelgerei der irischen Race vermischt sich in ihr mit der Reflection und dem schwungvollen Gedankenflug der deutschen. Sie ist eine Mischung von Moore und Schiller. —

Felicia Dorothea Browne war geboren am 25. Septbr. 1793 in Duke Street, Liverpool. Ihr Vater, ein Irländer, war ein dort ansässiger Kaufmann von beträchtlichem Wohlstande, ihre Mutter eine Deutsch-Italienerin, die Tochter des österreichischen Consuls daselbst. Letztere führte eigentlich den Venetianischen Namen Veniero, den drei Dogen und der Admiral der Flotte bei Lepanto trugen, der aber im Laufe der Zeit germanisirt und in den ehrlichen deutschen und heutzutage auch nicht gerade unbekannten Namen: Wagner, verwandelt wurde.

Von der Wiege an durch besondere Talente und auffallende Schönheit ausgezeichnet, trat sie schon in ihrem vierzehnten Jahre in den litterarischen Wettkampf ein. Diese frühzeitige Erkenntnis ihres Berufs, dieser vorzeitige Beginn ihrer Laufbahn wurde merklich gefördert durch ein commerzielles Unglück, welches ihre Familie — sie war gerade sieben Jahre — nötigte, sich in einfache Verhältnisse nach Nord-Wales zurückzuziehen. Hier in Gwrych (wie ihre Schwester und Biographin Mrs. Haghes es schreibt) in einem einsamen Hause an der See, im Hintergrunde das Gebirge, eröffnete sich ihrem poetischen Geist eine Scenerie die geeignet war, seine Schaffenskraft zu nähren und ihm die erste Empfindung eines dichterischen Gemüts, die Liebe zur Natur, einzuhauchen. Hier lebte sie neun Jahre mit Unterbrechung eines kurzen Besuches in London. Fern von der Welt, versenkt in das Studium der Natur und Poesie, entfaltete ihr junger sanfter Genius seine Schwingen. Die Schwester, erzählt man, habe sie mit sechs Jahren in den Zweigen eines Apfelbaumes erblickt, ihren großen Shakspeare in den Händchen, und laut daraus declamirend. Ihre Mutter, eine edle und liebenswürdige Frau, widmete ihre ganze Sorge der Erziehung dieser Tochter, die ihr dafür mit der rührendsten Zärtlichkeit dankte und ergeben blieb. Hier haben wol die glänzenden Erinnerungen an ihre Ahnen, von ihrer Mutter wohl gepflegt, in

*) Quellen: Englische Biographie von Mrs. Haghes und Karl Bleibtreu's Aufsatz über Felicia H. im Frauenanwalt. —

ihr zuerst jenen Zug für das Chevalereske, jene Begeisterung für die Romantik der Ritterzeit wachgerufen, welcher einen verhängnißvollen Irrtum ihres Lebens hervorrief und welcher sich in mehreren ihrer schönsten Gedichte ausdrückt. Hier sog sie auch jenen Enthusiasmus für Wales und die Waliser ein, jene innige Neigung für die alten Celten, welche die meisten ihrer Schriften durchweht.

Ihre Vorliebe für das Ritterliche wurde gesteigert durch die damaligen kriegerischen Ereignisse, und trug dazu bei, ihr ein Interesse für den Kriegerstand einzuflößen, in dem sie Reste der alten Ritterlichkeit erblickte. Unter dem Einfluß solcher Begünstigung für das Kriegerische veröffentlichte sie einen Band Gedichte, ein besonders schwaches Poem: „England and Spain" alles zur Verherrlichung des von dem Britten zu einer Art Iliade hinaufgeschraubten „Peninsular War" und seines Achilles Wellington. Diese unreifen Erzeugnisse ihrer Muse ernteten eine scharfe Kritik, die erste und einzige, die unsanft das geweihte Haupt der Dichterin berührte. — Solche erste Kritiken sind ein bestimmendes Schicksal im Leben mancher großen Menschen, die Litteraturgeschichte weiß von ihnen zu erzählen. — Ein solcher erster rauher Wind sondert den Weizen von der Spreu. Die werdenden Eichen widerstehen, aber die zärtlichen Pflänzchen knickt er unbarmherzig. Das Krankhafte, Schwache wird im Keime erstickt, die gesunde naturwüchsige Dichtung erst recht durch den Sturm entwickelt. Felicia Browne war zwar in ihrer sensitiven Natur so tief verletzt, daß sie erkrankte, doch bald raffte sie sich wieder auf und folgte weiter ihrem Triebe, dichterisch zu gestalten, getragen durch ihre heroische Begeisterung und auch durch das persönliche Interesse, das sie an jenen Kämpfen nahm. Zwei Brüder dienten im Heere und schilderten in ihren Briefen die Thaten Albions und ein ihr noch teureres Wesen focht und litt in diesem Kriege. Es war Kapitän Hemans von dem vierten Regiment, ein Offizier von keinem Vermögen, wenig Bildung, doch, wie es scheint, einnehmenden Äußern, der ihr offen seine Huldigung widmete und die Liebe des reizenden Mädchens gewann. Dies war 1809. Die weiteren Jahre in Spanien dienend, sah er Felicia erst 1812 wieder, bot ihr seine Hand an und heiratete sie im Sommer desselben Jahres. Kurz vorher war zum zweiten und letzten Male ein Buch unter ihrem Mädchennamen in die Welt gegangen „The domestic affections".

Das Paar lebte zuerst in Northamptonshire, zog jedoch später nach Brownwylfa in Flintshire, woselbst sich ihre ganze Familie aufhielt. Ihr Vater ging bald darauf nach Quebec, wo er starb, so daß die Mutter nun als Oberhaupt des Hausstandes galt. Und das blieb sie selbst, als Felicia, Mutter von fünf Kindern, ihre eigene Familie um sich versammelte; stets räumte Felicia ehrerbietig der Mutter diese Stellung ein. Sie veröffentlichte in der kurzen Zeit ihrer Ehe zwei größere Produkte „The Restoration of the works of art in Italy" und „Modern Greece" didaktische Gedichte im Style Regniers und „Campbell's", die sich den lauten Beifall Lord Byron's erwarben. Aber alle diese Erzeugnisse beweisen keine höhere dichterische Begabung, weder Tiefe des Gefühls noch Reichtum des Gedankens tritt in ihnen hervor, selbst die Form ist noch schwerfällig. Alles atmet etwas Pendantisches, es sind gefeilte nicht gerade geistlose Schulgedichte. Erst das

Unglück entlockte der Leier unserer Dichterin, wie so manches Gesinnungsgenossen, vollere und und erhabenere Töne. Ihr eheliches Leben war kein glückliches. Sechs Jahre nach der Verheiratung ging Kapitän Hemans nach Rom, angeblich um seine in Corrunna und Halcheren angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. Beide haben sich nie wiedergesehen. Mr. Hemans war ein Mann ohne höhere Bildung, ja ohne Bildung des Herzens, ohne jene idealen Interessen, welche die Seele der edlen Frau erfüllten, und für die sie Sympathie bei ihrem Gatten erwartete.

In dem Studium der Geschichte fand sie zuerst eine Linderung des unerwarteten Schmerzes. Ihre „Tales and historical scenes in verses“ (1819) übertrafen bei weitem ihre früheren Arbeiten. „Der Fall der Alhambra“, „der Untergang der Abencerage“ giebt auch ihr, wie so manchen anderen Dichtern, den Stoff zu einem kleinen Epos. Das Studium Byrons ist unverkennbar. „Die Wittwe des Crescentius“ ist ein feines Stück Seelenmalerei, während „das Weib des Hasdrubal“ den erschütternden Opfertot einer Frau besingt. Die übrigen Scenen, meist aus der englischen und deutschen Rittergeschichte, sind ein wenig langatmig und zu weit ausgemalt. — Von dem 1820 erschienenen Lehrgedicht „The Sceptic“ einer milden Streitschrift wider den Unglauben, soll ein Ungläubiger bekehrt worden sein, und Mrs. Hemans auf seinem Totenbette diese trostreiche Versicherung gegeben haben. Dichterischen Wert hatte dies Lehrgedicht nicht. — Überhaupt ist dies das erste Zeugniß von ihrer späteren Richtung, einer neben ihrer wahren Poesie herlaufenden Afterpoesie, welche reich an Salbung, arm an Schönheit, den Wert der Dichtung gleichsam nach dem Maß der darin entwickelten Frömmigkeit zu messen scheint. Sie machte zudem in diesem Jahre die Bekanntschaft des berühmten Litterarhistorikers Bischof Heber, der ihre Bestrebungen nach Kräften unterstützte. Eine Predigt über „Wiederweckung“ blieb unvollendet. Sie gewann damals zwei litterarische Preise der Royal Society of Literature und trug in den Wettgesängen „Wallace“ und „Dartmor“ den Sieg über die männlichen Mitbewerber davon. Damals schrieb sie auch über „fremde Litteratur“ in dem Edinburg Magazine (beiläufig die einzige Prosa, die sie veröffentlichte), und wendete sich für längere Zeit der dramatischen Poesie zu. Von 1823—26 veröffentlichte sie die „Vespers of Palermo“ die „Siege of Valencia“ und zwei Fragmente „Sebastian von Portugal“ und „die Kreuzfahrer.“ Die „Vesper von Palermo“ für welche sie Lstrl. 210 (ca. 4280 Mk.) empfing wurde am 12. Decb. 1823 in Covent Garden zur Aufführung gebracht. Die Dichter Heber und Wilman unterstützten sie bei den Korrekturen, keine Geringeren als Kemble und Young übernahmen die Rollen des Procida und Reimond, Miß Kelly spielte die Constanze. Trotz alledem erlitt das Stück ein totales Fiasko. Bald nachher in Edinburg aufgeführt, gewann es hingegen einen Erfolg. In der That hat das Stück Schwächen in der Composition, dagegen erhebt sich die Dichterin in der Schilderung von Seelenleiden oft zu Leidenschaft und Größe. So der Ausbruch des Vaterschmerzes an der Leiche Reimond's und vorher der Zorn dieses Vaters über den scheinbaren Verrat des geliebten Sohnes. — Aufsehen und Beifall er-

rang ihr zweites dramatisches Werk „die Belagerung von Valencia", eine Hymne in dramatischer Form. Den Stoff bietet die Verteidigung der Cidstadt Valencia durch Gonzalez, einem Enkel des Campeador, gegen die Mauren. Ähnlich wie in Körners Zriny sind die beiden Söhne des Gouverneurs in die Hand des Feindes gefallen, der als Preis ihrer Lösung die Kapitulation verlangt. Dies wird verweigert, und die Kinder des Helden vor seinen Augen von den Barbaren ermordet. Aber der Opfermut wird von Erfolg gekrönt, das Ersatzheer vernichtet die Belagerer und der brave Ritter haucht Angesichts seines siegreichen Königs mit dem Ausruf: „Vorwärts Kastilien!" seine Seele aus. — Es ist bezeichnend, daß eine Episode, die in dem nach Stoff und Tendenz ganz ähnlichen Zriny nur vorübergehend auftritt, von der Dichterin zur leitenden Grundhandlung gewählt wird. Während Vater und Schwester, ja die gefangenen Opfer selbst, in der Gesinnung spanischer Glaubensstreiter und dem Stolz auf den Adel ihres Geschlechtes dem Schicksal trotzen, kann die Mutter Elmina sich nicht zu dieser Entsagung erheben, und steht hadernd Gott und ihrer Familie gegenüber. Mit Bitten und Versprechungen sucht sie den Totfeind ihres Landes und ihres Glaubens zu erweichen, ja ihr schwankender Sinn neigt sich schon zum Verrat. Aber unerschüttert von den bitteren Anklagen seines Weibes, unbewegt vom Schmerze des Vaters und Edelmanns, der die letzten seines Stammes um sich fallen sieht, hält der Heros die ihm anvertraute Veste für Kastilien und St. Jago. Erst als die Drommeten der Befreier klingen, als seine Pflicht vollendet und sein Werk gethan ist, gestattet er seinem stolzen Herzen zu brechen. Mit feinem Instinkt hat die Dichterin, nicht wie in jenem Stück, auf die geschichtlichen Vorgänge den Hauptnachdruck gelegt, sondern läßt hier persönliche und häusliche Konflikte sich klar von dem historischen Hintergrund abheben. Der Schmerz einer Mutter, Vaterliebe, der edle Enthusiasmus eines Jünglings, die Sehnsucht des Kindes nach seiner Mutter, endlich die hochherzige Entsagung einer in Leiden gereiften Jungfrau — das sind die naturgemäßen Stoffe für eine Dichterin, wie sie die einem Frauenherzen verständlichsten Empfindungen sind. Die beiden weiblichen Charaktere der Ximena und Elmina stehen sich in schönem Contrast gegenüber. Ximena, die echte Tochter ihres Vaters, tritt tröstend, erhebend und meisternd ihrer leidenschaftlichen Mutter entgegen, ein jungfräuliches Herz in edler stiller Ueberwindung — einer in subjektiven Empfindungen aufgelösten Frauenseele. Mit strenger Gerechtigkeit versagt die Dichterin ihr, die den Tod ersehnt und den schweren Pflichten des Lebens sich entziehen will, allein den Tod. — Reue und Buße auf den Leichen ihrer Lieben sind eine milde und notwendige Züchtigung ihres weiblichen Trotzes. — Aus dem Gesagten ergiebt sich von selbst, daß die Ansprüche an ein Bühnendrama hier nicht befriedigt werden. Nur Gefühle und keine Handlung. Aber die noble, fast erhabene Gesinnung, die das Ganze durchweht, läßt das vergessen. Ein großer Zug ist nicht zu verkennen Das Todesbekenntnis Ximena's von ihrer verschwiegenen Liebe und ihrem verschlossenen Weh und der Kampf in dem verzweifelten Vaterherzen, als er seine Söhne vor seinen Augen verbluten sieht, und nicht einmal zur Rache unter die

Feinde stürzen darf, — dies sind Perlen von Seelenmalerei; Stellen, in denen das große Talent, wie die große Seele der englischen Corinna sich in vollem Ergusse ausspricht. Freilich erinnern auch die hier und da eingestreuten Balladen zur Genüge daran, daß wir es hier eigentlich nur mit einer Lyrikerin zu thun haben, die sich einmal im Drama versucht.

Die jetzt folgende Epoche ihres Lebens und poetischen Wirkens von 1823 bis 1828 gilt als die bedeutendste. Damals im Beginn ihrer dreißiger Jahre stand sie in voller Schaffenskraft und in höchster Blüte der Empfindung. — Das Studium zweier Sprachen, der deutschen und spanischen, bot ihr Stoff und Anlaß zu den beiden Hauptwerken dieser Periode, den „Songs of Cid“ und den „Lays of many lands“. Durchtränkt von dem Geist der spanischen Litteratur und angeregt durch die Lektüre Herders, verherrlichte sie in den ersteren in Balladenform die Thaten und den Tod des Cid Campeador, unter welchen besonders „Cid's Grabeszug“ durch seinen ernsten weihevollen Stil hervorragt und durch Freiligrath's Übersetzung in Deutschland bekannt wurde. In derselben Sammlung erschienen mehrere erzählende Gedichte, wie „Marius auf den Trümmern von Carthago“, „Der letzte Constantiner“, „Eine Mähr aus dem 14. Jahrhundert“ (Fragment), „Die Maremma“, „Balsazhar“, von denen das letztere unwillkürlich die Vergleichung mit Heine und Byron (S. Hebrew Melodies) hervorruft. Die originellsten davon sind: „Die Wüstenkaravane“, Das Kreuz des Südens“, „Der Schäfer Marathon“.

Eine Serie: „Griechische Sänge“ (z. B. Elysium, Der Todesgenius, Die Feststunde), sind reich an sprachlicher Schönheit und feinen Ideen. Unter den kleineren Liedern (Schwert und Urne, Stimmen von Chio 2c.) verdient wohl der „Spartanermarsch“ den Preis, der den seltsamen Brauch der Eurotassöhne statt mit Trompeten, mit sanften Flöten an den Tod zu gehen, besingt:

So schritten still sie in's Gefild,
Und wenn der Kampf geschlagen,
Heimkehrten sie mit ihrem Schild.
Wo nicht, auf ihm, erschlagen.

„Der Becher der Freiheit“, „Der Sturm zu Delphi“ sind Dithyramben voll Kraft und Schwung.

Hieran schließt sich nach Form und Inhalt eine Freiheitshymne auf eine spätere Zeit „Das Lied von der Morgartenschlacht“. Der Anfang ist von großer Gewalt des Ausdrucks und versetzt mit echt poetischem Griff uns mitten in die Handlung.

Einen eigenthümlichen Eindruck neben diesen offenbar von Schiller und Körner inspirirten Gesängen gewähren die um dieselbe Zeit componirten „Wälschen Melodien“. Schon der Name weist auf die Verwandtschaft mit Moore's „Irischen Melodien“ hin. Die Dichterin wollte den Eindrücken ihrer Jugend, sowie der glücklichsten Zeit ihres Lebens durch die herrliche Walliser Natur und ihrer Sympathie für die fast untergegangene ihr verwandte Keltenrace in einem Cyklus von Liedern im Stile des irischen Barden Ausdruck geben.

Zu dem Einfluß der spanischen Litteratur, Roger's Byron's Moore's gesellt sich jetzt der tiefste und dauerndste, den die bewegliche Dichterseele empfing — ihr Studium der deutschen Litteratur. Herder vornehmlich zog sie mit seiner Gedankenfülle und idealen Richtung an und so verdanken wir außer den Cid-Liedern der Lektüre seiner „Stimmen der Völker" die „Lieder aus manchen Landen". Diese Gedichte erschienen zuerst einzeln in dem von Campbell redigirten New Monthly Magazine, später gesammelt. Sie behandeln sechs hellenische, zwei deutsche, zwei skandinavische, zwei altbritische, zwei normännische, zwei schweizer, zwei orientalische und drei amerikanische Stoffe, und besonders die griechischen Lieder zeichnen sich durch feine Form und Innigkeit der Empfindung aus. Erschütternd ist die Todtenklage Coeur de Lions an der Bahre seines Vaters, auch die schweizer Lieder sind trefflich und die skandinavischen von großer Kraft des Ausdrucks.

Die außereuropäischen hingegen zeichnen sich aus durch Wärme des Kolorits und Farbenpracht, und unter ihnen der „Botenvogel" durch seine anmutige Pointe, die sogar eine poetische Erwiderung durch eine amerikanische Quäkerin hervorrief.

Es bleibt nun noch übrig, die Centralschöpfung der eben besprochenen Periode, ja ihres ganzen Dichterlebens, um welche sich die andern Produkte gleichsam conzentrisch gruppiren, zu betrachten. Es ist „Das Waldheiligtum", in dem sie das protestantische Märtyrertum verherrlichte.

Die Dichterin selbst erklärt es für das Werk ihrer gereiftesten Kraft und die Kritik stimmte hierin mit ihr überein. Der Stoff sind „die geistigen Kämpfe und äußeren Leiden eines Spaniers", der vor den religiösen Verfolgungen in den Urwäldern Amerika's seine Zuflucht findet.

Die Erzählung ist dem Glaubenskämpfer selbst in den Mund gelegt, er vertraut der einsamen Wildnis, in der er ein Asyl gefunden hat, die Geschichte seiner überwundenen Schmerzen. Die Form dieses, in zwei Gesängen und 169 Strophen componierten, Epos ist die Spenzer-Stanze, die jedoch willkürlich und ohne ersichtlichen Grund im Versmaß bedeutend geändert ist. Die offenbare Erleichterung des Versmaßes kann bei einem so formgewandten Autor wohl nicht in Betracht kommen. Die Sprache ist erhaben und glänzend. Wie ein majestätischer Strom tief und klar dahinrollend, bald glatt wie ein Spiegel, durch den das Gold des Gedankens heraufstrahlt, bald vom Orkane aufgewühlt, brandend und wogend in bitterem Groll, dürfte sie im hohen Stile selbst der Sprache Shelley's ebenbürtig sein und nur, wie natürlich, von der Leier Childe Harold's überklungen werden. Es sind Stellen, welche dem größten Dichter zur Ehre gereichen würden. Im Ganzen kann das „Waldheiligtum" somit für eine bedeutende und in sich abgeschlossene Schöpfung gelten, nur das Ueberwiegen lyrischer Elemente stört den Gesammteindruck des Epos.

Die letzte Periode ihres Lebens läßt in keiner Hinsicht einen Rückschritt, eine Schwächung ihrer poetischen Gestaltungskraft durch zunehmende Kränklichkeit bemerken. Die Erwartung des Todes wirft keinen Schatten über ihre klaren Gebilde, nur eine stille Ergebung, hoffnungslos für dieses Leben, hoffnungsreich für jenes andere, liegt wehmütig wie ein herbstlicher Hauch über ihre Dichtung.

Und wie ein letztes Aufflackern ihres Geistes, so glänzend, daß es sein früheres sanftes Leuchten zu überstrahlen scheint, äußerte sich ihre ungebrochene Schaffenskraft nie so mächtig und reich. Vielleicht hat diese, offenbar überreizte Überfülle von Produktionen ihr frühes Ende beschleunigt. Sie schuf 1828: Records of woman, 1830: Songs of the affections, 1833: Hymns on the works of nature; 1834: Hymns for Childhood; 1834: National Lyrics; 1834: Scenes and Hymns of Life; 1835: Despondency and aspiration. — Thoughts during sickness. — Sabbath Sonnet.

Ihr äußeres Leben erlitt in dieser Zeit manche Umwandelung. Schon 1825 war sie von Brownwylfa nach Rhyllon in Wales übergesiedelt. Hier verlebte sie einige glückliche Jahre in ruhiger Häuslichkeit und im Genuß ihres Ruhmes, der, sich über England und Amerika ausbreitend, ihr manche schmeichelhaften Beweise der Anerkennung gewährte. Das Studium der deutschen Poesie, in der sie besonders Schiller, Goethe, Körner und Tieck, bewunderte, und die Freundschaft der größten englischen Dichter waren ihr eine Anregung zu fortdauerndem Schaffen. Sie besuchte 1829 die Dichtergreise Scott und Wordsworth, von denen der erstere von ihr sagte, „sie besäße fast zu viel Talente, wenn sie nicht alle von ihr benutzt würden, ihre Umgebung zu entzücken“ — und wohl bedurfte sie der Kräftigung durch die Sympathie verwandter Geister.

1827 war ihre geliebte Mutter gestorben; ihre eigene Gesundheit, schon lange wankend, gab zu ernster Besorgnis Anlaß. Sie siedelte sodann 1828 nach Liverpool über, wo sie, herausgerissen aus allen ihr liebgewordenen Verhältnissen, durch Beschäftigung mit Kunst und Musik und Reisen nach Schottland und an die See sich zu erfrischen suchte. Die „Erinnerungen an Frauen“ und „Sänge des Gefühls“ gehören dieser Epoche an. In den Ersteren sucht sie die weiblichen Charaktere vom Erhabenen bis zum Niedrigen herab zu schildern und viele ihrer eigenen Schicksale sind, wie sie selber sagt, hineinverwoben. Unglückliche Liebe und Treue bis in den Tod schildert sie in „Arabella Stuart“ (einer Art fragmentarischen Tagebuchs), „Die Griechenbraut“, „Imelda“, „Edith“ und das „Bauernmädchen an der Rhone“.

Weibliches Mitleid feiert sie in der „Waldmaid“ und Mutterliebe in „Madeline“, „Pauline“, „the memorial pillar“ und dem schönsten Gedicht dieser Sammlung und ihrem besten Gedichte überhaupt: „Die indische Stadt“. Denn wenn das „Waldheiligtum“ durch Gedankenreichtum und formelle Meisterschaft hervorsticht, so ist ihm ersteres Gedicht an Leidenschaft, Glanz und Wärme der Bilder und hochpoetischer Stimmung weit überlegen. Während die Dichterin mit einer wie in die Glut des Orients getauchten Sprache die indische Natur in der geheimnisvollen Schönheit ihres Ganges, ihrer Tropenhaine, in der Glorie ihrer prächtig verlodernden Sonne, in ihrer, wie von balsamischem Gifthauch durchschwängerten Luft, uns vor die Augen führt, greift sie in das Frauenherz mit der Hand eines Shakespeare und zaubert in Lapidarschrift die wechselnden Gedanken, das verschlungene Gewebe der Leidenschaften auf das Papier. Der Moment, wo die Fürstin sich über ihren ermordeten Einzigen beugt und die Idee der Rache in ihr erwacht, — das ist fast der „Gulnare“ Byron's ebenbürtig.

Das Motiv verfehlten Frauenberufes führt sie in „Johanna d'Arc" (s. Schiller) durch, die Qualen verschmähter Liebe in „Properzia Rossi", eine Malerin, die wie Sappho vergeblich mit ihrem Ruhm nach Liebe wirbt, in „Constanze", „Todesfang der Inderin" und der erschütternden Seelenmalerei „Juana". — Den Trost, den weibliche Treue und Hochherzigkeit im tiefsten Unglück gewähren kann, besingt sie in „Stauffacher's Weib" und „Gertrude". Die Immortellenkränze der Poesie legt die Dichterin zum Schluß auf das „Grab der Königin Luise" und „einer Poetin". —

Alle Gedichte der Records of Woman sind erzählender Art. „Der Todesfang der Indierin" und das Why do I weep „Was weine ich" in der „Griechenbraut", worin die unbestimmte Wehmut vor der Hochzeit sinnig geschildert ist, sind die einzigen lyrischen Perlen. Die Farbenpracht der „Lalla Rookh" (s. Indische Stadt), der schlichte Ernst Campbell's, ja selbst die anmutige Wehmut eines Bryant scheint zu einem neuen Ganzen verarbeitet. Der getragene Stil schließt sich wohl am meisten an Walter Scotts Epen an.

Die letzten Tage ihres Lebens verbrachte sie auf dem Landgute Redesdale bei Dublin, wo sie, 38 Jahre alt, am 16. Mai 1835 starb. In London hatte Felicia Hemans nur einmal kurze Zeit in ihrer Jugend verweilt. Ihre weiche und zarte Seele fühlte sich in dem Gewühl und Getreibe der Weltstadt bedrückt. Sie liebte die Ruhe des Landes und den unmittelbaren Verkehr mit der schönen Natur.



Lydia Maria Child, geb. Francis,*)

geboren den 11. Februar 1802.

Eine der vielseitigsten und fruchtbarsten Schriftstellerinnen Nord-Amerika's war Lydia Maria Francis, geb 11. Februar 1802 in Medford (Massachusetts), die bei einer vortrefflichen Erziehung schon früh glänzende geistige Fähigkeiten entwickelte und sich mit Vorliebe litterarischen Arbeiten zuwandte. Schon als 22jähriges Mädchen gab sie ihr erstes Buch heraus: „Hobomolh a story of the pilgrims"; dasselbe hatte einen so guten Erfolg, daß sie ermutigt wurde, ein Jahr später, 1825, ein zweites Werk erscheinen zu lassen: „The Rebels, on Boston before the revolution"; in diesem machte sich bereits ein großer Fortschritt bemerkbar. Ihre Schilderungen waren lebhaft, malerisch, warm und wahrheitsvoll, die Erzählung fließend, der Stoff gut gewählt. Die Kritik schrieb, daß die junge Verfasserin bereits in Konkurrenz mit Coopers revolutionären Novellen treten könne. Besonders überraschten in dem Werke eine Predigt von Wechefield und eine Rede, die sie James Abis in den Mund legte. Das Buch wurde in den Schulen der Vereinigten Staaten gelesen und Stellen daraus auswendig gelernt. Im Jahre 1826 übernahm Miß Francis die Redaktion der „Juvenile Miscelleny", der einzigen Zeitschrift für die Jugend, die damals in Amerika erschien, welche sie acht Jahre leitete.

Die schriftstellerische Beschäftigung entfremdete das junge Mädchen durchaus nicht dem Leben. Im Jahre 1828 folgte sie der Neigung ihres Herzens und verheiratete sich mit David Lee Child, einem Rechtsgelehrten in Boston, welcher sie in ihren litterarischen Neigungen um so lieber förderte, als diese sich jetzt der Erziehung, Ausbildung und Veredlung des weiblichen Geschlechts zuwandten. Die neue Folge ihrer schätzenswerten Schriften eröffnete sie mit einem Kochbuch, das den Titel führte: „The frugale housewife" (1827), das bis 1860 sechsunddreißig Auflagen erlebte und fast in allen amerikanischen Familien zu finden war. Im Zusammenhang mit diesem stand ihr Buch: „The family nurse, or companion of the frugale housewife". Mit großem Beifall wurde ihr „Buch der Mutter": „The mothers Book" (1831) aufgenommen, eine Erziehungsschrift, die bis zum Jahre 1845 in acht Auflagen in Amerika, in zwölf Ausgaben in England und in einer deutschen Übersetzung erschien. Von ebenso großem Erfolg war ihre illustrierte Jugendschrift: „The girls own book", das 16 Auflagen bis 1853 erforderte.

---

*) Quelle: Die hervorragenden Frauen unsres Zeitalters von Elisa Cady Stanton und Susan Anthony.

Im Jahre 1833 begeisterte sich Miß Lydia Child für die Befreiung der Sklaven und war die Erste, die als mutige Vorkämpferin für die armen, geknechteten Schwarzen mit einer Schrift auftrat: „Appeal for the class of Americans called Africans."

War sie bis dahin der verwöhnte Liebling des Publikums gewesen, so zog sie sich durch ihr Bekenntnis zur Befreiung der Sklaven die Feindschaft all derer zu, deren Interessen sich beeinträchtigt glaubten. Sie nahm aber gern das Martyrium auf sich und fuhr fort, tapfer ihre Ansicht zu vertreten in ihren Werken Oasis, welcher als Vorläufer von Miß Chapman's „Liberty Bell" zu betrachten ist; und in „Antislavery catechism", The evils of slavery und the cure of slavery zeigte sich ihre Gemütstiefe und ihr Gerechtigkeitssinn.

Aus diesen politischen Arbeiten, wie aus den nüchternen Beschäftigungen in der Häuslichkeit rief sie ein wunderbarer Traum zu schöngeistigem Wirken. Sie erzählt denselben wie folgt: „Ich träumte, daß ich eines Morgens in meinen Garten ging, um zu beobachten, ob die Crocus schon aus der Erde gekommen wären. Freudig erstaunt sah ich das Beet, das Tags zuvor noch von Reif bedeckt war, mit den herrlichsten Blumen in buntem Farbenglanz geschmückt. Mit begeisterter Freude schlug ich meine Hände zusammen und rief laut nach meinem Mann, daß er sich auch an dem Wunder erfreue. Er kam. Wir gingen von Blume zu Blume und erquickten uns an ihrer Schönheit. Dann lustwandelten wir zur andern Seite des Hauses, um uns an dem sonnigen See zu ergötzen. Aber wie erstaunten wir, als wir auf demselben eine Menge kleiner Boote erblickten, deren Segel Schmetterlingsflügeln glichen, welche sich öffneten und schlossen und dabei ein wunderbares Farbenspiel entfalteten. Ich rief aus: „Aus welch' schönem Lande müssen die Schifflein kommen". Da tauchten zwischen ihnen Figuren auf von wunderbar schönen menschlichen Formen, dazwischen Engel, die sich auf den Wellen wiegten und über ihnen schwebten; die Wassertropfen glitzerten wie Edelsteine an ihren marmorweißen Gliedern.

Ganz traumverloren und entzückt sahen wir auf diese herrlichen Gebilde — als plötzlich ein Geräusch hinter uns mich zum Umwenden zwang. — Da stand eine behäbige alte Frau mit bunter Schürze vor mir und sagte, sich verbeugend: „Madame, ich kann Ihnen dies Stück Fleisch nur für 20 Pf. das Pfund lassen!" — Der schöne Traum war zerflossen, ich erzählte ihn meinem Mann und er sagte: Der erste Theil bedeutet Deinen neuen Roman: „Philothea", der Schluß Dein erstes Werk: „Frugale Housewife". Da war es der Dichterin, die sich bisher nur mit dem Gemeinnützigen beschäftigt hatte, als müsse sie den Pegasus besteigen und sich von seinen Flügeln in das Reich der Poesie tragen lassen. Sie arbeitete drei Jahre an dem Roman Philothea, der in Griechenland spielte, welcher 1836 erschien. Er war ihrem Bruder gewidmet und ihr Freund Karl Benjamin in New-York verlegte denselben. Obgleich in diesem Buche dichterische Freiheiten vorkamen, welche der Wahrheit widersprachen, wie z. B. daß sie Anaxagoras mit Plato zusammenkommen ließ, während bekanntlich der eine starb, als der andre geboren wurde, erregte er das Entzücken des Publikums, besonders der jungen Leute.

Im Jahre 1841 erhielt Herr Child die Aufforderung, nach New York überzusiedeln, um die Zeitschrift: „National Anti Slavery Standard“ zu redigieren. Das Ehepaar nahm das Anerbieten an und als nach der Ankunft in der neuen Heimat Herr Child erkrankte, übernahm Lydia die Leitung zwei Jahre ganz allein und veröffentlichte in derselben eine Reihe höchst bedeutender Briefe, die 1843 gesammelt unter dem Titel: Letters from New York erschienen und großes Aufsehen erregten. Als ihr Mann später selbst die Redaktion übernahm, blieb sie acht Jahre lang seine treue Mitarbeiterin.

Während dieser ganzen Zeit wohnte das Ehepaar in einem Hause mit der bekannten philanthropischen Familie des zu den Quäkern gehörenden Isaac T. Hoppen, mit denen sie innig befreundet wurden. In diesem Kreise lernte Mrs. Child die edle Arbeit für das Gemeinwohl, in selbstlosester Weise ausgeübt, kennen, was sie veranlaßte, die Biographie herauszugeben: Isaac T. Hopper, a true life (18.4). Dazwischen schrieb sie Briefe für den Boston Courier, welche 1845 als zweite Serie der letters from New York erschienen und sechs Auflagen erlebten. Trotz der ernsten Vertiefung in die Anti-Sklavereifrage, der sie noch verschiedene Aufsätze und Flugschriften bis in die sechsziger Jahre widmete, hörte die fleißige und regsame Frau nicht auf, für die Jugend Unterhaltungsschriften zu arbeiten; so die Erzählungen: the rememb red home, 1844; Spring Flowers, 1846; Fact and fiction, 1847; Flowers for children, 1852; Autumial leaves, Erzählungen und Skizzen in Poesie und Prosa 1857; Looking towards sunset, 1864; the Fredman's book, 1866; der Roman Rosa und Flora, 2 Bände, 1867, 2. Aufl. 1868; Rain-bows for children und A romance of the Republic, 1869. Die meisten ihrer Schriften übten großen Einfluß nicht nur auf die weibliche, sondern auch auf die männliche Jugend. Sie schilderte die idealen Seiten des Lebens, aber auch die Sünden der großen Städte, besonders die der Männer gegen die Frauen. Es lag ihr sehr am Herzen, eine Besserung dieser Zustände anzubahnen.

Mrs. Childs letztes und geistvollstes Werk, das in erster Auflage 1855, in zweiter 1870, erschien, ist: Progress of religious ideas thrugh successive ages; es war dies ein kühner Versuch, die Geschichte religiöser Ideen in den verschiedenen Zeitaltern wiederzugeben. — Aus ihrem friedlichen Leben wurde Mrs. Child durch die Gefangennahme des Capitain Brown aufgeschreckt, welcher in Folge seines Verhaltens gegen die Regierung verurteilt war. Sie schrieb ihm einen kurzen Brief und erbat sich die Erlaubnis, ihn zu pflegen, da er von seinen Feinden verwundet worden war, da sie voraussetzte, daß seine Gattin zu fern sei, um ihn bald zu erreichen.

Sie schloß diesen Brief in einen an den Gouverneur des Gefängnisses Herrn Weiß. Mit ihres Gatten Erlaubniß hatte sie schon ihre Sachen gepackt, bereit dem Rufe zu folgen, wenn sie die Erlaubniß erhielte; sie hatte nämlich gehört, daß Kapitän Brown keinen Rechtsbeistand wollte, der gegen die Sklaverei sei und fürchtete, er werde auch keine Pflegerin mit gleicher Gesinnung haben wollen. Indeß war nach Mrs. Brown gesandt worden, welche schleunigst zu

ihrem Mann kam und dieser schrieb einen charakteristischen Brief an Mrs. Child, indem er ihr Anerbieten ausschlug, sie aber um Hilfe für seine Familie bat, die auch reichlich gewährt wurde.

Zugleich mit diesem Schreiben kam ein amtliches vom Gouverneur, der ihr Vorwürfe machte für den Gefangenen Sympathie geäußert zu haben.

Die Antwort die sie ihm gab, erschien zu ihrer großen Überraschung am 10. Nov. 1859 in der New-Yorker Tribüne; sie schrieb dem Herausgeber, daß sie Niemanden dieselbe gezeigt noch abgeschrieben habe, es sei denn, daß er sie vom Gouverneur Weiß selbst erhalten.

Dieser Briefwechsel hatte noch einen anderen zur Folge. Eine Dame, Namens Mason aus Alto, König Georgs Land, Virginia erließ eine heftige Entgegnung, verdammte Mrs. Child's Parteinahme für Brown und äußerte: „Nach Ihrem Schreiben an Gouverneur Weiß, dürfte Niemand mehr Ihre Schriften lesen und Ihr Name müßte der Vergessenheit anheim fallen 2c.

Mrs. Child antwortete in einem würdevollen Briefe, welcher zu dem besten gehörte, was sie geschrieben. Sich edel rächend, versagte sie es sich auf die falschen Anklagen und Beleidigungen ihrer Gegnerin einzugehen, wünschte ihr aber alles Gute, in dieser und einer anderen Welt. Ebenso wenig hielt sie es notwendig die Sache des Kapitän Brown, zu verteidigen, welcher obgleich vom Gerichtshof verurteilt, einen unsterblichen Ruf haben werde, da er für seine Grundsätze kämpfe und sterbe, wenn es auch Grundsätze seien, über die sich streiten lasse. —

Seit 1866 hatte sich Mrs. Child und ihr Gatte, nach kurzem Aufenthalt in West-Newton, nach Wayland in Massachusetts in ein von ihrem Vater geerbtes Haus zurückgezogen. Hier verlebten sie in Frieden mehr als zwanzig Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit; häusliche Arbeiten, Studien, Pflege der Pflanzen in ihrem Garten füllten ihre Zeit aus. Sie hatten keine Kinder, aber dennoch viele Leute, für welche sie sorgten und Alle, die Hilfe von ihnen erhofften, suchten sie in ihrer Zurückgezogenheit auf und empfingen fast immer was sie erbaten. Mrs. Child gab mit vollen Händen und was sie an Honorar für ihre Werke erhielt, das wanderte in so manchen armen Haushalt des Landes. Während des Krieges wendete sie ihre Fürsorge den erkrankten und verwundeten Soldaten zu. Doch was sie that, geschah im Stillen, denn die linke Hand sollte nicht wissen, was die rechte that.

So hat Mrs. Child gelebt und gearbeitet für ihre Zeit und ihr Geschlecht und ihr Andenken wird von ihren Landleuten gesegnet werden. —



Harriet Martineau.*)

Geboren den 12. Juni 1802, gestorben den 27. Juni 1876.

Eine der bedeutendsten Schriftstellerinnen Englands war Miß Martineau. Sie entstammte einer französischen Protestantenfamilie, welche nach der Aufhebung des Edikts von Nantes ihr Vaterland verlassen und in England eine Heimat gefunden hatte. Harriet wurde am 12. Juni 1802 in Norwich geboren. Von acht Geschwistern war sie eine der jüngsten und erhielt mit diesen eine strenge, sorgfältige, häusliche Erziehung.

Nachdem ihr Vater früh gestorben war, nahm sich ihr Oheim, ein hochgebildeter Arzt, besonders ihrer an, da sie durch Kränklichkeit und Schwerhörigkeit sein Mitleid erregte.

Harriet lernte mit Feuereifer und eignete sich gründliche Kenntnisse in der lateinischen, italienischen, französischen und deutschen Sprache an. Durch ihr Gehörleiden, das sich durch einen Unfall verschlimmerte und welches sie zwang, ein Gehörrohr anzuwenden, um mit andern gesprächsweise zu verkehren, wurde ihre Neigung zur Zurückgezogenheit und zum ernsten Studium noch gestärkt.

Früh schon wählte sie sich die litterarische Laufbahn als Lebensberuf, als sie und ihre Angehörigen 1829 ihr Vermögen verloren hatten, suchte sie in der Schriftstellerei die Erwerbsquelle. Zum Philosophiren angelegt und beseelt von Nächstenliebe schrieb sie nicht wie viele ihrer Zeitgenossinnen Romane, nur um zu unterhalten, sondern steckte sich ein höheres Ziel: Die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände.

Sie studierte eifrig Staatswissenschaften und Statistik, machte sich mit den gesellschaftlichen Zuständen vertraut und trat für deren Verbesserung mit Wort und That ein. Ihre zahlreichen Schriften zeichneten sich durch Klarheit der Darstellung durch Gründlichkeit des Wissens und durch frische dichterische Schreibweise aus.

In ihrer Jugend neigte sie zur religiösen Schwärmerei. Dem entsprach ihr erstes Buch „Andachtsübungen“, das sie mit 21 Jahren 1823 herausgab. Nach den Grundsätzen der Unitarier erzogen, vertrat sie dieselben in dieser und später in theologischen Schriften. In den Jahren 1824 und 25 gab sie zwei Erzählungen für die Jugend heraus, von denen die eine „der Weihnachtstag“ und

*) Quelle: Englische Biographien, die nach ihrem Tode erschienen.

die andere „Der Freund“ betitelt waren. Ihnen folgten zahlreiche Erzählungen für Erwachsene, welche meist die soziale Frage behandelten. Sie schilderte die Lage der arbeitenden Klassen und suchte ihre niedergetretenen Rechte geltend zu machen.

Harriet war von der Überzeugung durchdrungen, daß ihre Werke den Darbenden in der Gesellschaft Nutzen bringen und manchem einflußreichen Politiker wichtige Aufklärungen und Winke über sonst leicht übersehbare Einzelheiten geben würden.

Noch war es ihr schwer, für ihre Erzählungen, wie „Theorie und Praxis“, „Marie Campbell“, „Die Ruhestörer“, „Mein Dienstmädchen Rahel“ u. a. m., Verleger zu finden. Anders wurde es jedoch, als sie 1832 ihre Aufsehen erregenden Erzählungen „Illustration of Political Economy“ herausgab. Dieselben fanden so großen Beifall und weite Verbreitung, daß ihr Ruf als tüchtige Schriftstellerin dadurch begründet wurde. In dieser Zeit gewann sie auch drei Preise, die auf religiöse Schriften vom Verein der Unitarier ausgesetzt waren.

Auf das erste politische Werk folgte ein soziales: „Illustration of Taxation, Illustrations of Poor Laws and Paupers,“ welches die Mängel der Besteuerung, sowie der Armenpflege in ergreifenden Erzählungen darstellte.

In London, wo sie ihr Heim aufgeschlagen hatte, war sie von einem Kreise zahlreicher Freunde umgeben und überall zugezogen worden, wo es sich um litterarische und gemeinnützige Zwecke handelte. Dadurch wurde sie jedoch oft aus ihrer strengen Zeiteinteilung gerissen, und konnte nur bei angestrengtem Fleiße allen an sie gestellten Forderungen genügen. Sie gewöhnte sich, spät zu Bette zu gehen und doch früh aufzustehen und kaum 5 Stunden zu schlafen. Unter dieser Lebensweise litt ihre Gesundheit; so beschloß sie zu ihrer Erholung im Jahre 1834 eine Reise nach den Vereinigten Staaten zu unternehmen. Eine Natur jedoch, wie Harriet Martineau, fand ihre Erholung nicht in der Ruhe, sondern in dem Wechsel der Thätigkeit zu neuer Anregung.

Mit größtem Eifer und scharfer Beobachtung studierte sie die sozialen, politischen und religiösen Zustände und Anstalten in Amerika. Damals war die Abschaffung der Sklaverei die brennende Frage des Tages. Sie trat für dieselbe mit dem ganzen Mute der Überzeugung ein; dadurch setzte sie sich den Beleidigungen und Schmähungen der Gegenpartei aus und brachte ihr Leben mehrmals in ernste Gefahr. Andrerseits wurde ihr von den Anhängern der Antisklavereipartei an verschiedenen Orten ein begeisterter Empfang, herzliche Gastfreundschaft und ihren Vorträgen der lebhafteste Beifall. Als sie im August 1836 nach England zurückgekehrt war, veröffentlichte sie zwei Werke: „Gesellschaftliche Zustände in Amerika“ und „Rückblick auf meine Reise nach dem Westen“.

Im Frühling 1839 machte sie eine Reise nach dem Festland; in Venedig erkrankte sie und kehrte leidend nach England zurück; sie fühlte sich so angegriffen, daß sie den bleibenden Aufenthalt in London nicht ertragen konnte und sich nach Tynemont zurückzog. Hier nahm jedoch ihr Leiden derartig zu, daß sie mehrere Jahre an das Zimmer, ja meist an das Bett gefesselt wurde. Dies hinderte sie jedoch nicht daran, zu schreiben. Ihre endliche Genesung glaubte sie der Ein-

wirkung des Mesmerismus zu verdanken; diese Behauptung, öffentlich ausgesprochen, gab Veranlassung zu lebhaften Diskussionen über diesen Gegenstand im „Athenäum", in dem mehrere Briefe darüber erschienen. Im Jahre 1845 fühlte sich Miß Martineau kräftig genug, um eine Reise nach dem Orient zu unternehmen; auch diese blieb nicht ohne Nutzen und ohne gewaltigen Einfluß auf ihre religiösen Anschauungen. Sie veröffentlichte nämlich nach ihrer Rückkehr ein Werk „Leben im Orient, in der Gegenwart und in der Vergangenheit", „Eastern Life Past and Present". Dieses Buch erregte ebenso großes Aufsehen, wie Anstoß bei den verschiedenen religiösen Parteien. Sie selbst sagt, daß aus diesem Buche, welches die geschichtliche Entwickelung der vier Hauptreligionen, der ägyptischen, jüdischen, christlichen und muhamedanischen so schildert, wie sie dem erscheinen, der ihre Geburtsstätten aufsucht und erforscht, hervorgehe, daß die Verfasserin nicht mehr zu den Unitariern gehöre, sondern überhaupt den Glauben an eine Offenbarung aufgegeben habe. Im Jahre 1859 veröffentlichte sie gemeinschaftlich mit ihrem Freunde Mister Athington: „Briefe über die menschliche Natur und deren Entwicklungsfähigkeit". Man beschuldigte danach die Verfasserin atheistischer Grundsätze, welche ihr viele Angriffe zuzogen. Sie wies dieselben energisch zurück und bekannte sich zu der Lehre von der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen und dem sogenannten Positivismus, welche sich den philosophischen Anschauungen Comte's näherten, aus dessen Schriften sie einen Auszug herausgab.

Schon im Jahre 1841 hatte ihr Lord Melbourne in Anerkennung ihrer Verdienste eine Pension aus Staatsmitteln angetragen; sie hatte dieselbe abgelehnt, weil sie glaubte, daß sie dadurch in der Freiheit ihrer Meinungsäußerung beschränkt werden würde.

Als Empfängerin einer Staatspension hätte sie in der That ihr bedeutendstes Werk: „Die Geschichte des dreißigjährigen Friedens", nicht schreiben können. Jetzt hatte sie soviel Mittel gewonnen, daß sie nach ihrer Rückkehr aus dem Orient den Entschluß faßte, eine kleine Besitzung zu kaufen; sie wählte dieselbe in der anmutigsten Gegend des schönen Seedistrikts von Westmoreland-Ambletid. Dort ließ sie sich ein schönes Landhaus bauen, umgeben von allen Gutseinrichtungen und führte eine kleine Landwirtschaft, der sie selbst vorstand. Das hinderte sie jedoch nicht, litterarisch weiter zu arbeiten. Zugleich suchte sie das Wohl der Landbewohner, besonders ihrer eigenen Dorfleute, zu fördern, versammelte sie oft um sich und hielt ihnen belehrende Vorträge.

Hier in ihrem schönen Daheim, welches sie „The knowles" bei Ambletide nannte, führte Miß Martineau 30 Jahre lang ein friedliches, der nützlichen Arbeit gewidmetes Leben, empfing zahlreiche Besuche von Freunden und Fremden, mit denen sie gleiche Interessen verband. Sie nahm jeden gastlich auf, der ein ernstes Streben verfolgte und Rat und Anregung bei ihr suchte. Obgleich ein chronisches Herzleiden an ihrer Lebenskraft zehrte und ihr viele Entbehrungen auferlegte, nahm sie bis an ihr Lebensende den lebhaftesten Anteil an den sozialen und politischen Reformbestrebungen und stand mit den hervorragendsten Parteiführern in lebhaftem Briefwechsel. In einer langen Krankheit, die ihrem Tode

voranging, wurde sie von nahen Freunden und Verwandten auf das Sorgfältigste gepflegt; sie behielt bis zuletzt ruhige Heiterkeit und liebenswürdiges Wohlwollen gegen Alle. Sie starb am 27. Juni 1876.

Harriet Martineau war eine Frau von unbeugsamem Mute und Wahrheitsliebe. Nichts konnte sie hindern, auszusprechen und für das zu kämpfen, was sie für wahr und gut hielt. Dabei war sie eine echte Engländerin, die den Sinn und die Vorliebe für eine stille schöne Häuslichkeit hatte, welche ihr fast noch mehr Befriedigung zu gewähren schien, als ihr weitverbreiteter schriftstellerischer Ruhm.



Die Zulassung der Frauen zum Studium der Heilkunde und die ersten weiblichen Pioniere als Aerztinnen.

In dem großem Kampfe, den die Frauen unseres Jahrhunderts zur Erweiterung ihrer Rechte in Bildung und Wahl der Berufszweige führen, beschäftigt sie am Meisten die Zulassung der Frau zur Ausübung der Heilkunde.

Es ist bekannt, daß es zu allen Zeiten Frauen gegeben hat, die sich medicinischen Studien witmeten. Der Historiker Amandée Thierry berichtet von einer reichen und ausgezeichneten Jungfrau, Namens Nikarete, die unter Chrysostomus und Eudoxia nach Constantinopel kam, um ihr Vermögen dort, wo das größte Elend herrschte, den Armen zu weihen. Sie erlernte die Arzneikunde, verwandelte ihr Haus in ein Laboratorium von Droguen und verteilte dieselben unentgeltlich an kranke Arme. So wurde sie der Arzt des Volkes und genoß ein allgemeines Vertrauen. Das Mittelalter kennt mehrere berühmte weibliche Aerzte. Ein Cabinetsschreiben Ludwigs IX. vom Jahre 1225 bewilligte einer Frau lebenslängliche Pension, die ihn und seine Familie als königlicher Arzt auf dem Kreuzzuge begleitet hatte.

Vornehmlich widmeten sich die Schloßherrinnen dem Studium der Medicin, zeigten sich geschickt im Verbinden und Behandeln der Wunden und pflegten ihre Leibeigenen mit hingebender Sorgfalt. Paracelsus erklärte im Jahre 1524, daß er alles, was er von Arzneikunde wisse, den Hexen verdanke; diese wurden bekanntlich stets bei Erkrankungen vom Volke zu Rate gezogen. In Spanien lebte im 16. Jahrhundert zu Alkarez, Olivia Sabucco de Nantes, deren ausgebreitete Kenntnisse in der Medicin bekannt waren und deren Schriften 1580 in Madrid gedruckt wurden. Samuel Burg schrieb die Biographie seiner Gattin, einer vielgenannten Aerztin, deren Mädchenname Elisabeth Lawrence (geb. 1644) war; er berichtet von ihr, daß nie ein zärtlicheres, sanfteres und mitleidigeres Weib gelebt habe, als sie und daß die ersten Männer der Fakultät in Staunen geraten seien über ihre präcise und scharfsinnige Darlegung der schwierigsten Fälle der Medicin; er fügt hinzu: unzähligen Menschen hat ihre Kunst das Leben gerettet.

In Italien nahm von 1400 bis 1436 Dorothea Lucca in Bologna einen Lehrstuhl der Heilkunde ein; im achtzehnten Jahrhundert lehrte Anna Mazzolini Morande, die zugleich Malerin und Bildhauerin war, in ihrer Vaterstadt Bologna Anatomie und wurde fast von allen gelehrten Akademien Italiens zum Mitglied ernannt. Ihre anatomischen Präparate in Wachs sind noch jetzt eine Zierde des Museums in Bologna. Ihre Tochter Zaffini Feretti erbte das Talent ihrer Mutter, studierte in Bologna Medizin und erlangte den Doktorhut. Zu den wissenschaftlichen Berühmtheiten Bologna's als Arzt gehörte Maria della Donne und zu denen von Florenz Maria Magdalena Petraccini, Gattin des Dr. Feretti, die ein Werk über die physische Erziehung der Kinder herausgab. 1799 erhielt Maria Mastellari Collizzoli Sega den Doktorhut; sie wird zugleich als eine außerordentliche Hausfrau und Mutter geschildert.

Von französischen Ärztinnen früherer Zeit nennt Quérard in seiner „Littérature Française“: Fräulein Rézé, eine vielgesuchte Doktorin um's Jahr 1719, Frau von Lublandt, die als medizinische Schriftstellerin hochgeschätzt wurde, Mme. Souchard und Angélique Lebourſier de Condray. Als Anatomin zeichnete sich Mme. Boivin aus, die 1814 zum besoldeten Mitdirektor (mit dem Marquis de Belloy) des Generalhospitals der Seine und Oise ernannt wurde; 1815 folgte sie einem Ruf zur Leitung eines Militärlazarets und es wurde ihr für die Dienste, die sie dort geleistet, der öffentliche Dank ausgesprochen.

Auch deutsche Ärztinnen gab es im 18. Jahrhundert, von denen wir nur vier nennen, die ihren Doktorgrad von den Universitäten Gießen und Göttingen erhielten: Frau von Lieboldt, Frau von Heidenreich, Frau Dorothe Leporin und Anna, Gemahlin des Kurfürsten August von Sachsen.

Im Anfang unseres Jahrhunderts ging der Anstoß zur Frauenbewegung für das medizinische Studium von zwei Amerikanerinnen aus, deren Lebensskizzen ich hier folgen lasse:

Miß Harriot K. Hunt M. D.*)

Geboren in Boston 1805,

war die Tochter eines Schiffkaufmanns Joab Hunt. Ihre Mutter gab ihr, die als erstes Kind nach vierzehnjähriger Ehe geboren war und der noch eine Tochter folgte, eine ausgezeichnete Erziehung. Nach ihres Vaters Tode, der die Familie in etwas bedrängten Umständen zurückließ, errichtete sie eine Schule, die sie vereint mit ihrer Schwester leitete. Die letztere wurde jedoch von einer schweren Krankheit ergriffen. Als nun die zugezogenen Ärzte erklärt hatten, daß gegen dieses Übel keine Hülfe mehr sei, begann Harriot, welche die Schwester zärtlich liebte, deren Krankheit zu studieren und der Natur derselben auf die Spur zu kommen.

*) Diese und das folgende Frauenbild frei nach Rev. H. B. Elliot. Eminent Women of the age (S. M. Betts & Co., Hartford, Conn.).

Sie dachte über den menschlichen Organismus nach, und bald wurde ihr Gelegenheit gegeben, sich in denselben auf wissenschaftlichem Wege zu vertiefen. Sie lernte nämlich im Jahre 1833 ein englisches Ehepaar, Namens Mott, kennen; der Mann war Frauenarzt; seine Gattin ging ihm bei der Praxis zur Hand und Harriot, die mit ihrer Schwester im selben Hause wohnte, nahm die Stelle einer Sekretärin bei ihnen an, um Gelegenheit zu weiteren Studien zu haben. Sie erweiterte das Feld ihrer Beobachtungen, indem sie bei den Konsultationen zugegen war, alle Krankheitsfälle eintrug und beschrieb und den ausgedehntesten Briefwechsel Motts mit seinen Patienten führte. Während dieser sie außerordentlich interessierenden Beschäftigungen wurde sie auf einen Weg geführt, den die heutige Heilkunde betreten hat.

Sie suchte stets die Ursachen der Krankheiten zu erforschen und die Ausdehnung derselben durch Vorbeugung zu verhindern. Sie schrieb: Vorbeugung ist leichter zu erzielen als Heilung. Der Tod des Dr. Mott veranlaßte seine Frau, nach England zurückzukehren und den Haushalt aufzugeben. Harriot empfand nun, daß ihre höhere Mission sei, die Heilkunde zu üben. Dreijährige Studien bei Dr. Mott, Beobachtungen im Krankenzimmer und eifriges Lesen von medizinischen Werken schienen ihr eine genügende Vorbereitung. 1835 verband sie sich mit ihrer Schwester zur ärztlichen Praxis; langsam, aber sicher wuchs der Glaube an ihre Kunst und 1843 wurde durch ihre Anregung in Charlestown eine physiologische Gesellschaft für Damen gebildet, in welcher zweimal im Monat über medizinische Themata gelesen und diskutiert wurde. Im Jahre 1847 suchte Miß Hunt auf Anraten der Freunde die Erlaubnis nach, am Harward-College Vorlesungen zu hören, um den Doktorgrad zu erreichen und so ihrem Berufe einen professionellen Hinterhalt zu geben. Sie war damals 42 Jahre alt. Man wies sie zurück und erst drei Jahre später, als sie noch einmal ihr Gesuch erneuerte, wurde sie aufgenommen. Die Studenten betrugen sich jedoch ihr gegenüber so unfreundlich, daß sie freiwillig zurücktrat. Dagegen erteilte im Jahre 1853 das ärztliche Frauencollège in Philadelphia Miß Hunt den Ehrentitel Doctor medicinae. Schon seit 1850 hatte sich Miß Hunt als Vorkämpferin den Interessen und Rechten des weiblichen Geschlechtes gewidmet. Sie trat als Rednerin in verschiedenen Staaten der Union auf, organisierte Gesellschaften, besuchte die Hochschulen und besprach überall das Thema, daß das Weib zum Arzt seines eigenen Geschlechtes berufen sei und daß die ganze Mädchenerziehung der sanitären Reform bedürfe. —

Harriot Hunt verlebte die letzten Jahre in Boston. Hier wurde das 25jährige Jubiläum ihres ärztlichen Berufes von ihren zahlreichen Freunden aufs Festlichste begangen. Die Jubilarin schrieb an eine Freundin: „Mein Haar ist silberweiß, aber mein Leben ist mir kostbar; wie ein Jahr um's andere hingegangen ist, so habe ich Blumen und Früchte gesammelt, welche das nahende Alter verschönern und erheben.“ Noch lange übte Harriot ihre Praxis aus und wäre es noch interessant zu bemerken, daß sie zu der in Amerika bestehenden Sekte der Swedenborgianer gehörte, welche sich auf den reinsten Spiritualismus stützt und die auf ihrer Fahne die magischen Worte trägt: „Wahrheit, Güte und Liebe“.

Clemence Lozier,

geb. am 11. Dezember 1813,

war die zweite Vorkämpferin für das medizinische Studium in Amerika. Zu Plainfield im Staat New-Yersey geboren; war sie das jüngste von 13 Kindern. Ihr Vater, David Harner, Besitzer einer Farm, war zu jener Zeit wohlbekannt in der Kirche der Methodisten, der er angehörte und in welcher seine Brüder sich als Prediger auszeichneten. Bevor die Familie nach New-Yersey kam, hatte sie einige Jahre in Virginien gelebt, wo sich damals noch zahlreiche Indianerstämme, die sich durch ihre Befähigung und Kenntnisse auszeichneten, aufhielten. Mrs. Harner, die eine eifrige Quäkerin und von missionarem Geiste beseelt war, verkehrte viel mit ihnen. Von ihnen empfing sie wertvolle Belehrungen, und selbst eine reiche Beobachtungsgabe entfaltend, wozu sich noch eifriges Lesen gesellte, machte sie sich fähig, mit Glück die Kranken der Umgegend ärztlich zu behandeln. In späterer Zeit brachte sie sieben Jahre in New-York zu, wo sie praktizierte, unter dem Rat und Beistand zweier ärztlichen Vettern, welche ihr große Hochachtung zollten. Auch der älteste Sohn wurde Arzt. So auf dem natürlichsten Wege, durch das Beispiel der Mutter geleitet, sehen wir die Tochter später denselben Pfad betreten, und es scheint uns gerade bei diesem Verhältnis besonders bemerkenswert, wie natürlich und durch die Umstände hervorgerufen die beiden Frauen auf den ärztlichen Beruf hingewiesen wurden.

Clemence wurde schon früh Waise und als solche auf der Akademie von Plainfield erzogen. Bereits im Jahre 1830 verheiratete sie sich in New-York mit Mr. Lozier. Da dessen Gesundheit sehr bald zu schwinden begann, eröffnete sie in ihrem eigenem Hause eine Schule, welcher sie 11 Jahre lang vorstand. Viele ihrer Zöglinge und deren Kinder wurden später ihre Patienten. Sie war eine der ersten Lehrerinnen in der Stadt, welche Anatomie, Physiologie und Gesundheitslehre als unumgängliche Zweige des weiblichen Unterrichts einzuführen suchten; während dieser Zeit las sie beständig medicinische Bücher unter der Leitung ihres Bruders. Waren ihre Zöglinge krank, so wurde sie in der Regel früher gerufen als der Arzt, und in gewöhnlichen Krankheitsfällen waren ihre Verordnungen vollständig genügend. Da sie Mitglied einer wohlthätigen Gesellschaft war, besuchte sie häufig die Wohnungen der ärmsten Klassen und verordnete ihnen Arzeneien in Krankheitsfällen. So ward ihr in ungewöhnlichem Maße die Gelegenheit zu Teil, die schlimmsten Formen von Frauen- und Kinderkrankheiten zu beobachten.

Im Jahre 1837 starb ihr Gatte und sie setzte ihre gewöhnliche Beschäftigung noch eine Weile fort, stets das Ziel dabei im Auge behaltend, sich wissentschaftlich für den ärztlichen Beruf auszubilden. 1849 machte sie ihren ersten Cursus an dem Central-Colleg des Staates New-York in Rochester und promovirte in Syrakus im Jahre 1853, nachdem man es ihr an verschiedenen Facultäten abgegeschlagen hatte, weil weibliche Studierende nicht aufgenommen werden könnten. Nach New-York zurückgekehrt, fing sie sogleich an zu practizieren und fuhr damit

unausgesetzt fort. Obgleich großmütig bis zum Uebermaß, indem sie in unzähligen Fällen ihre Kunst umsonst ausübte, konnte ihr Einkommen sich mit dem der ersten Ärzte in New-York messen. Sie besann sich niemals, auch die schwierigsten Fälle anzunehmen, und zeichnete sich namentlich durch ihre chirurgische Geschicklichkeit bei solchen Operationen aus, welche durch Frauenkrankheiten notwendig wurden. Sie hat deren hundert und zwanzig sehr schwieriger und tausend leichterer Natur ausgeführt. Nicht minder waren viele namhafte Aerzte stets bereit, mit ihr zu consultieren, sowie auch ihre Dienste häufig außerhalb der Stadt in Anspruch genommen wurden.

Auf einer Reise, welche sie 1867 nach Europa unternahm, kamen ihr hervorragende Männer mit größter Zuvorkommenheit entgegen, und überall öffneten sich ihr die Pforten der Hospitäler und öffentlichen Kranken-Anstalten. Schon um 1860 begann Mrs. Lozier in ihren Privatzimmern einen ärztlichen Cursus für ihre weiblichen Patienten und Freundinnen. Drei Jahre setzte sie ihn fort; während dieser Zeit bildete sich eine Lesegesellschaft für ärztliche Litteratur, deren Zweck es gleichfalls war, dahin einschlagende Kenntnisse den Frauen zu vermitteln. Aber dies alles genügte dem strebsamen Geist dieser Frau noch nicht; sie dachte schon seit langer Zeit an die Gründung einer medicinischen Lehranstalt. In den Zuhörerinnen ihres Salons, denen sie nur die einfachste Belehrung über sanitäre Verhältnisse gab, sah sie den sich heranbildenden Kreis für ein förmliches Colleg. In gleicher Weise hoffte sie auf die pekuniäre Unterstützung ihrer Patienten oder der Familien, denen sie sich nützlich erwiesen hatte. Schritt für Schritt und mit unerschütterlicher Energie verfolgte sie diesen Plan. Ihre eigene Erfahrung sowohl, als die einiger andern, welche gleichfalls zusammen mit Männern studiert hatten, zeigten ihr, daß eine vollständige Ausbildung in medicinischen Dingen nur dann in größerer Ausdehnung gegeben werden könne, wenn zugleich das natürliche weibliche Zartgefühl dabei geschont werde. Sie verneinte entschieden das gemeinschaftliche ärztliche Studium für Männer und Frauen und verwarf alle Vorschläge, die ihr bezüglich eines solchen gemeinsamen Unterrichtes gemacht wurden. Die Feinfühligkeit, welche Mrs. Lozier grade in diesem heiklen Punkte bewies, muß die Achtung und Anerkennung dieser Frau gewiß in hohem Grade steigern. —

Die über Amerika hinziehenden Kriegsjahre ließen auch ihren Plan nicht so schnell zur Ausführung kommen, bis man endlich 1863 zur Organisation ihrer Lehranstalt schritt. Die Lesegesellschaft verwandelte sich in eine Collegien-Association; alle vorbereitenden Schritte wurden getroffen, Professoren wurden erwählt und angestellt und Mrs. Lozier verpflichtete sich, außer ihrem Beitrag auch für alle finanziellen Ausfälle des ersten Jahres aufzukommen. Sie war überglücklich, sich endlich am Ziel ihrer Wünsche und Hoffnungen zu sehen, und bis zu ihrem Tode hat sie diesem Etablissement nicht allein alle Mühe und Sorgfalt, sondern auch beträchtliche Geldmittel zugewendet. Bei allen diesen Bestrebungen wurde sie durch ihren Sohn, Dr W. Lozier, welcher gleichfalls ein gesuchter Arzt New-Yorks ist, aufs Wackerste unterstützt. Auch ihre Charaktereigentümlichkeiten unterstützten sie in ihrem Berufe. Von immer gleicher, sanfter Gemütsart wirkte sie schon durch ihr

Wesen, durch die Sympathie und das Vertrauen, das sie erweckte, wohlthätig auf ihre Patienten ein, wobei sie mit tiefem Verständnis der Frauennatur und des weiblichen Organismus stets durch möglichst milde Mittel zu helfen und zu heilen suchte. Bemerkenswert war dabei der Mangel an Ehrgeiz und Selbstliebe, der sie charakterisirte; sie hatte, wie dies freilich bei allen bahnbrechenden Menschen sein muß, immer die Idee, nicht ihre Person im Auge, und in diesem Sinne äußerte sie sich vor einer ihrer schwierigsten Operationen gegen eine Freundin: „Ich bin entschlossen, sie zu unternehmen, um der guten Sache willen und im Interesse der Frauen."

Diese Devise der mutigen Frau hat denn auch ihre Früchte getragen. Sie hatte die Freude, noch viele Andere den Pfad betreten zu sehen, den sie, mit unter den ersten, beschritten, und mögen es ihr jetzt auch Andere an Befähigung, Talent und Wissen vorausthun, so gehört sie doch zu den Pionieren dieses Berufs; und von diesem alleinigen Gesichtspunkte aus haben wir ihr Bild zu betrachten. Auch ihren Nachfolgerinnen waren auf diesem Pfade keine Rosen gestreut; auch sie hatten mit Widerwärtigkeiten jeder Art zu kämpfen, aber Dank ihrer Bemühungen, die in gleicher Weise dahin gingen, ihren Mitschwestern, sowie Mrs. Lozier gethan, Stätten der Bildung zu schaffen oder zu eröffnen, wird dieser Pfad von Tag zu Tag ebener und breiter.



Mary Carpenter*)

geb. d. 3. April 1807. gest. d. 14. Juni 1877.

Im Jahre 1872 tagten die Frauenbildungs- und Erwerbsvereine in Darmstadt. Außer den deutschen Frauen, welche dort aus allen Gauen des Vaterlandes hingekommen waren erregten zwei Engländerinnen die besondere Aufmerksamkeit. Es waren Miß Mary Carpenter und Miß Octavia Hill. — Die Großherzogin Alice von Hessen-Darmstadt hatte ihre berühmten Landsmänninnen direct eingeladen, um über ihre reformatorischen Bestrebungen und Errungenschaften den deutschen Frauen Mitteilungen zu machen. Beide Damen sprachen sehr wenig deutsch, sie trugen in englischer Sprache vor und Professor von Holtzendorff übernahm es, ihr augenblicklicher Dolmetscher zu sein.

Mit Erstaunen und Ehrerbietung lauschte die zahlreiche Versammlung den einfach und bescheiden gehaltenen Berichten dieser beiden sehr verschiedenen Frauen, von denen die ältere, Miß Carpenter, eine ehrwürdige Erscheinung war, deren grauer Scheitel ein Antlitz umrahmte, in dem sich große Energie und Wohlwollen ausprägte; Miß Octavia Hill, eine zarte kleine Gestalt mit weichen, milden Gesichtszügen, und kastanienbraunem Haar, machte einen jugendlichen und sehr angenehmen Eindruck Es ist bekannt, daß Miß Carpenter ihr Leben der Belehrung und Erhebung der Unwissenden, Verwahrlosten und Verbrecher widmete, während Octavia Hill**) das segensreiche Werk unternommen hat, den Armen London's menschenwürdige Wohnungen zu bereiten. Beide dienen der Frauenwelt als leuchtende Vorbilder und ich betrachtete es als einen besonderen Vorzug, diese tüchtigen Frauen, wenn auch nur flüchtig, persönlich kennen gelernt zu haben.

Mary Carpenter wurde im Jahr 1807 in Exeter als älteste Tochter des Dr. Laut Carpenter, Prediger der Unitariergemeinde geboren, zog aber schon in früher Kindheit mit ihren Eltern nach Bristol, welche Stadt auch ihre eigentliche Heimat geblieben ist. Sie zeigte große geistige Anlagen und seltenen Fleiß zum Lernen. Ihr Vater, der einer Knabenschule vorstand, unterrichtete sie mit seinen

*) Nach deren eignen Notizen.

**) Miß Octavia Hill's Lebensschilderung folgt später.

Zöglingen, mit denen sie Latein, Griechisch und Mathematik lernte. Als sie noch kaum erwachsen war, offenbarte sie ein solches Lehrtalent, daß, während sie mit den ältern Knaben studierte, sie die jüngern bereits unterrichtete. Auf diese Weise wurde ihr Interesse für Armenerziehung geweckt und der Keim zu dem großen Werke gelegt, welches ihrem Leben einen tiefen Wert verlieh.

Schon damals begnügte sie sich nicht, den armen Kindern nur Sonntags Unterricht zu geben, sondern suchte sie in ihren Familien auf, bemühte sich, das Vertrauen der Eltern zu erwerben und war unermüdlich bestrebt, sie aus ihrer traurigen Lage zu befreien, indem sie ihnen zeigte, wie sie sich selbst helfen konnten und ihnen Arbeit und Erwerb verschaffte.

Nachdem ihr Vater im Jahre 1829 seine Knabenschule aufgegeben hatte, errichtete sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester eine Lehranstalt für junge Damen, welcher sie als Leiterin bis zum Jahre 1845 vorstand und die sich eines außerordentlichen Rufes erfreute; dabei hörte sie nie auf, sich mit den großen Fragen der Philantropie und Humanität zu beschäftigen.

Um das Jahr 1845 begann man in London, Edinburg, Glasgow und anderen großen Städten Englands die sogenannten ragged-schools (Armen-Schulen), welche bestimmt waren, die verwahrlosten und zerlumpten Kinder aufzunehmen. Miß Mary wandte dieser menschenfreundlichen Neuerung ihre vollste Aufmerksamkeit zu; sie durchwanderte die schlechtesten Stadtteile Bristol's, wo das größte Elend herrschte, scheute vor keiner noch so niedrigen Berührung und war von dem Gedanken entflammt, veredelnd auf diese Unglücklichen zu wirken. Sie verband sich mit ihren Freunden und gründete im Jahre 1846 eine Armenschule, zu welcher ein eigenes Grundstück erworben wurde. Der Einfluß, der auf die kleinen Straßennomaden (street-arabs) durch die sorgfältige Erziehung ausgeübt wurde, war so bemerkenswert, daß die Polizei Miß Carpenter ihren Dank aussprach. Durch den Unterricht den Miß Mary den verwahrlosten Kindern gab und durch die Art, wie sie mit ihnen verkehrte, kräftigte sie sich für das schwierige Werk, welches sie später unternahm.

Sie kam zu der Erkenntnis, daß die, durch Gelegenheit gewordenen Verbrecher, nicht die schlimmste Art der Bevölkerung unserer großen Städte bildet, daß es vielmehr eine tiefere Stufe giebt, die der immerwährenden Verbrecher, welche nur durch ungewöhnliche Mittel und dies nur selten gebessert werden können, z. B. Trunkenbolde, Spieler, liederliche Familenväter und Mütter und leichtsinnige Frauen.

Sie machte diese Klasse zum Gegenstand ihrer eingehendsten Studien, sammelte alle Berichte aus öffentlichen Blättern, trat in Verkehr mit den bedeutendsten Staatsmännern und Gelehrten, welche sich mit Verbesserungsvorschlägen für jugendliche Verbrecher beschäftigt hatten und bereicherte ihre eigenen Erfahrungen, indem sie die entsetzlichsten Schlupfwinkel des Verbrechertums in Bristol aufsuchte und sich dahin wagte, wo selbst die Polizei einzubringen fürchtete.

So vergingen fünf Jahre; ihre Gedanken wurden reifer; ihr Wunsch, sie zu bethätigen immer lebhafter, und sie kam immer mehr zu der Überzeugung, daß

mit ernstem Willen und ausdauernder Erhebung Großes und Gutes zu erreichen sei. In jener Zeit wurde in statistischen Berichten nachgewiesen, daß die Verbrechen bei der Jugend sich in unglaublicher Weise steigerten, und daß weder Besserungshäuser noch Gefängnisse bisher einen Einfluß ausgeübt hatten. Ein neues erfolgreiches Mittel mußte gefunden werden, um dem Übel zu steuern. Da geschah es im Anfang des Jahres 1851 daß Mister Matthew Davenport Hill zum Bevollmächtigten für Konkursmassen in Bristol ernannt wurde; er besuchte Mary's Mutter, die Wittwe des im Jahre 1840 verstorbenen Dr. Carpenter, mit dem er befreundet gewesen war und lernte so Miß Mary kennen. Bald entdeckte sie in ihm einen Gesinnungsgenossen, da er durch ein früheres Amt in Birmingham viele Erfahrungen über jugendliche Verbrecher gemacht hatte, und schon früher die Wichtigkeit reformatorischer Maßregeln anempfohlen hatte. Mit ihm verband sich Miß Carpenter für die Verbesserung des Verfahrens gegen jugendliche Verbrecher einzutreten, sie beriefen mehrere Versammlungen, zu denen sie Gleichgesinnte einluden und ein Statut ausarbeiteten in der Hoffnung, daß die gefaßten Beschlüsse in England Gesetzeskraft erlangen würden; dies genügte jedoch nicht, Miß Mary schrieb ein Buch: „reformatory schools for the perisched dangerous classes“ (Besserungsschulen für die verwahrlosten und gefährlichen Klassen.) In diesem Werk veröffentlichte sie eine Fülle sorgfältig zusammengetragener Thatsachen und wies auf die Unzulänglichkeit des bisherigen Gefängnissystems, namentlich in Bezug auf jugendliche Verbrecher hin, ein Thema, das sie zwei Jahre später in einem andern Buche besprach, welches unter dem Namen „unsere Zuchthäusler“ erschien.

Als nach vielen vergeblichen Versuchen, der Staat sich dennoch der Sache nicht annahm legte der Verein selbst Hand an's Werk und begründete eine Besserungsanstalt in Kingswood bei Bristol. Es ist die jetzt so berühmt gewordene Red lodge reformatory. Die Besitzung wurde angekauft und das Asyl eröffnet. Miß Carpenter glaubte anfangs, daß es möglich sein würde, Mädchen und Knaben zusammen zu lassen, um dem Ganzen den Anstrich des Familienhaften zu geben. Es zeigte sich dies jedoch als eine Unmöglichkeit, und so entschloß sich Miß Mary, die Geschlechter zu trennen, die Knaben in besonderer Anstalt männlicher Leitung anzuvertrauen und sich selbst nur den Mädchen zu widmen.

Zur Ausführung dieses Planes verband sie sich mit Lady Noel Byron, einer ihr gleich gesinnten reichen Dame; diese überließ Miß Carpenter gegen geringen Mietszins ein Haus unter der Bedingung, daß die letztere die Oberleitung übernehmen müsse, wozu sich auch Miß Carpenter, und zwar unentgeltlich, entschloß. Kurze Zeit, nachdem diese Besserungsschule mit 40 Mädchen eröffnet war, wurde Miß Carpenter von einem schweren rheumatischen Fieber betroffen, so daß ihr Leben wochenlang in Gefahr schwebte und sie niemals mehr von den schmerzhaften Folgen ganz befreit wurde. Doch kaum fühlte sie sich wieder arbeitsfähig, so nahm sie all ihre Pflichten auf und anknüpfend an ihre bisherige Thätigkeit beschäftigte sie sich in hervorragender Weise mit der Einrichtung von Arbeitsschulen. Ihren Bemühungen war es zu danken, daß die Regierung im Jahre 1854, diese Anstalten gesetzlich anerkannte.

Mary, die bis dahin mit ihrer Mutter zusammengelebt, hatte 1856 den Schmerz, diese zu verlieren und stand nun ganz allein da. Ihre beiden Brüder, von denen der eine Philologe, der andere Naturforscher war, lebten nicht in Bristol. Sie sah sich im Besitze eines kleinen Vermögens, mit dem sie ihre geringen Bedürfnisse befriedigen und sich ganz ihrer menschenfreundlichen Aufgabe widmen konnte. Nun ging sie an die Ausführung eines neuen Planes. Sie kaufte ein kleines Haus in unmittelbarer Nähe der Besserungsanstalt für Mädchen und machte aus ihrer Besitzung eine neue Abteilung, indem sie diejenigen Mädchen, welche sich gebessert hatten, in ihr eigenes Haus aufnahm, sie unter direkte Aufsicht einer erfahrenen Haushälterin stellte und sie zu allen häuslichen Arbeiten anleiten ließ. Dabei erzog sie sie allmälich wieder zur Freiheit, indem sie ihnen Besorgungen anvertraute und sie allein ausgehen ließ. Miß Carpenter überwachte sie jedoch so aufmerksam, daß sie die kleinste Unregelmäßigkeit sofort entdeckte; Mädchen, welche sich unwürdig zeigten, wurden zur Strafe in die lodge zurückgeschickt, dagegen erhielten solche, die Miß Carpenter als wohlerzogen entließ, sofort geeignete Stellung. Hunderte solcher Mädchen wurden durch Miß Carpenter gerettet, die sich während 20 Jahren mit niemals wankender Treue und unermüdlicher Liebe diesem Werke hingegeben hatte.

Man sollte glauben, daß durch diese Thätigkeit die Zeit und Kraft Mary's vollständig beansprucht worden war, doch war dem nicht so. Sie sah ein, daß die Besserungshäuser nur solche Kinder aufnehmen konnten, welche des Verbrechens überführt waren, daß es aber ebenso wichtig sei, die noch unschuldigen, aber verwahrlosten, vor dem Versinken zu behüten. Sie entwarf mit ihren Freunden ein Industrieschulengesetz, welches vom Parlament angenommen wurde; danach wurden Schulen gesondert für Knaben und für Mädchen eingerichtet, in denen die Kinder von der Straße aufgenommen wurden. Verließen die Zöglinge diese Anstalten, so versorgte man sie mit Stellen, besonders nach Canada und den Vereinigten Staaten hin.

Im Jahre 1866 wohnte Miß Mary der Zusammenkunft der social sience association in Dublin bei; hier wurde ihre Aufmerksamkeit auf das reformatorische System für schwere Verbrecher gerichtet, welches Sir Walter Crofton in den irischen Zuchthäusern erprobt hatte. Sofort erkannte Miß Carpenter in diesem System ihre eigenen Grundsätze und bemühte sich von jener Zeit an energisch, die öffentliche Aufmerksamkeit auf dasselbe zu lenken, sowohl in der Heimat, wie im Auslande.

Zu diesem Zwecke gab sie 1864 ein neues Werk in zwei Bänden heraus, „our convicts, unsere Zuchthäusler". Fortan stand sie in beständigem Briefwechsel mit den Gefängnisreformatoren fast aller Länder Europa's, sowie Indien's, den britischen Kolonien und den Vereinigten Staaten. Sie beteiligte sich an den internationalen Konferenzen, auf denen die Resultate der verschiedenen Systeme verglichen und die Einzelkraft im Zusammenwirken gekräftigt wurde.

Ohne der bisherigen Thätigkeit untreu zu werden, gab sich Miß Carpenter im Jahre 1866 einem Werke hin, für welches sie schon Jahre lang sich vorbe-

reitet hatte; es war die Sorge für die in Indien, unter asiatischer Despotie, in Unwissenheit und Knechtschaft schmachtenden Frauen.

Bereits im Jahre 1833 erregte der Besuch des indischen großen Reformators Rajah Ramnahum Roy in Bristol ihr lebhaftes Interesse für die Lebensstellung der indischen Frauen; dasselbe ward gesteigert durch den persönlichen Verkehr mit einigen jungen, intelligenten Hindus, welche bald, nachdem die Regierung Indiens an die britische Krone gefallen war, nach England kamen, um dort zu lernen und die englischen Einrichtungen in ihr Vaterland überzuführen. Miß Carpenter gab eine Schrift heraus: „Die letzten Tage in England des Rajah Ramnahum Roy"; sie legte die Oberaufsicht ihrer Anstalten in andere Hände und beschloß, selbst nach Indien zu gehen, um sich zu überzeugen, was man dort zur Förderung des Frauenwohls thun könne Von der Regierung auf das Zuvorkommendste unterstützt, wurden ihr Beglaubigungsschreiben mitgegeben, welche ihr eine freundliche Aufnahme bei allen Behörden und Eintritt in alle öffentlichen Anstalten gewährten.

Ihr freundliches, liebevolles Wesen verschaffte ihr überall Vertrauen und Zuneigung; man sprach sich in Indien ganz besonders darüber anerkennend aus, daß sie nicht als Abgesandte der Regierung, auch nicht als Missionarin, um Proselyten zu machen, sondern einzig freiwillig und aus Menschenliebe kam, um den eingeborenen Frauen Gutes zu thun. In dem kurzen Zeitraum von 6 Monaten besuchte sie die Städte Bombay, Surat, Ahmadâbâd in Gutscherat, Bépur, Madras, Calcutta, Mathera, besichtigte dort alle Anstalten, besuchte die Familien und sah, daß man die Frauen absichtlich in Erniedrigung und Unwissenheit hielt.

Sie konferierte mit der Regierung, ob diese nicht etwas für den Mädchenunterricht in Indien thun wolle, bis die Native Community ihre Bereitwilligkeit zugesagt hatte.

Nach England heimgekehrt, veröffentlichte sie ein zweibändiges Buch: „Sechs Monate in Indien". Dasselbe enthielt die Resultate ihrer Forschungen und ihre Ratschläge der notwendigen Umgestaltungen. Dreimal noch machte sie in den Jahren 1868, 1869 und 1870 Reisen nach Indien. Jedesmal brachte sie neue Erfahrungen mit, auf die gestützt sie der Regierung neue Pläne für Verbesserung des Loses der indischen Frauen vorlegte, welche bereitwillig Aufnahme fanden.

Sie hatte die Hoffnung, daß die Saat, die sie ausgestreut, mit der Zeit reichliche Ernte tragen würde. Die Teilnahme, welche man ihrem Werke spendete, die Achtung und Dankbarkeit, die ihr seitens der Native Community bewiesen wurde, sprach sich in der großen Anzahl von Adressen aus, die sie von Gesellschaften und einzelnen Eingeborenen aus den höchsten Kreisen erhielt und die meist von wertvollen Geschenken begleitet waren.

Nach ihrer Rückkehr von der letzten indischen Reise beschäftigte sie der Plan, einen Verein zu gründen mit dem Zweck, Lehrerinnen für Indien auszubilden und dorthin zu senden, um Schulen zu gründen, die nach dem Grundsatze der Regierung jede Einmischung in Religion und Landessitten zu vermeiden hätten. Trotz ihres

vorgerückten Alters reiste Miß Carpenter, wie schon am Anfang erwähnt 1872 nach Deutschland und 1875 nach den Vereinigten Staaten.

Anscheinend rüstig und gesund, wohnte sie am 6. Juni 1877 einer Versammlung des Comités der Indian association bei. Acht Tage später fand man sie am Morgen des 14. Juni tot in ihrem Bette, in das sie sich abends zuvor wie gewöhnlich ganz wohl zur Ruhe gelegt hatte. Ohne Krankheit, schmerzlos, ohne die Beschwerden des Alters zu fühlen, war diese vortreffliche Frau plötzlich aus einem Leben geschieden, welches sie auf das Edelste zum Besten ihrer Mitmenschen auszunutzen verstanden hatte. —



Elizabeth Barrett*) Browning.

Geboren 1809, gestorben 1861.

Eine der genialsten Schriftstellerinnen unsres Jahrhunderts und zugleich eine der bedeutendsten und interessantesten Frauen ist Mrs. Eliz. B. Browning, ausgezeichnet auch dadurch, daß sie als Gattin Brownings, einem der bedeutendsten Schriftsteller, diesem ganz ebenbürtig zur Seite stand; ja wie Viele behaupten, ihn überragte und dabei stets ihre Eigenart behielt. Edward Y. Hinkes, ihr Biograph sagt von ihr: Geboren und erzogen in England, galt ihre zärtlichste Liebe Italien; ihre wärmsten Freunde und begeisterten Verehrer hatte sie in Amerika.

Ihr äußerer Lebenslauf bietet wenig Bemerkenswertes. Nach ihres Mannes Tode erschienen ihre Briefe, die uns über ihr Familienleben Aufschluß gaben. Was sie dachte, fühlte und sagen wollte, das gab sie der Welt in ihren Schriften, in denen sich ihr Genius, wie ihr herrlicher Charakter offenbart und zugleich das vollste Maß dessen giebt, was eine Frau in der Dichtkunst zu erreichen vermag.

Elisabeth Barrett war in London 1809 geboren. Ihr Vater war reich, wohlangesehen und unabhängig. Die Famlie lebte teils in London, teils auf dem Lande in Herfordshire oder in Malvern Hills. In einem ihrer kleineren Gedichte aus der Kindheit schilderte sie das Landleben mit all' seinem bezaubernden Reiz und ihre Spiele im Freien mit den Brüdern und andern Kindern.

Sie erhielt eine überaus sorgfältige Erziehung, wurde mit ihren Brüdern in den klassischen Sprachen, in der Litteratur und Philosophie der Klassiker, wie in der ihrer Muttersprache unterrichtet; Hervorragendes leistete sie im Griechischen welches sie von einem blinden Freund Mr. Hugo Stuart Boyd lernte. Hätte sie das Gymnasium und die Universität besuchen dürfen, sicher hätte sie die höchsten Stufen des Wissens erreicht.

Ihre ersten Dichtungen veröffentlichte sie 1826; es war ein kleines Buch betitelt: „An Essay upon Mind and other Poems" 1833 veröffentlichte sie eine Uebersetzung von Aeschylos „gefesseltem Prometheus."

Im Jahre 1835 wurde sie mit Mary Russell Mitford bekannt, und bald so befreundet, daß ein reizendes Gedicht die Frucht dieses innigen Verhältnisses wurde.

---

*) Quelle: Edmond Y. Hinds.

Miß Midford giebt uns von ihrer damals 26jährigen Freundin folgende Schilderung: „Auf einer zarten schlanken Gestalt ruhte ein Kopf mit üppigem schwarzem Haar, welches in langen Schmachtlocken das ausdrucksvolle Gesicht umrahmte. Zärtliche, kluge, leuchtende Augen mit geschwungenen lichten Augenbrauen, ein sonniges Lächeln und ein Blick voll solcher Jugendlust, daß es einem meiner Freunde, dem ich Miß Barrett vorstellte, schwer wurde, zu glauben, daß dies die Übersetzerin des Prometheus und die Dichterin des Essay's: „über das Gemüt“ sei!“

Im nächsten Jahre hatte Miß Barrett das Unglück, so gefährlich zu erkranken, daß ihr ein Blutgefäß in der Lunge platzte und sie einen Schaden für's Leben behielt. Sie mußte in ein milderes Klima zur Herstellung ihrer Gesundheit. Ihr Lieblingsbruder begleitete sie nach Fourquay, wo sie fast ein Jahr blieben. Dort traf sie plötzlich ein furchtbares Unglück. Ihr Bruder machte eine Exkursion auf dem Segelboot; sie blickte ihm durch das Fenster ihres Hotels nach — da, entsetzlicher Anblick, schlug das Boot um; er versank, und sein Körper wurde nicht mehr aufgefunden. Der Schreck und Kummer brachte Mrs. Barrett selbst an den Rand des Grabes. Als sie nach langer Zeit sich erholte, machte sie sich selbstquälerische Vorwürfe, den Tod ihres Bruders mit verschuldet zu haben, da er ihretwegen nach Fourquay gekommen war. Erst nach einem Jahre erlaubte es ihr Gesundheitszustand, in das elterliche Haus heimzukehren. Hier lebte sie sieben Jahre in einem halbdunkelen Zimmer; sie war so schwach, daß man jeden Augenblick glaubte, ihr Leben werde verlöschen, aber sie ertrug alle Leiden mit großer Seelenstärke. Im Krankenzimmer begann sie ihre Studien, besonders das Griechische, fortzusetzen. Da der Arzt ihr schwere Schriften zu lesen verboten hatte, verbarg sie ihren Plato in dem Einband einer Novelle. In zwölf Stunden schrieb sie ihr episches Gedicht: „Lady Geraldine's Courtship“ und drei andere große Gedichte, von denen „In memoriam“ die Geschichte ihrer Leiden wiedergiebt. Im Jahre 1838 veröffentlichte Mrs. Barrett den „Seraphim“ und andere Gedichte und 1844 eine Sammlung ihrer Gedichte in 2 Bänden, einschließlich das „Drama of Exile“. Die Rezensionen, die sie erhielt, waren nicht schmeichelhaft; man tadelte, daß es ihren Arbeiten an poetischer Harmonie und künstlerischer Abrundung fehle; aber sie waren auch nicht entmutigend, da man zugleich ihre Verdienste anerkannte. Man nannte sie die genialste und gelehrteste Dichterin und Leigh Hunt sprach von ihr, als von der fantasiereichsten Poetin Englands, ja Europa's und weissagt ihr die größte Vollendung, wenn sie ihre Gleichgültigkeit gegen die Form und das Beiwerk würde besiegen lernen!“ Die weiteren Werke, welche sie während ihrer langjährigen Krankheit schrieb, waren „Lady Isabels Child“, eine Dichtung mit entzückenden Naturschilderungen und klarer Einsicht in die geistige Welt voll Gemüt und Fantasie, „Bertha in the Lane“, eines ihrer einfachsten und lieblichsten Gedichte, „Rime of the Duchess Mai“, ein Gedicht von herrlicher Malerei und Empfindung; ferner schrieb sie: „Cry of the Children“, eines jener edlen Gedichte, in welchem ihre Humanität für die Niedrigen und Vernachlässigten hervortrat. Die Lage der Kinder berührte sie am schrecklichsten, doch aus

all' ihren strengen Anklagen klingt ein Ton mütterlicher Zärtlichkeit. Aus dieser Zeit stammt auch „The dead Pan“ und 1842 „Essays on the Greek Christian Poëts and the English Poëts“.

Mrs. Barrett hatte in dieser Zeit den berühmten Dichter Robert Browning kennen gelernt. Der geistige Umgang mit ihm belebte sie und die Liebe, die zu ihm erwachte, war das größte Ereignis ihres Lebens. Vergebens setzte der väterliche Wille ihr Widerstand entgegen, ihre Leidenschaft siegte und sie verließ ihr Krankenzimmer 1846, um mit Robert Browning an den Altar zu treten und sein Weib zu werden. In einer Reihe von Sonetten, betitelt „Sonnets from the Portuguese“, hatte sie, unter dem Vorwande, einen fremden Dichter zu übersetzen, ihren Gefühlen für ihren nachherigen Gatten Ausdruck verliehen. Diese Sonette tragen einen eigenartigen Charakter. Die Dichterin hat auf dieselben weniger Sorgfalt verwendet; wir finden darin falsche Reime und Manierirtheit im Ausdruck und Rythmus, aber keines ihrer andern Werke giebt ein so richtiges Bild von ihren leidenschaftlichen Gefühlen, von ihrem Gedankenreichtum und ihrer Erfindungskraft.

In dem neuen Leben, das für sie begann, verbesserte sich ihre Gesundheit, und sie war imstande, Ausflüge durch England zu unternehmen, ehe sie nach der zweiten Heimat ihres Herzens, nach Italien, mit ihrem Gatten reiste, wo sie in Florenz 15 Jahre mit ihm zubrachte und den Mittelpunkt der Gesellschaft für Engländer und Amerikaner bildete. Ihrer Liebe zu Italien gab sie zuerst Ausdruck in ihrem Werke „Casa Guidi Windows“. Aus der Casa Guidi, wo sie wohnte, hatte sie am 17. September 1847 der Prozession der befreiten Italiener zugeschaut. Das Gedicht enthielt die Eindrücke der erlebten Ereignisse und bezeugten ihre warme Liebe für das schöne und unglückliche Land und die Aufrichtigkeit, mit welcher sie bestrebt war, für die Befreiung der Nation einzutreten.

Das Gedicht zerfällt in zwei Teile; der erste war 1848 geschrieben, als der Herzog Leopold II. versprach, die Konstitution in Padua zu erlassen. Es beginnt mit einem Ruf an die Italiener, sich von Priesterherrschaft und Tyrannei zu befreien. Der zweite Teil ist drei Jahre später geschrieben, als Leopold seinen Eid brach, die Verfassung vernichtete und unter dem Schutz österreichischer Bajonnette wieder in Florenz einzog. Sie beginnt mit einem herrlichen, großartigen Gesang, indem sie die Nationen anklagt, dem Weltmarkt London zuzuströmen, wohin die internationale Ausstellung mit ihren materiellen Schätzen sie lockt, während sie unempfindlich sind für die Leiden der Unterdrückten und Elenden und für das dem beleidigtem Italien hinzugefügte Unrecht.

Im Jahre 1848 wurde Mrs. Browning ein Söhnchen, ihr einziges Kind, geboren. Diesem gehörte fortan ihre zärtliche Liebe, welche ihre Menschenliebe noch mehr befestigte und ihren Glauben an Gott kräftigte. Wäre Mrs. Browning kinderlos gewesen, so würde sie nie das edle Gedicht, betitelt: „Mother and Poet“, haben schreiben können, in welchem sie die Angst einer italienischen Dichterin schildert, die ihre beiden Söhne im Freiheitskampfe verlor. Ihr bedeutendstes Werk „Aurora Leigh“ erschien 1856, man nannte es eine Novelle in Versen.

In demselben sind Elisabeth's Gedanken über Leben und Kunst niedergelegt und die großen Zeitfragen behandelt. Der Inhalt ist ungefähr folgender:

„Aurora und Romney Leigh, Vetter und Base, die schon, als sie noch in den Kinderschuhen steckten, für einander bestimmt worden waren, haben, ohne sich dessen bewußt zu sein, eine leidenschaftliche Zuneigung zu einander. Beides sind adlige, begabte und vollkommen selbstlose Naturen. Sie, zur Dichterin geboren, ist der Kunst mit Leib und Seele ergeben; er hat soviel über das soziale Elend seiner Zeit gegrübelt, daß er alle Bestrebungen, die nicht eine Besserung dieser Zustände anstreben, für wertlos hält. Jugendliche Einseitigkeit auf seiner Seite und mädchenhafter Mutwille auf der ihren, führen zu einem Streit; sie verschmäht seine Hand und verschiedene Umstände, sowie vor allem ein nicht ungerechtfertigter Stolz vergrößern die Entfremdung. Beide können nun ungestört ihren Idealen nachhängen, um schließlich zu finden, daß sie nur einen Teil des Lebens bedeuten. Ein nochmaliges Zusammentreffen vereinigt sie nach dieser Trennung nun für immer. Wir können die Moral dieser Erzählung kurz so fassen: die Menge, d. h. also eine große Anzahl einzelner Individuen, die wir als solche, nicht als Ziffern in einer statistischen Tabelle, betrachten müssen, wird eine Besserung ihrer Lage nur dann als eine wirkliche soziale Reform empfinden, wenn zugleich der Sinn für ein moralisches Ideal in ihr geweckt wird. Andererseits wird die Kunst allein das Herz nicht befriedigen, wie überhaupt keine gesunde Kunst möglich ist, wenn nicht das Leben des Künstlers ein innerlich gesundes und vielseitiges war. Genau genommen ist es weniger eine Hingabe an das Volk, als an Gott, wenn Aurora und Romney Leigh fest auf die Zukunft vertrauend, jeder auf seine Art, demütig und geduldig weiter wirken."

Im Jahre 1859 zog sich Mrs. Browning das Mißfallen der englischen Presse zu durch Veröffentlichung eines kleinen Buches: „Poëm before Congress", in welchem sie Louis Napoleon eine Lobrede hielt für den Beistand, mit dem er Italien in seinem Ringen nach Unabhängigkeit beistand, während sie England tadelte, in so lauer Weise die Interessen der sich um seine Freiheit bemühenden Nation gewahrt zu haben.

Im Frühling 1861 befiel Mrs. Barrett Browning wieder die Krankheit, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß ihre Angehörigen die Gefahr nicht ahnten, als schon der Tod nahe war. Sie starb am 29. Juni 1861. Ihre letzten Worte, von verklärten Blicken begleitet, waren: „It is beautiful!"

Italien betrauerte damals Cavours Tod, den heldenmütigen Staatsmann, und es mischte nun seine Schmerzensthränen, um zugleich seine leidenschaftlichste Verehrerin, die begeisterte Dichterin zu beweinen.

Mrs. Browning ist auf dem englischen Kirchhof in Florenz begraben.

Der Stadtrat hat über der Pforte der Casa Guidi, in der sie 14 Jahre gewohnt, eine weiße Marmortafel anbringen lassen, auf welcher, zur Erinnerung an sie, die Worte stehen:

„Hier schrieb und starb Elizabeth Barrett Browning, welche mit dem Herzen der Frau das Wissen und die Weisheit des Mannes und den Genius des Dichters verband. Ihre Verse bildeten einen goldenen Ring, der Italien mit England verband.

Ihr setzt dies Denkmal aus Dankbarkeit
Florenz 1861."



Emma Willard,*)

geb. d. 23. Febr. 1787.

Die erste unter den Frauen unsrer Zeit, welche für die Erziehung des weiblichen Geschlechtes Bedeutendes in Amerika geleistet und neue Wege zur Fortbildung desselben gebahnt haben, war Frau Emma Willard, die als Pionier im Anfang unseres Jahrhunderts zur Förderung der Frauenbildung den wichtigsten Schritt gethan hat. Ihre ernste und stille Arbeit leistete auf diesem Felde bedeutende Dienste.

In einem ruhigen Landhause von Worthington, in Berlin, Connecticut, wurde sie als die Tochter von Samuel und Lydia Hart geboren. Ihr Vater, ein intelligenter und energischer Mann, war ungewöhnlich belesen in der englischen Litteratur und ihre Mutter eine sanfte, praktische Frau, von angebornem Takt und Zartgefühl, edel, fest und pflichttreu, gaben ihren Kindern ein Heim, wie es ideeller nicht gedacht werden kann. Sie war das 16. von den 17 Kindern ihres Vaters und eines der zehn, die ihm ihre Mutter als zweite Frau geboren hatte und in diesem großen häuslichen Kreise fand sie frühzeitig die wichtigsten Mittel zu ihrer Erziehung. Die Mutter unterrichtete sie und ihre Geschwister zum Teile selbst, und zum Teile erhielt sie ihre erste Bildung in der Landschule. Ihre Fähigkeiten traten früh hervor und ihre geistige Entwicklung und Auffassung war ihren Jahren weit vorausgeeilt. Ihre Art zu denken und ihr praktisches Urteil überraschten ebenso sehr, wie ihre litterarischen Kenntnisse. Als junges Mädchen von 14 Jahren verbrachte sie die kalten Winternächte an ihrem Observatorium, dem Fenster, eingehüllt in ihr Tuch und in eine Pferdedecke, um beim Mondlicht ihre astronomischen Studien zu machen. An ihrem 17. Geburtstag stellte ihr eine geistvolle Frau aus der Nachbarschaft, welche eine einflußreiche Stellung einnahm, den Antrag, Lehrerin in der Schule ihres Landsitzes zu werden. Emma Hart ging darauf ein und ihre Erfahrungen in den ersten Tagen ihrer Lehrthätigkeit befestigten ihren Entschluß, sich für immer diesem Berufe zu weihen. Die Besitzerin der

*) Quelle: E. B. Huntington.

Schule war entzückt von dem Takt, mit welchem die junge Lehrerin den Kindern gegenüber auftrat, und ihre Disziplin würde dem geübtesten Lehrer zur Ehre gereicht haben. Sie wußte sich die Herzen ihrer Schüler zu gewinnen, ihren Ehrgeiz anzufachen und in ihnen Interesse für die Schulpflichten zu erwecken. So wurde schon ihre erste Schule in der ganzen Nachbarschaft als ein Wunder betrachtet. Dabei empfand sie in Bescheidenheit die Lücken ihres Wissens, und während sie mehrere Stunden des Tages unterrichtete, besuchte sie zugleich die vorzüglichen Schulen der Damen Roice und Patten in Hartford, um sich auf das große Werk ihres Lebens als Lehrerin vorzubereiten.

So vergingen drei Jahre; ihr Ruf wurde in weiteren Kreisen bekannt. Ihre Erfolge als Lehrerin erregten Aufmerksamkeit und sie erhielt im Frühling 1807 in ihrem 20. Jahre Aufforderungen von den bedeutendsten Schulen der Vereinigten Staaten, von denen sie den Ruf nach Westfield, Massachusetts, als Hülfslehrerin in der ausgezeichneten Akademie dieser Stadt annahm und als solche ihrem guten Namen weitere Ehre machte. Aber Miß Hart war nicht fähig, lange eine untergeordnete Stelle einzunehmen. So wartete sie nur das Ende des 1. Semesters ab und nahm dann eine unabhängigere Stellung in Middleburg, Vermont, an, wo sie während eines Jahres als Haupt einer neuen Schule glänzende Erfolge aufzuweisen hatte. Diese jedoch schufen ihr in Eifersüchteleien eine große Gegnerschaft, unter welcher die Popularität ihrer Schule litt, so daß sie ihre Stellung aufgab.

Ein Hauptgrund zu diesem Entschluß bildete jedoch der Heiratsantrag des Herrn Dr. Jahn Willard, der sich als Arzt eines guten Rufes in Middleburg erfreute. Dieser Mann von solidem Charakter und politischen Verdiensten hatte die hervorragenden Eigenschaften der anmutigen jungen Lehrerin bald entdeckt und den Weg zu ihrem Herzen und ihrer Hand bald gefunden. Im August 1809 wurde die Hochzeit gefeiert und Frau Willard unterbrach für wenige Jahre ihre Laufbahn als Lehrerin. Als jedoch im Jahre 1814 ihr Vermögen durch bedeutende Verluste zusammenschmolz, beriet sie mit ihrem Gatten, wie sie ihre pädagogischen Fähigkeiten am besten verwerten könne, um ihre Verhältnisse zu verbessern. Sie eröffnete in Middleburg eine Pension mit Schule für Mädchen und entwarf zugleich einen Plan, um an die Schulklassen solche für Fortbildnng anzureihen; denn mit Geistesschärfe entdeckte sie, daß alle Vorzüge des männlichen Geschlechtes darauf beruhten, daß Jünglingen alle Wege zur geistigen Ausbildung erschlossen und die besten Quellen, Kenntnisse zu sammeln, in Hoch- und Fachschulen geöffnet sind, während Mädchen nach der mangelhaften Schulbildung keine weitere Gelegenheit zur wissenschaftlichen Fortbildung haben. Sie begann ihr Werk, die weibliche Erziehung zu verbessern, indem sie einen Studienplan, welcher dem der Kollegien-Kurse näher trat, entwarf. Doch sie fand Gegnerschaft in den Vorurteilen ihrer Zeit, da die öffentliche Meinung für einen solchen Fortschritt noch nicht eingenommen war. Glücklicherweise stimmte ihr Mann vollkommen mit ihr überein und billigte alles, was sie that. Ihr Tagewerk waren acht Unterrichtsstunden in ihrer Schule und die freien Abendstunden wandte sie zu neuen

Studien an, um sich selbst fortzubilden. So vergingen vier Jahre in Vorbereitung.

Die guten Erfolge ihrer Pensionsschule sprachen sehr zu ihren Gunsten und der Ruf ihrer pädagogischen Erfahrungen war weithin gedrungen.

Lange hatte sie darüber nachgedacht, welcher Ort wohl der geeignetste wäre, um die von ihr geplante Fortbildungsanstalt zu begründen. Sie unterbreitete ihren Prospekt dem Gouverneur Clinton in New-York mit der Bitte, demselben eine feste Form zu geben und mit dem Gewicht seiner Billigung ihn vor die Legislatur zu bringen. Sie hatte mit Recht die Wichtigkeit dieses Schrittes erkannt. Der Gouverneur fand sich bereit, ihr zu helfen und empfahl den Plan so warm, daß die gesetzgebende Versammlung beschloß, eine Akademie für Frauen in Waterford, New-York, zu begründen, in welcher Frau Emma Willard als Stifterin und Leiterin sich noch klarer ihrer Ziele bewußt werden konnte. Eine noch wesentlichere Hülfe in dieser Bewegung war der Umstand, daß die Legislatur verfügte, den zu begründenden Frauen-Akademien dieselbe pekuniäre Hülfe zu gewähren, als den Lehranstalten für junge Männer. Wir können nachfühlen, wie beglückt Frau Willard sein mußte, in einem Mann wie Gouverneur Clinton einen so einflußreichen Fürsprecher gefunden zu haben, denn in keiner Zeit unseres Jahrhunderts sind ähnliche Konzessionen dem gerechten Verlangen der Frauen nach staatlicher Mithülfe so schnell bewilligt worden.

Im Frühling 1819 eröffnete das Ehepaar Willard die neue Fortbildungsakademie in Waterford, New-York: Akademie für weibliche Erziehung, und bereits 1820 wurde dem verdienstvollen Institute die Anerkennung des Gouverneurs ausgesprochen.

Durch den Erfolg der Waterford-Schule angeregt, schlugen die Bürger von Troja (Troy) vor, eine solche Akademie in größerem Umfang in ihrer Stadt zu begründen, wenn Miß Willard einwillige, sie zu leiten. Sie ging darauf ein und nahm im Mai 1821 Besitz von dem Grundstück in Troy, um daselbst das Troy-Seminar zu begründen. Mit demselben Fleiß und Eifer in ihrem Berufe und immer bemerkenswerteren Fortschritten in ihrer eigenen Bildung löste Fr. Willard ihre Aufgabe. In ihre Kurse nahm sie Mathematik, Geometrie, Trigeometrie, Algebra, Naturphilosophie, Geographie und Geschichte auf.

Sie selbst gab im Jahre 1821 zwei Bücher heraus, „Temple of Time“ und „Chromgrapher of Ancient History“. Diese Werke erhielten eine Medaille auf der Ausstellung von 1851. Nun fühlte sie die Notwendigkeit, sich Mithelferinnen und Nachfolgerinnen zu erziehen. Sie bildete Lehrerinnen aus und stellte dieselben an ihrer Akademie an oder verschaffte ihnen ähnliche Stellungen. Plötzlich wurde sie in ihrem segensvollen Wirken durch den schmerzlichsten Verlust hart betroffen. Ihr Gatte, das geliebte Haupt der Familie, ihr treuester Berater und Freund, der beste Beirat ihres Werkes, welcher ihren weitläufigen Haushalt auch finanziell bewirtschaftete, starb nach einer schmerzvollen Krankheit im Jahre 1825. Tiefgebeugt blieb sie zurück und die große Last, die sie gemeinsam getragen, ruhte nun allein auf ihren Schultern.

Aber mit einer Entschlossenheit, wie sie edle Frauen gerade oft im Unglück zeigen, führte sie ihr Werk weiter, vereinfachte ihre häuslichen Einrichtungen, brachte mehr Methode in ihre finanziellen Verhältnisse und vernachlässigte auch nicht die kleinste ihrer Pflichten in dem großen Etablissement. Ihr Erfolg ließ nicht lange auf sich warten; er kam in dem Triumph ihrer eigenen Schule, in der Entwicklung der Ideen, die sie der weiblichen Erziehung zu Grunde gelegt hatte, in all den Erleichterungen, welche der weiblichen Jugend gewährt wurden, sich in Hochschulen auszubilden. Überall erkannte man in Mrs. Willard die Pionierin für die höhere weibliche Bildung. Bei all' ihrer Wirksamkeit behielt Mrs. Willard auch ein Herz für die Leiden ihres Geschlechtes in anderen Ländern. Als sie vernahm, wie sehr die Frauenbildung in Griechenland unterdrückt worden, veranstaltete sie eine Geldsammlung, um eine Mädchenschule und Lehrerinnenbildungsanstalt in Athen zu errichten. Sie arbeitete eine Schrift auf einer Tour durch Europa aus, deren Reingewinn sie auch für die griechische Schule bestimmte. Als diese Schule zu Stande kam, übernahm die Leitung ihr Sohn John H. Willard, welcher in ihren Grundsätzen großgeworden war, und seine Frau, welche 19 Jahre, erst ihre Schülerin, dann Lehrerin, dann Vizevorsteherin ihrer Erziehungsanstalt gewesen war. Obgleich noch immer als Lehrerin ihrer Anstalt beschäftigt, gab sich Mrs. Willard mit großem Eifer den Studien der Anatomie und Physiologie hin; sie vertiefte sich in das Werk Dr. William Harvey's: „Theorie der Cirkulation des Blutes," in welchem die Herzthätigkeit das Hauptmotiv ist und das Resultat ihrer Studien gab sie in einem Werke heraus: „Motive Powers, which produce the Circulation of the Blood." Diese Arbeit, welche sie 1846 veröffentlichte, zog die Aufmerksamkeit der medizinischen Fakultät und deren Anerkennung auf sich. In derselben Zeit wurde sie zu einer Versammlung für Volkserziehung durch die Gemeindeschulen in Berlin (Amerika) eingeladen, um ihre Ansichten über dies Thema auszusprechen. Ihr Referat zeugte von so tiefen Kenntnissen und war überhaupt von so warmem Interesse für die Kommunal- und Normalschulen, daß die Gemeinde ihrer Geburtsstadt ihr einstimmig diese Schulen zur Beaufsichtigung unterstellte und ihr Erfolg in dieser Thätigkeit war so wunderbar, die Schulen wurden so musterhaft, daß Mr. Barnard, der Fürst unter den Erziehern, sie zum Muster für alle andern Schulen empfahl. Wenn wir die außerordentliche und allseitige Thätigkeit Emma Willard's überschauen, so fragen wir uns, wie vermochte sie bis in ihr höchstes Alter sich diese geistige Frische, diese unermüdliche Arbeitskraft und diese körperliche Gesundheit zu erhalten und die Antwort finden wir auf einem neuen Felde ihrer Studien. Sie hatte stets über die Gesetze der physischen Natur nachgedacht und sie bei sich selbst in Anwendung gebracht. Sie suchte ihre Muskeln zu kräftigen, indem sie ihre sitzenden Beschäftigungen mehrmals des Tages durch gymnastische Übungen unterbrach; von Zeit zu Zeit an das geöffnete Fenster trat, um frische Luft zu schöpfen, und obgleich sie 12—14 Stunden täglich arbeitete, versäumte sie nicht, sich täglich im Freien zu bewegen und angemessene Nahrung zu sich zu nehmen. So kam es, daß sie imstande war, im Alter von 50 Jahren das Seminar zu Troy zu stiften, mit 60 ihr originelles Werk über die Macht

der Blutcirculation zu schreiben, mit 62 über die Atmung und ihre Folgen, mit 65 ein Werk über Astronomie, welches den Beifall der Fachgelehrten erhielt und nachdem sie in ihrem Leben über 5000 Schülerinnen ausgebildet hatte, fand sie noch Zeit und Kraft, durch ihre Schriften, Lehrerin der Menschheit zu werden.

Mit 58 Jahren machte sie eine Reise von 8000 engl. Meilen durch den ganzen Continent, sich erfreuend an den Erfolgen ihrer früheren Zöglinge und an dem Gedeihen der Mädchenschule, welche ihr Einfluß gegründet hatte. Mit 67 Jahren konnte sie noch den Ocean durchkreuzen und den Vorträgen der Weltversammlung in London über Erziehung beiwohnen, auf welcher ihr alle Anerkennung und Ehren zu Theil wurden. Und von dort aus bereiste sie Frankreich, die Schweiz, Deutschland und Belgien, überall beobachtend, überall lernend. Dieses erhebende schöne Leben spiegelte sich in der Würde ihres Aeußeren, welche die einstmalige Schönheit ersetzte und schloß im stillen Frieden und dem Bewußtsein, ihre besten Kräfte für ihr Geschlecht und die Menschheit erfolgreich hingegeben haben.

Mrs. Willard lebte noch 1873, 86 Jahre alt.



Lady Judith Montefiore,*)

war eine Frau von hoher Geistesbildung und seltener Charakterstärke.

Im Jahre 1794 in London geboren, als Tochter des Sir Levy Cohen, Baronet, erhielt sie mit ihrer Schwester Hanna, die als Frau Baronin Rothschild starb, eine sehr sorgfältige Erziehung; nach Gewohnheit der reichen Engländer ließ sie ihr Vater von den besten Lehrern unterrichten. Von ihrer Kindheit und Jugend ist nur wenig bekannt. Im Jahre 1812 verheiratete sie sich mit dem weithin bekannten Philanthropen Moses Montefiore. Die glorreiche Geschichte des Sir Moses ist auch die ihrige, ja diejenigen, welche das innige Verhältnis, das die beiden Eheleute ein halbes Jahrhundert verband, genau kennen, tragen kein Bedenken, die edle Judith als Urheberin all der menschenfreundlichen Thaten und Missionen zu betrachten, welche seine berühmte Laufbahn auszeichneten. Sie war sein guter Genius und bis zu ihrem Tode seine treue Begleiterin auf den wiederholten Reisen nach dem Heiligen Land, nach Damaskus, St.-Petersburg, Rom und Marokko, kurz, überall hin, wo die Juden bedrückt und geknechtet wurden.

Auf diesen Reisen erntete sie die Früchte der trefflichen Erziehung, die sie genossen. Ihr Geist war nicht allein empfänglich und wohlvorbereitet, sondern vielseitig ausgebildet. Vollkommen bewandert in der Litteratur ihres Landes, dessen Sprache sie mit Gewandtheit schrieb, sprach sie auch Französisch mit großer, Italienisch mit hinreichender Geläufigkeit und besaß tüchtige Kenntnisse im Deutschen. Sie spielte gut das Piano und sang angenehm, namentlich gewährte es ihr hohes Vergnügen, mit ihrer klangreichen Stimme die Gesänge begleiten zu können, welche an Sabbat- und Festtagen in ihrem Hause ertönten. Jedem Gegenstande wußte sie mit leichter Beobachtung eine interressante Seite abzugewinnen oder zu geben, und ihre Bemerkungen waren ebenso lehrreich und anregend für die Unwissenden, als anziehend für die Sachverständigen, welche die nur durchschimmernde Fülle gediegener Kenntnisse und die Gewandtheit in deren Behandlung zu erkennen und zu würdigen verstanden. Mit diesen, durch keinerlei Eitelkeit verunstalteten

*) Quelle: Kayserling: Jüdische Frauen in Litteratur, Geschichte und Humanität.

Vorzügen verband sie innige Religiosität und eine seltene Liebe zu der historischen Vergangenheit ihres Volkes Israel. Diese und das Heilige Land waren ihre Lieblingsthemata der Unterhaltung.

Mächtig zog es die edle Judith, deren Seele ganz Poesie und deren ganzes Wesen wahrhaft weiblich war, in ihrem religiösen Gemüt und dem Drange ihres Herzens nach jenen Gegenden, wo die echte Gottesverehrung zuerst im schönen Morgenlicht strahlte, nach den für alle Bekenntnisse geheiligten Stätten. Im Mai des Jahres 1827 unternahm sie mit ihrem Gemahl ihre erste Reise nach Palästina und Aegypten. Von dieser Reise hat sie ein Tagebuch, jedoch nur für Freunde drucken lassen, aus dem wir zur Vervollständigung ihrer Charakteristik die folgende Betrachtung mitteilen.

„Keine Stadt der Welt", bemerkt sie am 18. Octbr., „hält einen Vergleich aus mit Jerusalem, so verfallen, öde und traurig die Stadt auch erscheint, so verändert sie auch ist seit den Tagen ihres Glanzes. Die Hauptstädte der alten Welt flößen uns, wenn wir ihre verfallenen Denkmäler betrachten, Gedanken ein, die uns weit in die frühere Geschichte unseres Geschlechts zurückführen, und Gefühle, welche das Gebiet unserer Fantasie dadurch erweitern, daß sie Erinneruugen aus der Vorzeit in die wesentliche Gestalt der Dinge, wie sie jetzt sind, hereinziehen; aber die menschliche Seele besitzt auch die Kraft, ohne äußerliche Hülfsmittel, ebenso gut als wo diese in Ueberfluß da sind, sich alte Begebenheiten lebhaft vorzustellen. Auf der Ebene von Marathon sind keine marmornen Denksteine, die den Enthusiasmus des Reisenden anregen, aber er vermißt dergleichen nicht; so ist es immer, sobald ein starkes und unbestimmtes Gefühl unserer sittlichen Natur in uns lebt da brauchen wir nur an dem Orte zu sein, wo große Begebenheiten sich zugetragen haben, und sind solche irgend verbunden mit dem Schicksal zahlreicher Völker oder mit der Geschichte der eigenen Religion, sofort empfinden wir eine Ehrfurcht und eine andachtsvolle Erhebung, ein in jedem Betracht edleres Gefühl als das, welches die Pracht oder die Wunder aus alter Zeit in uns erzeugen. Daher ist Jerusalem, obgleich die Heiden mit der Pflugschar darüber hingezogen, viel ergreifender als Rom und Athen, ja als die ägyptischen Städte, ungeachtet diese noch viele Denkmäler ihrer ehemaligen Größe besitzen, noch weit mehr als alle andern Orte, welchen die Profangeschichte des Menschengeschlechts eine Weihe geben kann. Kein Ort hat so sehr gelitten wie Jerusalem, es ist mehr als wahrscheinlich, daß nicht das Geringste mehr übrig ist von der Stadt, welche die Freude der ganzen Erde war; die aufmerksamsten und begeistertsten Reisenden gestehen vielmehr, daß so oft sie einige Zeichen aufsuchten um daran fortzuschreiten, sich ihnen weniges nur darbot, was zu Forschungen ermutigen konnte. Allein es bedarf in der That nicht der Ueberreste von Tempeln und Palästen, um hier Ehrfurcht zu erwecken; wäre hier auch noch weniger Wahrscheinlichkeit, mit einigem Erfolge die Lage ehemaliger Gebäude zu ermitteln, so würde Jerusalem immer die Stadt bleiben, zu welcher ein frommes und nachdenkliches Gemüt mit tiefer Sehnsucht sich hinwendete. Das Gefühl für Jerusalem ist ähnlich dem für den heimatlichen Ort unserer Kindheit; wäre dieser

auch gänzlich dem Boden gleich gemacht, und fänden wir, nach vielen Jahren zurückkehrend, an dessen Stelle ein beackertes Feld oder eine öde Wüste, so würden doch dieselben Gedanken in uns aufsteigen, als stünde jedes Gebäude noch vor uns, und es würde einen noch tiefern Eindruck auf uns machen, daß die Zerstörung so alles daran vernichtet hat."

Auch ihre zweite Reise nach dem Heiligen Lande, welche sie infolge der traurigen Ereignisse zu Damaskus im Jahre 1840 unternahm, beschrieb sie in einem ebenfalls nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Werke, in dem ein Kranz der reinsten und edelsten weiblichen Gefühle, das vollendete Bild einer Frau und Gattin geboten wird, und das in mancher Beziehung Schubert's „Reise in das Morgenland" an die Seite gestellt werden kann.

Außer diesen anonym gedruckten Reisebeschreibungen sind noch handschriftlich die Tagebücher vorhanden, welche sie auf verschiedenen andern zum Heil ihrer Glaubensbrüder unternommenen Reisen geführt hat.

Mehr noch als durch ihre litterarischen Arbeiten zeichnete sich diese seltene Frau durch ihre unbegrenzte Wohlthätigkeit aus; sowol in Jerusalem, wo sie wiederholt als rettender Engel erschien und wo mehrere durch sie errichtete Anstalten und wohlthätige Stiftungen ihren Namen verewigen, als auch in London. Überall wo sie Hülfe brachte, wird Judith Montefiore mit Verehrung genannt. Sie starb kinderlos am Abend des jüdischen Neujahrsfestes, den 24. Sept. 1862 in London.



Lydia Huntley Sigourney,*)

geb. 1791 gest. 1866.

Wohl keine Frau Amerikas hat während eines Vierteljahrhunderts vor 1855 mehr allgemeine Liebe und Hochachtung in ihrer Heimat genossen, als Lydia Huntley Sigourney. Sie war das einzige Kind von Ezekiel und Sophia (Wentworth) Huntley, wurde in Norwich, Connecticut am 1. September 1791 geboren. Im Alter von 4 Jahren kam sie in die Schule, in welcher die Lese- und Gedichtstunden ihr größtes Entzücken waren. In einem späteren Gedicht malte sie mit lebhaften Farben ihr elterliches Heim, das Glück ihrer Kinderjahre, in denen die Freundschaft eine große Rolle spielte, welche sie als den teuersten Schatz in der Erinnerung festhielt. Die schöne und romantische Umgebung ihrer Geburtsstadt und das geniale Leben, welches man daselbst führte, waren vom größten Einfluß auf ihre poetische Auffassung und Gestaltungskraft. So können wir auch das Geheimnis ihrer Liebe für Norwich verstehen, dessen Umgebung sie bis in ihre letzten Jahre immer wieder mit Vorliebe aufsuchte. Lydia Huntley Sigourney hat selbst eine Autobiographie hinterlassen, welcher wir das Nachfolgende entnehmen. Mit 7 Jahren kam Lydia in eine zweite Schule nach Dublin, in welcher sie unter anderem bedeutende Fortschritte in der Mathematik machte, was um so erstaunlicher ist, da sie diese Schule schon mit 11 Jahren verließ. Von dort kam sie in eine andere Erziehungsanstalt nach Green, zu einem ganz vorzüglichen Lehrer, wo sie besonders in den englischen und lateinischen Klassikern unterrichtet wurde nnd die Schulzeit mit 14 Jahren beendete. Für die häuslichen und wirtschaftlichen Pflichten, für die sie nur ein Jahr lang vorbereitet wurde, zeigte sie nicht so viel Eifer, wie für die lateinischen Studien. Später ging sie auf 2 Jahr nach Hartfort in die Fortbildungsschule, wo sie mehr als gewöhnlichen Fleiß auf die Studien verwandte und selbst das Hebräische trieb, um die christlichen Urschriften lesen zu können. Sie widmete sich dem Lehrfach aus innerstem Triebe, andern nützlich zu werden und vereinigte sich mit einer vertrauten Freundin Miß Nancy M. Hyde, um mit 16 Jahren

---

*) Quelle: E. B. Huntington.

eine Fortbildungsschule für Mädchen in Chelsea, nahe bei Norwich zu eröffnen. Die Erfolge, die die beiden jungen Lehrerinnen erzielten, waren sehr glückliche, aber später gab sie dem Einfluß Mr. Daniel Wadsworth nach, welcher sie bestimmte in Hartford eine Privatschule für Mädchen zu errichten, die sie daselbst 1814 eröffnete. Fünf Jahre übte sie ihre Pflichten als Schulvorsteherin und Lehrerin, indem sie sich des Vertrauens und der Liebe der Eltern und Kinder erfreute, aber auch weiteren Kreisen wurde sie durch ihr erstes Werk bekannt, welches sie 1815 unter dem Titel herausgab: „Pieces in Prose and Verse“. Ihre Thätigkeit als Lehrerin wurde durch ihre Verlobung mit dem Kaufmann Charles Sigourney unterbrochen. Derselbe nahm eine hohe gesellschaftliche Stellung durch seine litterarische und Weltbildung ein. Ihre Hochzeit wurde in der Episkopalkirche ihrer Geburtsstadt im Frühsommer 1819 gefeiert und war der Beginn einer glücklichen Ehe, in der sie die Pflichten für drei Kinder der ersten Frau ihres Gatten übernahm, an deren Erziehung ihre pädagogische Begabung zur Geltung kam. Ihre Stellung, in den ersten Kreisen der Stadt und die Bildung ihres Gatten ermutigten sie, ihre litterarischen Arbeiten fortzusetzen. Schon vor ihrer Verheiratung hatte sie „Das Leben und die Schriften von Nancy Maria Hyde“ herausgegeben und damit ihrer frühverstorbenen Freundin ein schönes Denkmal gesetzt.

Im ersten Jahre ihrer Ehe erschien von ihr „The square Table“, ein Pamphlet auf Artus Tafelrunde.

Ihre Stellung als zweite Frau und Stiefmutter war eine sehr schwierige; dennoch konnte man ihr niemals eine Vernachlässigung ihrer Pflichten vorwerfen. Sie war eine ebenso treue Frau und Mutter als Freundin und Wohlthäterin, und dabei setzte sie ihre litterarischen Schriften und Dichtungen fort, lieferte für mehrere Zeitungen Beiträge und hatte eine so ausgebreitete Korrespondenz, daß sie jährlich mehr als 1700 Briefe schrieb. Ihre Gedichte sind ebenso poetisch wie künstlerisch schön, und ihre veröffentlichten Werke betrugen 57 Bände, von denen sich die meisten einer guten Kritik und alle einer großen Beliebtheit erfreuten. Diese Werke und ihre große Wohlthätigkeit, welche sie besonders den Waisen und Kranken widmete, sind das schönste Denkmal, das sie sich in ihrem Vaterlande gesetzt hat.



Marchesa Brigi Tanari da Fara Ghislieri,

geb. 1802, gest. 1877.

Aus einer alten berühmten Familie in Bologna stammend, wurde Brigi, die Tochter des Grafen Nicolo da Fara Ghislieri, eines der angesehensten Männer der Stadt, am 8. Dezember 1802 geboren. Ihre Mutter, eine geistig hochbegabte, ernste Frau erzog sie mit großer Sorgfalt und weihte sie schon frühzeitig in die Kunst der Musik und des Zeichnens ein; doch starb sie schon, als Brigi kaum neun Jahre alt war. Diese blieb von nun an unter der Obhut ihres Vaters, eines sehr gelehrten Mannes und edlen Patrioten, der nur bedacht war, seinen Mitmenschen und seinem Vaterlande Gutes zu erweisen. Von ihm ererbte sie die Liebe zum Studium und zum Vaterlande. Die Natur hatte sie mit Schönheit, Geist und Talent ausgestattet; eine hohe, edle Gestalt, große, dunkle Augen mit einem klugen aber gleichzeitig milden wohlthuenden Ausdruck und feingeformten Zügen. Kaum achtzehn Jahre alt, heiratete sie den Marchesa Guiseppa Tanari aus einer alten Patrizierfamilie von Bologna; ihr Haus wurde der Sammelplatz der gelehrten Männer und Künstler in Bologna. Ohne ihre häuslichen und geselligen Pflichten zu vernachlässigen, setzte sie ihre geistigen und künstlerischen Arbeiten fort. In der Musik, im Gesang, wie im Klavierspiel brachte sie es zu einer bedeutenden Vollkommenheit; sie hatte eine vortreffliche, klangvolle, weiche Stimme und einen edlen, seelischen Vortrag; mit gleichem Erfolge betrieb sie die Zeichenkunst und Miniaturmalerei. In Bologna galt sie für eine der ausgezeichnetsten Frauen; man bewunderte mehr noch als ihre äußeren Reize, ihre inneren Vorzüge; ihr anmutiges, liebenswürdiges Wesen nahm Jeden für sie ein und durch ihre glänzende Gabe der Unterhaltung bezauberte sie alle, Jung und Alt, Männer wie Frauen. Noch im hohen Alter war ihre Unterhaltung lebhaft und interessant, gediegen, ohne irgend gelehrt scheinen zu wollen. 1820 wurde ihr ältester Sohn Luigi, später Senator, geboren, zwei jüngere Knaben verlor sie frühzeitig; 1831 erblickte ihre einzige Tochter Augusta das Licht der Welt. Große Sorge machte ihr zuerst die künftige Erziehung ihres Sohnes; denn damals lag der Jugendunterricht noch ausschließlich in den Händen der Jesuiten und die Marchesa Tanari,

deren aufgeklärter Geist längst erkannt hatte, daß die traurige Lage ihres Vaterlandes größtenteils von dem Einfluß der Priester herrühre, mochte sicher nicht ihren Sohn abhängig von deren Lehren erziehen lassen. Bei ihrer Willenskraft und ihren reichen Anlagen fiel es ihr nicht schwer, einen Ausweg zu finden und sie studierte zu diesem Zwecke mit unermüdlichem Fleiße Latein, Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften, um ihn selbst zu unterrichten, bis er höheren Lehranstalten übergeben werden konnte.

Dazumal kam gerade ihr mütterlicher Oheim, Guiseppe Marescotti, kurhessischer General, nach Bologna; er machte seine Nichte mit der Lehrweise und den Schuleinrichtungen Pestalozzi's bekannt; auch weihte er sie in den großen Streit ein, der damals zwischen den Anhängern der klassischen und der romantischen Dichtkunst namentlich in der Lombardei und Toscana entbrannt war. Da die Romantiker dort nicht ihre wahre Lehre und ihre politischen Zwecke an die Öffentlichkeit bringen konnten, stellten sie sie nur als eine einfache, litterarische Form dar. Die Marchesa, durch ihren Oheim in die Geheimnisse eingeweiht, vermochte nun die Gedanken und Absichten der neuen Schule und die Schriften der Romantiker zu verstehen. Auf Zureden ihres Oheims ging sie 1828 mit ihm und ihrem Sohne nach Deutschland und lebte länger als ein Jahr am kurhessischen Hofe in Kassel, wo sie eine außerordentliche Aufnahme fand. Dort lernte sie viele Diplomaten und Gelehrte kennen, mit denen sie von da ab in Briefwechsel blieb und die ihr jederzeit große Verehrung erwiesen. Sie hatte in Italien deutsch und englisch gelernt; in Deutschland las sie Goethe und Schiller und die Naturphilosophie von Schelling. Dieses Buch befestigte sie in ihrer Überzeugung, daß die Naturwissenschaft die erste Grundlage für den Unterricht der Jugend sein müsse.

Nach Italien zurückgekehrt, begab sie sich auf einige Zeit nach Pesaro zu ihrem Oheim Antaldo Antaldi, eine wegen seiner liberalen Gesinnungen sehr bekannte und geachtete Persönlichkeit. Hier hatte sie Gelegenheit, sich unter der Anleitung eines englischen Malers in der Miniaturmalerei noch mehr zu vervollkommnen und auch in Öl zu malen. In der Ölmalerei bildete sie sich bald so aus, daß sie mehrere Kirchenbilder malte. Wenn bis dahin vornehmlich ihre Gedanken auf die Pflege von Kunst und Wissenschaft gerichtet waren, so begannen 1831 die politischen Sorgen und damit ein neues Leben für die Marchesa. Nach der Julirevolution in Frankreich regte sich an allen Orten ein liberaler Geist, namentlich in Italien. Schon war Mittelitalien zum Aufstande bereit und hoffte auf die Unterstützung der Piemontesen, Neapolitaner und Lombarden. Als keine Hülfe von dort kam, versuchten sie es auf eigene Hand; aber die vereinzelten Aufstände in Toscana und Modena wurden schnell unterdrückt. In Bologna rüstete sich die ganze Jugend zum Kampf, trotz des Zögerns und Hinhaltens der untereinander uneinigen Anführer, die ohnehin keine Hoffnung auf das Gelingen ihrer Pläne hatten. Die Familie Tanari nahm den eifrigsten Anteil an der revolutionären Bewegung; der Marchese Antonio ward in die gesetzgebende Versammlung gewählt. Die Marchesa hatte die Aufgabe, Geld, Waffen und Pferde aufzutreiben. Bei dem Fest zur Proklamierung der vereinigten Provinzen wurden im Kommunal-

theater von männlichen und weiblichen Sängern aus „Wilhelm Tell“ gesungen; die Marchesa Tanari hielt der Marchesa Zappi die italienische Fahne. Nach Verlauf von 26 Tagen zogen die Österreicher in Bologna ein und stellten die päpstliche Regierung wieder her.

Da die Kapitulation von Ancona, welche die Österreicher mit dem Kardinal Benvennti abgeschlossen hatten, von ihnen und von der päpstlichen Regierung in Rom gebrochen wurde, ward infolge dessen die ganze Stadt mit Gefangenen und Verwundeten angefüllt. Unter den Ausgewiesenen waren viele, denen die Mittel zur Auswanderung fehlten; für diese sorgte die Marchesa in so großmütiger Weise, daß Mazzini während seines Aufenthaltes in Marseille zu einem Emigrierten aus Bologna äußerte: „Die Marchesa sei diejenige unter allen Frauen in den päpstlichen Staaten, die sich am meisten um das Vaterland verdient gemacht habe. Als Gregor XVI. halb und halb durch Frankreich und England gezwungen, vielen Verbannten die Rückkehr in ihr Vaterland gestattete, unterstützte sie die Marchesa mit eigenen Mitteln, soviel sie nur konnte. Ihre Bescheidenheit und ihr Zartgefühl gingen so weit, daß sie bei den Arbeiten, die sie bestellte, die sie aber gar nicht nötig hatte, sondern blos aus Mitleid, um den Leuten einigen Verdienst zuzuwenden, die Arbeiter zu schleuniger Ablieferung antrieb, um sie glauben zu machen, daß sie ihr eine Gefälligkeit damit erzeigen; sie ahnten nicht, welche Wohlthat sie ihnen damit erweise. Selbst als sie wiederholt von Unwürdigen getäuscht und hintergangen wurde, klagte sie nur ihre eigene Unvorsichtigkeit an und glaubte, das Unrecht, das sie gethan, indem sie ihre Gaben nicht an Würdigere, die es wirklich brauchten, verteilt habe, nur durch Spenden an die wirklich Bedürftigen wieder gut zu machen.

Vor allem dachte sie aber immer an das traurige Schicksal ihres Vaterlandes, das sie tief betrübte, ohne sie jedoch zu entmutigen; sie hoffte zuversichtlich auf bessere Zeiten und sprach den Zaghaften und Furchtsamen Mut zu. Häufig schrieb sie an die englischen und französischen Diplomaten, die sie während ihres Aufenthaltes in Deutschland kennen gelernt hatte, schilderte ihnen die traurigen Zustände in Italien, bat sie um ihren Rat, wie um ihre guten Dienste. Auf den Rat jener Diplomaten wurde eine Petition an die Regierung abgefaßt und dafür so viel wie möglich Unterschriften gesammelt. Gleichzeitig überreichten die fremden Diplomaten ein Memorandum, in welchem sie Vorschläge für die Reformen machten, welche sie als notwendig erkannten, um neuen Aufständen im Staate vorzubeugen. Diese Petition, größtenteils von der Marchesa entworfen, erhielt binnen kurzem zahlreiche Unterschriften nicht nur in Bologna, sondern auch in den Legationen. Man nannte sie die Petition Tanari.

Als die Marchesa im Sommer 1833 mit ihrem Manne und ihren Kindern eine Reise nach der Schweiz machen wollte, wurden sie in Modena angehalten, und ihnen die Reise durch die Lombardei untersagt; sie mußten wieder umkehren und den Weg durch Toscana und Piemont nehmen. In der Schweiz trafen sie mit vielen verbannten Landsleuten zusammen, von denen sie hörten, daß Mazzini eine neue Expedition nach Savoyen vorbereitete.

Die Marchesa steuerte eine ansehnliche Geldsumme bei, die Polizei erhielt davon Kenntnis und als die Reisenden nach Italien zurückkehrten, wurden sie in Carara arretirt; man hielt sie im Hotel gefangen, stellte Schildwachen vor ihre Thür, ja sogar in das Schlafzimmer; da indes keine Beweise ihrer Schuld bei ihnen vorgefunden wurden, ließ man sie nach zwei Tagen weiter reisen.

Die Marchesa gehörte zu den eifrigsten Beförderinnen aller jener Institutionen, die die Erziehung, die Verwaltung des Hauswesens, die Wohltätigkeit fördern und die verschiedenen Gesellschaftsklassen unter einander ausgleichen. Sociéta di mutuo soccoroso, Gesellschaft zu gegenseitiger Hülfeleistung: Kredit, Unterricht, Kinder-Asyle, Gewerbeschulen und Sparkassen. Alle derartigen Einrichtungen waren aber der päpstlichen Polizei verhaßt, wurden von ihr bekämpft und verfolgt, alle Anstrengungen und Ausgaben, welche die Marchesa und andere Frauen, namentlich für die Asyle gemacht hatten, blieben fruchtlos; die päpstlichen Behörden ließen nichts Derartiges zu Stande kommen, ausgenommen die Sparkassen. Aber diese Einrchtung durfte nicht so volkstümlich ausgeführt werden, wie sie ursprünglich beabsichtigt war. Da die Unternehmerinnen sehr wohl erkannten, daß man derartige Einrichtungen nicht in's Leben rufen kann, wenn man nicht vorher der Menge die Nützlichkeit und die Vorteile derselben bewiesen habe, setzten sie sich mit verschiedenen öffentlichen Organen in Verbindung, wie das „Repertoire enciclopedico“ und die „Recreazione“, die ihnen ihre Spalten öffneten und die Angelegenheiten von allen Seiten beleuchteten.

Eine Besserung der allgemeinen Kalamität ließ sich jedoch nur durch die Kultur, durch Hebung des Volksunterrichts, durch Heranbildung der Massen erreichen. Nach dem wieder mißlungenen Aufstandsversuch der Muratori und Ribotti in Bologna ganz in der Nähe der Villa der Marchesa, die die Aufständigen, unter denen sich auch ihr Neffe befand, mit Geld und noch anderweitig unterstützte, kamen die Besonneneren zu der Einsicht, daß geheime Verschwörungen und vereinzelte Aufstände niemals zum Ziele führen, sondern im Gegenteil der Sache der Freiheit nur noch mehr schaden würden, daß man durch gesetzliche Maßregeln, durch hartnäckigen Widerstand, durch die Presse, durch Petitionen, durch öffentliche Handlungen für die wahren Interessen der Nation wirken müsse. Die Marchesa teilte diese Ansichten der gemäßigten Liberalen und ihre Gesinnungsgenossen beauftragten sie, eine Promemoria in's Englische zu übersetzen, das sie dem englischen Minister zuschicken wollten. Gleichzeitig fand sich ein Abgesandter Massino d'Azeglio's in Bologna ein, der sich an die Häupter der dortigen liberalen Partei, die Minghetti, an die Tanaris, an Gabriello Rossi wandte, um sie von allen lauteren Kundgebungen zurückzuhalten, sie auf den Beistand Karl Alberts zu vertrösten, auf denen alle Liberalen ihre Hoffnungen setzen sollten. Auf Karl Albert wandten sich aller Blicke, als er nach der Februar-Revolution in Frankreich, nach den Wiener Märztagen, dem Aufstande in Mailand und der Unabhängigkeitserklärung Venedigs mit dem dreifachen Banner Italiens den Ticino überschritt, um für die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft zu kämpfen. Gesegnet und gewaffnet von der Mutter, zog auch Luigi Tanari in den Krieg; den einzigen Sohn, das

Teuerste, was sie besaß, weihte die Mutter mit starker Seele dem Dienste des Vaterlandes. Nach der Niederlage bei Nava, die bei den Meisten alle Hoffnungen auf die Zukunft vernichtete, blieb die Marchesa unerschütterlich in ihrem Vertrauen auf die einstige Regeneration ihres Vaterlandes. Sie legte ihre Hände nicht müßig in den Schoß, wie viele jener Verzweifelten, sondern war im Stillen unablässig thätig, wie eine heilige Flamme schürte sie in aller Herzen die Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit und den Glauben an die ewige Gerechtigkeit.

Der Krieg von 1859, der unter günstigen Auspicien begann, erfüllte sie mit neuen Hoffnungen. Ihr Sohn und ihr Schwiegersohn, Graf Malvezzi, wurden mit in die städtische Junta gewählt; Graf Malvezzi war außerdem Oberkommandant der Nationalgarde von Bologna. Als die Österreicher in die Stadt einzogen, löste er die Nationalgarde auf. In der Proklamation, mit welcher er sie entließ, versprach er den Offizieren, denen man die Degen gelassen hatte, daß die Zeit nicht mehr fern sei, in welcher sie von neuem für die Rettung des Vaterlandes herangezogen werden würden.

Soviel es einer Frau geziemt, mischte sich die Marchesa Tanari auch ferner in das öffentliche Leben. Auf ihren Vorschlag überreichten die Frauen aus der Emilia nach der Annexion des Kirchenstaates, dem Könige Victor Emanuel bei seinem Einzuge in Bologna, ein kostbares Sattelzeug. Als Garibaldi ihren Sohn zum Präsidenten des Komitee's Bologna ernannte, das Soldaten, Waffen und Geld zu dem Zuge nach Sicilien sammeln sollte, veranstaltete sie mit andern Frauen Verkaufs-Bazare und Lotterien, die bedeutende Summen für die Ausrüstung der Freischärler eintrugen. Die neue Regierung brauchte solche uneigennützige, opferfreudige Patrioten, wie die Marchesa Luigi Tanari; sie sandte ihn zuerst als Intendanten der Regierung nach Ferrara, dann als königlichen Kommissär nach Pesaro und zuletzt als Präfekten nach Pisa und Perugia. Überall begleitete die Mutter, die inzwischen Wittwe geworden war, den Sohn und suchte sich durch ihre Thätigkeit dem Vaterlande nützlich zu machen; sie ließ sich vor allem die bessere Erziehung der Volksklassen angelegen sein; sie wirkte dahin, daß Tagesschulen eingerichtet, die Knaben- von den Mädchenschulen getrennt wurden; sie wohnte häufig dem Unterricht bei, verteilte kleine Belohnungen an die tüchtigsten und fleißigsten Kinder und stand den Lehrern mit Rat und That zur Seite. Im Jahre 1870 wurde sie zur General-Inspektorin aller Mädchenschulen in der Emilia und in der Lombardei ernannt. Mit unermüdlichem Eifer widmete sie sich der ihr gestellten Aufgabe und schrieb mehrere gründliche, gediegene Relationen über das Unterrichtswesen, über die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. Obwohl sie von dem Gesichtspunkte ausging, daß die Obliegenheiten und Pflichten der Frauen im bürgerlichen Leben durchaus verschieden seien von denen des Mannes und ihr eigentlicher Beruf nur im Familienkreise und Hauswesen sei, legte sie doch einen besonderen Nachdruck auf die geistige Bildung der Frauen. Wolle man den Einfluß, den in früheren Zeiten weibliche Schönheit, Anmut und geistige Bildung auf die Sitten hatten in Italien im 15. und 16. Jahrhundert, später in Frankreich und Deutschland in Betracht ziehen, müßte man den Frauen eine gründliche,

und nicht geringere Schulbildung wie den Männern zu teil werden lassen, die ihren Charakter befestige, stähle, was man niemals erreichen werde durch den jetzigen oberflächlichen Unterricht. Sie fügte hinzu, daß man früher oder später sicher zu dieser Erkenntnis kommen werde, indem die Vernunft ja immer mehr über die Vorurteile triumphire und es erscheine ihr von guter Vorbedeutung, daß die Gesetzgebung bereits den Anfang gemacht habe, mit der durchaus gerechtfertigten Gleichstellung der Frauen, ohne die es kein wahres Familienleben geben könne.

Als ihr Sohn sich im Jahre 1865 aus dem öffentlichen Leben zurückzog, siedelten sie sich in Florenz an, wo die trefflich ausgestatteten, öffentlichen Bibliotheken, die großen Kunstsammlungen, die reichen städtischen Archive sie womöglich noch mehr wie früher zu künstlerischer und schriftstellerischer Thätigkeit anregten da sie wenig Schlaf bedurfte, studierte und arbeitete sie die halben Nächte hindurch. Nachdem sie einmal mehrere Monate lang an rheumatischen Schmerzen gelitten, so daß sie nicht malen konnte, schrieb sie einen Roman: „Die arme Lise", in welchem sie die politischen Ereignisse von 1820—1831 und die Vaterlandsliebe der Italiener schilderte. Das Buch, das anonym erschien, fand vielseitige Anerkennung und wurde vor Kurzem in's Englische übertragen. Außer Andern nicht veröffentlichten Schriften verfaßte sie ein kleines Gebetbuch für ihre Enkelkinder, aus dem ihre aufrichtige von allem Aberglauben und aller Pfaffenverehrung geläuterte Frömmigkeit und wahre Menschenliebe spricht; gleiche Liebe für Alle, für Arm und Reich, Hoch und Niedrig. Von dem Buch sind mehrere Auflagen erschienen; es ist auch in verschiedenen Schulen eingeführt. Einige wohlgelungene Übersetzungen Goethe'scher und Schiller'scher Gedichte, die für ihre ungewöhnliche Kenntnis der deutschen Sprache Zeugnis ablegen, hat sie aus Bescheidenheit nicht veröffentlicht. Zu dem bildnerischen Werk über Siena erhielt sie die erste Anregung in Pesaro, als sie den großen Saal im Regierungsgebäude sah, wo auf den Wänden in langen Reihen die Wappen der verschiedenen Körperschaften der Stadt abgemalt sind. Sie erinnerte sich, daß in früheren Zeiten ähnliche Abbildungen der Wappen der Kardinal-Legaten in Bologna waren, die ein späterer Intendant hatte überstreichen lassen. Von dem Gedanken ausgehend, welche reiche Fundgrube für historische Forschungen derartige Monumente sind, faßte sie den großartigen Gedanken, alle Wappen und Siegel der mittelitalienischen zusammenzustellen, in Miniatur zu malen oder zu zeichnen, und historische Notizen beizufügen, welche die Geschichte der Kommunen, der Provinzen und der einzelnen Institute enthalten. In Perugia und Pisa holte sie den Rat gelehrter Männer ein, um das Werk zur Ausführung zu bringen; alle interessierten sich lebhaft dafür; die Marchesa studierte Tag und Nacht, um das nötige Material herzuschaffen. Endlich, nach langen mühseligen Vorarbeiten, erkannte sie, daß sie sich eine zu umfangreiche Aufgabe gestellt habe und sie nicht im stande sein werde, einen Stoff, der sich immer mehr und mehr erweiterte, zu bewältigen, sie sich mithin engere Grenzen ziehen müsse. Sie beschränkte sich mithin auf die Zusammenstellung und Wiedergabe sämtlicher Wappen und Siegel der Provinz, wie der Stadt Siena, mit den dazu gehörigen geschichtlichen Notizen.

Dem Wunsch ihrer Freunde, das Werk durch den Druck zu vervielfältigen, hat sie immer den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt, ja sie wollte es nicht einmal öffentlich ausstellen. Es bedurfte der dringendsten Zureden, sie zu bewegen, es zu der Weltausstellung nach Wien zu senden. Von dort erhielt sie Aufforderung, es durch die Chromolithographie und den Druck zu vervielfältigen. Auch jetzt zögerte sie noch lange und gab endlich nur auf die inständigen Bitten ihrer Freunde die Einwilligung dazu. Aber sie erlebte nicht die Vollendung des Druckes. Die Anstrengung, der sie sich dabei unterzog, die Angst und Scheu vor dem öffentlichen Urteil und ein harter Verlust in ihrem Familienkreise verkürzten ihre Tage, sie starb nach kurzer Krankheit am 12. Februar 1877 in Florenz.

Mit der Marchesa Tanari ist eine der edelsten Patriotinnen, die mit Leib und Seele für die Regeneration ihres Vaterlandes, für seine Befreiung und Einigung gewirkt hat, zu Grabe gegangen.



Fernan Caballero,

geb. 1798, gest. 1877.

Fernan Caballero ist der Schriftstellername von Donna Cäcilie Bohl von Faber, Marquesa von Arco Hermoso, welche 1798 in Cadiz geboren wurde. Ihr Vater war ein Deutscher, Sohn eines Hamburger Handelsherrn, und wurde nach Cadiz geschickt, um die dortigen Geschäftsverhältnisse des Hauses kennen zu lernen, ließ sich dort nieder, ward katholisch und heiratete eine vornehme Spanierin, die auch vor ihrer Heirat geschriftstellert haben soll, sich nach derselben jedoch nur durch ihren Katholizismus hervorthat. Der Vater Cäciliens beschäftigte sich eifrig mit dem Studium spanischer Litteratur und gab eine Sammlung älterer spanischer Dramen, wie auch eine Auswahl spanischer Gedichte „Floresa de Rimas Antiquas Castellanas“ heraus. Er war Mitglied der spanischen Akademie, blieb aber stets in reger Beziehung zu dem litterarischen Leben seines Vaterlandes. Die Tochter der beiden begabten Gatten vereinte beider Anlagen in sich und zwar in gesteigertem Maße. Glühender Enthusiasmus für Spanien und seinen Katholizismus verband sich mit den deutschen Elementen ihre Natur und Bildung, die ein völliges Aufgehen in spanische Einseitigkeit verhinderten. Doch war das Spanische in ihr die eigentliche Triebfeder ihres Wesens, die Basis all ihrer Schöpfungen. Es ist das Element, das ihre Größe, wie ihre Mängel bedingt. Der Vater sandte das begabte Kind nach Deutschland, wo der Grund zu ihrer Bildung gelegt ward. Außer dem Spanischen und Deutschen, die ihr gleich vertraut waren, hatte sie Latein, Französisch, Englisch und Italienisch gelernt. Von ihrem Vater hatte sie das Interesse für Litteratur geerbt und ihre reichen Sprachkenntnisse eröffneten ihr ein weites Gebiet der Kultur, das ihr einen großen Vorteil vor ihren Landsmänninnen gab. Kaum dem Kindesalter entwachsen, heiratete sie ihren ersten Gatten, den sie jedoch sehr bald verlor. Doch verheiratete sie sich noch zweimal. Sie soll eigentlich nicht schön gewesen sein, aber durch den höchst sympathischen Ausdruck ihres lebhaften Gesichtes mit seinen sprechenden Augen, wie durch Milde und teilnehmende Beweglichkeit ihres Wesens große Anziehung ausgeübt haben.

Sie hatte den Kummer, ihren letzten Mann, den Marquis von Hermoso, durch Selbstmord zu verlieren.

Eine Zeit lang war sie auch Gouvernante der königlichen Kinder. Nach dem Tode ihres Vaters bot ihr Königin Isabella eine Wohnung im Alkazar von Sevilla an, die sie bis 1868 bewohnte. Ihre letzten Jahre verbrachte sie in einem Hause in Calle de Burgos, wo sie, von Büchern und Blumen umgeben, der Ruhe und dem Wohlthun lebte. Die Mittel zu ihrer Wohlthätigkeit verschaffte sie sich häufig durch ihre Bücher, die meist zu solchen Zwecken bestimmt waren und auch zum Teil dafür geschrieben wurden. Ihr erster Roman, „La Familla de Alvaredo", war deutsch geschrieben. Sie legte Washington Irving, der damals gerade Spanien bereiste, das Manuskript vor und empfing von ihm warme Aufmunterung und den Rat, spanisch zu schreiben. Ihre nächste Arbeit war „La Gaviata" (die Möve), das erste Buch, das sie drucken ließ, und zwar 1851, als sie schon über 50 Jahre alt war. Es ist wohl ihre bedeutendste Leistung; sie zeigt überall die Reife der Behandlung, die Fülle des Materials einer Schriftstellerin, deren große Begabung durch lange und vertraute Bekanntschaft mit dem Leben der verschiedensten Menschenklassen noch vertieft und gesättigt werden. Ein konsequent durchgeführter und fesselnd angelegter Plan, woran es sonst Fernan Caballero's Arbeiten meist fehlt, zeichnet diesen Roman aus.

Vorzüglich ist die Charakterzeichnung in all den mannigfaltigen Gestalten, die in den klarsten Umrissen hervortreten. Daneben verleiht die reiche Erfahrung des Lebens mit seinem vielen Leide, das die Verfasserin so schmerzlich empfunden, einigen ihrer weicheren Charaktere einen besonderen Reiz milder Schwermut. Sie versteht den großen Reichtum an poetischem Material zu benutzen, mit dem der legendenreiche Katholizismus das Volksleben Spaniens erfüllt hat. Daneben ist ihre Empfindung für die Natur, ihre Schilderung der Landschaft von seltener Innigkeit und Treue. Unter den vielen Quentos, die sie geschrieben, 50 etwa, von denen die meisten auf Kosten der Königin gedruckt worden, dürften als hervorragend noch bezeichnet werden: „Elia", „Clemenca", „Pobre Doloras", „Lagrimas"' „Una en Otza", „El ultimo Consuelo".

Sie starb den 7. April 1877.

Die Treue und Kraft, mit der sie spanisches Leben schildert, in das sie sich mit aller Liebe, mit allem Verständnis seiner tiefsten Eigentümlichkeiten versenkt, spiegelt speziell diese so lebenswahr und naturgetreu wieder. Zugleich aber läßt auch ihre übergroße Sentimentalität, ihre Parteiansichten und Vorurteile, ihr Ultramontanismus, — die höhere intellektuelle und philosophische Kraft und Weite des Blickes anderer großer Schriftstellerinnen, einer George Sand, Harriet Martineau, George Eliot, Fanny Lewald — bei ihr vermissen; häufig sogar kommt ein artistischer Fehler vor, da sie gern den Fortschritt der Handlung unterbricht, um ihre Figuren lange Tiraden gegen neue Ideen vorbringen zu lassen.

Wenn es ihr dadurch versagt ist, die höchste Stufe des Schriftstellers einzunehmen als Mitarbeiterin auf dem großen Felde der Kulturentwicklung, so steht sie als nationale, als volkstümlich spanische Autorin einzig und unerreicht da. In Darstellung spanischer Sitten, des Lebens und Treibens von Reich und Arm, der Landleute wie der Städter des sonnigen Andalusiens, kommt ihr Niemand gleich.

Keine hat es gleich ihr vermocht, das sal Andalusy, den feinen Sarkasmus und Humor im Geplauder des Volks zu treffen, sein religiöses Leben, seine Festlichkeiten, seine mit angeborener Schlauheit und Intelligenz verbundene krasse Unwissenheit in lebenswahren Bildern wiederzugeben, die mit ebenso sympatischer Hand entworfen sind. Man fühlt es ihren Menschen an, daß sie alle nach dem Leben gezeichnet werden. Besonders lieblich sind ihre Kindergestalten, die sie mit wärmster Liebe entworfen. Ihre Liebe zu Kindern war sehr groß, für diese schrieb sie ihre Bücher, wie sie einst einem Kritiker erwiderte: „Ich schreibe nicht für Männer, sondern für Frauen und Kinder."

Das Athenäum urteilt über die Schriften von Fernan Caballero: „Ihre Werke sind wahre Minen der wirklichen Volkssitten und Bräuche, voll von den feinsten Einzelheiten der Lokalfärbung, des schnellen, scharfen Witzes, der praktischen Weisheit der Worte, die der Unweisheit der Thaten so scharf gegenübersteht: voll von anmutigen Legenden einer zarten Poesie, die sich um alle religiösen Festlichkeiten und Dogmen Andalusiens wie eine prächtige Schlingpflanze um einen Tropenwaldbaum geschlungen; voll von hübschen eigenartigen Kinderliedchen und ihren einfachen Weisen — all dies mit verschwenderischen Händen über ihre Seiten ausgestreut, und wird deren Wert vermehren, wenn weit leidenschaftlichere und künstlerisch vollendete dichterische Schöpfungen in Vergessenheit begraben worden. Sie wagt sich selten in die Region des Unbekannten, sondern kopiert einfach das, was sie am besten kennt." Und gerade in dieser Naturtreue und Wahrheit liegt der bleibende unvergängliche Wert ihrer Leistungen.



Rahel Meyer,*)

geb. 11. März 1806, gest. 8. Februar 1874.

Eine wenn auch wenig fruchtbare, doch talentvolle Schriftstellerin, die für Seelengemälde in reicher kulturhistorischer Einfassung ein bedeutendes Talent bewährt, war Rahel Meyer, geborene Weiß, den 11. März 1806 in Danzig geboren. Ihr Vater, ein angesehener Kaufmann daselbst, übte, obgleich nach außen human und wohlthätig, in der eigenen Familie einen herrischen, beschränkenden Einfluß aus. Früh verlor Rahel ihre Mutter, und ihre Stiefmutter, eine sanfte weiche Natur, hatte in der Sorge für zahlreiche Kinder nicht Zeit, auf die aus der ersten Ehe stammenden Töchter, Friederike und Rahel, einzuwirken, sodaß es dem jungen Mädchen fast gänzlich an geistiger Anregung fehlte. Mit desto glühenderm Interesse und größerer Hingebung erfaßte sie jede Gelegenheit, die ihrem lebhaften Geiste Nahrung bot. Rahel wurde alles durch sich selbst. Schon in der Schule waren die Lehrer von ihren Aufsätzen überrascht, und das Mißtrauen derselben, ob sie auch selbständig von ihr gedacht und ausgearbeitet seien, verletzte nicht selten das überaus empfindliche Kind.

Rahel war ihrem innern Wesen nach früh dem Idealen zugewendet. Die ganze Wärme ihres Gefühlslebens konzentrierte sie auf ihre ältere Schwester Friederike, die eine blendende Schönheit, im Charakter der schroffste Gegensatz zu Rahel, voll leidenschaftlich erregten Gefühls und schrankenlos in ihren Neigungen war, und auf eine Freundin, an deren scharfem Geiste und ausgeprägtem Charakter sich der ihre stärkte und entwickelte. Wir kommen auf diese ihre Freundin, eine bedeutende Erscheinung noch zurück.

Der Sitte der Zeit gemäß und den Wünschen ihrer Eltern pietätvoll sich fügend, reichte Rahel einige Jahre nach dem frühen Tode ihrer genannten Schwester dem von ihr stets verehrten Schwager die Hand. Sie lebte mit ihrem Gatten, einem braven, gebildeten Manne, in der glücklichsten Ehe. Sein Geschäft, der Bernsteinhandel, führte ihn oft nach Konstantinopel, woselbst er in den angesehen-

*) Diese und die folgende Skizze nach „Die jüdischen Frauen in Geschichte, Litteratur und Kunst von M. Kayserling, F. A. Brockhaus, 1879“.

sten Kreisen der verschiedenen Konfessionen verkehrte. Die freie Zeit und Muße, welche die Besorgung ihres kleinen Haushalts ihr ließ, verwendete Rahel dazu, ihren humanen Bestrebungen und ihrem Bildungstriebe nachzuleben. Ihr Wohlthätigkeitssinn ging bis zur Verleugnung ihrer eigenen Interessen: ohne selbst begütert zu sein, unterstützte sie die Armen ohne Unterschied des Glaubens und strebte vor allem danach, den Hülfsbedürftigen zu selbständiger Thätigkeit und eigenem Erwerb zu verhelfen. An einer von ihr in Danzig in's Leben gerufenen Armenschule erteilte sie selbst Unterricht, und ihre Aufopferung ging so weit, daß sie auch an dem Tage, an dem sie in den Vormittagsstunden einer sehr schmerzhaften Operation sich unterzogen hatte, den Unterricht nicht aussetzte.

Durch das Anwachsen ihrer Familie erweiterte sich der Kreis ihrer häuslichen Pflichten, welche sie stets in vollster Hingebung erfüllte; dabei fand sie jedoch immer Zeit, einigen, später bedeutend gewordenen Männern, welche ihr reges Streben zu schätzen wußten, in ihrem Hause gastliche Aufnahme zu bereiten und sich selbst bildend weiter zu fördern. An dem Arbeitstisch ihrer Kinder sitzend und deren Schularbeiten überwachend, schrieb sie angeregt durch die Lektüre eines Romans, in dessen Vorrede der Verfasser seinem Leser sagt: „Wüßtest du, welche Freude das Schaffen gewährt, du würdest es ebenfalls versuchen," ihr erstes Buch. Leider war es ihr nicht vergönnt, ihre Erstlingsschrift zu vollenden; die lange Krankheit und der darauf folgende Tod eines hoffnungsvollen Sohnes erschütterte ihr Gemüt und brach derart ihren Lebensmut, daß ihr fast jeder Schaffensdrang versiegte. Und dennoch war es ihr Talent, das sie aus der Schwermut befreite. In der litterarischen Thätigkeit suchte sie Trost und Halt; aufgemuntert durch einen bedeutenden Kritiker, schritt sie zur Beendigung ihres ersten dreibändigen Romans „Zwei Schwestern", den sie im Jahre 1853 unter ihrem Schriftstellernamen Rahel in Berlin erscheinen ließ. „Dieser ganze Roman", sagt der Königsberger Professor Jung, „ist eine der herrlichsten Schöpfungen auf dem neuesten Litteraturgebiete dieses Genres. Die beiden Heldinnen des Werks, die Schwestern, sind in dem schärfsten Kontraste gedacht und ausgeführt, so zwar, daß solcher Gegensatz durch liebliche Jungfräulichkeit, durch Aufgewecktheit des Geistes, hier sinnend, dort leidenschaftlich, hier pflichttreu, dort liebeglühend und so zu Excentrischen mehr als geneigt, dennoch wieder durch die innigste Schwesternliebe geeint und über den Tod hinaus in's Ewige gerettet wird." Die Geschichte der Betty in dem Roman ist die Friederikens, der eigenen Schwester der Verfasserin. „Die beiden Grundideen dieses Romans sind: auf der einen Seite der Sieg der Liebe, wie sie sich bedroht und untersagt sieht von den Antipathien der Familien, den Vorurteilen der Nationalitäten, von dem ganzen Widerstreit innerhalb der modernen Gesellschaft und dem Gegensatz der Culte, sodaß solche Liebe zuletzt sich selbst Gesetzgeberin wird und, indem sie sich mit Gott einverstanden weiß, auch vor dem Tode nicht zurückbebt; auf der andern Seite der Sieg der bräutlichen Liebe über sich selbst und über alle Sympathien der Idealwelt, um der Pflicht, der Gatten- und Kinderliebe treu zu bleiben. Die beiden meisterhaft durchgeführten Dokumente dieses Doppelsieges in dem Roman sind: „Betty's Vermächtnis und das Verhältnis Lea's zu Theodor."

Bevor noch dieser Roman die Presse verließ, wurde Rahel's Gatte durch schwankende Verhältnisse genötigt, mit seiner Familie Danzig zu verlassen. Mit schwerem Herzen trennte sich Rahel von ihrem Geburtsorte und von den vielen Freunden und liebgewonnenen Männern, wie Johann Jacoby, Kosch, Jung und Walesrode, welche freundschaftlichen Verkehr mit ihr gepflegt; sie nahm ihren bleibenden Wohnsitz in Wien. Das Interesse und die Anerkennung, welche die „Zwei Schwestern“ auch bei Schriftstellern fanden, brachte Rahel bald in nähere Beziehung zu solchen. Ihr Umgang erweiterte sich, und obgleich in bescheidenen Verhältnissen lebend, verstand sie es doch, durch ihre stets anregende Persönlichkeit und durch ihr lebhaftes Eingehen auf jede andere geistige Individualität, ihr Haus zu einem beliebten und gesuchten zu machen. Männer wie Friedrich Hebbel, Hieronymus Lorm, Ludwig August Frankl, Kompert, Mosenthal zählten zu den Freunden ihres Hauses.

Mehr als früher lebte Rahel in Wien der litterarischen Thätigkeit. Hier entstand ihr Roman „Wider die Natur“, in dem sie nach den von ihr gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen das Wiener Leben schildert. Veranlaßt durch die Darstellungen der Rachel, welche sie bei einem frühern Besuche in Berlin gesehen hatte, schrieb sie, voll Begeisterung für diese Tragödin erster Größe, mit aller Sicherheit der novellistischen Behandlung die biographische Novelle „Rachel“, welche 1859 erschien und, durch das „Institut zur Förderung der israelitischen Litteratur“ in mehreren tausend Exemplaren verbreitet, einen dankbaren Leserkreis fand. Einige Jahre später erschienen in der Wiener Wochenschrift „Die Neuzeit“ von Szantó ihre Novelle „Neigung und Berechnung“, und in der „Österreichischen Zeitung“ mehrere Aufsätze über „das Theater Français und seine dramatischen Künstlerinnen“, außerdem kleinere Arbeiten biographischen und beschreibenden Inhalts in verschiedenen Zeitschriften.

Auch dramatisch hat sich Rahel mehrfach versucht. Sie schrieb mehrere kleine Lust- und Schauspiele, von denen einige auf Berliner Bühnen zur Aufführung gelangten, allerdings weniger durch belebte Handlung als durch geistvollen Dialog und feinen gesellschaftlichen Ton sich auszeichnend.

Ihr letzter Roman „In Banden frei“ ist ein ihrer ältesten und besten Freundin gesetztes Denkmal. Diese schon oben erwähnte Freundin, Frau Lina Davidsohn in Berlin, eine geistes- und charakterstarke scharfausgeprägte Persönlichkeit, eine der Rahel Levin ähnliche Natur, wie denn auch ihre Briefe mit denen der Rahel häufig verglichen werden, war von der frühesten Jugend bis zum Tode mit Frau Rahel Meyer durch ein so inniges Freundschaftsband verbunden, wie es selten vorkommt. Sie war es, welche Rahel früh zum Schriftstellern ermunterte. Ihr selbst fehlte die eigentlich bildende Gestaltungskraft; sie liebte es, ihre Gedanken und Gefühle in kurzen aphoristischen Sätzen auszudrücken, und viele dieser kernigen geistesblitzenden Aussprüche wurden von der Meyer in ihre Schriften aufgenommen. Den Charakter und die Persönlichkeit der Frau Davidsohn bringt der Roman in der Gestalt der Pauline zur Darstellung.

„In Banden frei“ ist eine interessante Charakterstudie auf kulturhistorischem Hintergrunde. Die Lebensgeschichte eines jungen Mädchens aus jüdischer Familie gestaltet sich zu einer lebendigen Illustration des Aufschwungs, den die Juden nach allen Richtungen moderner Bildung hin seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts genommen haben; es wird der Nachweis geführt, daß ein ganz treues Festhalten an den Überlieferungen des Alten Bundes die Bekenner desselben in keiner Beziehung in irgend welchen Widerspruch mit den höchsten Anforderungen des politischen und sozialen Lebens bringt. In der Schilderung vieler psychologisch interessanter Vorgänge liegt der Schwerpunkt dieses Romans, welcher 1869 von dem erwähnten „Institut zur Förderung der israelitischen Litteratur“ und gleichzeitig in einer Separat-Ausgabe (Berlin) veröffentlicht wurde.

Die letzten Jahre ihres Lebens weilte Frau Rahel Meyer in Berlin, im Kreise ihrer dort verheirateten Töchter, Frau Marsop und Frau Neuman, und ihrer Enkel, und im lebhaften Verkehr mit vielen Schriftstellern und bedeutenden Persönlichkeiten.

Rahel Meyer verschied in Berlin den 8. Februar 1874. Bis zu den letzten Tagen hatte sie ein lebhaftes Interesse für alles Schöne, die Teilnahme für alle humanen Bestrebungen der Zeit und trotz ihrer idealen Richtung einen gesunden praktischen Sinn, verbunden mit großer Verehrung und Anerkennung praktisch-tüchtischer Leistungen. Um auch in ihren Enkeln diesen Sinn zu wecken, schrieb sie kurz vor ihrem Tode eine biographische Darstellung des Entwickelungsganges des bekannten englischen Technikers und Erfinders Stephenson, ein Werk, das noch nicht im Druck erschienen ist.



Henriette Ottenheimer,

geb. 10. September 1807, gestorben 1881.

Eine Heldin im Dulden war die Dichterin Henriette Ottenheimer, welche seit ihrem sechsten Jahre teilweise und später ganz gelähmt, ihre körperliche Gebrechlichkeit in den Jahren der Kindheit weniger empfand, da treffliche Eltern in der Lage waren, sie fürsorglich zu pflegen, ihre elastische Natur leichter ihr Übel tragen ließ, und ihr Geist durch treffliche Lehrer eine ungewöhnliche Bildung erhielt. Früh auf ihr Seelenleben angewiesen, wurde ihr Blick schon in den Mädchenjahren auf ernste Wissenschaft gelenkt. Sie wurde die Vorleserin ihres blinden Vaters, der sich besonders für die Weltgeschichte interessierte. Besonders fesselte sie die Kulturgeschichte ihres eigenen, des jüdischen Volkes. Sie war schmerzlich berührt von der traurigen Stellung, welche dieses unter den Nationen einnahm und setzte sich als Ziel die Bekämpfung des Vorurteils, unter dem die Juden litten.

Ihr dichterisches Talent bethätigte sich früh. Mit zwanzig Jahren schrieb sie ein größeres Gedicht: „Sei getreu bis in den Tod". Dasselbe erschien zuerst 1836 in Eduard Dulbas Deutschem Stammbuch. Das Gedicht spricht in erhebender Weise ihre Liebe zu der Religion ihrer Väter aus, für die sie gern leiden und dulden will. Ihre erste Gedichtsammlung widmete Henriette dem Dichter Uhland. Sie erschien 1835 (Stuttgart) unter dem Titel: „Der Kettenschmied, ein Märchentraum". In ihren Liedern spricht sich ein liebevolles, mildes, warmes Gemüt aus, eine edle, hohe Denkungsart, welche sich in das Leiden der menschlichen Natur versenkt und zu trösten, zu lindern sucht.

Im Jahre 1832 erschien wieder ein Band Gedichte in Stuttgart, 1833 ein Buch: „Bilder und Lieder" (Berl. München), 1836 „Erzählungen und Gedichte" (Stuttgart). Erst 1841 gab sie ein neues Buch: „Erzählungen" (Leipzig) heraus. Alle ihre anderen so zahlreichen litterarischen Arbeiten erschienen in Zeitschriften, wie: „Morgenblatt", Dulber's „Phönix", Spindler's „Damenjournal", Lewald's „Europa" u. a. m.

Ihre größte Lebensfreude war der Verkehr mit bedeutenden Menschen, den sie direkt oder durch Briefwechsel pflegte. So war es ihr eine Herzenserhebung,

mit Uhland, Rückert, Mentzel, Gabriel Riesser und Michael Beer, dem Dichter des „Paria“ und „Struensee“, schriftlich und mündlich Beziehungen zu erhalten; dem Tode des letzteren widmete sie tiefgefühlte Poesien.

Trotz ihrer großen Kränklichkeit und gänzlichen Hilflosigkeit überlebte sie den ganzen Kreis herrlicher Menschen, denen sie zumeist während eines längeren Aufenthaltes in Jena näher getreten war. Die letzten Lebensjahre brachte sie bei ihrer gleichaltrigen Schwester, Frau Koch, in stiller Zurückgezogenheit, aber stets heiter und gottvertrauend, in Regensburg zu, wo sie vor mehreren Jahren starb.



Anne Biget
(Schwester Martha*).

Der Frühling hatte sich bereits eingestellt und tausend kleine Blumen aus ihrem Winterschlaf erweckt, die neugierig ihre Köpfchen über den frischen Rasen erhoben. Es schwirrten und sangen die Vögel ihr Morgenlied so hell und klar, daß es dem Menschen recht wohl dabei zu Mute sein mußte.

Trotz all' dieser Frühlingspracht war es am Morgen des 29. März 1824 in einem kleinen Häuschen in Besançon, dessen Schwelle wir ehrfurchtsvoll überschreiten, totenstill und die Blumen, welche dort ihren Duft so lieblich verbreiteten, umstanden das Lager einer edlen Frau, die oft mit zarter Hand die Augen ihrer Mitmenschen geschlossen, welche aber soeben selbst ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Es war Anne Biget oder Schwester Martha, wie sie allgemein genannt wurde, welche der Todesengel soeben in jenes bessere Gefilde der Ruhe und des Friedens sanft hinübergetragen, ohne Schmerz, ohne Todeskampf.

Das Leben dieser schlichten Frau, welche 1789 geboren wurde, war so bewegt und segensreich, daß es gewiß einen der ersten Plätze einnehmen darf unter den vielen Frauen, denen wir unsere Achtung und Huldigung darbringen.

Als zur Zeit der französischen Revolution die Klöster aufgehoben wurden, bekleidete Schwester Martha eine sehr untergeordnete Stelle in einem Kloster ihrer Vaterstadt Besançon. Sie war dort mère Lourière. Alle Gaben, welche der Anstalt gespendet wurden, mußte sie aus der Drehlade nehmen, und was aus dem Kloster in die Welt hinausgeschickt wurde, war ebenfalls ihrer Sorgfalt anvertraut. Es war unmöglich das Gesicht oder nur die Hand der Schwester dabei zu erkennen, oder zu sehen, welche sich hinter dem dichten Gitter als Empfängerin oder Spenderin befand.

Das war Schwester Martha's Beschäftigung gewesen, bevor das große Ereignis stattfand, welches die Thüren der Klöster öffnete und die frommen Schwestern eine neue Heimat suchen ließ. Die eine ging hierhin, die andere dorthin in die

*) Quelle: Karoline Seyffardt.

weite Welt hinein. Alle hatten noch diese oder jene Familie, wo sie sich hinbegeben konnten und war es auch nur für kurze Zeit — aber die arme Martha kannte keine sterbliche Seele.

Sie war von ihrer frühesten Kindheit im Kloster gewesen. Keine Eltern, keine Geschwister, ja nicht einmal eine Verwandte waren ihr geblieben. Schüchtern schaute sie sich in den belebten Straßen um, wo ihr alles so fremd, wo sich ihr keine Hand zum freundlichen „Willkomm" entgegenstreckte.

Lange blieb sie unentschlossen stehen, wohin sie ihre Schritte lenken sollte. Es fing bereits an zu dunkeln und noch hatte sich keine Thüre geöffnet, um die Verlassene aufzunehmen. Da sah sie ein kleines Häuschen, welches ganz allein stand, und als sie sich demselben näherte, drangen Schmerzenstöne an ihr Ohr. Sie versuchte die Thür zu öffnen, die ihrem leisen Drucke bald nachgab.

Der Flur war düster und je weiter sie vorantappte, desto lauter vernahm sie das Stöhnen, welches von Schluchzen unterbrochen war. Jetzt trat sie in ein Schlafgemach. In der Ecke desselben stand ein Bett, hinter dessen grünen Gardinen, die nur zur Hälfte geöffnet waren, zwei abgemagerte Arme sich ihr entgegenstreckten.

„Seid ihr ein Engel, vom Himmel gesandt, mich abzuberufen, oder ein menschliches Wesen, welches sich meiner annehmen will, um meine Schmerzen zu lindern?" fragte eine matte Stimme, als sie die Hereinkommende erblickte.

„Eine Verlassene, Heimatlose steht vor Euch, gute Frau, wollt Ihr Euch ihrer erbarmen, dann wird sie glücklich sein, gleich einen Liebesdienst mit dem andern vergelten zu können."

Die kranke Frau im Bette war die Besitzerin des kleinen, aber behaglich eingerichteten Häuschens. Es währte nicht lange, da wußte Schwester Martha, daß sie Wittwe war und nur einen einzigen Sohn hatte, von dem sie lange nichts mehr gehört hatte und der im Kriege verschollen war.

Sorge und Sehnsucht nach ihm hatten ihrem ohnehin schon schwachen Körper den Todesstoß gegeben.

In den bewegten Zeiten hatte sich Niemand um die unglückliche Frau bekümmert. Die Leute, welche ein paar Zimmerchen in ihrem Hause bewohnten, waren unzuverlässig und beschäftigten sich nicht im Geringsten mit ihr, trotzdem sie ihre Verpflegung übernommen hatten. War es da wohl zu verwundern, daß Schwester Martha's dunkle Gestalt, als ein rettender Engel von ihr begrüßt wurde?

Die Krankheit der armen Dulderin währte lange, und sie sollte das Glück nicht mehr erleben, ihren Sohn wiederzusehen. Einige Tage vor ihrem Ableben drückte sie Schwester Martha's Hand und dankte ihr für alles Gute, was sie ihr erwiesen.

„Da ich keine Erben habe," sagte sie bebender Stimme, „so soll Alles hier beim Alten bleiben und Ihr, Schwester Martha, seid hinfort die Besitzerin dieses Hauses und von Allem, was dazu gehört. Auch meine kleine Rente, 333 Frcs., ist Euer. Es ist nicht viel, was ich habe, aber immerhin habt Ihr ein Heim

und — wenn mein Sohn wiederkehren sollte, weiß ich, daß er eine zweite Mutter hier findet."

Schwester Martha wohnte nun allein in dem kleinem Häuschen. Obgleich nicht mehr jung, wollte sie ihr Leben nicht im Müßiggange verbringen. Rasch entschlossen richtete sie alles ein, um in ihrem Hause kranke Kriegsgefangene aufzunehmen. Man kam ihr gern mit Unterstützungen entgegen. Je größer die Zahl der Kriegsgefangenen wurde, je mehr vergrößerte sich der Wirkungskreis der unermüdlichen 62jährigen Schwester Martha.

Sie besorgte Alles selbst, die Krankenpflege, die Küche, die Hausordnung. Es war ihr ganz gleichgültig, welcher Nation und welcher Religion ihre Pflegebefohlenen angehörten; sie bedurften ihrer Hülfe und das genügte.

Im Jahre 1810 überließ sie die Kranken und ihr Häuschen einer bewährten Freundin und begab sich nach den Schlachtfeldern. Dort setzte sie ihr Liebeswerk mit dem größten Erfolge fort.

Überall, wo es galt zu helfen, da war man sicher, Schwester Martha zu sehen und mancher Sterbende oder Verwundete, hat sich nach ihr gesehnt und ihren Namen gerufen, als die Not am höchsten war.

Sie eilte von einem zum andern Verwundeten, sich für jeden opfernd, jedem Hülfe leistend, hier einen Labetrunk spendend, dort einen Verband anlegend. Bei dem Sterbenden sprach sie ein Gebet und rückte das Sterbekissen sanft unter seinem Haupte zurecht. Dem Verwundeten leistete sie Hülfe; sie schrieb Briefe, wenn der Kranke es selbst nicht vermochte; sie kannte keine Mühe und Last. Tag und Nacht sah man die freundliche alte Frau beschäftigt.

Ihr Ruf war so weit gedrungen, daß die verbündeten Monarchen, als sie nach Paris kamen, die edle Frau zu sehen wünschten, deren Leben so mühevoll, so reich an guten Werken war.

Am 2. August 1814 empfing sie der Kaiser von Rußland. Er verehrte ihr eine große Denkmünze mit seinem Bildnis, nebst einem ansehnlichen Geldgeschenk.

Vom Kaiser von Oesterreich erhielt sie das Civil-Verdienst-Kreuz nebst 2000 fl. Der König von Preußen beschenkte sie mit einer goldenen Medaille, und vom König von Spanien erhielt sie ein kostbares Kreuz.

Nie hat Schwester Martha in ihrer einfachen Frömmigkeit nach eitlem Ruhm getrachtet; ihr Wirken war ein stilles, den Kranken und Hülfsbedürftigen geweiht. Aber hoch wird sie in der Achtung edler Menschen stehen und sie verdient es, daß die Nachwelt ihr einen Ehrenplatz unter den Edlen ihres Geschlechtes widmet. Sie war trotz ihrer Einfachheit eine der hervorragendsten und heldenmütigsten Frauen unseres Jahrhunderts. Ihr Bildnis wurde in Kupfer gestochen, und mit französischen und fremden Orden geschmückt.

Als Vorsteherin aller wohltätigen Vereine, welche zu jener Zeit in Besançon waren, starb Schwester Martha, 75 Jahre alt, in dem kleinen Häuschen, in dem sie ihre segensreiche Laufbahn begonnen hatte.

———

Freifrau Francis von Bunsen.

Finden wir auch den Namen der Freifrau von Bunsen weder in der Litteratur verzeichnet, noch unter der Zahl der Künstlerinnen rühmend aufgeführt, so glaube ich dennoch ihrer mit vollem Rechte als einer bedeutenden Frau von hervorragenden Eigenschaften gedenken zu dürfen.

Am 4. März 1791 wurde sie zu Denston Park in Bergshire geboren; kurze Zeit darauf kaufte ihr Vater, der außerordentlich reiche und hochangesehene Mr. Waddington, — das Rittergut Llanover im Süden von Wales, wo er sich mit seiner Gattin und der kleinen Francis niederließ. Unter der fürsorglichen Leitung ihrer trefflichen Mutter erhielt Francis den ersten Unterricht, während dessen sich das heitere Kind so ernst und aufmerksam zeigte, daß nach wenigen Jahren den elementarischen Lehrfächern das Studium der Mathematik, des Griechischen, Lateinischen, Spanischen und Italienischen hinzugefügt werden konnte. In allen diesen Wissenschaften — welche doch im Allgemeinen wenig von Frauen cultivirt werden, vervollkommnete sich das junge Mädchen im Laufe der Zeit so bedeutend, daß sie sich bald befähigt fühlte, ihre jüngere Schwester Emily in die mit Begeisterung erfaßten Studien einzuweihen. Neben diesem ernsten Streben bemühte sich Francis in den Freistunden mit gleichem Eifer, sich im Zeichnen und in der Musik auszubilden; sie brachte es in dem ersteren so weit, daß sie noch in späten Jahren mit Leichtigkeit und großem Geschick Entwürfe von Gegenden und Bauten fertigen und sauber ausführen konnte. — Im Jahre 1816 begab sich die ganze Familie Waddington nach Rom, wo Francis im aufmerksamen Studiren der sie umgebenden Alterthümer und Kunstwerke ihre Kenntnisse erweiterte und ihren Geist durch die Aufnahme all' des Schönen und Erhabenen bildete. Unter den vielen Gästen jedes Standes und Alters, welchen das Waddington'sche Haus offen stand, befand sich auch Karl Bunsen, dessen bedeutende Kenntnisse von dem preußischen Gesandten am päpstlichen Hofe, dem berühmten Niebuhr, verwertet und zur Geltung gebracht wurden. In Bunsen's Seele entflammte Zuneigung für die schöne und geistig ihm nahestehende Francis, deren Glut durch den steten Verkehr nur genährt wurde. Am 31. Mai 1817 bekannte er auf den Trümmern des Colosseums seine Liebe, um am 1. Juli desselben Jahres Francis als glückliche Gattin in sein neues Heim einzuführen.

Von dem ersten Augenblicke des Zusammenlebens an bis zu dem Momente, da der Tod die beiden Gatten trennte, war diese Ehe eine durch keinen äußeren Umstand getrübte, eine glückliche, fast ideale. Während Bunsen im Laufe der Jahre sich durch aufopfernde Pflichttreue und seltene Begabung um das Wohl des preußischen Staates in hohem Grade verdient machte und das Vertrauen, sowie die Zuneigung seines Fürsten in hohem Grade erwarb, bildete sich Francis zu einer mustergültigen Gattin, und liebevollen, thatkräftigen Erzieherin ihrer Kinder. Als Bunsen im Jahre 1828 durch die Fürsprache Niebuhrs den Posten eines Sekretärs an der preußischen Gesandschaft zu Rom erhielt, wurde sein Haus der Sammelplatz aller bedeutenden Männer, welche zu jener Zeit in der „ewigen" Stadt ihr Heim aufgeschlagen hatten. Doch alle jene Geistesheroen, welche in der Villa della Legazione am Kapitol verkehrten, teilten nicht nur von den, ihrem göttlichen Genie eigenen Gaben aus, sondern sie empfingen selbst Herz- und Gemüt-Nährendes und erquickten sich an dem innigen Familienleben, welches seinen segenvollen Einfluß auf jeden Gast des Hauses ausübte, und Allen die Bunsen'sche Villa zum Lieblingsaufenthalte machte. Männer welchen ihre Genialität kündende Werke Unsterblichkeit verliehen, wie Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck, Schnorr von Carolsfeld, Mendelssohn, Walter Scott, der Herzog von Wellington und viele Meister gleicher Bedeutung erinnerten sich mit Entzücken der Stunden, die sie bei Bunsen's zugebracht, während wissenschaftlich hochgebildete Personen, wie Niebuhr, der Graf Pourtalès, Lepsius, Kestner und Abeken sich rühmten, im täglichen Verkehr mit denselben gewesen zu sein. Niebuhr wurde Bunsen fast ein väterlicher Freund, dieser aber widmete dem jugendlichen Abeken, der den Posten eines Gesandschaftpredigers versah, die Zuneigung eines liebenden Vaters. Abeken erwiederte diese edle Freundschaft aufs herzlichste und, um seine warme Dankbarkeit thätlich zu beweisen, widmete er sich während einer Reihe von Jahren mit liebevoller Hingebung der Erziehung der Bunsen'schen Knaben. —

Eine unerwartete und außerordentliche Freude wurde Frau Bunsen zu teil, als im Spätherbste 1834 ihre Mutter nach Rom kam. Ihr Vater Mr. Waddington war schon bald nach seiner Rückkehr nach Llanover, welche unmittelbar nach der Hochzeit der Tochter erfolgte, gestorben.

Während eines Jahres teilte die Mutter das Glück ihres geliebten Kindes und genoß mit Francis alle jene Herrlichkeiten der Natur und Kunst des Südens. Als sie endlich nach Llanover zurückkehrte, war der Schmerz der Tochter um so größer, vor allem da zu gleicher Zeit Carl Bunsen in geschäftlicher Angelegenheit nach Berlin reisen mußte. Er erwarb sich während des halbjährigen Aufenthaltes in der Residenz in dem Grade die Gunst des Königs, daß dieser ihm, als Niebuhr den Gesandschaftsposten aufgegeben hatte, den Charakter des königlich preußischen Gesandten am päpstlichen Stuhle verlieh. Zehn Jahre hindurch versah er dieses schwierige Amt auf das Vorzüglichste, als sich jedoch im Jahre 1837 in Folge der Unbeugsamkeit des Papstes — es handelte sich um gemischte Ehen — keine Einigkeit herbeiführen ließ, bat Bunsen um seine Abberufung. Zu diesem Zwecke mußte er seinen Aufenthalt wiederum in Berlin nehmen und Frau von Bunsen verlebte während der Abwesenheit ihres Gatten

schreckliche Tage in Rom, wo die Cholera in verheerender Wut auftrat. Gegenüber diesem furchtbaren Ereignis entfaltete Frau von Bunsen all' ihre trefflichen Eigenschaften. In frommem Glauben an den göttlichen Schutz des Allmächtigen scheute sie sich nicht, die Stätten der Kranken aufzusuchen, zu helfen und zu trösten.

König Friedrich Wilhelm III. willfahrte dem Wunsche Bunsens und enthob ihn seiner Gesandtschaftsstelle in Rom. Nach einundzwanzigjährigem Aufenthalte in Italien verließ die Familie Rom und kehrte, über Deutschland reisend, nach Llanover zurück. Hier im Hause der Mutter wurden sie auf das Liebevollste aufgenommen und Frau von Bunsen weilte mit herzlicher Freude im Kreise der Kinder und in Gemeinschaft mit dem Gatten an dem Heimatsorte ihrer Kindheit.

Als jedoch nach wenigen Jahren Bunsen zum bevollmächtigten Gesandten bei der Eidgenossenschaft in Bern ernannt wurde, siedelte sie gern nach jener schönen Stadt in der Schweiz über.

Wenige Jahre später wurde ihr Gatte zum Gesandten in London berufen und Frau von Bunsen konnte jetzt ungestört den Verkehr mit der teuren Mutter fortsetzen. In London wie in Rom und in Bern war sie die stets gleich liebevolle Tochter, Gattin und Mutter und wußte durch ihr geistvolles Wesen den großen Freundeskreis, welcher sich allabendlich in ihrem Hause versammelte, zu unterhalten und zu fesseln. Als 1848 Prinz Wilhelm von Preußen — der spätere Kaiser Wilhelm I. — sich einige Wochen in London aufhielt, wohnte er bei dem preußischen Gesandten. Das zartfühlende und edle Benehmen der Frau von Bunsen machte damals einen so bleibenden Eindruck auf denselben, daß er noch nach Jahren bei besonderen Gelegenheiten an dieselbe schrieb und ihr stets seine huldvollste Teilnahme bewahrte. —

Ein schwerer tief in die Seele dringender Schicksalsschlag war es für Frau von Bunsen, als im Winter 1860 ihr teurer Gatte — welcher sich seit längerer Zeit von den Staatsgeschäften zurückgezogen und nur noch mit litterarischen Arbeiten beschäftigt hatte, jedoch zuvor vom König Friedrich Wilhelm IV. in den erblichen Freiherrnstand erhoben worden war — zu Bonn einem langwierigen Leiden erlag. Zerriß doch der unerbittliche Tod hier ein Familienleben, wie es herrlicher und glücklicher nicht gedacht werden kann. Kein Wunder, daß selbst die tröstende Teilnahme der Besten jener Zeit nicht im Stande war der Wittwe den Lebensmut und die Freudigkeit früherer Tage zurückzugeben. Der letzten Bitte des Dahingeschiedenen zu Folge, widmete sie sich alsdann mit unermüdlichem Eifer der Schilderung ihres gemeinsamen Lebens, und diese Arbeit, bei welcher sie ein nicht gewöhnliches Talent zu schriftstellerischer Thätigkeit entwickelte, zauberte ihr die trauten Erinnerungen süßer Stunden vor das geistige Auge. In der That bereitete ihr das Aufzeichnen jener glücklichen Vergangenheit Trost und Erquickung; denn vertieft in die Darstellung ihres Ehelebens, vergaß sie fast, daß dieses längst entschwundenen Stunden angehörte.

Am 18. April 1876 verschied Frau von Bunsen schmerzlos in den Armen ihrer geliebten Söhne. Als man die sterbliche Hülle neben dem Begräbnisplatz des Gatten zur ewigen Ruhe bestattete, strömten Tausende herbei um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Die Beherrscher mächtiger Staaten, sowie die Fürsten des Geistes, Gelehrte und Künstler vieler Nationen betrauerten ihren Tod.

Freifrau Francis von Bunsen hatte fünf Söhne. Der älteste Heinrich, starb 1885 als Pfarrer in Donnington in Shropshire; der zweite, Ernst, geb. 1819, preuß. Hauptmann a. D. und Kammerherr ist mit einer Nichte von Elizabeth Fry*) vermählt und lebt in London. Der dritte, Karl, geb. 1821 war bis zum Jahre 1872 in diplomatischen Diensten und starb 1887 in seinem Landhause bei Biebrich a. Rhein. Der vierte, Georg, geb. 1824 studierte und erhielt die Doktorwürde in Bonn. Er widmete sich der politischen Laufbahn, war von 1862—1879 als Abgeordneter im preuß. Landtag, von 1871—1886 im deutschen Reichstag. Der fünfte, Theodor, geb. 1832, Dr. phil. war bis 1876 in der Diplomatie thätig und lebt jetzt in Heidelberg.

---

*) Siehe Seite 26.



Caroline Perthes.*

geb. 1774, gest. 1821.

Matthias Claudius, nach der Herausgabe seiner Zeitschrift: „der Wandsbecker Bote" genannt, war ein Mann von Stärke und Festigkeit der Ueberzeugung, wie wenige seiner Zeit gewesen, wenn er auch vielfach den Vorwurf der Schroffheit und Unduldsamkeit auf sich zog.

Seine Frau Rebekka, eine schlichte aber von Natur reichbegabte Handwerkerstochter, war an der Seite ihres Mannes zu einer nach Kopf und Herz seltenen Gattin und Mutter herangereift.

Unter ihren neun Kindern, fünf Mädchen und vier Knaben, ist es das Leben der ältesten Tochter Caroline, welches verdient der Nachwelt als ein musterhaftes vorgeführt zu werden.

Sie war 1774 geboren. So lange Caroline im elterlichen Hause weilte, nahm sie nur wenig Eindrücke in sich auf, welche einen Ursprung außerhalb desselben gehabt hätten. Alle geistigen Anregungen erhielt sie im elterlichen Heim, dem ein Kreis gebildeter, ja zum Teil hochbegabter und geistreicher Persönlichkeiten verbunden war, die sich abgesehen von der Verschiedenheit der Confessionen, in der gemeinsamen Gesinnung einander brüderlich die Hand reichten.

Bei der leichten geistigen Empfänglichkeit Carolinens blieb dieser Umgang mit Männern streng kirchlichen Glaubens von Einfluß auf die Lebenszeit. Von ihrer Persönlichkeit als erwachsenes junges Mädchen giebt ihr Biograph Brandt folgende Schilderung. „Ihre ganze Erscheinung, so anmutig die regelmäßig-edlen Züge, die schlanke Gestalt und die feine Gesichtsfarbe auch waren, hatte zwar nichts Ueberraschendes und Blendendes; aber aus dem lichtbraunen Auge blickte ein Reichtum von Fantasie nnd eine Tiefe des Gefühls, eine Kraft und Ruhe des Charakters und eine helle Klarheit des Verstandes hervor, welcher mit stiller, unwiderstehlicher Macht die Gemüter anzog. Ihr ganzes Wesen flößte jedem, der ihr näher trat, hingebendes Vertrauen ein; zu ihr kamen die Fröhlichen und waren sicher, freudige Teilnahme zu finden und für viele Menschen ist sie in äußeren und inneren Leiden eine Quelle des Trostes, der Ergebung und eines neuen

*) Quelle: Caroline Perthes geb. Claudius, dargestellt von M. 1882. G. W. Brandt. Verlag. Gotha. Friedrich Andreas Perthes.



CAROLINE PERTHES

Mutes geworden. In den einfachen Verhältnissen des elterlichen Hauses war sie aufgewachsen und jedes Zusammentreffen mit der Unruhe der äußeren Welt erschien ihr als eine Gefahr für ihren kindlich unbefangenen Umgang mit Gott. Geteilt zwischen häuslichen Arbeiten, Musik und Bemühungen um geistige Ausbildung, ging ihre Zeit dahin. Eine volle reine Stimme und ein sicheres musikalisches Urteil blieb ihr auch im höheren Alter. Der neueren Sprachen war sie kundig und in der lateinischen so weit vorgeschritten, daß sie später ihren Söhnen wesentliche Hülfe leisten konnte. Mit kindlicher Verehrung hing sie an der Fürstin Gallitzin, welche mehrmals sich bei Claudius aufgehalten und das Mädchen so liebgewonnen hatte, daß sie bis zu ihrem Tode demselben eine mütterliche Freundin blieb. Was verdankte Karoline alles dem Verkehr mit dieser seltenen Frau, welche an Geist und Weltbildung die meisten ihrer weiblichen Zeitgenossen überragte und doch mit dem blitzenden Geiste Kindesglauben und Kindeseinfalt verband.

Gleich nahe stand Caroline der ihrem Vater geistig verwandten Gräfin Julie Reventlow. Mehrere Monate war sie im Sommer 1795 in Enkendorf bei ihr zu Besuch gewesen und der Familie so nahe getreten, daß diese sie nach Italien mitzunehmen dringend wünschte, aber des Vaters Einwilligung nicht erlangen konnte. In dem folgenden Sommer erlitt Caroline durch den Tod ihrer etwas jüngeren Schwester Christianen den ersten großen Seelenschmerz. In einem Briefe, den sie zu dieser Zeit an die Gräfin Reventlow nach Rom schrieb, heißt es u. a.: „Es geht mir, wie einem kleinen Kinde, das, wenn es betrübt ist, die Arme ausstreckt nach denen, die es lieb hat, und Freude daran findet, sich in ihrem Schooße auszuweinen. Wie oft habe ich mich, liebe Gräfin, in dieser Zeit zu Ihnen gewünscht, und wenn mein Arm Sie auch nicht erreichen kann, so kann es doch mein Brief. Wir haben eine sehr betrübte Zeit gehabt; unsere liebe Christiane wurde an einem bösartigen Nervenfieber krank und ist am 2. Juli gestorben, sanft ist sie eingeschlafen, aber sie hat schwere Stunden gehabt, ehe sie so weit war. Da sie jetzt die Arbeit des Sterbens überstanden hat, möchte ich sie nicht zurückwünschen, auch wenn sie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb ist mir das Sterbebett geworden! Da wird es der Umgebung besonders lebendig und unvergeßlich gemacht, wie nötig wir es haben, uns nach etwas umzusehen, was uns im Tode halten und begleiten kann.“

Durch den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi der damals das Schloß zu Wandsbeck bewohnte, und mit Clandius sehr befreundet war, wurde am 27. November 1796 zum erstenmale in dessen Familie ein junger Mann aus dem benachbarten Hamburg eingeführt, der demselben bald nachher durch die innigsten Bande angehören sollte. Es war Friedrich Perthes, damals erst 24 Jahre alt. Geboren zu Rudolstadt 1772 war er früh vaterlos geworden; seine Mutter erhielt als Wittwe 21 Gulden, womit sie sich ernähren und ihr Kind erziehen sollte. Doch nahm sich ein wohlwollender und verständiger Oheim des Knaben an, sorgte für seinen Unterricht und ließ ihn auf kurze Zeit das Gymnasium besuchen. Da ein anderer Oheim in Gotha Buchhändler war, so wählte er sich auch diesen Lebensberuf und traf 1787. im Alter von 15 Jahren in eine Buchhandlung zu Leipzig

auf 6jährige Lehrzeit ein. Hier hatte er eine schwere Schule durchzumachen; sein Lehrherr war weder tyrannisch noch ungerecht, aber wie gegen sich selbst, so auch gegen andere streng und viel fordernd. Nach bestandener Lehrzeit 1793, trat er bei einem Freunde seines Lehrherrn, dem Buchhändler Hoffmann in Hamburg als Gehülfe ein, wo sich sein Gesichts- und Lebenskreis bedeutend erweiterte und er namentlich durch Lesen schöner vieler und bedeutender Werke aus verschiedenen Gebieten seinen Wissensdurst zu stillen und das ihm in der Jugend nicht Dargebotene nachzuholen suchte. Zugleich war er so glücklich, in mehreren der gebildetsten und einflußreichsten Häuser Hamburgs, namentlich auch in der angesehenen Familie Sieveking, Eintritt zu finden, und so konnte auch bald sein äußeres Leben einen bedeutenden Schritt vorwärts thun. Er gründete eine eigene Handlung, die, obgleich er anfangs mit noch zwei anderen jungen Männern associert war, doch nur seinen Namen trug.

Der Umschwung, der sich grade in dieser Zeit im deutschen Buchhandel Bahn brach, kam ihm dabei außerordentlich zu statten. Es wurde nämlich damals üblich, den sogen. Sortimentshandlungen zu erlauben, von den Verlagshandlungen Werke zu beziehen und falls sie dieselben nicht absetzten, vor Ablauf eines Jahres wieder zurückzusenden, während vorher fast alles von Buchhandlungen bestellter fester Kauf oder Tauschhandel gewesen war. Aus der neuen Einrichtung ging ein bedeutender Vorteil sowohl für die Buchhändler, als auch für das Publikum hervor und Perthes benutzte denselben getreulich.

Nachdem Perthes an jenem Novembertage zum erstenmale Karoline im Hause ihrer Eltern gesehen hatte, wo ihm schon ihr grader klarer Blick besonders gefiel, wurde er am Abend des ersten Weihnachtsfeiertages bei Jacobi in Wandsbeck zur Weihnachtsbescheerung eingeladen, der auch die Familie Claudius nebst andern Freunden beiwohnte. In's Haus eingetreten, sah er sich ehe der Festsaal geöffnet wurde, durch eine glückliche Fügung mit Caroline Claudius in einem Nebenzimmer allein. Kein Wort hatte er zu sagen, aber ihm war so unaussprechlich stille und wohl in seinem Herzen, wie nie zuvor.

„Dich sah ich, und die milde Freude floß von dem süßen Blick auf mich, ganz war mein Herz an deiner Seite und jeder Atemzug für Dich.“ das war seine Stimmung.

Doch sah Perthes noch ein großes Hindernis in dem weiten Abstande, in dem er sich äußerlich und innerlich von Claudius erblickte, und ehe er noch um Caroline anhielt ließ er durch Jacobi und dessen Schwestern nachforschen, ob er Hoffnung hegen dürfe. Bald nachher schrieb ihm Helene Jacobi:

Da mein Mut so groß ist, wie der Ihrige klein, so sehe ich einer großen Seligkeit für Sie entgegen. Von Karoline selbst konnte ich gestern nichts hören, weil ich sie keinen Augenblick allein sah, aber von ihrer Mutter habe ich dies und das erfahren, was mir großes Vertrauen einflößt und Karoline war auch so freundlich, als wenn sie etwas artiges im Sinne trüge.“ — Wenige Tage später, wendete sich Perthes an Caroline selbst. „Wie sollte ich je“ so schrieb er später „des tiefbewegten Tages vergessen, in dem ich Dir meine Liebe bekannte; stumm

und still standst Du vor mir, kein Wort hattest Du für mich; nur als ich traurig fortgehen wollte, gabst Du mir innig die Hand."

Wenn auch nun Caroline wußte, was sie wollte, so ward doch dem Vater der Entschluß nicht leicht. Denn einmal war Perthes noch ein sehr junger Mann, erst im 25. Lebensjahre, wohl strebsam, aber natürlich noch nicht geklärt und gereift und sein Geschäft ein kaum begonnenes und noch unsicheres; dann war aber auch Claudius von einer gewissen Eifersucht nicht frei. Es verursachte ihm einen besonderen Schmerz, zu sehen, wie die Tochter den jungen unerfahrenen Mann mehr liebe, als ihn und lieber mit jenem ziehe, als beim Vater bleibe. Der Spruch: „Du sollst Vater und Mutter verlassen," dünkte ihm ein hartes Wort, unter das er sich nur schwer beugte. Da er erklärte, daß er nicht dagegen sein würde, ohne indes jetzt schon ein förmliches Versprechen zu geben, so reiste Perthes in Ungewißheit ab. Oftmals kam er von nun an nach Wandsbeck und Briefe, von denen viele sich erhalten haben, gingen täglich hin und her. Caroline teilte das wichtige Ereignis der Fürstin Gallitzin mit. „Ihnen meiner lieben Mutter Amalie" schrieb sie derselben, „muß ich es selbst sagen, daß ich Braut bin und daß ich gerne Braut bin, das würde mir sonst unglaublich gewesen sein, auch wenn Sie mir's gesagt hätten, aber mein lieber Perthes hat mich gut freund mit diesem Schritt gemacht. Ich weiß und fühle es zwar auch jetzt, wie groß und wichtig der Schritt für Zeit und Ewigkeit ist; aber ich glaube, daß ich ihn nach Gottes Willen thue, und kann nun nichts weiter, als die Augen zumachen und Gott um seinen Segen bitten und das müssen Sie auch in meinem Namen thun, liebe Fürstin. Mit voller Wahrheit kann ich Ihnen sagen, daß mein Perthes ein guter Mensch ist, der sich selbst noch nicht für formirt hält, sondern weiß und fühlt, daß er noch nicht mit sich fertig ist und da denke ich, könne er und ich gemeinschaftliche Sache machen und werden mit Gottes Hülfe weiter kommen.

Am 15. Juli 1797 wurde die Verlobung gefeiert, die in Holstein kirchliche Handlung ist.

Die Fürstin Gallitzin, welche mit ihrer Tochter in Wandsbeck zum Besuche war und in Claudius Hause wohnte, nebst dem bekannten Domkapitular Overbeck, sowie Graf Friedrich Leopold Stollberg wohnten zu Karolinens großer Freude der feierlichen Handlung bei. Kurz vor derselben erinnerte der Pastor die Braut, daß sie, einmal verlobt, völlig fest wäre und nur durch das Konsistorium geschieden werden könne. „Ich bin", antwortet sie, „schon lange völlig fest gewesen und konnte schon lange weder von Ihnen, noch von dem Konsistorium geschieden werden." Immer stärker und inniger griff die bräutliche Liebe in das stille Mädchenleben ein und versetzte selbst den so sanften Charakter Karolinens in Unruhe und Bewegung.

Am Tage vor der Hochzeit, den 1. August 1797 erhielt Perthes den letzten Brief von Karoline als Braut. „Ich habe so große Lust", sagte sie in demselben, „zu einem kleinen schwarzen Kreuz und ich weiß es auf keine liebere Weise zu bekommen, als wenn ich Dich darum bitte, und warum sollte ich es nicht thun, Du lieber Perthes? Heute war ich bei dem Pastor; das Formular nach welchem wir

getraut werden soll, ist weder kalt noch warm, weder alt, noch neu, sondern ein unseliges Mittelding. Das soll uns aber nicht schaden lieber Perthes; wir wollen Gott nach alter Weise um seinen Segen bitten und er wird uns nach alter Weise segnen. Thue es doch mit mir, Du lieber Perthes, und mache die Arme weit auf und halte mich fest bis Du mein Auge zudrückst, ich bist Dein mit Leib und Seele und vertraue Gott, daß ich mich wohl dabei befinden werde."

Tags darauf, am 2. August, fand die Hochzeitsfeier statt. —

Perthes und Karoline waren von Natur außerordentlich verschieden, daher traten auch in den ersten Monaten und Jahren ihrer Ehe scharf und bestimmt die großen inneren Gegensätze hervor. Angeborener Sinn, früherer Lebensgang und nunmehrige Stellung in Hamburg hatten für Perthes die Mannigfaltigkeit der äußeren Verhältnisse und Eindrücke, sowie die Berührung mit Männern sehr entgegengesetzter Richtungen im Gedankenkreise gezogen, in welchem er sich freudig und mutig bewegte. Karoline dagegen hatte eine stille, von dem Gewirre der äußeren Welt wenig berührte, und nach innen gerichtete Jugend verlebt. Zurückgezogen zu sein von dem irdischen Treiben, sich frei zu halten von jeder lebhaften Teilnahme für das Vergängliche, schien ihr die Aufgabe des Menschen zu sein.

Als sie das Haus ihres Vaters verließ, und neue Eindrücke aller Art sie berührten und ergriffen, mußte sie wohl sich gestört und beunruhigt fühlen. Fest und stark zwar erfüllte sie die Liebe zu ihrem Manne und tief im Grunde ihrer Seele war sie sich bewußt, daß ihre neue Lebenslage Glück und Segen für sie sei. Doch damit war noch nicht aller innerer Kampf entschieden, hatte sich noch nicht jede Welle ihres Gemüts gelegt. Einst, wenige Wochen nach ihrer Heirat, als ihr Vater sie weinend auf ihrem Zimmer traf, rief er überrascht und nicht ohne einen Anflug von Befriedigung aus: „Habe ich Dir nicht gesagt, das würde nicht ausbleiben, wenn Du von Vater und Mutter gingest?" da antwortete sie: „Und wenn ich auch das Weinen nicht lassen könnte, so lange ich lebe, so bleibe ich doch froh, daß ich bei meinem Perthes bin."

So mochte diese Sicherheit, welche den Grund ihres eigentümlichen Seins ausmachte, nicht die Unruhe ausschließen über so manche Störung, so manche wirkliche und scheinbare Hemmung des inneren Lebens durch das äußere. Ihren inneren Kampf schildert folgender Brief an ihren Gatten als dieser verreist war:

„Tausendmal hat meine Seele mir ausgesprochen, daß ich nicht mehr bin, wie ich war. Früher hielt mich Gott immer an der Hand und leitete mich auf den Wegen und ich vergaß ihn nie, jetzt sehe ich ihn nur von fern und den Arm ausstrecken, den ich nicht ergreifen kann. Einmal muß es doch wieder anders werden, sonst könnte das Herz nicht immer so verwundet sein. Ich habe mich darin ergeben lieber Perthes, daß es hier auf Erden so bleiben wird; Gott erhalte mir nur bis ans Ende das Sehnen und Verlangen und lasse mich lieber verhungern, als ohne dasselbe satt werden. Auf Viertelstunden kann mir wohl noch jetzt gut zu Mute werden, aber festhalten kann ich es nicht und es ist doch auch nicht wie früher." „Wenn Du, mein lieber Perthes," heißt es in einem

anderen Briefe, „nicht bei mir bist, so bin ich ganz allein und fühle mich ganz verlassen: wenn Du mich nicht hältst, so bin ich ein wahres Jammerbild. Soll das und darf das so sein? Sonst war es nicht so mit mir."

So erfüllte sie jetzt eine Art Sehnsucht wie nach einem verlorenen Paradiese, wo sie ungestörter und unmittelbarer mit Gott umzugehen pflegte. Ihr Gatte wußte den Wert eines Lebens anzuerkennen, welches sich nach innen statt nach außen wendete und führte sie nur durch sein Beispiel dahin, sie auf's Wirken und Schaffen als auf eine Notwendigkeit im Leben hinzuweisen.

Hatte er doch erkannt, daß der einzige Weg, um ans Ziel zu gelangen, durch rastlose Thätigkeit allein zu bahnen sei.

An einen Freund schrieb er: „Caroline kommt nicht leicht durch's Leben so heiter ihr Temperament, so fliegend und reich ihre Fantasie auch ist, so wird es ihr doch schwer, das Veränderliche und Endliche dieser Zeit und Welt zu tragen. Daß sie, ungeachtet solcher Schmerzen, die der Tumult des Lebens nur zu oft bringt, dennoch nicht nur in ihrem Innern feststeht, sondern auch in äußeren Verhältnissen stets in nachgiebiger, freundlicher und edler Art ihre Stellung ausfüllt, das hält auch mein Herz und macht sie zu meinem leitenden Engel."

Unterdessen mehrte sich für Perthes die Arbeit seines Berufes von Tag zu Tag; seine Buchhandlung bekam einen Ruf und das Geschäft eine Ausdehnung und einen Schwung, wie er sie wohl kaum gehofft hatte. Freilich fehlte es dabei nicht an schweren Sorgen; er hatte in seinen Unternehmungen viel gewagt und es überstieg dasselbe oft gar sehr noch seine Geldkräfte, besonders als die anfangs mit ihm verbundenen Associes sich von ihm trennten. Da fand er in dem Buchhändler Johann Heinrich Besser einen neuen zuverlässigen Genossen und sogleich den treuesten Freund in allen Lebenslagen, der nicht allein mit ihm gemeinschaftlich das Geschäft fortsetzte, sondern auch noch durch Verheiratung mit Perthes Schwester ihm ein naher Verwandter wurde. Beide Männer ergänzten sich; von weichem frommen Gemüte übertraf Besser seinen Schwager auch an ausgedehnteren Kenntnissen, Perthes wiederum ihn an Entschiedenheit und Kraft des Handelns. Eine solche Verbindung und Verstärkung that aber in den Zeiten, die nun einbrachen, doppelt not, denn schon hatte die französische Revolution ihren welterschütternden Lauf begonnen.

Aber dem rastlosen Getriebe und den sorgenvollen Anstrengungen des Geschäftslebens gegenüber bedurfte Perthes, um innere Ruhe, Freudigkeit und Kraft zu bewahren, eines anderweitigen Haltes und fand ihn in seiner Familie, deren Leben sich immer sicherer und glücklicher gestaltete. „Bis in die tiefsten und entlegensten Falten meines Geistes bist Du eingedrungen", schrieb er seiner Frau: „kein Moment meines Seins giebt es, in welchem Du nicht bei und vor mir wärst; mir ist es, als wenn ich alles, was ich sehe, fühle und bemerke, nur um Deinetwillen sehe, fühle und bemerke." —

Eine Reihe lieblicher Kinder erblühte dem gesegneten Hause. Am 28. Mai 1798 war ihm eine Tochter Agnes, am 16. Januar 1800 ein Sohn, Matthias, am 25. Februar 1804 wiederum eine Tochter Mathilde geboren worden.

Die jährlichen Reisen, welche Perthes auf die Leipziger Messe zu machen hatte, und die bei den damaligen Verkehrsmitteln meist 6—7 Wochen dauerten, waren für die ihren Gatten so zärtlich liebende Karoline keine geringe Prüfung. Sie mußte da lernen, allein stehen und so manches Schwere, wie Krankheiten der Kinder und eigenes Unwohlsein, ohne ihren geliebten Perthes ertragen und überstehen.

Die zwischen Frankreich und Deutschland ausgebrochenen Kriege und die politischen Umwälzungen, welche in deren Gefolge waren, erfüllten und beschäftigten damals alle patriotischen Gemüter, alle Vaterlandsfreunde, Niemanden indes wohl mehr als Perthes. Sein weites Herz und sein sicherer Blick strebten nach Aufrechterhaltung und Erstarkung des vaterländischen Sinnes und Geistes, und er belud sich daher mit einer fast unglaublich ausgedehnten Corresspondenz und bemühte sich, die verschieden in Deutschland zerstreuten geistigen Kräfte zu verbinden und zusammenzuhalten, um so durch Schriften, den Bestand und die Unabhängigkeit des Vaterlaubes retten zu helfen. War sein bisheriger Verkehr mit bedeutenden Menschen vorwiegend religiöser Natur gewesen, so trat jetzt besonders sein politischer Sinn hervor, und hierauf gründeten sich auch manche neue Verbindungen. So nahe auch das Schicksal Hamburg's seinem Herzen lag, so trat es dem Schicksal Deutschlands gegenüber doch für ihn in den Hintergrund, und nur durch Deutschland war, das sah er deutlich, Rettung für dessen einzelne Bestandteile möglich. Dahin zielten auch seine Wünsche und Bestrebungen.

Aber je mehr sich der äußere Himmel trübte, um so dankbarer erkannte Perthes die Größe der Gabe an, welche ihm in Karolinen und seinen Kindern verliehen war. Frisch und kräftig wuchsen die vier Kinder heran, und am 23. Januar 1806 wurde ihm auf's neue ein Sohn, Johannes, am 15. September eine Tochter, Dorothea geschenkt. Doch auch den Schmerz, der nur aus der Familie dem Menschen erwächst, sollte das Ehepaar jetzt zuerst erfahren, indem bereits am 7. Dezember 1807 die Tochter Dorothea den Eltern durch den Tod wieder entrissen wurde.

Neue Freuden und Leiden in der Familie treten hinzu. Am 2. März 1809 ward ein Sohn, Clemens geboren, nachmals Professor der Rechte in Bonn, derselbe, dem wir die ausführliche Lebensbeschreibung des Vaters („Friedrich Perthes Leben 3 Bde.") verdanken. Wir haben gerne einen Knaben", schrieb Perthes; durch diese aufwachsende Jugend kann man für die Zukunft werden, was für die Gegenwart zu sein unmöglich ist. Am 4. April 1810 wurde ihm eine Tochter Eleonore geschenkt; dazwischen suchten schwere Kinderkrankheiten die Familie heim, und am 18. Dezember 1809 starb der zweite Sohn Johannes, ein heiterer lebensvoller Knabe. Lange Jahre nachher lebt noch der Schmerz und die Sehnsucht nach diesem Kinde im Mutterherzen, wenn auch gemildert und verklärt. Nach manchem Jahre der Unruhe und Anstrengung gewährte sich Perthes ein, wenn auch nur kurzes sorgenloses Ausruhen, indem er seine liebe Schwarzburger Heimat besuchte. Die beiden jüngsten Kinder wurden von den Wandsbecker Großeltern

in Obhut genommen, und mit den vier älteren reisten Perthes und Karoline Anfang Juni 1810 über Braunschweig und Naumburg nach Thüringen ab.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen gingen Perthes mit Frau und Kindern von Schwarzburg nach Gotha, wo Justus Perthes, der Bruder seines Vaters, lebte. „Hier wären wir denn" schrieb Karoline, „und sind auch hier wieder unbeschreiblich freundlich aufgenommen, aber unsere lieben Thüringer Berge sehen wir nur noch in der Ferne. Die Kinder sehnen sich nach der Waldfreiheit und mir selbst geht es nicht besser, ich habe Mühe, es mir nicht merken zu lassen. In unserm Wald hatten wir die Franzosen vergessen, aber hier ward man täglich wieder an sie erinnert; schon seit Monaten werden Geschütze, wunderschöne, große Kanonen, aus Danzig und Magdeburg nach Paris hier durchgeführt; ach, man hat die Welt mit all ihrer Not und Unnatürlichkeit recht vor Augen. So wol wie in den Bergen und Thälern, in denen man sich selbst mit allen seinen Nöten und Gebrechen vergißt, kann es einem nicht werden. In Erfurt habe ich drittehalb Stunden Messe gehört oder angesehen auch war ich in dem Ursulinerkloster, von dem sich viel erzählen läßt, aber nichts Gutes; die erste Frage einer alten Nonne war, ob der Kaffee in Hamburg noch nicht wieder wohlfeiler werde. Augustiner habe ich mehrere gesehen, die mir zu meinem größten Aerger sämmtlich mißfallen haben; dagegen hat Neudietendorf, ein Ort der Herrnhuter, mir wohlgefallen. Die Menschen haben ein reines, ruhiges, fröhliches Auge und, ich glaube, auch eine stille Sehnsucht im Herzen. Wenn ihr Inneres wirklich dem Außeren entspricht, möchte ich wol, daß nach meinem Tode die Kinder dort wären. Auch der Kirchhof ist still und ruhig, und man möchte dort schlafen."

Über Kassel und Göttingen kehrte Perthes mit Frau und Kindern nach Hamburg zurück.

Nicht lange nach ihrer Rückkehr wurden Gerüchte von neuen gewaltsamen Veränderungen, welche Napoleon in Deutschland beabsichtigte, laut und kurz vor Weihnachten 1810 wurde der Beschluß des französischen Senats in Hamburg bekannt gemacht nach welchem die drei Hansastädte mit dem ganzen nordwestlichen Deutschland zu einem Bestandteile des französischen Reichs erklärt wurden. Soldatenherrschaft, Beschränkungen, Quälereien jeder Art, Vernichtung jeglicher Rechte und aller Gerechtigkeit, Beraubungen und Grausamkeiten, wie sie sonst nur vergangene Jahrhunderte aufgewiesen hatten, waren an der Tagesordnung. Dieser Zustand dauerte zunächst bis zum 12. März 1813, wonach zwar eine zeitweise Vertreibung der Franzosen stattfand, auf welche dieselben aber noch einmal mit um so größerer Wut und Verheerung zurückkehrten.

Die Bürgergarde, welche früher zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung errichtet worden war, hatte aufgelöst werden müssen. Perthes aber, welcher Hamburg liebte, wo er Bildung, Freude, Beruf, Weib und Kinder gefunden, und für Deutschlands Befreiung ein Herz hatte, glaubte mit anderen Freunden die militärischen Uebungen der Bürger fortsetzen zu müssen, um darin einen Keim späterer Freiheit festzuhalten und zu pflegen. Was öffentlich nicht erlaubt war, das sollte heimlich geschehen und Perthes gab hierzu die Räume seines Hauses her. Doch

den Späherblicken und Nachforschungen besoldeter Spione blieb auch dies nicht verborgen; man hielt bei Perthes Haussuchungen, auf der Liste der verdächtigen Bürger, welche festgenommen werden sollten, stand sein Name obenan. Jeden Abend legte Karoline mit Hülfe des Neffen Wilhelm Perthes, der Gehülfe im Hause war, Bretter über einen Bach, der an dem Garten hinter dem Hause floß, und nahm den Schlüssel des Hauses in's Schlafzimmer, damit Perthes sich in die Nachbarschaft retten könnte, falls die Franzosen kämen um ihn gefangen zu nehmen, doch geschah dies nicht.

Der Winter 1812 kam heran; der Brand von Moskau eröffnete die Aussicht auf eine nahe große Zukunft. Im Januar 1813 bestand die französische Besatzung Hamburg's aus wenig mehr, als 3000 Mann. Viele kraftvolle Männer der großen See- und Handelsstadt fühlten ihre Ueberlegenheit, und es fehlte nicht an verwegenem Mute. Perthes gehörte zu denen, die am besonnensten auf das Wohl der Stadt bedacht waren und am entschiedensten zu handeln suchten. Überall war er ratend und ordnend da, wo man seiner bedurfte und er wurde in der Hamburger Bürgergarde zum Stabmajor ernannt, obgleich er ohne irgend welche militärische Übung oder Erfahrung war.

In der Nacht vom 22. zum 23. Mai fielen 500 Granaten in die Stadt aber der Mut der Bürger wurde nicht gebrochen; sie suchten sich zu halten, so lange sie nur irgend konnten. „Seit dem 9. Mai ist Perthes“ schrieb später Karoline, „21 Nächte nicht aus den Kleidern und nicht in ein Bett gekommen. Jeden Tag mußte ich in Sorge um sein Leben sein, und nur zuweilen war er auf eine halbe Stunde in unserer Wohnung. Meine drei kleinsten Kinder hatte ich in Wandsbeck bei meiner Mutter, die vier älteren blieben bei mir, weil ich sie nur mit Gewalt hätte entfernen können. Ich hatte keinen Mann mehr im Hause alle waren auf den Wachen.

Immer aber gingen die Leute aus und ein, die essen und trinken wollten, An dem Tage auf der Wilhelmsburg verloren wir unseren Weber und mehrere Bekannte. Tag und Nacht war ich auf dem Balkon und gab Acht, ob Perthes oder nahe Freunde unter den Verwundeten wären, die vorbei getragen wurden!“

Am Abend des 28. Mai ließ Perthes Frau und Kinder nach Wandsbeck bringen; da sie dort auf dänischem Gebiet gegen Kriegsbegebnisse geschützt waren.

Am 29. Mai zog Tettenborn mit seinen Truppen aus Hamburg, um sie nach Lauenburg in Sicherheit zu bringen, und überließ die Stadt ihrem Schicksal.

Schon am folgenden Morgen rückten die Dänen ein, aus deren Händen die bald nachher folgenden Franzosen die Stadt wieder in Empfang nahmen.

Perthes war, sobald er die Schreckensnachricht von dem Abzuge der Russen erfahren hatte, nach Wandsbeck gefahren; dort sagte er um 2 Uhr morgens seiner Frau, daß alles verloren sei, und bestimmte ihr Nütschau, das Gut seines Freundes Moltke, als nächsten Aufenthalt. Die französischen Truppen waren nur noch einige hundert Schritte von Wandsbeck entfernt. Er, der so eifrig und patriotisch die deutschen Elemente zusammengehalten und überall so thätig eingegriffen hatte, war natürlich den Franzosen höchst verdächtig und nur eine rasche Flucht konnte

ihn retten. Der Gefangenschaft und dem Rebellentode durch Henkershand zu entgehen fuhr Perthes über Rahlstedt in die dunkle Nacht hinein.

Auch für Karoline war ein langer Aufenthalt in Wandsbeck nicht mehr sicher genug. „Nachdem mir Perthes im Fluge Lebewohl gesagt hatte, fing ich an zu packen," heißt es in einem späteren Briefe an ihre Schwester Anna Jacobi; „dann fuhr ich mit sieben Kindern und der Amme, sehr abgemattet und müde und schon sehr beschwert von meiner Schwangerschaft, auf einem offenen Korbwagen fort. Es war ein gewaltiger Abschied; meine Mutter war außer sich, mein Vater tief bewegt, die Kinder weinten laut, ich selbst war wie versteinert und konnte nichts als ohne Unterlaß sagen: „Nun in Gottes Namen!" Zum Trost und zur Stütze begleitete mich meine Schwester Auguste, und wollte Angst und Arbeit treu mit mir teilen. Abends kamen wir in Nütschau an, und da wir für zehn Personen nur zwei Betten fanden, mußte ich unsere Mäntel und Bündel mit Wäsche verteilen, damit die Kinder wenigstens unter die Köpfe etwas erhielten."

Am 1. Juni langte Perthes an: „Nun wollten wir uns besinnen und uns besprechen", schrieb Karoline, „was und wohin wir wollten; aber mein Bruder Johannes kam und sagte uns, daß alle unsere Freunde uns rieten, nicht zu säumen, sondern schnell weiterzugehen, denn in unserm Hause in Hamburg sei alles durchsucht und Nütschau sei Lübeck zu nahe. Perthes ging also weiter nach Altenhof, begleitet von Matthias; ich fing wieder an aufzupacken und am 3. Juni fuhr ich nach Lüttgenburg, um wenn es Not thäte, nach Augustenburg kommen zu können."

Am 7. Juni trafen sich Perthes und Karoline in Eckernförde wieder, von wo die ganze Familie nach Aschau fuhr, einem einsamen an der Ostsee gelegenen Gartenhause des Grafen Reventlow. Hier blieben sie eine Zeit lang.

Perthes hatte alles, was er besaß, verloren. Seine Handlung in Hamburg war versiegelt, sein übriges Vermögen mit Beschlag belegt; seine Wohnung wurde, nachdem sie aller beweglichen Sachen beraubt war, von einem französischen General bezogen. Baares Geld für Frau und sieben Kinder hatten sie nicht; nur die Handlungsbücher waren gerettet und so konnte er sich eine gehörige Übersicht seiner Verhältnisse verschaffen. Auch schrieben seine Gläubiger, daß sie seinem redlichen Willen und besseren Zeiten vertrauten, und er sich beruhigen könne. Mit tiefem Schmerz erfuhr Karoline, daß ihr Gatte sich wieder von ihr trennen müsse, um Unterhalt für die Familie zu suchen, da die dänische Regierung erklärt hatte, sie nicht länger schützen zu können. Aus Hamburg liefen die traurigsten Nachrichten ein. Zwar war daselbst ein Generalpardon bekannt gemacht; doch wurden zehn Männer davon ausgenommen, welche als Feinde des Staates auf ewig aus dem französischen Reiche verbannt und ihres Vermögens verlustig erklärt wurden; zu diesen gehörte auch Perthes.

Damals wütete Davoust unmenschlisch in der Stadt Hamburg. Perthes war nach Mecklenburg gegangen; Karoline mit den sieben Kindern blieb in dem kleinen Pachthause in Aschau zurück, welches nahe der See und mitten im Gehölz

einsam lag. Außer dem Pächter wohnte im Umkreise einer Stunde kein Mensch. „Wir konnten," schrieb Caroline später ihrer Schwester Jacobi, „von dem Pächter so willig er auch war, nichts als Butter und Milch erhalten; Brot, Salz, Seife, Oel u. s. w. war unter einer Stunde Weges nicht zu bekommen und mußte von meiner Schwester und den beiden größeren Kindern geholt werden. Fleisch und Weißbrot haben wir in 18 Wochen nicht im Hause gehabt. Unsere sogenannte Küche war 40 Schritte vom Hause entfernt. Das Küchengerät bestand aus vier kupfernen Töpfen, einer zinnernen Terrine, einigen Tellern und damit Punktum. Unsere Löffel hatte ich mitgenommen, einige Messer und Gabeln gekauft; alles übrige ward entbehrt. Und dennoch sind wir reich gegen viele Tausende die garnichts haben."

Caroline erwartete in wenigen Monaten ihre Entbindung; von ihren sieben Kindern war die älteste Tochter soeben fünfzehn Jahre alt, der jüngste Knabe lief noch nicht. Der älteste Sohn, Matthias, wanderte jeden Morgen um 7 Uhr nach dem eine Stunde entfernten Altenhof, um an dem Unterricht der Söhne des Grafen teilzunehmen; für den Unterricht der übrigen Kinder konnte nichts geschehen. Ein altes Dienstmädchen hatte treu bei ihrer Herrschaft ausgehalten; ein zweites anzunehmen erlaubten die Geldmittel nicht. Der feuchte Gartensaal mit seinen zwölf bis auf die Erde hinabgehenden Fenstern, die der Läden entbehrten, zog den Kindern in dem nassen, regnichten Sommer Unpäßlichkeiten aller Art zu und brachte Caroline mehreremale auf das Krankenlager. Zwar war in Eckernförde ein alter, freundlicher Pferdedoktor, aber ein Arzt nur in dem gegen fünf Stunden entfernten Kiel zu finden.

Manche Hilfe und mancher Trost wurde der verlassenen Frau von freundlicher Menschenhand zuteil. „Die treue Sorge für uns von unseren Freunden", schreibt sie ihrem Manne, „ist wirklich nicht in Worten zu beschreiben. Es ist noch kein Tag hingegangen, wo nicht jemand hier war oder ich nicht Briefe hatte." Ihre Schwester Auguste stand ihr treu zur Seite und war unermüdet bei Tag und Nacht; ebenso waren die in der Nähe wohnenden Familien Reventlow und Christian Stollberg hilfreich und gefällig. Auch die Kinder bereiteten der Mutter neben vielen Sorgen und Mühen Freude, Stärkung und Trost. „Sie erquicken mich", schrieb sie, „in meiner Not, ein jedes auf seine Weise, durch ihr Herz voll Liebe, den kleinen Bernhard nicht ausgenommen, der sich oft vor Freundlichkeit nicht zu lassen weiß."

„Ich habe es in Wahrheit erfahren", heißt es in einem anderen Briefe, „daß Gott uns nichts Größeres geben kann in Freud' und Leid als ein liebhabendes und geliebtes Kind. Nichts kann uns das Herz so erquicken, erfrischen und beschämen. Das habe ich hundertmal erfahren, und ich glaube kaum, daß ich Herr geblieben wäre, wenn Gott mir nicht meinen Engels-Bernhard und in ihm das lebendige Bild der kindlichen Liebe und des kindlichen Vertrauens gegeben hätte. Wenn ich versunken war in Angst und Sorge um Perthes und in dem Jammer, meine acht Kinder ohne Vaterrat und Vaterliebe ihren Weg durch das Leben anfangen zu sehen, so war ich oftmals in Gefahr zu verzagen. Wenn

dann aber meinen lieben Bernhard in meine Arme schloß, ihm in sein helles Kinderauge sah und gewahr ward, wie er sich um nichts kümmerte und vor nichts fürchtete, sondern nur freundlich war und mich lieb hatte, so fand auch ich meinen Anhaltpunkt wieder und bat Gott, mich werden zu lassen, wie mein liebes Kind."

Nur in langen Zeiträumen konnte bei der unterbrochenen Verbindung die schwerbedrängte Frau Nachricht von ihrem Perthes aus Mecklenburg erhalten. Viele Briefe kamen gar nicht oder erst sehr verspätet an. Aus Vorsicht schrieb Perthes in seinen Briefen gar nicht mehr seinen Namen, und bezeichnete die Orte, wo er war oder hinwollte, auf irgend eine nur ihr verständlichen Weise. Dazu kamen Caroline oft quälende Zweifel, ob es recht sei, daß ihr Gatte dem allgemeinen Besten Frau und Kinder möglicherweise opfere. Auch wurden ihr die Gefahren, in denen er schwebte, bis ins Maßlose vergrößert. Für eine nicht ferne Zukunft sah sie ihre Kinder ohne Vater, ohne Mutter, hilflos und verlassen in der Welt. Deshalb wünschte sie auch baldigst wieder mit ihrem Manne vereinigt zu sein und schrieb ihm in diesem Sinne.

Doch so gern ihr Gatte ihren Wunsch erfüllt hätte, so war es unmöglich sie in das Kriegsgewirr nach Mecklenburg mit ihren Kindern zu versetzen. Perthes jedoch durfte es nicht wagen, selbst auf wenige Tage nach Holstein zu gehen, ohne Gefahr für Leben und Freiheit.

Er selbst wirkte in patriotischer Weise und gab sich ganz der Sorge für die durch den Krieg unglücklich Gewordenen hin. Die Mittel erhielt er durch Sammlungen, die sein Freund Herr von Hett in England zu diesem Zwecke gemacht hatte.

Am 17. September war Caroline mit ihren Kindern von Aschau nach Kiel gezogen, wo ihr Graf Moltke einige Zimmer eingeräumt hatte, die er bei längerem Aufenthalt in Kiel zu bewohnen pflegte. Ärztliche Hilfe, Freunde und Verwandte fand Caroline in der sicheren Stadt; aber die äußerste Geldbedrängnis, Schwäche des eigenen Körpers und Kinderkrankheiten aller Art waren geblieben; und die Sorge um das Schicksal der verlassenen Kinder, wenn sie selbst, wie sie fürchtete, ihre Entbindung nicht überleben sollte, wurde um so drückender, als sie in gänzlicher Ungewißheit über ihres Mannes Lage und Aufenthalt war. Vom 7. August bis zum 2. Oktober blieb sie ohne Nachricht von ihm und wußte nicht, ob er lebend sei oder tot. „Ich bin", schrieb sie gegen Ende Oktober an Perthes, „in immerwährender großer Arbeit, um Fantasie und Gedanken, Herz und Sehnen in Zaum und Zügel zu halten; ach mein Geliebter, ich leide unaussprechlich."

Der politische Himmel hellte sich wieder mehr und mehr auf; nach der siegreichen Völkerschlacht bei Leipzig rückten die Verbündeten gegen Frankfurt vor und es versammelten sich dort die Fürsten und Staatsmänner, um über die neue Gestaltung der Dinge in Europa zu beraten. Da die Hansastädte fürchteten, Hannover oder Dänemark zugeteilt zu werden, ernannten sie eine Deputation, die für die Erhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit thätig sein sollte. Derselben

schloß sich Perthes an. Bei ihrer Rückfahrt nach Bremen am 20. Dezember 1813 konnten die Deputirten den dort zusammengekommenen Senatoren freudigen Bericht über ihre Reise abstatten, da die Potentaten, Kaiser Franz, Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander die Freiheit der 3 Städte anerkannt hatten.

Perthes hatte gehofft in Bremen Briefe von Caroline vorzufinden; da dies nicht der Fall und er sehr besorgt war, weil Holstein indessen der Schauplatz des Krieges geworden, eilte er nach Lübeck und brachte auch dorthin die Zusicherung für die Freiheit der Städte. Hier erhielt er die Nachricht, daß Caroline am 16. Dezember einem Knaben das Leben geschenkt hatte. Nach all den Strapazen, Entbehrungen und Gemütsbewegungen, welche Caroline erlitten hatte, war dies Ereignis ein doppelt freudiges.

Am Weihnachtsfeste reiste Perthes nach Kiel, welches durch die Schweden von feindlichen Truppen befreit worden war. Am 1. Feiertag im Halbdunkel trat er nach fast 6monatlicher Trennung in das Haus seiner Lieben. Seine Gattin hatte die Genugthuung, ihm nicht allein alle Kinder gesund zu übergeben, sondern noch einen lieben Knaben mehr ihm ans Herz zu legen.

Doch nicht lange dauerte die Vereinigung. Wenige Tage nach seiner Ankunft erhielt Perthes von dem Generalstabe des Kronprinzen Bernadotte von Schweden den Auftrag in Gemeinschaft mit zwei von Lübeck und Bremen ernannten Bürgern die Verwaltung und Verwendung der bedeutenden Summen zu übernehmen, welche der Kronprinz zur Unterstützung der aus Hamburg Vertriebenen bewilligt hatte. Perthes verließ am 1. Januar 1814 die Seinigen, um in die Nähe von Hamburg zu gehen, wo Davoust noch immer die entsetzlichsten Greuel verübte. Nach Gelderpressungen, Plünderung der Bank, uud Bedrückungen aller Art hatte er die Vordörfer und Landhäuser an der Alster niedergebrannt, 2000 Menschen obdachslos aus der Stadt getrieben, die Gefangenen der Zuchthäuser, die Kranken und Wahnsinnigen aus dem Krankenhause gejagt, und dann das Gebäude den Flammen übergeben. In dem wilden Gedränge und in der strengen Januarkälte starben in den nächsten Tagen 600 dieser Unglücklichen. Die Nachrichten von diesen Greueln und der Anblick des Elends umherirrender Flüchtlinge und langer Züge von Alten, Kranken, Weibern und Kindern, die in den Schwesterstädten Hilfe suchen wollten, erschütterten Perthes und seine Freunde auf's Tiefste und es kam für sie eine Zeit ungeheurer Arbeit und Sorge für die Bedrängten, wozu für Perthes noch der Kummer, bei Unterbrechung der Posten keine Nachricht von seiner Familie zu erhalten, obgleich er wußte, daß sein Lieblingssohn Bernhard krank sei. Sobald er es vermochte fuhr er nach Haus und trat am 21. Januar wohlgemut mit der Frage in's Zimmer: „Sind alle wohl?" Tief betrübt trat ihm Caroline entgegen; sie mußte ihn an die Leiche des geliebten Kindes führen. Sein Schmerz war um so heftiger, da dieser neue Schlag ihn unvorbereitet traf. Die Sorge um den teuren Gatten half Caroline über die schrecklichen Tage hinweg. Kaum eine Woche konnte sich Perthes bei den Seinigen aufhalten; da mußte er nach einer Aufforderung in das russische Hauptquartier um im Namen des Kronprinzen die weiteren Schritte zu verabreden,

durch welche die Not der vertriebenen Hamburger gemildert und die gutwillige Übergabe der Stadt beschleunigt werden könne.

Durch einen Sturz aus dem Wagen zog sich der unermüdliche Mann Anfang Februar einen Beinbruch zu. So kehrte er am 19. Februar krank zu seiner Familie zurück und mußte neun Wochen im Bette zubringen; zugleich ergriff ihn ein bösartiges Nervenfieber, welches in der Stadt herrschte. Nach seiner Genesung schrieb Caroline an ihre Schwester:

„Mein lieber Perthes hat sich im Liegen und Leiden wie im Handeln bewährt; während seines langen Krankenlagers ist er keinen Augenblick ungeduldig oder verdrießlich gewesen. Ich freute mich, daß er bei uns war, und ich ihn hegen und pflegen konnte; die Kinder waren alle gesund, und wir waren so vergnügt, wie wir es sein konnten."

Endlich am 31. Mai konnte Perthes mit seiner Familie nach einjähriger Abwesenheit nach dem von Franzosen befreiten Hamburg zurückkehren. Sie wohnten zuerst 6 Wochen in Blankenese, nahe der Elbe und konnten alle Rückkehrenden beobachten, „große Scharen von armen Ausgehungerten," so schrieb Caroline, „zogen mit vielen Kindern und weniger Habe bepackt vor unsern Fenstern vorbei und wunderbar groß und rührend war die Liebe zu Haus und Herd ersichtlich, obgleich die meisten nur Jammer und Not zu erwarten hatten. Sowie die armen Leute an's Land stiegen, brachen sie schweigend Zweige von den Bäumen und Alt und Jung, bis auf die kleinsten Kinder herunter bekamen einen Busch in die Hand und dankten Gott unter Freudenruf und Trauerthränen für die Erlösung von dem großen und allgemeinen Übel, wohl wissend, daß ein jeder seinen Privatpacken mit hineintrage in die Stadt."

Sehr schwer war es für das Ehepaar, das verwüstete Haus wieder wohnbar zu machen, schwerer noch das Geschäft wieder herzustellen und als dies endlich geglückt war, da traten neue Sorgen und neues Herzeleid an sie heran, welche auch Carolinens sonst so feste Gesundheit erschütterten. Im December 1814 veranlaßte sie ihre Eltern, in ihr Haus zu ziehen, die alten Leute hatten viel durch den Krieg gelitten; auch sie hatten ihr Heim, mit dem sie seit einem halben Jahrhundert verwachsen gewesen waren, verlassen und aus demselben flüchten müssen und waren erst im Mai 1814 wieder nach Wandsbeck zurückgekehrt. Der Vater war krank und seine Kraft gebrochen, so nahm er die Einladung seiner Tochter an, allein nicht lange sollte er sich ihrer zärtlichen Pflege erfreuen. Am 21. Januar starb er, bis zum letzten Augenblick noch bei Bewußtsein. Caroline, welche ihren Vater so befriedigt vom Irdischen und so hoffnungsreich auf Unsterblichkeit hatte scheiden sehen, gewann dadurch so viel Kraft, Ruhe und Trost, daß sie an eine Freundin schrieb: „Mit Augen habe ich's nun gesehen, daß der Glaube eine gewisse Zuversicht ist des, das man hoffet und nicht zweifle an dem, das man nicht siehet, und daß dieser Glaube für sich allein Kraft genug hat, uns über alle Not, Angst und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen ernsten Augenblick des Übergangs bei hellem und vollem Bewußtsein. Ich möchte es jedem Menschen, der ernstlich über

sich und seinen Zustand nachdenkt, gönnen, an diesem Sterbebett gewesen zu sein!"

Unter manchem Wechsel des körperlichen Befindens war der August 1816 herangekommen. Perthes unternahm in Begleitung seines Sohnes Mathias eine längere Reise durch Süddeutschland und Oesterreich, auf der er neben Belehrung und Erholung, auch manche Anknüpfungspunkte für den Buchhandel suchte; besonders war es sein Streben überall anzuregen, daß der Buchhandel unter staatlichem Schutze vor Beraubung durch diebischen Nachdruck ein großes Nationalinstitut werden müsse. Den Schluß seiner Reise bildete die Einkehr in seine Kinderheimat, Schwarzburg. Ehe sie dahin gelangten, hatten sie ein Abenteuer zu bestehen. Bei dem romantisch gelegenen Städtchen Blankenburg hatten gewaltige Regengüsse der letzten Monate die Brücke, welche dort über den Waldbach führt, hinweggerissen. Perthes, noch wohlbekannt mit allen Fußwegen ließ den Postillon nach der entfernteren steinernen Brücke fahren und wanderte mit seinem Sohne der Papiermühle zu, wo ein hoher Steg wie er wußte, über das Wasser führte; aber auch dieser war fortgeschwemmt, und statt seiner ein paar Baumstämme von einem Ufer zum anderen gelegt. Ein in der Nähe stehender Mann fragte warnend, ob die Reisenden auf dem schmalen Holze hinüberzugehen wagen wollten. Diese aber gingen unbedenklich; hatten doch beide im Salzburgischen manchen gefährlicheren Weg gemacht. In reißender Schnelle schoß tief unter ihnen die zu einem Strom angeschwollene Schwarza hin; nur zwei Schritte waren sie noch vom jenseitigen Ufer, als der voranschreitende Sohn ausrief: „Halte mich, ich falle!" Perthes ergriff den fallenden Knaben fest an dem Mantelkragen, wurde aber zugleich mit ihm hinab in das Wasser gezogen; er kam zum Stehen, ward wieder umgerissen; das Wasser wälzte den Knaben über ihn, dann ihn über den Knaben; noch einmal tauchte Perthes mit Kopf und Schulter auf, rief laut: „Halt dich besonnen!" und sank aufs neue in die Tiefe; wie ein Blitz traten Frau und Kinder vor seine Seele; dann ward er bewußtlos und das Wasser trug beide in unaufhaltsamer Eile den Rädern einer zweihundert Schritte abwärts liegenden Sägemühle zu. Unmittelbar vor dieser ward Perthes stark und fest am linken Arm ergriffen und langsam durch das Wasser an das Ufer gezogen. Mit seiner rechten Hand hatte er im Todeskampfe den Sohn krampfhaft festgehalten und führte nun, selbst bewußtlos, auch diesen dem Ufer zu. Jener fremde Mann, der ihnen warnend zugerufen hatte, war der Papiermüller Stahl gewesen; er eilte, als er die Fremden fallen sah, über den gefährlichen Balken und längs des Wassers hin bis zur Sägemühle, wo ihm eine Untiefe bekannt war, die weit hinein in die Schwarza reichte; bis in die Mitte des Leibes im Wasser harrte er hier, griff zu, glaubte nur einen Menschen vom sichtbaren Tode zu retten und rettete zwei. In der warmen Trockenstube der nahen Papiermühle erholten sich die Geretteten schnell unter der Behandlung eines zufällig aus Rudolstadt anwesenden Wundarztes und eilten Schwarzburg zu, wo sie, vom schnellen Lauf erwärmt, gegen Abend anlangten. Nur ein Schritt, ja nur ein Haar, war zwischen ihnen und dem Tode gewesen, aber nicht

einmal eine Erkältung hatte er als Folge seiner Nähe zurückgelassen. Zwei Tage ruhte er in dem trauten Schwarzburg aus und kehrte dann am achten Oktober mit seinem Sohne wohlbehalten zu seiner Familie zurück. —

Im Sommer 1817 verlobte sich die älteste Tochter Agnes mit ihrem Vetter Wilhelm Perthes. Derselbe hatte früher in der Hamburger Handlung gearbeitet und verwaltete nun die vom Vater ererbte Buchhandlung in Gotha, die noch jetzt eine der ersten in Deutschland ist. Am 12. Mai 1818 war die Hochzeit und am 16. reiste das junge Paar in die neue Heimat ab.

Der erste Brief, den die Mutter wenige Tage später ihrer Tochter sandte und welcher der Anfang eines innigen schriftlichen Verkehrs zwischen Mutter und Tochter wurde, ist so charakteristisch für Caroline, und so echt mütterlich, daß er das allgemeine Interesse verdient. Er lautet:

„Meine liebste Agnes, du bist kaum drei Stunden von mir und ich fange schon an zu schreiben, weil ich es nicht lassen kann. Gottlob, ich fühle lebendig, daß Gott mir heute nahe ist, wie in allen Augenblicken meines Lebens, in denen ich mir selbst nicht helfen konnte. Er wird auch ferner mit uns sein in Not und Tod, bis wir ihn sehen werden von Angesicht zu Angesicht. Als ihr fortfuhret, habe ich euch noch nachgesehen, bis ihr über die Brücke waret, und habe Dich noch einmal Gott übergeben und Dich losgelassen in der festen und gewissen Zuversicht und Gewißheit, daß Du in Gottes Arm bist und bleibst in Ewigkeit. Du liebe Agnes, ich sage Dir nicht, wie mir's zumute ist; Du weißt, daß ich Dich lieb habe, und dann folgt das andere von selbst. Wie gegenwärtig ist mir noch der Augenblick, in dem sie Dich mir zum erstenmale aufs Bett gaben, ich Dich zum erstenmale ansah und dir den ersten Kuß gab. Seitdem habe ich alle Tage, wenn ich nicht sagen soll, alle Stunden, Freude an Dir gehabt die zwanzig Jahre hindurch. Wie sollte ich Gott nicht danken und, wenn er es beschlossen hat, Dich von mir lassen? Daß ich es nur mit Thränen thun kann, wird er mir vergeben, sie sind nicht zurückzuhalten. Auch Du, meine liebe Agnes mußt und darfst weinen, und Dein lieber, treuer Wilhelm wird Dich verstehen und Dir zugute halten, wo Du zu viel thust. Verhehle ihm nie etwas, wo es Dich selbst angeht, auch wenn Du glaubst, daß er nicht mit Dir zufrieden sein wird. Ihr werdet bald merken, daß ihr auch mit dem besten Willen einander manches zugute halten müßt. Liebe Agnes, ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich Deinetwegen sehr ruhig und sicher bin. Ich bin zu gewiß in mir, daß ihr alle beide von Gott annehmen und tragen werdet gutwillig, was Er euch senden wird, und euch einander keine Not macht. Nicht wahr, du lieber Wilhelm, Du hegest und pflegest und hältst meine Agnes fest in treuer Liebe und treuen Armen, so lange Gott will? Ich freue mich in Eurem Namen auf die Zukunft; auch wir wollen davon zehren, nehmt Euch nur recht ernstlich vor, nicht matt zu werden in mitteilender Freude und des Leides das Euch begegnet, damit unser Miteinandersein lebendig bleibt..

Ich bin wohlzufrieden und nicht nervös gereizt; ich suche den Gedanken in mir recht fest zu halten, daß Gott Dich mir gegeben hat, um Dich groß zu herzen und zu pflegen an Seel und Leib, für Dich selbst und Deinen Wilhelm; das hab' ich gekonnt, und nun liebe Agnes, fange Du Dein neues Leben an und werde frisch und fröhlich und gedenke meiner in treuer Liebe und habe einen freudigen und fröhlichen Mut zu Deiner neuen Laufbahn. Ich habe ein felsenfestes Zutrauen zu Eurem Glücke und habe Dir, lieber Wilhelm meine Agnes mit großer Ruhe übergeben."

In steter Regelmäßigkeit, das Kleinste und Größte berichtend und sich über alle seelischen Vorgänge gegenseitig aussprechend, gab dieser Briefwechsel Mutter und Tochter mehr, als ein fortgesetzter persönlicher Umgang es hätte thun können. Mit der Aussicht, Großmutter zu werden, eröffnete sich für Caroline wieder eine neue Quelle der Freude. Im Frühling 1819 wurde endlich ihr langgehegter Wunsch erfüllt und sie reiste mit ihrem Gatten und 4 Kindern nach Gotha, wo sie am 28. April glücklich anlangten. Hier weilten sie mehrere Monate, und führten ein ruhiges fröhliches Leben. Bei der Heimkehr fand Caroline ihren Sohn Clemens schwer erkrankt und die tiefen Eindrücke von Freude und Schmerz wirkten so erschöpfend auf die ohne dies zarte Frau, daß sie selbst in schwere Krankheit verfiel. Als nun im August die Nachricht kam, daß ihrer Tochter Agnes das erste Kindlein geboren war, schmerzte es sie tief, nicht zu ihr eilen zu können, doch hatte sie ihre zweite Tochter Luise zur Pflege der Schwester in Gotha zurückgelassen. Für diese war der Aufenthalt ein für das Leben entscheidender. Ein junger Jurist, Namens Agricola, den sie dort kennen gelernt, hielt im Herbst um ihre Hand an. Mit schwerem Herzen entschlossen sich die Eltern, auch die zweite Tochter in die Ferne zu geben. Während des Winters kehrte Luise nach Hamburg zu den Eltern zurück, um schon im April 1820 ihrem Gatten nach Gotha zu folgen. Der Vater und Bruder Clemens begleiteten sie dahin und der älteste Sohn Mattias hatte kurz vorher die Universität Tübingen bezogen, wo er Theologie studieren sollte. So blieb Caroline in dem vereinsamten Hause mit vollem Herzen zurück. Dafür wurde sie entschädigt, als ihr Gatte bei seiner Rückkehr sie mit der ältesten Tochter und der kleinen Enkelin überraschte die bei der Mutter einige Wochen verweilte. Daß die Mutter nicht nur mit ihren Töchtern in lebhaftem Briefwechsel blieb, sondern auch aus der Ferne mit ihrem Sohn, der sich dem Studium der Theologie widmete, auf's Innigste verkehrte zeigt folgendes Schreiben:

„Lieber Matthias, gewöhne Dich zur angestrengten Arbeit und versäume nichts ohne Not. Nicht allein das Nicht-gelernt-haben, sondern auch die Gewöhnung, nicht zu lernen, hat große und bittere Folgen. Schreibe mir doch, ob Du tüchtig fleißig bist; ich wünsche und hoffe es. Auch möchte ich wohl im einzelnen wissen, wie Du Deine Studien eingerichtet hast. Ich glaube, daß es einem jungen Manne mit dem ernstesten und besten Willen unmöglich ist, das Was und Wie in seinen Studien recht beurteilen und einsehen zu können. Mir würdest Du eine sehr große Sorge nehmen, wenn Du Dich einem verständigen,

gelehrten und älteren Manne anvertrautest, der Dir Vaterstelle verträte und Deinen wissenschaftlichen Gang leitete. Ohne weiter etwas davon zu verstehen, weiß ich doch, daß Erfahrung den Meister macht. Du wirst, lieber Matthias, wahrscheinlich über diesen Rat lachen; das magst Du auch gerne thun, aber nimm ihn an und schreib mir Deine Meinung; ich wollte Dich aber gar zu gern auf dem geraden und nächsten Wege auch zum Wissen haben."

„Du kannst denken", schrieb sie ihm bei Uebersendung einiger theologischer Streitschriften, „was das für pro und contra verursacht hat; es ist sehr betrübend und wiederlich, daß die heiligsten und wichtigsten Religionswahrheiten als Gespräch und Zeitvertreib verhandelt werden; doch ist es auch wieder gut, weil die Menschen sich fragen müssen, auf welcher Seite sie stehen. Ich glaube wie Du, daß Du, um es ehrlich mit Deiner Wissenschaft zu meinen, und um Deiner künftigen Gemeinde und Deines eigenen Kopfes und Verstandes willen, aus allen Kräften forschen, denken und lernen mußt, damit Du auch auf diesem Wege zu der festen Erkenntnis und zu dem hellen Bewußtsein kommst, daß in Christo verborgen sind alle Schätze der Weisheit; aber ich hoffe es auch zu Gott, daß, wenn es Dir mit Deinem Ringen, Forschen und Streben reiner und wahrer Ernst ist, Gott Dir in der Tiefe Deines Herzens ein Sehnen, das jenes alles nicht bedarf und einen gläubigen festen Punkt erhalten wird, an dem Gott sein Gnadenwerk an und in Dir festsetzt, während Dein Verstand in Arbeit und Unruhe im Fallen und Aufstehen begriffen ist."

Seitdem Carolinens Töchter in Gotha verheiratet waren, hatte sie die Hoffnung gehegt, daß Perthes es möglich machen könnte, sein großes Geschäft mit dem unruhigen Getriebe, Andern zu überlassen und fern vom Gewühl der großen Stadt, nach Gotha zu ziehen. Auch Perthes ersehnte dieses Ziel und suchte es zu erreichen; aber Caroline sollte es nicht erleben weitere Jahre mit ihrem Manne und ihren Kindern vereint zu sein. Im Frühling 1821 hatte die Krankheit des Herzens und der Nerven, an der sie schon jahrelang litt, sich zu einem so hohen Grade gesteigert, daß zur Pfingstzeit heftige innere Krampfanfälle und Fieber sie dem Tode nahe brachten. Sie war sich ihres bedenklichen Zustandes wohl bewußt. Mitte Juli brachte man sie nach Wandsbeck um der Unruhe des Hauses überhoben, sich in guter Luft zu bewegen. Die Atmungsbeschwerden und Brustkrämpfe stellten sich hingegen bei der geringsten Bewegung ein und an dem körperlichen Zustand besserte der Aufenthalt nichts. Noch hatte sie die Freude, die Geburt eines zweiten Enkels zu erleben, der nach ihrem Liebling Bernhard getauft wurde und festlich verlebte sie ihren Hochzeitstag, den zweiten August mit ihrem Gatten, der sie zu besuchen kam. Ihr liebevolles Gemüt sprach sich darüber in einem Brief an ihren Sohn in Tübingen aus, den letzten, den er von ihrer Hand empfing:

„Unsern Hochzeitstag haben wir in Wandsbeck auf eigene Hand sehr vergnügt und glücklich verlebt; ich bin mit Hilfe vieler Zeit und eines Stuhles zum Ausruhen mit meinem lieben Bräutigam rund um die schöne große Wiese gegangen und kann nicht aufhören, Gott zu danken für diesen glückseligen Gang.

Wir waren allein; seit Jahren hatte ich mit Perthes einen solchen Gang nicht; unser Gespräch war weitumfassend und kühn, da nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft unser war. Euer aller wurde gedacht."

Wenige Tage darauf mußte sie nach Hamburg gebracht werden und die Hoffnung auf Genesung schwand immer mehr. Nur sie fühlte nicht andauernd die Nähe des Todes. Gegen ihre Umgebung war sie stets Liebe und Freundlichkeit und die Kraft ihres Geistes schien nicht gebrochen. Am 24. August brach sie unter den heftigsten Krampfanfällen kraftlos zusammen. Angst um Luft und tiefer Schlaf wechselten seit diesem Tag mit einander ab; aber wenn sie dann aus ihren Fieberfantasien erwachte und eine schmerzensfreie Stunde bei hellem Bewußtsein hatte, dann war siegend über Not und Tod, die Ruhe des Glaubens, die Sicherheit der Hoffnung und die Freundlichkeit der Liebe über ihr Sterbebett ausgebreitet. Am 28. August schrieb Perthes nach Gotha: „Euere Mutter ist sehr krank; wir stehen in Gottes Hand; wir dürfen hoffen, aber wir haben mehr Ursache zu fürchten. Mein Trost, meine Haltung besteht in Ergebung; Herr, dein Wille geschehe; hält Gott den Tod der frommen Mutter an der Zeit — sein Wille geschehe; wohl maße ich mir nicht so viel Stärke an. Das Zerreißen der Liebe wird schrecklich sein, noch schrecklicher das Entbehren der Seele, die allein mich ganz kennt. Eine öde, traurige Einsamkeit, kurz oder lang, bleibt nach. Hoffen kann und darf ich nicht; nur wenn ich mich in das Schreckliche ganz und gar ergebe, finde ich Haltung und Trost."

Am Abend desselben Tages — 28. August 1821 —, kurz nach neun Uhr, machte ein Nervenschlag dem frommen Leben so plötzlich ein Ende, daß kein Druck der Hand, kein Wort, kein Blick der Liebe den Umstehenden als Abschiedsgruß zuteil ward. Sie war hinübergegangen ohne die Schrecken des Todes erfahren zu haben.

Zweiundzwanzig Jahre später erst folgte der Gatte ihr in die ewige Heimat nach. Der edle Geist Carolinens ruht segensvoll auf ihrem Geschlecht.



Marie Françoise Sophie Gay de la Valette.

geb. 1776, gest. 1852.

Interessant durch ihr Leben wie durch ihre Schriften war Sophie, die Tochter des Marquis Richauld de la Valette, geboren am 1. Juli 1776 in Paris. Nach einer glücklich verlebten Jugend und vorzüglichen Erziehung, entwickelte sich Sophie zu einem anmutigen, hochbegabten Mädchen. Sie war sehr musikalisch, spielte künstlerisch die Harfe und das Klavier, dichtete und beschäftigte sich viel mit Litteratur. Von vielen Bewerbern umgeben, verheiratete sie sich früh, war jedoch mit ihrem ersten Gemahl, Namens Bottier nicht glücklich, und nachdem sie von demselben geschieden worden war, heiratete sie Herrn Gay, der als Receveur génerale im Departement de la Rhône eine hohe amtliche Stellung einnahm und bezog mit demselben ihr Haus in Aix la chapelle. Auf einer Badereise nach Spa trat sie in freundschaftliche Verbindung mit Pauline Bonaparte, Prinzeß Borghese, der Schwester Napoleons. In ihrem Hause versammelte sie Künstler und Schriftsteller, ließ Theaterstücke und komische Opern aufführen, zu denen sie selbst den Text schrieb und wurde die Beschützerin und Förderin junger Talente. Zwei Ereignisse aus ihrem Leben zeugen von ihrem Gerechtigkeitsgefühl und von ihrem Mut.

Das erste betraf eine Zusammenkunft mit Napoleon; derselbe war bekanntlich ein Feind der schriftstellernden und gelehrten Frauen. Frau Gay de la Valette war ihm schon früher durch seine Schwester vorgestellt worden. Als er ihr nun nach einigen Jahren wieder begegnete fuhr er sie barsch an: „Madame, ich höre, daß Sie viel schreiben, was haben Sie geschaffen, seitdem wir uns nicht gesehen?" „Herr, ich habe drei Kindern das Leben gegeben!" antwortete sie in großer Ruhe. Von diesen Kindern wurde eine Tochter Mme. O'Donel, eine die Gattin Emile de Girardins.

Später im Jahre 1815, als Napoleon die letzte Nacht vor seiner Gefangenschaft in St. Helena im Schlosse von Malmaison zubrachte, gab ihm Baron Farr ein Buch, welches von Frau Gay de la Valette erschienen war: „Anatole". Der Kaiser las es während der Nacht und gab es am andern Morgen dem Baron mit den Worten: „Behalten Sie es zum Andenken; es hat mich auf einige Stunden meinen Kummer vergessen lassen."

Das zweite Ereignis, von dem ich oben sprach, betraf Frau von Staël. Dieselbe, welche damals in der Verbannung lebte, hatte den Roman „Delphine" herausgegeben, welcher von der Presse hart mitgenommen wurde und u. a. hatte Frau von Genlis dagegen eine Polemik eröffnet. Frau Gay de la Valette trat mutig als Verteidigerin der Frau von Staël auf.

Als Schriftstellerin war Sophie Gay ungemein fleißig, wovon folgende Werke ein Zeugniß ablegen, die mit außerordentlichem Beifall in Frankreich, sowie in Übersetzungen im Auslande gelesen wurden: Les véritables joyaux de Cornélie — Laure d'Estelle. — Le valet de chambre d'un aide de camp. — Malheurs d'un amant heureux. — Von 1824 an schrieb sie meist Theaterstücke und Operntexte, in denen sie, da sie mit großem Erfolg aufgeführt wurden, schnell Berühmtheit erlangte. Von diesen sind die bekanntesten Joie fait peur. — Physiologie du ridicule. — Le comte de Guiche. — La duchesse du chateau roux. — La comtesse d'Egmont. — Les souvenirs d'une vieille femme. — Le Marquis de Pomenars.

Im Jahre 1818 arrangirte sie für die komische Oper die Sérenade de Regnard, zu welchem Madame Gail, die Frau des berühmten Hellenisten die Musik machte. 1821 schrieb sie im Auftrage von Duval und Pear die Texte zur komischen Oper: Le Manoine de Milan und später denselben zu Maitre de chapelle — und Une aventure du chevalier de Grammont. Singspiel in 3 Akten.

Mehrere Dramen in Prosa und Poesie waren die Frucht ihrer letzten Jahre; so „Marie ou la pauvre fille" — „La veuve du tanneur."

Madame Gay de la Valette war bis ans Ende eine gesellige und heitere Weltdame, welche den Genuß des Lebens liebte, und den Tod nur fürchtete, weil sie das Alleinsein haßte. Ihr Wunsch, in Gegenwart ihrer Freunde vom Tode überrascht zu werden, wurde erfüllt. Sie starb umringt von Künstlern und Freunden in ihrem stets gastlichen Hause, ohne je die Vereinsamung kennen gelernt zu haben. Das Klavier war geöffnet, Freunde führten ernste und heilige Gesänge aus, als sie, vom Schlage gerührt, sanft in ihrer Mitte entschlummerte.



Fredrika Bremer.

geb. 1801, gest. 1866.

Eine der besten und fruchtbarsten Schriftstellerinnen Schwedens war Fredrika Bremer, die Tochter eines reichen Kaufmanns und Bergwerksbesitzers. Ihre Eltern lebten zur Zeit ihrer Geburt, den 17. August 1801 in Tuorla bei Abo in Finnland, zogen jedoch schon, als sie drei Jahr alt war, nach der Provinz Schonen. Aus ihrer Jugend, die in angenehmen Verhältnissen verfloß, erfahren wir nur, daß sie nach einer vorzüglichen Erziehung sich zur Lehrerin ausbildete und als solche eine Zeit lang in einem Töchterinstitut in Stockholm wirkte. Später lebte sie bei ihrer Freundin, der Gräfin Sommerhjelm in Norwegen. Da sie unverheiratet blieb, obgleich sie, wie es sich in ihren Romanen ausspricht, eine große Liebe für das Familienleben hatte, folgte sie ihrer Neigung, fremde Länder kennen zu lernen und machte verschiedene Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien, England, die Vereinigten Staaten Nordamerikas, nebst der Insel Cuba, bis sie in ihrem 54. Lebensjahre eine Reise nach dem Orient antrat, wo sie drei Jahre bis 1856 zubrachte. Die letzten zehn Jahre ihres Lebens blieb sie auf ihrem Landgut Asta bei Stockholm, wo sie auch am 31. Dez. 1866 starb. In ihren Werken zeigt sich ein tüchtiger Verstand, gesunde Lebensauffassung, tiefe Kenntnis des menschlichen, besonders des weiblichen Herzens. Ihre Darstellungsweise ist treu und anschaulich, ihr Hauptgebiet ist das Haus und das Familienleben, von denen ihre Schilderungen einzig in ihrer Art, anziehend und lebensvoll sind. Überall leuchtet ihr warmes Gemüt, ihre Anmut und Naivität hervor, wenn sie auch zuweilen für unsern heutigen Geschmack zu weitschweifig in ihrer Schilderung des Kleinen wird. Ihre ersten Romane, die 1833 und 1834 erschienen sind, machten sie schnell beliebt und verbreiteten ihren Ruf. Es sind dies „Die Familie H." — „Die Töchter des Präsidenten"

und „Die Nachbarn.“ Die letzteren wurden später von Charlotte Birch-Pfeifer dramatisirt. Weniger wertvoll waren die beiden Romane: „Das Haus“ und „Streit und Frieden“, obgleich die Naturschilderungen in dem letzteren hinreißend schön sind. In späteren Erzählungen, wie in „Nina“ wagt sie sich an die Lösung sozialer Probleme. Schon 1843 erschienen ihre bis dahin geschriebenen Novellen unter dem Titel: „Tecknin gar ur hvardagslifvet.“ Im Jahre 1848 kam die Gesamtausgabe ihrer Werke erst in 8 Bänden unter dem Titel: „Nya Teckningar ur hvardagslifvet“ heraus, welche zusammen mit den früheren ins Deutsche übertragen, von 1851 bis 1853 unter dem Titel: „Skizzen aus dem Alltagsleben“ in 20 Bänden erschienen. Auch ins Französische, Englische, Holländische u. a. Sprachen sind ihre Werke übersetzt, ebenso wie ihre späteren Werke: „Morgenbämmerung“ 1842, in welchem die Dichterin ihr religiöses Glaubensbekenntnis niederlegte. „Hertha“ Roman 1856 und „Vater und Tochter“ 1839 Als Frucht ihrer Reisen gab sie die anziehendsten Reisebilder heraus, so: „Leben im Norden“, Mittsommerreisen, „England im Jahre 1851“, „Leben in der alten Welt und eine „Beschreibung Palästina's.

Eine deutsche Gesammtausgabe von Fredrika Bremers Werken erschien 1882 bei F. A. Brockhaus, Leipzig.



Emilie Flygare Carlèn.

geb. 1807.

Schwedische Romane und Novellen mit der Signatur Carlèn sind über die ganze Welt verbreitet und in fast alle Sprachen civilisirter Nationen übersetzt. Außerhalb des skandinavischen Nordens ist man durchgängig der Meinung, daß dieselben alle von einer Verfasserin herrühren. Dieses ist indessen eine irrtümliche Auffassung. Es gibt nämlich nicht weniger als drei Schriftstellerinnen in Schweden, welche diesen Namen tragen, ohne mit einander verwandt zu sein, Emilia, Rosa, Maria Carlèn. Obgleich es fast ausschließlich Emilia Carlèn ist, die im Auslande sich einen gefeierten Namen erworben hat, der neben dem Fredrike Bremer's gestellt wird, sind in der Heimat die Stimmen geteilt, ob ihr oder der jüngeren, noch jetzt in voller Kraft wirkenden Rosa Carlèn der Vorrang einzuräumen sei. Marie Carlèn kommt bei diesem Vergleich weniger in Betracht, nicht etwa weil ihre litterarischen Leistungen niedriger stehen, sondern weil die Anzahl der von ihr herausgegebenen Novellen und Gedichte nur eine sehr geringe ist, während sie ihre Hauptwirksamkeit auf geschichtlich antiquarische Untersuchungen gerichtet, und sie mit Bezug hierauf, nicht Geringes geleistet hat. Emilia Carlèn wurde als das vierzehnte und letzte Kind des Kapitäns Rutger Smith und seiner Frau Margarethe, am 8. August 1807 in Strömstadt, wo ihr Vater sich unmittelbar nach der Hochzeit als Kaufmann niedergelassen hatte, geboren. Dieser Ort liegt am Skagerak an der Westküste Schwedens, wird als Badeort benutzt, und ist durch seine eigentümliche Natur, inmitten des Bohmsländischen Skjärrgaards weit nnd breit im Norden bekannt. Zahllose Klippen bilden hier eine lange, längs der ganzen Küste sich erstreckende Vormauer. Das Meer stürmt gegen die erste Reihe derselben und manches Fahrzeug ist hier in der schäumenden Brandung untergegangen. Enge tiefe, sich in allen Richtungen

schlängelnde Kanäle führen zu den näher der Küste belegenen, höheren mit Fichten und Tannen bewachsenen Klippen. (Skjör.) Hier ist das Fahrwasser ruhig. Schwedens tüchtigste, wettergebräunte und unerschrockene Lootsen haben hier ihre hölzernen, freundlichen Wohnungen. Zahlreiche Fischer haben sich hier angesiedelt, wo der Felsen Schutz und Raum bot und inmitten dieser Colonien mit ihrem eigentümlichen Treiben und Leben, liegen Kaufmannshäuser, den Verkehr zwischen See und Festland vermittelnd. Emilia verbrachte hier ihre Jugend und hat in einer Reihe ihrer Schriften den Schauplatz der Handlung hierher verlegt. Meisterhaft ist namentlich die Schilderung der Zustände und Verhältnisse in ihrem Roman: „Et Köpmannskuus i Skärgarden." (Ein Kaufmannshaus in den Scheeren.)

Die kleine Emilie zeigte wenig Lust für ihre Schularbeiten und für die Ausbildung ihrer Talente; dagegen saß sie gern am Spinnrocken und erdichtete auf eigene Hand Geschichten oder dachte sich die Fortschritte der Romane aus, die sie an den Abenden vorlesen hörte. „Wenn ich ins Comptoir hinauskommen durfte, so erzählte sie selbst, -- ich wartete stets die Abwesenheit meines Bruders ab, — kletterte ich auf den dreibeinigen Stuhl, dem Buchhalter gegenüber, nahm Papier und Feder zur Hand, und begann das erste Kapitel meines ersten Romans. Aber diese Freude währte nicht lange, denn als mein Bruder Karl eine Menge zusammengerollter Papierstücke in den Löchern des grünen Stuhlüberzugs versteckt fand, — alle begannen mit ungefähr derselben Phrase: „Eine kohlenschwarze Nacht mit blutroten Wolken lag auf dem Meere" — mußte ich soviel Scherze über meine litterarische Wirksamkeit hören, daß ich dieselbe Qual erlitt, die ich früher bei meinen Besuchen in den vom Wasser bespülten Felsenhöhlen hatte, wo ich lebhaft mit, für andere unsichtbaren, Wesen verkehrte."

Mit zwölf Jahren durfte sie den Vater auf einer Geschäftsreise auf einem Boote begleiten. Dies wurde später der liebste Zeitvertreib des muntern Mädchens; bald war sie an der ganzen Küste zu Hause, kannte das Leben auf der See ganz genau und war bei der Bevölkerung ein gern gesehener Gast. Aus dem Munde dieser Leute erfuhr sie einen reichen Vorrat Sagen und Erzählungen, die mehr oder weniger umgearbeitet in ihre Küstenromane; „Rosen paa Tistelön" (die Rose von Tistellö) Paul Värning u. s. w. aufgenommen wurden. Das lebhafte, scharfe Beobachtungsvermögen folgte ihr jedoch auch zu Lande, und im Allgemeinen versah diese Jugendzeit sie mit dem reichsten Stoff für die spätere Wirksamkeit als Verfasserin. Die Verrichtungen im Haushalt dagegen waren ihr sehr gleichgültig, aber sie zeigte einen ausgeprägten Sinn für die kaufmännischen Beschäftigungen, so daß der eine ihrer Brüder, der dem Geschäft vorstand, den Vorschlag machte, sie als Compagnon in die Firma aufzunehmen.

Daraus wurde jedoch nichts; mit zwanzig Jahren ging Mamsel Smith — der Titel „Fräulein" war damals noch ein adeliges Privilegium — mit dem Provinzialarzt Axel Flygare die Ehe ein. Sechs Jahre später war sie Wittwe mit zwei kleinen Kindern und einer geringen Pension vom Staate. Sie siedelte wieder in ihre Heimat über und verlobte sich ein Jahr darauf mit einem jungen

Juristen J. R. Dalin, aber kaum mehr als ein Jahr später kam der hochbegabte Mann, ihr Bräutigam, durch Unglück ums Leben.

Diese wiederholten Verluste — ihr Vater starb schon 1830 und ihre kleine Tochter einige Jahre darauf — wie schmerzlich sie auch das feinfühlende Gemüt der jungen Frau berührten, wirkten dennoch nicht lähmend auf die Frische und Elastitität ihrer Natur.

„In dieser Epoche meines Lebens", schreibt sie, „an meinem dreißigsten Geburtstage, faßte ich die Idee, von neuem das zu versuchen, was ich in meiner Kindheit versucht, nämlich die Geschichten zu Papier zu bringen, die sich in meiner Innenwelt abmalten. Ich war jetzt, wie gesagt dreißig Jahre, ich hatte den Ernst des Lebens erfahren, ich hatte an verschiedenen Orten gelebt und kam in Berührung mit den verschiedensten Gesellschaftsklassen. Ich habe gelernt, mit andern zu leiden und zu fühlen, ich würde also meine Werke nicht aus der Fantasie schaffen, sondern sie aus dem Leben selbst nehmen."

Im Herbst 1838 kam im Buchhandel ein Roman mit dem Titel: „Waldemar Klein" heraus. Die Verfasserin war anonym und nannte sich „Frau F." Diese Arbeit einer bisher unbekannten Schriftstellerin wurde mit ungewöhnlichem Beifall begrüßt, der die Verfasserin ermutigte, auf der so glücklich begonnenen Bahn fortzuschreiten. Ein neuer Roman: „Der Repräsentant" erschien im nächsten Jahre und bald darauf zog Frau Flygare nach der Hauptstadt, um sich ganz dem neuen Beruf zu widmen. Während der folgenden Jahre entwickelte Frau Flygare eine erstaunenswerte Produktivität. In demselben Jahr erschien „Gustav Luidorni", 1840: „der Professor und seine Schützlinge," und „die Milchbrüder," 1841 „die Kirchenweihe in Hamarby." Die Popularität der Verfasserin steigerte sich unaufhörlich. Ehre und Erfolg wurde ihr schon im Anfang ihrer Laufbahn entgegengebracht, und sie zu besitzen war der Ehrgeiz Vieler. Schon im Jahre 1841 konnte Frau Flygare ihrem Namen einen andern zufügen, als sie sich mit dem bekannten Dichter nnd Litteraten Johann Gabriel Carlèn verheiratete. Das Haus der Carlènschen Gatten war während 20 Jahren der Sammelplatz für alles was Stockholm an hervorragenden Geistern in der Litteratur und der Kunst hatte. Die Frau ruhte jedoch nicht während der Ausübung ihrer Pflichten als Gattin und Wirtin. Im Jahre 1842 erschien: „Die Rose auf Tistelö" und 1844 Paul Värning."

Eine Unterbrechung ihrer rastlosen Thätigkeit trat plötzlich ein — eine Unterbrechung, die sechs Jahre währte. Mit männlicher Standhaftigkeit hatte Frau Carlèn die Sorgen ertragen, die sie zu wiederholten Malen heimsuchten; der Verlust, der sie jetzt traf, vernichtete fast ihr Herz. Ihr Sohn aus erster Ehe, Eduard Flygare, reich begabt, der zu den besten Hoffnungen Anlaß gab, war aus dem Süden, wo er vergebens Heilung für seine Krankheit gesucht, heimgekehrt und starb am heiligen Abend 1852. Tief angelegte Seelen leiden am schwersten, und von der Stunde schien ihre ganze Fantasie, alle ihre Gedanken an des Sohnes Grab gefesselt zu sein. „Unbeweglich, wie der Marmorstein, der sich darüber erhob," schrieb einer ihrer Freunde.

„Der heftigste Schmerz dieses, für ein liebendes Mutterherz so schweren Schlages wurde wohl durch die heilende Kraft der Jahre gelindert, aber noch hatte Frau Carlén die Feder nicht wieder aufgenommen. Da wurde ihr von dem Redakteur Sohlmann der Vorschlag gemacht, einen größeren Roman für seine Zeitung zu schreiben und im Anfang des Jahres 1850 begann in den Spalten des „Aftenbladet" (Abendblattes) der Roman: „Ein Kaufmannshaus in den Schreeren," allgemein als ihre vorzüglichste Schöpfung gelobt.

Ein anderes Werk, ebenfalls von großem Interesse in kulturhistorischer Hinsicht ist: „Die Erinnerungen an ein schwedisches Verfasserleben von 1840—1860," überdies hat Frau Carlén in späteren Jahren noch eine Anzahl kleinerer Erzählungen geschrieben, die ebenso wie die Novelle: „Der Erbe und sein Gegner," mit welcher Frau Carlén im Jahre 1884 ihre gefeierte Feder niederlegte, im „Schwedischen Familienjournal" erschienen.

Sämmtliche Arbeiten sind mehrfach ins Deutsche übersetzt.

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, auf die besonders in die Augen fallenden Vorzüge der Frau Carlén hinzuweisen. Zu denen gehört zunächst ihre Kunst der Schilderung, die sich nicht auf subjektive Einbildungen stützt, sondern auf das Leben selbst, und zur Behandluog nur solche Motive wählt, von denen sie auf Grund reicher Erfahrung und vorzüglichen Beobachtungsvermögens wirklich zu erzählen weiß. Ausnahmemenschen hat sie im Allgemeinen beiseite gelassen und statt dessen mit Kraft und Naturwahrheit alltägliche Figuren gezeichnet.

Ihr Talent ist: lebendig und anschaulich die Ereignisse und deren Entwickelung nicht minder als Charaktere der verschiedensten Art zu schildern, ebenso die Komposition mit einer Kraft und Sicherheit zu entwerfen und durchzuführen, die Bewunderung erwecken muß.

Im Jahre 1862 erhielt Frau Carlén die große goldene Medaille der schwedischen Akademie.

Bald nach dem Tode des so inniggeliebten Sohnes, zu dessen Gedächtnis sie an der Universität zu Upsala ein Stipendium für unbemittelte Studenten aus ihrer Heimat stiftete, — wurde das Wohlthun für sie eine Lebensbedingung und sie hatte ihre Zeit zwischen litterarischer Beschäftigung und in Wirken für die Arme in ihrer näheren oder weiteren Umgebung geteilt.

Im Jahre 1875 verschied ihr Gatte, und nun lebte sie als Wittwe in stiller Zurückgezogenheit in derselben Wohnung, die sie fast dreißig Jahre hindurch inne gehabt. Trotz ihres hohen Alters erfreut sie sich einer unverminderten Geistes- und Körperkraft.

Die Augen sind zwar geschwächt, aber sie liest die Correktur einer neu erscheinenden Auflage ihrer Romane selbst und folgt mit Interesse den neuesten Erscheinungen in der Litteratur.

Gleichzeitig mit ihrem achtzigjährigen Jubiläum erschien auch in Deutschland, wie bereits erwähnt, eine Sammlung ihrer bisher nicht übersetzten Novellen und Erzählungen, gleichsam als der Schwanengesang der bejahrten Schriftstellerin.

Emilie Carlén gehört zu der kleinen Anzahl der Schriftstellerinnen, denen beständig ein günstiger Wind geweht hat. Der großartige Erfolg, der ihren Arbeiten zu Teil wurde, machte sie keineswegs schwindlig. Es gewährte ihr vielmehr Genugthuung eine bescheidene Selbsterkenntnis sich angeeignet zu haben und von derselben durchdrungen zu sein. In einer Autobiographie bemerkt sie unter anderm über ihre schriftstellerische Wirksamkeit: „Während des Vorschreitens der Jahre und des Denkens habe ich nach dem Eigentümlichen und Einzelnen gesucht und wo ich die großen tragischen Elemente des Lebens schilderte, habe ich nach der Wahrheit, nicht mit der Fantasie gezeichnet. Das Leben und die Sphäre der Dichtung können nichts aufweisen, was die Wirklichkeit nicht bitterer und größer bietet. Bei meiner Verfasser-Wirksamkeit bin ich im hohen Grade durch eine reiche und weitumfassende Erfahrung unterstützt worden, die ich mir durch meine wechselnden Lebensverhältnisse, sowie durch lebhafte Berührung mit zahlreichen Menschen der verschiedensten Klassen erwarb.“



Julie Rettich.*)

Große Schauspielerinnen erregen meist die Teilnahme der Zeitgenossen, so lange ihr Ruhm durch die persönliche Erscheinung immer von Neuem aufgefrischt und entflammt wird, aber außer einzelnen Kunstenthusiasten hört in der Regel die Welt auf, sich mit den Meisterinnen der darstellenden Kunst zu beschäftigen, wenn sie die Lorbeerkränze auf den Sarg als letztes Liebes- und Anerkennungszeichen niederlegt.

Etwas anderes ist es, wenn die Künstlerin auch als Mensch etwas Bedeutendes geleistet hat. Da ist es der Charakter, der die unsichtbare, aber unvergängliche Krone sich erwirbt.

Während andere große Schauspielerinnen nur ihres Talentes wegen, unabhängig von allen Charaktereigenschaften, verehrt werden, war bei Julie Rettich, wie ihr die Freunde nachrühmen, das Talent nur die höchste Blüte ihres hoheitsvollen herrlichen Charakters.

Dies ist es, was einen unsterblichen Zauber um ihren Namen webt, wie einst um ihre Person, die allgeliebt und allverehrt wurde und der deutschen Frauenwelt als musterhaft geschildert werden kann. Wie man sie in ihren vollendet schönen künstlerischen Leistungen bewundern mußte, so geschah es noch mehr durch ihr menschliches und echt weibliches Walten.

Wer Julie Rettich kannte, wird es nur als eine gerechte Nachrede anerkennen, wenn ihre Freundin Betty Paoli in dem von ihr entworfenen Lebensbild sagt: „Sie vereinigte in sich die Schärfe des Verstandes mit tiefer Herzensmilde, unerschrockene Wahrhaftigkeit mit schonungsvoller Zartheit, den höchsten dichterischen Schwung mit einer Thatkraft, die treu, wie sie dem Großen zugewendet war, auch der kleinsten Anforderung des Tages ihr Recht angedeihen ließ!"

*) Mündliche und schriftliche Mitteilungen der Künstlerin, ferner die nach ihrem Tode erschienenen Nekrologe und Betty Paoli's Lebensskizze.

Diese hochbegabte Frau erblickte das Licht der Welt am 17. April 1809 in Hamburg. Ihre Eltern waren das Künstlerpaar Gley, das sich eines allgemein geachteten Namens erfreute; ihre Mutter war eine gute Sängerin, ihr Vater ein beliebter Schauspieler. Als Julie acht Jahre alt war, übersiedelten die Eltern nach Strelitz, wo die Mutter als Großherzogliche Kammersängerin engagirt war und der Vater die Direktion der Hofbühne übernommen hatte. Hier wuchs Julie, umgeben von den angenehmsten Verhältnissen, auf. Ihre vortrefflichen Anlagen wurden durch eine verständige, sorgfältige und liebevolle Erziehung entwickelt und die glückliche Ehe der Eltern, der sittliche Ernst, der im Vaterhause herrschte, trugen gewiß die ersten Bausteine zu ihrer edlen Charakterbildung bei. Die ungewöhnlichen Anlagen des Mädchens entwickelten sich schon früh. Sie erhielt nicht allein einen guten wissenschaftlichen Unterricht, der ihre Lernbegierde befriedigte, sondern wurde zu häuslichen kleinen Pflichten angehalten, welche ihrer Thätigkeit besser entsprachen, dabei hatte sie stets so viel Herzgewinnendes, daß sie sich früh Freundinnen für's Leben erwarb.

1823 entsagten die Eltern in der Blüte ihres Lebens ihrem Künstlerberuf und die Familie zog nach Dresden. Das war für Julie von entscheidendem Einfluß.

Auf die lebhafte, körperlich und geistig kräftige Julie übte das Nomadenleben durchaus keinen zerstreuenden nachteiligen Einfluß, wie es bei einer zerfahrenen Natur hätte der Fall sein müssen, vielmehr schien es ihr jene Genügsamkeit zu geben, die ein ruhig hinfließendes Leben nicht aufkommen läßt, wo jede Gewohnheit zu einem schwer zu entbehrenden Bedürfnis wird.

Bei aller Zurückgezogenheit, in der Gley's in Dresden lebten, zogen sie doch die tüchtigsten gebildetsten Menschen an sich. Unter ihnen war es Ludwig Tieck, der in ein besonders inniges Freundschaftsverhältnis zu dem Hause trat. Kein Unterricht noch Selbststudium wirkt bekanntlich so bildend und anregend auf junge Gemüter, als der Umgang mit geistvollen, gediegenen Menschen. So begeisterte auch Ludwig Tieck leicht die heranblühende Jungfrau für alles Schöne und Wahre, indem er ihren Sinn für Kunst und Wissenschaft weckte und nährte. Er wirkte besonders auf ihren Geschmack und gab ihm eine entschiedene Richtung für das Klassische, indem er ihr die Schätze deutscher und fremder Litteratur eröffnete.

Bemerkenswert ist es dabei, daß weder Eltern noch Freunde je daran dachten, sie zur Künstlerin auszubilden. Vielmehr schien man ängstlich zu vermeiden, sie mit dem Theater in Berührung zu bringen. So geschah es, daß Julie fünfzehn Jahr wurde, ehe sie ein Schauspiel aufführen sah. Da verlockte die gute Besetzung des Wilhelm Tell den Vater, seine Familie ins Theater zu führen. Wie nun der Feuerstoff nur des zündenden Funkens bedarf, um zu erglühen, so entflammte Juliens Künstlernatur an der Darstellung dieser Schöpfung Schillers. Sein freier Geist erweckte den in ihr schlummernden Genius und sie überhörte seinen Ruf nicht: „Werde Schauspielerin!“ Mit dem festen Entschluß, dieses Kunsttempels Priesterin zu werden, kehrte sie aus der Vorstellung heim!

Allein, es sollte ihr nicht so leicht werden, der Eltern, besonders des Vaters Zustimmung zu erhalten. Sie fand festen Widerstand — bis es Ludwig Tiecks bekannter Überredungskunst gelang, der Eltern Einwürfe zu widerlegen. Er hatte Juliens außergewöhnliche Begabung bald erkannt und erbot sich selbst, ihr Führer und Lehrer zu werden. Julie Rettich hat es später oft in ihrer lebhaften, tieffühlenden Weise geäußert, wie viel sie diesem großen Geiste verdanke. Der damalige Intendant der Hofbühne erklärte sich gern bereit, die Kunstnovize einen Versuch auf seiner Bühne machen zu lassen.

So trat sie, sechszehn Jahre alt, als Margaretha in Iffland's „Hagestolzen" am 23. September 1823 zum ersten Male auf. Für die fehlende Reife bot die zarteste Seelenfrische, für die mangelnde Technik der Ausdruck der Wahrheit und Innigkeit Ersatz.

Der Intendant Freiherr von Lüttichau kam schon am andern Morgen, um einen Contract mit 800 Thaler Gehalt mit Julie Gley abzuschließen. Wie erstaunte er, daß man das junge Mädchen aus der Küche herbeirufen mußte, wo sie der Eltern Lieblingsgericht, einen Pfannkuchen, bereitete. Schon damals bekundete die angehende Künstlerin jenen ächt weiblichen Sinn, der über das Große, was er zu erreichen strebt, nicht jene kleinen Rücksichten und Pflichten versäumt, die unsere nächste Umgebung beglücken.

War ihr Vater anfangs gegen ihr öffentliches Auftreten, so begünstigte er es jetzt, wo er ihr Talent erkannte. Er führte sogar ein Tagebuch über ihre Vorstellungen, denen wir, so wie den dramaturgischen Blättern Ludwig Tiecks manch' wertvolle Notiz jener Zeit verdanken. — Noch lebende Freunde der Künstlerin, die bei ihren ersten Vorstellungen 1825 gegenwärtig waren, sprechen nicht allein von ihrem anmutsvollen, naturwahren, gefühlvollen Spiel, ihrer dichterischen edlen Erscheinung, sondern von ihrer eigentümlichen Schönheit, die sie aus der Menge der Frauen hervorragen ließ.

1826 unternahm Julie ihr erstes Gastspiel nach Prag, 1828 trat sie in Hamburg auf und reiste von dort nach Wien, nicht um dort zu gastiren, sondern Ludwig Devrient persönlich kennen zu lernen. Auf die besonderen Bitten des Wiener Intendanten vom Burgtheater, Herrn Schreivogel, gab sie daselbst, gänzlich unvorbereitet, drei Vorstellungen, im „Belisar", dem „Räuschchen" und dem „Mädchen von Marienburg". Ihr anmutiges, schwungvolles Spiel, ihre maßvolle und doch schalkhafte Heiterkeit im Lustspiel gewannen ihr alle Herzen und man hätte sie schon damals gern an Wien gefesselt, doch war sie noch in Dresden gebunden.

Das Jahr 1829 gab der Künstlerin eine neue Wendung. Goethe's Faust wurde zum ersten Mal in Dresden aufgeführt und Julie Gley, diese poesievolle, durchbildete, das Höchste erstrebende Schauspielerin, war das erste Gretchen, das die deutsche Bühne zeigte. Kein herrlicheres, naturwahreres hätte Goethe's Genius sich erträumen können. Am 27. August 1829, an des Dichters 80. Geburtstage, geschah Julie Gley dies denkwürdige Ereignis, mit dem sie zugleich ihren Ruf als tragische Schauspielerin begründete. Im selben Jahre noch

gab Julie zwölf Gastrollen in Berlin, wo sie jedoch die verlockenden und ehrenvollen Engagements-Bedingungen nicht annahm, sondern solche in Wien einging, und bald als die verkörperte Muse Schiller's in der Jungfrau, im Wallenstein, in der Braut von Messina Alle entzückte. Dennoch gab sie in Berlin 1831 abermals zwölf Gastrollen auf der Hofbühne.

Jetzt, auf der Höhe ihres jugendfrischen Glückes jedoch traf Julie Gley der härteste Schicksalsschlag. Die verheerende Cholera raubte ihr in kurzer Zeit die Schwester und den Vater. Ihre Kraft reichte kaum aus, die Hülle des Letzteren zur letzten Ruhestatt zu begleiten, da brach die tief Erschütterte zusammen — und ihr Leben schwebte drei Monde in größter Gefahr, bis es der aufopfernden Pflege der Mutter und Freunde gelang, sie zu retten, aber lange noch konnte sie sich nicht entschließen, da im Schauspiel aufzutreten, wo sie den geliebten Vater leiden gesehen und verloren hatte. Sie ging zum Gastspiel nach Graz. In der Gesellschaft, die sich ihr anschloß, war der junge hochbegabte Carl Rettich, der als Schauspieler von Cassel gekommen, am Burgtheater spielte und den Julie Gley bereits an ihres Vaters Krankenbett als treuen Freund kennen gelernt hatte. Seine ungewöhnliche Bildung, sein reiches warmes Gemüt waren nicht ohne Eindruck auf Julie geblieben. Aus einem zarten, sich gegenseitig würdigenden Freundschaftsverhältnis erblühte eine innige Liebe, die auf jener Gastreise zum Ausspruch kam und schon 1833 feierten beide Künstler ihren Ehebund, der bis zum Tode ein Muster der hingebendsten Liebe und Treue blieb. Mit dem jungen Gatten ging Julie nach Dresden, wo Herr von Lüttichau sie freudig aufnahm.

Im Jahre 1834 wurde Julie Rettich Mutter einer Tochter, der sie den Namen der verstorbenen Schwester, Emilie, gab und der sie bis zum Tode die schwärmerische Zärtlichkeit einer liebenden Mutter weihte. „Die Liebe," sagt Betty Paoli, „war ein Kultus, der all ihr Thun und Lassen bedingte, dem sie freudig alles opferte, unbekümmert, ob das Opfer nicht unverhältnismäßig größer sei, als der damit zu erreichende Zweck. Lieber hätte sie ihr eigenes Herz zerdrückt, als einen Wunsch der Tochter unerfüllt zu lassen, die Mutterliebe war die stärkste und heftigste Leidenschaft, die Julie je empfand."

Durch den Tod Kaiser Franz I (1835) trat auch im Personal des Hofstaats zu Wien eine Änderung ein. Graf Dietrichstein trat als General-Intendant an die Stelle des Grafen Czermin, der Julie's Gegner gewesen.

Vergebens hatte man sich bemüht, eine tragische Schauspielerin zu erlangen, die Frau Rettich ersetzen konnte, jetzt bot man ihr und ihrem Manne ein Gastspiel an, das beide annahmen, obgleich auch von Berlin die glänzendsten Anerbietungen kamen. Julien's Auftreten erregte einen Sturm von Begeisterung, den nur diejenigen begreifen konnten, welche die Verhältnisse genau kannten. —

Das Burgtheater war der Knotenpunkt der öffentlichen Interessen Wien's, ja Oesterreichs, das damals wie von einer chinesischen Mauer von Deutschland getrennt war. Die Bühne war die letzte einzige Zufluchtsstätte Deutschen Bewußtseins, für eine überwiegend große Mehrzahl der einzige Verband, in dem sie mit dem geistigen Leben Deutschlands stand. Mit glühendem Verlangen suchte

man auf der Bühne die Befriedigung, welche der Druck der politischen Verhältnisse versagte. — Das Gastspiel Julien's erschloß Aller Herzen. — Man war bezaubert vom Wohltaut ihrer Stimme, von der Tiefe und Wärme ihres Spiels; sie verherrlichte die Dichtungen, die sie darstellte.

Die Folge dieses Gastspiels war ein lebenslängliches Engagement für sie und ihren Gatten. Im Spätherbst wurde ein neues Drama vorbereitet: Griseldis von Baron v. Münch-Bellinghausen, dessen Dichtername Friedrich Halm den der Familie ganz in den Hintergrund gestellt hat.

Julie gab die Titelrolle und die Wirkung die sie hervorbrachte, war eine so überwältigende, daß keine spätere Künstlerin ihr darin gleichgekommen ist. Die Proben des Stückes hatten sie mit dem Dichter zusammengeführt und bald gestaltete sich zwischen beiden ein ideales Freundschaftsverhältnis, dessen Adel und Reinheit selbst die Verläumdung nicht anzutasten wagte, ein Seelenbund, der nur bei solch edlen Menschennaturen möglich ist.

Einen besonderen Reiz für Beide hatte das gemeinsame Lesen der Dichtungen von Dante, Tasso, Calderon, Shakespeare in der Ursprache; denn die merkwürdige Frau besaß bei allen ihren hohen Tugenden eine besondere Vorliebe und Wißbegierde für fremde Sprachen und mit derselben Leichtigkeit und dem unbegrenzten Fleiß, mit denen sie ihren allseitigen Berufs- und häuslichen Pflichten oblag, studirte sie dieselben mit so günstigem Erfolge, daß sie sie geläufig sprach, und in ihrer Litteratur heimisch war.

Fortan stand Halms dichterisches Schaffen in unauflöslichem Zusammenhang mit der Frau, in welcher er die Verkörperung echter Weiblichkeit und wahrer Poesie erblickte.

Jede edle Frauengestalt, die vor seinem geistigen Auge auftauchte, trug ihre Züge, sprach zu ihm mit ihrer Stimme; demütig nahm sie seine Huldigungen hin, die ihr nur ein Sporn zu höherer Vervollkommnung waren.

So haben beide einen unberechenbaren Einfluß auf einander geübt, welcher zum Segen ihres künstlerischen Schaffens wurde. Aber auch dem Leben war ein glorreiches Beispiel erhaben reiner Freundschaft zwischen einem Manne und einer Frau gegeben, welche ihr Gatte als dritter teilte.

Das Haus des Künstlerpaares wurde von den in Kunst, Litteratur und Leben bedeutenden Menschen aufgesucht, die, wenn sie Zutritt erlangten, unvergeßliche Stunden erlebten. Julie's Liebenswürdigkeit war der natürliche Ausdruck ihres inneren Wesens; sie zeigte die Güte des reichsten wärmsten Herzens, den Schwung des genialen Geistes, die Frische und Lebendigkeit einer schöpferischen Fantasie. Wie der ahnungsvollen Vertiefung war sie der harmlosen Heiterkeit fähig. Mit unvergleichlicher Schnellkraft schwang sie sich vom Geringfügigen zum Hohen; hier erfreute sie sich an einem Scherz- und Witzwort, dort versenkte sie sich mit sybillischem Ernst in die dunkelsten Rätsel des Lebens. Nichts war ihr fremd, nichts gleichgültig; jedem Menschen, jedem Gegenstand wußte sie eine Bedeutung abzugewinnen.

Aber wenn das Gespräch auf Kunst und Poesie, auf Menschenwohl und Völkerschicksal kam, da erklangen alle Saiten ihres Innern und mit feuriger Beredsamkeit verfocht sie ihre Überzeugung. In solchen Momenten verklärte sich ihr Antlitz zur höchsten geistigen Schöne, die mächtigen Augen leuchteten wunderbar — man glaubte eine Prophetin vor sich zu sehen.

Ein Thema, auf das sie oft gern zurückkam, war die Stellung der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft. Ihr Gerechtigkeitsgefühl empörte sich gegen die Beschränkungen, die ein gedankenloses Herkommen dem Weibe auferlegt, gegen das Vorurteil, das ihm die Fähigkeit abspricht.

Selbst das Muster einer Gattin, Mutter und Hausfrau, war sie weit entfernt davon, das Weib seinem natürlichen Berufe entfremden zu wollen, sie dachte vielmehr so hoch von demselben, daß dessen vollkommene Erfüllung ihr ohne Selbstständigkeit des Geistes und Charakters unmöglich erschien. Auch war sie davon durchdrungen, daß in unsern künstlichen socialen Verhältnissen so vielen Mädchen das häusliche Glück versagt ist, daß sie den Schwerpunkt weiblicher Bildung in der Thätigkeit sah, die zu einer selbsterrungenen Stellung führte. Jeden Druck, den sie ausüben sah, empfand sie im eigenen Herzen, dessen Milde sich eben in diesem Abscheu despotischer Unduldsamkeit und Willkür bewährte.

Julie errang sich einen hohen Rang litterarischen Wissens, das Studium fremder Sprachen diente ihr zu diesem Zweck. Sie hatte sich französisch und englisch, italienisch und spanisch zu eigen gemacht, um die Werke der verschiedenen Nationen in der Ursprache zu lesen. Göthe verehrte sie als ihren Schutzpatron und Freund, bei dem sie Rat, Trost und Erhebung fand. Einmal äußerte sie über ihn: Dem ist noch lange nicht sein volles Recht widerfahren. Denn, wenn ihn auch alle bewundern und preisen, wird er doch nicht geliebt, wie er's verdient. Wie vielen ist's denn klar, daß Göthe's Herz so groß war, wie sein Genius, ja, daß ohne ein so ganz dem Wohle der Menschheit geweihtes Herz, kein solcher Dichter denkbar wäre.

Unbekümmert konnte Julie ihre Jugend schwinden sehn. Der Zeitabschnitt, der dem Wirken so mancher Künstlerin ein Ende machte, eröffnete ihr ein neues Gebiet, auf dem die Großartigkeit ihres Wesens sich noch siegreicher bethätigen konnte, als vorher. Das Fach der Heldenmutter stand in innerster Uebereinstimmung mit ihrer heldenhaften Natur und sie leistete um so Vollendeteres, je reiner und edler die Charaktere waren, die sie darstellte und deren Gestalten sie unvergeßlich verklärte. Kleinliche Eifersucht gegen neu auftauchenden Talente blieb ihr fremd; sie sah in jeder Rivalin eine Mitstrebende. Niemand hat mit größerer Bewunderung dem Genie der Rachel gelauscht, als sie; Niemand die hohe Bedeutung der Ristori mehr anerkannt, — als die neidlose, edle Julie. Freilich hatte sie keine Rivalin zu scheuen. Wenn die Rachel sie in dämonischer Furchtbarkeit und vulkanischer Glut übertraf und die Ristori an formeller Schönheit und Plastik, so besaß sie dagegen einen Adel der Auffassung, der die dichterische Intention nie mißverstehen konnte. Auch muß die Vielseitigkeit ihres Talentes in Betracht kommen, die sie,

die erste Tragödin ihrer Zeit, zugleich im Conversationsstück unübertroffen erscheinen ließ.

Dabei betrieb die Künstlerin ihre Studien immer mit demselben Eifer, als sei sie eine Lernende, wobei ihr die kernige Gesundheit zu Hülfe kam, die nie einen Moment der Abspannung oder Erschöpfung wahrnehmen ließ.

Als Hausfrau entwickelte sie eine Thätigkeit und Pflichttreue, wie man es selten selbst bei denen findet, die nur ihrem Hause zu leben haben.

Dazu kamen die Ansprüche, die man an ihre Gastfreundschaft machte, und die, daß jeder sich an sie wandte, der eines Rates oder Beistandes bedurfte. Eine treuere, aufopferndere Freundin hat nie gelebt, und auch jeder Unglückliche und Bedrängte fand an ihr eine Helferin. Nichts vermochte sie in ihrer Großmut zu beschränken. Wenn ihre eigenen Mittel nicht ausreichten, scheute sie nicht Mühe noch Zeit, um für Andere Hülfe zu suchen und zu finden.

Anfang der fünfziger Jahre gründete sie mit anderen trefflichen Frauen einen Verein für Arbeitschulen, in denen arme Mädchen in den Fertigkeiten und Geschicklichkeiten unterwiesen wurden, die geeignet waren, ihnen einen Erwerb zu schaffen. Damit war noch der Zweck verbunden, unbeschäftigten Mädchen, welche der Schule entwachsen waren, eine Zufluchtsstätte zu schaffen, in der sie durch Arbeit und Aufsicht vor den schlimmsten Gefahren des Müßigganges geschützt waren.

Julie übernahm selbst die Leitung einer solchen Schule. Keine Ungunst der Witterung, nicht die überhäufteste Beschäftigung konnte sie abhalten, allwöchentlich nach der in einem entlegenen Stadtteil befindlichen Anstalt zu wandern, um sich von der Ordnung zu überzeugen. „Meine Kinder“ nannte sie die Zöglinge der Anstalt, und in der That suchte sie dieselben wie eine Mutter zu erfreuen und ihnen zu nützen.

Die Weihnachtsbescheerung, die sie dort spendete, beschäftigte sie schon Monate vorher. Sie sammelte Spenden, um mehr als hundert Mädchen vollständig zu bekleiden und besorgte den Einkauf der Stoffe, das Zuschneiden, Verteilen der Arbeit, als sei dies ihr einziger Beruf.

Aber das war nur eine von den unzähligen Thaten ihrer werkthätigen Menschenliebe. Hätte sie ihre Kraft mehr geschont, sie hätte so früh nicht sterben dürfen, aber sie konnte niemandem etwas versagen, kein betrübtes Gesicht sehen; ihr Trieb zu helfen war stärker, als der der Selbsterhaltung.

Das Leben von Tausenden zu dem ihren machend, hat sie in Wahrheit tausendfältig gelebt.

Ihre Wertschätzung des Menschen richtete sich mehr nach seinen Gemütsgaben, als nach seinen intellektuellen. Ihr Wohlwollen stützte die geistig Unbedeutenden, wenn sie brav waren, dagegen vermochte die glänzendste Begabung bei ihr nicht einen Makel des Charakters auszugleichen.

Die dunkelste Trübung ihres Lebens war ihr die Trennung von ihrer Tochter, welche sich der italienischen Oper zuwandte und der Familie sich entfremdete. Doch auch hierfür gab die Natur der schmerzlich bewegten Mutter Ersatz.

Emilie Rettich vermählte sich in Italien mit dem Impresario Merelli und die zwei Kinder dieser Ehe wurden, da sie das Wanderleben der Eltern nicht ertragen konnten, der Großmutter zur Pflege übergeben. Diese war glücklich, sich den Kindern der geliebten Tochter ganz in Liebesdiensten hingeben zu können. Mit leidenschaftlicher Innigkeit hing sie an ihren Enkeln; in ihrer Erziehung erblickte sie die Krone ihres Daseins, das nun zum Abschluß gelangte.

Von diesen Enkelkindern sprach sie in einer so rührenden zärtlichen Weise, daß ihr edles Antlitz der Spiegel innerster Glückseligkeit wurde. — Statt den Schwung ihres Geistes zu lähmen, steckten die Jahre ihm nur höhere Ziele und siegreich trug er mit sich auch Andre empor. Auch auf ihr Äußeres hatte die Zeit kaum einen Einfluß gehabt. Die feinen bestimmten Züge waren unverändert, die Haare von dunklem Glanz, das Organ hatte seinen vollen, klangreichen Ton bewahrt. Dennoch trug sie schon den Keim zu dem entsetzlichen Leiden in sich, dem sie unter Qualen erliegen mußte. Niemand, außer ihrer nächsten Umgebung ahnte die schreckliche Wahrheit. Wie hätte man dies auch vermocht, da sie wie sonst im Hause und auf der Bühne ihre Pflichten rastlos thätig erfüllte.

In der äußersten Anstrengung all ihrer Kraft suchte die Ärmste eine Zuflucht vor den dunklen Gedanken, mit denen der Blick in die Zukunft sie erfüllte. Jede Mühe und Anstrengung war ihr willkommen, welche sie ihr Geschick auf eine Stunde vergessen ließ. Was sie aber gelitten, das wußten diejenigen, die in so treuer Freundschaft sie stets umgaben, wie Betti Paoli und Frau Julie Schlesinger, die während ihrer schweren langen Krankheit in treuer Liebe bei ihr ausharrten.

Es ist ein tief schmerzlicher, ergreifender Gedanke, daß eine solche Frau jahrelang die unsäglichsten Leiden einer verheerenden Krankheit (Krebs) ertragen mußte, um endlich in der Kraft ihres Wirkens dahingerafft zu werden.

Im Frühling 1865 erkrankte sie an einer Lungenentzündung, aber noch sollte sie zum Leben wieder genesen. Sie ging mit ihrem Mann nach der Schweiz, wo sie einen Teil des Sommers zubrachte. Als sie heimkehrte, hielt man sie für ganz genesen, während sie selbst bereits jede Hoffnung auf Heilung aufgegeben hatte. Sie verbarg ihr unseliges Geheimnis und den wenigen Mitwissern legte sie unverbrüchliches Schweigen auf. Nichts konnte sie bestimmen ihre künstlerische Thätigkeit aufzugeben. An der Seite eine offne Wunde, deren heftige Blutung nur eben mühsam gestillt worden war, fuhr sie noch am 16. September von ihrem Landhause in Hütteldorf nach der Stadt, um die Porzia in Julius Cäsar zu spielen. Es war die letzte Rolle, die sie meisterhaft wie immer gegeben.

Dann aber brach sie zusammen. Die Krankheit machte reißende Fortschritte und furchtbar waren die Schmerzen, die sie auf dem Wege zum Tode zu erdulden hatte.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Am 11. April 1866 schlossen sich die Augen für immer, die stets nur Liebe und Güte gestrahlt hatten. Der Geist, der bis zur Todesstunde sein Herrscherrecht geübt, — und der Alle, die mit ihm in Berührung kamen, wie heiligen Sturmes Wehen mit sich fortriß, — er war entflohen.

Die Wirkung aber, welche solche Persönlichkeit ausübte, blieb nicht auf irdisches Wirken beschränkt. Ein guter und großer Mensch lebt nicht nur in der Erinnerung, sondern im Thun und Lassen derer fort, denen er zum sittlichen Ideale ward. Wie sie ein Musterbild des herrlichsten Frauencharakters und der Künstlerin im Leben war, so wurde sie ein Muster des Duldens und der Selbstbeherrschung in den Qualen der Krankheit. Denn noch auf dem Sterbelager gab sie nur Beweise ihres tiefen Gemütes, war für die Freunde thätig, klagte niemals, war niemals verbittert, und wirkte in liebevoller Sorge für ihre Schützlinge.

Ihr Begräbnis bekundete die allseitige Liebe und Verehrung, die sie in allen Schichten der Gesellschaft genoß, und überall hörte man Dr. Heinrich Laube's Leichenrede nachklingen, in der es hieß: „Julie Rettich wäre eine bedeutende Frau gewesen, auch ohne Künstlerin zu sein; sie war eine solche geworden, weil sie eine bedeutende Frau war; sie verkehrte mit schöpferischen Dichtern wie Ihresgleichen, und niemals überhob sie sich, — denn ihr Herz war warm, wie die Thränen des verzweiflungsvollen Gatten und Aller, die an ihrem Grabe weinten.*)

*) Bem. der Verfasserin:

Eines Tages, im Jahre 1864, suchte mich Julie Rettich in meiner Wohnung auf, als sie das letzte Mal in Berlin auftrat. (Selten hat mich eine Darstellung so ergriffen, als die der Medea von Julie Rettich.) Als sie sich mir vorstellte, sagte sie, und ihre wohlklingende Stimme drang warm zum Herzen: „Ich habe Ihr Paradies der Kindheit gelesen, ja studiert, um bei meinen Enkeln und in meiner Schule Ihre Spiele anzuwenden. Ich bin gekommen, um Sie kennen zu lernen und Ihnen zu danken, für das was Sie mir, was Sie den erziehenden Müttern mit diesem Buche gegeben. Damit Sie aber sehen, wie ich es studiert, will ich Ihnen einige Seiten wiederholen!“ Mit Thränen der Rührung hörte ich der Künstlerin zu. Auf ihren Wunsch geleitete ich sie alsdann in die Kindergärten, ich war damals Vorsitzende des Frauenvereins zur Förderung derselben. Gustav v. Puttlitz war auf dieser Wanderung mit uns. Die Künstlerin und der Dichter waren von den Kindergärten begeistert.





MARGARET FULLER.

Margaret Fuller Ossoli.*)

Sarah Margaret Fuller wurde den 23. Mai 1810, als ältestes Kind des Juristen Thimotäus Fuller und seiner Frau Margaret, geb. Crane geboren. Damals bewohnten ihre Eltern in Cambridge (Massachusetts) ein Haus, vor dessen Thür noch die Bäume stehen, die ihr Vater bei ihrer Geburt gepflanzt hatte. Ihre Mutter war eine ebenso schöne, als anmutige und sympatische Frau, deren liebevolles Wesen erquickend auf alle wirkte, die mit ihr in Beziehung kamen, so war auch die Ehe die sie führte, eine sehr glückliche. Ihr Vater war Politiker und Mitglied des Kongresses, ein energischer Charakter, der für das öffentliche Wohl wirkte, in unausgesetzter Thätigkeit dem Staate diente und dabei große Anhänglichkeit für seine Familie bewies. Bis zum zwanzigsten Jahr verweilte Margaret im Hause ihrer Eltern, mit Ausnahme des Jahres 1825, welche sie in einer Schule der Miß Treskot in Greton zubrachte. Die merkwürdigen Erfahrungen, die sie dort machte, schilderte sie später in einer Schrift: „Summer on the Lakes." Cambridge hatte, wie jede andere Universitätsstadt eine große Anziehungskraft für junge talentvolle Leute und so wuchs auch Margaret in einer geistigen Atmosphäre auf, welche ihre litterarische Neigung in jeder Beziehung förderte. Sie wurde mit Lydia Maria Francés, später Frau Child, bekannt mit der sie Locke und Madame de Stael las. Alle ihre Jugendfreunde hatten deutsche Universitäten besucht und priesen von ihr die deutsche Litteratur und da ihr die Bibliothek des Collége zu Gebote stand, befriedigt sie ihren Wissensdrang, indem sie mit einem wahren Feuereifer die ihr zugänglichen Werke studirte und sich so eine ungewöhnliche Belesenheit verschaffte. 1833 zogen ihre Eltern nach

*) F. Quelle. Nach Miß Margaret Fullers Autobiographie bearbeitet von F. W. Higginson.

Groton, wo Margarete sich den häuslichen Pflichten und der Erziehung ihrer jüngeren Geschwister widmen mußte. Sie selbst schreibt über diese Zeit im März 1834. „Vier Schüler sind eine ernste und ermüdende Aufgabe für ein heftiges und ungeduldiges Wesen, wie ich es bin. Fünf Tage in der Woche habe ich täglich einige Stunden in Geographie, Geschichte und 3 Sprachen zu geben. Dies nimmt mich 5 bis 6 Stunden täglich in Anspruch und dabei werde ich noch zu allerlei häuslichen Arbeiten und besonders zum Nähen angehalten. Ich habe aber jetzt so viel fertig gebracht, daß ich hoffe, es wird ausreichen, so daß ich nicht wie im vorigen Sommer damit belastet werde. Damals hatten wir für unser großes Hauswesen wenige Dienstboten, zuletzt einen; meine Mutter und meine Großmutter, die immer den Winter bei uns zubrachten, waren oft krank, und da ich die einzige Tochter war, wurde natürlich meine Zeit ungemein in Anspruch genommen. Aber unter traurigen, wie unter freudigen Verhältnissen widmete ich alle Mußestunden des Tages und drei bestimmte Abende der Woche dem Studium der Geschichte und Geographie des modernen Europas, mit dem 14. Jahrhundert beginnend; die Grundelemente der Architektur, die Werke von Alfieri; die geschichtlichen und kritischen Werke Goethes und Schillers und die Umrisse der Geschichte unseres eigenen Landes. In dieser Zeit, wo kein aufregendes Ereignis mein Gemüt abzog und zerstreute, vollendete ich dies Studium und bin sehr froh es unternommen zu haben, da ich mir vielen Erfolg davon verspreche. Gelegentlich versuche ich auch selbst etwas zu erfinden; allein es ist mir noch nicht zu meiner eigenen Befriedigung gelungen."

Am 23. September 1835 starb Margarets Vater nach dreitägiger Krankheit an der Cholera. Der Verlust, welcher die ganze Familie in tiefste Trauer versetzte, traf Margarete am härtesten; denn das Band zwischen ihr und dem Vater war ein ungemein inniges und gerade stand ihr die Verwirklichung ihres Lieblingswunsches bevor, indem sie mit ihren Freunden Professor Farrar und Frau und Harriet Martineau Europa besuchen wollte. Sie mußte jedoch das Vorhaben aufgeben, denn obgleich Herr Fuller genügendes Vermögen hinterlassen hatte, um in gleicher Weise den Haushalt weiterzuführen und den Kindern eine gute Erziehung zu geben, so fühlte Margarets Mutter sich zu schwach und nachgiebig, um die Erziehung ihrer Knaben zu leiten und stellte sie unter die strengere Aufsicht der ältesten Tochter. Diese schickte die Knaben ins Harward-Gymnasium und die Schwester in die beste Schule. Als Margaret nach einem Jahre sah, daß die Mutter sie entbehren konnte, nahm sie im Herbst 1836 eine Stelle in Mr. Alcott's Schule in Boston an, wo sie in den Klassen für junge Mädchen, Französisch, Deutsch und Italienisch unterrichtete. Einmal in der Woche übersetzte sie deutsche Autoren ins englische, besonders De Wette und Herder. Ueber ihre Erfolge als Lehrerin schrieb sie: „In der deutschen Klasse brachte ich es so weit, daß die Schülerinnen nach einem viertel Jahr in einer Stunde 20 Seiten deutsch sehr gut lesen konnten. Dabei erklärte ich ihnen die Sprache und analysierte sie. Mit weiter vorgeschrittenen Schülern las ich in 24 Wochen Schillers Don Carlos, die Künste Griechenlands, das Lied von der Glocke, gab einen kurzen Ueberblick über

die anderen Werke Schillers, las dann mit ihnen Goethes Hermann und Dorothea. Götz von Berlichingen, Iphigenie; über den ersten Teil von Faust studierten wir 3 Wochen; ebenso nahmen wir Clavigo durch, Lessings Nathan, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Teile von Tiecks Phantasus und den ersten Band von Jean Pauls „Titan." In der italienischen Klasse las ich Tasso, Petrarca, den sie am allerersten verehrten, Ariost, Alfieri, und wohl 100 Gesänge aus Dantes „Göttlicher Komödie", mit Hülfe der Erklärungen des Athenäum von Flachsmann, Beschreibungen, Anerkennungen und den besten Commentarien, Werke, die mir selbst sehr wertvoll waren."

1837 wurde Margaret aufgefordert, Lehrerin an einer Privatschule zu werden, welche Mr. Alcott in Providence errichtet hatte. „Er schlägt mir vor," schreibt sie darüber, „daß ich die älteren Mädchen 4 Stunden des Tages in meinen Lieblingswissenschaften unterrichten sollte. Die Wahl der Stunden und die Veranstaltung der Kurse mir selbst überlassend für ein Honorar von 1000 Dollar das Jahr." Sie nahm dieses schmeichelhafte Anerbieten freudig an, in dem Bewußtsein, sich bereits einen Ruf als Lehrerin erworben zu haben; aber zur Betrübnis ihrer Familie, welche es für sie sehr traurig fand, ihre Freunde zu verlassen und allen Vorteilen zu entsagen, die Boston ihr geboten hatte. Sie mußte auch während ihrer neuen Thätigkeit ihre litterarischen Lieblingsprojekte aufgeben. Die Vorarbeiten zum Leben Goethes für Mr. Ripleys Sammlungen von Uebersetzungen ausländischer Litteraturwerke. Doch übersetzte sie in jener Zeit Eckermanns Gespräche mit Goethe ganz vorzüglich, gab dieselben jedoch erst 1839 heraus, als sie nach Jamaika Plain gezogen war, wo sie sich im Frühling 1839 aus eigenen Mitteln ein Haus kaufte, dort mit ihrer Familie zusammenzog, deren praktisches Oberhaupt sie wurde. Im nächsten Jahre kehrte sie mit ihnen nach Cambridge, ihrem Geburtsort zurück.

Im Herbst 1839 begründete sie die merkwürdige Unterhaltungsklasse, auf welche heute noch die intelligente Gesellschaft von Boston die Anfänge ihrer Bildung und Aufklärung zurückführt und wünscht, „daß ihren Töchtern eine solche Leitung vergönnt wäre." Die Grundsätze, welche Margaret Fuller zu diesen systematischen Unterhaltungen bestimmten, welche durch eine leitende Kraft kontrolliert wurden, waren die Erhebung der Frau zum folgerichtigen Denken, zur Erweiterung ihrer Kenntnisse. In ihrem Prospekt stellte sie folgende Ziele hin: es gilt eine Uebersicht zu erlangen über die Welt der Gedanken und der Kenntnisse um beide in Beziehung zu einander zu bringen; die Gedanken müßten in ein System gebracht und mit Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen werden, was unserm Geschlechte so sehr mangelt, wahrscheinlich weil ihnen zu wenig Gelegenheit zu gründlichem Unterricht geboten ist und sie auch keine Prüfung darüber ablegen, was sie empfangen haben. Die Frau muß durch ihre Bildung befähigt werden, ihren Beruf zeitgemäß zu wählen und einen angemessenen Platz in der Gesellschaft einzunehmen; sie muß lernen durch ihre Kenntnisse aus dem Traumleben in das der That zu treten.

Diese Unterhaltungen wurden einige Winter mit etwa 20 bis 30 Zuhörern fortgesetzt; zuerst waren es nur Frauen; später ließ sie auch Herren zu und es war merkwürdig, daß gerade diese ihr alle Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Sie behaupteten, daß kein Bericht diese Thätigkeit der Miß Fuller genügend zu würdigen verstehe, und daß man niemals durch das Lesen ihrer Werke den Eindruck erhalten würde, den ihre Persönlichkeit ausübte, wenn sie, wie inspirirt sich in die römischen und griechischen Charaktere vertiefte, über welche sie sprach. Sie konnte das Alltäglichste so reizvoll darstellen, daß man Interesse dafür empfinden mußte und was sie vorgetragen, konnte man von Jahr zu Jahr, immer wieder mit Entzücken hören und wieder lesen.

Als sie nach 6jähriger Ausübung dieser Thätigkeit nach New-York im April übersiedelte, wurde ihr zum Abschied eine Festversammlung anberaumt, in der man ihr alle Ehrfurcht und Liebe bezeigte und sie mit Geschenken, Gedichten und Blumen überhäufte. In New-York übernahm sie die Redaktion einer Vierteljahrsschrift, welche seit 1840 herausgegeben wurde und den Titel führte: „The dial“ die Sonnenuhr.

Während zwei Jahren leitete sie dieselbe ganz allein, ihre Mitarbeiter waren Emerson, Alcott, Parker, Thoreau, Rippley, Hadge, Clarke, W. H. Chenning. Es waren dies die wahren Begründer der amerikanischen Litteratur. Wenige Amerikaner haben so vorzügliche Essays geschrieben, wie die von Miß Margaret Fuller über Goethe, das Leben großer Componisten, Festus, und Bettina Brentano.

Schon im Jahre 1841 hatte M. F. eine kleine Uebersetzung der köstlichen Korrespondenz zwischen Bettina Brentano und deren Freundin Günderode herausgegeben; sie schwärmte für die wundervolle Bettina, indem sie ihren Genius und ihre Anmut erkannte.

Während des Sommers 1843 machte sie eine Fahrt nach dem Westen mit James Freemann Clarke und seiner Schwester. Die Frucht dieser Reise war ihr erstes Originalwerk: „Sommer an der See.“ Ihre besten Bücher waren: „Blätter über Litteratur und Kunst“ und „die Künstlerinnen des 19. Jahrhunderts“, welche letztere jedoch den Fehler hatten, daß sie den hohen Anforderungen nicht entsprachen, den man an dies Werk stellte, da es ihr an Formgewandtheit gebrach und sie kein Verständnis für die Kunst und die Werke der Künstlerinnen hatte. Sie hätte nur das Leben und den Charakter der Künstler schreiben sollen, nicht eine Kritik über ihre Werke.

Eine Französin sagte von ihr: „Margaret Fuller liebte drei Gegenstände: die Musik, die Malerei und die Frauen, aber sie verstand nur die letzteren.“ Sie versuchte sich auf zu vielen Gebieten, und es ist daher nicht erstaunlich, wenn sie nur wenige derselben beherrschte.

Nach 20 Monaten erfolgreicher Arbeiten in New-York machte Miß Fuller eine Reise nach Europa. Ein begeistertes Abschiedsgedicht „Farewell to New-York“ veröffentlichte sie in „der Tribüne“. In demselben dankte sie der Stadt für alles, was sie ihr gewesen.

In Europa schlug für sie die Stunde der Liebe und des Glücks. Es war in Italien, wo sie Giovanni Angelo, Marquis Ossoli kennen lernte, ein Mann, der etwas jünger war wie sie, und von etwas geringerer geistiger Bildung, aber eine einfache und edle Natur, mit dem sie die innigste Sympathie vereinte. Sie heirateten sich im Jahre 1847. Marquis Ossolli gab Rang und Stellung auf, um für die römische Republik zu kämpfen, obgleich alle Glieder seiner Familie der Gegenpartei angehörten. Nach dem Fall der Republik war das junge Paar gezwungen, Rom zu verlassen und diese Notwendigkeit, sowie der Wunsch, die Geschichte des Kampfes um Rom zu schildern, veranlaßten ihre Auswanderung nach Amerika, mit ihrem inzwischen am 5. September 1848 geborenen Söhnchen, dem sie den Namen Angelo, Philipp, Eugen, Ossolli gegeben hatten. Von Leghorn aus gingen sie am 17. Mai 1850 an Bord der Barke Elisabeth unter Kapitän Hasty. Marquis Ossoli war noch nie an Bord eines Schiffes gewesen. Eigentümliche Ahnungen vor Gefahren quälten ihn und seine Gattin. Margaret schrieb, ehe sie abreiste an eine Freundin: „Ich habe ein trauriges Vorgefühl; wie es auch komme, im Fall eines Unfalls sterbe ich mit meinem Gatten und mit meinem Kinde“ und an eine andre schrieb sie: „es scheint daß meine Zukunft auf Erden nur kurz sein wird; ich habe ein unbestimmtes Vorgefühl, als stände ich vor einer Krisis. Doch schon lange war ich überzeugt, daß ich im Jahre 1850 auf der Höhe des Lebens stehen würde, von der aus ich mit klarem Blicke meine weitere Laufbahn beherrschen könnte, aber mein Leben schreitet so regelmäßig fort, wie die Handlungen in einer griechischen Tragödie; ich kann die einzelnen Blätter nur hinnehmen, nicht umkehren.“

In dem Augenblicke, als die kleine Familie Florenz verlassen wollte, langten Briefe an, in welchen ihnen mitgeteilt wurde, daß sie in Italien bleiben dürften; allein alle Vorbereitungen waren getroffen und obgleich Margaret einen wahren Kampf mit ihrer Bestimmung zu führen schien, so daß sie lange zögerte, ehe sie die Kraft fühlte in Leghorn das Schiff zu besteigen, so trieb sie eine dunkle Macht vorwärts und sie traten die Reise an. Gleich bei Beginn schien ein Unstern über derselben zu walten. Der Schiffskapitän, in welchen sie das größte Vertrauen gesetzt hatten, erkankte sofort nach der Abfahrt an den Blattern und starb, ehe sie noch Gibraltar erreicht hatten.

Zwei Tage später, erkrankte der kleine Angela an demselben Uebel und lag wochenlang hoffnungslos darnieder; am 15. Juli nahten sie der Küste von New-Jersey und schon packten die Passagiere ihre Sachen in der Hoffnung ein, nächsten Morgen in New-York zu landen. Da plötzlich erhob sich ein heftiger Sturm, welcher das Schiff weit fort nach Norden verschlug und die Rettungsboote abriß. Der Sturm raste mit einer solchen Wut, daß das Schiff eine Stunde später auf einer Sandbank bei Fire Island strandete, Long Island gerade gegenüber. Bald war das Schiff mit Wasser erfüllt und sank schnell, da es schwer mit Marmor und anderen Steinen geladen war. Hastig verließen die Passagiere ihre Kajüten und versammelten sich in der Kabine, die auch schon halb mit Wasser gefüllt war. Frau Ossoli hielt den kleinen schreienden Angelo, ihr Gatte betete

Als die Gefahr wuchs und man fürchtete, daß das Wrack in Stücke gehen würde, versuchten die Passagiere sich an die Vordermasten anzuklammern, die noch am längsten hielten und brachten so einige Stunden zu. Zwei Matrosen versuchten die Frau des Kapitäns zu retten indem sie sie an ein Brett anbanden und mit ihr an das Ufer schwammen, wo sie fast leblos ankamen. Die Entfernung war nur 100 Ellen; aber die Brandung war zu stark; man drängte Frau Ossoli, sich auf gleiche Weise zu retten, aber sie wollte sich nicht von ihrem Mann und ihrem Kinde trennen. So verging die Zeit; die Flut war vorüber, die See wurde ruhiger, aber es war unmöglich ein Floß zu bauen und dies war das einzige Mittel sich zu retten, ehe die Flut wiederkehrte. Noch hoffte das Ehepaar auf Rettung und als der erste Matrose sah, daß sie mutig genug seien, diese zu versuchen, befahl er, daß jeder versuchen sollte, sich durch Schwimmen zu retten. Die meisten die noch zurückgeblieben waren, stürzten sich über Bord. Zwölf Stunden hatten sie in dieser furchtbaren Angst ausgeharrt; jetzt kehrte die Flut langsam zurück und das Meer stieg höher und höher. Der hintere Teil des Schiffes brach zusammen, der vordere Mast wankte, sein Fall schien unvermeidlich. Die wenigen Seeleute die noch zurückgeblieben waren, ermahnten die Ossoli's das Wrack zu verlassen. Margaret saß am Fuße des Mastes in ihrem weißen Nachtkleid; die Haare fielen lose von ihren Schultern. Ein Stuart entriß ihr den kleinen Angelo und versuchte zur Küste zu gelangen. Da schien eine mächtige Woge alles fortzuspielen, was noch an Bord war. Der Mast fiel, die am Ufer Stehenden sahen Ossoli mit den Wogen ringen und dann versinken. Sein und Margarets Leichnam wurde niemals aufgefunden, nur den des kleinen Angelo fand man und begrub ihn auf dem Kirchhof von Mount Auburn nahe Boston. So endete das Leben einer Frau auf der Höhe ihres Glückes und ihres Ruhmes. Viele ihrer kostbaren Manuskripte, die sie ihren Freunden in Italien vorgetragen hatte, waren bei dem Schiffbruch untergegangen. Ihr Bruder Arthur, Kaplan Fuller, hat später die Gesammtausgabe ihrer Werke veranlaßt.



Luise Colet, geb. Revoil.

geb. den 15. September 1810.

Eine der berühmtesten französischen Dichterinnen der Neuzeit war Madame Luise Colet.

Zu Marseille 1810 am 15. September geboren, entsprang sie mütterlicherseits einer Familie, deren männliche Glieder lange Zeit hohe Staatsämter bekleideten. Ihr Großvater, Herr v. Servanne, war Parlamentsmitglied und Freund Mirabeau's und nahm gleich diesem Teil an der Revolution 1789. Ihr Vater, Herr Revoil, war der Sohn eines reichen Kaufmanns in Lyon, seine Jugend hatte er in Neapel zugebracht und sich dann in Marseille etablirt.

Durch seine Beteiligung am Aufstand verdächtig geworden, ward er genötigt zu fliehen, und wandte sich nach Aix. Auf dem Wege dahin kam er nach dem Schlosse Servanne, dessen Thore sich dem Verfolgten gastlich öffneten. Er fand hier in der jungen Tochter des Hauses seine Lebensgefährtin, die er bald darauf als Gattin heimführte. Aus dieser Ehe ging Luise Revoil als Tochter hervor.

Früh schon zeigte sie das lebhafte Temperament, die heißblütige Fantasie der Südländerin und ein hervorragendes dichterisches Talent, sie fand alsbald Bewunderer ihrer poetischen Schöpfungen, ja einige ihrer Gedichte wurden mit dem ersten Preis der Akademie gekrönt.

Im Jahre 1835 verheiratete sich Luise mit Hyppolite Colet, einem Komponisten aus Uzès, der in Rom den ersten Preis für eines seiner Werke davongetragen hatte.

Als sie sich mit ihrem Manne Paris als zweite Heimat erwählt hatte, gab sie ihr erstes größeres Werk heraus, daß ihren Ruhm begründete, „Les fleurs du midi.“ Unter den zahlreichen Berühmtheiten, die sich nun bewundernd Frau Colet näherten, waren Alexander Dumas, Charles Nordier, Babinet u. s. w.

Aber auch von der Kritik blieb sie nicht verschont. Alphonse Karr gehört zu denen, welche sie am schärfsten beurteilen. In seinen „Wespen" schleuderte er ihr den giftigsten Stachel entgegen und reizte sie dergestalt, daß sie sich zu rächen beschloß. Mit einem Küchenmesser bewaffnet, eilt sie in das Haus des Kritikers, der gerade vor seiner Tür stand. Glücklicherweise bemerkte er die Waffe in der Hand, als sie nach ihm zuckte. Das Messer streifte nur seinen Schlafrock, er entwaffnete sie und steckte das Werkzeug ihrer Rache ruhig in seine Tasche. Noch heut bewahrt er das Messer mit folgender Inschrift in seiner Kuriositätensammlung: „Alphonse Karr, gegeben von Madame Luise Colet — in den Rücken!" Aber die leidenschaftliche Südländerin gab noch andere Beweise ihres lebhaften Temperamentes. Eines Tages begegnet sie auf der Straße einem jungen Mann, von dem sie wußte, daß er beleidigende Äußerungen über sie gethan; als er, ohne sie zu grüßen, vorübereilen wollte, gab sie ihm eine derbe Ohrfeige.

Luise Colet's Werke sind überaus zahlreich und sehr bekannt. Sie verband die Energie des Gedankens mit Feinheit und Zartheit der Form. Viermal errang sie den ersten Preis in der Akademie. Sie kann als eine Schülerin Lamartine's in der Poesie, als eine Nachfolgerin George Sand's im Roman betrachtet werden.

Ihre schriftstellerische Fruchtbarkeit erstreckte sich auf Romane, Reiseschilderungen, Dramen, lyrische Sammlungen, ja selbst mit höherer Philosophie beschäftigte sie sich, wie ihr Buch zeigt: „Essays sur la philosophie de Campanella, 1844." Ihre Verse sind leicht und anmutig, voll heroischer Gefühle. Außer den obengenannten veröffentlichte sie: Penserosa 1840. Ce qu'on fait en aimant, 1854. Eines ihrer Lustspiele heißt: La jeunesse de Goethe, 1839. Von Romanen sind erwähnenswert: „Deux moix d'émotion, 1843." Folles et saintes, 1844." „Héléne, un roman contemporain, 1858. Ferner sind ihre Reiseeindrücke niedergelegt in: „Promenade en Hollande, 1859." „Deux mois dans les Pyrénées, 1860." „Naples sous Garibaldi, 1861." „L'Italie des Italiens, 1862-64." 4 Bände. Ihre litterarischen Bücher sind: „Les devotes du grande monde, types du second empire." „Lettres de Béranger et détails sur sa vie."



Luise Rückert.

Geb. 1798, gest. 1857.

Ein reiches Frauenleben, das bestimmt war den anregenden, immer neu belebenden, zu poetischen Schöpfungen begeisternden Einfluß auf einen unserer edelsten Dichter dauernd zu üben, war Luise Rückert.

Und wenn diese liebenswürdige, hochbegabte Frau kein anderes Verdienst gehabt hätte, als sechsunddreißig Jahre lang das höchste Glück eines Mannes gewesen zu sein, der in ihr das Ideal sah, in welchem er das weibliche Geschlecht verherrlichte, so verdiente sie in die Zahl der hervorragenden Frauen unseres Jahrhunderts aufgenommen zu werden. Waren doch die Rückert'schen Dichtungen zum größten Teil aus dem Boden des häuslichen Glückes, des Familienlebens entsprossen.

In Koburg war es, als Friedrich Rückert im Hause des Archivrats Fischer dessen Adoptivtochter, die damals 23jährige Anna Luise Magdalene Wiethaus, kennen und lieben lernte. Geboren am 17. November 1798 als die Tochter eines aus Westfalen stammenden preußischen Beamten in Baireuth, verlor sie ihren Vater früh; die Mutter zog mit ihren Kindern nach Koburg und heiratete später den Archivrat Fischer, der den Kindern, welche er adoptirte, der treuste Vater wurde.

Die liebreizende Erscheinung Luisens hatte es dem Dichter angethan. Ihre Schönheit, ihre schlanke Figur, ihr Mutterwitz, ihr tiefes Gemüth, die Beweglichkeit und Lebhaftigkeit ihres Geistes fesselten ihn sofort, und je mehr er ihren klaren, durchgebildeten Geist, ihre gesunde Verständigkeit und ihr edles Herz kennen lernte, desto inniger wurde seine Zuneigung zu ihr. Echte Weiblichkeit und das harmonische Ineinanderströmen körperlicher und geistiger Schönheit zeichneten in der That Luise Rückert noch im Alter aus.

Zu den schönsten Perlen der Rückert'schen Lyrik gehört bekanntlich der „Liebesfrühling“, jenes Hohelied der Liebe, worin alle Gefühle und Empfindungen des beseligenden Liebesglückes in ergreifender Weise zum Ausdruck gelangen. Diese wundervollen Lieder hat der Dichter im „Frühlingsduftgestiebe eines Erdenhimmelreichs“ geschrieben, in jener Zeit da das Auge den Himmel offen sieht und das Herz in Seligkeit schwelgt. Am 26. Dezember 1826 führte Rückert seine geliebte Luise als Gattin heim.

Wenn man wissen will, wie sehr Friedrich Rückert seine Luise geliebt hat, muß man den „Liebesfrühling“ lesen. Alles Glück des Braut- und Ehestandes spiegelt sich im „Liebesfrühling“ wieder.

Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern,
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen!

Sie ist dem beglückten Dichter der Inbegriff aller Wünsche, aller Hoffnungen. Ewig werden die herrlichen Verse fortleben, welche er ihr gewidmet:

Was soll ich dir für Namen geben?
Mein trautes Herz! Mein einz'ges Leben!
Mein Sonnenblick, mein Seelenstrahl!
Mein Hoffen, Sehnen und Verlangen?
Mein Wünschen, Glauben, Zweifeln, Bangen!
O meine süße Liebesqual!

Ich nenne dich mit allen Namen,
Die je von Liebeslippen kamen,
Ich grüße dich mit jedem Laut,
Den du mir je geküßt vom Munde,
Ich nenne Dich im Herzensgrund,
Lieb, ewig theuer, Schwester, Braut!

Diese Liebe dauerte für's ganze Leben an. Nie trübte eine Wolke ihr Eheleben, und noch zur Silbernen Hochzeit fühlte er sich so glücklich wie am ersten Tage, als er sie zuerst erblickte und sie sein Herz in Fesseln schlug:

Und jeden Liebesfrühlingsklang
Faß' ich zusammen in den Laut,
Der meinem innersten entsprang;
Ich küsse Dich als meine Braut.

Wie ich mit Nachtigallensang
Dich einst gegrüßt als Rosenbraut,
Mit diesem Silberschwanenklang
Grüß' ich dich nun als Silberbraut.

Am 26. Dezember 1846 feierte er mit ihr die Silberne Hochzeit, elf Jahre darauf, im Jahre 1857, wurde sie ihm durch den Tod entrissen. Ihr Tod hat

ihn auf's Tiefste erschüttert. Der „kranken" und der „todten" Gattin hat er Lieder gedichtet, die man noch jetzt mit Rührung lesen wird. Verzweifelnd singt er an ihrem Grabe:

Du solltest einst mir zu die Augen drücken,
Nun muß ich dir es thun;
Die Augen, aufgethan, mich zu beglücken,
Hier schließen sie sich nun.
Wenn du sie aufthust dort im Lichte wieder,
O wende liebend sie zu mir hernieder,
Bis mir beschieden ist, bei dir zu ruhn!

Die von der Gattin Rückert's herrührenden Briefe an ihre Freunde und Verwandten bezeugen ihre gründliche Bildung, ihre geistige Schärfe und ihr goldiges Gemüt. Besonders interessant ist der Briefwechsel mit Schubart, worin sie zugleich von ihrer aufrichtigen und reinen Vaterlandsliebe zahlreiche Beweise giebt.

Sie hatte ihrem Gatten zehn Kinder geschenkt. Unter diesen war es Dr. Heinrich Rückert, welcher als Professor der Litteratur- und Weltgeschichte in Breslau gest. 1875, die verehrte Mutter mit den folgenden Worten zeichnete:

„Bis zu dem letzten Athemzuge hat sie den Liebesfrühling in den tiefsten und herrlichsten Tönen gefeiert, hat dem Dichter ein Glück geschaffen, wie es wenigen Menschen auf der unvollkommenen Erde beschieden ist. Sie allein hat es Friedrich Rückert möglich gemacht, so zu leben, wie sein innerster Zug und die sich gestellte Aufgabe verlangten. Sie nahm ihm alle Sorgen ab und ließ ihn in der stillen Welt seines Denkens und Schaffens gewähren. Den zahlreich aufeinanderfolgenden Kindern war sie die zärtlichste Mutter, jedem Rathbedürftigen und Notleidenden der hilfbereite Schutzengel. Ihr Leben und Lieben war Arbeiten und Sorgen für andere wie für sich selbst. Ausgestattet mit reichen Kenntnissen in guter Schule, wurde sie bald die geachtete Freundin der hervorragendsten Geister der damaligen Zeit: Männer wie Stockmar, Wangenheim, Humboldt, Jakob und Wilhelm Grimm. Aber nie trat sie aus der Sphäre weiblicher Art heraus. Mit feinem Takt wußte sie ihre Stellung in der weiblichen Gesellschaft zu behaupten; mit gemütlicher Sinnigkeit verstand sie, den täglich in ihrem Hause einkehrenden Freunden und Fremden Behagen zu verschaffen. Beim damals üblichen schlichten Abendimbiß nahm sie gern als Zuhörerin an den Gesprächen der Männer teil. Ihr Urteil war stets ein bescheidenes, aber aus Herz und Verstand kommendes, das Richtige treffendes."



Charlotte Paulsen.

Geb. 1798, gest. 1862.

Es giebt keinen ungünstigeren Boden zur Entfaltung genialer und idealer Charaktere, als den einer großen Handelsstadt, wie Hamburg eine solche ist, wo der Geschäftsgeist alles Schöne überwuchert und Rang, Titel, Stand, Wissen und Tugend nur insofern eine Bedeutung haben, insofern der Inhaber damit sich auch eine materiell günstige Stellung zu schaffen vermag.

Daher ist es eine hochanzuerkennende Thatsache, daß gerade die Frauen Hamburgs es von jeher waren, aus deren Mitte sich Originale erhoben, welche die Fahne der Nächstenliebe, der Selbstlosigkeit, des freien Forschens und des tatkräftigen Handelns zum Wohle der Gesellschaft hoch hielten, wie wir es schon in dem Leben der Amalie Sieveking abgespiegelt fanden. Ein anderes Hamburger Kind, Charlotte Paulsen, war es, welche, wenn sich auch ihr Wirken nur auf den lokalen Boden ihrer Vaterstadt erstreckte, doch von über Generationen weithin ragender Bedeutung war, und ein musterhaftes Beispiel gab, wie echte Weiblichkeit sich mit rein menschlicher Betätigung energischen Wirkens für das allgemeine Wohl vereinigen lassen. Charlotte wurde am 4. November 1798 als die Tochter John Thorutons und seiner Gemahlin, einer Tochter des Consistorialrats Grupen, geboren. John Thoruton, einem englischen Geschlecht entsprossen, war einer der reichsten Kaufleute Hamburgs und seiner Zeit. Als Bankier der englischen Regierung während der Kriegsjahre, Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, nahm er eine so hervorragende Stellung ein, daß Napoleon I. ihn mit seiner ganz besonderen persönlichen Urgnade beehrte und seinen Schergen im eigenhändigen

*) Quelle: Nach Mitteilungen der einzigen, noch lebenden Tochter Frau Elisabeth Schultz in Hamburg und anderer Zeitgenossen; sowie sämmtlicher nach dem Tode der Frau Paulsen erschienenen Nachrufe. Siehe Lina Morgenstern's Allgemeinen Frauenkalender von 1886.

Schreiben vom 10. Mai 1805 befahl, dieses gegen ihn agitirende Haus Power Thoruton zu züchtigen und zu verderben, was auch nach jahrelangen Verfolgungen und Quälereien geschah.

John Thoruton hatte als Bankier in einem Jahre 44 bis 60 Millionen umgesetzt und mit Gefahr seines Lebens den Hannoverischen Silberschatz nach England hinüber gerettet. In seinem Hause verkehrten die Potentaten und in den Kriegsjahren waren einmal 7 regierende Häupter seine Mittagsgäste. Die Herzöge von Mecklenburg, der Herzog von Braunschweig-Oels, Nelson, Tettenborn und vor allem Blücher waren die Freunde des Hauses. Der Herzog von Cambridge stand bei einer Tochter Gevatter, der Herzog von Mecklenburg und Blücher bei einem Sohne (Franz Blücher Thoruton), der gegenwärtig als armer, alter Sprachlehrer in Hamburg lebt.

Napoleon schrieb damals an Fouché, er möge dem französischen Gesandten in Hamburg schreiben, daß er ihm zu wissen thue, daß das Haus Power Thoruton der Canal aller von den Engländern geschmiedeten Complotte sei, daß er sie mitten in Hamburg arretiren lassen werde, ja sein Arm reiche weit genug, um sie mitten in ihrem Comtoir zu fassen und zu Grunde zu richten, wenn sie ihr Treiben fortsetzten.

John Thoruton hatte zwanzig Kinder, unter denen Charlotte sein Liebling war. Sie wuchs in dem elterlichen Hause, unter dem Einfluß groß und edel denkender Eltern auf, ohne viel erzogen und unterrichtet zu werden. Französisch durfte sie nicht lernen, aus Haß gegen die Vaterlandsunterdrücker, die besonders das arme Hamburg so arg mißhandelten und weder der vielbeschäftigte Vater, noch die, durch ihre große Wirtschaft und zahlreichen Kinder so sehr beschäftigte Mutter, deren Sorge auch noch der großartigen Gastfreundschaft des Hauses galt, vermochten sich viel um die Anlagen der einzelnen Kinder zu kümmern, obgleich die Mutter die älteren Kinder selbst unterrichtete.

Charlotte und ihre Lieblingsschwester hatten dennoch einen unbezwinglichen Trieb zum Lernen und zur Fortbildung und Sinn für alles Gute und Edle.

Charlotte war ausgezeichnet durch mutigen Geist, unverwüstlichen Humor und einen Unabhängigkeitssinn, welchen sie schon als 14jähriges Mädchen offenbarte. Damals, als ihr Vater vor Davoust flüchten mußte, begleitete ihn Charlotte. Sie mußten in Ottmarschen übernachten. Am Morgen sahen sie eine Chaise in den Hof fahren. Vier bärtige Herren entstiegen derselben. Charlotte trieb den Vater in eine Hinterstube, da sie glaubte es seien verfolgende Franzosen angekommen, ging den Fremden entgegen und fragte nach ihrem Begehr. Der Eine trat auf sie zu, faßte sie unter's Kinn und verlangte Thoruton zu sprechen. Sie trat zurück und sprach. „Sie unanständiger Mann, mich anfassen, mich Du nennen und von Herrn Thoruton nur schlankweg Thoruton sprechen! Schämen Sie sich!“ — Er antwortete: „Kätzchen, Du verdienst einen Kuß!“ Nun ward sie zornig und erst recht laut, als der lauschende Vater, der in dem einen Fremden den Herzog von Braunschweig-Oels erkannt hatte, herbeieilt und der Scene ein Ende macht. Dem Vater überbrachte sie allein auf einen Mühlwagen, den ein Bauer

fuhr, bei Nacht die wichtigsten Papiere nach Pinneberg. Auf der unwegsamen Horde brach der Wagen, sie hielt die Pferde und schickte den Bauern nach Hülfe aus. Mit Vater und Bruder fuhr sie auf einem gewöhnlichen Ecker, der keine Kajüte hatte, nach England.

Die Eigenschaften, welche das Mädchen Charlotte Thoruton charakterisirten, besaß auch die reifere Charlotte Paulsen noch. Sie hat einmal, 1850 oder 1851 war es, bei einem Manne, der vom Wahnsinn befallen und tobsüchtig war, eine Stunde allein ausgehalten, bis Hülfe kam. Eines Abends bot ihr auf einsamem Wege ein Lüstling seinen Arm, um sie nach Hause zu begleiten; sie nahm den Arm an, aber bei der nächsten Laterne blieb sie stehen, schlug ihren Schleier zurück und hielt dem verblüfften Menschen, mit den Worten beginnend: „Sehen Sie, ich bin eine alte Frau!“ eine fürchterliche Strafpredigt. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß sie bei reichen Leuten zu Tische geladen, wieder aufstand, als der Hausherr ihr eine kleine Beisteuer zu einem milden Zweck abschlug und mit den Worten die Gesellschaft verließ: „Bei solchen Leuten, die keine Brosamen übrig haben für die Armut, kann ich keinen Braten und keine Delikatessen genießen.“

Im Jahre 1813, als Tettenborn am 15. März mit so überschwenglicher Begeisterung in Hamburg aufgenommen wurde, war er fast täglicher Gast in Thorutons Hause, wodurch die kaum 14jährige Charlotte seinen ebenso schönen, als leichtsinnigen Adjutanten kennen lernte und sich mit ihm verlobte. Indeß wurde so viel ungünstiges über ihn laut, daß der Vater das Verlöbnis wieder aufhob. Als nach den Russen wieder die Franzosen in die Stadt rückten, wurde John Thoruton auf's Neue ernstlich verfolgt und konnte sich nur noch durch Begünstigung des Dänenkönigs durch die Flucht retten. Er entfloh auf einem kleinen Torfschiffe von Büsum in Holstein über Helgoland nach England. Auch hierhin hatte Charlotte den Vater begleitet und nun eröffnete sich ihr die glänzendste Zeit ihrer Jugend, indem man ihr überall mit Liebe und Auszeichnung entgegenkam, da ihre Schönheit, wie ihr Geist und ihr Witz Aufsehen erregte. Sie wurde der Liebling vieler Familien, unter ihnen nahm sich besonders auch die Fürstin Lieven des schönen und anmutigen Mädchens an; dieselbe wohnte damals in Richmond und ahnte nicht, als sie das bürgerliche Fräulein Thoruton in die vornehmsten Kreise einführte, daß diese später der demokratischen Tochter der Fürstin, der Baronin von Brüning bei ihrer Flucht von Hamburg behilflich sein würde. —

Im August 1814 kehrten Thorutons nach der Vaterstadt zurück, wo inzwischen das Geschäftshaus von den Franzosen gänzlich zerstört worden war.

Der vom Glück verwöhnte Thoruton glaubte es wieder aufbauen zu können. Für kurze Zeit eröffnete er sein Bankgeschäft, doch vermochte er sich nicht zu erholen und geriet in solche mißliche Lage, daß er gezwungen war Alles, was er besaß, selbst den Schmuck seiner Frau zu verkaufen, um fortan auf mühseligste Weise sein Brod zu verdienen.

Zu der Eltern großer Freude entschloß sich Charlotte dem sehr ehrenwerten, aber zwanzig Jahre älteren Makler A. C. Paulsen, der sich um das noch nicht

16jährige, schöne Mädchen bewarb, am 21. August 1814 ihre Hand zum Ehebund zu reichen. Es war ein stattlicher, geschäftlich und gesellschaftlich hochgeachteter Mann, der durch ausgezeichnete Rechtschaffenheit, scharfen Verstand und feines Benehmen sich eine bevorzugte Stellung überall und schließlich dauernd in Hamburg erworben hatte.

Der ernste zur Philosophie geneigte Mann ließ seiner fantasiereichen, sprudelnd lebhaften, bildhübschen Frau vertrauensvolle Freiheit des Handelns, gönnte ihr jede Freude und hatte an ihr und über ihr Wesen die reinste Freude. Es fehlte ihrer Ehe nicht an Harmonie des Denkens und Empfindens, vor Allem waren ein hoher Grad von Hochherzigkeit, eine edle, über kleinlichen Eigennutz erhabene Gesinnung, so wie die eigentlichen Grundsätze der Religion und Erziehung was Beiden gemeinsam war und blieb. Die innigste Uebereinstimmung aber fanden Beide in der Liebe zu ihrem einzigen Kinde, dessen vernünftige Erziehung sie mit gleicher Sorgfalt und Zärtlichkeit leiteten und mit gleicher Aufopferung Alles thaten, was die liebevollsten Eltern vermögen. Die kleine Elisabeth erhielt die besten Lehren, den besten Umgang, nur nicht die besten Kleider. Nichts war der schönen Mutter seit frühester Jugend verhaßter, als die Eitelkeit und aller „Firlefanz", wie sie es nannte. In diesem Punkt war sie streng bis zur Härte gegen ihre Tochter.

Charlotte selbst war gleichgültig und unkundig in Dingen des Geschmacks, sie wandte nie ein Mittel an ihre Schönheit zu heben, freute sich aber, wenn sie gefiel, ging sauber und einfach, aber unbekümmert um die Mode. Handschuhe konnte sie nie lange auf den Händen haben und wo sie vermochte, ging sie selbst in brennender Sonne ohne Hut.

Höchst naiv im Einkauf, ließ sie sich von den Ladendienern oft das Schlechteste aufnötigen, verschenkte und verlieh ihre besten Sachen, wenn sie gefällig sein konnte und hielt für sich selbst alles gut genug.

Sie war vollständig selbstlos, aber oft unbedacht in ihren Aeußerungen, wodurch sie sich zuweilen die unangenehmsten Auftritte mit bedächtigen Leuten zuzog, die erst lange klügeln, ehe sie ihre Ansichten aussprechen und die meist tief unter dem Werte einer Charlotte Paulsen standen.

Obgleich die ersten Jahre ihrer Ehe in lebhaft bewegter Geselligkeit und heiter hinflossen, hatte die junge Frau, der überall gehuldigt wurde, doch das Gefühl, daß ihre Bildung mangelhaft sei. Sie benutzte ihre Mußestunden um Unterricht in den verschiedendsten Gegenständen, vor Allem in ihrer Muttersprache zu nehmen und andererseits vervollkommnete sie sich in häuslichen Arbeiten und Handfertigkeiten, indem sie es selbst nicht verschmähte von ihrem Kammermädchen Stopfen und Flicken zu erlernen.

Sie half zur Sommerzeit auf dem Lande mit Eifer und Freude bei der Wäsche, fand einen Genuß darin ihr Töchterchen Elisabeth, die 1815 geboren war, selbst zu warten und bis zum achten Jahre zur Schule vorzubereiten. Jeden Vormittag konnte man sie mit einer Handarbeit oder einem guten Buch in der Kinderstube finden, wo auch die Besuche intimer Bekannten aufgenommen

wurden und wo man sich, wie in allen Räumen des Hauses Paulsen, sehr behaglich fühlte.

Ihre Dienstboten wußte sie so anzuleiten, daß sie Freiheiten hatten und um so freudiger ihre Pflicht übten, so daß dieselben langjährige treue Stützen ihrer Häuslichkeit wurden.

Von lebhaftestem Temperament, einfachem schlichten Wesen, energisch in Wort und That, aufopfernd bis zur Selbstverleugnung, war Charlotte, unterstützt von der Herzensgüte ihres Mannes, im Wohlthun unermüdlich, bis ihr Auge, angeregt durch die religiöse Bewegung im Jahre 1844, begann die höchsten Interessen der Menschheit zu erfassen.

Damals hielt Schuselka und später Weigelt in Hamburg Vorträge über Johannes Ronge und den ganz Deutschland bewegenden Deutschkatholizismus, dem sich die stets freidenkende Charlotte anschloß und von hieraus den Ausgangspunkt ihres sorgenvollen Wirkens in der Gemeinsamkeit mit Andern fand. Verbunden mit gleichgesinnten, begeisterten Frauen, unternahm es Charlotte Paulsen einen „Verein zur Unterstützung der Armenpflege" zu begründen auf rein humanitärer Grundlage und ohne Unterschied der Confessionen, sowohl in Aufnahme der Mitglieder, als in Austeilung von Wohlthaten, was bis dahin noch nirgend der Fall gewesen.

Der ursprüngliche Plan war, ohne Geldmittel, nur durch Rat und moralische Ueberwachung zu wirken, neue Erwerbsquellen aufzusuchen, wo die alten versiegt waren, die durch Unglück und Mutlosigkeit erschlafften Fähigkeiten wieder zu erwecken: wo es sich aber um weitere Leistungen handelte, die städtische Armenanstalt walten zu lassen. Es zeigte sich jedoch bald, daß man sich hiermit nicht begnügen konnte. Abgesehen davon, daß mancher Rat zu seiner Ausführung einer Geldunterstützung bedurfte, stellte es sich auch bald heraus, daß man des erforderlichen Einflusses entbehre, wenn man mit leeren Händen kommt. Frau Charlotte Paulsen hatte den Ausspruch getan, welcher zum leitenden Grundsatz der Vereinigung wurde: „Es gilt durch Förderung materiellen und moralischen Wohles dem Staats-Mechanismus der Armenpflege diejenigen wieder zu entziehen, die ihm anheim gefallen sind und bei denen Aussicht dazu vorhanden ist;" d. h. der in die Sklaverei der Verarmung Gefallene soll zur erlösenden Selbsthilfe befähigt, wieder selbständig und frei werden. In der Verwirklichung dieses rein humanen Prinzips, welches nicht nach Confession frug, sondern den am meisten Bedürftigen am wertesten der Berücksichtigung erscheinen ließ, bestand die erste Reform auf der neuen Bahn der Frauenbewegung.

Je zwei Frauen gingen in die reichen Häuser sammeln, unbeirrt um Spott und Tadel und herbe Zurückweisung, ermutigt dagegen durch manch freundliches Entgegenkommen. Nachdem etwa 5000 Mark zusammengebracht waren, begann der junge Verein seine Thätigkeit damit, Circulärs an alle städtischen Armenpfleger und Aerzte zu erlassen, ihnen bedürftigen Familien zuzuweisen. Viele nahmen freudig die Hülfe der Frauen an, die sich hauptsächlich nach drei Richtungen hin

erstreckte: Im Arbeitgeben an darbende Arbeiterinnen, Kindererziehen und Krankenpflegen, in solchen Fällen, wo Heilung zu hoffen.

Für diese drei Zwecke wurde das kleine Kapital in drei Teile geteilt. Während nun die ersten beiden Zweige durch Verkauf von Arbeiten und durch das kleine Schulgeld, das für die Kinder bezahlt wurde, sich allmälig selbst forthalfen, bedurfte die Krankenpflege stets neuer Mittel, die mit unermüdeter Anstrengung zum größten Teil von Charlotte Paulsen herbeigeschafft wurden.

Sie klopfte an unzählige Türen, um zu bitten oder zu geben. Sie warb unter den Frauen Hamburgs neue Mitglieder oder Gönner des Vereins; sie ging in die Comtoire der Kaufherren, um Beiträge für milde Zwecke zu sammeln; sie betrat die Wohnungen des Elends, jene dumpfigen, schmutzigen, feuchten Stuben der berüchtigten Hamburger Gänge, um Kranken, die auf moderndem Stroh lagen, um halbnackten hungernden Kindern eine Labung zu bringen; sie scheute sich nicht in den Räumen des Hamburger Stadthauses, des Sitzes der Polizei, unter Gaunern und schlechten Dirnen, auf eine Audienz zu harren, um den Schutz der öffentlichen Macht für einen Unglücklichen anzurufen oder noch öfter die Gefahr der öffentlichen Macht von ihm abzuwenden. Die mutige und aufopferungsvolle Frau wurde auf diese Weise rasch ein Inventarstück der Hamburger Straßen. Man begegnete ihr überall im einfachsten Anzug, im schwarzwollenen Kleid, im altmodischen Hut, einen großen Strickbeutel am Arm, der Geschenke für Arme, Subscriptionsbogen für Sammlungen, Correspondenzen u. dergl. mehr enthielt. Ihre Schmucksachen hatte sie verkauft, überflüssigen Putzes sich entledigt, um reichlicher helfen zu können. Man sah sie zu allen Tageszeiten, in Regen, Wind und Schnee, selbst die einsamen Wege vor den Thoren im nächtlichen Dunkel nicht scheuend. Den Armen galt ihre Thätigkeit zunächst, daneben aber auch den politischen Flüchtlingen, die nach 1848 in großer Zahl nach Hamburg kamen.

Was den Geist in Fesseln schlug, war ihr zuwider; was die freie Bewegung hemmte, suchte sie zu beseitigen. Wenn es ihr nicht vergönnt war, für die bürgerliche Freiheit unmittelbar thätig zu sein, so beförderte sie doch Alles, was mittelbar dieselbe herbeiführen konnte. Personen, die in diesem Sinne wirkten, unterstützte sie mit Rat und That.

Nicht minder suchte sie auf religiösem Gebiete die vollkommenste Freiheit. Zwang in den heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, Gewohnheitswesen oder gar Heuchelei in Beziehung auf das Höchste mochte sie nicht, unverhohlen sprach sie selbst ihre Ansichten aus, und wahrhaft interessant war es, mit ihr über diese Gegenstände zu reden.

Charlotte Paulsen verschmähte es nicht, ihre thätige Theilnahme auch den Unglücklichen zuzuwenden, die sich durch ihre Verbrechen der Menschheit entfremdet haben; sie suchte sie auf und strebte sie für das Höhere zu gewinnen.

Wenn sie aber auf der einen Seite mit großem Scharfblick und richtigem Urteil das Ganze überschaute, und in Verhältnissen sich bewegte, vor denen mancher Mann zurückschreckte, so zeigte sie andererseits wieder darin ihre Weib-

lichkeit, daß auch die engeren Kreise ihrer Beachtung und ihrer wohlthätigen Wirksamkeit nicht entgingen.

Obwohl nun Gedanken und Zeit Charlottens, besonders in der Periode des Völkerfrühlings von 1848 und durch die Sorgen bei Gründung und Erhaltung ihres Vereins, ungemein in Anspruch genommen wurden, durch das, wozu sie treibend getrieben ward, blieb sie im Kreise der Ihrigen immer die rein weibliche, gemütliche, stillfleißige, liebevolle Gattin und Familienmutter, die ihr gastfreies Haus Allen wohnlich zu machen verstand.

Ihr einziges, leidenschaftlich von ihr geliebtes Kind hatte sich schon kurze Zeit nach der Confirmation an Herrn Schultz verheirathet, der Elisabeth sechs Stunden von Hamburg entfernt, auf seine Besitzung in Oldesloe führte.

Der Abschied wurde den Eltern ein sehr schwerer und jeden Sommer brachten sie mehrere Wochen, ja Monate bei dem geliebten Schwiegersohn und der Tochter zu. Ein Auszug aus Briefen, welche ihre Tochter, Frau Schultz, mir gütigst zur Verfügung stellte, mögen das schöne Familienverhältnis beleuchten.

Hamburg, 14. Mai 1834.

Zum letzten Mal willkommenes Hilfsmittel — Papier und Federkiel. Denn übermorgen sitzen wir in Oldesloe. Weißt Du was das sagen will? in Oldesloe! Deine Mutter hat fast die ganze Nacht nicht schlafen können vor Freude. Ach, was that ich gestern nicht Alles vor Freude. Ach, Engels-Li was für Malheur kann noch daraus entstehen, weil ich kaum die Stunden erwarten kann, Dich und Deinen Julius zu sehen!

Wie glücklich ist Deine Mutter.

Hamburg, 20. September 1834.

Wie ganz anders muß Dein Erwachen morgen sein, meine geliebte Tochter, da Du nun Dein Kind an's Herz drückst. Nicht genug kannst Du dem Allgütigen danken, für so viele Liebe, mit der er Dich überhaupt begünstigt hat. Durch ein freundliches Geschick bleibt Dir kaum etwas zu wünschen übrig. Ich weiß auch nicht, daß ich von dem Allvater noch etwas anderes für Dich zu erbitten hätte, als die Erhaltung der Güter, die jetzt alle Deine Tage verschönern und erheitern. Wenn Dich morgen der innige Kuß Deines trefflichen Julius weckt, wenn Dir der selige Blick des Geliebten sagt, wie er so ganz glücklich mit Dir und durch Dich ist, wenn er sein holdes Töchterchen der teuren Mutter entgegenbringt und fühlt, daß dieser Engel die stärkste, innigste Fessel ist, daß der Eltern Liebe die heiligste, entsagendste Liebe ist, dann frage ich Dich, meine Elisabeth, bleibt Dir etwas zu wünschen übrig? u. s. w.

Hamburg, 27. September 1834.

Recht innig und herzlich danke ich Dir, meine Elisabeth, daß Du mir so bald einige Zeilen sandtest, sie waren mir in jeder Beziehung sehr

willkommen Doch kann ich es nicht ergründen, wer von Euch drei teuren Menschen mir am meisten fehlt, ob der treffliche Julius, oder Du, oder der kleine freundliche Engel, denn wahrhaftig die Drei sind mir am Ende gleich wert und lieb. — Da aber die ganze Welt mir es vorgeschwatzt, daß es eben nichts Erhebliches ist, von so teuren Wesen sich zu trennen, so muß ich wohl so thun, als hätten sie Recht und jedes schmerzliche Gefühl wenigstens versuchen zu unterdrücken.

Du glaubst nicht, meine Elisabeth, wie lebhaft ich es mir denke, wenn Du Deinen kleinen Engel an der Brust hast und die kleinen Hände und Füße in einer Bewegung sind, oder wenn das kleine Wesen tüchtig brüllt. Ich küsse Euch wohl hundert Mal täglich in Gedanken und wiederhole alle gehabten Freuden so gern. Paulsen ist die Freundlichkeit selbst und schickt Dir tausend Küsse und Dein Bild geht von Hand zu Hand u. s. w.

Hamburg, den 1. Januar 1838.

Durch Deine Abreise hat wieder das alte gewohnte Treiben begonnen, worunter das Beste und Liebste, daß ich Dir schreibe, meine Elisabeth. Es ist hier fürchterlich ruhig und wenn ich nicht so thätig wäre und schnell an Arbeit dächte, so wäre es fast schlimm mit dieser Einsamkeit. Bitte, sage dem geliebten Sohne Julius noch meinen Dank, daß er Dich so lange mit der kleinen Johanna entbehrte, diesen freundlichen lachenden Engel!

Hamburg, den 5. Januar 1838.

Dein guter Vater war etliche Tage unwohl, was mich dann immer etwas ängstigt. Nun ist er wieder der Alte. — Weißt Du wohl, daß Du einmal vorigen Herbst sagtest, Du wüßtest, daß Paulsen trauriger sein würde über meinen Tod als ich über seinen? — Sei versichert, bei solchen Tagen seines Unwohlseins fühle ich wie lieb und teuer er mir ist und wie gern ich Alles thue, um ihn zu erfreuen u. s. w.

Im Jahre 1848 als Frau Johanna Goldschmidt Friedrich Fröbel veranlaßt hatte nach Hamburg zu kommen, um dort Vorträge über sein Erziehungssystem zu halten, bereitete ihm Charlotte Paulsen daselbst überall freundliche Aufnahme. Sie führte sofort die Kindergärtnerei in die von ihr begründete Kinderbewahranstalt ein, in welcher arme Kinder bis 6 Jahr alt, Aufnahme fanden. Besonders nahm sie sich der Kinder an, deren Eltern durch Krankheit, Tod oder Untüchtigkeit die Kleinen der Vernachläßigung preisgaben. An diese Kinderbewahranstalt schloß sich eine von Frau Goldschmidt und Frau Westerdarp gegründete Schule und später eine kurze Zeit bestehende Hochschule für junge, von der Schule entlassene Mädchen.

Der große Zug politischer Flüchtlinge in den Jahren der Reaktion von 1848—1851 gab den Frauen Hamburgs Veranlassung, einer großen Anzahl Verfolgten mit Rat und That, mit Fürsprache und großen Opfern zu dienen. Charlotte Paulsen

war eine der hilfreichsten, stets bereit zu geben und zu opfern, mit einer Selbstvergessenheit, die kein Maß kannte. Wußte sie Jemand in Not, so hatte sie Tag und Nacht keine Ruhe, bis sie Mittel und Wege gefunden, das Elend zu lindern. Sie sprach und schrieb, sie lief für ihre Schützlinge im Schweiße ihres Angesichts vom Morgen bis Abend, von einem Ende der Stadt bis zum andern, sie bat und schmeichelte, sie drohte und trotzte, bis ihr geholfen ward. Unerschöpflich wie ihre Liebe, war ihre Erfindungsgabe, ihre Mittel, aber nicht ihre Kräfte. Diese Jahre der Aufregung hatten die jugendlich schöne Frau zur Greisin gemacht und ihre Augen, wie ihr ganzes Nervensystem hatte derartig gelitten, daß sie auf Wunsch ihrer besorgten Familie auf ein Jahr nach Amerika ging, wo sie teils bei einer Schwester in Canada, teils in New-York ihre erschöpften Kräfte wieder herstellte.

Aber als sie heimkehrte und ihrem Manne, der um vielleicht 20 Jahr älter war als sie, die Augen zugedrückt hatte, stürzte sie sich doch wieder in die alte aufreibende Thätigkeit. Sie nahm eine Zeit lang sogar ihre Wohnung in der Kinderbewahranstalt des Frauenvereins selbst, um Unterricht und Erziehung der Kleinen zu leiten, deren schon 120 in ihrer Bewahranstalt waren. Später zog sie aufs Land, um der Ruhe zu pflegen; aber die Entfernung der Stadt hinderte sie nicht hier und dort helfend einzutreten. Ein paar Jahre vor ihrem Tode befiel sie ein Blutsturz; sie genas davon, und wenn ihre physische Kraft auch geknickt sein mochte, so war sie kaum zu bewegen sich zu schonen.

Ihr Geist bewahrte seine Frische. Sie verstand fesselnd zu erzählen, unvergleichlich zu schildern, rührend zu bitten, unwillig zu schelten, spottend und sarkastisch zu geißeln. Nach dem Tode ihres Mannes bewohnte sie in einiger Entfernung von der Stadt mit ihrer Enkelin einige Zimmer, die den guten Geschmack, aber auch den Sinn für Einfachheit der originellen und edlen Frau bezeugten. Von hier aus machte sie ihre anstrengenden Gänge für die Armut, hier verfertigte sie zum Besten der Armen Handarbeiten, von hier aus korrespondirte sie mit den Behörden. Auf der Polizei führte sie eine furchtlose Sprache. Mit der Zeit gewann sie dort in Sachen des Armenwesens eine fast öffentliche Anerkennung, und sie setzte mancherlei durch, was Andern unmöglich gewesen wäre. In der Zeit der Reaktion verlangten Hamburger Pastoren, daß die konfessionslose Schule des Frauenvereins geschlossen würde, ein paar Geistliche drohten, in einer Konferenz, die sie mit dem Vereinsvorstande hielten, selbst zur Polizei zu gehen und ihrer Forderung Nachdruck zu verschaffen. Frau Paulsen springt auf: „Ich werde doch noch rascher sein, als die Priester in ihrem Talar!“ und eilt zum Stadthause. Sie erlangt dort die gewünschte Zusage polizeilichen Schutzes und macht sich ein Vergnügen daraus, dies den keuchenden Verfolgern, die ihr auf dem Rückwege begegnen, auf offener Straße triumphirend zu verkündigen.

So hat sie gewirkt für das Wohl der Menschheit, wie immer nur ein Mann thun konnte, gewirkt auch dann noch, als die Schwäche der Krankheit sie in den letzten Jahren heimsuchte. Nicht ohne Besorgnis sahen ihre Verwandten und Freunde eine bedenkliche Abnahme ihrer Kräfte, zuweilen äußerte sie selbst wohl, daß es nicht mehr fort wolle; aber in ihrem Wirken ließ sie sich nicht stören.

Selten gab sie sich dem Gefühle der Schwäche hin, der Geist sollte den Körper beherrschen und oft gelang es ihm. Sobald sie sich von Gegenständen unterhielt, die ihr Interesse in Anspruch nahmen, dann blitzte ihr Auge, dann redete sie mit der alten Lebendigkeit.

Nach kurzem Krankenlager hauchte diese herrliche Frau in der Nacht vom 15. zum 16. November 1862 ihren Geist aus. Ihr letzter Wunsch war, ein eigenes Haus für ihre Anstalt geschaffen zu sehen.

„Sie war ein Weib, das trotzig Hilf und Recht und große Sühnung fordert für ein armes zu lang im Staub getretenes Geschlecht.“

Eine ihr sehr nahestehende Frau sagte von ihr: In Charlotte Paulsen waren vereinigt: Die Fantasie des Morgenlandes, die Willenskraft Roms, die Genußfähigkeit Griechenlands, die Gesprächigkeit und Geistesgegenwart der Franzosen, die Beharrlichkeit und Sauberkeit Englands — und das beste Gemüt der Deutschen. —

Bald nach Frau Paulsen's Tode wurde ihr aus Frauenliebe das herrlichste Denkmal gestiftet. Frau Wüstenfeld*), welche nach ihr Präsidentin des Vereins wurde, beantragte, zu Ehren ihrer Vorgängerin, eine Paulsenstiftung zu schaffen. Mit der dieser Frau eigenen Energie sammelte sie die dazu notwendigen bedeutenden Fonds. Senat und Bürgerschaft schenkten den Grund und Boden, und 1866 wurde der Bau vollendet und das Haus von den Anstalten des Vereins bezogen. Den Vorsitz im Schulvorstand behielt bis zum Jahre 1867 Frau Johanna Goldschmidt, dann übernahm ihn Frau Wüstenfeld, die Schöpferin des „Paulsenstifts“ und behielt ihn bis zu ihrem Ende. Die Bewahranstalt ward in einen Kindergarten verwandelt, der jetzt von 100 Kindern vom 3.—7. Jahre täglich von 9 Uhr früh bis 6 Uhr Nachmittags besucht wird; diese erhalten frische Milch und nahrhafte Suppen und werden leiblich und geistig vorzüglich gepflegt.

Die sich an die Bewahranstalt schließende Schule, welche jetzt 8 Klassen hat und von 365 Mädchen besucht wird, war die erste, welche freiwillige Frauenthätigkeit in Deutschland errichtete, zur sittlichen, geistigen und praktischen Ausbildung für unbemittelte Mädchen.

Die siebenjährigen Mädchen gehen aus dem Kindergarten in die Uebergangsklasse der Schule, welche das Spiel mit dem Ernst des Lernens vermittelt.

Die Schule des Frauenvereins hatte sich nun die zwiefache Aufgabe gestellt, die Lehrzeit der Kinder so nutzbringend wie möglich auszubeuten, ihren praktischen Beruf stets fest im Auge zu behalten, dabei aber das eben nicht vorherrschend freudenreiche Leben der Kinder durch glückliche Schuljahre so angenehm wie möglich zu gestalten. Eine ihrer ersten Aufgaben ist es, die besonderen Anlagen der Kinder frühzeitig zu erkennen und sie zu berücksichtigen, so viel dies innerhalb wie außerhalb der Schule möglich ist. Dafür hatte der Kindergarten trefflich vorgearbeitet, denn die Fröbel'schen Beschäftigungen entwickeln ganz besonders jede künstlerische Begabung, da die Kinder zeichnen, singen, modelliren und Hand-

* Näheres zweiter Band in dem Lebensbild der Frau Wüstenfeld.

geschicklichkeit beim Flechten, Falten und Ausschneiden erlangen, dabei auch hübsche Erfindungen machen können.

Die Schule, wenn auch aus kleinen Anfängen hervorgegangen und von Frauen geleitet, hatte doch stets einen bewährten Pädagogen zur Beratung hinzugezogen, und ihre Vergrößerung ward besonders durch den verstorbenen Pastor Krause herbeigeführt. Viele der geachtetsten jungen Damen erteilten gewissenhaft den besonders befähigten Kindern außer den Schulstunden Unterricht in fremden Sprachen und Musik, wodurch diesen später ein besseres Engagement bei Kindern begüterter Elten geboten wurde. Nach eigener Neigung und Befähigung unterrichten diese jungen Lehrerinnen auch wohl in der Klasse in Fachwissenschaften; stets aber geben streng vom Vorstand kontrollirte Zeugnisbücher genauen Bericht über Fleiß und Fortschritte der Kinder. Diese wissen es wohl zu schätzen, daß besser gestellte Frauen und Mädchen freundlich mit ihnen verkehren und daß ihre oft ärmlichen Verhältnisse kein Hinderniß sind, um ihre Anlagen zu pflegen und nicht selten ein dauerndes Interesse zu wecken. Selbstverständlich ist der Handarbeits-Unterricht für diese Schule von großer Wichtigkeit; er ist absichtlich auf das Notwendigste beschränkt, man hat aber dafür gesorgt, daß er gut und gründlich erteilt wird. Zur vollendeten Musterhaftigkeit dieser Mädchen-Erziehungsanstalt fehlte noch, daß für die weitere Fortbildung der abgegangen Schülerinnen nach vollendetem 15. Jahre gesorgt wurde, wenn sie die 8-klassige Schule der Paulsen-stiftung verlassen hatten.

Diese Sorge übernahm Frau Johanna Goldschmidt, indem sie den Fröbel-verein 1860 in Hamburg begründete. Ihr hier folgendes Lebensbild zeigt uns das schöne sich ergänzende Zusammenwirken der Hamburger Frauen.

So wird Charlotte Paulsen's Name und Geist fortleben in diesem von Frauen und Gesinnungsgenossinnen gestifteten Liebeswerke.



Katharine Marschall, auch Marssall genannt.

Geb. 1740, gest. 1820.

Wenngleich dem 18. Jahrhundert mehr als dem 19. angehörend, da die Vollkraft ihres Lebens in das erstere fiel, scheint es mir angemessen, diese österreichische Jeanne d'Arc der Vergessenheit zu entreißen, um so mehr, als das Heldenmädchen Katharine die Zahl derjenigen Erscheinungen vermehrt, welche zeigen, daß es auch der Frau nicht an Heldenmut und Kraft gebricht, der Wehrpflicht zu genügen. Hiermit sei keineswegs gesagt, daß die Wehrpflicht für Frauen wünschenswert ist, oder wie die Gegner der Frauenbewegung meinen, notwendig, wenn gleiche bürgerliche Rechte für Mann und Frau gefordert werden. Wenn der Mann die Waffen als Vaterlandsverteidiger führt, genügt es, und entspricht der weiblichen Mission, daß die Frau die Kranken und Verwundeten pflegt und die durch den Krieg erzeugten Notstände zu heilen sucht. Auch ist sie es ja, welche dem Vaterlande die Söhne giebt und erzieht.

Jedenfalls steht es gewiß einzig in der Geschichte da, daß ein mutiges Mädchen ohne jegliche Begeisterung für den Soldatenstand statt ihres feigen Bruders als Soldat eintritt. Katharina Marschall, geboren im Dorfe Predmeric bei Königgrätz in Böhmen stellte sich für ihren Bruder, der sich fürchtete, Soldat zu werden, beim Militär. In Männerkleidern sich unter seinem Namen einführend, trat sie unerkannt ins 6. Dragoner-Regiment Wenzel Graf Colowrat Krakowski als Dragoner ein. Sie diente für den Bruder 6 Jahre und bewahrte ihr Geheimnis auch dann noch, als sie im Kampfe am Kopfe verwundet ins Lazaret geschickt worden war.

Ihre Mutter, welche von diesem Unfall gehört, eilte zu ihr und verriet, daß sie Mädchen sei. Als sich die Kunde hiervon in Prag verbreitete, wurde dem

Generalkommando in Wien hierüber Bericht erstattet und der Hofkriegsrat teilte es Maria Theresia mit. Diese ließ den weiblichen Dragoner nach Wien kommen und in der Reitschule von ihr Fecht- und Schieß- wie andere militärische Übungen ausführen. Katharina's Fertigkeit hierin erregte das Erstaunen und den Beifall der Kaiserin, welche sie reichbeschenkt und ordnungsgemäß aus dem Militär entließ. Einige Jahre darauf heiratete Katharine einen Feldwebel, namens Fiale, vom 15. Infanterie-Regiment. Diesen begleitete sie in den Türkenkrieg und teilte alle Strapazen und Gefahren mit ihm. Nachdem er seinen Tod durch eine feindliche Kugel gefunden, kehrte sie als Wittwe nach Böhmen zurück, wo sie in Liebau und später in Prag während des Sommers von einem Blumenhandel, im Winter von einer Kleinkrämerei sich ernährte. Die Soldaten, welche sie immer die alte Dragonerin nannten, unterstützten sie bis zu ihrem Tode 1820.



Maria Ellenrieder.

Geb. 1791, gest. 18.3,

wurde 1791 in Constanz geboren und zeigte schon als Kind ein hervorragendes Talent für Malerei. Als 22jähriges Mädchen kam sie nach München, wo sie auf der Akademie sieben Jahre lang ihre Studien machte, sich dann in Rom drei Jahre lang 1822 bis 25 aufhielt, wo sie, nachdem sie bisher der David Mengs'schen Schule angehört hatte, sich an die Overbeck'sche anschloß. Zur badischen Hof-Malerein ernannt, kehrte sie in ihre Heimat zurück, wo sie sich ganz ihrer Kunst widmete. Auf zwei Jahre ging sie 1838 wieder nach Rom, um von da ab still in Constanz zu leben. Ihre sämtlichen Arbeiten halten sich streng innerhalb der Grenzen echt weiblichen Empfindens. Von ihren Werken sind hervorzuheben: Madonna mit dem Kind, 1824. Die Marter des heiligen Stephan, 1827. Maria im Rosenhag, 1834. Die heilige Felicitas mit ihren Söhnen (im Besitz der Königin von England. Der göttliche Kinderfreund (in den Spitalkirchen zu Constanz.) Neben biblischen Darstellungen gelangen ihr besonders Kinderportraits und Kindergruppen in Pastell und Öl. Sie starb nach einem fast asketisch zugebrachten Leben am 5. Juni 1863 in Konstanz.



Johanna Goldschmidt.

Geb. 1805, gest. 1885.

Die Geschichte der Frauenbewegung hängt auf's Innigste mit der sozialen, religiösen und politischen Entwicklung der Nationen zusammen. Kriege, Revolutionen und Reformationen bildeten stets den Ausgangspunkt für die Erhebung der Frau. So war es auch die religiöse und politische Bewegung der vierziger Jahre, welche die Frauen zum Nachdenken über die allgemeinen Zustände und ihr Verhältnis zu denselben brachte.

Mit der Erkenntnis: die Frau habe sich nicht nur um das eigene Haus und die eigenen Kinder zu kümmern, sondern um die Welt, für die sie ihre Kleinen erziehe und um die gesammte Kindheit, die der Fürsorge und Pflege der Frauen in den ersten wichtigsten Jahren überantwortet ist, trat die Frau in die Oeffentlichkeit. Die Vorträge Friedrich Fröbels und der gleichstrebenden Pädagogen beiderlei Geschlechts, nahmen der Frau die Binde von den Augen und erweiterten ihre Sehkraft, daß sie begann, die engherzige Selbstsucht abzustreifen, welche sie nur auf das achten ließ, was in den Mauern ihres eigenen Hauses vorging. Die gewonnene Ueberzeugung, daß jedes Kind im Zusammenhang mit der Menschheit und ihren Zeitforderungen zu erziehen sei, ließen die Frau fortan Anteil nehmen an den Vorgängen im Staat, in der Gemeinde und am geistigen Leben der Völker.

Friedrich Fröbel gebürte das hohe Verdienst in der weiblichen Jugend die Teilnahme und Begeisterung für den erziehenden Beruf geweckt, ihr das Verständnis für die Kindesnatur beigebracht zu haben.

Quelle. Autobiogr. schriftliche Mitteilungen von der Verfasserin.

Die praktische und spannende Beschäftigung in den Kindergärten sollte das Gemüt der Jungfrau erwärmen, ihrem Geiste eine bestimmte Richtung geben, sie abziehen von den Fehlern der Vergnügungs- und Putzsucht. „Wenn erst die Frauen," sagte Middendorff, der treue Verbündete Fröbels, „ihrer Bestimmung gemäß sich zur Pflege der Kindheit zusammenfinden, dann werden sich allmählich auch die Männer zur einträchtigen Bildung der Jugend verbinden, und unser Volk, durch eine aus der Wurzel hervortreibende Einigkeit verjüngt, wird seinen ihm schon längst verheißenen Weltberuf ergreifen, ein erziehendes Volk zu sein und zu werden!"

Nicht vergebens ertönte Friedrich Fröbels Ruf an die Frauen. Diese schickten ihm nicht nur ihre Töchter, sondern traten in Erziehungsvereinen zusammen welche ihn nach Hamburg, Dresden u. a. O. m. riefen, um daselbst Vorträge zu halten.

Der Apostel des neuen Evangeliums, das Evangelium der Liebe zum Kinde, der Verkünder der allgemeinen Menschenliebe und Menschenerziehung fand in den Frauen die begeisterten Jüngerinnen, die treuen Hüterinnen seines Grundgedankens. Ja sie machten denselben zum Ausgangspunkt der gesammten Frauenbewegung und schrieben auf ihre Banner: Erziehung zur Menschenbildung, Förderung des Thätigkeitstriebes zu ersprießlicher Arbeit, Pflege des Kindes im Zusammenhang mit Gott, der Natur und der Menschheit.

Die Fröbelvereine brachten aber noch einen Segen. Sie führten die Frauen und Mütter aller Bekenntnisse, aller Stände und der verschiedensten Vermögensverhältnisse zusammen und bestrebten sich, die Schranken eines bornirten Kastengeistes und confessioneller Vorurteile niederzureißen. Hamburger Frauen gingen auf diesem Wege allen Anderen voran, durch Gründung des ersten Frauenvereins zur Bekämpfung und Ausgleichung religiöser Vorurteile, im Jahre 1848.

Diesen Verein begründet zu haben ist das Verdienst von Johanna Goldschmidt, geb. Schwabe; diese, die Tochter wohlangesehener, begüterter Eltern, wurde 1805 in Bremersloe, im Hannöverischen geboren.

Als sie sechs Jahre alt war, siedelte sie mit ihren Eltern nach Hamburg über, das ihr bis zum Ende ihres Lebens eine liebe Heimat geblieben ist. Das geistig geweckte Mädchen erhielt eine sorgfältige Erziehung und den besten Unterricht, ihre hervorragende Begabung für Musik wurde beachtet und durch die besten Lehrkräfte gefördert. Auf die religiöse Anschauung wirkte der Unterricht des israelitischen Predigers Ed. Kley, der es verstand, das Gemüt für einen geläuterten Gottesglauben, für Menschenliebe und Pflichttreue zu erwärmen.

Froh und friedlich floß ihre Jugendzeit im Elternhause hin, aus dem sie 1827 in das Haus ihres Gatten trat, eines allgemein geehrten Kaufmanns, Moritz Goldschmidt. Ihre Ehe war von acht Kindern gesegnet, denen sich als zärtliche und denkende Mutter zu widmen Johannas Lebensaufgabe wurde.

Erst als die Pflege und Erziehung derselben sie nicht mehr ausschließlich beanspruchte, begann Johanna durch Schriftstellerei in den vierziger Jahren in die Oeffentlichkeit zu treten.

Im Jahre 1847 hatte Frau Johanna Goldschmidt eine Tendenzschrift herausgegeben: Amalie und Rebecca, Briefwechsel einer christlichen Adligen und einer Israelitin über Zeit und Lebensfragen. Das Buch erschien ohne ihren Namen, in Form von Briefen; dieselben waren der reine Erguß eines überströmenden Gefühls aus dem Ringen nach Gerechtigkeit. Sie enthielten Schilderungen von Zuständen und Conflikten zwischen Christen und Juden, wie sie leider jetzt nach vierzigjährigem ruhigen Nebeneinanderleben schärfer bestehen, als selbst damals.

Im fünften Briefe dieses Buches entwickelte die Verfasserin den Plan zu einem Vereine, der auf die sittliche Hebung des weiblichen Geschlechtes wirken und die begüterten, gebildeten Frauen bestimmen sollte, für die minder Bemittelten und Arbeitenden einzutreten, besonders aber darnach zu streben, der weiblichen Jugend über die bisherige Beschränkung hinaus eine menschliche Bildung zu geben. — Dieser Gedanke zündete.

Frau Goldschmidt wurde von einer ihr bis dahin unbekannten christlichen Dame, Frau Amalie Westendarp aufgesucht mit dem Vorschlage, sich mit ihr zur Gründung eines solchen Vereins zu verbinden. Aus dieser Anregung entstand 1848 der Frauenverein zur Bekämpfung und Ausgleichung religiöser Vorurteile.

Dieser Verein wirkte so erfolgreich, daß, als die Emanzipation der Juden in Hamburg proklamirt wurde, die christlichen Vereinsschwestern den jüdischen ein schönes, erhebendes Fest gaben.

Im Jahre 1848 lernte Johanna Friedrich Fröbel kennen. Seine Vorträge und Grundsätze begeisterten sie und mit Charlotte Paulsen und Emilie Wüstenfeld gehörte sie zu den Pionieren, welche Fröbels Lehre praktisch in den Bürgerkindergärten, wie in der Hochschule für Mädchen zu verwirklichen trachteten. Damals hatte sie ein neues Manuskript beendet: „Mutterfreuden und Muttersorgen". Sie schickte es dem berühmten Pädagogen Adolf Diesterweg nach Berlin und bat, daß er durch einige einleitende Worte dem Buche besonderen Wert verleihe.

Diesterweg spendete dem Inhalt so warmen Beifall, daß er die Vorrede schrieb und in einem fortgesetzten Briefwechsel sein Interesse an der Verfasserin und deren geistiger Richtung bethätigte. Damals kannte Adolf Diesterweg Friedrich Fröbel noch nicht. Johanna schrieb ihm begeistert, daß sie in dem Kindergärtner den Reformator der weiblichen Erziehung erkannt habe. Als Diesterweg jedoch sich in der Antwort als Gegner Fröbels zeigte, schrieb ihm Frau Goldschmidt: „Wie können Sie mir so völlig in Allem beipflichten und dennoch Fröbel verkennen? Gehen Sie nach Liebenstein und machen Sie seine Bekanntschaft!" — Diesterwegs Antwort lautete: „Sie sollen sich in mir nicht geirrt haben, ich gehe persönlich nach Liebenstein und prüfe!" —

Das Resultat dieses Zusammentreffens im Jahre 1849 war eine Freundschaft der beiden Pädagogen für das ganze Leben.

Als eine der wichtigsten Aufgaben des Vereins stellte sich die Sorge für die Kinder heraus. Sei es, daß Untüchtigkeit oder Krankheit und Tod des Familienhauptes die Quelle der Armut wird, immer sind es die Kinder, welche leiden und von Vernachlässigung bedroht werden. Die Gründung einer Kinderbewahranstalt und einer Mädchenschule waren daher die ersten Schöpfungen, die der Verein in's Leben rief; die erstere wurde von Frau Charlotte Paulsen, die letztere von Frau Johanna Goldschmidt und Frau Westendarp gegründet und geleitet.

Die Kinder der Armen, ohne Unterschied der Konfession wurden nun der Gegenstand der ersten und unmittelbaren Äußerung erziehender und bildender Werkthätigkeit seitens der Hamburger Frauen. Sie nahmen die armen Kinder in ihre Häuser, unterrichteten, speisten, kleideten sie und sorgten für die Wahrung ihres leiblichen und seelischen Wohles. Indeß war im Jahre 1848 auf Anregung der Frau Johanna Goldschmidt und der Frau Charlotte Paulsen, Friedrich Fröbel nach Hamburg gekommen. Er hielt Vorträge über die ernsteste Lebensaufgabe der Frau: Die Pflege und Erziehung des Kindes und empfahl die Errichtung von Kindergärten und Ausbidungsanstalten für Kindergärtnerinnen. Die Vorsteherinnen des Frauenvereins, welche zu seinen begeistertsten Zuhörerinnen gehörten, und denen ganz neue Gesichtspunkte und Anregungen aus Fröbels Vorträgen geworden waren, führten seine Lehr- und Beschäftigungsmethode in praktischer Anwendung in die Kinderbewahranstalt ein, sowie in die sich daran anschließende Schule, welche die der Bewahranstalt entwachsenen weiblichen Zöglinge aufzunehmen bestimmt war. Allein dieses humane bisher ungewohnte Frauenwirken zog sich das Misfallen der staatlichen Behörden zu, welche mit Auflösung der Schule drohten. Bewunderungswürdig ist die Energie, mit welcher die beiden Vorsitzenden jener Schule, Frau Goldschmidt und Frau Westendarp, den behördlichen Drohungen entgegentraten, indem sie die Schule in Wanderkurse umwandelten, welche, die da sie in ihren Privathäusern stattfanden, nicht angegriffen werden konnten. Später nahm man Mietsräume und übergab einer Oberlehrerin in Gemeinschaft mit einem Schulcomitee die Leitung der beiden Anstalten, die einen ungeahnten Aufschwung nahmen.

Bis zum Jahre 1867 hatte, wie schon früher erwähnt, Frau Goldschmidt als Vorsitzende der Schule des Paulsenstiftes vorgestanden. Indessen trat zwischen ihr und Frau Wüstenfeld ein beklagenswerter Zwiespalt der Meinungen ein, welcher ihr Zusammenwirken unmöglich machte. —

Johanna begründete nun den Fröbelverein mit dem besonderen Zwecke, Kindergärtnerinnen für die Familie auszubilden. Diese Schöpfung, der sie als Präsidentin bis zu ihrem Tode mit unendlicher Liebe, großer Energie und consequenter Behandlung vorstand, ist die fruchtreichste That ihres dem Guten geweihten Lebens.

Dieser Verein stellte sich die Aufgabe, in einjährigem Kursus junge Mädchen als Familienkindergärtnerinnen heranzubilden, die sich der Pflege und Beaufsichtigung der Kinder, im häuslichen Kreise zwischen dem zweiten und zehnten Lebensjahre, im Sinne und nach der Lehre Friedrich Fröbels unterziehen können.

Zur Erreichung dieses Zieles unterhält der Verein eine Anstalt zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, sowie einen eigenen Privat-Kindergarten. Ferner werden die Schülerinnen der Vereinsanstalt angehalten, andere, dem Verein nicht angehörige Kindergärten, sowie Warteschulen und das Kinderhospitale zu besuchen, wo sie in der praktischen Behandlung der Kinder in verschiedenen Richtungen geübt werden. Auch wird den Schülerinnen Gelegenheit geboten, sich unter Anleitung der thätigen Mitglieder des Vereins, der sogenannten Schutzdamen, in deren Häuser einige Gewandheit in häuslichen Arbeiten, sowie in der Pflege und Behandlung ganz kleiner Kinder zu erwerben.

Dadurch, daß sie sich diesem Verein fortan ausschließlich widmete, unter Mitwirkung vortrefflicher Frauen und Männer, vermochte sie Mustergültiges zu leisten. Die Ausbildungs-Anstalt des Fröbelvereins im eigenen Hause, verbunden mit Pension und Kindergarten, ist eine echte Schule für den erziehlichen und pflegenden Mutterberuf. Sie war aber nicht nur Präsidentin ihres Vereins sondern auch thätige Lehrerin in der Ausbildungs-Anstalt und zwar in der von ihr bis in's höchste Alter gepflegten Kunst der Musik; noch bis vor wenigen Jahren leitete sie den Gesangs-Unterricht.

Außer zerstreuten Aufsätzen in einzelnen Journalen hat Frau Goldschmidt nur noch ein Buch 1864 veröffentlicht: „Blicke in die Familie".

Eine unausgesetzte Teilnahme schenkte sie der Entwicklung der Frauenbewegung auf dem Gebiete der Erziehung. Auf den Frauentagen, die sie besuchte, vertrat sie mit Begeisterung und großer Wärme Friedrich Fröbel's Kindergartensystem und dessen Einfluß auf eine verbesserte Familienerziehung; ihr Blick blieb jedoch auch allen Frauenbestrebungen und gemeinnützigen Werken wohlwollend geöffnet. So zeigte sie ein besonderes Interesse für die Volksküchen, die auf Hamburgs Boden übertragen, das Werk ihrer vortrefflichen Tochter, der Frau Dr. Henriette Salomon war, welche mit ausdauernder Thatkraft diese gemeinnützige Anstalt leitet und dieselbe immer segenvoller ausbaut.

Johanna hat noch kurz vor ihrem Tode dieses Interesse und ihr teilnehmendes Gemüt an den Leiden der Armen dadurch bekundet, daß sie Volksküchen für arme Kinder in Hamburg veranlaßte.

All' dies öffentliche Wirken wuchs aus dem Boden eines äußerst glücklichen Familienlebens hervor. Vereint mit ihrem Gatten, bis dieser, ein hoher Achtziger, aus dem Leben schied, hatte Johanna im Jahre 1877 die goldene Hochzeit gefeiert, umgeben von Kindern, Enkeln und Urenkeln. Auf ihre Kinder und deren wohlgeordnete und geachtete Lebensstellung konnte die glückliche Mutter mit Stolz und Freude blicken. Ihre musikalische Begabung hatte ihr Sohn Otto geerbt, der sich als Klaviervirtuose und Komponist einen berühmten Namen erworben.

Er hat die schwedische Nachtigall, Jenny Lind, als Gattin heimgeführt, deren Leben in einem späteren Abschnitt dieses Werkes geschildert werden wird.

Als im Jahre 1882 die Säkularfeier Friedrich Fröbel's begangen wurde, stiftete Johanna Goldschmidt im Verein mit anderen Fröbelfreunden einen Stipendienfond für hilfsbedürftige Kindergärtnerinnen. So blieb ihr Leben bis zum Schlusse eine Kette segenausstreuender Bestrebungen und Handlungen; der Umgang mit der Jugend, die sie nicht aufhörte, in ihrem Hause liebevoll anzuleiten, erhielt ihren Geist frisch und erhob ihn über die Gebrechen des Alters, die nicht ausblieben. In der Freundschaft übte sie Treue und war unermüdlich, wo es galt, Trost und Hilfe zu spenden.

Johanna Goldschmidt starb am 10. Oktober 1885. Bis zum Tode bewahrte sie die Frische des Geistes und die lebhafte Teilnahme für alles Große, Gute und Schöne.

Das Bild der edlen Frau welche ich hier gezeichnet, wird in ihrer Heimat nicht verlöschen und die Stätte, wo sie gewirkt, wird eine Musterstätte bleiben. Zeitgenossinnen und Nachfolgerinnen bauen mit Liebe das Werk weiter aus, zu denen die edle Vorkämpferin den Grund gelegt hat. Der Fröbelverein mit dem Fröbelhause, ist eine Pflanzstätte der weiblichen Jugendbildung, welche der Frauenbewegung für eine gesunde, naturgemäße und vernünftige Entwicklung der Menschheit stets neue Kräfte zuführen und dazu beitragen wird, daß die Erziehung zur befriedigenden Arbeit das Volksleben immer sittlicher gestalte.



George Sand.

Amantine, Lucile Aurore Dupin verehel. Dudevant.
Geb. 1804, gest. 1876.

Eine der fruchtbarsten, vorzüglichsten Romanschriftstellerinnen Frankreichs war die unter dem Namen in Talent und Fantasie die erste des Jahrhunderts, George Sand berühmte Aurore Dudevant geb. Dupin. Vierzig Jahre lang hielt sie die französische, ja man kann sagen die ganze gebildete Lesewelt in Spannung, welche sie fast stets befriedigend zu lösen wußte. Selbst ihre zahlreichen Gegner mußten ihr stets siegreiches Genie anerkennen, aber dennoch haben wenige Schriftsteller so weit auseinandergehende Beurteilung gefunden, wenige sind so vergöttert und andererseits se verdammt worden, wie George Sand, wozu nicht allein ihre Ideen beitrugen, denen sie in ihren Werken Gestalt verlieh, sondern vielmehr ihr Leben, ihr persönliches Wesen. Der Genius, der sich über das Extravagante in ihrem Character und Thun hinwegsetzen konnte und allein ihren Geist beurteilen wollte, ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren. So schrieb Georg Henri Lewes, der Goethebiograph über diese merkwürdige Frau: „Kein Mann ist so weise, daß er nicht aus George Sand's Werken Belehrung schöpfen könnte, denn sie sind die Aeußerungen einer geprüften, großen Seele. Kein Mann hätte ihre Bücher schreiben können, denn Keiner hätte ihre reichen Erfahrungen haben können, selbst bei reichem Genie. Ihre Werke sind originell, echte Umschreibungen der Erfahrungen und Selbstanschauung und erfüllen als solche die Grundbedingungen aller Litteratur, das müssen Kritiker sowohl als Philosophen anerkennen!"

Diese wunderbare Frau entstammte ungewöhnlichen Verhältnissen.

Quellen: Histoire de ma vie von George Sand und biographische Skizzen nach ihrem Tode.

Der Marschall Moritz v. Sachsen, der natürliche Sohn August des Starken aus dessen Verbindung mit der schönen Aurora von Königsmark, hatte ein Verhältnis mit der Schauspielerin Mademoiselle Verrière, welche ihm eine Tochter gebar, die den Namen Marie Aurore erhielt. Da die Verrière inzwischen den Bürger de la Rivière heiratete, ließ dieser das Mädchen als sein Kind in die Civilstandsregister eintragen. Marie Aurore verheiratete sich in ihrem 15. Jahre mit Graf Bernhard v. Hoorn einem natürlichen Sohn Ludwig XV., verlor den Gatten drei Jahre später durch den Tod und vermählte sich ein Jahrzehnt später mit Dupin de Francueil. Aus dieser zweiten Ehe ging ein Sohn hervor, der den Namen Maurice erhielt. Derselbe erwählte die militärische Laufbahn und ging als Oberst unter Napoleon Bonaparte nach Italien. Hier lernte er die Tochter eines Pariser Vogelhändlers Sophie Delaborde kennen. Es war ein leichtfertiges, aber hübsches Mädchen, mit natürlichem Mutterwitz. Nach längerem Zusammenleben heiratete Oberst Dupin Sophie. Sie zogen nach Paris, wo am 5. Juli 1804 dem Paar ein Töchterchen geboren wurde, das den Namen Amantine Lucille, Aurore erhielt. Es geschah dies in der rue Meslay und gerade als Aurore das Licht der Welt erblickte, spielte ihr Vater auf der Violine, was eine nahe Verwandte zu der Prophezeihung veranlaßte, daß Aurore eine glückliche Zukunft beschieden sei. Aurora sprach in ihrem Leben gern von dieser Prophezeihung, indem sie die Violine des Vaters zeigte, welche sie wie ein Heiligtum bewahrte.

Als die strengaristokratische Mutter des Obersten von der eingegangenen Mißheirat erfuhr, die ihr lange verschwiegen gehalten wurde, kam sie von ihrem Schlosse Nohant in Berri gelegen, nach Paris, um Maurice zu bestimmen sich von Sophie zu scheiden.

Als sie jedoch die kleine Aurore erblickte, deren Gesichtchen sprechend ähnlich die Züge ihres angebeteten Sohnes trug, stand sie von ihrem Vorhaben ab, vermied es jedoch mit ihrer Schwiegertochter zusammen zu kommen.

Aurore entwickelte sich geistig und körperlich zur Freude ihrer Eltern. Vier Jahre alt konnte sie schon lesen und zeigte früh das Talent kleine Geschichten zu erfinden, ein Jahr später konnte sie dieselben schon niederschreiben. Viele ihrer Geschichten erzählte sie ihrer Mutter, andere schrieb sie in Form von Briefen an Verwandte und Freundinnen, ohne sie jedoch an die Angeredeten zu senden.

In diesem zarten Alter verlor sie ihren Vater durch einen Sturz vom Pferde. Dieser Verlust, traf Mutter und Großmutter gleich schmerzlich bei ihrer vergötternden Liebe für den Verstorbenen. Sie widmeten sich jetzt ausschließlich beide der Erziehung Aurore's; doch blieben sie nicht lange friedlich zusammen, da Bildung und Abkunft sie zu sehr trennten und sie ebenso eifersüchtig auf des Kindes Liebe waren, wie einst auf die ihres Vaters Maurice. Madame Dupin de Francueil schlug Sophie vor, ihr Aurore einige Jahre zur Erziehung zu überlassen, worauf letztere endlich nach längerer Weigerung einging, unter der Bedingung, daß ihr eine Jahrespension ausgesetzt werde, um in Paris zu leben und dort ihre natürliche Tochter, Karoline zu erziehen. Der kleinen Aurore, welche 2 Jahre alt war wurde die Trennung von ihrer Mutter nicht leicht, da sie dieselbe zärtlich liebte

doch nach Kinderart tröstete sie sich und ließ sich von der Großmutter und einem alten Arzt Dr. Deschartre willig leiten. Sie erhielt Unterricht in Geschichte, Litteratur, Geographie, Arithmetik, Lateinisch.

Religionsunterricht war von der Erziehung ausgeschlossen, da, wie die Großmutter meinte, die Dogmen nur dazu da seien, um die Wahrheit mit Märchen zu umhüllen.

Als Aurore dreizehn Jahre alt war, beging Frau Dupin den Fehler, ihr von dem leichtfertigen Vorleben ihrer Mutter zu erzählen, was das kindliche Gemüt tief verletzte und ihr viele Thränen kostete. Sie wurde zerstreut und in ihren Stimmungen bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt". Was sie in ihrer Autobiographie von ihrem wilden Treiben in Gärten, Feld und Wald erzählte, von ihrem Umgang mit den Dorfkindern, ihrem Verkehr mit den Tieren, ihren tollen bubenhaften Streichen, erklärt es, daß die Großmutter zu der Einsicht kam, daß sie nicht befähigt sei, das heranwachsende Mädchen allein weiter zu erziehen. Mit Bewilligung ihrer Mutter gab sie Aurora in das Kloster der Englischen Fräulein in der rue des Fossés St. Victor in Paris, wo sie drei Jahre blieb.

Im Anfang kam auch hier ihr jugendlicher Uebermut zur Erscheinung, doch allmählich wirkten die religiösen Uebungen und der Relegionsunterricht derartig aufregend auf ihre ohnedies lebhafte Fantasie, daß sie, sechszehn Jahr alt, in „Verzückungen" verfiel, sich zu kasteien anfing und für allen anderen Unterricht untauglich wurde. Sie hatte Visionen und Hallucinationen, hörte heilige Stimmen und vertiefte sich in Lektüre der Bibel, alles andere Wissen verschmähend. Ein vernünftiger Beichtvater rettete sie von dieser „heiligen Krankheit", welche sicher ihren geistigen Tod herbeigeführt hätte. Er schrieb der Großmutter, es sei zu raten, daß sie das Kloster verlasse. Diese nahm sie wieder auf ihr Schloß in Nohant. Hier erholte sie sich bald und wurde nun der belebende und geistige Mittelpunkt ihrer Gespielen und ihrer Umgebung.

Die reichhaltige Bibliothek des Schlosses gab ihr Gelegenheit die Schriften Rousseau's und Chateaubriands zu studieren, welche sie mit geistigem Heißhunger verschlang. Dazwischen las sie Shakespeare, Byron, Leibnitz, Montesquieu, selbst Aristoteles wurde ihr zugänglich. —

Da starb ihre Großmutter 1821. Aurora sah sich plötzlich mit siebzehn Jahren als Erbin des Schlosses und der Besitzung Nohant; allein sie zog es vor ihren Wohnsitz nicht hier auf dem Lande, sondern bei ihrer Mutter in Paris zu nehmen. Doch bald mußte sie erkennen, daß die Großmutter recht gehabt, sie von der Mutter zu trennen, denn obwohl sie sich derselben mit leidenschaftlicher Liebe anschloß, fühlte sie sich bald von deren Launenhaftigkeit abgestoßen und unter den täglichen Mißhelligkeiten litt ihre Gesundheit, so daß sie im Frühling 1822 einen Landaufenthalt nehmen mußte.

Sie wählte Plessis bei Melun. Hier lernte sie den natürlichen Sohn des Obersten Dudevant kennen, Casimir, der damals siebenundzwanzig Jahre alt und Artillerieleutnant war. Dieser junge Mann teilte ihre lebhaften Empfindungen. Beide liebten sich, obgleich Casimir nicht so ganz dem Männerideal entsprach, das

sie sich in ihrer Fantasie gebildet hatte. Wohl mag zu ihrem Entschluß, seinen Heiratsantrag anzunehmen, beigetragen haben, daß sie sich unabhängig von der Mutter machen wollte. Diese wiedersetzte sich auch anfangs der Verbindung, da jedoch gegen die Persönlichkeit Casimirs Dudevant nichts einzuwenden war, mußte sie sich darein fügen, daß die Hochzeit am 22. September 1822 stattfand.

Das junge Paar zog auf die Besitzung Nohant, wo Aurora ihrem Gatten am 30. Juni des folgenden Jahres den ersten Sohn schenkte, welcher nach ihrem Vater den Namen Maurice erhielt. Fünf Jahre später, im Jahre 1828 gab sie einer Tochter das Leben, welche sie Solange nannte. Allmählich erkannten die Gatten jedoch, daß sie nicht für einander paßten, Casimir ging das innige Verständnis für das reiche Seelenleben seiner Frau ab; das Verhältnis erkaltete.

Im neunten Jahr ihrer Ehe kamen zwei junge Männer zum Besuch nach Schloß Nohant, welche das völlige Zerwürfnis der Ehegatten herbeiführten. Es waren Jules Sandeau und der Botaniker Néraud. Auf letzteren wurde Dudevant eifersüchtig, so daß er ihm die Gastfreundschaft kündigte, während Jules Sandeau es war, der eine innige Zuneigung zu der geistvollen Frau gefaßt hatte. Er ermunterte sie in ihrer wissenschaftlichen und schöngeistigen Bestrebungen und tröstete sie in ihren immer klareren Erkenntnis, daß ihr die Abhängingkeit von Dudevant drückend wurde. Ihrem Triebe wohlzuthun hatte sie schon nach Ablauf des ersten Ehejahres Einhalt gebieten und ihrem Ehemann die Verwaltung ihres Vermögens überlassen müssen.

Das Beengende der daraus entstehenden Zwistigkeiten, wenn es sich darum handelte, Hausstands- und Wirtschaftsgeld zu verlangen, brachten sie, durch Aufmunterung Sandeau's zu dem Entschluß, ihre Talente als Erwerbsquelle zu benutzen.

Die nun siebenundzwanzigjährige Frau beschloß Schriftstellerin zu werden.

Sie schlug ihrem Gatten vor, sie drei Monate in Paris, drei Monate bei ihm auf dem Lande leben zu lassen, unter Verzichtleistung irgend welcher Geldunterstützung von seiner Seite, nur das ihr im Ehekontrakt stipulierte Nadelgeld von 1500 Frcs. pro Jahr sollte ihren sechsmonatlichen Aufenthalt in Paris bestreiten, bis sie selbst genügende Einnahmen haben würde. Hierauf ging Casimir Dudevant ein.

Sie zog nun 1831 mit ihrem Töchterchen nach Paris, wo sie auf dem Quai St. Michel drei kleine Stübchen im fünften Stockwerk mietete, wovon sie Jules Sandeau eines abgab. Eine Nachbarin nahm das Töchterchen zu sich, wenn Frau Dudevant Tags über auf die Nationalbibliotek ging, um Studien zu machen.

Allein nicht nur aus Büchern, von dem Leben wollte sie lernen. Sie wollte Paris gründlich kennen und sich in allen Schichten der Gesellschaft bewegen lernen.

Da sie dies als Frau nicht vermochte, ohne Anstoß zu erregen, beschaffte sie sich Mannskleider und ging nun, als Student auf ihre Streifzüge. Bald erkannte sie, um wie viel billiger es sei, sich als Mann zu kleiden und wie viel Ersparnisse sie dabei machen konnte, abgesehen davon, daß sie sich unerkannt, frei überall bewegen konnte, was ihrem ganzen Leben und Denken eine weitere Richtung gab.

Anfangs suchte sie ihr Maltalent zu verwerten, dann schrieb sie einige musikalische Artikel für die von Brandus herausgegebene Revue et gazette musicale und verschiedene Feuilletons für den „Figaro," der von ihrem Landsmann Delatouche redigirt wurde.

Indes waren ihre Einnahmen durch all diese Arbeiten immer noch gering und so folgte sie dem Rate Delatouche und Jules Sandeau sich in einem Roman zu versuchen, der doch am besten bezahlt würde. Das Resultat dieses ersten Versuchs war: „Rose et Blanche," an welchem Erstlingswerk auch Sandeau Anteil gehabt haben soll.

Aurora hatte ihrer Schwiegermutter versprochen, nicht unter dem eignen Namen zu schreiben, sie nannte sich als Schriftstellerin „Georg Sand" gleichsam eine Abkürzung des Namens ihres Freundes, der sie bei den ersten Arbeiten technisch unterstützte. Der Erfolg dieses ersten Büchleins war kein allzu erfreulicher, dennoch entwarf sie gleich einen zweiten Roman, den sie in Nohant beendete, als sie zum zweiten Mal nach drei Monaten zu ihrem Gatten heimkehrte, es war Indiana. Die Schreibweise und Tendenz dieses Romans trugen dazu bei, ihm einen überraschenden Erfolg zu bereiten und George Sand's Namen berühmt zu machen. Sie schilderte mit den leidenschaftlichsten Farben den Kampf der sinnlichen mit der sittlichen Liebe und erklärte allem Herkömmlichen darin den Krieg. Auch in Deutschland wurde das Buch von Jung und Alt gelesen und es machten sich dafür und dagegen die Meinungen in lebhaften Discussionen geltend. Genug George Sands Name war in Aller Munde und die Kundgebungen lebhaftester Sympathie und leidenschaftlicher Gegnerschaft gelangten noch mehr zum Ausdruck, als im selben Jahr „Valentine" und „Lelia" erschienen. In der Valentine schildert George Sand, wie wir fortan Frau Dudevant nennen wollen, einen angekränkelten männlichen Charakter Benedikt, dem alle Frauenherzen zufliegen, der sich nach und nach in ein inniges Verhältnis mit drei Mädchen zugleich einläßt, von denen er jede zu lieben meint, bis er erkennt, daß er sich getäuscht und jede der Geliebten dafür zu büßen hat. Eine verschmähte und reuige Büßerin, Luise wird zur Heldin, der problematische Held Benedikt wird erschossen, als er gerade im Begriff steht mit Valentine, die er wahrhaft liebt, den Bund der Ehe einzugehen, diese stirbt bald darauf vor Gram. Der kraftvolle Stil dieses an erschütternden Scenen reichen Buches, dessen Handlungen bei alle dem einen moralischen Hintergrund haben und das mit rein menschlichen Tendenzen gewürzt ist, verbreitete George Sands Ruhm immer mehr,

verschaffte ihr einen nach vielen Tausenden zählenden Leserkreis und versetzte Aurora in eine finanziell angenehmere Lage, in der sie immer unabhängiger von ihrem Gatten wurde. Damals war das Verhältnis mit ihm bereits so gespannt, daß er sie nicht in Paris besuchte, als er ihren Sohn dahin in die Schule brachte.

Im August 1833 erschien in der „Revue des deux mondes", deren Mitarbeiterin George Sand war, ein ergreifendes Gedicht „Rolla" von Alfred de Musset, welches die Schriftstellerin begierig machte, den jungen Dichter kennen zu lernen. Dies geschah kurze Zeit darauf auf einem Feste, welches Buloz, der Herausgeber dieser Monatsschrift seinen Mitarbeitern gab und dies erste Begegnen wurde Beiden verhängnisvoll.

Frau von Hohenhausen schildert in ihren „Berühmten Liebespaaren" Alfred de Musset mit folgenden Worten: Er war als Dichter ein Epigone von Byron und Heine; er besaß die melancholische Glut des ersteren und die graziöse Kaltherzigkeit des letzteren, im Vereine mit der Keckheit und Feinheit des französischen Geistes. Alfred de Musset hat erklärt, ein Schüler Voltaire's und Rousseau's zu sein: die zerstörungslustige Ironie des ersteren und die sinnliche Sentimentalität des letzteren vereinigte er in seiner lyrischen Poesie mit dem Genre von Viktor Hugo und Lamartine, die seine unmittelbaren Vorläufer gewesen. Er hat beide übertroffen durch die Kraft seines Ausdrucks und die Schönheit seiner Empfindung, ja er hat sogar oft die Poesie der Melancholie ergreifender zur Darstellung gebracht wie Byron, und die Witzfunken der Ironie wirksamer leuchten lassen wie Heine.

Als 20 jähriger Jüngling gab er seine erste Gedichtsammlung heraus, einige Jahre später wurden seine reizenden Theaterscenen aufgeführt und seine kleinen Romane in Versen, wie sie einst Byron und und jetzt Paul Heyse in die Mode brachte, machten ihn bald zum Lieblingsdichter Frankreichs. Er war von vornehmer Geburt und seiner Erziehung, kein armer Poet, der im Kampf ums Dasein den Glanz seiner Flügel einbüßte. Seine Eltern waren stolz auf seine Erfolge und gewährten ihm die Mittel, das Leben zu genießen. In der vornehmen Welt riß man sich um ihn, am Hofe König Ludwig Philipp's wurde er gefeiert; der liebenswürdige Herzog von Orléans war sein Busenfreund und dessen Gemahlin, Herzogin Helene, belehrte ihn über deutsche Litteratur. Die schönen Frauen verhätschelten ihn überall, er tanzte leidenschaftlich, trank, spielte, hatte viele Liebschaften und obgleich seine kindlich glückliche Natur ihn vor moralischem Untergang bewahrte, begann seine zarte Gesundheit bereits zu wanken. Dazu trug noch bei, daß er nach den mannigfachen Erregungen des Tages und des Abends, wenn er ermüdet um Mitternacht heimkehrte, sich an den Schreibtisch setzte und die ganze Nacht durch dichtete, trat dann die Abspannung ein, so nahm er Zuflucht zu geistigen Getränken, die ihn völlig ruinirten.

Auch die äußere Persönlichkeit Müsset's war bestrickend. Er war schlank, von mittlerer Größe, hatte blondes reiches Haar, auf welches er besondere Sorg-

falt verwendete, und das er nach dem Beispiele Lord Byron's wie eine Krone um die Dichterstirne trug. An den Schläfen und in den Nacken hing es in vielen Locken herab. Seine Augenbrauen waren schwarz, sein Bart dunkel, eine griechische Nase und ein wohlgeformter kleiner Mund verschönten das Antlitz, während die Schönheit seiner Hände, seine sorgfältige Kleidung und ein gewandtes Wesen über seine ganze Erscheinung einen aristokratischen Schimmer verbreiteten.

So war der 25jährige Alfred de Musset, als ihn Aurora Dudevant kennen lernte. Die junge Frau, deren eigenartiges Talent ihr in so kurzer Zeit Ruhm und Gold verschafft, und deren Genius gerade damals sie über die drückenden Verhältnisse emporgehoben hatte, unter denen sie so lange gelitten, erwiderte die Liebe des jungen Dichters, der sich für sie begeisterte, obgleich sie sieben Jahre älter als er und durchaus nicht schön war. Alfred de Musset beschreibt den Eindruck, den er zuerst empfangen, mit folgenden Worten: „Als ich sie zuerst sah, trug sie Damenkleider, nicht die unelegante Männertoilette, womit sie sich so oft entstellte; auch benahm sie sich mit echt weiblichem feinen Anstand, den sie von ihrer vornehmen Großmutter geerbt hatte. Auf ihren Wangen lag noch jugendlicher Schmelz, ihre prächtigen Augen hatten einen leuchtenden Glanz, der unter dem Schatten ihrer dunklen dicken Haare wahrhaft bezaubernd wirkte und mich bis in's Innerste der Seele traf. Auf ihrer Stirn lag eine Unendlichkeit von Gedanken. Sie sprach wenig aber bestimmt."

George Sand trat dem Dichter erst kühl entgegen, doch allmählich bemächtigte sich auch ihrer die Leidenschaft, und da die Ehescheidung mit ihrem Gatten eingeleitet war, nahm sie weniger Anstand als bisher, ihre Liebe für den jungen gefeierten Dichter zu zeigen. Sie beschlossen im Sommer 1833 nach Italien zu gehen, um dort zwanglos einander anzugehören. Alfred de Musset's Mutter wollte anfangs diese gemeinschaftliche Reise nicht zugeben, doch vermochte es die Überredungskunst der George Sand, ihren Widerstand zu besiegen. In dem romantisch schönen Venedig suchten die beiden genialen Menschen das Paradies ungetrübten Liebesglückes, allein, bald zeigte sich auch die Schlange, die sie aus demselben vertrieb. Beide leidenschaftlich, quälten sich mit Eifersucht und wie es fast immer bei einem Verhältnis der Fall ist, dem der Schutz einer legitimen Ehe fehlt, spielte der Dichter mit dem Herzen seiner Geliebten, indem er sie bald leidenschaftlich anbetete, bald sie mit Verstimmungen und übler Laune quälte. Dabei schwand ihm im verweichlichenden Genußleben die dichterische Anregung immermehr. Er wollte nicht arbeiten, sondern nur inspirirt sein. Die Langeweile erfaßte ihn, und er vermißte das Pariser aufregende Leben. Zwistigkeiten entstanden unter den Liebenden, die oft Tag und Nacht andauerten und bei denen Alfred solche wahnsinnige Zornausbrüche hatte, daß Aurora sich erschrocken mehr und mehr ihm entfremdet fühlte. Ganz anders wie er geartet, suchte sie selbst unter diesen unerquicklichen Zuständen ihren einzigen Trost in der Arbeit, vergeblich bemüht, den krankhaft gereizten Freund durch ihr Beispiel auch zur Thätigkeit zurückzuführen. Nach durchweinten und durchzankten Tagen saß sie oft die Nächte

am Schreibtisch und vollendete litterarische Arbeiten, die sie in den Stand setzen sollten, ihrem Geldmangel ein Ende zu machen. Das tägliche Leben in einem kostbaren Gasthofe Venedigs verschlang ungeheure Summen, ohne daß Musset daran dachte, für deren Ergänzung zu sorgen. Aber obgleich er gerade in Venedig die Ausschweifungen seines Pariser Lebens fortsetzte, wodurch seine Gesundheit gänzlich untergraben und seine Geliebte tief gekränkt wurde, arbeitete diese für seine Bedürfnisse und als er in ein tötliches Nervenfieber verfiel, saß George Sand wochenlang an seinem Bette, nur auf seine Rettung bedacht. Aber gerade diese Krankheit wurde die Ursache ihres Bruches mit Alfred de Musset; er beschuldigte sie, während derselben ein Verhältnis mit dem jungen Arzt angeknüpft zu haben, der ihn behandelt hatte. Aurora war tief gekränkt und behauptete, daß nur eine seiner wilden Fieberfantasien ihm solche Vorspiegelungen verursacht haben könne. Der Haß, der abwechselnd mit der Liebe in dem Verhältnis dieses Dichterpaares herrscht, gewann, durch die Eifersucht genährt, die Oberhand, Alfred de Musset kehrte nach Paris zurück, wo er in der unedelsten Weise den Ruf der einst so heiß geliebten Frau zerstörte.

George Sand war in Venedig zurückgeblieben, um Studien zu ihrem reizenden Romane „Consuelo" zu machen. Als sie einige Zeit später nach Frankreich zurückkehrte, zählte sie bereits zu den ersten litterarischen Größen. Ihre Romane „Jaques" (1834, 2 Bände), „Leone Leoni" (1835), „André" (1835), „Simon" (1836), hatte sie noch in Italien vollendet. Das Verhältnis zu Alfred de Musset verarbeitete sie fünfundzwanzig Jahre später in einem Roman „Elle et lui", welcher 1859 in der „Revue erschien. Darin stellt sie dasselbe so dar, als ob sie ihre Ruhe und ihr Gewissen dem Dichter mit kaltem Blute und zu dem humanen Zweck geopfert habe, um ihn von den Verführungen in schlechter Gesellschaft abzuhalten. Hierauf antwortete Paul de Musset, der Bruder Alfred's, welcher letzterer 1857 nach langen Leiden gestorben war, mit einem Roman „Lui et elle", in welchem er durchsichtig genug und auf Briefe und Aufzeichnungen seines Bruders gestützt, das Verhältnis in einer Weise beleuchtete, welche manche Anklage gegen George Sand enthielt und sie der Verachtung Preis gab. Einen Mittelweg der Wahrheit zwischen diesen beiden Anklagen suchte die Schriftstellerin Louise Colet herzustellen, indem sie das Verhältnis in einem Roman schilderte, welcher den Titel hatte „Lui".

George Sand kehrte von Paris aus nach ihrer Besitzung Nohant zu ihrem Gatten zurück, doch verlebte sie hier eine so widerwärtige Zeit, daß sie entschlossen war, sich auf eine größere Reise nach dem Orient zu begeben. Da sich ihr Gatte in der Erledigung finanzieller Angelegenheiten sehr engherzig benahm, redeten Freunde ihr zu, vor so langer Abwesenheit vom Vaterland nach Bourges zu fahren, um den Rat des berühmten Advokaten Michel bezüglich der Versorgung ihrer Kinder und der Ordnung ihrer Angelegenheiten einzuholen. Sie lernte in diesem scharfsinnigen Manne einen Geist kennen, dessen sozialistische Ansichten ihr das größte Interesse einflößten. Er redete ihr zu, die Orientreise aufzugeben und nach

Nohant zurückzukehren. Doch nicht lange vermochte sie die verächtliche Behandlung ihres Mannes zu ertragen. Nachdem dieser sie hatte wissen lassen, daß er sich mit ihr auseinandersetzen und ihr das Gut Nohant überlassen wollte, wenn sie ihm die Hälfte der Rente überließe, übertrug sie dem Advokaten Michel die Einleitung des Scheidungsprozesses, der mit dem Urteil im Februar 1836 endete, daß ihre Ehe getrennt wurde unter Übergang der Kinder in den alleinigen Besitz der Mutter. Casimir Dudevant beruhigte sich dabei nicht und suchte, während George Sand sich auf Einladung Liszt's und der Gräfin d'Agoult nach der Schweiz begab, einmal seine Tochter Solange, ein andermal seinen Sohn Maurice zu entführen. Er beruhigte sich erst, als sie ihm 1838 fünfzigtausend Franken ausgezahlt hatte, um im ungestörten Besitze von Nohant mit ihren Kindern zu verbleiben. Unter den Berühmtheiten, welche sich nun um den Umgang von George Sand bewarben, sind besonders Chopin, Lamennais, und später Le Roux namhaft zu machen. Den erstgenannten begleitete sie 1838 auf einer zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise nach Majorca, welche sie 1842 in einem Aufsatz schilderte „Un hiver à Majorque". Sie trat von diesem Zeitpunkt an zu dem Komponisten in ein intimes, acht Jahre dauerndes Verhältnis. Er begleitete sie auf ihre Besitzung Nohant, wo er jedoch, durch seine Kränklichkeit launenhaft, nicht allein mit George Sand, sondern mit ihren Kindern in Streit geriet. Maurice, ihr Sohn, wollte sich nicht länger die eigenartige Behandlung des berühmten Mannes gefallen lassen. Die Mutter suchte zu vermitteln, bis dieses nicht mehr möglich wurde, und so verließ Chopin das gastliche Haus, ergrimmt darüber, daß die Mutter sich auf Seiten des Sohnes stellte.

Bei all den wechselnden Lebensverhältnissen, ihren vielfachen Reisen, Zerstreuungen und Gemütserregungen hörte die unermüdliche Frau nicht auf, sich schriftstellerisch zu bethätigen. In der „Revue des deux mondes" erschienen von ihr „Le secrétaire intime", „Lavinia", „Métella", „Mattéa", „La marquise", „Mauprat", „La dernière Aldini", „Les maitres mosaïstes", „L'Uscoque".

In Folge ihrer philosophischen Gespräche mit Lamennais über die Erneuerung der christlichen Gesellschaft schrieb George Sand: Lettres à Marcie, welche 1837 in revue des deux mondes erschienen, dann den mystischen Roman „Spiridion" 1839 und das Fantasiestück: „Les sept cordes de la Lyre".

Nachdem sie sich 1840 mit den Herausgebern der Revue überworfen hatte, weil man ihren Roman: „Horace" seiner extravaganten socialistischen Tendenz wegen zurückwies, begründete sie mit ihren Freunden: Leroux, Viardot, Lamennais und dem polnischen Schriftsteller Mickiewicz die Revue indépendente, in welcher ihre Romane erschienen: „Le compagnon du tour de France (1840), Le meunier d'Augibauld (1845), Le péché de monsieur Antoine 1847, Pauline (1841)". Schon 1842 hatte sie zuerst in der Revue ihren großartigen und an Schönheit der Charakter- und Naturschilderungen unübertroffenen Roman Consuelo veröffentlicht, sowie dessen Fortsetzung 1843: „La comtesse de Rudolstadt". Mit höchster Spannung und gesteigertem Interesse wurden diese Werke im In- und Ausland

gelesen. Mit Ungeduld wurde jede neue Arbeit von George Sand erwartet und obgleich die unerschöpfliche, geistreiche Frau diesem Verlangen des Publikums entsprach und es überreich mit geistiger Unterhaltung versorgte, so wußte sie mit jedem Buche auch pikante Kost, von größerem oder geringerem Werte zu bieten. Aus diesen Jahren seien genannt:

„Isidora" 1845, „Teverino" und „Lucrezia Floriani" (1846), „Le Piccinino" und „Le chateau des désertes" 1847.

Einen ganz neuen Zweig der Litteratur führte sie in Frankreich mit ihren Dorfgeschichten ein, deren mehrere reizend naiv und charakteristisch sind, wie: „Monny Robin" (1841), „Melchior" (1841), „La mare au diable" (1841), „Jeanne" (1844), „François le champi" (1847) und „La petite fadette" (1849).

Mächtig fühlte sich die Dichterin von der Revolution 1848 ergriffen, sie warf sich mitten in die Wogen des Kampfes, und gründete eine Wochenschrift „La cause du peuple", für Ledru-Rollin schrieb sie Bulletins und Zeitungsartikel, sowie die Einleitung zu seinem „Bulletin de la République", ferner erließ sie ihre schwärmerisch geschriebenen „Lettres au peuple". Auf ihre feurige Begeisterung fühlte sie sich um so mehr ernüchtert, als die Reaktion eintrat. Viele ihrer Freunde wurden verbannt, sie fühlte sich immer mehr vereinsamt und durch die Zeitereignisse niedergedrückt. Dennoch verließ sie weder Arbeitslust noch Arbeitskraft und ihre späteren Schöpfungen gewannen an künstlerischer Schönheit, nachdem die Verirrungen ihres Herzens und ihres Geistes immer mehr in den Hintergrund traten. Rühmlichst sind hier zu erwähnen: „Mont Revêche", „La filleule", „Les maitres sonneurs" (1853). Auch im Drama versuchte sich die Dichterin, doch mit minderem Erfolg. Erst einer späteren Periode gehören einige wertvolle Stücke an, wie „Marquis de Villemer" (1864), der einen durchschlagenden Erfolg erzielte, „Mauprat", „Le Don Juan du village" und andere mehr. Ihre sämmtlichen Theaterstücke erschienen in einer Ausgabe „Théâtre de Nohant" (1864), und im „Théâtre complet" (1866—67, 4 Bände).

Nach dem Staatsstreich von Napoleon 1851 zog sich George Sand nach Brüssel zurück, sah jedoch bald die Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen ein und zog nach ihrer Besitzung Nohant. Hier führte sie ein glückliches, ruhiges Leben, unausgesetzt mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, den Armen ihrer Gegend eine unermüdliche Wohlthäterin und ihren Kindern eine stets zärtliche Mutter. Von ihren Romanen sind aus dieser Zeit zu erwähnen: Les dames vertes" (1859), „L'homme de neige" (1859), „Jean de la Roche" (1860), „Constance Verrier" (1860), „La famille de Germandre" (1861), „Le Marquis de Villemer" (1861), wonach das bereits erwähnte Theaterstück bearbeitet ist; „Valvèdre" (1861), „La ville noire" (1861), „Tamaris" (1861), „Mademoiselle La Quintinie (1863), „Laura" (1864), „La confession d'une jeune fille" (1865), „Monsieur Sylvestre" (1866), „Le dernier amour" (1867), „Mademoiselle Merquin" (1868), „Pierre qui roule" (1870), „Mademoiselle Azote" (1870), „André Beauvray" (1870).

Der Krieg mit Deutschland ließ George Sand nicht unbeteiligt. Von Nohant aus schrieb sie einen Aufruf an ihre Nation, worin sie zum Frieden ermahnte, da es nur im Frieden möglich sein würde, die schwebenden sozialen Probleme zu lösen und die Menschheit einer glücklicheren, freieren Zukunft entgegenzuführen. Als der Krieg dennoch ausbrach, ging sie selbst auf den Kriegsschauplatz und veröffentlichte ihre dortigen Erlebnisse in der „Revue" unter dem Titel „Journal d'un voyageur pendant la guerre".

Das letzte Werk, welches sie herausgab, war die schon 1854 begonnene Autobiographie „Histoire de ma vie". Trotz ihrer Ausführlichkeit befriedigte dieselbe jedoch weder solche Leser, die darin nur die Geschichte der Leidenschaften und des Skandals zu finden glaubten, noch die Litteraturhistoriker, welche in der Geschichte der geschilderten Persönlichkeit zugleich die Spiegelung der Zeitgeschichte erwarteten. Beide mußte man mühselig aus den philosophischen und psychologischen Erörterungen herausschälen, an denen das Buch überreich ist.

Die Produktionskraft dieser seltenen Frau blieb ihr treu bis zu ihrem Tode, welcher in der Nacht vom 8. zum 9. Juni 1876 erfolgte. Sie wurde 72 Jahre alt. Bewundern wir den ungewöhnlichen Geist, der aus einer so rastlosen Thätigkeit spricht, so ist der Gehalt ihrer Werke noch mehr der Gegenstand unserer Hochachtung. Unerreicht war sie in der Gestaltung der gewonnenen Eindrücke, in der Kraft ihrer Schilderung, in der Tiefe ihres Blickes in die menschliche Seele. Für das offene und geheime Leben in der Natur hatte sie eine sympathische zarte Empfindung, die treibenden Ideen der Zeit, in der sie lebte, verkörpert sie ohne Rücksicht, wie sie auf Verstand und Gemüt einwirken, und vermischt sie mit den Anschauungen, die sich in ihrer eigenen Seele gebildet haben. Sind diese Anschauungen auch oft getrübt vom Wiederschein dämonisch wilder Empfindungen, so übt ihre Darstellung einen bestrickenden und gefährlichen Zauber besonders auf junge Gemüter. Nicht alle ihre Werke sind von gleicher Güte, viele leiden an Extravaganzen, doch werden sie von durchgreifender Wirkung auch auf ein zukünftiges Geschlecht bleiben. Ihre Erzählungen sind stets von Tendenz durchtränkt, Liebe in und außer der Ehe, Religion, Volkswirtschaft, Politik und all' die hohen Ideale, welche das Leben bedeutungsvoll machen, erfüllen ihre Seele und durchdringen ihre Schriften; aber am größten zeigt sich die Dichterin da, wo sie sich leidenschaftslos ihrem Genius überläßt und das Naturleben wie das menschliche Treiben darstellt. Da finden wir wahren Schmerz, naive Freude, klaffende wirkliche Wunden, reine Glückseligkeit, da wird sie zur Künstlerin und Priesterin des Schönen und Wahren.

Ihre Werke erschienen in mehreren Gesammtausgaben, zuletzt in 55 Bänden bei Michel Lévy in Paris; in deutscher Uebersetzung Leipzig 1843—47 in 87 Bänden und später in 35 Bänden.

Von ihren Kindern hat nur ihr Sohn Maurice einen Namen als Schriftsteller sich erworben; er schrieb ein anziehendes Buch über die Charakterrollen der

italienischen Komödie, „Masques et buffons“ (1859, 2 Bände) und die Romane „Callirhoé“ (1864, 3 Theile), „Raoul de la Chastre (1865), „Le monde des papillons“ (1866), „Miss Mary“ (1868) und andere mehr. Als ausübender Künstler versah er mehrere seiner Werke mit eigenen Zeichnungen. Mit seiner Mutter vereint gab er eine Sammlung französischer Volksmärchen heraus, unter dem Titel „Légendes rustiques“ (Paris 1858).

Das Sterbebett dieser merkwürdigen Frau war umgeben von ihren Kindern Maurice, Solange und Lina, sowie von den befreundeten Aerzten Dr. Darchy, Dr. Favre, der aus Paris kam und dem bewährten Chirurgen Péon. Sie verließen die Kranke nicht einen Augenblick während ihres schweren Leidens, sie konnten ihr jedoch nicht mehr helfen, obgleich zuletzt noch zu einer schmerzhaften Operation geschritten wurde. Nach qualvollen Atembeschwerden starb George Sand an Erstickung, tief beklagt und betrauert nicht nur von den Ihrigen, sondern von der ganzen gebildeten Welt. Rührend soll der Schmerz der Dienerschaft und der Dorfbewohner gewesen sein, als bestes Zeugnis für die liebevolle Art ihres Verkehrs mit ihrer Umgebung.

Unter dem Glockengeläute der umliegenden Ortschaften wurde sie auf dem Kirchhof des Ortes begraben. Unter den zu ihrem Begräbnis auf Schloß Nohant erschienenen Personen befanden sich Prinz Jerôme Napoleon, Renan, Alexandre Dumas und Flaubert. Nachdem ein alter Freund ihres Hauses bewegte Worte gesprochen, in denen er besonders die Wohlthätigkeit George Sands rühmte, verlas Paul Maurice folgenden charakteristischen Abschiedsruf Victor Hugo's:

„Ich beweine eine Tote und ich begrüße eine Unsterbliche. Ich habe sie geliebt, bewundert, verehrt. Heute erschaue ich sie in der erhabenen Seelenruhe des Todes. Ich wünsche ihr Glück, denn was sie that, ist groß; ich danke ihr, denn was sie that, ist gut. Ich erinnere mich, ihr eines Tages geschrieben zu haben: Ich danke Ihnen, daß Sie eine so große Seele sind! Haben wir sie verloren? Nein. Diese herrlichen Gestalten verschwinden, ohne sich aufzulösen. Im Gegentheil, man möchte beinahe sagen, daß sie sich erst verwirklichen. Indem sie in der einen Form unsichtbar werden, werden sie in der anderen Form erst noch sichtbar. Erhabene Verklärung! Das menschliche Geschlecht ist eine Verheimlichung; sie verliert das wahre göttliche Gesicht: die Idee; George Sand war eine Idee: nun ist sie fleischlos, mithin frei, nun ist sie tot, mithin lebendig. Patuit Dea. George Sand hat in unserer Zeit einen ganz einzigen Platz. Andere sind große Männer, sie ist das große Weib. In unserm Jahrhundert, welches die Aufgabe hat, die französische Revolution zu vollenden und die Revolution der Menschheit zu beginnen, ist die Gleichheit der Geschlechter ein Bestandteil der Gleichheit der Menschen und darum war eine große Frau notwendig. Das Weib mußte beweisen, daß es all' unsere männlichen Gaben besitzen könnte, ohne etwas von seinen engelhaften Gaben zu verlieren; daß es stark sein könnte, ohne darum aufzuhören, auch sanft zu sein: George Sand ist dieser Beweis. Es ist nur recht und billig, daß es Jemand giebt, der Frankreich ehrt, wenn so viele es entehren,

George Sand wird ein Stolz unseres Jahrhunderts und unseres Landes sein. Nichts hat dieser ruhmbeladenen Frau gefehlt, sie war ein großes Herz, wie Barbès, ein großer Geist wie Balzac, eine große Seele wie Lamartine. Sie trug die Leier im Herzen. In derselben Zeit, da Garibaldi Wunder verrichtete, schuf sie Meisterwerke. Diese Meisterwerke aufzuzählen, wäre überflüssig. Warum dem allgemeinen Gedächtnis ein Plagiator sein? Was ihre Stärke charakterisiert, das ist ihre Güte; George Sand war gut, darum wurde sie auch gehaßt. Die Bewunderung hat eine Unterlage, der Haß und die Begeisterung hat eine Kehrseite, die Schmähung. Haß und Schmähung beweisen für, indem sie gegen beweisen wollen. Das Hohngeschrei wird von der Nachwelt als ein Ruhmesklang angerechnet. Wer gekrönt ist, wird gesteinigt. Das ist ein Gesetz und die Niedrigkeit des Schimpfes mißt sich an der Größe des Beifalls. Wesen, wie George Sand, sind öffentliche Wohlthäter. Kaum sind sie hingetreten, so sieht man an ihrer Stelle, welche leer schien, einen neuen Fortschritt verwirklicht. So oft eine dieser gewaltigen, menschlichen Creaturen stirbt, dünkt es uns, einen mächtigen Flügelschlag zu hören; etwas geht, etwas kommt, die Erde hat, wie der Himmel, ihre Verpflichtung; aber hier wie droben, kehrt sogleich das Licht wieder. Die Fackel, welche als Mann oder Weib erloschen ist, entzündet sich auf's Neue als Idee. Dann erkennt man erst, daß das, was man erloschen wähnte, unauslöschlich war. Die Fackel strahlt dann heller als je, sie geht in dem weiten Lichte der menschlichen Civilisation auf, sie verstärkt es und der gesunde Wind der Revolution bewegt sie, jedoch nur, um sie anzuschwellen, denn das geheimnisvolle Wesen, welches den falschen Schein auslöscht, ist heimgegangen, aber seine Arbeit ist vollbracht. Edgar Quinet stirbt, aber die Allherrscherin Philosophie richtet sich auf seinem Grabe auf und berät die Menschen. Michelet stirbt, aber hinter ihm erhebt sich die Geschichte und zeichnet der Zukunft ihre Bahnen vor. George Sand stirbt, aber sie vermacht uns das Recht des Weibes, welches aus dem Genie des Weibes seine Unwiderleglichkeit schöpft, damit findet die Revolution ihre Ergänzung. Beweinen wir den Hintritt, aber beobachten wir zugleich den Eintritt des Neuen; definitive Thatsachen sind uns beschieden, Dank diesen voraneilenden auserwählten Geistern. Alle Wahrheiten und alle Gerechtigkeiten ziehen uns herbei und das ist der Flügelschlag, den wir vernehmen. Empfangen wir denn, was unsere verehrten Toten uns zum Abschiede geben und grüßen wir, das Angesicht der Zukunft zugewandt, heiter und sinnend die großen Ankömmlinge, welche uns diese großen Scheidenden verkünden."



Gräfin Ida Hahn-Hahn.

geb. 1805 gest. 1880.

Zu Tressow in Mecklenburg-Schwerin wurde am 22. Juni 1805 dem Grafen Karl Friedrich von Hahn eine Tochter geboren, die gewissermaßen den Hang zum Abenteuerlichen als sein geistiges Erbteil schon bei der Geburt empfing. Ihr Vater war ein leidenschaftlicher Kunstliebhaber, welcher sein ganzes Vermögen für das Theater verschwendete. Wenn auch seine Tochter Ida diese Theaterleidenschaft nicht teilte, so zeigte sich in ihrem unsteten Wesen und dem Absonderlichen zugeneigten Charakter die größte Ähnlichkeit mit ihm. Ida lebte mit ihrer Mutter, die meist von dem Vater getrennt war, teils in Rostock, teils in Neu-Brandenburg bis zu ihrem sechzehnten Jahre. 1821 zogen sie nach Greifswald, wo ihre Erziehung durch Privatunterricht vollendet wurde und sich bereits ihre lebhafte Fantasie und poetische Neigung in kleineren Darstellungen zu zeigen begann. Im Jahre 1826 verheiratete sie sich mit ihrem Vetter, dem reichen Grafen Friedrich Wilhelm Adolf Hahn-Hahn, aus der älteren Linie Hahn-Basedow. Die Ehe war jedoch eine sehr unglückliche und wurde 3 Jahr später 1829 gerichtlich wieder getrennt. Gräfin Ida, welche sich von einer drückenden und erniedrigenden Fessel befreit fühlte, suchte nun Zerstreuung auf Reisen. Es begann ein bunt wechselndes ziemlich bewegtes Leben, welches sie nach Italien, Spanien, Frankreich, den skandinavischen Ländern und dem Orient führte. Dazwischen lebte sie abwechselnd in Greifswald, Berlin und Dresden. Aber nirgends fand sie das erträumte Glück, nirgends Ruhe und Zufriedenheit.

So suchte sie sich durch litterarische Arbeiten zu zerstreuen. Ihr poetisches Talent bewährte sie zuerst im Lyrischen, wovon ihre Gedichte Zeugnis gaben.

Dieselben erschienen 1835 und 1836 in Leipzig unter dem Titel: „Gedichte“ und „Neuere Gedichte“, „Venetianische Nächte“ 1836, „Lieder und Gedichte“ Berlin 1837. Nun wandte sie sich dem sozialen Roman zu; und während ihre Gedichte aus jener Zeit voll glühenden Sehnsucht nach Weltglück sind, so zeigen die schnell auf einanderfolgenden Romane sie als eine erfahrene, stark sinnliche Weltdame, welche von zarter Weiblichkeit wenig in diesen Schriften verrät. Es erschienen: „Aus der Gesellschaft“ Berlin 1838; in zweiter Auflage 1851 erhielt dieses Buch den Titel „Ida Schönholm“, „Der Rechte“ 1839, 2 Bände, „Gräfin Faustine“, welche von 1841—1848 in 3 Auflagen erschien, „Ulrich“, 2 Bände, „Sigismund Forster“ 1843 und 1845 „Cecil“, 1844, 2 Bände, „Zwei Frauen“, „Sibilla“, „Levin“, welche 1848 erschienen und später unter dem gemeinsamen Titel: „Aus der Gesellschaft“ in 12 Bänden herausgegeben wurden. Obgleich die Stoffe einfach und fast nach einer Schablone erfunden schienen, verlieh ihnen die Behandlung einen gewissen Reiz für das große Publikum. Wiewol der Inhalt ihrer Romane meist aristokratischen Kreisen angehörte, so vertrat sie doch im Allgemeinen darin die Anschauungen des jungen Deutschland und der modernen französischen Bildung. Fanny Lewald persiflirte ihre hoch aristokratische Manier in einem anonym erschienenen Romane: „Diogena“ von Gräfin Iduna H. H.“ Leipzig 1847.

Ihre zahlreichen Reisen schilderte sie in geistreichen und blendenden Briefen, von denen die ersten 1840 erschienen: „Jenseits der Berge“ 2 Bände. Ihnen folgten „Reisebriefe“ 1841 2 Bände, „Erinnerungen aus und an Frankreich 1842“ 2 Bände, „Ein Reiseversuch im Norden“ 1843 und „Orientalische Briefe“ 1844 3 Bände. Eine zarte Herzensbeziehung zu einem kurländischen Baron, Herrn von Bistrau wurde durch dessen Tod gelöst und vollendete in ihr eine seelische Gährung, welche sich schon längere Zeit geltend gemacht hatte. Jugend und Lebenslust waren dahin und so fand die weltmüde Gräfin in ihrem 45. Jahre keinen andern Ausweg, als aus der nüchternen protestantischen Kirche in die fantasiereiche katholische im Jahre 1850 überzutreten. Von diesem Augenblick zeigte sich nicht allein in ihrem äußeren Lebenslauf, sondern auch in ihrer schriftstellerischen Thätigkeit ein schroffer Gegensatz. Bischof Ketteler in Mainz wurde ihr Gewissensrat. Mit welchem fanatischen Eifer der Übertritt sie erfüllte, zeigte ihre 1851 erschienene Schrift: „Von Babylon nach Jerusalem“. Dieselbe wurde von Abeken in geistreicher und scharfer Weise widerlegt in einer Entgegnung: „Babylon und Jerusalem“. Als echte Convertitin verwarf sie alles, was sie früher geschrieben; sie erhob statt der schnöden Weltlust die mystische Liebe auf den Schild und warb wo sie konnte für die Kirche. Im November 1852 suchte sie in einem Kloster zu Angers Zuflucht, um in völliger Zurückgezogenheit als Hospitantin daselbst zu leben. Einige Jahre später beteiligte sie sich bei der Gründung des Klosters „Zum guten Hirten“ in Mainz. In diesem verbrachte sie ihren Lebensabend, bis sie daselbst am 12. Januar 1880 im Alter von 75 Jahren starb. Die Religion begeisterte sie 1851 zu Gedichten, welche unter dem Namen „Unserer

lieben Frau“ bis 1856 in 3 Auflagen erschienen. Diesen folgten eine ganze Reihe Erzählungen, welche dies gefällige Gewand jedoch nur benutzten, zur Einhüllung schroff-ultramontaner Tendenzen. Im Munde des Volkes lebt Ida Hahn-Hahn durch das allbekannte Lied: „Ach wenn Du wärst mein Eigen“ zu dessen Beliebtheit und Verbreitung freilich auch die Melodie beitrug. Aus der zweiten Periode ihres Lebens seien folgende Schriften genannt: „Aus Jerusalem“ 1851, „Die Liebhaber des Kreuzes“ 1852. „Büchlein von guten Hirten“ 1853, „Bilder aus der Geschichte der Kirche“, die von 1853—1874 in drei Auflagen erschienen, 4 Bände, „Maria Regina“, 1865, „Doralice“, 2 Bände in 2 Auflagen, „Zwei Schwestern“ 1863, 2 Bände, „Pelegrin“, 1864, 2 Bände, „Die Erbin von Kronenstein“ 1868, 2 Bände, „Nirwana,“ 1875, 2 Bände. Wenn die Dichterin auch erst kurz vor ihrem Tode die Feder aus der Hand gelegt hat, so waren ihre Arbeiten so ausschließlich kirchlichen Tendenzen gewidmet, daß kein allgemeines Interesse mehr für sie vorhanden war. Ida Hahn-Hahn war unbedingt eine interessante Erscheinung in ihrem Leben, wie in ihren Werken und selten hat eine Schriftstellerin verstanden die aristokratische Welt so wahr und eingehend darzustellen wie sie.



Baronin Emilie Dons van Lovendeghem geborene Gräfin von Marnix.*)

Geb. 1809, gest. 1879.

In nachfolgender Schilderung gebe ich das Lebensbild einer Frau, welche sich weder um Wissenschaft noch Kunst unsterbliche Verdienste erwarb und deren Ruhm nicht über ihr Vaterland hinausdrang, allein ihr ganzes Leben ist ein musterhaftes und der Nachahmung wert, so daß ich gern auf dies leuchtende Vorbild hinweise, dessen höchstes Verdienst eine unversiegbare, hingebende Liebe und Güte war. Emilie Dons von Lovendeghem, geb. Gräfin v. Marnix entstammte einem edlen Geschlecht, von dem bekannt ist, daß Jan Marnix, Herr von Toulouse, Staatssekretär und Schatzmeister der Herzogin von Savoyen war. Karl V. belehnte ihn im Jahre 1527 mit der Herrschaft Toulouse. Er war zweimal vermählt, zuerst mit einer Hofdame der Königin von Ungarn, später mit einer Schwester des Bischofs von St. Omer. Sein Enkel wurde zum Burggrafen von Ogimont erhoben.

Jeder Träger dieses Namens zeichnete sich rühmlichst aus bis im Jahre 1749 Ludwig XV. von Frankreich dem Herrn Baudry Adelbert von Marnix den Grafentitel verlieh.

Die Wittwe des Grafen von Marnix erbte im Jahre 1772 die Herrschaft Bornhem. Das noch vorzüglich erhaltene Schloß liegt am rechten Ufer der Schelde, ungefähr fünf Stunden von Antwerpen entfernt; vor Jahrhunderten bildete es den Mittelpunkt eines Lehnsgutes, dessen Geschichte bis in die graueste Vorzeit zurückreicht — ein in der Mitte des inneren Schloßhofes emporragender Turm von ungewöhnlicher Stärke soll von Julius Cäsar erbaut worden sein.

---

*) Quelle: Biographie aus dem Holländischen frei bearbeitet.

Ein Enkel dieser Gräfin, Graf Charles Ghislain Marie von Marnix, war Oberjägermeister des Königs der Niederlande in den südlichen Provinzen, Mitglied der ersten Kammer der Generalstaaten und Großoffizier der Krone; 1802 vermählte er sich mit Dorothea Louise Ghislaine van der Gracht und starb schon 1832. Seine Wittwe behielt ihren Wohnsitz auf Schloß Bornhem, wo sie noch lange im Kreise ihrer Kinder, Enkel und Urenkel lebte, verehrt als die edelste Wohlthäterin der Armen und die liebevolle Mutter Emiliens.

Diese erblickte am 15. April 1809 in dieser alten Burg das Lebenslicht.

Sie war das fünfte aber nicht das jüngste Kind; drei Brüder und eine Schwester waren vor ihr geboren worden. Eine von diesen, die kleine Charlotte Marie, war ihr Herzblättchen und blieb in ihren Augen immer das „kleine Lottchen“

In einem Alter, in dem andre Kinder nur an ihr eigenes Vergnügen oder an ihre Spiele denken, zeigte sich bei Emilien schon die Anlage zu den edlen Eigenschaften, die sie bis in ihr hohes Alter auszeichneten. Ein Brief ihrer Großmutter aus jenen Tagen zeigt wie teuer sie den Ihren war. Die achtzigjährige Dame schreibt voll Innigkeit und zarter Empfindung, daß sie (in ihrem hohen Alter) zum Besuch kommen werde, um nicht die Enkelin, die sie besuchen wollte, der damals herrschenden Kälte auszusetzen. Das Glück und die Zufriedenheit ihrer Kinder werden ihre Gesundheit stärken 2c.

Emilie glich in dieser Hinsicht ganz ihrer Großmutter. Sie war die Zärtlichkeit selbst für ihre Umgebung; Alles was diese erfreute oder betrübte, empfand und durchlebte sie mit ihr. Freundlich gegen jeden ihrer Untergebenen und doch jede Vertraulichkeit, sofern sie solche nicht wünschte, von sich fern haltend; immer heiter und fröhlich, war sie ein wahrer Sonnenstrahl für ihre Familie, wie für jeden, mit dem sie in Berührung kam. Mit dem feinsten Zartgefühl begabt, rücksichtsvoll im höchsten Grade, war es ihr unmöglich, jemand durch Wort oder That zu verletzen; — sie hatte eine unbegrenzte Ehrfurcht vor dem Alter und eine aufopfernde Hingabe an die Armen.

Da aber auf dieser Erde keine Engel geboren werden, freuen wir uns auch bei ihr im frühesten Kindesalter einige Unvollkommenheiten zu entdecken. So besaß sie ein lebhaft aufbrausendes Temperament, das sie erst durch große Selbstüberwindung zügeln und durch unausgesetztes Arbeiten an sich selbst unterjochen lernte.

Ihr frisches, fröhliches Gemüt hatte etwas Herzgewinnendes, dazu war sie kühn und unerschrocken, sie trotzte Wind und Wetter und ihrer kräftigen Natur sagte die freie Bewegung auf dem spiegelblanken Eis der Schelde mehr zu, als die abgemessenen pas, die ihr Tanzmeister ihr beizubringen bestrebt war. Der kleine Wildfang brachte diesen guten Mann oft zur Verzweiflung. Einst nahm er seine Zuflucht zu folgender Drohung: „Wenn Sie meinem Unterricht keine größere Aufmerksamkeit schenken, Komtesse“, rief er ärgerlich, „so bekommen Sie nachher nichts von dem schönen Kuchen dort auf dem Tische.“

„O, machen Sie sich darüber keine Sorgen, mein Herr," antwortete die Kleine lustig, indem sie einige pas eigener Erfindung ausführte, „ich kann mich ja an dem Brod von Pieternel schadlos halten; das schmeckt mir viel besser."

Das Brod von Pieternel war das Schwarzbrod, das die Bauern aßen. Man sieht, die kleine Komtesse war ein Naturkind, zufrieden mit allem und mit vollen Zügen das reiche schöne Leben genießend.

Zwölf Jahre alt, sehen wir sie ganz erfüllt von den heiligen Eindrücken der ersten Kommunion. Bei dieser Gelegenheit hatte sie das Glück eine Freundin zu finden, wie sie nur wenigen beschieden ist: Zenaïde Marie Josepha van Bolden, später vermählt mit dem Burggrafen Alain du Parc. Nie waren zwei Herzen so für einander geschaffen; nie ward diese edle Freundschaft durch ein Mißverständnis getrübt. In selbstloser Liebe, in den ernsten Kämpfen des Lebens, die keinem Sterblichen erspart bleiben, einander stützend, bestand dies innige Freundschaftsband fast ein halbes Jahrhundert, denn erst der Tod der Burggräfin du Parc, im Jahre 1860, zerriß dasselbe.

Zenaïde van Bolden war vier Jahre älter als ihre Freundin, was ihr ein kleines Uebergewicht über letztere gab. Beide liebten es nicht in Gesellschaft zu gehen und obwohl Emilie nicht nur durch hervorragende Geistes- und Herzensgaben, sondern auch durch ungewöhnliche Schönheit glänzte, hielten sich beide jungen Mädchen fast von allen Festlichkeiten fern.

Die Gräfin van Marnix ließ ihrer Tochter darin freie Wahl; sie ehrte ihren frommen Sinn, der aus kindlich reiner Seele stammend, nie jemand lästig fiel. Fröhlich wie ein Vögelchen, aber von seltener Gewissenhaftigkeit und Strenge gegen sich selbst, war sie milde gegen Andre, deren Schwächen sie stets in freundlichster Weise übersah.

Ihr ganzes Wesen, ihr Denken und Fühlen war beseelt von Liebe und Duldsamkeit.

Die Gräfin hatte ihrer Tochter eine vortreffliche Erziehung gegeben. Die ersten Lehrer ihrer Zeit kamen in ihr Haus, so daß Emilie eine tiefe, umfassende Bildung besaß. Ihre Schönheit bezeugt ein Porträt, das von Meisterhand kurz nach ihrer Vermählung gemacht wurde. Aus den lieblichen Zügen der jungen Frau strahlt die reinste Heiterkeit entgegen. Die edle, hochgewölbte Stirn, von braunen Locken umrahmt, zeigt eine lilienweiße Haut. In den großen blauen Augen spiegelt sich eine Welt von Zärtlichkeit und kindlicher Unschuld. Ihre Wangen zeigen die blühende Farbe der Gesundheit; die Lippen sind fein geschnitten und von anmutigen Lächeln umspielt. Die zierliche Gestalt, in ihrem luftigen Mullkleide mit Puffärmeln, hebt sich reizend von einer dunkelroten Draperie ab. —

In Paris, wo sie längere Zeit weilte, wurde sie in der vornehmen Welt nur die schöne Belgierin genannt.

Der spätere Gemahl Emiliens, Baron Eduard Dons, der am 17. Juni 1798 in Gent geboren war, stammte mütterlicherseits von einer Familie Le Couvreur,

einem alten belgischen Geschlechte ab. Der letzte dieses Namens, Louis Joseph Le Couvreur, Herr von Orisontaine, wurde von ungewöhnlich harten Schicksalsschlägen getroffen. Der einzige Sohn starb als siebenjähriger Knabe; von seinen fünf Töchtern verheirateten sich die ältesten beiden früh; die drei jüngsten wohnten mit ihren Eltern in Lille. Während der Belagerung dieser Stadt 1792 wurde die jüngste Tochter von einem bösen Fieber ergriffen, das ihr den Tod brachte. Während die feindlichen Bomben in die Häuser einschlugen und der Schlachtendonner raste, hauchte sie ihre Seele aus.

Ihre Schwester Marie Julie ertrug den Anblick ihres bewußten Sterbens nicht; die drohende Gefahr vergessend, stürzte sie in ihrer Verzweiflung auf die Straße und wurde fast im selben Augenblick von einer feindlichen Kugel getroffen. Noch heute zeigt man in Lille die Stelle, wo dem armen jungen Mädchen so plötzlich der Lebensfaden abgeschnitten wurde. Die nun allein noch übrig gebliebene Tochter Marie Louise Augustine heiratete im darauf folgenden Jahre den Baron Dons van Lovendeghem. Ihren Sohn Eduard erzog sie mit zärtlichster Sorgfalt und einer Liebe, die er ihr reich vergalt. Als er älter wurde, schickte sie ihn nach Paris, aber schon mit 17 Jahren wurde er an das Sterbebett seines Vaters, nach Gent, zurückgerufen. So jung er auch noch war, zeigte er sich den ernsten Pflichten, die ihm als Familienoberhaupt nun zufielen, vollkommen gewachsen und ward die Stütze seiner Mutter und Schwestern. Heiteren Charakters, voller Güte gegen jeden, zeichnete er sich besonders durch große Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit aus.

Im Jahre 1831, als Emilie von Marnix 23 Jahre zählte und ihre Schönheit in vollster Blüte stand, machte Baron Dons seinen ersten Besuch auf Schloß Bornhem. Er hatte von der Welt genug gesehen, um sofort zu erkennen, welch' seltene Perle er hier fand. Schon bei dieser ersten Begegnung war sein Herz für immer gefangen. Später erzählte er einmal seinen Kindern von diesem ersten Besuch. „Was mich am meisten bei Eurer Mutter in Staunen setzte," sagte er, „war die große Einfachheit bei einem so ungewöhnlich schönen Mädchen. Als wir Alle zusammen einen Spaziergang machten, setzte sie sich einen schlichten Gartenhut auf und dieser völlige Mangel an Gefallsucht und Koketterie entzückte mich am meisten."

Bei ihm stand es sofort fest, daß er sie und keine Andre zum Weibe nehmen würde; sie dagegen erschrak zuerst in dem Gedanken ihre Familie und das alte, ihr so teure Schloß verlassen zu müssen. Sie fühlte sich in dem stillen einfachen Leben so glücklich und zufrieden, daß sie den Wunsch hegte, unvermählt zu bleiben. Die Naturen, die sich so schwer von der Umgebung trennen, in der sie die erste Jugendzeit verbrachten, sind die treuesten und besten.

Die guten und zärtlichen Ratschläge ihrer Mutter und Großmutter bestimmten sie, dennoch ihr Jawort zu geben. Bald hatte sie ihren Verlobten von ganzer Seele schätzen und lieben gelernt. Die Briefe, welche das junge Paar in

jener Zeit wechselte, verdienten veröffentlicht zu werden, so viel Tiefe des Gemüts, so viel Geist und so große Innigkeit atmen sie aus.

Da Emiliens Vater am 6. Mai desselben Jahres 1832 starb, wurde die Verbindung zwischen ihr und Baron Dons erst ein Jahr später am 28. August 1833 geschlossen. Graf Karl von Marnix, der Bruder der Braut, welcher Bürgermeister von Bornhem war, vollzog die Civiltrauung. Das ganze Dorf hatte sich in ein Festgewand gehüllt, um dem jungen Mädchen, das der gute Engel aller Armen und Kranken gewesen, einen Beweis der allgemeinen Liebe und Verehrung zu geben.

Nie hatte sie so schön ausgesehen als da sie mit dem Manne, mit dem sie fortan Freund und Leid zu teilen gelobte, am Altar kniete; den Schleier, den sie bei der heiligen Handlung trug, hatte sie selbst gestickt. Später wurden ihre fünf Kinder darunter getauft und dann erhielt ihn die Kirche von Bornhem zum Geschenk. Als er nach Jahren nicht mehr brauchbar war, kaufte ihn eine der Töchter Emiliens zurück und jetzt wird er als heiliges Andenken in der Familie aufbewahrt.

Das junge Ehepaar befand sich noch nicht lange auf Reisen, als es nach Bornhem zurückgerufen wurde, wo die Gräfin ernstlich erkrankt war, da ihr die Trennung von Emilie zu schwer geworden. Sie genas zwar wieder, aber ein noch härterer Schlag traf bald darauf die junge Frau. Fünf Monate nach ihrer Verheiratung, bei einem Besuche bei ihrer Schwiegermutter in Gent, erkrankte ihr Gemahl so schwer, daß sein Tod gewiß war und er mit den Sterbesakramenten versehen wurde. Als die Aerzte, die am Abend einen dem Tode Verfallenen verlassen hatten, am folgenden Morgen wiederkamen, standen sie sprachlos vor Staunen, als sie den Kranken noch am Leben fanden. Vom Standpunkt der Wissenschaft aus, schien eine Rettung unmöglich und doch war hier fast ein Wunder geschehen! —

Nachdem der Kranke soweit hergestellt war, daß eine Reise ihm nicht schaden konnte, zog das junge Paar nach Bornhem, wo am 10. August 1834 ihr ältestes Töchterchen geboren wurde.

Später schlug Baron Dons mit seiner Familie sein Heim in Gent bei seiner Mutter auf. Trotz der ernsten Pflichten, die jetzt auf ihr ruhten, bewahrte die junge Frau die seltene Heiterkeit ihres Gemütes und schon damals fing sich der Einfluß, den sie auf ihren Gatten gewann, bemerkbar zu machen an.

Hand in Hand mit ihm, als seine ebenbürtige Gefährtin, ihn stützend, wie sie von ihm gestützt wurde, so wollte sie durchs Leben gehen.

Der hervorragendste Grundzug im Charakter ihres Gemahls war ein ungewöhnlich stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl. Was er als wahr ansah, was er als seine Pflicht erkannte, davon hätte ihn nichts auf der Welt abwendig zu machen vermocht.

Jeder, der in die Umgebung der Gräfin kam, erlag dem Zauber, der von ihr ausging; besonders wurde sie von allen Kindern angebetet: eins ihrer Nichtchen saß eines Tages lange ganz still, die großen Augen unverwandt auf das Antlitz der schwärmerisch geliebten Tante gerichtet. Auf die Frage derselben, warum sie denn kein Wort spräche, sagte das Kind: „Ich will Dich nur ansehen, denn ich bin Dir so gut — so gut."

Einer ihrer Hauptvorzüge war die unerschöpfliche Geduld, mit der sie auf alle Klagen lauschte und nie müde wurde, immer wieder und wieder zu trösten und zu helfen. Bei ihrem feurigen Blut wurde ihr das gewiß nicht immer leicht; aber so oft ihr Temperament im Begriff stand, ihr einen Streich zu spielen, entfernte sie sich rasch, um in der Einsamkeit ihres Zimmers den Sieg über sich selbst zu erringen.

Im Oktober 1835 wurde ihr ein Sohn geboren — das jetzige Familienhaupt, das in dem prachtvollen Schloß Lovendegyem residiert, das ganz in seinem alten Charakter restauriert, eins der schönsten flandrischen Schlösser ist.

Am 2. Mai 1837 erblickte die zweite Tochter das Lebenslicht und später vermehrten noch ein Knabe und ein Mädchen den Kreis dieser glücklichen Familie.

Ihre Liebe zu ihren Kindern war grenzenlos, ohne doch je in Schwäche auszuarten; denn, wem solch eine Mutter beschieden ist, der braucht nicht mit Strenge gezogen zu werden. Ein ernster Bick, ein vielsagendes Schweigen genügte schon, die Kleinen zum Eingeständnis ihres Vergehens zu bringen und das erschien ihnen schon als harte Strafe. War die kleine Sünde offen gebeichtet, so war sie auch verziehen und aus dem Mutterherzen ausgelöscht.

Frühe schon lehrte sie ihre Kinder sich selbst beherrschen und im Gebet Zuflucht suchen; aber abhold jeder gemachten Frömmigkeit nötigte sie sie nie zu religiösen Übungen. Eines Tages war sie im Gedränge von ihrem ältesten Knaben getrennt worden und begab sich, nachdem sie das Kind eine Weile in großer Besorgnis gesucht, nach Hause, in der Hoffnung, es vielleicht schon daheim zu finden. Und richtig, sie fand den Kleinen, auf den Knieen liegend und Gott in inbrünstigem Gebet anflehend, seine liebe Mutter doch nicht in gar zu große Angst wegen seines Verschwindens zu stürzen.

Niemand verstand so schön mit den Kindern zu spielen, wie die Baronin. Sie lehrte sie von früh an ihr höchstes Glück im Familienkreise zu finden und beide Eltern scheuten keine Mühe, dies Ziel zu erreichen. Die glücklichste Stunde des Tages war für Alle die, die man in innigster Gemeinschaft verlebte, nachdem die Arbeit vollbracht war. Auch die Unterrichtszeit der Kinder war so geregelt, daß stets eine Abwechslung zwischen dem Nützlichen und Angenehmen stattfand. Gegen ihre Lehrer mußten sie voll größter Ehrerbietung sein und ihnen unbedingt gehorchen.

Daß eine solche Mutter von ihren Kindern unsagbar geliebt wurde, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. Wenn sie sich, selbst nur auf kurze Zeit, von

ihnen losriß, um ihre Mutter oder ihre Pathe, Frau von Vors, zu besuchen, herrschte die größte Niedergeschlagenheit unter dem kleinen Völkchen. Schon tagelang vorher zeigten sie sich so untröstlich, daß die Baronin beschloß, ihnen die Abreise immer erst im letzten Augenblicke mitzuteilen. Eine der Kleinen empfand diese Maßregel so schwer, daß sie der Mutter gelobte, ganz still zu sein und bei einer Trennung nicht mehr zu weinen — nur solle sie es ihr vorher sagen, damit der Schlag sie nicht unvorbereitet träfe.

Nie wurde eine Unwahrheit geduldet; jedes gegebene Versprechen mußte pünktlich gehalten werden und da Kinder aus dem Vorbild viel mehr als aus Ermahnungen lernen, bestrebten beide Eltern sich, sie durch Wort und That nur Gutes zu lehren.

Bis zur ersten Kommunion ließ die Baronin ihre Kinder nicht von sich; erst dann übergab sie sie Klosterschulen, hörte aber auch aus der Ferne nicht auf, über sie zu wachen und ihnen durch ihre Briefe die edelsten Gefühle einzuprägen.

Nachdem die Schulzeit vorüber war, brach für die Eltern und Kinder ein unendlich schönes Familienleben an; besonders wurde die Musik in diesem Hause gepflegt und jeder berühmte Künstler gehört. Kein Buch wurde den Kindern in die Hände gegeben, bevor es nicht von der Mutter gelesen war.

Auch in der Gesellschaft, der sie sich doch nicht immer entziehen konnte, übte sie, durch ihre edle Einfachheit und die seltene Feinheit ihres Wesens, einen großen Einfluß aus. In ihrem eigenen Urteil immer milde, ließ sie das Andere stets gelten; nie suchte sie durch ihren überlegenen Geist zu glänzen, nie fiel ein scharfes Wort von ihren Lippen. Jeder, der sie kannte, wußte, daß in ihrer Gegenwart nie schlecht von Anderen gesprochen werden durfte und so wagte sich müßiger Klatsch nie an sie heran. Einst sprach man über ein kleines Mißverständnis, das sich störend zwischen Freunde gedrängt und fragte sie dann, ob sie nicht mit einer gewissen Persönlichkeit schlecht stände? „Ich! Mit Jemand in Feindschaft leben!“ rief sie erstaunt, „wie wäre das möglich? Wie könnte ich dann täglich das Vaterunser beten: Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! Nein, selbst in meinen Träumen würde ich das für eine Unmöglichkeit halten!“

Den Armen war sie eine nimmer müde, unerschöpfliche Wohlthäterin, die in der zartesten Weise Trost und Hülfe spendete. Als man einst meinte, es sei unmöglich, jedem Bittsteller beizustehen, sagte sie in ihrer milden Freundlichkeit: „Wenn man sich nur Mühe giebt, wird man immer noch etwas finden. Meiner Ansicht nach giebt es drei Wege, den Armen zu Hülfe zu kommen: 1) muß man allen unnötigen Luxus vermeiden; 2) bei allen Dingen eine verständige Sparsamkeit walten lassen und endlich 3) nicht so viel reisen. Im Himmel wird man ja die herrlichsten Dinge schauen.“

Jeden Dank ihrer Schützlinge wies sie bescheiden von sich und meinte, sie habe nur erkenntlich zu sein, daß ihr Gelegenheit geboten werde, etwas Gutes zu thun. Den verschämten Armen, die ihre Not verbargen, half sie am liebsten und

wenn sie ihre Armenbesuche machte, trat sie wie ein Engel des Trostes in die niederen Hütten, hörte mit unendlicher Sanftmut die Klagen und oft recht weitschweifigen Leidensgeschichten an und hatte immer, außer den Gaben, die die Not lindern sollten, noch ermutigende Worte und Ratschläge für jeden.

Auch zu Hause wurde sie von Bittstellern bestürmt, die nie mit leeren Händen gingen. Eine ihrer Töchter versichert, daß die Baronin an manchen Tagen so oft Trepp' auf Trepp' ab zu laufen hatte, um allen Armen gerecht zu werden, daß sie endlich erschöpft in einen Stuhl sank. Natürlich fanden sich auch Menschen, die sie vor dem Undank der Armen warnten; dadurch ließ sie sich jedoch nicht abschrecken. „Sind wir denn immer dankbar gegen Gott?" sagte sie bei solcher Gelegenheit; „Und doch überschüttet er uns unaufhörlich mit seinen Wohlthaten. Was würde wohl aus uns werden, wenn Er plötzlich damit inne hielte!" Dagegen ließ sich nichts einwenden. Schon die Mutter der Baronin war ihr hierin als leuchtendes Beispiel vorangegangen und die ganze Familie v. Marnix zeichnete sich durch diese Tugend aus. So hatte die Gräfin-Mutter stets mit besonderer Vorliebe alle bedürftigen Frauen in Bornhem mit Kinderzeug versehen.

Ihre älteste Tochter fühlte den unwiderstehlichen Beruf zum Klosterleben in sich und wünschte den Schleier zu nehmen. Da ihr Vater schon sehr ungern seine Zustimmung gegeben, als die Kinder auf die Schule sollten, und er jede Trennung von ihnen aufs schmerzlichste empfand, eröffnete sich die Baronesse zuerst ihrer Mutter. Dieselbe war tief von diesem Entschluß betroffen; da sie aber das Glück ihres Kindes über das eigene stellte, that sie alles, um ihren Gemahl zur Einwilligung zu bewegen.

Das gab einen harten Kampf, aber endlich stimmte er mit den Worten zu: „Mein Kind, gehe dahin, wohin Gott Dich ruft — ich will ja nur Dein Glück!"

Das schwere Opfer ward gebracht und am 2. Februar 1856 trat Fräulein Dons als Novize in das Kloster zu Berlaymont ein. Als sie im darauf folgenden Jahre den Schleier nahm, war die Trennung unwiderruflich geschehen. „Mon coeur de mère souffre, mais mon âme de chrétienne est heureuse," lauteten die Worte der Mutter.

Das Jahr 1856 brachte der Familie noch mehr schmerzliche Aufregung. Ihr Sohn Louis, der auf der Universität Löwen studirte, that im Juli einen unglücklichen Fall, in Folge dessen sein Leben lange in höchster Gefahr schwebte. Natürlich eilte die zärtliche Mutter sofort an sein Krankenbett und fand seine Verletzungen viel gefährlicher, als man es ihr dargestellt hatte. Außer verschiedenen Quetschungen, hatte er das eine Bein an mehreren Stellen gebrochen und die Ärzte erklärten, nur durch eine Amputation des verwundeten Gliedes sein Leben retten zu können. Bei diesem Ausspruch beruhigte sich das Mutterherz nicht; sie zog noch einen Arzt zu Rate, der sich gegen die Operation aussprach. Jetzt befand sich die arme Frau zwischen zwei Feuern. Ratlos suchte sie im Gebet Trost und sagte endlich zu den Männern der Wissenschaft: „Ich gebe meinen Sohn in Gottes Hand — das Bein soll nicht amputirt werden."

Der junge Mann genas, aber erst nach zwei Jahren war er ganz hergestellt. Er verheiratete sich mit Pauline Marie Colette Hermans Cardon; sein Sohn ist der zukünftige Stammhalter des alten Geschlechtes der Dons van Lovendeghem.

In demselben Jahre fand auch noch die Hochzeit der zweiten Tochter Emiliens mit Herrn Albéric Geehand statt, einem Sohne der Familie, die der Baronin bei der schweren Erkrankung ihres Sohnes liebevolle Gastfreundschaft gewährt und ihr in der Pflege des Jünglings beigestanden hatte.

Von da ab kommt eine lange und harte Prüfungszeit für die edle Frau. Ihr jüngster, zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Sohn starb am Typhus den 19. Oktober 1864 und während derselben Zeit traf ihren Gemahl eine teilweise Lähmung, so daß sie von einem Krankenbett zum andern zu gehen hatte.

Im Januar 1865 wurde die Baronin nach Brüssel an's Sterbebett ihrer Mutter gerufen, die am 5. Februar im achtundachtzigsten Jahre ihres Lebens starb.

Zu der Sorge um ihren leidenden Gemahl kam die um ihre jüngste Tochter, die an einem typhösen Fieber erkrankte. Dieselbe blieb ihr zwar erhalten, erholte sich aber nie ganz, so daß es unermüdlicher Sorgfalt und Geduld von Seiten der schwer geprüften Mutter bedurfte, um das teure Kind zu behüten.

Im Jahre 1868 verlor die Baronin ihren Bruder, Graf Amédée van Marnix, ihren liebreizenden kleinen Großsohn Joseph Geelhand und endlich im Dezember ihren Gatten.

Alle diese harten Schicksalsschläge ertrug die Baronin mit ungebeugter Geisteskraft und frommer Unterwerfung in Gottes Willen. Ihre Körperkraft aber war seitdem gebrochen.

Ein böses Augenleiden raubte ihr die letzte Freude, für Notleidende arbeiten zu können. Sie zog einen berühmten Augenarzt zu Rate, der ihr große Schonung anempfahl. Nachdem sie mit ihrer kranken Tochter Spaa, Plombières, Blankenberghe besucht, ohne jeden Erfolg für die Leidende, wurde sie selbst schwer krank; auch am Typhus, der in ihrer Familie schon zweimal Opfer verlangt hatte. Die mutige Frau erlag demselben nicht, aber im Jahre 1874 erblindete sie vollständig. Sie unterwarf sich einer Operation, die auch glücklich ausfiel, so daß sie noch einmal Briefe an ihre Angehörige schreiben konnte, doch spiegelte sich in denselben ihr Vorgefühl eines nahen Scheidens. Dieses täuschte sie auch nicht. Ihre edle Seele entfloh am 3. April desselben Jahres. Bis zum letzten Atemzug hatte sie für die Armen gesorgt, namentlich für die Kinder, die sie zur Communion kleiden gewollt. Alle für sie bestimmten Geschenke ließ sie sich aufs Bett bringen und nannte die Namen derer, die sie erhalten sollten.

Um ihr Sterbelager standen außer dem Priester all ihre Kinder und Enkel, — vor ihrem Hause jammerten die Armen: „Eine Wohlthäterin wie diese finden wir nie wieder.“



Caroline Herschel.*)

Geb. 1750. Gest. 1848.

Die merkwürdige Frau, deren Leben und Wirken ich hier schildern will, gehörte zur Hälfte dem 18., zur Hälfte dem 19. Jahrhundert an; sie erreichte ein Alter von 98 Jahren. Die Größe von Caroline Herschel bestand darin, daß sie der Beistand und die selbstloseste Helferin ihres Bruders Wilhelm Herschel war. Sie teilte seine Arbeit, sie erleichterte sein Leben und nachdem sie sein fleißigster Gehülfe und Assistent gewesen, gelang es ihr, selbst in die Tiefe der Wissenschaft zu dringen, achtungswerte Leistungen auszuführen und wichtige Entdeckungen in der Astronomie zu machen. Dabei war sie von einer so seltenen Bescheidenheit, daß der sie beherrschende Gedanke immer derselbe blieb; „ich bin nichts und habe nichts gethan; alles, was ich bin und weiß, schulde ich meinem Bruder. Ich bin nur das Werkzeug, das er für seinen Gebrauch formte; ein gut abgerichtetes Hündchen hätte dasselbe geleistet."

Caroline Lucrezia Herschel wurde am 17. März 1750 in Hannover geboren; sie war das achte Kind und die vierte Tochter Isaac Herschels und seiner Frau Anna Ilse Moritzen, mit welcher er seit 1732 verheiratet war. Das Ehepaar hatte 10 Kinder, von denen vier in frühester Jugend starben. Der Vater, schon früh verwaist, folgte seiner leidenschaftlichen Neigung für Musik und ging, 21 Jahre alt, aus seiner Heimat Dresden nach Potsdam, um unter dem berühmten Kapellmeister Babrich Musik zu studiren; als er später in Hannover im Musikkorps des

*) Quelle: Caroline Herschels Memoiren und Briefwechsel herausgegeben von ihrem Neffen John Herschel. (Deutsch von Scheibe, Verlag von W. Hertz in Berlin).

Garderegiments eine Anstellung als Hoboist erhielt, verheiratete er sich. Seine Stellung beim Regiment machte öftere Abwesenheiten vom Hause notwendig. Er benutzte aber jede freie Stunde, um die musikalischen Talente seiner Söhne auszubilden, von denen besonders Friedrich Wilhelm, geboren den 15. November 1738, eine glänzende Begabung zeigte. Mit 14 Jahren war er bereits ein vortrefflicher Geigenspieler und Hoboebläser.

Als Caroline 3 Jahre alt war, wurde ihr ältester Bruder Jacob, damals 19 Jahre alt, zum Organisten für die Garnisonkirche gewählt. Am ersten Sonntag, als er in der Kirche spielte, nahm die Mutter die Kleine mit, um den Bruder zu hören. Doch von dem Anfang eines Präludiums mit allen Registern erschreckt, floh Caroline aus der Kirche nach Hause. — Das erste große Ereignis ihrer Kindheit war die Hochzeit ihrer Schwester Sophie mit einem Musiker, namens Griesbach, der auch beim Militär angestellt war. Caroline erzählt aus einer etwas späteren Zeit: „Als während der Leiden des Krieges der Haushalt meiner Schwester aufgelöst werden mußte, kehrte die junge Frau zur Mutter zurück. Meine Schwester war nicht sehr geduldigen Temperamentes und mochte nicht gern Kinder um sich leiden; ich wurde deshalb, wenn ich nicht in der Schule war, mit Alexander, einem 5 Jahre älteren Bruder, hinaus auf den Wall geschickt, um mit den Nachbarkindern zu spielen; aber ich konnte mich dem Spiel selten anschließen und stand oft frierend am Ufer, wenn mein Bruder auf dem Stadtgraben Schlittschuh lief, bis es ihm gefiel, heimzugehen. Kurz, es kümmerte sich eigentlich niemand recht um mich."

Das Erdbeben, welches Lissabon am 1. November 1755 zerstörte, wurde auch in Hannover stark verspürt und das spätere Tagebuch Carolinens enthält die Erinnerung des fünfjährigen kleinen Mädchens an den panischen Schrecken, welcher ihre Eltern und Geschwister bei diesem Ereignis ergriffen hatte. Die größte Quelle der Freude für die Familie waren die glänzenden Fortschritte, welche ihre Brüder in der Musik machten; sie wurden Solisten und Assistenten in der königlichen Kapelle und beschäftigten sich dabei fleißig mit philosophischen Studien; schon damals zeigte sich Wilhelms erfinderischer Geist, indem er Instrumente anfertigte, um seiner Lieblingsneigung folgend, den Himmel zu beobachten. Unter seinen ersten Versuchen befand sich ein sauber gedrehter 4zölliger Globus, auf welchem er den Aequator und die Ekliptik eingegraben hatte. Von frühester Kindheit an war Wilhelm der Lieblingsbruder Carolinens. Sie erinnerte sich, daß er sie, die kaum 5jährige, in einer kalten Nacht auf die Straße führte, um ihr einige der schönsten Sternbilder zu zeigen und einen Kometen mit ihr zu beobachten. Mit größter Freude lauschte sie den lebhaften Gesprächen, welche die Brüder mit dem Vater führten.

Das erste Ereignis, welches ihre Kindheit trübte, bildete der Aufbruch des Vaters und der Brüder zum Regiment nach England, von wo dieselben nach einem Jahre wieder heimkehrten. Als es sich jedoch gezeigt, daß Wilhelm nicht die gehörige körperliche Kraft besaß, um während eines Krieges beim Regiment

zu bleiben, beschlossen die Eltern ihn heimlich zu entfernen, damit er nicht zum Militär ausgehoben werden könne.

Caroline war damals 7 Jahre alt; sie erzählt: „Ich saß auf der Schwelle der Hausthür, als Wilhelm in einen grauen Rock gekleidet, wie ein Schatten davonschlich, begleitet von meiner Mutter, die ein großes, seine Kleider enthaltendes Packet trug. Nachdem es ihm gelungen, unbemerkt an der letzten Schildwache im Herrenhause vorbeizukommen, wechselte er die Kleider."

Das kleine Mädchen besuchte mit ihrem Bruder Alexander regelmäßig bis Nachmittag 3 Uhr täglich die Garnisonschule und nahm dann noch Unterricht im Stricken. Wie viel man damals bereits von ihr forderte, geht aus folgenden Aufzeichnungen in ihrem Tagebuch hervor.

„Von dieser Zeit an war ich vollauf beschäftigt, meine Brüder mit Strümpfen zu versorgen, und ich erinnere mich, daß das erste Paar, welches ich für Alexander strickte, wenn ich stand, bis auf den Boden reichte, als ich die Spitze zumachte. Außerdem war meine Feder beständig in Anspruch genommen, denn ich hatte nicht nur die Briefe meiner Mutter an den Vater zu schreiben, sondern ich verfaßte auch für manche arme Soldatenfrau in der Nachbarschaft die Briefe an ihren im Felde stehenden Mann. Nur wenige Frauen, welche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Dorfschule besucht, hatten schreiben gelernt."

Außer diesen Beschäftigungen mußte sie noch in der Küche helfen und Tischbedienung machen, wobei der schwer zu befriedigende Jacob ihr manchen Schlag versetzte. Diese Zeit, bis zum Jahre 1760, war für die Familie eine sehr traurige. Der Vater abwesend und den Gefahren des Krieges ausgesetzt, die Mutter beständig in Thränen, die Schwester im Begriff selbst Mutter zu werden, durch ihre Heimatlosigkeit unglücklich. Erst mit der Rückkehr des Vaters verbesserten sich die zerrütteten Verhältnisse. Jacob wurde erster Violinspieler im königlichen Orchester, aber grade dieses Familienmitglied zerstörte meist das häusliche Behagen durch sein hochfahrendes, unzufriedenes Betragen und Caroline erzählt, wie zornig er über sie wurde, wenn sie es nicht verstand, Messer und Gabel blank zu putzen. Dagegen ging der Vater seinen Kindern als ein leuchtendes Beispiel von Geduld, Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung voran. Caroline erzählt:

„Jede freie Minute füllte er mit Notenschreiben aus, zuweilen arbeitete er die ganze Nacht hindurch. Er gönnte seiner Feder nicht einmal Ruhe, wenn er eine Pfeife rauchte, eine Gewohnheit, welche er mehr seines asthmatischen Zustandes willen, denn als Luxus angenommen hatte, denn er war ohne alle Ausnahme der mäßigste Mensch, den ich je gekannt habe. Er beobachtete in jeder Beziehung, selbst in der Kleidung, die größtmöglichste Einfachheit, aber dennoch sah er immer äußerst sauber aus .... Mein Bruder (Dietrich), damals ein allerliebstes Geschöpf von vier bis fünf Jahren, war seine größte Freude, und ehe er am ersten Abend nach seiner Heimkehr zu Bett ging, nahm er die kleine Adempken (eine kleine Geige) vom Simse, bezog sie mit neuen Seiten, und der tägliche Unterricht des Knaben begann. .... Ich erinnere mich nicht, daß mein

Vater je nach einer andern Gesellschaft verlangt hätte, als die der Kreise, zu welchen ihm seine Kunst häufig Zutritt verschaffte. Dessenungeachtet war er durchaus nicht von mürrischer Gemütsart; im Gegenteil ermunterte er meine Mutter oft, mit ihren wenigen Bekannten einen lebhaften geselligen Verkehr zu unterhalten, während seine Nachmittagsstunden gewöhnlich durch Schüler in Anspruch genommen wurden, welche zu ihm ins Haus kamen, was ihm die lästige Anstrengung des Ausgehens ersparte. . . . Viel Vergnügen machten ihm die Fortschritte Dietrichs, der, so jung und lebhaften Temperaments er war, sich dennoch immer bereit zeigte, seine Stunden zu nehmen und fröhlich seine Spielkameraden verließ (deren es in der Nachbarschaft sehr viele gab), um zu seinem Vater zu gehen. Dieser war so erfreut über sein Talent, daß er ihn — ich glaube es war im Oktober oder im November — in Rake's Conzert ein Solo auf der Adempken spielen ließ. Dietrich stand dabei auf einem Tische vor dem zahlreichen Publikum, das ihm Beifall spendete und ihn mit Liebkosungen überhäufte. Namentlich geschah dies von einer Engländerin, welche ihm auch eine Goldmünze in die kleine Tasche steckte.

„Es dauerte nicht lange, so hatte mein Vater wieder so viel Schüler, als er nur immer annehmen konnte, denn viele von denen, die er früher unterrichtet, kamen wieder zu ihm; mehrere Familien, die Söhne in dem Alter meines Bruders hatten, ließen diese bei meinem Vater unterrichten und einige von ihnen wurden tüchtige Musiker. Wenn diese Schüler sich zuweilen bei meinem Vater versammelten, um kleine Conzerte aufzuführen, wurde ich hin und wieder aufgefordert, die zweite Violine in einer Ouvertüre zu spielen, denn es machte meinem Vater Vergnügen, mir dann und wann eine Stunde zu geben, ehe die Instrumente, nach Dietrich's Uebungen, weggelegt wurden. Ich fehlte bei diesen Uebungen nie, sondern saß strickend und zuhörend in einer Ecke."

Eine ernstliche Unterbrechung fanden diese Beschäftigungen durch eine schwere Erkrankung Carolinens am Typhus im Sommer 1761. Dieselbe drohte gefährlich zu werden.

Monatelang nachher war Caroline noch so geschwächt, daß sie wie ein kleines Kind nur auf Händen und Füßen die Treppe hinaufkriechen konnte. Es war dies jedoch die einzige Krankheit, welche Caroline bis in ihr Alter zu bestehen hatte. Wilhelm, welcher bereits sieben Jahre in England weilte, und mit der Familie in lebhaftem Briefwechsel stand, gedachte sich daselbst für immer niederzulassen, während der Vater, welcher eine stete Abnahme seiner Kräfte empfand, seine Rückkehr immer schmerzlicher ersehnte. Die Familie war daher in einen wahren Freudentaumel versetzt, als Wilhelm am 2. April 1764 zu einem kurzen Besuche in Hannover eintraf.

Caroline hatte von ihrem teuersten Bruder am wenigsten, „denn", so schrieb sie, „wenn ich nicht in der Kirche oder in der Schule war, hatte ich in der Küche zu thun und selten kam ich dazu, mich zur Familie zu gesellen, wenn sie beisammen war. In diese Zeit den 8. April fiel nämlich ihre Confirmation. Sie hatte sich

so sehr gefreut, daß ihr Bruder Zeuge derselben sein würde, aber gerade an diesem Tage reiste er ab; sie mußte von ihm Abschied nehmen, ehe sie in die Kirche ging und sie konnte während der Communion an nichts denken, als daß sie ihn bei ihrer Rückkehr ins Haus nicht mehr finden werde.

Lange Zeit verharrte sie in dieser trüben Stimmung, die jedoch durch ein größeres Unglück gerechtfertigt wurde, als ihr Vater vom Schlage gerührt, drei Jahre dahinsiechte, bis der Tod den erschöpften Dulder am 22. Mai 1767 erlöste. Er hinterließ seinen Kindern beinahe kein Erbe, als sein Beispiel, einen unbefleckten Namen und musikalische Talente, die er sorgfältig ausgebildet hatte.

Caroline war nach des Vaters Hinscheiden betäubt von Schmerz; 17 Jahr alt, besaß sie kaum mehr, als die ersten Elementarkenntnisse; der Vater war der einzige, der mit ihrem Wunsche nach höherer Bildung sympathisirt hatte, während die Mutter jedes Talent bei ihr zu unterdrücken suchte, weil sie sie nur zu einer nützlichen Stütze für die Familie erziehen wollte. Zuweilen war es ihr kaum möglich, die Arbeit zu bewältigen, die man von ihr verlangte und sie war sehr unglücklich, daß ihr nicht einmal Zeit blieb, sich in Musik und feinen Handarbeiten zu vervollkommenen. Die letzteren erlernte sie heimlich von einer schwindsüchtigen Freundin, die im Hause wohnte und welche, wenn sie nicht schlafen konnte, froh war, daß Caroline ihr bei Tagesanbruch Gesellschaft leistete. Das junge Mädchen starb jedoch und Caroline, die den Gedanken nicht ertragen konnte, ewig Hausmagd bleiben zu müssen, erbat sich die Erlaubnis, um sich zum eigenen Broterwerb zu befähigen, zwei Monate Unterricht im Putz- und Kleidermachen nehmen zu dürfen. Bei diesem Unterrichte lernte sie ein junges Mädchen kennen, das später als Frau Beckendorff ihre teuerste Freundin wurde.

Nach einem ziemlich ruhig verlebten Winter bekam Carolinens Schicksal eine neue, für ihr ganzes Leben entscheidende Wendung. Ihr Bruder Wilhelm lud sie ein, zu ihm nach Bath bei London zu kommen, um, wie er schrieb, unter seiner Leitung sie zu einer nützlichen Sängerin für seine Winterconcerte und Oratorien auszubilden. Niemand war glücklicher als Caroline; zwar blieb sie noch in quälendster Ungewißheit, ob sie gehen dürfe, oder nicht, da Jacob sie erst prüfen sollte, ob sie befähigt sei. Sie benutzte jede Gelegenheit, wenn die Ihrigen ausgegangen waren, um mit einem Knebel zwischen den Zähnen Solopartien aus Concerten mit Trillern und Cadenzen, so wie sie sie auf der Violine hatte spielen hören, nachzusingen und gewann eine ziemliche Kehlfertigkeit, ehe sie noch das geringste vom künstlerischen Singen verstand. Nachdem die Mutter ihre Einwilligung zu diesem Plane gegeben, strickte Caroline so viel baumwollene Strümpfe, daß die Familie für zwei Jahre versorgt war. Ihre Gewissenszweifel, die Mutter zu verlassen, beschwichtigte sie erst, als ihr Bruder Wilhelm sie abzuholen kam, und der Mutter eine kleine Jahresrente aussetzte, durch die es ihr möglich wurde, sich an Carolinens Stelle eine kleine Hülfe zu halten.

Die ganze Familie fuhr nach Coppenbrügge, um von der Schwester Griesbach und ihrem Manne Abschied zu nehmen. — Es war an einem Sonntag, den

16. August 1772 und nach einer Reise von sechs Tagen und Nächten im offenen Postwagen, als Caroline mit ihrem Bruder in einem kleinen offenen Boot vom Quai in Helvotsluis bei stürmischer See nach dem Postschiffe fuhr, welches in einer Entfernung von zwei englischen Meilen vor Anker lag. Schließlich mußten sie wieder ein offenes Boot besteigen, um sich an der Küste von Yarmouth auszuschiffen. Bis zum 28. August blieben die Geschwister in London und fuhren dann nach Bath, wo sich Wilhelm als Musiklehrer und Organist niedergelassen und die Direktion der öffentlichen Concerte übernommen hatte. Seine Stellung als Musiker gewährte ihm ein Einkommen, welches ermöglichte, daß er die Mußestunden des Tages und viele der Nacht seinem Lieblingsstudium, der Astronomie, widmete.

So war er nicht nur als Musiker, sondern auch als Gelehrter bekannt geworden und wurde zum Mitglied der philosophischen Gesellschaft erwählt.

Bei diesem Wendepunkt in der Laufbahn ihres Bruders wurde Caroline seine Gefährtin und sein Arbeitsgenosse; es konnte aber keinen schärferen Gegensatz geben, als den zwischen den engen häuslichen Gewohnheiten, welche sie verlassen und dem Leben voll unerschöpflicher Thätigkeit, in das sie gestürzt wurde.

Schon am zweiten Morgen ihres Aufenthaltes in Bath begann Wilhelm ihr Unterricht im Englischen und in der Arithmetik zu geben und zeigte ihr, wie man die Haushaltungsbücher führe und Ausgaben und Einnahmen buche. Zwei bis drei Stunden gab er ihr täglich Klavier und Gesang, da er mit ihrer Stimme sehr zufrieden war. Zur Erholung sprachen sie von Astronomie. Außer Wilhelm wohnte auch Alexander mit ihnen und dieser überwachte sie fürsorglich bei ihren Ausgängen, bis sie in Bath heimisch wurde.

Die Bekanntschaft mit den Schülerinnen ihres Bruders brachten ihr gelegentlich Einladungen zu Abendgesellschaften und zu Besuchen nach London, die sich während des Winters zuweilen auf mehrere Wochen ausdehnten. Indes wurden ihre musikalischen Uebungen oftmals unterbrochen, indem sie ihrem Bruder bei Anfertigung von astronomischen Instrumenten behülflich sein mußte. Da er kein genügendes Teleskop fand, beschloß er, sich selbst ein fünf- bis sechsfüßiges anzufertigen. So verwandelte er jedes Zimmer zu Werkstätten und während bald an der Drehbank gearbeitet, bald Gläser geschliffen, und Oculare angefertigt wurden, componirte Wilhelm Rundgesänge und Trinklieder, spielte auf dem Klavier, während sein Bruder Alexander auf dem Cello Soli aufführte und Concerte im Hause veranstaltete, zu dem sich die besten Kräfte aus London einfanden. Jeder freie Augenblick wurde benutzt, um zu seiner Arbeit zurückzukehren, die gerade im Fortschritt begriffen war.

Wilhelm nahm sich nicht einmal Zeit die Kleider zu wechseln und die gewöhnliche Hast und Eile, mit der er von einer Beschäftigung zur anderen eilte, brachte ihn in manche Gefahr. So geschah es, als er einst um Mitternacht aus einem Concert mit Bruder Alexander heimkehrte, daß es Wilhelm einfiel, daß die Messer für die Drehbank geschärft werden müssen. Mit einer Laterne begaben

sich beide zum Schleifstein, der in einem offenen Hofe stand und Wilhelm verletzte sich derartig beim Schleifen, daß er ohnmächtig hinaufgebracht wurde und längere Zeit krank lag.

In dieser Zeit pflegte Caroline den Bruder, schrieb Noten, seine Compositionen, machte ihre musikalischen Uebungen und las den Brüdern vor, wenn sie an der Drehbank saßen oder Spiegel für die Instrumente polierten.

Nachrichten aus Hannover unterbrachen diese Thätigkeit. Dietrich, der jüngste Bruder hatte die Mutter heimlich verlassen. Sofort brachen die Brüder auf, ihm nachzuforschen. Nach einiger Zeit wurde er schwer krank in einem Gasthofe zu Wapping gefunden. Alexander eilte dorthin und holte ihn nach Bath, wo Caroline ihn bis zur Genesung pflegte. Wilhelm verschaffte ihm eine Anstellung in England, in der er bis 1779 verblieb.

Indes hatten die Geschwister ein größeres Haus mit Garten in Bath bezogen, wo ihre astronomischen Beobachtungen mit Eifer fortgesetzt und interessante Entdeckungen (unter anderen des Uranus) gemacht wurden. Das hinderte nicht Oratorien für den Winter einzuüben, wozu Caroline die Partituren für beinahe 100 Mann Orchester ausschreiben mußte.

Im folgenden Jahr war Caroline die erste Sängerin in den Conzerten und ihre Stimme gefiel so gut, daß man ihr ein Engagement zu dem Musikfest nach Birmingham anbot und ein Theaterdirektor äußerte, sie würde eine Zierde jeder Bühne sein. Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß Caroline als Sängerin ihren Ruhm gefunden hätte, allein freiwillig trat sie von diesem Beruf zurück, um nur ihres Bruders Helferin zu werden.

Im Jahre 1782 sangen und spielten Bruder und Schwester zum letzten Mal in der St. Margaretenkapelle. Wilhelm war schnell berühmt geworden, als Schriftsteller, Entdecker, Erfinder und Besitzer von Instrumenten von bis dahin unbekannter Stärke.

Er zog sich daher immer mehr von seinem Beruf als ausübender Musikkünstler zurück.

In seinem Garten errichtete er ein Gerüst, um ein zwanzigfüßiges Teleskop anzufertigen. Viele Versuche waren notwendig, um der schwerfälligen Maschine Beweglichkeit zu geben, Proben und Experimente gingen dann der Aufstellung eines dreißigfüßigen Teleskopes voran und Carolinens Thätigkeit wurde immer mehr zu Hülfsleistungen herangezogen, auch hatte sie Tabellen und Kataloge zu schreiben und Wilhelms Schriften zu copiren und diese Arbeiten hielten sie wach, während ihr Bruder Nachts am Teleskop stand. Schnell war sie bei der Hand, wenn er ihrer bedurfte, sei es zu Messungen mit dem Micrometer, sei es um ihm Kaffee zu bereiten, damit er die langen Nachtwachen aushalte.

Dabei hatten sie bei Tage fortwährend Fremdenbesuch zu empfangen, denn seit Entdeckung des Uranus gab es wenig Menschen von Bildung und Bedeutung, die nach London gekommen waren, ohne Wilhelm Herschel in Bath aufzusuchen.

Im Frühling 1782 wurde Wilhelm dem König und der Königin von England im Buckingham Palast vorgestellt. Er überreichte und erklärte dem König die Zeichnung des Sonnensystems und erhielt den Auftrag, sein Teleskop nach Richmond zu bringen und es in Greenwich aufzustellen. So brachte er einen Monat angenehm zwischen Greenwich und London zu, überall wo er hin kam hoch geehrt. Er wohnte den Hofconzerten bei, an denen auch sein Schwager Griesbach mitwirkte. Wilhelms Schriften wurden überall besprochen und als wertvoll erkannt, und die Astronomen waren dankbar für seine Erfindungen, durch die es möglich wurde über 2500fache Vergrößerungen zu sehen.

Der König wollte, daß er nicht mehr nach Bath zu seinem Beruf als Musiker zurückkehre, er stellte ihn mit 200 Pfund als Kgl. Astronomen in Datchet an. „Niemals hat ein König eine solche Ehre billiger gekauft"! rief Alexander als er davon hörte. Nachdem dieser und Caroline zwei Monate während seiner Abwesenheit Mühe gehabt, seine Schüler zu beruhigen, mußten sie ihnen ankündigen, daß er das Unterrichten ganz aufgebe.

Wilhelm hatte in Datchet ein Haus mit Garten und Rasenplatz gemietet, das zwar weit geräumiger, aber sehr vernachläßigt war. Für Caroline begann eine schwere Zeit. Bruder Alexander kehrte nach Bath zu seinem Beruf zurück, sie selbst gab Wilhelm zu Liebe das Concertiren ganz auf und es begann für sie eine Zeit ununterbrochener Arbeit. Sie hatte ein zum Kometensuchen passendes Instrument erhalten, einen Tubus mit 2 Gläsern und fing nun an, selbst nach Kometen auszuschauen, während ihr Bruder für kürzere oder längere Zeit zum König nach Queenslodge berufen wurde. Sie fing an, alle bemerkenswerten Erscheinungen aufzuzeichnen, in einem Journal, das sie am 21. August 1782 begonnen hatte. Aber erst in den letzten Monaten desselben Jahres gewann sie mehr Mut, die sternenhellen Nächte auf einen thaubetränkten oder mit Reif bedeckten Rasenplatze, ohne ein menschliches Wesen zuzubringen, das nahe genug gewesen wäre, um ihre etwaigen Hilferufe zu hören. Da war es etwas Anderes, wenn ihr Bruder in nicht allzugroßer Entfernung mit seinen verschiedenen Instrumenten operirte und sie ihn fragen konnte, wenn sie über irgend etwas Aufklärung am Himmelsgewölbe wünschte.

Bis Ende des Jahres 1783 hatte Caroline 14 Nebelflecke und Sternhaufen gefunden, die sie verzeichnete, um einen Katalog anzufertigen. Der nächste Sommer verging in den thätigsten Vorbereitungen, um im Winter ein großes 20füßiges Teleskop aufstellen zu können. Dabei gab sich Wilhelm Mühe, seine Schwester in mondhellen Nächten zu lehren, wie man Doppelsterne mit demselben Micrometer nachmißt, mit dem die erste Messung erfolgt. Die Beobachtungen der Geschwister, während das Instrument noch in unfertigem Zustande war, wurden für Caroline der Gegenstand des Schreckens, da ihr Bruder auf einem intermistischen Gerüste von 15 oder mehr Fuß Höhe stand, anstatt auf einer sicheren Gallerie.

Am 31. Dezember 1783 zeigte es sich, daß ihre Angst vor Unfällen keine ganz eingebildete war. Als gegen 10 Uhr des Abends nach bewölktem Himmel

einige Sterne sichtbar wurden, bereitete man sich in größter Eile vor, sie zu beobachten. Wilhelm, der vor dem Teleskop stand, hieß Caroline in der Bewegung seitwärts etwas ändern, was durch eine Maschinerie geschah, auf welcher der vordere Teil des Rohres und der Spiegel ruhten. An jeder Seite der Maschine befand sich ein eiserner Haken; indem Caroline nun im Finstern, im fußtiefen, schmelzenden Schnee hinlief, blieb sie plötzlich mit dem Knie an einem dieser Haken hängen! Wilhelm, aber rief ungeduldig: „Mach' schnell!“ Sie konnte nur erwidern: „Ich kann nicht, bin eingehakt!“ Der Bruder und Arbeiter, die herbeigerufen waren konnten sie nicht befreien, sie mußte selbst mit Gewalt das Bein von dem Haken losmachen, wobei sie, wie sie schrieb „wohl an zwei Lot Fleisch“ mit abriß. Sechs Wochen lang litt sie unsägliche Schmerzen an der Wunde, ohne ihre Arbeiten zu unterbrechen, ja am 16. Januar setzte sie sich eine ganze Nacht der Strenge der Kälte aus, um am Teleskop auf dem Rasenplatz ihre Beobachtungen zu machen. Am 3. April 1786 siedelten die Geschwister aus ihrer baufälligen Wohnung, welche ihnen viele Wechselfieber und andre Erkrankungen gebracht, nach einem Hause in Slough über. Hier wurde gleich ein Trupp Arbeiter engagirt um einen neuen Apparat anzufertigen, der jedoch erst 1788 vollendet werden konnte.

Caroline schreibt über diese Zeit:

„Wir hatten einen Monat lang 30—40 Arbeiter. Die einen hatten mit dem Fällen und Ausrotten der Bäume zu thun, die andern mit dem Ausgraben und Vorbereiten des Bodens für die Maurer, welche den Grund für das Teleskop legten. Dazu kam der Zimmermeister mit allen seinen Leuten, der Schmied der das Waschhaus in eine Schmiede verwandelte, mehrere Fabrikanten aus Windsor welche kostbare Werkzeuge ablieferten. Genug, der Platz war für eine Weile eine complette Werkstätte zur Anfertigung optischer Instrumente, und es war ein Vergnügen, hinzugehen und zu sehen, wie aufmerksam die Männer den Anweisungen ihres Meisters lauschten und sie ausführten. Ich hatte häufig Gelegenheit das zu beobachten, wenn ich, durch irgend einen Zweifel in meiner Arbeit aufgehalten, mit meinen Papieren oder meiner Rechentafel zu ihm gehen mußte.

„Darunter war ein Schwarm diebischer Arbeitsleute, Männer und Frauen mit denen Slough, wie es schien, ganz besonders heimgesucht war. Sie hatten zuletzt Alles fortgetragen, was sich nur forttragen ließ, und nur der Kehricht blieb zurück. Selbst Tische aus den Arbeitszimmern verschwanden. Besonders erinnere ich mich des einen, dessen Ausziehkasten mit Proben der Experimente über Licht- und Wärmestrahlen gefüllt waren, und welcher aus einem Zimmer wegkam, in dem mehrere Frauen gebügelt hatten. Daraus entstand dann die größte Unordnung und Verwirrung in der Bibliothek, sowie in dem Zimmer, welches die Beobachtungs-Apparate aufnahm, wenn das Observatorium zu andern Zwecken gebraucht wurde. Zuletzt waren alle Räume so voller Vorräte, und Werkzeuge aller Art, daß kein Platz mehr für ein Schreibpult oder einen Atlas blieb, und es kostete mich die äußerste Anstrengung, die Manuscripte davor zu schützen, daß sie in unrechte Hände fielen oder von Mäusen zerfressen wurden.“

Es galt zunächst ein 40füßiges Teleskop herzustellen. Inzwischen hatte Herschel den Auftrag vom König erhalten, dem Observatorium in Göttingen ein 10füßiges Teleskop als dessen Geschenk zu überbringen. — Welche Arbeit in dieser Zeit seiner Abwesenheit Caroline zufiel, geht aus ihrem Tagebuch hervor, das sie damals begann, und das sie das „Buch über gethane Arbeit" nannte.

Den 3. Juli. Meine Brüder Wilhelm und Alexander verließen Slough, um ihre Reise nach Deutschland anzutreten. Mrs. Alexander Herschel, (der Bruder hatte sich verheiratet,) blieb mit mir in Slough. Um meine Betrübnis zu bekämpfen, fing ich an, tüchtig zu arbeiten. Ich putzte alles Messingzeug an den 7 und 10füßigen Teleskopen, und brachte Vorhänge an den Regalen an, um den Staub von ihnen abzuhalten.

4. Juli. Ich reinigte das Polirzimmer und brachte es in Ordnung, ließ durch den Gärtner den Arbeitsschuppen aufräumen und nahm alles in Verwahrung und besserte den Zaun aus.

5. Juli. Ich brachte den Vormittag mit Nadelarbeiten zu. Am Nachmittage ging ich mit Mrs. Herschel nach Windsor. Wir wählten die Zeit von 2—6 Uhr, um Einkäufe zu machen, weil es in diesen Stunden am unwahrscheinlichsten war, daß Jemand Besuch bei uns machte, dennoch waren vier fremde Herren dagewesen, hatten die Instrumente im Garten besehen, ihre Namen aber nicht genannt. Abends kamen Dr. und Mrs. Kelly und Mr. Gordon, um mich zu besuchen.

6. Juli. Ich ordnete alle Briefe wissenschaftlichen Inhalts und legte jeden Jahrgang in einen besonderen Umschlag.

— —

12. Juli. Ich falzte Papier zu einem Register und machte Berechnungen zu Flamsteeds Catalog.*

Am 23. Juli war der ganze Catalog bis auf die Reinschrift fertig. Derselbe war ein um so dringenderes Bedürfnis, da Wollastones Catalog erst 1789 erschien und viele Durchmusterungen in größerer Nähe des Pols gemacht worden waren, als die Verzeichnisse, welche mit dem 45° begannen, umfaßten. Es schien daher sehr nothwendig, ein neues Register anzulegen, um die Durchsuchungen und die dabei entdeckten Nebel zu verzeichnen:

15. Juli. Ich verlebte den Tag, mit Mrs. Herschel, bei Mrs. Kelly. Wir trafen dort Dr. und Mrs. Maskelyne, Dr. Shepherd, den Marquis von Huntley u. s. w.

16. Juli. Ich liniirte einen Teil des Registers.

— —

18. Juli. Ich brachte den ganzen Tag damit zu, Papier für das Register zu liniiren. Nur beim Frühstück schnitt ich Busenstreifen für Hemden zu. Abends

*Anmerkung. Als Flamsteeds Catalog 1783 in Zonen geteilt wurde, reichte er nur bis zum 45° vom Pol, indem der Aparat für Durchmusterungen des Himmels im Zenit nicht geeignet war.

kamen Mr. und Mrs. Kelly und Mrs. Ramsden. Ich versuchte zu beobachten, aber es war trübe, und der Mond ging nach halb zehn Uhr auf.

19. Juli. Wir durchsuchten von elf bis ein Uhr den Himmel.

20. Juli. Prinz Karl (Bruder der Königin), Herzog von Sachsen-Gotha und der Herzog von Montague, waren diesen Vormittag hier. Ich empfing eine Botschaft des Königs, ihnen die Instrumente zu zeigen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Diese Überschrift über gethane Arbeit setzte sie bis zu dem letzten Tage vor der Ankunft des Bruder fort. Im August finden wir folgende Bemerkungen:

1. August. Ich habe heute einhundert Nebulae berechnet und diesen Abend erblickte ich ein Objekt, das sich, glaube ich, morgen Nacht als Komet ausweisen wird.

2. August. Heute berechnete ich 150 Nebulae. Ich fürchte, es wird heute Abend nicht klar sein. Es hat den ganzen Tag geregnet, scheint sich aber jetzt ein wenig aufzuhellen.

1 Uhr. Das Object ist ein Komet.

3. August. Ich ging nicht zur Ruhe bis ich an Dr. Blagdon und Mr. Aubert geschrieben, um ihnen den Kometen anzuzeigen. Nach einigen Stunden Schlaf ging ich am Nachmittag zu Dr. Lind, welcher mich, mit Mr. Cavallo, nach Slough begleitete um den Kometen zu sehen, aber der Himmel war bewölkt und blieb es die ganze Nacht.

Dr. Blagdon und Alexander Aubert bestätigten am 5. August 1786, daß noch niemand vor Caroline Herschel in England den Kometen gesehen hatte. Dr. Blagdon schrieb, daß er sich glücklich schätze bei einer Versammlung, welcher die meisten bedeutenden Astronomen in und um Greenwich, am 4. August beigewohnt hatten, die Nachricht von ihrer Entdeckung zu verbreiten, und daß er ihrer in Briefen nach Paris und München gedacht habe. Er verkündigte ihr seinen Besuch und den mehrerer gelehrten Freunde, um das Phänomen durch Herschels Teleskop in Augenschein zu nehmen. Alexander Aubert schrieb unter anderem: „Ich habe mich mehr gefreut, als ich Ihnen zu sagen vermag, daß Sie dieselbe gemacht haben und glaube zu sehen, wie Ihr herrlicher, gelehrter und liebenswürdiger Bruder bei der Nachricht eine Freudenthräne vergießt. Sie haben ihren Namen unsterblich gemacht, und das Wesen, das alle Dinge leitet und regiert, war Ihnen eine solche Belohnung schuldig, sowohl für Ihren beharrlichen Fleiß auf dem Gebiete der Astronomie, wie für Ihre Liebe zu einem so berühmten und verdienstvollen Bruder. Ich erhielt Ihre gütige Zuschrift über den Kometen am 3., aber ich konnte denselben in Folge des trüben Wetters erst Sonnabend, den 5., selbst beobachten. Ich fand ihn nach Ihren Angaben sofort; die Erscheinung ist sehr eigentümlich, und in jedem Punkte so, wie Sie dieselbe beschreiben. Ich habe den Kometen Sonnabend und Sonntag Nacht mit einem Fixsterne verglichen.

Ich empfing S. D., den Herzog von Sachsen-Gotha, den Grafen Brühl und Mr. Moriani, einen Astronomen aus Mailand, die ich vergangene Nacht mit Ihrem Kometen bekannt machte" u. s. w.

An ihren Bruder Dietrich schrieb sie über ihre Entdeckung:

„Ich fand den Kometen mit einer dreißigfachen Vergrößerung und einem Gesichtsfeld von beinahe 1½ Grad. Wenn Du ein ähnliches Glas besitzest, so würde ich Dir raten, dasselbe zu benutzen, um diesen Raum ringsum zu durchsuchen, denn der Komet muß, ehe Du den Brief erhältst, schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt haben.

Als ich ihn erblickte, sah er aus, wie ein sehr heller, runder, kleiner Nebelfleck."

Die nächsten zwei Jahre verflossen in einem Chaos von Arbeiten, unterbrochen von vielen, besonders nächtlichen Besuchen in Folge Herschel's Entdeckung der Trabanten des Georgsgestirns. Wilhelm arbeitete bis zur Erschöpfung, so daß die Schwester für seine Gesundheit zu zittern begann.

Der 8. Mai 1788 brachte für Karoline ein schwer wichtiges Ereignis. Es war Wilhelm Herschels Hochzeit, welcher die junge Wittwe John Pitts, die einzige Tochter Mr. James Balduins, eines reichen Kaufmanns aus der City Londons heiratete. Es war eine überaus liebenswürdige Frau, von sanftem Charakter.

Es ist anzunehmen, daß es der Schwester gar sehr schmerzlich war, von dem ersten Platz an ihres Bruders Seite, den sie 16 Jahre mit so inniger Hingebung ausgefüllt, zurückzutreten, um wie viel mehr, da beide Geschwister die gleichen Ziele und Aufgaben verfolgten, und einander zu ergänzen suchten. Aber gerade aus den ersten zehn Jahren, die nun folgen, vernichtete Caroline ihre schriftlichen Aufzeichnungen, wahrscheinlich in der Sorge, daß sie die Ueberlebenden schmerzlich berühren müßten. Jedenfalls söhnte sie sich mit der Zeit mit diesem Verhältnis aus und die liebenswürdige Schwägerin wurde ihr teuer und wert. Sie hatte sofort nach der Hochzeit ihren „Posten als Haushälterin" aufgegeben und war in eine Mietwohnung gezogen, setzte jedoch ununterbrochen ihre Beschäftigung als Assistent und Sekretär ihres Bruders fort. Gerade in dieser Zeit machte sie mehrere ihrer wichtigsten Entdeckungen, die erste eines Kometen am 21. Dezember 1788 und bis zum Jahre 1797 hatte sie die Auffindung von Kometen angekündigt, für fünf derselben ist ihr Anspruch, sie zuerst gesehen zu haben, unbestritten. Aus allen Kreisen der Gelehrten wurden ihr Glückwünsche dargebracht. Nachdem sie den 8. und letzten Kometen am 26. August 1797 entdeckt hatte, schrieb sie folgenden Brief, der ihre Bescheidenheit darthut:

Caroline Herschel an Sir Banks

den 17. August 1797.

Sir!

Dieser Brief ist nicht der eines Astronomen an den Präsidenten der Königlichen Gesellschaft, um die Entdeckung eines Kometen anzuzeigen, sondern es sind nur einige Zeilen von Caroline Herschel an den

Freund ihres Bruders, mit der Bitte um Entschuldigung, daß diese Anzeige nicht so schnell erfolgt ist.

Ich habe so geringen Glauben an die Pünktlichkeit irgend eines Boten, daß ich mir vornahm, mein eigener Briefträger zu sein, und beschloß in London meinen Brief zu schreiben und selbst abzugeben. Unglücklicherweise aber unternahm ich die Sache, ohne mir vorher eine Stunde Schlaf zu gönnen, und da ich seit fünf Jahren keine zwei Meilen nach einander gefahren bin, so machten mich die zwanzig bis London und dann noch die sieben bis Greenwich unfähig zu Allem. Dr. Maskelyne bemühte sich mich zu überreden, ich möchte diesen Morgen selbst zu Sir Joseph gehen und ihm meinen Besuch machen, aber ich dachte, eine Frau, die so wenig von der Welt weiß, sollte nicht nach solcher Ehre trachten, sondern sobald als möglich nach Hause gehen, wohin sie gehört.

Der Brief, den Sie an meinen Bruder schickten, war der einzige, der in meiner Abwesenheit in Slough angekommen ist. Er traf am 16. gegen Mittag ein und wurde durch einen Hausknecht aus dem Gasthofe gebracht.

Ich hoffe, Sie entschuldigen die Belästigung durch diese Sendung die, wie ich weiß, ganz nutzlos ist, denn Dr. Maskelyne hatte wahrscheinlich mein Memorandum, das ich nach Greenwich schickte, bei sich, als er bei Ihnen vorsprach, und so könnte ich Ihnen nichts mittheilen was Sie nicht schon wüßten, aber es wird mir angenehmer sein, wenn ich meinem Bruder sagen kann, daß ich Ihnen in Bezug auf den Kometen geschrieben habe.

Ich verbleibe &c.

C. Herschel.

Täglich begab sich Caroline in die Arbeitszimmer ihres Bruders, wo sie sich meist mit der Abschrift des Catalogs der Sternenübersicht beschäftigte. Die Nächte brachte sie bei günstigem Wetter stundenlang auf dem Dache zu, welches zur Sternwarte eingerichtet war. Außerdem nahm sie oftmals noch Arbeiten vom Observatorium nach Hause, um sie dort zu vollenden.

Als Gläubiger das Haus ihres Wirtes mit Beschlag belegten, fand sie ihr Eigentum dort nicht mehr sicher und beschloß nach Bath zu übersiedeln, wo ihr Bruder Alexander und seine Frau ein kleines Haus gemietet hatten. Mußte jedoch ihr Bruder Wilhelm verreisen, so kehrte sie nach Slough zurück, um ihn zu vertreten. Überhaupt war sie in den Jahren immer in Bewegung, um Arbeiten für den Bruder zu übernehmen und sein Haus zu hüten, wenn er auf wissenschaftlichen Reisen, auf Ausflügen mit seiner Familie oder in der Nähe des Königs in London sich befand. Ihre Beobachtungen am Himmel setzte sie regelmäßig fort und trug sie ein. So hatte sie bis zum Jahre 1800 im Ganzen 8760 Durchmusterungen des Himmels vorgenommen. Ihre Brüder Alexander und Dietrich

waren fast immer in ihrer oder ihres Bruders Umgebung, dagegen hatte sie ihre Schwester Griesbach durch den Tod verloren.

Während der Wintermonate 1805 litt Caroline an heftigen Erkältungen mit starkem Husten, welche es ihr erschwerten, die Arbeiten zu leisten, die ihr täglich zugeschickt wurden. Aus demselben Jahre finden wir folgende Notizen in ihrem Tagebuche:

13. August. Ich machte mit Mrs. Herschel und meinem Neffen unsern Freunden in Cumberlands Lodge einen Besuch. Mein Bruder, der es zu seiner Erholung nötig fand, die Arbeitsräume noch einmal auf einige Tage zu verlassen, hatte sich am Tage vorher nach Turnbridge begeben und bei unserer Rückkehr fanden wir den Herzog von Kent mit dem Herzoge von Orleans ꝛc. unsrer wartend. Mein Neffe, der 15 Jahr alt war, und ich, zeigten ihnen Jupiter und den Mond durch den Siebenfüßigen.

29. August. Ich aß im Schlosse zu Mittag. Die Königin und die Prinzeß Elisabeth beehrten mich mit gütigen Fragen nach der Gesundheit meines Bruders ꝛc. die Prinzessinnen Auguste und Mary kamen ebenfalls, um mich in Miß Beckedorffs Zimmer aufzusuchen. Als ich am nächsten Tage heim kam, fand ich meinen Bruder, der Tags vorher zurückgekehrt war.

22. September. Als der vierzigfüßige Spiegel aus dem Tubus genommen wurde, brach der Balken, an welchem das Hebezeug befestigt war, mitten durch glücklicherweise aber erst, nachdem der Spiegel seine Bettung auf dem dazu bestimmten Wagen beinahe erreicht hatte. Meine beiden Brüder entkamen mit Mühe dem Schicksale zerquetscht zu werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

1. Oktober. Ich erhielt einen Bericht und Briefe, welche einen Kometen annoncirten.

2. Oktober. Ich sah den Kometen, der mit unbewaffnetem Auge zu erkennen ist.

14. Oktober. Mein Bruder traf von Brighton ein. In derselben Nacht kam eine große Gesellschaft nach dem Schlosse, um den Kometen zu sehen. Mein Bruder hatte den ganzen Monat keinen Abend für sich und da er gerade mitten im Aufpoliren des vierzigfüßigen Spiegels war, so hätte er nach dem so anstrengenden Tagewerke der Ruhe bedurft. Ich bin überzeugt, daß er sich nie mehr von der Nervenerschütterung dieser Zeit erholt hat.

Vor Einbruch der Dunkelheit bis nach Mitternacht wurde er von fünfzig bis sechzig Personen umringt, auf dem Grasplatze festgehalten, ohne daß er nur Zeit gehabt hätte, sich einen warmen Rock anzuziehen oder etwas zu genießen. Unter den Besuchern befanden sich, wie ich mich erinnere, der Herzog von Sussex, Fürst Galitzin, Lord Darnley, eine Menge Offiziere, Admiral Boston und mehrere Damen.

3. November. Mrs. Herschel kam von Brighton zurück und ich ging heim nach Upton, kam aber an den meisten Tagen wieder nach Slough, um meinem

Bruder im Polierraum oder in der Bibliothek zu helfen, und vom 10. bis 22. November war ich ununterbrochen dort, denn Mrs. Herschel ging mit meinem Neffen und Miß Baldwin nach Newbury zu Miß Whites.

5. Januar. Ich half meinem Bruder viele Tage in der Bibliothek, wie in den übrigen Arbeitsräumen.

3. Februar. Während ich in der Bibliothek arbeitete, trat der Herzog von Cambridge ein. Wir hatten seinen Besuch einem Gewittersturm zu danken, vor dem er Schutz suchte.

6. Februar. Als ich nach Slough kam, um meinem Bruder beim Polieren des großen Spiegels zu helfen, fand ich ihn sehr krank, dennoch arbeitete er unausgesetzt weiter, da alles darauf vorbereitet war. Ich glaube, er hatte diese schwere Arbeit absichtlich auf die kalte Saison verlegt, denn die Anstrengung müßte den stärksten Mann in einen fieberhaften Zustand versetzen.

Wilhelm Herschel wurde so krank, daß sein Leben bis zum 8. März in Gefahr schwebte. Erst im Mai begann er zu genesen und obgleich ein heftiger Husten zurückgeblieben war, fing er wieder an, mit der Schwester unermüdlich zu arbeiten.

Einen großen Kummer bereitete der Familie während dieser Zeit Bruder Dietrich, dessen Vermögensverhältnisse gänzlich zerrüttet waren und der geistig und körperlich ruinirt erschien. Caroline war es, welche sich seiner Angelegenheiten aufs Wärmste annahm und es ist rührend, wenn wir in ihrem Tagebuche lesen:

„Ich hoffe, ich habe die Aufgabe zur Zufriedenheit Aller gelöst, denn ich vernachlässigte die Angelegenheiten meines Bruders niemals, und die Zeit, die ich Dietrich widmete, entzog ich dem Schlafe, oder den zu den Mahlzeiten bestimmten Pausen. Ich aß und trank im Gehen und Stehen, oder vergaß es zuweilen auch ganz. Aber wer denkt jetzt noch daran?"

Dietrich und seine Familie wurden erst in London, später in Schweden untergebracht, aber die Gemütsruhe kehrte noch lange nicht bei den Geschwistern ein. Obgleich Caroline sich selbst Invalide fühlte, blieb sie in stets reger Thätigkeit, von der ihre Tagebuchblätter bis zum Jahre 1813 erzählen. Wunderbarerweise ist darin nie der politischen Ereignisse gedacht, welche ganz Europa bewegten. Die Beschäftigungen mit dem Himmel schien sie und ihren Bruder den Ereignissen der Erde zu entrücken; dagegen nahm sie innigen Anteil an der Entwickelung ihres Neffen John, Wilhelms einzigem Sohn, der indessen herangewachsen war und nach Cambridge ging, um dort die Rechte zu studieren. Während seine Mutter ihn dorthin begleitete, zog Caroline wieder zu ihrem Bruder. Dieser war gerade damit beschäftigt, Kaiserin Alexander und die Herzogin von Oldenburg zu empfangen, welche sich z. Z. beim Ascottrennen in Windsor befanden. Die Mühe war jedoch vergebens, da es zu einem solchen Besuche nicht kam. Caroline blieb beim Bruder bis zur Rückkehr der Mrs. Herschel im November desselben Jahres. Die Geschwister beschäftigten sich in dieser Zeit mit Berechnungen, Herstellungen neuer Tabellen für die Satelliten des Uranus u. s. w und Caroline setzte diese Arbeiten später allein fort.

Die nächsten Jahre bis 1819 verbrachte Caroline in steter Angst und Sorge um ihren Bruder Wilhelm, der sich nie mehr erholen konnte und dennoch nicht aufhörte zu arbeiten, obgleich er nicht im Stande war, irgend etwas mit voller Kraft zu thun.

Um so mehr verpflichtet fühlte sich die Schwester, ihm alle ihre Kräfte zu widmen, um bald hier, bald dorthin Reisen zu unternehmen. So verließ er auch am 2. April 1819 mit seiner Frau Slough um sich nach Bath zu begeben.

Er war sehr unwohl und der beständige Schwindel hatte sich dergestalt gesteigert, daß sie sich genöthigt gesehen hatten, sowohl auf der Hinreise, wie auf der Rückreise, vier Nächte unterwegs zu bleiben. Sie schrieb darüber: „Die letzten Augenblicke, ehe er in den Wagen stieg, verwendete er dazu, mit mir durch die Bibliothek und die Arbeitsräume zu gehen, mir, mit großer Aengstlichkeit, jedes Bret und jedes Fach zu zeigen, und mich zu bitten, ich möchte von Allem ein Verzeichniß aufnehmen, so gut ich es könnte. Er war kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten und so niedergeschlagen, daß ich es schwer fand, mich soweit zu beherrschen, um ihn mit ruhiger Stimme zu versichern, er solle bei seiner Rückkehr sehen, daß ich meine Zeit nicht vergeudet hätte.

Nachdem ich allein war, fand ich, daß ich keine leichte Pflicht übernommen, denn es waren Packete von Schriften durchzusehen, die seit vierzig Jahren nicht aufgemacht worden. Aber ich ließ keinen Tag vergehen, ohne in der Bibliothek so lange zu arbeiten, als ich ohne Kerzenlicht auch nur einen Buchstaben zu sehen vermochte, nahm gewöhnlich noch Papiere zum abschreiben mit, und verwendete dazu den größten Teil der Nacht. Auf diese Weise wurde es mir möglich, meinen Bruder bei seiner Heimkehr einen kleinen Bericht über das zu geben, was in seiner Abwesenheit geschehen war". Am 1. Mai kehrte der Bruder kränker nach Hause zurück, als er fortgegangen. Mehrere Tage war er außer Stande von Carolinens Arbeit Notiz zu nehmen. Im Juni fuhr Wilhelm dennoch nach London, um Mr. Artaud zu einem Portrait zu sitzen. Caroline begleitete ihn. Einen Monat später schickte er der Schwester folgende Worte, welche mit zitternder Hand auf einen schmalen Streifen gelbes Papier geschrieben waren:

> „Lina, — Ein großer Komet steht am Himmel. Ich brauche Dich zur Hülfe. Komm zu Tisch und bleibe den Tag über hier. Wenn Du kannst, so komm bald nach 1 Uhr, damit wir Zeit haben, die Karten und Telescope vorzubereiten. Ich sah ihn letzte Nacht — er hat einen großen Schweif."

Wenige Tage darauf erkrankte Wilhelm so lebensgefährlich, daß man ihn rettungslos verloren glaubte.

Ein Aderlaß brachte ihm noch einmal Rettung. Fortan gestaltete sich Carolinens eng begrenztes Leben immer trauriger. Krankheiten und Todesfälle in der Familie erschütterten ihr Gemüt. Besonders beugte sie der Verlust ihres Bruders Alexander, der am 15. März 1821, bei einem Aufenthalt in Hannover, gestorben war. Dieser liebenswürdige Mann hatte sich den Ruf als vorzüglicher

Musiker bei dem Publikum von Bristol und Bath erworben, welches er 47 Jahre lang bei den Concerten als erster Violoncellist entzückte. Sein hervorragendes Talent für die höheren Zweige der Mechanik und Philosophie hatten ihn zum nützlichen Gehülfen seines Bruders Wilhelm gemacht. Durch sein edles Wesen war er überall Gegenstand der Verehrung und Liebe. Seit 1816 war er bereits wieder nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, wo er durch die nie versiegende Großmut seines Bruders Wilhelm in bequemer Unabhängigkeit lebte.

Der furchtbarste Schlag, der Caroline traf, war der Tod ihres Lieblings-Bruders Wilhelm. Er starb am 25. August 1822.

Die treue Schwester hatte ihn in seiner immer mehr überhand nehmenden Entkräftigung dauernd unterstützt und dabei, wenn sie die Tage der Pflege gewidmet, für ihn in seiner Bibliothek gearbeitet. Sie fühlte sich jedoch so elend und schwach, daß sie immer glaubte, dem Bruder im Tode voranzugehen. Im Juli erkrankte sie an einem Gallenfieber; in der Krankheit war es ihr größter Kummer, ihre Angelegenheiten ungeordnet zu hinterlassen. Sie genas wieder, um ihrem Bruder die letzten Wochen seines Lebens zu widmen. Zehn Tage vom 10. bis 25. August hatte er hoffnungslos krank darnieder gelegen. Am 7. September wurde die Hülle dieses außerordentlichen Mannes dem Grabe übergeben. In der Trostlosigkeit, in welcher Caroline zurückblieb, beschloß sie, so schnell wie möglich das Land zu verlassen, in dem sie ihr Teuerstes verloren hatte, um in ihre Heimat Hannover zurückzukehren. In Begleitung ihres Bruders Dietrich, der nach Slough gekommen war, um sie abzuholen, fuhr sie dorthin. Nach einer stürmischen Überfahrt am 20. Oktober 1822 langten sie in Rotterdam an, setzten ihre Reise fort und kamen am 28. nach Hannover.

Die wertvollsten Arbeiten, welche Caroline während ihres langjährigen Wirkens als Assistent ihres Bruders selbständig geleistet hatte, waren ein Katalog über 860 von Flamsteed beobachtete, aber im britischen Katalog nicht verzeichnete „Sterne", und ein Generalregister zum Nachschlagen jeder Beobachtung jedes Sternes des oben erwähnten britischen Katalogs, zwei Werke, welche von der königlichen Gesellschaft veröffentlicht worden waren. Ihre schwierigste Arbeit „Die Reduktion und Ordnung aller von Wilhelm Herschel beobachteten Sternhaufen und Nebelflecke in Form eines Katalogs und nach Zonen", vollendete Caroline nach ihrer Rückkehr nach Hannover. Diese Arbeit lieferte ihrem Neffen Sir John Herschel die notwendigen Daten, als er eine nochmalige Durchsicht der Nebel der nördlichen Hemisphäre unternahm. Für dieselbe verlieh die königliche Gesellschaft Caroline Herschel im Jahre 1828 die goldene Medaille, verbunden mit der ungewöhnlichen Auszeichnung, der Ernennung zum Ehrenmitglied. Damals schrieb Sir David Brewster, eines der größten Gelehrten, das Werk bekunde den außerordentlichen Fleiß und einen seltenen Beweis des unverminderten Eifers der 75jährigen Frau auf dem Gebiete abstrakter Wissenschaft.

Wie bitter es für die Greisin war, in ihrem hohen Alter ein neues Leben zu beginnen, spricht sich in ihren Worten an eine Freundin aus: „Sie können sich

nicht denken, wie leer und öde das Leben ist, wenn man im Strahlenkreise des Genies gelebt hat."

Alle Liebenswürdigkeit, die ihr allseitig und auch von der königlichen Familie bewiesen wurde, alle Ehre, welche Gelehrte ihr erzeigten, konnten sie nie den Kummer vergessen lassen, ihren geliebten Bruder verloren zu haben. Mit ihrer Schwägerin und ihrem Neffen John Herschel blieb sie in stets regem Briefwechsel.

Ein Brief aus dem Jahre 1825 an ihren Neffen zeigt, wie rege ihr Geist und wie unermüdlich ihre Arbeitskraft. Sie hatte damals den Katalog der Nebulae und den der Sterne beendet, den sie nach 8 Bänden voll Beobachtungen angefertigt hatte. John Herschel war ganz voll Bewunderung für die wertvolle Arbeit, ich verweise auf den Briefwechsel selbst, welcher in den Memoiren enthalten ist, die ich als Quelle benutzte. In diesem finden wir auch Briefe von Karl Friedrich Gauß, von denen ich den letzten mitteilen will, weil er die Verehrung zeigt, welcher dieser berühmte Gelehrte für Caroline Herschel hegte:

Geehrtes Fräulein!

Als ich, nach vierwöchentlicher Abwesenheit, vor wenigen Tagen von meiner Reise hierher zurückkehrte, fand ich Ihr geschätztes Schreiben vom 8. September, nebst dem wertvollen Geschenk: Hist. Coel., Atlas Coel. und Ihren eignen Katalog. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Güte auf das Dankbarste anerkenne und daß diese an und für sich wertvollen Werke, die es aber durch die vielen Bereicherungen von Ihrer Hand nur noch mehr geworden sind, stets den größten Schmuck unsrer Sternwarten-Bibliothek ausmachen werden.

Es thut mir sehr leid, daß meine Abwesenheit von Göttingen mich des Vergnügens beraubte, Herrn Graham zu sehen, der am Tage meiner Abreise bei mir gewesen ist. Aber es freut mich, aus dem Briefe Ihres Neffen, den Herr Graham hier gelassen hat, zu erfahren, daß dieser Herr im nächsten Jahre nach Göttingen zurückzukehren gedenkt.

Ich kann gar nicht aussprechen, wie glücklich mich die persönliche Bekanntschaft mit einer Frau gemacht hat, deren seltner Eifer und hervorragende Begabung für die Wissenschaft mit gleicher Liebenswürdigkeit des Charakters gepaart sind, und gebe mich der schmeichelhaften Hoffnung hin, daß mir, wenn ich wieder einmal nach Hannover komme, die Erlaubnis zu Teil wird, persönlich die Versicherung der hohen Achtung zu wiederholen, mit der ich bin 2c.

Karl Friedrich Gauß.

Göttingen, 28. September 1825.

Während der anhaltenden großen Hitze des Jahres 1826 fühlte sich Caroline so schwach, daß sie daran dachte, ihren letzten Willen aufzusetzen, was sie in einem Briefe an John Herschel that. Dabei war sie geistig so frisch, daß sie nicht aufhörte, den Himmel zu beobachten. So schreibt sie in einem Briefe vom 5. Dezember 1826:

Sonne und Komet. In Hannover war der ganze Himmel bewölkt und wie ich aus einem Gespräch mit Professor Wild entnahm, ist es in ganz Deutschland so gewesen, denn er hat nicht gehört, daß man am 18. November irgendwo etwas gesehen hätte. Am 17. hat man, wie die Zeitungen berichten, in Frankfurt einen großen dunklen Fleck auf der Sonnenscheibe beobachtet; am 18. war er aber trübe und man vermochte die Wahrnehmungen nicht weiter zu verfolgen.

In Deinen Beobachtungen mit dem Zwanzigfüßigen erwähnst Du eines Mr. Ramage, der mit Dir beobachtet hat, und an einer andern Stelle sprichst Du von seinem fünfundzwanzigfüßigen Reflektor. Bitte erzähle mir etwas von diesem Herrn, denn ich hörte bisher seinen Namen noch nie, und wenn ich nicht so glücklich gewesen wäre, Babbage und South kurz vor meiner Abreise aus England kennen zu lernen, so hätte ich jetzt nicht den Trost, zu wissen, mit welchen achtungswerten Freunden Du verkehrst. Es würde mich freuen, zu erfahren, daß die große Zahl von schätzenswerten Männern, die ich gekannt habe, und die nicht mehr sind, durch Andere ersetzt wurden, die wert sind, als Zeitgenossen des Sohnes Deines Vaters genannt zu werden!

Du fragst, ob ich mit der Art und Weise zufrieden bin, in der Du mich in dieser Schrift erwähntest? Wenn ich ehrlich sein soll, so muß ich gestehen: nicht ganz! Du legst zu großen Wert auf das, was ich gethan, und indem Du so viel von mir sagst, sagst Du zu wenig von Deinem Vater, denn er that ja Alles. Ich war ein bloßes Werkzeug, das er, aus Mangel an einem bessern, mit Mühe schärfte und für seine Zwecke tauglich machte. Ein Bischen Lob ist recht angenehm und ich fühle, daß ich es durch meine Geduld und Beharrlichkeit verdient habe, aber nicht durch besondere Geschicklichkeit oder Kenntnisse. Du wirst das bald besser beurteilen können, denn ich bin eben damit beschäftigt, aus zerstreuten Notizen eine kleine Geschichte meines Lebens vom Jahre 1772—1788 zusammenzustellen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Du erwähnst in Deiner Abhandlung eines Sekundenzählers und wenn Du damit den in dem gemalten Gehäuse von Tannenholz meinst, so möchte ich bemerken, daß Alexander denselben für mich nur dazu anfertigte, um ihn mit auf das Dach nehmen zu können, wenn ich nach Kometen suchte. Ich konnte nach dieser Uhr, indem sie langsam ablief, die Sekunden zählen, während ich, wenn alle Thüren offen standen, das Schlagen der Uhr im ersten Stockwerk hörte, wo sich damals unser Observatorium befand. Dein Vater hat sie niemals benutzt, außer damals, als er den Vierzigfüßigen polierte. . .

In etwa drei Wochen verläßt der Courier Hannover und ich werde Dir mit ihm den ersten Band der Übersetzung der Schriften Deines Vaters

zusenden. Die zehn Exemplare, die Du verlangst, werde ich indessen nicht bestellen, bis Du mir weitere Ordre giebst, denn ich glaube nicht, daß Dir das Werk gefällt und es scheint auch keine große Nachfrage danach zu sein. Dr. Luthmer sagt, Pfaff wäre nicht der Mann, sich an einem solchen Werke zu versuchen; dazu hätte ein Bessel gehört.

Deiner teuern Mutter und Miß Baldwin die herzlichsten Grüße.

Deine rc. Caroline Herschel.

Wie schon früher erwähnt wurde, erhielt Caroline am 5. Mai 1828 die goldene Medaille von der königlichen astronomischen Gesellschaft in England, welche ihr durch John Herschel überreicht wurde. Dieser hatte sich, als Präsident der Gesellschaft, gegen die seiner Tante bestimmte Auszeichnung gesträubt und infolge dessen hatte ihm der Vicepräsident eine Adresse geschrieben und ihn mit der Übersendung der Medaille im Namen der Generalversammlung betraut. Ich lasse einen Auszug aus dieser Adresse folgen, weil sie alle Verdienste Carolinens erwähnt:

„Die Arbeiten Caroline Herschels sind so innig verbunden und im Allgemeinen so wenig zu trennen von denen ihres berühmten Bruders, daß die Untersuchung dieser letzteren unerläßlich ist, wenn wir uns einen annähernden Begriff von der ersteren machen wollen. Wenn man aber in Betracht zieht, daß aus Sir W. Herschels Bestrebungen für die Astronomie siebenundsechzig Abhandlungen hervorgingen, welche nach und nach der königlichen Gesellschaft vorgelegt wurden, und daß sie einen Zeitraum von vierzig Jahren umschließen, so wird man nicht erwarten, daß ich im Einzelnen darauf eingehe. Ich kann Sie nur auf die Philosophical Transactions verweisen und muß mich mit der flüchtigen Erwähnung einiger Arbeiten begnügen, welche Caroline Herschel ein besondres Anrecht auf die in Rede stehende Auszeichnung verleihen, denn es ist nicht meine Aufgabe, eine Lobrede zur Erinnerung an den Bruder zu halten, so wohlverdient eine solche auch immer sein möchte.

Sein erster Katalog über neue Nebelflecke und Sternhaufen, welcher eintausend Nummern enthielt, ging aus den Beobachtungen hervor, die er in den Jahren 1783, 1784 und 1785 mit dem zwanzigsten Reflektor gemacht hatte. Dasselbe Instrument lieferte ihm in den Jahren von 1784 bis 1788 ein zweites Tausend, während er von 1788 bis 1802 noch 500 andere entdeckte und ihre Örter bestimmte. Aber wenn wir auf diese Weise die Resultate seiner Durchsuchungen des Sternenhimmels mit diesem Instrumente aufgezählt, wenn wir den Umfang und die Verschiedenheit der übrigen Beobachtungen, die gleichzeitig im Gange waren, in Betracht gezogen haben, so bleibt dennoch ein großer Teil seiner Arbeiten unerwähnt. Und wer teilte alle seine Anstrengungen? Wer trotzte mit ihm der Unbill des Wetters? Wer teilte seine Entbehrungen? Eine Frau. Wer war diese Frau? Seine Schwester. Es war Caroline Herschel, die ihm Nachts als Assistent diente: und deren Feder seine Beobachtungen, so wie sie ihm von den Lippen flossen, zu Papier brachte. Sie war es, welche Rectascension und

Poldistanz der beobachteten Gegenstände niederschrieb; sie war es, die, nachdem sie die Nacht neben dem Telescop verbracht, diese rohe Niederschrift bei anbrechendem Tagesgrauen mit in ihr Häuschen nahm, um am folgenden Morgen eine saubere Abschrift der Resultate der nächtlichen Arbeit fertig zu haben; sie war es, die den Plan für die Beobachtung jeder folgenden Nacht entwarf; sie war es, welche jede Beobachtung reduzierte und jede Berechnung machte; sie war es, welche Wilhelm Herschel half, seinen unsterblichen Namen zu erringen.

Aber ihre Ansprüche auf unsere Dankbarkeit sind damit nicht erschöpft; auch als selbstständiger Entdecker gebührt ihr unsere ungeheuchelte Anerkennung. Zuweilen war ihre ununterbrochene Anwesenheit bei den Beobachtungen nicht notwendig.

Gönnte sie sich in solchen Nächten Schlaf und Ruhe? Nichts weniger als das; wo immer ihr Bruder war, da fand man auch sie. Ein Kometensucher, den man auf einem Grasplatz aufgestellt, gewährte ihr Vergnügen und Unterhaltung — aber dieses Vergnügen und diese Unterhaltung waren höherer Art, und wir danken ihnen die Entdeckung der Kometen von 1786, 1788, 1791, 1793 und 1795, welcher letztere uns durch die merkwürdige Entdeckung Enkes vertraut geworden ist. Auch viele der Nebel, welche in Sir W. Herschel's Katalogen enthalten sind wurden von ihr in diesen Stunden aufgefunden. Wahrlich, wenn man die gemeinsame Arbeit dieser beiden seltsamen Menschen ins Auge faßt, weiß man nicht was man mehr bewundern soll, die große geistige Begabung des Bruders oder den unermüdlichen Fleiß der Schwester.

Im Jahre 1797 legte sie ferner der königlichen Gesellschaft einen Katalog von 560 Sternen vor, welche durch Flamsteed beobachtet, aber dem Britischen Katalog nicht einverleibt waren und gleichzeitig ein zu demselben gehöriges Verzeichniß von Errata. Kurz nach dem Tode des Bruders kehrte Miß Herschel nach Hannover zurück. Nicht gewillt indessen, auf ihre astronomischen Arbeiten zu verzichten, so lange sich irgend etwas Nützliches für sie zu thun fand, unternahm sie es, die schwierigen Reduktionen der Oerter der 2500 Nebel auf den 1. Januar 1800, zu vollenden. So gab sie in einem Ueberblicke die Resultate aller Beobachtungen Sir W. Herschels über diese Gegenstände und brachte die astronomische Arbeit eines halben Jahrhunderts zum Abschluß.

Hauptsächlich dafür und um seine Hochachtung für die Dienste auszudrücken, welche Caroline Herschel ihr Leben lang der Astronomie geleistet, hat unser Conzilium beschlossen, ihr die Auszeichnung einer Medaille der Gesellschaft zu Teil werden zu lassen." 2c. —

Einmal noch wurde Caroline eine Freude, die sie in die glücklichste Stimmung versetzte. Ihr Neffe John hatte sich mit einer jungen Dame verlobt, es war dies die Erfüllung von Carolinens innigstem Wunsche, wie sie schon in einem Briefe von 1826 ausgesprochen.

„Begegnest Du einem hübschen, liebenswürdigen jungen Mädchen, so warte mit dem Heiraten nicht, bis Du alt und grau bist, lasse es mich bei Zeiten wissen, damit ich das Brautkleid bestelle."

Am 30. März 1829 schrieb sie:

Theuerster Neffe!

Ich habe mein Porträt erhalten; den Namen des Künstlers sagt Dir die inliegende Karte. . . . . Daß ich auf dem Bilde so jung aussehe, läßt sich nicht ändern, denn als ich die beiden letzten Tage dazu saß, kam die Nachricht von Deiner Verheiratung aus England. An dem einen Tage legte mir Thielemann das Bildnis Deiner Mama, das er aus dem Etui nahm, in den Schooß und vier Tage später traf die Nachricht Deines bevorstehenden Glückes ein. Kein Wunder, daß ich sofort um ein Dutzend Jahr jünger wurde. Ich habe an manchen Tagen sieben Stunden lang zu dem Bilde gesessen; aber darüber ist nur eine Stimme, daß es wie das Leben selbst aussieht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Charakteristisch ist auch folgender Brief vom 11. Januar 1830.

Lieber Neffe!

. . . . Ich bin sehr unwohl und drei Wochen ans Haus gefesselt gewesen, aber es scheint der Würgengel ist noch einmal vorübergegangen, was mir sehr lieb ist, denn ich wünschte etwas mehr auf meinen Abgang von der Bühne eingerichtet zu sein, als ich es gegenwärtig bin.

Zwischen jetzt und Ostern gedenke ich mich damit zu unterhalten, daß ich die Bücher zusammensuche und packe, welche Dir, falls ich sterbe, zugesandt werden sollen. Ueberstehe ich den schrecklichen Winter, so höre ich vielleicht noch, daß Du sie erhalten hast und lebe dann vielleicht sogar noch einige Monate länger, um zu hören, daß sich Deine Familie vermehrt hat und sich in allen Stücken des besten Gedeihens erfreut.

Pathe soll ich sein! Von Herzen gern! Ich bin jetzt in meinen alten Tagen so daran gewöhnt, Ehren zu empfangen, daß ich dieselben annehme ohne zu erröten. . . . .

12. Januar. Noch kein Brief! Und auch nichts Neues, als daß die Landgräfin von Hessen-Homburg mir gestern einen sehr hübschen Pelzmantel schickte, den ich tragen soll, wenn ich in's Theater gehe. Sie ließ dabei sagen, wenn ich ihn nicht umbände, würde sie mir nächstens eine Ruthe schicken. Ich werde nämlich beschuldigt, mich zu dünn angezogen und mir dadurch die Uebel zugezogen zu haben, an denen ich während der letzten drei Wochen litt. . . . .
Soll ich Dir meine Meinung über manche Dinge sagen, so kommst Du selbst nicht ohne Tadel weg. Du hast mich als eine Art Gottheit hingestellt, während ich nichts gethan habe, als was recht ist. Wenn ich unrecht that, so geschah es, weil ich es nicht besser wußte!

Und aus einem Briefe vom 11. März 1831:

Es thut mir sehr leid, die Briefe meiner lieben Nichte nicht in einer Weise beantworten zu können, die ihr Lust macht, mit mir zu correspondiren — aber es ist schwer heiter und angenehm zu schreiben, wenn man beständig unter allerlei Uebeln leidet. Ich thue was ich kann, um meinen Muth unter der täglich

zunehmenden Gebrechlichkeit aufrecht zu erhalten, aber ich war den größten Teil des Winters an's Zimmer gefesselt. Und meine Krankheit ist unheilbar, denn sie heißt Altersschwäche. Neun Tage nach Deinem Geburtstage werde ich einundachtzig Jahre alt. Welcher abscheuliche Gedanke im Absterben, in der Auflösung begriffen zu sein! Aber was thut's im Grunde. Je mehr schon hier vergeht, je weniger braucht im Grabe zu verwittern, wie mir Mrs. Maskelyne zum Troste sagte, als ich einmal erwähnte, daß ich mager würde.“ —

Die rege Correspondenz mit John Herschel und seiner Frau wurde auch dann nicht unterbrochen, als diese im Jahre 1834 nach Afrika gingen und eine Zeitlang am Cap der guten Hoffnung lebten, wo John Herschel sich sehr wohl fühlte und seine astronomischen Beobachtungen fortsetzte.

Während der Abwesenheit wurde Caroline und Mrs. Somerville zu Ehrenmitgliedern der Königlichen astronomischen Gesellschaft von London erwählt. Sie richtete darauf folgendes Schreiben an A. de Morgan, Esq., Sekretär der königl. astronomischen Gesellschaft.

9. März 1835.

Sir!

Ich sage Ihnen vielen Dank für die Mitteilung, daß man mich zum Ehrenmitglied der königl. astron. Gesellschaft erwählt hat, und bitte Sie um die Gefälligkeit, den geehrten Herrn des Conziliums meinen Dank für die große Ehre auszusprechen, die sie mir damit erwiesen. Ich bedaure nur, daß das hohe Alter von einundachtzig Jahren mir keine Hoffnung läßt, mich jemals der großen Ehre würdig zu machen, die es für mich ist, wenn mein Name neben dem einer so ausgezeichneten Frau wie Mrs. Somerville steht. Ich bitte, mich nennen zu dürfen ꝛc.

Caroline Herschel.

Mrs. Somerville schrieb bei dieser Gelegenheit an Caroline Herschel.

Royal Hospital, Chelsea,
16. April 1835.

Verehrte Frau!

Mit großem Vergnügen benutze ich die Gelegenheit, Ihnen zu schreiben, welche mir die astronomische Gesellschaft in London dadurch bietet, daß sie meinen Namen in die Liste ihrer Ehrenmitglieder aufgenommen, und diese Ehre noch erhöht hat, indem sie meinen Namen mit dem Ihrigen, zu dem ich mit so vieler Bewunderung emporsehe, zusammenstellte.

Der Zweck meines Schreibens ist die Bitte, daß Sie ein Exemplar meines Buches über den „Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften“ annehmen möchten, und empfehle dasselbe, da es für eine ganz andere Klasse von Lesern geschrieben wurde, Ihrer gütigen Nachsicht.

Ich bin stolz auf die Freundschaft Ihres Neffen, des würdigen Sohnes eines solchen Vaters, dessen ruhmwürdige Unternehmungen am Cap von so glücklichem Erfolg gekrönt sind. Nach einem Briefe vom 27. Januar, den ich gesehen, waren Alle wohl und gesund. Ich verbleibe ꝛc.

Mary Somerville.

Im Jahre 1838 kehrte John Herschel nach England zurück.

Der Herzog von Cambridge teilte dies Caroline Herschel in folgenden Zeilen mit:

Cambridge House, 18. Mai 1838.

Mein liebes Fräulein!

Da ich eben in den Zeitungen lese, daß Ihr Neffe glücklich in England angekommen ist, so beeile ich mich, Ihnen mit der Nachtpost diese Zeilen zu senden, um Ihnen aufs Herzlichste zu diesem Ereignisse zu gratulieren, das Ihnen gewiß viel Freude bereiten wird.

Ich bin nicht im Stande, Ihnen weitere Details über ihn und seine Familie mitzuteilen, denn ich weiß nicht, ob er schon in London angekommen ist. Sollte das nicht der Fall sein, so bringt Ihnen mein Brief die gute Nachricht vielleicht zuerst, was mich sehr freuen würde.

Ich hoffe, Sie erfreuen sich der besten Gesundheit, und schließe mit den herzlichsten Wünschen als Ihr aufrichtig ergebener

Adolf.

Im Juli stattete John Herschel seiner Tante, begleitet von seinem kleinen Sohne, einen Besuch ab. Unbeschreiblich war die Freude Carolinens, daß sie sich noch einmal an dem Anblick des einzigen Menschen und seines Kindes weiden durfte, auf den sie all ihre Liebe für ihren Bruder übertragen hatte, aber sie vermochte sich auch lange nicht über die Kürze seines Bleibens zu trösten und daß er aus Schonung für sie keinen förmlichen Abschied nahm; nachdem er sich Abends von ihr getrennt, um in sein Hotel zurückzukehren, hörte sie zu ihrer Bestürzung, er sei des andern Morgens um 4 Uhr abgereist.

Im Dezember desselben Jahres teilte John ihr mit, daß die Kgl. Irische Akademie sie zum Ehrenmitglied ernannt habe. Auf diese Nachricht antwortete Caroline:

17. Dezember 1838.

Mein lieber Neffe!

Zuerst und vor Allem laß mich die Dinge erledigen, die man geschäftliche nennen könnte. Erstens danke ich Dir für Deinen lieben Brief und die Mitteilung, welche große Ehre man mir zugedacht, indem man mich zum Ehrenmitglied der Königl. Irischen Akademie ernannt. Ich konnte nur laut anfangen zu weinen und mich fragen: „Womit habe ich das verdient?“ Zweitens bitte ich Dich, meinen Dank zu übernehmen und ihn in einer Weise auszusprechen, die Du für mich passend halten würdest; und drittens bitte ich Dich, mir nur eine Abschrift des Diploms zu senden und das Original mit meinen übrigen Trophäen aufzubewahren. Vielleicht weisest Du ihm ein Plätzchen in einem der Kasten an, die Deine liebe Mutter für solche Sachen zu benutzen pflegte, denn ich habe keinen andern Wunsch, als daß Ihr, Du, Deine Frau und die Kinder, noch eine Weile an mich denken möchtet“ . . . .

Das Schreiben, welches das Diplom begleitete, lautete:

Sternwarte Dublin, 4. Dezember 1838.

Geehrte Frau!

Indem ich Ihnen das beigehende Diplom seitens der Königlich Irischen

Akademie überreiche, gestatte ich mir, Ihnen meine höchste Anerkennung der Verdienste auszusprechen, die Sie sich um die Astronomie erworben haben, und des hervorragenden Anrechtes, welches Ihnen auf das beigehende Diplom zusteht. Ich habe die Ehre 2c. William Rauan Hamilton,

Präs. d. K. J. A.

Wie körperlich rüstig diese verehrungswürdige Frau damals war, geht aus folgender Mitteilung des Dr. Großkopf an John Herschel hervor, die zugleich von Carolinens gutem Humor zeugt. Der Letztere schreibt:

„Großkopf erzählte mir von einem seltsamen Kunststück, das sie noch vor einem halben Jahre ausgeführt hat, und das Dir einen Begriff davon geben wird, welche Art von Menschenkind sie in körperlicher Beziehung ist. Was sagst Du dazu, daß eine Frau von achtundachtzig oder neunundachtzig Jahren im Stande ist, ihren Fuß auf den Rücken zu nehmen und sich damit wie ein Hund hinter dem Ohre zu kratzen, wie sie in einem Moment guter Laune gethan?“

Einige Tagebuchblätter und Briefe jener Zeit seien hier eingefügt, da sie erquickende Beweise von der seltenen Geistesfrische der neunzigjährigen Greisin sind. —

20. Januar. Ich war gestern Abend im Conzert, um den berühmten Violonisten Ole Bull zu hören. Der Saal, obgleich nächst dem Schauspielsaal der größte in Hannover, war zum Erdrücken voll. Mit Hilfe einiger befreundeter Damen erreichte ich meinen Stuhl, aber ich war etwas enttäuscht. Nach den Berichten von Leuten, die Ole Bull schon früher gehört hatten, erwartete ich einen Virtuosen zu hören, der an die Leistungen eines Jordine, Kramer, Jacob Herschel oder selbst Dietrichs erinnerte — aber das, was ich hörte, kam mir mehr wie Hexerei, als wie Violinspiel vor.

16. Juli. Gestern glaubte ich nichts anders, als daß er der letzte Tag voll Sorge, Kummer und Täuschung wäre, den ich durchlebte, seit ich das Bewußtsein meiner Existenz besitze, d. h. seit meinem dritten oder vierten Jahre. . . . In der Nacht fiel ich aus einer Ohnmacht in die andere und als ich Morgens zwischen sechs und sieben Uhr zur Besinnung kam, fand ich Dr. G. neben meinem Bett sitzen und in seiner gewöhnlichen Weise Unsinn schwatzen. Betty hatte ihn in ihrem Schrecken herbeigeholt, denn seine Frau (die Niemand etwas nützt) befindet sich während der Sommermonate auf dem Lande. Auch Fr. Knipping war auswärts.

25. Juli. Dies Tagebuch No. 2. ist jetzt voll und ich habe keine Ruhe bis es in dem Portefolio deponirt ist, in welchem man auch das neunte Heft der Memoiren finden wird. . . . Dasselbe setzte mich oft in den Stand, irrthümliche Ansichten in Bezug auf den uneigennützigen Charakter meines Bruders Wilhelm zu berichtigen.

Caroline Herschel an Lady Herschel.

10. Januar 1840.

Geliebte Nichte!

Sie haben vielleicht gehört, daß, als das Rohr des Vierzigfüßigen aufgerichtet war, die ganze Tischgesellschaft hinein kletterte und „den König segne Gott“

sang. Einige von den Griesbachs begleiteten den Gesang auf der Oboe und andern Instrumenten, die sie mit hineinnehmen konnten — und ich gehörte zu den Ersten, die hinein und wieder herausschlüpften. Aber jetzt — Du lieber Himmel! — bin ich kaum im Stande, ohne Hülfe über die Stube zu gehen. Doch was soll das. Dorcas sagt in der „Bettleroper“: Es kann doch Einer seinen Kuchen nicht essen und ihn dann noch haben wollen. . . .

Und nun will ich Ihnen nur noch für Ihren reizenden Brief danken und Sie bitten, Alle die zu grüßen, die Ihnen theuer sind. Ihren lieben Kleinen geben Sie einen Extrakuß und vergessen Sie auch nicht, meinen lieben Neffen in die Umarmung mit einzuschließen.

P. S. Eine Anecdote von dem alten Tubus muß ich Ihnen, für den Fall, daß Sie dieselbe noch nicht kennen, doch erzählen. Ehe noch die optischen Theile eingesetzt waren, machte sich mancher Besucher den Spaß, durch das Rohr zu gehen, unter ihnen König Georg III. und der Erzbischof von Canterbury. Letzterer, der hinter dem König ging, fand es schwierig, vorwärts zu kommen. Der König drehte sich um und reichte ihm die Hand, indem er sagte: „Kommen Sie Mylord Bischof, ich will Ihnen den Weg zum Himmel zeigen!“

Das war am 17. August 1787. Ich hoffe, das Buch, in das sich die Besucher einschrieben, ist noch vorhanden? Bald darauf waren es andere Hände als die meinigen, die es aufbewahrten, aber ehe ich mich davon trennte, schrieb ich einige Seiten ab. Sie riefen mir zuweilen Persönlichkeiten ins Gedächtnis zurück, die mich interessirten. Gott behüte Sie!

10. Januar 1840.

Meine liebe Nichte!

— — — — — — — — — — — — — — — —

. . . Während der letzten Woche wurde ich häufig durch Besucher gestört und ermüdet, welche kamen, um mir ein glückliches Neujahr zu wünschen ꝛc. Ich habe nämlich die Bekanntschaft von einem halben Dutzend Damen gemacht, die nun noch zu den beiden kommen, welche mich schon immer zwischen zwölf und ein Uhr Mittags oder zwischen sechs und sieben Uhr Abends zu besuchen pflegten. . . . Von sieben bis gegen elf oder zwölf Uhr Nachts habe ich dann die Aufgabe mich allein zu unterhalten, so gut ich kann, und für einen Menschen, der keine Augen mehr hat, ist es nicht leicht, Bücher zu interessanten Gesellschaftern zu machen. Das kann aber nun einmal nichts helfen. Ich glaube, es giebt weder Mann, Frau noch Kind in Hannover, die nicht ihren Abend auf einem Balle, im Schauspielhause, auf einem Rout oder in einem Club zubrächten, und es vergeht kein Monat, ohne daß nicht mit großen Kosten ein Jubiläum von irgend Jemand gefeiert würde, der sich fünfzig Jahre seines Titels und seiner Einnahme dafür erfreute, daß er seine Pflicht gethan.

Aber welch ein Unterschied zwischen dem hiesigen Börsenjubiläum und dem in Slough, das Sie in Ihrem Briefe vom 4. Januar beschreiben. Die Gesellschaft eine so gewählte — ich stellte mir vor, daß die Engel von oben herab zuhörten

und ihren Gesang mit dem des Chores vereinigten. . . . Ehe ich meine Betrachtungen über dies Jubiläum schließe, muß ich noch dem Dichter des Liedes danken, der im vierten Verse meiner so freundlich erwähnte und dafür sorgte, daß man das arme Vierzigfüßige nicht ohne Sang und Klang verließ.*)

Caroline Herschel an Lady Herschel.

24. Dezember 1840.

... Und noch etwas Anderes macht mich besorgt. Indem Sie Slough verlassen, geben Sie zugleich Ihren gewöhnlichen Umgangskreis, Ihre Aerzte u. s. w. auf. Aber lassen Sie nur den Mut nicht sinken; der Tag wird schon um einen Hahnenschrei länger und meine Fenster sind nun seit drei Wochen mit Eis bedeckt, was gewiß lange genug ist. Ich hoffe deshalb immer eine Veränderung zu sehen, wenn ich Morgens die Augen aufmache, was freilich erst gegen 11 Uhr geschieht.

Einige Engländer, die dieser Tage in Geschäften bei Mrs. Beckedorff waren, haben ihr erzählt, daß die deutsche Art, das Weihnachtsfest zu feiern, in England immer gebräuchlicher wird. Ich hoffe nur, man treibt dort die Thorheit nicht bis zu dem Grade, wie hier. Die Handwerker sind schon wochenlang vorher beschäftigt, die Stickereien der Frauen und Mädchen aller Gesellschaftsklassen zu verarbeiten, denn es giebt keine Thorheit der Großen, welche die Kleinen nicht nachmachten. Die Läden sind prächtig mit Gas erleuchtet und während der drei letzten Tage vor dem Feste wird Alles, was zum Kauf anlocken kann, auf den Marktplätzen in Buden ausgestellt, die man Abends glänzend erleuchtet, und alle Welt läuft hin, um es anzusehen und bekommt Lust, Alles zu kaufen. Köchinnen und Hausmädchen beschenken einander mit gestrickten Taschen und Börsen, Schusterstöchter sticken für ihre Freundinnen, die Fleischerstöchter, Rückenkissen, die dann der Tapezierer auf die kostspieligste Art fertig macht. Die untere Seite ist mit Atlas überzogen, die obere, an die man sich mit dem Rücken anlehnt, mit Gold, Silber und Perlen gestickt.

Würde mir bei diesen kurzen Tagen das Schreiben nicht so schwer, so könnte ich ein ganzes Buch mit all dem Unsinn füllen, der hier vorgeht. In den letzten Wochen hat mich der Weihnachtswirrwarr fast tot gemacht; und nun kommen die Bälle in der Börse, welche die Ladendiener den Töchtern der Prinzipale geben, dann Maskeraden, ein Vergnügen, das in der alten Zeit nur für den Adel war, der jetzt davon ausgeschlossen ist.

Wie gern möchte ich Euch zuweilen ein Wenig aus der Vergangenheit erzählen und Euch amüsieren, denn mein Gedächtnis ist so gut wie je, d. h. nur für die Vergangenheit, denn das Ein mal Eins habe ich nie auswendig lernen können und trage es in Abschrift immer bei mir.“ —

Ihren 91. Geburtstag schildert Caroline in einem Briefe an ihren Neffen, dem ich folgende Stellen entnahm.

*) Die ganze Familie hatte sich Weihnachten in dem Rohre des großen Telescops versammelt und eine für diese Gelegenheit componirte Ballade gesungen.

Um gegen 12 Uhr Mittags Jemand empfangen zu können, stand ich eine Stunde früher auf als gewöhnlich — aber ehe ich noch angezogen war, sandten Mrs. Beckedorff und Mrs. Clarke eine prachtvolle Moosrose nebst ihren Karten . . . . . (folgen die Namen der Gratulanten.)

— — — — — — — — — — — — — — —

Alle diese Menschen sah ich zwischen zwölf und vier Uhr und viele von ihnen blieben eine gute Weile. Ich sprach und complimentirte mich beinahe in einen Fieberzustand, so daß ich in der That ganz „blühend" aussah und man mir sagte, ich würde wenigstens hundert Jahr alt. Welcher Unsinn! Nachdem ich mein einsames Mittagessen verzehrt hatte, wollte ich wie gewöhnlich, ein wenig schlafen, aber ehe ich dazu kam, traten zwei von den Schwestern des Major Müller ein und blieben zwei Stunden. Nachdem sie mich verlassen hatten, sandte mir Fräulein von Werloff ihre Freundin, ein Fräulein H., und eine ihrer Schwestern, um mir bis zehn Uhr Gesellschaft zu leisten. Ich kam den Abend nur unter Schwierigkeiten und mit Betty's Hülfe in's Bett, konnte aber weder diese Nacht noch den ganzen folgenden Tag schlafen.

Von mir kann ich zur Zeit nur sagen, daß meine Freunde mich durch ihre Besuche tot machen, sie bringen mich, um ein Sprichwort zu brauchen, durch Liebe um, „wie die Katze das Kätzchen." Am Sonntag wurde ich sogar von der Herzogin von Anhalt-Dessau und der Fürstin von Rudolstadt beehrt — die letztere ist eine kleine Astronomin — und sie blieben eine volle Stunde bei mir. Beide sind Töchter der seligen Königin.

Bemerkenswert ist ein Brief vom 3. März 1842, der hier im Auszuge folgt.

Meine Besucher kommen meist Vormittags, denn ihre Abende sind durch öffentliche Vergnügungen, oder Gesellschaften in Anspruch genommen, an denen ich in den letzten drei Jahren nicht mehr teilnehmen konnte. Ich ersehe aus meinem Ausgabebuche, das es so lange her ist, seit ich das Abonnement im Theater aufgegeben habe. Mrs. Clarke zu Liebe machte ich am 3. Februar den Versuch, ob ich lebendig davon käme, wenn ich die Aufführung König Karls II. mit ansähe, die bei dem englischen Gesandten stattfand. Mrs. Clarke brachte mir Mittags gegen 12 Uhr eine Einladung von Mrs. Edgecombe, deren Haus nicht geräumig genug ist, um große Bälle zu geben, und die deshalb ihre Gesellschaft auf andere Weise zu unterhalten sucht. Aus dem inliegenden Theaterzettel ersehen Sie das Übrige.

Da war nun keine Zeit, erst eine Putzmacherin zu Rathe zu ziehen, und Mrs. Clarke half mir einige frühere Hauben u. s. w. hervorzusuchen. Die Hauben habe ich mir immer selbst gemacht, aber ich kann das deutsche

Sprichwort „jedem Narren gefällt seine Kappe“ nicht auf mich anwenden Es sind mir auch nur wenig weiße Haare geblieben, die indessen, wie man mir sagt, sehr bewundert werden!

Mrs. Clarke verließ mich mit dem Versprechen, mir dreiviertel nach sieben Uhr ihre Portechaise zu schicken, mich in einem Vorzimmer zu erwarten und mich dann weiter zu geleiten. In der That wich und wankte sie nicht von meiner Seite, bis ich wieder in der Portechaise saß und am andern Morgen war sie schon wieder bei mir, ehe ich noch aufgestanden. Der König war anwesend, ebenso die Fürstin von Rudolstadt und eine der Fürstinnen Solms, und ich wurde von ihnen angeredet — aber ich werde solche Streiche nicht wieder riskieren, das verspreche ich Ihnen!

Während ich das schreibe, sehe ich, daß nächstens mein Geburtstag ist, an dem ich, wenn ich ihn erlebe, 92 Jahr alt werde. Der meines Neffen ist am siebenten und er wird fünfzig, aber er ist deshalb noch lange kein alter Mann. Als er das Licht der Welt erblickte, war sein Vater vierundfünfzig.

Der König v. Preußen hat an die Hofbediensteten kostbare Geschenke gemacht. Die Generalin Halketh wollte mir eine Schnupftabakdose zur Ansicht bringen, die der General bekommen hat.

Ich bat dies lieber nicht zu thun, denn die Damen tragen keine Taschen, verlieren ihre Börsen 2c., wie ich täglich durch den Ausrufer höre. Ihre Taschentücher tragen sie offen in der Hand, was ich recht undelikat finde. In England ist das nicht Sitte — — —

Ich würde keines von Euch Beiden, weder Sie meine liebe Nichte noch meinen Neffen in dieser Welt noch einmal zu sehen wünschen, denn ich könnte den Schmerz des Abschiedes nicht noch einmal überstehen, aber ich hoffe Euch in einer andern wiederzufinden. So lange ich eine Feder halten kann, bitte ich Euch laßt uns brieflich mit einander verkehren!“ — — — —

An einer anderen Stelle schreibt Caroline:

Ich möchte verrückt werden bei dem Gedanken, daß ich ein Land verlassen, wo ich Augenzeugin, ja zuweilen sogar Teilnehmerin eines solchen Familienglücks hätte sein können! Aber was nützt es jetzt darüber zu jammern! 2c.

Mit ihrem 93. Jahre begann Caroline die Geschichte der Herschels zu schreiben.

Sir John Herschel war mit seiner Familie nach Collingwood übersiedelt; von hier aus schrieb er an die Tante folgenden interessanten Brief:

Collingwood, 9. August 1842.

Meine liebe Tante!

M. sagt mir, ich müßte den Brief beendigen und Dir einen Bericht über die totale Sonnenfinsterniß geben, die in Pavia durch Mr. Baily

und in Turin durch Dr. Airy beobachtet wurde. In Pavia sah man sie sehr schön und sobald die ganze Sonnenscheibe verfinstert war, erschien der dunkle Mond, gleich den heiligen Bildern auf alten Gemälden wie von einem Glorienschein umgeben. Während B. diese Erscheinung noch voll Bewunderung beobachtete, brach die Bevölkerung der Stadt plötzlich in ein lautes Geschrei aus, welches durch das plötzliche Hervorbrechen dreier purpurroth und violett gefärbter Flammen am Rande des Mondes hervorgerufen wurde. In Mailand war es ebenso, und als das Publikum die Flammen erblickte, rief es: „Es leben die Astronomen!"

Ich freue mich, daß Du mein Chrysotyp-Bild empfangen hast. Der jetzige schöne Sonnenschein bot mir Gelegenheit, große Fortschritte in der Photographie zu machen, und die beifolgenden photographischen Nachbildungen kleiner Kupferstiche werden Dich vielleicht amüsiren. Dabei ist die Reduktion der Sterne nicht in Vergessenheit gerathen. Es bleiben mir nur noch dreißig Durchmusterungen zu berechnen und die Abbildungen der Nebel sind in den Händen des Kupferstechers." —

Bei Caroline wechselten die Stimmungen nicht mit ihrem körperlichen Befinden wie bei gewöhnlichen Naturen. Sie beobachtete ihre Zustände, wie die eines Dritten und geistige Anregungen hoben ihre heitere Laune, wie aus folgenden Zeilen an John H. hervorgeht.

. . . Ich glaube, ich habe Wasser im Kopfe und alle meine Glieder schmerzen so daß ich kaum kriechen kann. Zuweilen vergeht eine ganze Woche, ohne daß sich Jemand bei mir sehen läßt, bis sie wieder einmal in den Zeitungen über eine von Gruithuisens Entdeckungen stolpern, oder von Lord Queenstows großem Telescop lesen, welches das Sir William Herschels in Grund und Boden schlagen soll. Solche Besuche erheitern mich dann immer für einen ganzen Tag.

Ueber ihren 93. Geburtstag teilte die Greisin Folgendes ihrem Neffen mit:

April 1843.

Mein geliebter Neffe!

Vielen Dank für Deinen lieben Brief, den ich am Morgen des 16. März auf meinem Frühstückstische fand. . . . . Plötzlich wurden der Kronprinz und die Kronprinzessin angemeldet. Mrs. Clarke, die eben da war, half mir, das interessante Paar ziemlich eine Stunde zu unterhalten. Sie kamen Arm in Arm und trugen ein ungeheures Blumenbouquet vor sich her, das sie wie ich später hörte, mit aus den Treibhäusern von Herrenhausen gebracht hatten. Sobald die Prinzessin Platz genommen und ich mich neben sie auf das Sopha gesetzt hatte, zog der Kronprinz für sich einen Stuhl heran und nahm nun Teil an unserer Plauderei. Ich zeigte ihnen die Zeilen Deines Briefes, in denen Du ihrer so hübsch gedenkst, und gab der Prinzessin den „Spaziergang"*, der unter den Blumen

* John H. hatte den Spaziergang von Schiller in Hexametern ins Englische übertragen.

und offnen Briefen auf dem Tische lag. Er war ein bischen zerdrückt, aber sie sagte, das wäre ihr um so lieber, denn es würde sie daran erinnern, daß er einmal mir gehört hätte.

Ich hatte die Absicht, Dir die Namen und Titel der Besucher zu nennen, die ich heute empfing, aber Du wirst sie später in meinem Tagebuche finden. Ich will hier nur hinzufügen, daß ich mir zuviel zumuthete. Es waren über dreißig Personen, denen ich Höflichkeiten erweisen mußte, und welche bis zum Abend blieben, so daß ich keinen Bissen essen konnte und recht ernstlich krank wurde. . . .

Ein andermal berichtet sie: Als ich im Jahre 1787 bei Mrs. Waterhouse's ältester Schwester Gevatter stand, wurde ich abgerufen, um meinem Bruder beim Empfange der Prinzessin Lamballe zur Hand zu gehen, die in großer Begleitung gekommen war, um den Mond zu sehen. Vierzehn Tage später hatte man ihr den Kopf abgeschlagen."

Im Herbst 1843 hatte sie einen Teil ihrer Memoiren an John Herschel geschickt; welche Freude diese in der Familie erregten, geht aus folgendem Briefe John's hervor.

Collingwood, 13. September 1843.

Liebe Tante!

Du hast uns ebenso durch Deinen Brief erfreut, wie durch die prächtige und wirklich interessante Geschichte Deiner Jugendzeit, die gleichzeitig richtig ankam, die wir wieder und wieder lesen und hochhalten werden wie unsere Augenapfel. Ich begann die Lektüre gestern Abend vor allen Deinen Großneffen und Nichten, soweit sie alt genug sind, etwas davon zu verstehen, und die lebendigen Schilderungen der Leiden Großpapas nach der Schlacht bei Dettingen, des armen Onkels Alexander harter Behandlung, sowie Deiner eignen stillen Thätigkeit und Hingebung brachte auf alle meine Zuhörer, wie auf mich selbst, einen Eindruck hervor, der gewiß nicht so leicht zu verwischen ist. Dafür, daß die Kinder ihn nicht vergessen, werde ich sorgen. Wir Alle bitten Dich, damit fortzufahren, und Dich um Deine Handschrift nicht zu ängstigen. Dieselbe ist, Gottlob, so vorzüglich, daß ich weder in Deinem Briefe noch in „Deiner Geschichte" ein Wort fand, das mir die leiseste Schwierigkeit beim Lesen bereitet hätte . . . .

Die einzige Neuigkeit, die ich Dir mitzuteilen habe, ist die glückliche Rückkehr des Capitain Roß von der Süd-Pol-Expedition nach fast vierjähriger Abwesenheit. Sie sind beinahe bis zum 79. südlichen Breitengrade vorgedrungen und haben ein neues Festland voller Vulkane und Eisberge entdeckt, sowie die wirkliche Lage des magnetischen Süd-Pols. Sie gingen an der Stelle vor Anker, wo die Amerikaner Land gefunden haben wollten, fanden da auf sechshundert Faden keinen Grund!"

Am 4. Juni 1844 schrieb Caroline:

Soeben ist eine Eisenbahn zwischen hier und Braunschweig eröffnet worden, welche die Leute aus Rand und Band bringt. Einige hundert höhere Offiziere, d. h. Alle, außer dem Könige, brachen Morgens um acht Uhr auf, um mit ihren braunschweigischen Kameraden zu frühstücken, um in der Orangerie von Herrenhausen

mit ihnen zu Mittag zu essen. Von dort begaben sich die Braunschweiger wieder heim, wo sie, glaube ich, gegen acht Uhr eintrafen.

Ich bin jetzt zu müde, sonst würde ich Dir noch erzählen, wie viel man hier baut. Hannover ist jetzt beinahe doppelt so groß, wie zu der Zeit, als Du es sahest; man ist nur noch mit Schlössern zufrieden. Freilich weiß ich Alles nur vom Hörensagen, denn ich bin seit dem 3. Februar 1842 nicht die Treppe hinuntergekommen.

Ein Brief vom 4. März 1845 enthält folgende Stelle:

Meine liebe Nichte!

Habe ich Sie recht verstanden, haben Sie das Thermometer 1½° über Null gesehen? Der niedrigste Thermometerstand war hier 13° unter dem Gefrierpunkt; aber wir sind in Schnee begraben.

5. März. Keine Veränderung, weder in Bezug auf das Wetter, noch in Bezug auf die Liebe für meine theure Nichte, meinen Neffen und ihre zehn Kinder! Das erstere ist so kalt, wie die letztere warm ist!

Vom Jahre 1846 an begann die Schwierigkeit des Schreibens sich für Caroline immer bemerkbarer zu machen. Ihre monatlichen Berichte an die Familie werden kürzer, sie macht Tintenklexe, die sonst selten vorkamen. Am 1. Oktober 1846 zeigte sie den Angehörigen in folgenden Zeilen an, daß sie die goldene Medaille vom König von Preußen erhalten hatte.

„Meine liebe Nichte! Ich kann die Post nicht abgehen lassen, ohne Ihnen eine Zeile zu senden, wäre es auch nur, um Ihnen zu sagen, daß ich noch im Lande der Lebendigen bin, wofür ich allerdings keinen andern Beweis habe, als einen Brief Alexander v. Humboldts, den die goldene Medaille des Königs von Preußen begleitete. Ich verbleibe in Herzlichkeit Ihre und meines Neffen Tante

Caroline Herschel.

Humboldts Brief lautete:

Geehrte Frau und Freundin!

In Anerkennung der bedeutenden Dienste, welche Sie der Astronomie als Mitarbeiterin Ihres unsterblichen Bruders Sir W. Herschel, durch Entdeckungen, Beobachtungen und schwierige Berechnungen geleistet haben, beauftragte mich Sr. Majestät, der König, vor seiner Abreise nach Schlesien, Ihnen in seinem Namen die goldene Medaille für Wissenschaft zu überreichen, und die Befriedigung auszusprechen, die er empfindet, daß Ihnen, durch die Gnade Gottes, eine so lange Reihe von Jahren beschieden ist; sowie daß es Ihnen vergönnt ist, jetzt in Ihrer Zurückgezogenheit, sich noch eines Rückstrahles des Ruhmes zu erfreuen, den Ihr Neffe, Sir John Herschel, durch seine umfassenden Kenntnisse, seine Forschungen in beiden Hemisphären und seinen tief eindringenden Genius erwirbt. Dies Zeichen des Gedenkens von Seiten eines geistvollen und gütigen Fürsten wird Ihnen nicht ganz gleichgültig sein. Er hatte gewünscht, daß Sie die kleine Anerkennung an Ihrem sechsundneunzigsten Geburtstage empfangen sollten, aber durch ein unglückliches Mißverständnis war der 16. März mit dem 16. Oktober verwechselt worden, und ich bin der Schuldige, welcher sich durch diesen Druck-

fehler in einer französischen Geschichte der Astronomie irre führen ließ. Aber ich weiß, daß ich auf Ihre Verzeihung hoffen darf, sowie auf die Ihrer hochverehrten Familie in England, und bitte um diese Milde besonders heute — dem Tage, an welchem mein junger Freund Dr. Galle, der astronomische Assistent an unserer Sternwarte (zum Triumph der theoretischen Astronomie sei es gesagt) den transuranschen Planeten aufgefunden hat, welcher von Leverrier als Ursache der Störungen des Uranus angezeigt wurde. Ihr ꝛc.

Alexander von Humboldt.

P. S. Bemühen Sie sich nicht, selbst an den König zu schreiben. Ich werde ihm Ihrem Dank überbringen."

Als Carolinen's Kräfte im 97. Lebensjahr immermehr abnahmen, wurde sie auf die liebevollste Weise von Miß Beckedorff, der Tochter ihrer liebsten Freundin, gepflegt. Diese gab auch fortan den Verwandten treue Monatsberichte.

Aus diesen erfahren wir, daß Caroline von zwei jungen Malern im 98. Lebensjahre gezeichnet wurde.

Miß Beckedorff sagt davon, als sie die Zeichnung an John Herschel sandte: Leider ist der Maler ihrem geistvollen Gesicht nicht gerecht geworden und giebt ihren feinen Ausdruck nicht glücklich wieder, obgleich Züge, Ausdruck und Haltung sehr ähnlich sind. Die Augen haben den müden Ausdruck nur beim Sitzen angenommen, während dieselben, wenn sie wie gewöhnlich in ihrem Sopha lehnt oft in der Lebhaftigkeit glänzen .... Sie hat, wie sie voraussagte, den Eintritt, in ihr achtundneunzigstes Jahr erlebt und die Anstrengung und Aufregung des Geburtstages besser überstanden, als wir erwarteten. Ich besuchte sie am 15. und am 17., denn ich wußte, daß Mrs. Clarke, die, wie alle Glieder der Familie des Generals Halkett, von der herzlichsten Aufmerksamkeit für sie ist, ihr bei der Gelegenheit als Adjutant dienen würde, und wollte die Zahl derer, mit denen sie sich freundlich unterhalten wußte, nicht noch vermehren. Als ich an dem Hause vorüber ging, trug man eben einen sehr bequemen mit Sammet bezogenen Armstuhl, einen Kuchen und einen prachtvollen Blumenstrauß hinein; gleich darauf begegnete ich der gütigen Geberin, unsrer liebenswürdigen Kronprinzessin, die nebst dem kleinen Prinzen zu ihr fuhr. Sie blieben ziemlich zwei Stunden und Miß Herschel unterhielt sich ohne Unterbrechung mit ihnen, ja sang ihnen sogar ein von Sir W. Herschel komponirtes Liedchen vor. Der König schickte seine Glückwünsche durch die Gräfin Grote. Am 17. fand ich sie eher belebt, als angegriffen in einem neuen Kleide und einer hübschen Haube, die Betty besorgt hatte, deren eigene Haube, für die Gelegenheit mit neuen Schleifen und Bändern, ganz im Style der ihrer Herrin, versehen worden war. Ich kann nicht anders, als die Umsicht und den Eifer loben, womit Betty sowohl für die Bequemlichkeit und die äußere Erscheinung unserer theuern Miß Herschel, wie für den passenden Empfang ihrer hohen und vielen Besucher sorgt.

.... Ich ging noch einmal hinüber, um, ehe ich siegele, Miß Herschel nach ihren etwaigen direkten Aufträgen zu fragen. Sie sagte mir, ich möchte ihrem teuern Neffen, sowie ihrer Nichte und den Kindern die herzlichsten Grüße

bestellen, und ihnen sagen, daß sie oft wünschte, bei Ihnen zu sein und sich häufig einsam fühle, daß ein so hohes Alter mit seiner Schwäche und seinen Gebrechen auch gar nicht schön sei, daß sie aber doch der Welt zuweilen noch zulache, daß ihr Essen und Trinken gut schmecke und sie mit Betty's Diensten zufrieden wäre."

.... Sie können sich darauf verlassen, daß Miß Herschel die sorgfältigste Pflege genießt. Man kann sich auf Betty nicht nur vollständig verlassen, sie ist nicht nur eine ganz rechtliche und vernünftige Person, sondern auch die einzige, welche Miß Herschels volles Vertrauen erworben .... Ich habe ihr gesagt, daß sie zu mir kommen soll, wenn sich nur irgend etwas für das Behagen und die Bequemlichkeit ihrer Herrin thun ließe, und glaube der aufrichtigen Anhänglichkeit des Mädchens volles Vertrauen schenken zu können. ...

29. Juni 1847.

... Ich finde sie gewöhnlich schlummernd auf dem Sofa liegen, aber sie bedarf immer nur einer kleinen Weile, um sich zu ermuntern und dann beginnt eine Unterhaltung, deren größeren und jedenfalls besseren Teil sie auf sich nimmt. Gewöhnlich kommt sie auf alte Zeiten und auf Menschen zu sprechen, die längst dahingegangen sind; zuweilen erzählt sie in humoristischer Weise, zuweilen klagend; und wenn sie auf Gegenstände übergeht, die sie ärgern, so brauche ich nur das Gespräch auf ihren Neffen und seine Familie zu lenken, um sie zu besänftigen und friedlich zu stimmen. Gespräche ernster, religiöser Natur vermeidet sie — und in der That ist sie ja auch soviel allein, daß sie zu solchen Gedanken genügend Zeit hat.

2. Dezember 1847.

Vor einigen Tagen erzählte sie von ihrer Kindheit und sang mir sogar eine kleine Ballade vor, die sie damals gelernt.

Am 11. Juli 1847 schickte John Herschel der verehrten Tante sein Werk „Beobachtungen am Cap", mit der Bemerkung: „Du hast damit die Ergänzung und den Abschluß der Werke meines Vaters in Händen. Hoffentlich bist Du im Stande, die Abbildung der hauptsächlichsten Nebel zu besehen. Was den Text betrifft, so wird Dich die Einleitung interessiren und ich darf wohl hoffen, daß Miß Beckedorff oder Mme. Knipping so gut sein werden, sie Dir — ein kleines Stück auf einmal — vorzulesen. Gleichzeitig ist ein Exemplar für den König von Hannover unterwegs, als Beweis meiner Hochachtung für einen Souverän, der Dir bei so mannigfachen Gelegenheiten so liebenswürdige Aufmerksamkeiten erzeigt hat." Nichts hätte Caroline mehr Freude bereiten können, als die Vollendung des Werkes ihres Bruders und die 98jährige hatte noch die vollständige Klarheit des Geistes, diese Arbeit zu schätzen. — Aber nun ging es auch mit ihr zu Ende; obgleich sie keine Schmerzen fühlte, verließ sie das Bett seit dem 1. Januar 1848 nicht mehr und am 9. Januar Abends 11 Uhr hauchte sie fast ohne Todeskampf ihr Leben aus. Diese seltene Frau hatte alle Anordnungen in Bezug auf ihren Besitz, ihre Wohnung, ihr Begräbnis Jahre vorher schon niedergeschrieben, selbst die Summe, welche sie für ihre Bestattung zureichend hielt, hatte sie sorgfältig bei Seite gelegt, und jede Kleinigkeit war bis in's unbe-

deutendste Detail so geordnet, daß ihr Testamentsvollstrecker Sir John Herschel möglichst wenig Mühe haben sollte. Besonders bat sie ihn, falls sie im Winter stürbe, nicht zu ihrem Begräbnis von England herüber zu kommen. Aus den Bestimmungen, die sich in ihren Briefen wiederholen, geht hervor, daß sie den Wunsch hegte, alle Gegenstände von Wert ohne Einmischung ihrer hannöverschen Verwandten auf ihn zu vererben. Nur Frau Knipping war davon ausgenommen und nur ihr und Miß Beckedorff vertraute sie ihre Schlüssel. Sie wünschte neben ihrem Vater und ihrer Mutter begraben zu sein.

Ihr Grab befindet sich auf dem Kirchhof der Gartengemeinde zu Hannover, beschattet von einem weißen Rosenbusch, den die Hand ihrer treuen Freundin selbst zu Häupten desselben gepflanzt hatte.



Inhaltsverzeichnis.



Druckfehlerberichtigung.

Seite	82	Zeile	6	von	unten	lies	1750, nicht 1850
„	108	„	25	„	oben	„	Rheinland, nicht Rheinand
„	108	„	28	„	„	„	bei, nicht wei
„	130	„	8	„	„	„	August, nicht Auguste
„	149	„	1	„	„	„	die, nicht ich
„	152	„	7	„	„	„	und, nicht um
„	153	„	2	„	„	„	ich, nicht sie
„	159	„	8	„	unten	„	Heiterkeit, nicht Heiserkeit
„	162	„	14	„	„	„	Graveurs u. Medailleurs, nicht Graveur u. Medailleur
„	191	„	1	„	„	„	Cady, nicht Caty
„	200	„	18	„	unten	„	in, nicht an
„	207	„	20	„	„	„	Landsleute, nicht Landleute
„	242	„	19	„	„	„	Repertorio, nicht Repertorie
„	243	„	24	„	oben	„	den Marchese, nicht die Marchesa
„	262	Anm.				„	M. G. W. Brandt 1882, nicht M. H. W. Brandt 1882
„	263	Zeile	4	„	unten	„	verständiger, nicht verstaubiger
„	264	„	26	„	oben	fehlt	hinter Zuchthauses: befreit
„	281	„	9	„	„	lies	du Rhône, nicht de la Rhône
„	299	„	2	„	oben	„	Timotheus, nicht Thimetäus
„	305	„	1	„	„	„	Nodier, nicht Nordiner
„	322	„	10	„	„	„	Malerin, nicht Malerein



Nachwort.

Mit dem vorliegenden Bande ist der erste Jahrgang des Lieferungswerkes: „Die Frauen des 19. Jahrhunderts von Lina Morgenstern" beendet und liegt als ein in sich abgeschlossenes Ganzes vor.

Schon aus den hier dargestellten Lebensbildern ist für das weibliche Geschlecht eine Fülle von Anregungen zu thatkräftigem, segensreichem und mustergiltigem Wirken gegeben. Die Männerwelt wird anerkennen müssen, daß von einer Inferiorität des weiblichen Gehirns keine Rede sein kann, da Frauen der verschiedensten Völker und Lebenssphären bewiesen haben, daß sie ohne Verlust ihrer weiblichen Würde und Anmut Hervorragendes auf all den Gebieten zu leisten im Stande sind, denen sie sich nach ihrer Begabung mit voller Kraft widmen, trotz aller Schwierigkeiten, welche Erziehung und staatliche Verhältnisse ihnen bereiten.

Sicher ist diese Lektüre jungen Mädchen und Frauen mehr zu empfehlen als nervenerregende und fantasieverwirrende Romane, unter deren Einfluß oft der gute Geschmack für Litteratur und die gesunde Lebensanschauung verloren gehen. In diesem Werke sind Bilder nach dem Leben gezeichnet, die aneinander gereiht, eine internationale Kulturgeschichte der Frauen darstellen, wie wir sie sonst nirgend finden. Die rastlos forschende Verfasserin, welche sich bei all ihren Bestrebungen bemüht, ihr Geschlecht zu heben und zu veredeln, setzt nach den ihr zu Gebote stehenden archivarischen und bibliographischen Quellen dieses Werk fort, das in keinem Hause fehlen sollte. Wir erleichtern dessen Anschaffung durch ununterbrochene Lieferung in Monatsheften à 50 Pf.

Von dem reichen Inhalt, welchen die nächsten Hefte bieten, heben wir nur folgende Lebensbilder hervor: Kaiserin Augusta und ihre Zeit. Sophie Germain. Dr. Dorothea Schlözer. Karoline Pichler. Maria Malibran. Henriette Sonntag. Bertha von Marenholtz-Bülow. Harriet Beecher Stowe. Fanny Lewald. Königin Victoria von England. Kaiserin Friedrich. Großherzogin Alice von Hessen. Großherzogin Luise von Baden und ihr Wirken. Königin Carola von Sachsen und der Albertverein. Lady Stanton. Camilla Collet. Emilie Wüstenfeld. Luise Büchner. Frau Frieb-Blumauer. Florence Nigthingale. Jenny Lind-Goldschmidt. Adelaide Ristori. Susan B. Anthony. Marie Simon. Elisabeth und Emily Blackwell und andere Aerztinnen. Anna Dickenson. Rosa Bonheur. Julia Ward-Howe. Frances E. Willard. Isabella Braun. Dr. Susanna Rubinstein. Rosa Petzel. Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy. Herzogin Castiglioni-Colonna. Magdalene Thoresen und andere bedeutende nordische Frauen. Clara Schumann. Elisabeth Jericho-Baumann Ottilie Wildermuth. Marie Calm. Elisabeth, Königin von Rumänien u. a. m.

Bestellungen auf weitere Lieferungen der Frauen des 19. Jahrhunderts in Monatsheften von 50 Pf. nimmt der unterzeichnete Verlag, sowie jede Buchhandlung entgegen.

Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung
Berlin W., Lützowplatz 14 I.

Von Lina Morgenstern sind erschienen:

Hundert Geschichten aus der Kinderwelt, mit Illustrationen von Professor Cramer 1888. Thienemann's Verlag (Gebr. Hoffmann.) Stuttgart.

In der Dämmerung. Märchen für junge Herzen, mit Illustrationen von Luise Thalheim Oehmigke's Verlag (Fischer,) Leipzig.

Aus dem Volksleben. Drei Erzählungen für die reifere Jugend. Illustrirt von L. Thalheim. Oehmigke's Verlag (Fischer,) Leipzig, Grimmaischer Steinweg 2.

Das Paradies der Kindheit. Eine ausführliche Anleitung für Mütter und Erzieherinnen, Friedrich Fröbel's Spielbeschäftigungen in Haus und Kindergarten praktisch zu üben Fünfte umgearbeitete Auflage mit Illustrationen. Verlag von Pichlers Ww. & Sohn in Wien 1889.

Die kleinen Menschen. 101 Geschichten aus der Kinderwelt. 2 Auflage mit 8 bunten Illustrationen von L. Thalheim.

Der Kindergarten und die Schule. Mit Portrait Fr. Fröbel's. Verlag von Ferd. Hirt & Sohn Leipzig.

Plauderstunden. Erzählungen für junge Mädchen von 13 bis 16 Jahren. Mit einem Titelblatt. Verlag von Hirt & Sohn, Leipzig.

Glaube, Andacht und Pflicht. Ein Geschenk für Confirmanden. Verlag von Julius Springer, Berlin.

Liebe und Leid. Novelle. Oehmigke's Verlag (Fischer), Leipzig.

Die Berliner Volksküchen. Grundsätze der Ernährung, Organisation, kulturhistorische, statistische Darstellung. 3. Aufl. Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung. Berlin.

Kochrezepte der Berliner Volksküchen von 1866, oder: die billigste und beste Massenernährung. 4. Aufl. Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung, Berlin.

Polens Nationallieder. Ins Deutsche übertragen. Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung. Berlin.

Das Leben Galileo Galileis. 2. Aufl. Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung.

Universal-Kochbuch, für Gesunde und Kranke, zugleich Lehrbuch für die Kochschule. Erscheint 1889 in zweiter Auflage Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung Berlin.

Die menschliche Ernährung und die kulturhistorische Entwickelung der Kochkunst. Ein Geschenk für Frauen und Jungfrauen. 2. Aufl. 29 Vorträge für Fortbildungs- und Kochschulen. Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und Wirken, seine pädagogische und soziale Bedeutung. Verlag von Walther & Apolant, Berlin, Markgrafenstr. 60.

Die Frauenbestrebungen unserer Zeit. Jahrgang 1885.

Die Frauenbestrebungen unserer Zeit. Jahrgang 1886.

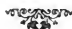
Die Frauenbestrebungen unserer Zeit. Jahrgang 1887.

Alle drei Jahrgänge zusammen 6 Mark.

Deutsche Hausfrauen-Zeitung. Mit einem Unterhaltungsblatt für die Familie. 16. Jahrgang. Verlag Berlin W., Lützowplatz 14. Vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf.

Häusliches Glück und wirtschaftliche Erfahrungen. 1889 Eleg. geb. 3 Mk. Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung in Berlin.

Die
Frauen des 19. Jahrhunderts.



Biographische u. culturhistorische Zeit- u. Charactergemälde.

Von

Lina Morgenstern.



Mit Illustrationen

Zweite Folge.



Berlin 1889.
Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung.

Druck von J. S. Preuß, Berlin C., Jerusalemerstr. 21.

Vorwort zum 2. Band.

In dem Plane meines Werkes, denjenigen Frauen unseres Jahrhunderts ein bleibendes Denkmal zu stiften, welche teils als leuchtende Vorbilder im Streben und Handeln der Nachwelt dienen, teils durch hervorragende Leistungen oder wunderbare Lebensschicksale das allgemeine Interesse zu erregen vermögen, hatte ich im Allgemeinen die chronologische Ordnung festzuhalten gesucht nach den Geburtsjahren mit denjenigen zu beginnen, welche im vorigen Jahrhundert geboren, mit ihrer Wirksamkeit und ihrem Leben in das unsrige hineinragen, um so zugleich eine kulturgeschichtliche Entwickelung des Frauenlebens und der Frauenbewegung zu geben. Bei dem Reichtum des Stoffes jedoch und während der vielseitigen Quellenstudien, in die ich mich vertiefen mußte, ging es mir wie dem Beschauer eines großen Gemäldes mit einer Mannigfaltigkeit von interessanten Charakterköpfen, von denen einige in nebelhafte Form gerückt, unsere Aufmerksamkeit erst später fesseln. So kam es, daß ich die chronologische Ordnung unterbrach und nach den Frauen, die bis 1810 geboren, noch einige einschieben mußte, deren Lebensbilder unmöglich übersehen werden durften, wie die der Caroline Herschel, die von Dorothea Schlözer, Sophie Germain und Luise Pichler, mit welchen ich nun den zweiten Band beginne, um dann in möglichst chronologischer Ordnung die Biographien unserer Zeitgenossinnen folgen zu lassen und die zu Grunde liegenden Ideen der Frauenbestrebungen unseres Jahrhunderts zu motivieren.

Im November 1888.

Lina Morgenstern.

Dorothea von Schlözer.*)

Geb. 1770, gest. 1824.

Im August 1770 wurde dem Professor Christian von Schlözer von seiner Gemahlin geb. Röderer die erste Tochter geboren, welche den Namen Dorothea erhielt und die unter den fünf ihr nachfolgenden Geschwistern die Freude und der Stolz der Eltern wurde. Schon als sie drei Jahre alt war, machte sie mit ihren Eltern eine Reise nach des Vaters engerem Geburtsland Franken, bei welcher Gelegenheit dieser ein Lesebuch für sie schrieb, das aus wenigen Blättern bestand, „Dortchens Reise nach Franken" betitelt war und nur in wenigen Exemplaren gedruckt wurde. Freilich hatte das Kind weder von dem Buche noch von dem Aufenthalt in Franken eine spätere Erinnerung, während eine Reise nach Italien, auf welcher sie ihren Vater als 11jähriges Mädchen begleitete, einen großen Einfluß auf ihre geistige Entwickelung gewann. Diese Reise wurde am 13. Oktober 1781 angetreten und zwar in Gesellschaft eines reichen, jungen Livländers, von Widau, dessen Hofmeister von Droz, und eines Westphalen, Herrn Schweling. Schlözer nahm zur Bedienung der ganzen Gesellschaft seinen sehr treuen und gewandten Diener mit. Sie reisten auf gemeinschaftliche Kosten und das Ziel der Reise sollte Rom sein.

Professor von Schlözer stellte für seinen Gefährten Bedingungen auf, die zuerst festgesetzt und verbriest wurden, um das gute Einvernehmen zu erhalten. Darunter hieß es unter anderem, daß niemand ohne die Begleitung sämmtlicher Gefährten

---

*) Quelle: August Ludwig von Schlözers öffentliches und Privatleben aus Original-Urkunden von dessen ältesten Sohn Christian von Schlözer. Leipzig, Heinrichssche Buchhandlung 1828.

verdächtige Häuser besuchen oder sich in ein Hasardspiel einlassen dürfte. Wenn eine Gesellschaft vor über hundert Jahren eine solche Reise unternahm, so war sie mit solchen Gefahren und Mühseligkeiten verknüpft, daß die guten Göttinger sich die Köpfe darüber zerbrachen, wie es möglich sei, ein 11jähriges Mädchen mitzunehmen, noch dazu ohne weibliche Bedienung. Die Frauen setzten Dorothea's Mutter in Angst und Unruhe, indem sie die Befürchtung aussprachen, Dorothea würde unterwegs von Zigeunern und Seiltänzern geraubt werden. Die Frau Professor wußte jedoch, daß sie sich ebenso auf ihren Mann, als auf ihre verständige und wohlerzogene Tochter verlassen konnte.

Schon von Nürnberg aus schrieb der Vater an sie: „Mit Dortchen bin ich sehr zufrieden; sie hat nur einen schweren Stand, daß sie nicht zur Thörin wird, denn was ihr die Leute schmeicheln, ist unaussprechlich, wegen ihrer Schönheit, (davon wußte ich weiß Gott in Göttingen nichts), zweitens wegen ihres gesunden Aussehens und dreisten (aber doch nicht frechen) Wesens; drittens wegen ihrer Kenntnisse, viertens, weil sie so fein deutsch spricht.“ In einem andern Briefe aus Augsburg vom 29. Oktober schreibt der Professor: „Dortchen brachten vor einigen Stunden die Fräulein Töchter des Banquiers von Halder, wo sie des Mittags gegessen, in hoher Person in der Kutsche her; machten mir Visite auf meiner Stube und baten, daß ich ihnen all' ihr Zeug ausliefern sollte, weil sie, so lange sie hier wäre, bei ihnen logieren sollte; das macht Dortchen's Briefwechsel, den der Vater und Onkel jener Fräulein gelesen. Nun ist sie mit ihnen in der Komödie.“

Wir sehen aus diesen Mitteilungen, wie sympatisch das liebenswürdige Mädchen Fremden, die sich ihr näherten, wurde. In der Familie von Halder schien sie sich sehr wohl zu fühlen, wie der Vater in einem andern Briefe schreibt: „Dortchen ist beim Herrn von Halder, vergißt Vater und Mutter und hat seit gestern nichts von sich hören lassen; ich sah sie nur mit den drei Fräuleins über die Straße fahren“ und weiter schreibt er: „An pur katholischen Orten schicke ich Dortchen mit Schweling in die Messe, mit einem neuen Göttinger Gesangbuche, da zeichne ich ihr die Gebete aus, die sie in der Messe lesen soll. Beim Examen sehe ich nun oft, was sie bei Herrn Prediger Kahle erlernt hat, danke Du ihm dafür. Seit Donauwörth ist Dortchen nirgends mehr Mamsell, sondern Fräulein und ich bin Ihro Gnaden; dafür rufen wir auch immer den Hausknecht Herr von Hans Jürg.“

Da die Auszüge aus diesen Briefen das einzige sind, was wir aus Dorothea's Kindheit erfahren konnten, so erhöht es unser Interesse, aus Schlözer's weiteren Mitteilungen zu entnehmen, wie sich das junge Mädchen auf dieser Reise entwickelte; so schreibt Schlözer aus Verona: „Noch bin ich mit allen meinen Leuten, namentlich mit Dortchen zufrieden; sie macht in der altklugen Gescheutigkeit große Fortschritte, sei es auch, daß sie gelb wie eine Zigeunerin wird. Doch laß ich ihr nun eine Maske machen, vielleicht bleicht sie sich auch wieder. In Rom werd' ich sie bei mir behalten, damit sie auch was lernt. Gestern, wie ich zu Madam Reck kam, trug Dortchen ihr Fünf-Wochen-Kind in der Stube herum und damit

recommandiert sich freilich das schlaue Geschöpf. Seit gestern hat sie Heimweh; ich kriege es auch wohl nächstens.

Während seines Aufenthalts in Rom schickte Professor von Schlözer seine Tochter in die Nähschule, wo auch Lesen und Religion gelehrt wurde, und obgleich dort meist 15jährige Mädchen, also Dorothea weit jünger war, konnte sie besser italienisch lesen, als die andern.

In einem Briefe aus Rom schreibt Schlözer: „Aber vor allen Dingen höre mein bestes Abenteuer auf der ganzen Reise mit Dortchen. In Wiedau's Brief an seinen Banquier Barazzi stand auch mein Name. Bei diesem horchte der Alte auf, (ich weiß bis diese Stunde nicht, woher er mich kennt,) und ließ mich zu Mittag invitieren. Dortchen insinuierte sich gleich bei dem Alten, weil sie französisch, englisch und italienisch plauderte und bei seiner sehr galanten 30jährigen Frau, weil sie feuerrote Bäckchen hatte. Nach Tische brachten sie ihre Bitten an, das Mädchen sollte gleich da bleiben und Vater und Mutter da finden. Ich war verblüfft, weil ich das Haus noch nicht kannte, und sagte ich wollte sie erst übermorgen (den 22.) schicken. Indeß zog ich Kundschaft ein und schickte sie in Gottes Namen Dienstag Abends durch alle meine Reisegefährten hin (ich selbst hatte just Besuch). Da lebt nun das glückliche Geschöpf wie eine Fürstin! (Siehe ihren Brief.) Madame wäscht ihr selbst den Hals, wenn sie es nicht recht gemacht hat. Die Mägde bedienen sie wie eine Kronprinzessin. Dem Alten muß sie eingelaufene deutsche Briefe übersetzen, dann frißt er sie mit Küssen auf. Er hebt ihr ihre Schopfhaare von der Stirne und jauchzt, daß sie so ein schönes Mädchen sei; und lacht, daß sie auf der Stirne weiß, und im übrigen Gesicht braun sei; sie sagt italienisch, hier (um die Nase herum) sei Italien, und oben Deutschland; nun wird der Alte noch mehr entzückt. Gott welches Glück, wenn das noch drei Wochen so dauert! — Das beste ist, das Geschöpf spricht schon flinker italienisch wie englisch; ich kann sie schon ordentlich wie Dolmetscherin gebrauchen. Mir ist von der Madame Barazzi offeriert, ich soll auch alle Tage dort unangemeldet essen; ich soll meine auf der Reise zerrissenen Sachen hinschicken, sie will sie flicken lassen u. s. w.“

Interessant sind auch folgende Stellen aus Schlözer's Briefen: „Madame Barazzi fragte sie, ob wir denn an die Dreieinigkeit glaubten, und da diese hörte, ja, so freute sie sich königlich. Ebenso freute sie sich, wie sie zum ersten Male Dortchen in ihrem Gebetbuch beten sah: sie meinte, weil wir keinen Rosenkranz hätten, so beteten wir gar nicht. Nun, wenn Dortchen des Morgens hinter ihrem Schirm betet, darf kein Mensch auf Ordre der gnädigen Frau durch die Stube gehen oder ein lautes Wort sprechen. Himmel, welche Leute! Fast täglich ist offene Tafel da! aber nie eine weibliche Person, sondern lauter Geistliche. Nun will ich ausgehen, zu Dortchen, dann zu Heinze, dann bei Hackert speisen. Wieder ein göttlicher Tag! Die Sonne brennt mich durch meine offenen Fenster — — — —.“

„Diesen Morgen war ich mit in der Stunde bei Madame Barazzi, die Dortchen italienisch informiert. Es war wahrlich nicht übel. Heinze sagte mir, ganz Rom spreche von dem Dortchen. Ich antwortete: wäre ihre Mutter hier,

von der würde ganz Italien sprechen. Diesen Abend ist das Mädchen zum dritten Male in der Oper, in vierzehn Tagen will sie ihre Madame mit auf den Carneval nehmen."

30. Januar. Diesen Morgen lief ich mit Dortchen und Heinze herum und sah köstliche Antiquitäten. Mittags speiste ich bei Barazzi, Abends Heinze bei mir. Ei, ei! Beinahe hätte ich mit Madame Barazzi gezankt. Ich fragte nach einem Sänger, der Dortchen Stunden geben sollte. Madame fuhr auf: man brächte das Mädchen um durch übermäßiges Arbeiten; sie lernte schon italienisch, schriebe so viel und nun gar noch Musik! N.B. daß sie . . .! weiß, das weiß noch Niemand. Bloß weil sie vier Sprachen lallt, das macht sie schon zum Mierakel. Denn so viehisch kann man sich keine Erziehung denken, wie die in Italien. Das Ende vom halben Zanken war: wenn sie sich krank arbeiten, eine gelehrte Dame werden und nicht täglich mit ihr ausfahren sollte, könnte sie es thun; aber dann solle sie nicht sagen, daß sie in Rom bei Madame Barazzi gewohnt und doch Rom nicht gesehen habe. Nachher beichtete mir Dortchen, es wären schon mehrere Spitzen von gelehrter Dame gefallen; die Mägde dürften sie nicht aufwecken, „weil sie sonst krank würde;" wenn sie ihr Journal schriebe, kriegte sie immer scheele Gesichter. Also ist kein anderer Rat, als daß ich das glückliche Geschöpf schlummern lasse; sie wird's wohl künftig wieder einbringen. Überhaupt bin ich auf der ganzen Reise nie so extra zufrieden mit ihr gewesen, wie hier. Sie behält alles, was sie sieht und spricht gescheidt davon. Diesen Morgen lief sie wieder wie eine Erwachsene, und ward nicht so müde, wie ich. Sie hatte sich sehr beschmutzt bei den kothigen Wegen und mußte sich ganz umkleiden, aber einmal war die Abrede schon gestern mit Heinze genommen, ehe ich wußte, daß es regnen würde. Am meisten keifte Madame mit mir, daß ich das Mädchen des Morgens aus dem Bette gerissen, da sie gestern erst um 12 Uhr aus der Oper gekommen. Allein sie war um halb neun von selbst aufgestanden, und ich hatte dem Bedienten, der sie abholen sollte, expreß gesagt, wenn sie nicht schon auf wäre, solle er wieder weg gehen. Diese Bagatellen schreib' ich Dir, damit Du siehst, daß Deine Tochter in Rom ein so gutes und doch dabei so nützliches Leben hat, als Du und kein Mensch in Göttingen sich je hätte träumen lassen."

Den 23. Februar 1782. „Mir ist immer noch, als wäre ich hier zu Haus (doch Essen und Trinken ausgenommen), das in die Länge doch nicht auszuhalten ist. Ich gehe mit so vielen Deutschen und arbeite und studiere, habe aber mehr Gesellschaft, laufe oft aus rc. Gestern war ich mit Dortchen auf dem Sankt Petersturme, es hatte seit drei Tagen Stein und Bein gefroren (dies können sich hier die ältesten Leute nicht erinnern); Schmücke schurrte lange auf dem flachen Dache. Dortchen war bis in den Knopf hinauf. Seit 10 Tagen gehe ich mit lauter Künstlern um. Trippel, der größte Bildhauer in Rom, folglich in der Welt, modelliert Dortchen in Gyps (versteht sich zu seiner Lust; ich bezahle nichts): sie ist schon dreimal gesessen und muß noch dreimal sitzen, ich hatte viel Lust, zuzusehen; ob ich einen Abdruck mitnehmen kann, (die Büste in natürlicher Größe), weiß ich noch nicht. Rehberg aus Hannover will sie malen, wenn's noch Zeit ist.

Bei Barazzi wohnt sie noch immer und ich merke gewiß, (denn ich gebe genau acht), daß die Leute ihrer nicht überdrüssig sind. Ihre besten Tage der Welt sind freilich, die sie in Rom genossen; meinetwegen gönn' Du sie ihr auch, und weil es nicht lange mehr dauert, hoffe ich, sie sollen ihr nicht schaden. Verschmerzen kann ich's aber nicht, daß sie indeß keine Singstunde gehabt hat. Madame Barazzi wollte es nicht leiden, weil das Kindlein sonst so viel arbeitete. Weil ich vorgestern mit ihr bei charmantem, kaltem, heiterm Himmel über die Straße zu Trippel ging, begegnete mir ein römisches Weib wie die Georg'sche und fragte mich, wo ich bei der Kälte das Mädchen hinführen wollte, um sie umzubringen. In ihr Stammbuch bekommt sie recht hübsche Gemälde &c." Auch dem Papst wurde Dorothea vorgestellt und der Vater bemerkte in einem Briefe, „Dortchen führte sich dabei sehr gescheit auf." Am 22. Februar schreibt der Professor über die fertige Büste seiner Tochter:

„Das Modell der Dortel ist fertig, ist göttlich schön, wie antik. Locken um den Kopf, ein Gewand, die halbe Brust leicht herunterflatternd, die andre Hälfte bloß. Leider kann ich keinen Abguß mitnehmen. In Marmor kostet so ein Kopf 100 Dukaten, in Gyps 1 Dukaten. Rehberg's Gemälde Dortchens in Öl wird morgen fertig. — — — — Dortchen will sich wie desperat anstellen, weil sie von Rom weg soll."

Ihre eigenen Briefe, die ich leider nicht einfügen kann, an Mutter, Geschwister und Freundinnen, sollen nach dem Zeugnis ihres Bruders bekundet haben, wie bedeutend die italienische Reise auf die Bildung ihres Herzens und ihres Geistes wirkte und wie sie in ihnen in naivster Weise von der ihr gewordenen Liebe anerkennende Mitteilungen macht, so z. B. schreibt sie über die Gastfreundschaft, die sie in dem Hause bei Barazzi genoß: „Ich konnte über das ganze Haus gebieten; beim Schlafengehen, beim Aufstehen war ein halb Dutzend Hände beschäftigt, mich an- und auszukleiden. Man unterließ nicht, mich zu fragen, ob ich Thee, Kaffee oder Chokolade befehle, und die Kammerzofe gab sich alle Mühe, mich zur Annahme des alleinseligmachenden Glaubens zu bewegen; tief erregt von der Vorstellung, daß ein so hübsches, gutes Kind auf ewige Zeit in der Hölle brennen sollte." — Der Abschied von ihrer römischen Mama, wie sie Frau von Barazzi nannte, kostete ihr viele Thränen. Auch in Florenz und Mailand verlebte Dorothea goldene Tage; sie wurde von vielen vornehmen Frauen verhätschelt; eine Gräfin Colloredo schickte ihr täglich kleine Aufmerksamkeiten und lud sie ein, bei ihr zu wohnen, was Schlözer bei der Kürze des Aufenthaltes ablehnte. Dorothea wurde in Florenz der herzoglichen Familie mit ihrem Vater vorgestellt; interessant ist die Beschreibung, welche Dorothea von der Großherzogin giebt: „Sie ist eine Frau von mehr als gewöhnlicher Größe und einfach wie eine Bürgerfrau gekleidet. Sie strickte und trug das Knaul in einer Seitentasche ihrer Schürze. Ich wollte ihr befohlenermaßen den Rock küssen; sie gab es jedoch nicht zu und reichte mir die Hand; sie kuckte mich recht an und fragte, was ich auf der Reise sehe und höre, würde ich wohl alles aufschreiben? Dann sprach sie viel und heftig von vornehmen Damen, die sich, wie insonderheit die vornehmen Italienerinnen, schämten,

eine Handarbeit zu leisten. Überhaupt herrscht in dem erlauchten Fürstenhause ganz einfache bürgerliche Sitte und der Vater mußte sämmtliche Hefte und Schreibebücher der jungen Fürstin durchsehen."

Dorothea Schlözer, die als Kind nach Italien gereist war, kehrte von dort als Jungfrau wieder zurück. Wiewohl kaum 13 Jahre alt, wurde sie von jedermann wie eine Erwachsene behandelt, bewundert und ausgezeichnet. Sie brachte von Italien ein Stammbuch mit, welches wegen der Menge höchst ausgezeichneter Personen, die sich auch später während ihres Lebens in dasselbe eintrugen, eine gewisse historische Bedeutung gewonnen hat. Auch enthält es mehrere genial hingeworfene Skizzen von berühmten Künstlern. Nach der Rückkehr von dieser bedeutungsvollen Reise beginnt ihre glücklichste Lebensepoche und auch der Glücksstern ihres Vaters war in fortdauerndem Leuchten begriffen.

Professor Schlözer hatte schon in früheren Jahren Gelegenheit gehabt, sich vielfach mit Erziehung, besonders mit weiblicher Erziehung zu beschäftigen; unter anderm hatte er seine spätere Frau als 8jähriges Kind selbst unterrichtet. Dabei hatte er wahrgenommen, wie leicht die Mädchen im Auffassen, wie schnell sie im Begreifen wissenschaftlicher Gegenstände zu sein pflegen. Demzufolge beschäftigte ihn stets der Wunsch, einmal Bildung und Erziehung des Weibes mit denselben Hülfsmitteln, wie sie dem Manne offen stehen, zu fördern, daß der Geist nach allen Richtungen gut und allseitig ausgebildet und dabei doch den Anforderungen an die technischen Fähigkeiten und die physische Ausbildung eines weiblichen Wesens Genüge geleistet würde. Ein vielseitiges, anregendes und bewegtes Leben, ein hoher strebender und gebildeter Geist machten gerade diesen bedeutenden Mann besonders geeignet da, wo ihm nicht die Hände gebunden waren, wie bei der Erziehung fremder, ihm anvertrauter Kinder, also bei seiner eigenen Tochter alles das zu gestalten und zu verwirklichen, was ihm als Ziel vorschwebte. — Sein mehrfach längeres Verweilen im Auslande hatte seine Sprachkenntnisse bedeutend vermehrt und seine Anschauung nach jeder Richtung hin erweitert, so daß er einer der größten Geschichtsforscher seiner Zeit und der beste Lehrer war.

Die Freude, seine Bemühungen auf einen fruchtbaren Boden gelangen zu sehen, wurde ihm nun auch durch seine Tochter in hohem Maße zu Teil. Aus dem bereits Erzählten ging hervor, daß Dorothea ein reichbegabtes, gesundes Kind war, das schon von frühester Jugend an Verständnis und Beobachtungsgabe zeigte. Der Vater lehrte sie allmählich alle Sprachen Europas; schon im 6. Jahre ließ er den Rechenunterricht mit der Geometrie beginnen. Es zeigte sich, daß sie ohne Überanstrengung der geistigen Kräfte den Begriff von der Gleichheit der Scheitelwinkel in kürzer Zeit faßte und es konnte daher in der begonnenen Weise mit dem Unterricht fortgefahren werden. Vom 11. Jahr an lernte sie lateinisch, vom 16. an griechisch. Außerdem beschäftigte sie sich vorzugsweise mit Mathematik, Mineralogie, Geschichte; dabei wurde auch nicht Tanzen, Zeichnen, Musik und Handarbeiten aller Art, sowie die praktische Anweisung im Hauswesen versäumt. Nebenbei erhielt die Gesundheitspflege ihr volles Recht; jede Überanstrengung wurde aufs sorgfältigste vermieden. Sobald sich eine kleine Abspannung oder

Schlaffheit zeigte, unterbrach man die Studien durch eine kleine Reise oder durch ein gesellschaftliches Vergnügen. Der Körper wurde auch durch gymnastische Übungen abgehärtet und gestählt. Dorothea war eine ebenso gute Reiterin als anmutige Tänzerin. Dorothea's Gemüt blieb dabei zart empfindend und echt weiblich und dennoch hatte sie einen festen, standhaften Sinn. Obgleich der Vater als Zweck ihrer Studien keineswegs an akademische Würden gedacht hatte, sondern ihre reiche Geistesentfaltung nur als Quelle unversiegbarer Genüsse und wahren Lebensglückes betrachtet hatte, war es ihm die größte Freude, als Dorothea bei Gelegenheit der Jubelfeier der Universität Georgia Augusta in Göttingen die Doktorwürde erhielt.

Die erste Anregung zur Ablegung ihres Examens war ein Scherz des Professors Michaelis, aus welchem Dorothea's Vater Ernst machte und dem sie selbst nicht entgegen war. Nach mehrstündiger, mündlicher Prüfung in deutscher Sprache und nach Ablieferung einer schriftlichen, als gut befundenen Arbeit, wurde sie ihrer Kenntnisse wegen zum Doktor der Philologie ernannt. Bei ihrer Prüfung waren 7 Examinatoren, unter ihnen Heyne, Meister und Kästner. Die Examinantin saß zwischen dem Dekan, Professor Michaelis und Professor Kästner. Zuerst wurde Mathematik vorgenommen. Dorothea mußte eine Erklärung und nähere Beleuchtung über die Möglichkeit abgeben, ob am Spiegel auf dem Leuchtturme von Alexandria wirklich die Schiffe in der Nähe von Konstantinopel haben reflektieren können und ob die damalige Industrie fähig gewesen sei, einen solchen Spiegel herzustellen. Sodann übersetzte sie eine Ode des Horaz frei ins Deutsche und erläuterte deren Inhalt. Dann kam Mineralogie und Bergbau daran; sie mußte ein Stück Erz nach seiner Art bestimmen und erklären, was ein Gang- und ein Flözgebirge sei, den Gebrauch des Grubenkompasses erläutern, das Verfahren, münzbares Metall aus dem Erze darzustellen, erklären und endlich berechnen, wie aus 16lötigem und schlechtem 8lötigen Silber 12lötiges hergestellt werden konnte. Auch aus der Architektur wurden ihr Fragen vorgelegt, obgleich sie dagegen protestierte, weil sie darin keine Studien gemacht; dennoch gab sie befriedigende Antworten über die Kuppel eines Domes nach der Kettenlinie, über Konstruktion der Säulen, den Bau der Petrikirche u. s. w. Nachdem sie noch eine Aufgabe aus der Geometrie gelöst, mußte sie sich für kurze Zeit entfernen, um von den Herren Examinatoren nach gemeinschaftlicher Beratung dann zu vernehmen, daß ihr die philosophische Doktorwürde zuerkannt sei. Nachdem sie die Glückwünsche der Herren empfangen, eilte sie froh dem elterlichen Hause zu, wo ihr eine Freundin einen Lorbeerkranz aufs Haupt drückte.

Da gerade in diese Zeit das Fest der Jubelfeier der Akademie am 17. September 1787 begangen ward, wurde der Akt ihrer Promotion mit auf das Festprogramm gestellt. An diesem Tage früh 6½ Uhr bewegte sich ein feierlicher Zug nach der Universitätskirche, begleitet von rauschender Musik. In der Kirche wurde eine eigens zu diesem Zweck gedichtete und komponierte Cantate gesungen, wonach eine Rede von Hofrat Heyne und dann die verschiedenen Doktorernennungen an 4 Theologen, 5 Juristen, 2 Mediziner und 7 Philosophen erfolgten. Zu den

letzteren gehörte Dorothea, die aber in echt weiblicher Bescheidenheit in der Kirche nicht zwischen den Studierenden stehen wollte und während der Feier in einem Saal des alten mit der Kirche verbundenen Bibliothekgebäudes verblieb, von wo sie durch ein Fenster alles übersehen konnte. Mädchenhaft berichtet sie an eine Freundin über den Anzug, den sie bei dieser Gelegenheit trug:

„Mein Anzug war ganz weiß, recht so, wie ihn ein Kandidate haben mußte; mit weißem Flor im Haar und simplem Halstuch; der Friseur hatte seine Sache gut gemacht. Meine Mutter setzte mir nur Rosen und Perlen dazwischen. Überhaupt war der ganze Anzug der einer Braut; mein Vater hatte es so haben wollen."

Unter den zahlreichen Verehrern, welche der jungen Gelehrten ihre Huldigungen darbrachten, befand sich ein edler, schöner, geistreicher, englischer Baronet alter, berühmter Familie, welcher um Dorothea's Hand anhielt. Dorothea hatte bis dahin keine Leidenschaft für das männliche Geschlecht gezeigt; sie war diesem gegenüber im Umgange natürlich, unbefangen, heiter und völlig frei von Gefallsucht gewesen. Der junge Edelmann hatte ihr wol gefallen, allein da der Vater seine Einwilligung nicht geben wollte und Fräulein Schlözer an blinden Gehorsam gewöhnt war, so fügte sie sich mit Ergebung in dessen Willen. Ihr Vater hatte über dies Ereignis seiner Schwester geschrieben: „Ich konnte mich nicht entschließen, meine Tochter so auf's ungewisse über's Meer fortzugeben und noch dazu eine solche Tochter."

Im Jahre 1790 reiste Professor Schlözer mit Dorothea nach Hamburg und Lübeck. In letzterer Stadt lernten sie den Senator Rodde kennen. Derselbe entstammte einem alten und reichen Kaufmannsgeschlechte und besaß mehrere höhere Stadtämter. Dieser hatte kaum Dorothea kennen gelernt, als er in heftiger Liebe zu ihr entbrannte; er war zwar Wittwer und Vater von drei Kindern, aber erst 36 Jahr alt, von angenehmem Äußern, fein gebildet, viel gereist, edel und freigebig. Nachdem Professor Schlözer mit seiner Tochter wieder nach Hamburg abgereist war, schickte Rodde ihm einen Abgesandten nach, um Dorothea einen Heiratsantrag zu überbringen. Dorothea schrieb einer vertrauten Freundin damals von Hamburg: „Nie wäre ihr ein Heiratsantrag geworden, der alle ihre Wünsche in dem Grade wie dieser in sich vereinigte." Die Hochzeit wurde ein Jahr später im Mai gefeiert und machte in den Annalen von Göttinger Hochzeiten Epoche. Von allen Seiten hieß es: ein reicher Mann, ein hochangesehener Mann, der so viele Meilen herkommt. Noch nie vorher hatte ein Bräutigam am Tage seines Glückes die Göttinger Armenbüchse mit einer so reichen Goldspende bedacht als Rodde. Zur Verherrlichung des Tages wurde bei offenen Thüren gespeist. Es war jedoch ein solcher Volksandrang von Zuschauern, daß die Jägerwache herbeigeholt werden mußte, um die Zuschauer nur partieweise einzulassen. Auch in Lübeck machte diese Heirat Aufsehen. Denn bis dahin war es unerhört, daß ein Lübecker Ratsherr eine andere, als ein Lübecker Kind heiratete. In ihrer neuen Heimat erwartete Dorothea Freude, Huldigung und Lust. Sie wußte sich bald überall geltend zu machen und konnte dabei ihrer Lieblingsneigung, viel zu reisen,

nachkommen, indem ihr Mann erst Bürgermeister von Lübeck wurde und dann mehrere Jahre in Paris einen diplomatischen Posten bekleidete.

Aber ihr Glück sollte nicht lange währen. Obgleich ihr Gatte zu den reichsten Bürgern Lübecks gehörte und den freien Niesbrauch von 3 Millionen Mark Vermögen seiner Kinder erster Ehe bis zu deren Mündigkeit hatte, brach 1806 eine schreckliche Katastrophe über das Haus Rodde herein, welche zu einem Bankerott führte. Man wollte anfangs die Nachricht von einem solchen nicht glauben; aber wie es immer der Fall ist, war kaum das Unglück hereingebrochen, als eine unverhaltene Schadenfreude sich vorzüglich in Hinsicht auf Frau von Rodde kundgab. Zwar hatte diese im Glück sich niemals übermütig oder verschwenderisch gezeigt; sie war aufs einfachste eingerichtet gewesen und hatte für ihre Familie nur ein Mädchen zur Bedienung. So oft ihr Gemahl ihr reichen Schmuck zum Geschenke anbot, bat sie sich dafür ein mäßiges Geldgeschenk aus, welches sie als Notpfennig für ihre eigenen, den Stiefkindern an Glücksgütern so weit nachstehenden Kinder aufbewahrte und auf Zinsen anlegte. Aus diesem und andern Geschenken hatte sie ein Kapital gesammelt, welches ihr jedoch im Konkurse fortgenommen wurde. Dieser wurde nämlich durch ein Pariser Handlungshaus Purton herbeigeführt, welches die rohesten Gewaltsstreiche gegen die Familie Rodde unternahm. Die französischen Behörden und Parteien betrachteten und behandelten damals die Deutschen vogelfrei, wie ein ähnlicher Prozeß gegen das Sieveking'sche Haus in Hamburg damals bewies. Zwar schrieb ein junger talentvoller Advokat eine scharfsinnige Broschüre über den Rodde'schen Rechtsfall, zu Gunsten der Familie; doch blieb diese ohne Erfolg und das Verderben derselben war beschlossen. Selbst einer Lebenspolice, welche Frau von Rodde auf ihren Mann zur Hochzeit erhalten hatte, sollte zur Masse geschlagen werden und war Ursache der mannigfachsten Verfolgungen. Unter diesen Verhältnissen bewiesen sich die Söhne und die Tochter aus erster Ehe großherzig; die letztere Elisabeth war so edelmütig für die ganze Forderung der Masse Deckung aus ihrem Vermögen zu geben. Dieses Mädchen, reich an Herzensgüte und Entsagung hatte den Entschluß gefaßt, körperlicher Gebrechlichkeit wegen nicht zu heiraten, und wurde zur Wohlthäterin aller Leidenden.

Sehr kräftig nahm sich der Bruder Dorothea's Christian von Schlözer, der damals russischer Hofrat war, seiner Schwester an. Unter anderm verfaßte er eine Schrift, welche derselben von Nutzen war, die den Titel führte, Bericht über eine von den Kuratoren der Roddeschen Konkursmasse gegen Frau von Rodde intentierten, jedoch mislungenen Versuch der Beraubung. Lange nach des Vaters Tode, der 1809 erfolgt war und zu dessen Begräbnis Dorothea Göttingen zum ersten Mal wiedergesehen hatte, wurde der Prozeß fortgeführt, bis es gegen 1820 zu einem Vergleiche kam.

Dorothea von Rodde hatte im Verlaufe ihres ferneren Lebens noch unsägliches nie geahntes Leiden durchzumachen. Abgesehen davon, daß sie in drückender Sorge lebte, und 16 Jahr lang zur Fortsetzung der Police jährlich 1500 Thaler herbeischaffen mußte, um ihren Kindern ein Vermögen von 100 000 Mark nach ihres Mannes Tode zu sichern, war auch dieses Opfer vergeblich gewesen, denn

sie verlor ihre geliebte Tochter und den einzigen Sohn, die sie mütterlicher Sorgfalt großgezogen hatte. Der Sohn war 24 Jahr geworden und bekleidete bereits ein angesehenes Amt. Die einzige ihr noch übrig gebliebene Tochter erkrankte infolge dieser schmerzlichen Verluste lebensgefährlich. Auch Dorotheas starke Gesundheit erlag zuletzt dem Übermaß ihrer Leiden. Unter diesen Umständen entschloß sich Herr von Rodde auf dringendes Anraten des Arztes eine Reise nach dem südlichen Frankreich zu unternehmen. Im Frühjahr 1824 reiste die Familie ab und brachte ein ganzes Jahr bis zum Frühjahr 1825 in Marseille zu. Mit neuer Kraft und Lust des Lebens trat Mutter und Tochter die Rückreise an. Aber schon in Avignon fand Dorothea unerwartetet den Tod. Sie hatte sich bei Besichtigung eines alten Römerwerkes aufs äußerste erhitzt und plötzlich erkältet und starb daselbst mit dem beruhigten Bewußtsein, daß sie ihre jüngste und letzte Tochter Dorothea geschützt vor Not und genesen zurückließ. Dorotheas Gemahl folgte ihr ungefähr nach einem Jahr in den Tod nach. So endete das Leben Dorothea Schlözers, das so glänzend und oft beneidet begonnen hatte. Sie hinterließ keine Werke, denn ihre Ehe und ihr Unglück hatten sie von der wissenschaftlichen Laufbahn entfernt; aber die Briefe, welche sie besonders im letzten Jahrzehnt vor des Vaters Tode mit diesem gewechselt hatte, zeugen von ihrem edlen Geiste.



Sophie Germain

geb. 1776 gest. 1831.

Eine der hervorragendsten und seltensten Erscheinungen, nicht nur unter den Frauen Frankreichs, sondern des gesamten Geschlechts ist Sophie Germain. Aus freier Wahl hatte sie sich dem Studium der abstraktesten aller Wissenschaften, der Mathematik gewidmet und es soweit gebracht, daß sie von den ersten Meistern dieses Faches, von einem Lagrange, einem Gauß, Poisson, Fourrier u. a. m. als gleichberechtigte Forscherin angesehen wurde und Arbeiten von bleibendem Werte für die mathematische und philosophische Wissenschaft hinterlassen hat. Ihre Zeitgenossen, unter ihnen der Florentiner Mathematiker Libri, welcher ihr einen warm empfundenen Nachruf gewidmet hat, erzählen, daß diese gelehrte Frau zugleich eine der bescheidensten und selbstlosesten, eine der liebenswürdigsten und wohlthätigsten war.

Vor Kurzem erschien in der „Neuen freien Presse" ein Feuilleton von Dr. W. Jerusalem, dem wir verdanken, daß er das Andenken von Sophie Germain wieder vor deutschen Lesern aufgefrischt hat. *

Sophie Germain wurde am 1. April 1776 in Paris geboren. Ihr Vater, ein angesehener Goldschmied, gehörte dem liberalen und aufgeklärten Bürgertum an und war während 1790 und 91 Deputierter von Paris in der konstituierenden Versammlung. Ihre Mutter, deren Mädchenname Madeleine Gruguelu, war Sophie und einer Schwester, die wir oft in ihren Briefen erwähnt finden, in zärtlichster Liebe zugethan und blieb auch dann noch Sophiens vertraute Freundin,

---

Quellen: H. Stupuy. Hugo Görings Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, s. 91. Band über Sophie Germain.

die ihr ratend zur Seite stand, als sie ihrer wissenschaftlichen Erfolge wegen, berühmt und Gegenstand vielfacher Huldigungen war. Sophie wuchs in einer geisteskräftigen, an- und aufregenden Atmosphäre heran. Schon als Kind hörte sie im Hause ihres freisinnigen Vaters viel von Reformbestrebungen und der allgemeinen Unzufriedenheit und es ist eine zu bewundernde Erscheinung, mit welcher Klarheit des Urteils das begabte 13jährige Mädchen im Jahre 1789 den Ausbruch der Revolution sofort als den Beginn ernster und langdauernder Kämpfe betrachtete und welche Wirkung diese ganze Zeit auf sie hervorbrachte. Sie steigerte nämlich ihre Vorliebe für Ruhe und Ordnung, ihre Abneigung vor wilder Bewegung und mangelnder Harmonie, und sie suchte nach einer befriedigenden Thätigkeit, welche sie von der Außenwelt abziehen sollte, die so viel Abschreckendes für sie hatte.

Viele Stunden brachte sie, um eine solche Beschäftigung zu finden, in der Bibliothek ihres Vaters zu. Da fällt ihr eines Tages Mantuela's „Geschichte der Mathematik" in die Hände. Sie liest darin die ergreifende Geschichte von Archimedes, der bei der Einnahme seiner Vaterstadt Syrakus im Jahre 212 v. Chr. seinen Tod fand. Es war da mit großer Wärme geschildert, wie der Gelehrte, in ein geometrisches Problem vertieft, nichts von der Eroberung seiner Vaterstadt, nichts von dem Lärm der rohen Sieger vernimmt, welche die Stadt plündern, daß er nicht einmal das Eindringen eines römischen Soldaten in seine Wohnung bemerkt und unter dessen Streichen fällt, ohne die plumpen Fragen des Fremden einer Antwort gewürdigt zu haben. Das war eine Wissenschaft, wie Sophie sie suchte, eine Wissenschaft, die den Geist derart ausfüllte, daß nichts, nicht einmal eine Todesdrohung, von ihr abzuziehen vermag. Sofort faßte das dreizehnjährige Mädchen den, man darf wol sagen, heroischen Entschluß, sich dieser Wissenschaft ganz zu widmen.

Ohne Anleitung mit Hilfe eines mangelhaften Lehrbuches macht sie sich an die Arbeit mit einem Eifer, der ihre Familie erschreckte. Man macht ihr zunächst Vorstellungen, zeigt ihr, wie unnütz das Studium der Mathematik für ein Mädchen sei. Umsonst; Sophie studiert mit immer größerer Leidenschaft Tag und Nacht. Man will sie endlich mit Gewalt zwingen, sich wenigstens die nötige Nachtruhe zu gönnen, nimmt ihr Nachts ihre Kleider und entfernt Licht und Heizmaterial aus ihrem Zimmer. Sie fügt sich scheinbar, aber wenn die übrige Familie schläft, erhebt sie sich vom Lager, hüllt sich in die Bettdecke und arbeitet fort bei einer Kälte, welche die Tinte gefrieren macht. Mehr als einmal fand man das Mädchen ganz erstarrt vor Kälte bei ihrer Arbeit. Vor einer solchen Willensstärke beugte sich die Familie und man ließ sie fortan gewähren.

Nach jahrelangem rastlosen Studium konnte sie mit Erfolg die Differentialrechnung studieren, und noch gegen ihr Lebensende pflegte sie gerne von der Wonne zu sprechen, welche sie empfunden, als sie zum erstenmale die Sprache der Analysis verstand. Da kam ein neues Hindernis. Es mußten die Werke von Euler und Newton studiert werden, allein diese waren lateinisch geschrieben, und Sophie verstand diese Sprache nicht. Auch hier nahm sie keine fremde Hilfe in Anspruch und lernte bald so viel Latein, um Euler und Newton lesen zu können.

So überstand Sophie die ersten Jahre der Revolution, ganz von ihrem Studium in Anspruch genommen. Inzwischen war im Jahre 1794 auf Antrag Foucroy's die École polytechnique gegründet worden, an welcher der berühmte Lagrange Mathematik lehrte. Sophie Germain durfte als Mädchen die Vorlesungen nicht besuchen, allein sie verschaffte sich die Hefte und sendete auch der damaligen Sitte gemäß eine Arbeit an Lagrange, jedoch unter dem Pseudonym Le Blanc. Lagrange lobte die Arbeit öffentlich, erkundigte sich nach dem wahren Namen des Verfassers und wurde fortan der Berater der jungen Mathematikerin.

Die ungewöhnliche Erscheinung eines neunzehnjährigen Mädchens von so außerordentlicher Begabung und so seltenem Ernste machte in der gelehrten Welt Aufsehen. Sophie Germain sah sich bald von einem Kreise gelehrter Freunde umgeben. Viele übersendeten ihr ihre Arbeiten, Alles wollte ihr vorgestellt werden, und Jeder sah sofort, daß auf diese „gelehrte Frau" die Sarkasmen Molières nicht paßten. Sophie machten auch die vielfache Aufmerksamkeit und Verehrung, die man ihr widmete, nicht eitel, sie arbeitete unablässig weiter. Die mannigfachen Anregungen, die der Verkehr mit den Freunden bot, benutzte sie, um ihren wissenschaftlichen Horizont zu erweitern. Sie las aber auch die Dichter und muß, wie aus ihrem Hauptwerke hervorgeht, auch die Musik gepflegt haben. Ihre Liebenswürdigkeit im Verkehr wird außerordentlich gerühmt, und die wenigen Briefe, die von ihr erhalten sind, bestätigen dies Urteil.

Als im Jahre 1801 die „Arithmetischen Untersuchungen" von Gauß erschienen, beschäftigte sich Sophie eifrig mit den dort angeregten Fragen. Sie wendet seine allgemeinen Sätze auf zahlreiche Einzelfälle an und schickte ihre Versuche an den berühmten Mathematiker, und zwar wieder unter dem Pseudonym Le Blanc. Gauß antwortete sehr freundlich und anerkennend, und es entwickelte sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem berühmten deutschen Gelehrten und dem vermeintlichen Le Blanc. Erst im Jahre 1806 erfuhr Gauß unter merkwürdigen Umständen den Namen seines Correspondenten. Es war nach der Schlacht bei Jena. Die Franzosen besetzten Braunschweig, wo, wie Sophie wußte, sich Gauß damals aufhielt. Da erinnerte sie sich an Archimedes, und in ihrer Besorgnis um das Schicksal des berühmten Gelehrten schrieb sie an den General Pernety, einen Bekannten ihrer Familie, worin sie ihn in den wärmsten Ausdrücken bat, für Gauß' Sicherheit zu sorgen. Der Brief traf den General vor Breslau, welches er belagerte. Sofort schickte der General einen Offizier nach Braunschweig ab, um Erkundigungen über den Professor einzuziehen. Der Offizier kam nach Braunschweig, suchte Gauß auf, fragte ihn im Namen des Generals Pernety und des Fräuleins Sophie Germain um sein Befinden. Gauß erklärte jedoch, weder den General Pernety noch Fräulein Sophie Germain zu kennen. In ihrer Angst hatte Sophie ganz vergessen, daß sie mit Gauß nur unter dem Namen Le Blanc verkehrt hatte. Der Abgesandte des Generals empfahl dessenungeachtet Gauß dem Gouverneur von Braunschweig, welcher ihn zum Diner einlud und ihn überhaupt sehr liebenswürdig behandelte. Durch den Bericht des Offiziers wurde dann die Sache aufgeklärt, und Gauß erfuhr nun, wem er dies zu danken habe. Von da an

wurde der Verkehr noch freundschaftlicher, wovon besonders der letzte Brief Gaußens an seine Pariser Freundin ein schöner Beleg ist. Das Schreiben ist vom Jahre 1808. Gauß war damals schon Professor in Göttingen. Sein Brief ist in mehrfacher Beziehung interessant; wir heben jedoch nur das auf unsere Heldin Bezügliche hervor. „Sie werden mir verzeihen, mein Fräulein," schreibt er, „daß ich mich diesmal nicht weiter verbreiten kann über Ihren schönen Beweis meiner arithmetischen Theoreme. Ich bewundere den Scharfsinn, mit welchem Sie in so kurzer Zeit darauf kommen konnten. Ich hoffe, in kurzer Zeit die gesamte Theorie veröffentlichen zu können, von welcher Ihre eleganten Lehrsätze ein Teil sind. Wie glücklich machen mich," fährt er fort, „meine arithmetischen Studien in einer Zeit, wo ich um mich her nichts sehe, als Unglück und Verzweiflung. Die Wissenschaften, der Schoß der Familie und der Briefwechsel mit lieben Freunden sind ja die einzigen Dinge, welche in der allgemeinen Trauer Trost und Ruhe gewähren können." Gauß spricht dann von seinem Werke über die Planetenbahnen und schließt mit den Worten: „Seien Sie immer so glücklich, teure Freundin, wie Ihre seltenen Eigenschaften des Geistes und des Herzens es verdienen, und fahren Sie fort, mir von Zeit zu Zeit die angenehme Versicherung zu erneuern, daß ich mich unter die Zahl Ihrer Freunde rechnen darf, ein Titel, auf den ich immer stolz sein werde." Verdient die Französin, die mit solcher Herzenswärme für den deutschen Gelehrten eintritt und die zugleich dem größten Mathematiker solche Anerkennung abnötigt, verdient sie nicht in höherem Grade der Vergessenheit entrissen zu werden, als manche Memoirenschreiberin?

Sophie stand nun im dreißigsten Lebensjahre und hatte noch nichts veröffentlicht. Wie groß war daher ihr Erstaunen, als sie eines Tages griechische Verse zugeschickt bekam, in denen ihre wissenschaftlichen Bestrebungen gepriesen wurden. Ein Philolog, D'Anne Villoison, hatte in einem zu Ehren des Astronomen Lalande verfaßten griechischen Gedichte ihrem Talente seine Huldigung dargebracht. Sophie nahm diese Huldigung sehr übel auf, und als Herr Villoison trotzdem ein zweites Mal ihr Lob in lateinischen Versen sang, ließ sie ihm durch ihre Mutter den strengen Auftrag geben, beide Stücke zu verbrennen und in seinen Schriften nie wieder von ihr zu sprechen.

Villoison bat in mehreren Briefen demütig um Verzeihung und versprach, daß seine Bewunderung in Zukunft eine stille bleiben werde. Im Jahre 1808 kam Chladni nach Paris und wiederholte dort seine in Deutschland bereits bekannten Experimente, wodurch die Schwingungen einer tönenden Metall- oder Glasplatte durch Figuren kenntlich gemacht werden, welche in seinem, darauf gestreuten Sande entstehen. Die Akademie schrieb bald darauf einen Preis aus auf die mathematische Bestimmung dieser Figuren, und Sophie Germain beschloß, sich an dem Wettstreit zu beteiligen. Bisher hatte man nur schwingende Saiten gekannt und ihre Schwingungscurven analytisch bestimmt. Jetzt aber galt es, die viel complicierteren geometrischen Gebilde, die durch schwingende Oberflächen entstehen, analytisch zu bestimmen. Lagrange hatte gesagt, um diese Frage zu lösen, müsse eine neue Art der Analyse erfunden werden. Dieser Ausspruch hatte alle Bewerber abgeschreckt,

und so war Sophiens Arbeit die einzige gewesen, die einlief. Dieselbe wurde trotz wertvoller Anregungen als nicht genügend erkannt und der Preis ein zweites Mal ausgeschrieben. Diesmal wurde Sophiens Arbeit ehrenvoll erwähnt, und erst bei einer dritten Ausschreibung wurde ihre Arbeit im Jahre 1816 gekrönt. Sie hat sich auch noch später mit dem Problem der elastischen Oberflächen beschäftigt und mehrere Arbeiten veröffentlicht, die noch heute geschätzt werden. So lebte Sophie, unbekümmert um die Ereignisse des Tages — ihre letzte mathematische Arbeit schrieb sie im Jahre 1830 während der Juli-Revolution — nur ihren Studien, und die Wissenschaft des Archimedes hatte ihr also gehalten, was sie sich von derselben versprochen. Im Jahre 1829 stellten sich unverkennbare Symptome eines Krebsleidens ein. Sophie wußte, daß sie verloren sei; allein sie trug ihr Leiden mit heiterer Würde. Während der Pausen zwischen den akuten Anfällen arbeitete sie weiter, öffnete ihren Salon und plauderte mit ihren zahlreichen Freunden heiter und anregend wie immer. Am 27. Juni 1831 erlag sie der Krankheit. Ihr Grab befindet sich auf dem Friedhof Père Lachaise, unweit von dem August Comte's. H. Stupuy, ihr Biograph, fand dasselbe in ganz verfallenem Zustande.

Sophiens edler Charakter zeigte sich in ihren Thaten und in ihren Schriften, von denen die in ihrem Nachlaß gefundene philosophische Abhandlung ein allgemeines und tiefes Interesse erregt. Wir finden in derselben ihre Gedanken über Wissenschaft und Litteratur, Kunst und Moral niedergelegt; die darin ausgesprochene Weltanschauung ist auch heute in mehr, als einem halben Jahrhundert, nicht veraltet. Dr. Jerusalem sagt von ihr: sie ist männlich gedacht, weiblich gefühlt und mit französischer Eleganz dargestellt. Diese Schrift, welche den Titel führt· „Allgemeine Betrachtungen über den Zustand der Wissenschaften und Litteratur in ihren verschiedenen Kulturepochen wurde zuerst von ihrem Neffen L'Herbette 1833 und neuerdings von Stupuy herausgegeben. Im einleitenden Artikel, in dem Sophie den Grundgedanken des Werkes ausspricht, daß nämlich die Thätigkeit des Menschengeistes auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Kunst eine unverkennbare Ähnlichkeit zeige, sieht man, daß der gelehrten Mathematikerin auch das dichterische Schaffen kein fremdes Gebiet ist, indem sie die Fantasie des Dichters mit dem analysierenden Verstande des Mathematikers vergleicht. Sie sagt: „So verschieden auch die Gegenstände sind, welche die beiden behandeln, so zeigt das Verfahren überraschende Ähnlichkeiten. Der Dichter findet einen Stoff, der ihn anregt, eine Fülle von Vorstellungen werden in seinem Innern hervorgerufen, bis ihm plötzlich eine einfache Idee entgegentritt, die zu gestalten sein Gefühl für Ordnung und Gleichmaß befriedigt; er erfaßt diese Idee und geht an die Ausführung. Ebenso steht der Mathematiker vor einem Problem, das zu lösen ihn reizt. Auch bei ihm werden die verschiedensten Gedankenreihen angeregt und bald ahnt er die Lösung, die er vorläufig mit dem Verstande noch nicht erreichen kann. Seine Einbildungskraft führt ihn im Fluge dahin, wo eine einfache klare Idee dem Typus der Wahrheit entspricht, den er in seinem Innern trägt. Aber er fürchtet, sich zu verirren, und geht behutsam den Weg zurück, den er mit seiner

Einbildungskraft durchflogen, und macht sich daran, das geahnte Resultat methodisch zu beweisen. Aber auch in der weiteren Ausführung ihrer Pläne gleichen einander die beiden Geistesheroen, der Künstler und der Gelehrte. „Um die Rahmen auszufüllen, die sie sich gesteckt, überlassen sie sich noch einmal den Eingebungen ihres Genius. Aber jetzt, wo die Grenzen des Gegenstandes vollkommen genau bestimmt sind, brauchen sie nicht mehr zu fürchten, sich zu verirren. Der eine auf dem unendlichen Felde einer erfindungsreichen Einbildungskraft, der Andere auf dem weiten Ocean der Möglichkeiten, von wo es so schwer ist, das feste Land der bewiesenen Wahrheit zu gewinnen. Oft bieten sich im Laufe der Arbeit Ideen dar, die, obwohl aus dem Gegenstande entsprungen, doch der Schnelligkeit und der Wahrheit der Entwicklung schaden würden. Und doch müßten unsere Geistesheroen fürchten, den Schwung ihrer Gedanken zu lähmen, wenn sie ängstlich ein solches Überschäumen der Erfindungsgabe eindämmen wollten. Später halten sie Rückschau über ihre ersten Ergüsse und lassen nur die notwendigen Züge stehen; sie werden dann die Richter ihrer eigenen Werke."

„Zweifeln wir nicht daran", so schließt Sophie Germain ihre einleitenden Bemerkungen, „Wissenschaft, Litteratur und Kunst sind uns durch ein und dasselbe Gefühl eingegeben worden. Sie haben gemäß den Mitteln, die das Wesen einer jeden ausmachen, immer neue Kopien von jenem allgemeinen angeborenen Typus des Wahren wiedergegeben, welcher in überlegenen Geistern so stark ausgeprägt ist." Ihr Gedankengang über die historische Entwickelung des Menschengeistes ist folgender:

„Anfangs sieht der Mensch, „hineingeworfen in die Unendlichkeit der Dinge, umgeben von Wundern ohne Zahl, überall sein eigenes Bild. Er dehnt sein Ich aus auf Alles, was ihn umgiebt, und personificiert so belebte wie unbelebte Wesen. Die Ordnung in der Natur scheint ihm auf ein bestimmtes Ziel gerichtet zu sein, und da kann er keine andere Ursache vermuten, als die Thätigkeit einer Intelligenz und eines Willens; und diese Intelligenz und diesen Willen, er vermag sie nicht zu begreifen, ohne sie einem Wesen zuzuschreiben. Seine Fantasie schafft unsichtbare Wesen, denn in der Wirklichkeit sieht er keine. So entsteht der Gottes- und der Seelenbegriff. Die Welterkenntnis ist hier noch Weltdichtung, und Fantasie und Vernunft, später so geschieden, daß es schwer wird, ihre Wesenseinheit zu erkennen, sind hier noch innig verwoben.

Bald aber macht sich das Bedürfnis geltend, die Weltphänomene vernunftgemäß zu erklären. Von dem Streben nach Einheit und Ordnung eingegeben, entstanden phylosophische Systeme, worin versucht wurde, Alles aus einem Urstoffe, aus einem Prinzip abzuleiten. „Diese Systeme mußten den Menschengeist unbedingt auf Abwege bringen, es war dies die unvermeidliche Folge ihrer Tendenz, an die Stelle unbekannter Thatsachen tausend kühne Vermutungen zu setzen, welche der Nachwelt wirkliche Vorurteile vererbten. Trotzdem aber ist es gewiß, daß der Geist, der die Systeme bildete, immer von der Ahnung der Wahrheit geleitet wurde." Die Systeme waren namentlich dadurch ein Hindernis für die Erkenntnis, daß jedes immer als ein Ganzes mit allen Irrtümern weiterverbreitet

und in den Schulen gelehrt wurde. „Es handelte sich darum, sie zu haben, nicht sie zu beurteilen." Auch haben die Ausleger oft gerade die Verkehrtheiten gesteigert. Die meisten der Systeme lehrten auch eine Weltanschauung, welche den Menschen zum Mittelpunkte der Schöpfung machte. Die ärgsten Auswüchse dieser anthropocentrischen Weltanschauung waren Alchymie und Astrologie. Die erstere betrachtete bekanntlich den menschlichen Körper als eine Welt im Kleinen, d. h. sie dachte, alle Stoffe, aus denen das Weltall bestehe, seien im menschlichen Körper vertreten. Die Astrologie wiederum meinte, die Sterne hätten keinen anderen Zweck, als den Menschen ihr Schicksal zu verkünden."

Sophie Germain kommt zu dem Resultat, daß die Mathematik den philosophischen Zweifel überwinden wird, daß ihre Gesetze absolute, nicht blos relative Gültigkeit haben und daß das Weltbild, welches wir mit ihrer Hülfe allmählich gewinnen, keine Dichtung, sondern lebensvolle und lebenswarme Wirklichkeit sein wird; sie zweifelt nicht daran, daß die Mathematik, welche in den Naturwissenschaften so glänzendes geleistet, sich auch auf moralische, politische, metaphysische Fragen werde anwenden lassen, und daß sie selbst im Reiche des Geschmacks Gesetze zu geben im Stande sei. Das Gute und Schöne, meint sie, lasse sich vom Wahren ableiten, und wenn einmal, was freilich heute noch außer dem Bereiche jeder vernünftigen Erwartung liege, die Sprache der Analysis auf derartige Probleme wird angewendet werden, dann wird die Ähnlichkeit der Formeln die Ähnlichkeit der verschiedenen Geisteskräfte sonnenklar beweisen.

Über Litteratur und Kunst äußert sich Sophie folgendermaßen: „Sie hat ihren Glanz verloren, sie zieht nicht mehr die Aufmerksamkeit der Völker auf sich, sie ist nicht mehr Gegenstand der Begeisterung für die Jugend." Die antiken Stoffe, die man immer noch bearbeitet, ziehen nicht mehr, weil ihnen die Weltanschauung nicht mehr entspricht, und die neue Wissenschaft hat noch nicht gelernt, die Welt, die sie der Erkenntnis erschlossen hat, künstlerisch zu gestalten. Allein dies ist nur eine Übergangs-Epoche. „Die Gesetze des Seins," so schließt Sophie Germain ihre Betrachtungen, „die Bedingungen der Wahrheit, die sich zugleich in tausendfacher Gestalt dem Geiste zeigen, werden dann die Einbildungskraft erwärmen. Ein neuer Enthusiasmus, auf festeren Grundlagen ruhend als der, welcher glückliche Erdichtungen zu verschönern wußte, wird unsere Dichter und unsere Redner begeistern. Statt eine Welt nach den Launen unseres Willens zu schaffen, werden sie uns sie zeigen, wie sie wirklich ist, und wenn einmal das Genie diese neue Bahn betritt, dann wird es mit Staunen sehen, daß die Kunst, zu schaffen, nichts Anderes war, als die Kunst, nachzuahmen und die schwächeren Teile eines Gemäldes an andere Stellen zu versetzen, eines Gemäldes, welches es jetzt im Stande sein wird, in seiner vollen Pracht zu entwerfen."

Bemerkungen, welche Sophie Germain beim Lesen tüchtiger Werke niederschrieb und die sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt hatte, wurden ebenfalls von Stupuy unter dem Titel: „Zerstreute Gedanken" herausgegeben. Wir finden darin unter Anderem eine Anmerkung zu Kepler's unglücklichem Schicksal.

„Der Mensch schafft ohnehin auf Kosten der Kraft, die ihn am Leben erhält;

es war zu viel, noch den Kummer hinzuzufügen, der dieses Leben unmerklich (sourdement) untergräbt." Unbegrenzt war ihre Verehrung für die großen Meister ihrer Wissenschaft, besonders für Newton. Interessant ist, mit welcher Wärme sie für kühne Hypothesen eintritt: „Vermutungen und Meinungen müssen in der Wissenschaft ihre Stelle haben. Wollte man diese Zweige, die auf dem Baume der Erkenntnis entstehen, abschneiden, man würde die Zukunft der Früchte berauben, welche viele dieser Zweige tragen können. Der Anblick des gestirnten Himmels erregt in uns das Verlangen, den Ursprung dieser Wunder zu kennen, ihren Nutzen und ihre Bestimmung in einer Welt, die angefangen hat, die sich unaufhörlich verändert, und die einmal ein Ende nehmen muß. Der Weise würde auf all diese Fragen vielleicht mit einem bedächtigen „Ich weiß nicht" antworten; aber der leidenschaftliche Mensch, verzehrt durch das Verlangen nach Erkenntnis, gereizt durch die Schranken, welche die Natur ihm entgegenstellt, wird sich mit dieser Antwort nicht zufriedengeben. Er wird seine Einbildungskraft spielen lassen, er wird raten, er wird das, was er nicht sehen kann, nach dem beurteilen, was er gesehen hat, und indem er für seine unruhevolle Thätigkeit einen Plan entwirft, wird er wenigstens wissen, wo und wie er zu suchen hat. Hätten die Menschen immer auf die bedächtige Vernunft gehört, sie wären niemals ihrer Zeit vorangeeilt. Das Leben der Individuen und selbst das der Völker wäre zu kurz gewesen für einen so langsamen Fortschritt. Die ruhige Weisheit, die ihr Verlangen stets im Zaume hält, ist eine Tugend in der Moral; aber die Unruhe ist das Prinzip in der Bewegung der Geister. Die Leidenschaften haben Alles auf Erden vollbracht, das Bedürfnis nach Erkenntnis und nach Ruhm hat die Schritte der Wissenschaft beschleunigt. Ohne die Leidenschaften wäre die Gesellschaft noch im Zustande der Wildheit."

Ein schönes Selbstbekenntnis hat Sophie Germain vielleicht unbewußt in folgenden Worten gegeben: „Wenn die Männer, welche die Wissenschaft durch ihre Arbeiten gefördert haben, wenn diejenigen, denen es gegeben war, die Welt zu erleuchten, auf den Weg zurückkommen wollten, den sie gemacht haben, dann werden sie sehen, daß die schönsten und erhabensten Ideen die Ideen ihrer Jugend sind, gereift durch die Zeit und durch die Erfahrung. Sie sind eingeschlossen in ihren ersten Versuchen, wie die Früchte in den Knospen des Frühlings."



Nadeshda Andrejewna Durowa.

(Fräulein Kavalleristin.)

Geb. 1790, gest. 1866.

Hätte die Frau, deren Namen wir als Titel voranstellten, vor alten Zeiten gelebt, so würden wir ohne Zweifel ihre Lebensbeschreibung als ein Produkt der Fantasie, als eine erdichtete Legende, deren romantischer Inhalt nur in der Einbildung möglich ist, ansehen. Und dennoch ist es das Lebensbild einer wirklichen Persönlichkeit, welche noch vor zwanzig Jahren lebte, und welche Viele, die sie gekannt und geliebt, noch in treuer Erinnerung haben. Was diese Frau geschrieben hat, lesen wir noch heute mit wahrer Teilnahme; ihr Leben aber erweckt das höchste Interesse.

Der Name dieser merkwürdigen Frau war Nadeshda Durowa, jedoch ist sie vielmehr unter dem, welchen das Volk ihr gab, Fräulein Kavalleristin, bekannt.

Sie selbst hat in hohem Alter ihre eigene Biographie geschrieben, welche zu dieser Skizze benutzt ist, unter Ergänzung der biographischen Mitteilungen ihrer Zeitgenossen, sowie einiger Auszüge aus andern beglaubigten Schriften.

Über die Eltern Nadeshda's erfahren wir, daß schon ihre Mutter einen sehr festen, energischen, aber harten und unweiblichen Charakter hatte. Als deren Vater einst den Heiratsantrag eines von ihr geliebten Husarenoffiziers ausschlug, verließ das wilde Mädchen heimlich ihr Elternhaus und vermählte sich gegen den Willen ihres Vaters mit dem Geliebten. Der Vater fluchte ihr in seinem furchtbaren Zorne. Das junge Paar führte vom ersten Moment ihrer Ehe an, ein

Wanderleben mit dem Regiment, in welchem der junge Ehemann diente, und welches sich fast ununterbrochen auf dem Marsche oder im Lager befand.

Die junge Frau sehnte sich nach einem Sohne; als sie aber nach schwerem Leiden ein Mädchen gebar, stieß sie das Neugeborene von sich, und Haß gegen ihr Kind war das erste Gefühl der Mutter unserer Heldin; denn sie war dieses Kind. Ihre Eltern befanden sich bei ihrer Geburt in Cherson. Sie erblickte am 17. September 1790 das Lebenslicht. Als einmal während eines Übergangs des Regiments die Kleine durch ihr langes Weinen die Mutter des Schlafes beraubte, riß sie das arme Wesen in wildem Zorne empor und warf es durch das Wagenfenster grade unter die Hufe der Husarenpferde. Selbst die rohen Soldaten schrieen vor Entsetzen laut auf, sprangen vom Pferde und retteten das Kind vor einem sichern Tode. Sie wollten den blutenden Säugling der Mutter wiederbringen, jedoch der Vater, der Zärtlichkeit seines Weibes nicht trauend, nahm sein Kind mit Thränen in den Augen zu sich auf den Sattel.

So wurde der Sattel die erste Wiege unserer Heldin. Ihr Vater übergab sie später der Obhut eines Bedienten, des Husaren Astachow. Über diesen schreibt Durowa Folgendes:

„Mein erster Erzieher Astachow war ein Soldat; er trug mich ganze Tage lang auf seinen Armen umher, zeigte mir die Pferdeställe der Schwadron, gab mir Pistolen zum Spielen, fuchtelte mit dem Säbel, woran ich meine Freude hatte. Ich klatschte in die Hände, wenn so die Funken von dem glänzenden Stahl stoben. Abends brachte er mich zur Musik, deren Klang mich allmählich in Schlaf wiegte“.

Die kleine Nadeshda wuchs heran und zeigte bei jeder Gelegenheit ihre Neigung zum militärischen Leben. Ihr Vater hatte seine Entlassung aus dem Militär genommen und bekleidete von da ab die Stelle eines Statthalters in Wjatka an der Kama.

Hier wurde das heranwachsende Mädchen von der Mutter sehr streng gehalten; diese ließ sie den ganzen Tag im Zimmer sitzen, wo sie sich nur mit Nähen, Stricken und andern häuslichen Arbeiten beschäftigen durfte. Aber die Gedanken und Neigungen des Kindes waren weit ab von dieser einfachen und monotonen Beschäftigung, was ihre Mutter ihr rauben wollte, zügellose Freiheit, wollte sie mit Gewalt erreichen und in dem kleinen Kopf erwachte heftig der Wunsch, diesem unerträglichen Leben im Elternhaus zu entfliehen.

Nadeshda war 12 Jahr alt, als ihr Vater ein wildes Tscherkessenpferd kaufte. Von diesem Augenblick an wandte das junge Mädchen alle Sorgfalt dem Tiere zu; sie fütterte es mit Brot, Salz und Zucker, mit allem, was sie nur fand; dafür liebte das Tier sie so sehr, daß es ihr überall hin folgte, wie ein Lamm.

Nachts, wenn ringsumher Alles im Schlafe lag, stand sie leise vom Lager auf, schlich sich aus ihrem Zimmer und ritt auf ihrem geliebten Alkid — so hieß ihr Pferd — stundenlang und furchtlos in der Umgegend umher, durch Wald und Feld, über Berg und Tal.

So lernte sie reiten und wußte sich prächtig auf dem Pferde zu halten.

Sie wurde 14 Jahr alt und fühlte sich immer unglücklicher unter der schroffen Behandlung ihrer Mutter, in dem engbegrenzten Leben. Die Mutter pflegte oft in ihrer Gegenwart das traurige Schicksal der Frauen zu beklagen, die noch in Sklaverei und Erniedrigung lebten.

„Diese Ansichten", so sagt Frl. Durowa in ihrem Tagebuche, „verwirrten mich so, daß ich mich entschloß, einem Geschlecht zu entsagen, auf dem nach meiner damaligen Meinung der Fluch Gottes ruhe. Ich wollte dem Vaterhause als Knabe verkleidet entfliehen und sollte es mein Leben kosten".

Ihr Vater, welcher seine Tochter sehr liebte, schenkte ihr auf ihren Wunsch den „Alkid" und obendrein noch einen Tscherkessenmantel, wie ihn die Kosacken zum Reiten tragen. Grade um diese Zeit kam durch Wjatka ein Kosackenregiment, dessen Offiziere bei der Familie Durowa häufige Gäste waren.

Frl. Nadeshda ließ sich aber nie sehen; denn da sie sich entschlossen hatte, grade mit diesem Regimente zu entfliehen, so fürchtete sie später erkannt zu werden. Den 15. September 1806 verließen die Kosacken die Stadt und unsere junge Heldin wollte sie nach 2 Tagen, den 17. September, gerade an ihrem Geburtstage einholen.

Die Schilderung ihres Abschiedes vom Vaterhause ist sehr rührend. Gegen elf Uhr Abends nahm sie wie gewöhnlich vor der Nachtruhe Abschied von der Mutter, welche bewegt von der plötzlichen und ungewöhnlichen Zärtlichkeit ihrer Tochter, dieselbe auf die Stirne küßte und sagte: „Gehe mit Gott!" Nadeshda nahm dies Wort für ein gutes Zeichen und suchte ihre Kammer auf, in welche bald darauf, wie allabendlich ihr Vater zum „Gute Nacht" Gruß eintrat. Nach seinem Weggang kniete sie in tiefer Rührung vor dem Stuhle, auf dem er gesessen und küßte die Stelle, wo seine Füße gestanden, indem heiße Thränen aus ihren Augen quollen.

Etwas beruhigt entledigte sie sich ihrer Röcke, zog einen bereit gehaltenen Knabenanzug an, warf den Tscherkessen-Militärmantel um ihre Schultern, umgürtete sich mit einem schwarzseidenen Tuch und drückte auf ihr Haupt eine hohe Kosackenmütze mit roter Spitze; nun sie fertig war, versicherte sie ihr Spiegel, daß sie und ihr wahres Geschlecht unkenntlich seien.

Auf einem Hügel außerhalb der Stadt wartete bereits ein Diener mit dem Alkid. Der Diener in der Meinung, daß das gnädige Fräulein wie gewöhnlich einen Spazierritt machen wolle, kehrte auf ihr Geheiß nach dem Hause zurück.

Nun war Nadeshda frei.

„Es war eine kalte, helle Nacht, der Mond schien in seiner ganzen Fülle und der Weg ging durch einen dichten Fichtenwald. Umringt von der Stille des Waldes und der Finsternis einer kalten Herbstnacht, der Mond verbarg sich eben hinter Wolken", schreibt Durowa, „vertiefte ich mich in meine Gedanken. Nun bin ich frei und unabhängig! Ich habe mir das genommen, was mir und Jedem gehört, die Freiheit, diese edelste und kostbarste Himmelsgabe, welche nun mein Los und Lohn sein wird bis zum Grabe". Mit Tagesanbruch erreichte sie das Kosackenregiment und ließ sich seinem Obersten vorstellen, als Sohn eines Adligen, dessen

Vater ihn nicht zum Militärdienst lassen wollte und dem er deshalb heimlich entlaufen sei. Den Kosacken hatte sie vom ersten Augenblicke an gefallen.

Dieser 14jährige Knabe, wie sie das Mädchen nannten, schien ihnen so zart und jung, daß sie ihn sofort in ihren Schutz nahmen. Nun begann ein neues Leben für das junge Mädchen. „Den ersten Tag", erzählt sie selbst, „als die Kosacken ihr geliebtes Marschlied sangen „Mein Herz, du schönes Pferd", hatte mich die melancholische Weise des Liedes in traurige Stimmung versetzt; Erinnerungen und Heimweh bedrückten mein Gemüt und ich mußte mich auf den Hals meines Pferdes neigen, um die hervorquellenden Thränen vor meinen Kameraden zu verbergen; bald aber überwand ich diese Schwäche und legte mir still das Gelübde ab, fest und standhaft den Weg zu verfolgen, den ich mir freiwillig gewählt hatte.

Nadeshda marschierte während des ganzen Winters, machte alle täglichen Übungen mit, studierte fleißig und unermüdlich das Militärwesen und führte dabei das Leben eines gemeinen, streng arbeitenden russischen Soldaten.

Dieser Periode gedenkt sie in ihrer Autobiographie mit folgenden Worten, die sie an alle Frauen und Jungfrauen richtete: „Die Freiheit, diese köstliche Himmelsgabe, ist mir endlich für immer zu Teil geworden! Ich atme und genieße sie mit voller Seele. Mein ganzes Dasein ist erfüllt und belebt von ihrem Hauche! Ihr, meine jungen Freundinnen, Ihr allein könnt mein Entzücken verstehen und den Wert meines Glückes ermessen. Ihr, denen jeder Schritt beobachtet wird, Ihr, denen es nicht erlaubt ist, zu zweien ohne Mutter, ohne Aufsicht und Schutz ins Freie oder auf die Straße zu gehen; Ihr, welche von der Wiege bis zum Grabe in ewiger Abhängigkeit lebt und oft Gott weiß von wem! Ich wiederhole es, Ihr könnt mein Entzücken verstehen, als ich rings um mich her nur weite, ausgedehnte Felder, Wälder, Berge, Täler und Flüsse sah; überall durfte ich allein mich tummeln, ohne Jemand Rechenschaft ablegen oder irgend ein Verbot fürchten zu müssen. Ich hüpfte vor Freude umher bei dem Gedanken, daß ich mein Leben lang nicht mehr werde hören müssen: „Du mußt zu Hause bleiben, es ist für Mädchen nicht anständig, allein auszugehen". Nie mehr werde ich mit verweinten Augen am Fenster sitzen, um die von der Mutter bestimmte Zahl Spitzen zu klöppeln".

Dennoch gab es Zeiten, in welchen dem jungen, zarten Mädchen diese Freiheit und das Soldatenleben recht schwer wurde. Oft kam es vor, daß die Kosacken nicht das geringste zu essen fanden und Nadeshda mußte mit ihnen hungern; sie beschreibt eine solche Periode in ihrem Tagebuch:

„Wir sind hier (in einem littauischen Städtchen) schon länger als drei Wochen. Ich bin mit einer Uniform, mit Säbel und Pike ausgerüstet, letztere ist jedoch so schwer, daß sie mir wie ein großer Balken vorkommt. Ich bekam Epauletten aus Wolle, eine Mütze mit Pelz, ein Bandelier mit Patrontasche, gefüllt mit Patronen. Das sieht alles sehr gut und nett aus, aber, ach, wie schwer! Ich hoffe jedoch, mich an alles zu gewöhnen, außer an die grausam tyrannischen Stiefel; diese letztern sind wie von Eisen und seitdem ich sie trage, bin ich wie gefesselt von ihrer Schwere, wozu noch die großen klirrenden Sporen

beitragen. Jeden Tag todesmüde und hungrig, ergreife ich doch in der freien Zeit den Spaten, um die im Garten verbliebenen Kartoffeln auszugraben; die rohe Wirtin, bei der wir einquartiert sind, kocht sie dann wohl, schleudert sie mir aber in solcher Weise auf den Tisch, daß jedesmal die Hälfte zu Boden fällt. Welch böse Frau! Sie hat doch keinen Schaden davon, da die Kartoffeln nur in der Erde verfaulen würden."

Bei alledem verlor Nadeshda den Mut nicht; ja sie freute sich, als endlich das Regiment ins Ausland gegen Napoleon zog.

Den 22. Mai 1807 schrieb sie in Gutstadt in ihr Tagebuch:

„Zum ersten Mal sah ich und nahm Anteil an einer Schlacht! Wie falsche Vorstellungen hatte ich von solchem Gefecht, was Schrecken, Furcht und verzweifelte Tapferkeit betrifft. Unser Regiment zog einige Male in die Attaque, jedoch nicht das ganze, sondern jede Schwadron für sich. Ich zog mit jeder Schwadron, nicht etwa aus Tollkühnheit, sondern weil ich glaubte, dazu verpflichtet zu sein. Die Neuheit dieses Schauspiels fesselte meine ganze Aufmerksamkeit. Welch' ein fürchterliches, mächtiges Getöse der donnernden Kanonen, welch' ein Geheul und Zischen sausender Kugeln! Welch ein Anblick, die jagende Reiterei, die glänzenden Bajonette der Infanterie, der Trommelschlag und der feste, sichere Schritt, mit welchem unser Regiment so ruhig und furchtlos dem Feinde entgegenging. Alles dies erfüllte meine Brust mit nie gekannten Empfindungen."

Während eines Gefechts sah Nadeshda, wie einige feindliche Dragoner einen russischen Offizier durch Schüsse aus dem Sattel warfen und bereit waren, den schwer Verwundeten vollends niederzumetzeln. In demselben Moment flog die erst sechszehnjährige Jungfrau auf ihrem Pferde mit vorgestreckter Pike herbei, um die Meuchelmörder an diesem Verbrechen zu verhindern. Diese unerschrockene Kühnheit des jungen Kosacken jagte sie in die Flucht, indem sie ihr Opfer losließen und auseinanderstoben.

Nadeshda nahm mit aller Anstrengung den Geretteten auf ihr eigenes Pferd, ging nebenher und brachte ihn, des heftigen Kugelregens nicht achtend, ins Lager zurück.

Der Gerettete war Panin, Offizier, ein Glied einer der ersten aristokratischen Familien.

Die Beschwerden des Krieges erschöpften allmählich Nadeshda's körperliche Kräfte, aber nicht ihren Mut und ihre Ausdauer. Ihr starker Wille ließen sie Hunger, Kälte und Schlaflosigkeit leicht überwinden, ja selbst wenn längere Rast, oft an sumpfigen Orten, gehalten wurde und sie im Freien nächtigen mußte, hatte dies keinen Einfluß auf ihre Gesundheit.

„Es giebt aber Grenzen, welche der Mensch nicht im Stande zu überschreiten ist", schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ich fiel um vor Schlaf und Müdigkeit in feuchten, kalten Kleidern. Zwei Tage hatte ich weder gegessen, noch getrunken, ununterbrochen auf dem Marsch, und wenn auch immer zu Pferde, nur in der Uniform, dem kalten Winde und Regen ausgesetzt. Ich fühlte, wie meine Kräfte mit jeder Stunde abnahmen. Jeden günstigen Aufenthalt benutzte ich, stieg vom

Pferde, legte mich auf die Erde und schlief auch in derselben Sekunde ein. Beim Weitermarsch weckten mich meine Kameraden durch lautes Rufen; mit noch halbgeschlossenen Augen bestieg ich wieder meinen Alkid, meine schwere Pike nachschleppend. Dies wiederholte sich bei jeder, auch der kürzesten Rast, so daß endlich meine Kameraden die Geduld verloren und mir drohten, bei Wiederholung, im Felde mich meinem Schicksal zu überlassen. Der Wachtmeister brummte: „Warum kriechen auch diese jungen Hunde in den Dienst? Sie hätten besser in ihrem Neste bleiben sollen." So schlief und schlummerte ich denn auf meinem Pferde ein, mich bis zur Mähne meines Alkid neigend, um bald darauf mit Schrecken zu erwachen, da ich fürchtete, herunter zu fallen. Ich war oft meiner Sinne nicht mächtig. Meine Augen waren weit offen, und dennoch schien es mir, als schwankten und wechselten die Gegenstände um mich her wie im Traum. Die Ulanen nahm ich für das Gehölz und das Gehölz für Ulanen. Mein Kopf war fieberheiß, ich zitterte vor Kälte, denn Alles auf mir war durchnäßt bis auf den Leib."

Nadeshda machte auch die unglückliche und blutige Schlacht bei Friedland mit, wo mehr als die Hälfte ihres Regiments auf dem Felde blieb. Auch in dieser Schlacht zeichnete sie sich durch ungewöhnlichen Mut und Tapferkeit aus und rettete einem Ulanen mit eigener Gefahr das Leben.

Die Truppen kehrten endlich nach Rußland zurück und mit ihnen unsere Heldin, über die sich unterdes das Gerücht verbreitet hatte, daß sie nicht das sei, was sie scheine.

Das Gerücht drang sogar bis zum Kaiser Alexander. Dieser wollte Nadeshda persönlich kennen lernen und ließ sie in das damalige Hauptquartier des Generalfeldmarschalls Buxhöweden nach Witebsk bringen. Herr von Buxhöweden empfing sie mit den Worten: „Ich habe viel von Ihrer Tapferkeit gehört und Ihre Befehlshaber haben Sie mir aufs Beste empfohlen. Erschrecken Sie nicht, wenn ich sage, daß ich Sie zum Kaiser schicken muß. Seine Majestät wünscht Sie zu sehen. Fürchten Sie nichts, unser Kaiser ist voll Gnade und Großmut, das werden Sie selbst erfahren."

Sie erschrak aber dennoch, denn sie fürchtete, daß sie nun für immer von ihrem Regiment Abschied nehmen müsse. Der Feldmarschall beruhigte sie und übergab sie dem Flügeladjutanten des Kaisers, Saß, mit welchem Sie nach Petersburg fuhr.

Der Kaiser empfing das 17jährige Mädchen, welches die Ulanenuniform trug, aufs herzlichste. Sie erzählt: „Er nahm mich bei der Hand und führte mich bis zum Tisch, auf den er sich mit dem andern Arm lehnte. Er sprach leise mit mir in einem so milden Tone, daß meine Furcht völlig schwand und ich der Hoffnung wieder Raum gab. „Ich hörte," sagte der Kaiser, „daß Sie kein Mann seien, sondern ein Mädchen, ist es wahr?" Ich war nicht im Stande, gleich zu antworten, meine Hand zitterte in der seinen. Endlich sprach ich, ihn fest anblickend: „Ja, Eure Majestät, es ist wahr; ich bin kein Mann." Der Kaiser errötete bei meiner Antwort und ich fühlte, wie auch ich plötzlich rot wurde."

Der Kaiser fragte Nadeshda nach den Gründen, die sie zu solch' unge-

wöhnlichem Unternehmen bewogen hätten. Sie erzählte ihm offen alles, was uns schon bekannt ist.

Der Kaiser, ihre Unerschrockenheit lobend, fügte hinzu, daß sie in Rußland das erste Beispiel von weiblichem Heldenmut im Kriege gegeben habe; ihre Vorgesetzten hätten ihr das beste Lob gegeben und sich sehr günstig über sie geäußert, ja ihre Tapferkeit ohne gleichen begeistert gerühmt.

„Es ist mir lieb, all' dies glauben zu dürfen," setzte der Kaiser die Unterhaltung mit ihr fort, „es ist mein Wunsch, Sie zu belohnen und Sie mit Ehren in Ihr Vaterhaus zurückzuschicken, indem ...." Das Mädchen ließ den Kaiser nicht aussprechen; sie schrie laut vor Entsetzen auf und warf sich dem Kaiser zu Füßen: „Majestät, schicken Sie mich nicht nach Hause zurück! Es wäre mein Tod, mein unvermeidlicher Tod. Lassen Sie michst nicht bereuen, daß mich während des ganzen Krieges keine einzige Kugel traf. Berauben Sie mich nicht meines Lebens, Majestät! Es war mein freier Wille, es für Sie zu opfern." Nadeshda umfaßte die Knie des Kaisers. Derselbe, gerührt von solcher Ergebenheit, antwortete ihr: „Wenn Sie glauben, daß das Recht, die Uniform und die Waffen zu tragen, Ihnen hinreichender Lohn ist, so sollen Sie dieses Recht haben und sich fortan mit meinem Namen Alexander nennen dürfen. Ich zweifle nicht, daß Sie sich dieser Ehre würdig erweisen. Vergessen Sie keinen Augenblick, daß dieser Name stets rein sein muß; ich würde Ihnen nie verzeihen, wenn Sie denselben durch eine unehrenhafte Handlung beflecken."

Nach dieser Audienz ernannte der Kaiser Nadeshda Durowa zum Offizier in dem Mariupolsky'schen Ulanenregiment.

Einige Zeit darauf ließ der Kaiser Nadeshda noch einmal sich vorführen. Er begrüßte sie mit den Worten: „Man hat mir erzählt, daß Sie einen Offizier vom Tode gerettet, wie geschah dies?" Das Mädchen erzählte ihm den ganzen Hergang der Rettung Panin's. „Es ist eine bekannte Familie und Ihr Mut in diesem einzigen Falle giebt Ihnen schon für die ganze Kriegszeit Ehre; denn ihr Grund lag in der besten Tugend, dem Mitleide. Obschon die That an sich ein Lohn ist, so fordert doch die Gerechtigkeit, daß Sie auch denjenigen erhalten sollen, welcher Ihnen laut dem Kriegsstatute zukommt. Für Rettung eines Offiziers ist der St. Georg-Orden bestimmt."

Mit diesen Worten überreichte der Kaiser ihr den Orden und befestigte ihn eigenhändig in dem Knopfloch der Uniform. Von St. Petersburg aus fuhr das Mädchen zurück in ihr Regiment. Nach dritthalb Jahren machte sie endlich die erste Reise zu ihrem Vater. — Die Mutter war unterdessen gestorben. — Man kann sich leicht die Bestürzung und Freude des Vaters denken, als er in dem schmucken Ulanenoffizier seinen Liebling erkannte. Aber nicht lange verweilte sie im Vaterhause. Es zog sie wieder zur Armee, um so mehr, als das schreckliche Jahr 1812 begann und Alles, was nur waffenfähig war, zum Kampfe rief. Aus dem zarten Mädchen war nunmehr ein kräftiger und tüchtiger Eskadronkommandeur geworden.

Die alten schnurrbärtigen Ulanen hatten nicht den geringsten Verdacht, daß sie dem Kommando einer Frau gehorchen mußten. Oft geschah es, daß man in

ihrer Gegenwart ihre eigene Geschichte erzählte, natürlich mit vielen fantastischen Zusätzen und keiner hatte eine Ahnung, daß sich die Heldin der Erzählung unter den Zuhörern befand.

Das Tagebuch des Fräulein Nadeshda Durowa aus diesem Kriege faßt drei dicke Bände. Wir entnehmen demselben, daß sie fast alle Schlachten mitmachte und sich überall in erster Reihe furchtlos den Gefahren aussetzte. Einige flüchtige Skizzen aus ihrem Tagebuche können uns einen Begriff von ihrem damaligen Leben geben. So ist ihre Erzählung rührend, wie sie einst ganz erschöpft vom langen Marsche, auf dem sie drei Tage und drei Nächte die Augen nicht schloß, in ihrer Wohnung ankommend einschlief und kaum mehr zu erwecken war: „Ich war nicht mehr im Stande, es auszuhalten,“ schreibt sie, „ich war früher als das Regiment im Städtchen eingetroffen und eilte in ein Haus, um mich eine halbe Stunde durch Schlaf zu erfrischen. Ich sandte meinen Ulanen auf die Straße und befahl, mich bei Ankunft des Regiments sofort zu wecken. Während die Wirtin das Essen fertigte, legte ich mich aufs Bett, wo ich augenblicklich einschlief und Alles um mich her vergaß. Ich erwachte spät in der Nacht und wunderte mich, daß man mich so lange hatte schlafen lassen. Im Zimmer war es ganz finster und still. Ich stand schnell auf und rief laut nach meinem Soldaten.“

„Ist denn das Regiment noch nicht eingetroffen?“ fragte ich, sobald derselbe erschien. Er antwortete, daß unser Regiment außerhalb des Städtchens lagere, aber daß ein anderes, ein Dragonerregiment, angekommen sei.

„Warum haben Sie mich nicht geweckt?“

„Das war unmöglich! Sie schliefen wie ein Toter. Anfangs suchten wir Sie sanft zu wecken, nachher stießen und schüttelten wir Sie an Armen und Schultern, setzten Sie aufrecht, trugen das brennende Licht vor Ihre Augen, begossen Sie sogar mit kaltem Wasser. Aber alles half nichts; Sie haben sich nicht einmal gerührt. Die Wirtin, welche Zeugin war, weinte, wie wir Sie wieder in's Bett brachten. „Armes Kind“, sagte sie, „er scheint tot. Warum nimmt man auch so junges Blut in den Dienst?“ Sie beugte sich zu Ihnen und horchte, ob Sie noch atmeten.“

An einer anderen Stelle des Tagebuches heißt es: „Ich weiß nicht, was ich thun soll; ich fürchte, daß ich endlich ganz entkräftet werde. Und ach, später wird man es nicht den unmäßigen Anstrengungen und Beschwerden, sondern der weiblichen Schwäche zuschreiben.“

Mein ganzes Innere brennt vor Durst; Wasser ist nirgends zu haben, außer in den Gräben zu beiden Seiten des Wegs. Ich stieg vom Pferde, und mit der größten Mühe gelang es mir, ein wenig grünes, abgestandenes Wasser daraus zu schöpfen. Mit diesem Schatz ritt ich 5 Werste und konnte mich weder entschließen, es zu trinken, noch es wegzuschütten. Aber wozu zwingt uns nicht die Not. Ich trank endlich diese teuflische Flüssigkeit aus....“

Bei Smolensk nahm sie Anteil an der Schlacht gegen Napoleon und war in der größten Gefahr. Als einst ihre Schwadron zurück lief, um den Feind in

die russische Armee zu ziehen, blieb sie, sich auf die Geschwindigkeit ihres Pferdes verlassend, zurück um eine Schwadron zu decken.

Hinter sich hörte sie das Getrabe von Pferden und rückwärts schauend, erkannte sie vier feindliche Dragoner, welche nur um Armeslänge entfernt von ihr, sie mit den Säbeln erreichen konnten. Sie aber wandte sich schnell um, kämpfte mit ihnen und wurde gerettet.

Nichts erschütterte ihren Mut. Nach der fürchterlichen Schlacht bei Borodino schreibt sie:

Den 26. August. „Ein höllischer Tag! Ich bin fast betäubt worden von dem wilden unaufhörlichen Getöse der beiderseitigen Artillerie. Auf die Gewehrkugeln, welche zischten und heulten und uns wie ein Hagel überschütteten, achteten selbst die kaum, welche von ihnen verwundet wurden" u. s. w. In dieser Schlacht wurde Nadeshda Durowa von einer Kanonenkugel gestreift und am Fuße verwundet. Sie kämpfte jedoch weiter, bis sie niedersank und mit andern Verwundeten in's Lazaret befördert wurde.

Wieder entlassen verfolgte Nadeshda als Rittmeister mit ihrem Regiment die traurigen Reste der Armee Napoleon's. So stand sie vor Hamburg, als die Nachricht anlangte, daß Paris eingenommen. Nun entstand für kurze Zeit Frieden. — Nadeshda Durowa machte mit einigen Waffengefährten eine Reise nach Dänemark und Holstein. Ihre Beschreibung dieser Reise ist sehr interessant und zeigt uns nicht nur ihr schriftstellerisches Talent, welches sich später immer mehr entwickelte, sondern auch ihr feines weibliches Gefühl, welches sie stets vor allen Rohheiten und Grausamkeiten des Kriegslebens bewahrt hatte. „Holstein, du schönes Land, du gastfreundlicher Boden!" lesen wir weiter in ihrem Tagebuche; „niemals werde ich deine Gärten, Blumenbeete, deine glänzenden kühlen Säle, die Redlichkeit und Gutherzigkeit deiner Bewohner vergessen können. Ach, die Zeit, welche ich in diesen blühenden Gefilden verlebte, war die glücklichste meines Lebens." . . .

Und ein andermal schreibt sie: „Ich begab mich zum Obersten, ihm meldend, daß das Regiment zum Ausmarsch gerüstet sei. Der Oberst stand vertieft in Gedanken, grade vor seinem Spiegel, sich das Haar kämmend; er schien meine Meldung zu überhören, plötzlich sagte er: „Melden Sie, daß das Regiment ausmaschiere; ich werde noch eine halbe Stunde hier verweilen;" bei den letzten Worten seufzte er. Ich erlaubte mir die Frage: „Warum seufzen Sie, Herr Oberst? Kehren Sie denn ungern in das Vaterland zurück?"

Statt jeder Antwort seufzte er nochmals; zugleich bemerkte ich die jüngste Baronin, eine der Wirtinnen unseres Obersten, ein reizendes Mädchen von etwa 24 Jahren, mit verweinten Augen. Jetzt erriet ich den Grund, warum ihm das Scheiden so schwer fiel . . . ja, wenn Liebende sich trennen müssen, erscheint die Heimkehr gleich einer Verbannung. Merkwürdig psychologische Feinheit bewies Nadeshda Durowa, indem sie einmal äußert, „sie fühle sich dann nur als Frau, wenn sie als Kavalier andern Damen ihren Platz abtreten müßte und deren verschiedene Wünsche und Aufträge zu erfüllen habe. —

„Diese meiner angenommenen Kleidung und Stellung schuldige Pflicht gefällt mir gar nicht.

„Beim Tanzen schelte ich in Gedanken meine Dame, wenn diese mit mir zu flüstern beginnt, mich zu oft ansieht, besonders wenn ihr Blick mich mit dem Ausdruck der Liebe und Sehnsucht trifft, welcher für einen wirklichen Mann wohl sehr wertvoll gewesen wäre, aber für mich . . . Mir schien dann immer, als erkenne man mich und wollte meiner spotten. Nichts ärgerte mich mehr, als wenn ich ermüdet von einem langen Walzer mich kaum gesetzt, und plötzlich einer meiner Kameraden mir seine Dame zuführt mit den Worten: „Deinen Platz abtreten, Bruder." La rage au coeur stehe ich auf, Säbel und Sporen vergessend, möchte ich mich auf mein eigenes Recht berufen, muß aber, die Stirn runzelnd, doch den Stuhl weggeben!"

Manche Frau und Jungfrau fühlte ihr Herz für den jungen, flotten, wenn auch bartlosen Offizier entbrannt, und erklärte sich ihm, um Gegenliebe flehend.

Dann hatte sie immer einen moralischen Kampf zu überwinden, Mitleid für die Betörten, die sich nur zu leicht von einer Uniform täuschen ließen, und nicht ahnten, was sie in Wirklichkeit war.

Fast neun Jahre hatte Nadeshda Durowa im Militärdienst zugebracht. Sie wurde von Kameraden, wie von Untergebenen und den hohen Behörden geachtet und geliebt und wußte diese ganze Zeit hindurch ihr Geschlecht auf's strengste zu verbergen, sowie ihre Unschuld und Tugend in steter Männergesellschaft zu bewahren. Sie vernahm ringsum die rohen Scherze der Kosacken, die zweideutigen Ausdrücke ihrer Gefährten, sie sah ihr oft rohes Benehmen. All' dieses bedrückte ihr jungfräuliches Herz; doch vermochte nichts ihr weibliches Schamgefühl zu ertöten.

Nachdem es Frieden geworden und Nadeshda gehört hatte, daß ihr Vater schwach und hinfällig sei, entschloß sie sich, ihren Abschied zu nehmen und in ihre Heimat zurückzukehren, um den Vater zu pflegen. Werfen wir einen Blick in ihr Tagebuch, und wir werden sehen, wie schwer ihr dieser Entschluß wurde, allem, was ihr so teuer war, für immer zu entsagen.

„Mir scheint es fast ein Unrecht, dem militärischen Berufe untreu zu werden, besonders in meinem Alter." (Sie war damals 25 Jahr alt.) „Was werde ich zu Hause thun? Soll ich so früh zu der monotonen Beschäftigung in der Wirtschaft mich verurteilen? Aber meinem Vater wird es wohl thun; sein Alter heischt es. Nun wohl, so muß ich allem Lebewohl sagen, dem glänzenden Degen, dem schönen Pferd, den Freunden, dem lustigen Leben, dem Exerzieren, den Paraden, den Pferderennen, blutigen Schlachten, allem, allem. Alles verschwindet, als wäre es niemals dagewesen und nur unvergeßliche Erinnerungen werden mich an die wilden Ufer der Kama begleiten, in die Heimat, in der ich meine Kindheit zubrachte, wo in mir der Plan, zu diesem außergewöhnlichen Unternehmen reifte. Glück, Ruhm, Gefahren, Geräusch, Glanz, Leben voll sprudelnder Thätigkeit, — lebet wohl!"

Nadeshda Durowa lebte von nun an bei ihrem Vater in Zurückgezogenheit. Ihr weiteres Leben ist nicht minder reich an Erlebnissen und interessanten Episoden, wenn es auch der bisherigen hohen dramatischen Bedeutung entbehrt. Reich begabt

von der Natur, begann Nadeshda jetzt ihren Geist auszubilden und widmete ihr Streben fortan der Litteratur.

Sie wurde eine der hervorragendsten Schriftstellerinnen ihrer Zeit. Als solche begann ihre Laufbahn im Jahre 1836. Sie gab zunächst die Erinnerungen an ihr stürmisches Leben heraus, unter dem Titel: „Fräulein Kavalleristin“. Selbstverständlich ist dieses Tagebuch von hoher Bedeutung und dient nicht nur zur Erläuterung des Lebens dieser russischen Jeanne d'Arc, sondern auch zur Charakterisierung vieler Personen und Ereignisse jener denkwürdigen Zeit des napoleonischen Krieges, da die Verfasserin alles miterlebt und selbst an der Spitze der russischen Armee unter dem berühmten Feldherrn Kutusow gekämpft hat, mit dem sie als dessen Ordonnanz näher bekannt war und welcher ihr väterliche Zuneigung zeigte. Im Jahre 1839 erschien ein Nachtrag zu ihrem Tagebuche. — Außerdem schrieb sie noch viele Romane und Erzählungen für die damaligen besten russischen Zeitschriften, wie die „Lesebibliothek“, herausgegeben von Sennowsky, „Vaterländische Schriften“, Jahrgänge 1837, 1838, 1839. Die bekanntesten von ihren Werken sind „Gudischky“ (Die Bauerngeige), „Pavilion“, „Helene“, „Jartschuk“, „Der Graf Mawritry“, „Ein paar Worte aus dem Lebenswörterbuch“ u. a. m.

Es ist unglaublich und empörend, daß diese herrliche Frau im Jahre 1866 in äußerster Armut im Rang als Stabs-Rittmeister starb. *)

Nachschrift.

Das Beispiel dieser Frau dient wieder als Beweis, daß bei fester Willenskraft auch für eine Frau alles möglich zu erreichen sei, was ein Mann erreichen kann, wenn es selbst wie bei dem Kriegshandwerk gegen ihre Natur geht, und daß sie, trotz Schwierigkeiten und Hindernisse, gegen die Schwäche des weiblichen Geschlechtes herrschende Vorurteile zu besiegen versteht und daß sie, wenn eine höhere Pflicht ruft, dem Ruhm zu entsagen vermag, um der pflegenden Liebe zu leben und aus der Welt in das Haus zurückzukehren.

Ähnliche Erscheinungen finden wir unter den Patriotinnen von 1813. Frankreich hatte seine Jeanne d'Arc und Italien die Gemahlin Garibaldi's „Annita“, die an der Seite ihres Gatten alle Kämpfe in Amerika und in Italien mitmachte. Auch die neueste Zeit nennt uns solche Beispiele: Bei Gelegenheit der Fahnenweihe des Raaber Veteranenvereins, welche 1888 gefeiert wurde, erregte eine Frau großes Aufsehen, weil sie die Oberlieutenants-Uniform der 1848/49er Honveds, und zwar mit vollkommener Berechtigung, trug; sie hat den ganzen ungarischen Freiheitskampf mitgemacht und an neun Schlachten und Gefechten teilgenommen. Im Jahre 1830 in Agram als die Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes Namens Lebstück geboren, verlebte sie ihre Jugendjahre bei Verwandten in Wien und nahm dort im Jahre 1848 an den Straßen- und Barrikadenkämpfen lebhaften Anteil. Nach der Einnahme von Wien gelang es ihr,

*) Aus Durowa's Selbstbiografie von Jakob Priluker.

nach Raab zu flüchten, und hier stellte sich das siebzehnjährige Mädchen in die Reihen der ungarischen Vaterlandsverteidiger. In der Schlacht bei Kapolna überwältigte sie zwei Kürassiere, und wurde aus diesem Anlasse zum Lieutenant ernannt. Bei Verpelet wurde sie schwer verwundet und lag lange Zeit im Tißafüreder Spital. Wieder dienstfähig, wurde sie den Miklos-Husaren zugeteilt und brachte unter vielfachen Gefahren und Scharmützeln einen Wagenzug mit Proviant und Munition glücklich in das belagerte Komorn. Für diese That ernannte sie der Kriegsminister zum Oberlieutenant. Nach dem Freiheitskriege war sie eine Zeit lang in der Arader Festung gefangen. Nach ihrer Freilassung wandte sie sich nach Raab und verheiratete sich daselbst. Heute lebt sie bei ihrem in Neupest ansässigen Sohne.



Caroline Pichler

geb. 1769, gest. 1843.

Ein Zeit- und Familiengemälde aus dem Uebergang vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Eine der fruchtbarsten Schriftstellerinnen Österreichs war Caroline Pichler. Ihr Lebensbild entlehne ich der Autobiographie, welche sie unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten aus meinen Leben" in 4 Bänden 1844 im Verlage von A. Pichlers sel. Witwe in Wien herausgegeben hat.

Caroline entstammte einer wohlhabenden Familie des Mittelstandes. Von ihres Vaters Eltern erzählt sie, ihr Großvater habe die Kunst so sehr geliebt, daß er den Überschuß seiner Einkünfte auf eine Sammlung von nicht unbedeutenden Gemälden in seinem eigenen Hause verwendet habe. Dieser Großvater starb in der Blüte seiner Jahre und ihr Vater, der bei dessen Tode ein halberwachsener Knabe war, wurde von seiner Mutter, einer raschen, thätigen Frau allein erzogen. Sie verstand Latein und war so gebildet, daß sich unter ihrer Leitung des Sohnes vorzüglicher Geist glücklich entfalten konnte. Gern hätten die Jesuiten ihn zum Priester gemacht, allein voll Lebenslust und unabhängig durch den Besitz eines, wenn auch nicht großen, Vermögens studierte er die Rechte und erhielt eine Hofstelle in der böhmischen Kanzlei, deren Chef Graf Rudolf von Chotek war. Dieser behandelte den ebenso geschickten sittlichen jungen Mann, der zugleich ein heiter gebildeter Gesellschafter war, mit vorzüglicher Achtung. Greiner dichtete und seine Lieblingsunterhaltung war die Musik. Carolinen's Mutter war die Tochter eines hannoveranischen Offiziers, dessen Frau bei der Geburt dieses Kindes gestorben

war. Der Vater nahm das kleine, kaum 5jährige Mädchen mit sich und dem Regimente, zog mit ihm auf ungarische Dörfer umher und kam zuletzt nach Wien in den Garnisondienst. Hier erkrankte er schwer und starb nach kurzer Zeit, das Kind unter lauter fremden Menschen andern Glaubens, denn er war protestantisch, im fremden Lande zurücklassend. „Armes Kind, was wird aus Dir werden?“ waren seine letzten, schmerzlichen Worte zu der kleinen Charlotte.

Aber auf wunderbare Weise wurde dem Kinde ein Los bereitet, wie es bei Lebzeiten der Eltern kaum zu erhoffen war.

Eine Kammerfrau der Kaiserin Maria Theresia erfuhr eines Abends in einer Gesellschaft durch einen Offizier aus Wolfenbüttel, daß ein Kamerad gestorben sei, der ein fünfjähriges, hülfloses Töchterchen zurückgelassen habe. Noch am selben Abend erzählte die Kammerfrau ihrer kaiserlichen Gebieterin beim Auskleiden diese Begebenheit.

Die Kaiserin wurde von Mitleiden für das arme Mädchen erfaßt und sagte: „Ich will das Mädchen holen lassen, sorge dafür, daß sie mir gebracht wird.“

Die Offiziere wollten jedoch das Kind nicht so leicht herausgeben, weil sie fürchteten, daß es Katholikin werden sollte; sie verbargen es in einem Hause der Vorstadt; doch Maria Theresia wußte es aufzufinden, es wurde an den Hof gebracht und unter Aufsicht eines alten, sehr würdigen Fräuleins von spanischer Abkunft, Isabella Duplessis in all den Fertigkeiten unterrichtet, die man damals von einem Mädchen forderte.

Der lebhafte und durchdringende Geist der Kleinen dürstete aber nach Kenntnissen und gründlicher Erklärung der Dinge, die sie um sich sah und strebte weit hinaus über den ihr gegebenen Unterricht.

Sie wurde die Spielgefährtin der Kaiserlichen Prinzessinnen und lernte in diesem ungezwungenen Zusammensein diejenigen genau kennen, die später die ersten Throne Europa's einnahmen.

Sie wurde später zur Vorleserin der Kaiserin bestimmt und zur Vorbildung der Oberhofmeisterin Gräfin Fuchs übergeben, bei welcher sie sich im Lesen von Druck- und Handschriften üben mußte. Schon als sie 13 Jahr alt war, fand man sie klug genug, diesen Dienst anzutreten, welchen sie mit anderen älteren Kammerfrauen teilte. Außer, daß sie vorlesen mußte, brachte ihr Amt mit sich die Toilette der Kaiserin und ihre persönliche Bedienung abwechselnd mit den andern zu besorgen.

Die Lektüre der Kaiserin bestand jedoch nicht in Unterhaltungsschriften, sondern in Berichten, Depeschen, kurz in Staatsangelegenheiten, über welche die Monarchin selbst entschied und in denen sie unermüdlich täglich und allabendlich mehrere Stunden arbeitete. Charlotte mußte ihr vorlesen und Sekretairsdienste thun. So kamen manch wichtige Geheimnisse in die Hände des jungen Mädchens, aber ein frühreifer Geist, bei dem die einsame Stellung ohne Blutsverwandte und Freunde auf einer Höhe, die von vielen beneidet wurde, die angeborene Urteilskraft und den Beobachtungssinn schärfte, gaben ihr die Kraft und die Verschwiegen-

heit, welchen ihr Platz erforderte und welche ihr das Vertrauen der Fürstin bis zu deren Tode sicherte.

Obgleich ich die Biographie der Tochter schreiben will, glaube ich, es dürfte von Interesse für die Leserinnen sein, noch einiges aus dem Leben der Mutter am Hofe der Kaiserin zu erfahren, da die erstere in ihrer ganzen Entwickelung und Geistesbildung vom höchsten Einfluß auf die Tochter geworden ist.

Maria Theresia führte ein äußerst thätiges und sehr regelmäßiges Leben. Um 5 Uhr im Sommer, im Winter um 6, stand sie täglich auf und es war Etiquette, daß die Kammerdienerin, welche sie zum Ankleiden befahl, schon frisiert, im seidenem Kleide, ja selbst im Reifrock, der aber zum Negligee nur von kleinerem Umfange war, vor der Fürstin erscheinen mußte. Charlotte war besonders angestrengt, da während alle anderen Zofen abwechselten, sie jeden Morgen die Kaiserin frisieren und ihr den Kopfputz anfertigen mußte und jeden Abend Geschäftsschriften in den verschiedensten Sprachen vorzulesen hatte, welche in den weiten Provinzen der Erbstaaten gesprochen wurden: deutsch, italienisch, französisch, lateinisch, ungarisch rc. So bildete sich im steten Umgang mit der wahrhaft großen Kaiserin, von ihrem Beispiel ermutigt, von ihrer Zufriedenheit oder ihrem Tadel geleitet, der von Natur kräftige Geist und gesunde Körper Charlottens in einer Weise aus, der sie bis in ein hohes Alter zum Gegenstand der allgemeinen Achtung und des Erstaunens Vieler machte.

Maria Theresia forderte viel von ihren Dienerinnen, dafür umgab sie sie aber mit Glanz, Wohlstand und Ansehen und sie standen alle unter einer Art von häuslicher und mütterlicher Aufsicht. Sie mußten melden, wenn sie ausgehen wollten, und bemerken, wohin; dann wurde die Hofequipage angespannt, die sie hin- und zurückbrachte. In Gesellschaften gebührte ihnen der Rang einer Hofrätin. Ihre Besoldung war mäßig; aber die Freigebigkeit der Monarchin bedachte sie so reichlich, daß sie stets geschmackvoll und glänzend erscheinen und ihr Gehalt zurücklegen konnten. In ihrem Zimmer durfte sie Besuche von Damen und Herren empfangen, jedoch von unbescholtenem Rufe und die Kaiserin mußte davon benachrichtigt werden. So hatte Charlotte auch ihren Gatten kennen gelernt, der bei der böhmischen und österreichischen Kanzlei als Sekretär angestellt war; es entspann sich ein zärtliches Verhältnis, das sich jedoch noch mehrere Jahre in die Länge zog, bis die Kaiserin ihre Einwilligung gab, eine so treue und geschickte Dienerin zu entlassen. Die Heirat fiel grade in die Zeit der Trauer um den Tod des Kaisers, den ein Schlagfluß plötzlich getötet hatte. Am Tage der Hochzeit durfte die Braut die Trauer ablegen, mußte sich in ihrem Staat vor der Kaiserin zeigen, welche zu dem eigenen nicht unbedeutenden Schmuck noch einige Geschenke fügte und ihr eine Perlenschnur von unschätzbarem Werthe um den Hals band, die jedoch nach der Trauung von der Braut an die kaiserliche Schatzkammer zurückgegeben werden mußte. Die Ceremonie wurde im Schlosse vollzogen und die Oberhofmeisterin der Kaiserin führte als Brautmutter Charlotte an den Altar. Nun begann für die junge Frau im Hause ihres Gatten eine neue Welt. Man

konnte sich keinen größeren Unterschied denken, als zwischen ihrem Leben an einem der geräuschvollsten Höfe Europa's und dem ihrer Häuslichkeit.

Ein Jahr später, im Jahre 1769 am 7. September wurde Caroline geboren und zwar als Zwillingsschwester eines starken und schönen Knaben, der jedoch noch vor dem ersten Jahre starb. Als Caroline 3 Jahr alt war, bekam sie noch ein Brüderchen, das Xaver genannt wurde.

Caroline war ein lebhaftes, munteres Kind, sie lernte leicht und faßte schnell, aber sie hatte keine Ausdauer und zog das Spielen dem Arbeiten vor. Vom sechsten Jahre an erhielt sie die vortrefflichsten Lehrer in Religion, Klavier, Zeichnen, Lesen und Schreiben.

Ihr Vater war indessen von der Kaiserin Maria Theresia zum Hofrat und geheimen Referendar ernannt worden. Sie schenkte ihm viel Vertrauen, ließ sich von ihm in Privataudienzen die wichtigsten Dinge vortragen, hörte seine Meinung und seinen Rat, oft auch seinen Widerspruch mit Zutrauen und Geduld.

Die Gunst der Monarchin verbreitete einen bedeutenden Glanz über Carolinens Elternhaus, welches durch beträchtliche Besoldung und eigenes Vermögen sehr schön und gut eingerichtet war. Die kaiserlichen Hofräte hatten freie Wohnung und so bezog die Familie im Jahre 1776 ein stattliches und geräumiges Haus. Hier genoß Caroline eine überaus glückliche Jugend.

In den großen Sälen war die Bildersammlung ihres Großvaters untergebracht; zahlreiche Gesellschaften wurden gastlich gegeben, ein stehendes Theater zu Aufführungen und Konzerten wurde errichtet und die kleine Caroline wurde nicht allein zu munteren mutwilligen Rollen herangezogen, sondern mußte sich auch auf dem Klavier mit vollem Orchester vor den Gesellschaften hören lassen. Natürlich wurde das Kind als Tochter vom Hause beklascht, belobt und bewundert, wodurch sie nicht geringes Selbstbewußtsein erhielt.

Sie war 8 Jahr alt, als sie dem Tode zum ersten Mal in's Antlitz schaute. Die Mutter ihres Vaters, welche bei ihm gewohnt, aber schon lange gekränkelt hatte, war gestorben. Bei dieser Großmutter, welche von einer bejahrten Verwandten gepflegt wurde, hatten Caroline und ihr Bruder die schönsten Stunden verlebt und es änderte sich jetzt vieles, indem dieses Haus verlassen wurde, um ein anderes, schöneres und äußerst geräumiges zu beziehen. Caroline erhielt eine Altersgenossin, ein armes Mädchen zur Gespielin, ihr Bruder einen Hofmeister. Es wurde ein glänzender Haushalt geführt mit vielen Dienern, Equipagen und Reitpferden. Täglich fanden sich abends zahlreiche Gesellschaften ein und oft kamen Gäste zu Mittag.

Obgleich viel und wichtig beschäftigt, fand der Vater noch immer Zeit, in Pastell zu malen, artige Lieder zu dichten und Musik zu treiben. Die Mutter dagegen hatte einen ausschließlichen Hang zu ernsten Wissenschaften. — Sie trieb Naturgeschichte, Naturlehre, sogar Astronomie; sie strebte danach, die Religionen und Mythen alter und neuer Völker kennen zu lernen. Sie behauptete, daß die

Frauen ursprünglich von der Natur und Vorsehung zur Herrschaft bestimmt gewesen seien, und daß das männliche Geschlecht seine Vorrechte kraft seiner größeren physischen Kräfte usurpiert hätte. Sie wurde hierin noch bestärkt, als sie ein Buch las: „Sur les droits des femmes, par Mme de Wolstonecraft.“ Bald wurde das Elternhaus der Sammelplatz aller Schöngeister, Künstler und Gelehrten. Wer von Bedeutung nach Wien kam, wurde in ihr Haus eingeführt. Alles, was von neuen Dichterwerken im In- und Auslande erschien, wurde hier zuerst bekannt, gelesen und besprochen. Bei solcher Umgebung und angemessenen Erziehung ist es nicht erstaunlich, daß die kleine Caroline schon mit 10 Jahren Gedichte zusammenreimte, welche die Aufmerksamkeit auf sie lenkte und Veranlassung gab, sie dem Bruder als Beispiel aufzustellen, dessen Geist weniger Vorzüge besaß.

Die Mutter besuchte noch oft den Hof und durfte der Monarchin in „der Kammer“ aufwarten und bei diesen Besuchen nahm sie ihre Kinder öfters mit. Caroline erzählt in ihrer Biographie: „So sah ich oftmals den glänzenden Hof der regierenden Frau, sie und viele ihrer schönen Kinder, die damaligen Erzherzoge Max und Ferdinand, die Erzherzoginnen Marianne, Christine, Elisabeth 2c. Lebhaft steht die Gestalt der großen Frau vor mir, die trotz ihres vorgerückten Alters und ihrer durch die Blattern damals zerstörten Schönheit, eine Majestät mit Huld und Freundlichkeit verbunden besaß, welche unwiderstehlich anzog. Wie manchesmal redete sie freundlich zu mir, ließ sich herab, mir Spielzeug zu schenken, und dessen Gebrauch zu zeigen. In Laxenburg und wohl auch in ihren anderen Schlössern hatte sie, da ihr das Treppensteigen beschwerlich zu werden anfing, sich eine Maschine machen lassen, welche in einem Kanapée bestand, auf dem sitzend sie mittelst eines leichten Mechanismus in das obere Stockwerk hinaufgehoben oder in das untere hinabgelassen werden konnte. Höchst wunderbar und unterhaltend war es mir, wenn sie zuweilen sich mit meiner Mutter auf eines jener Sofa's setzte, mich zwischen ihnen beiden stehen hieß und ich mich nun wie durch Geisterhände emporgehoben und in ein anderes Zimmer versetzt fand. — Einmal saß die Kaiserin nach einer glänzenden Schlittenfahrt Knötchen schürzend (ihre gewöhnliche Handarbeit), welche zur Verzierung von Kirchenornaten verwendet wurden, am Fenster und ich befand mich allein in der Stube bei ihr. Da rief sie mich und gab mir einen Auftrag an eine ihrer Kammerdienerinnen im vordersten Zimmer. Ich, ein Kind von 8—9 Jahren, eilte geschäftig hinaus, glitschte aber auf dem Parkett aus und fiel im vordersten Zimmer der Länge nach hin. Sogleich schickte die gütige Monarchin ihre Kammerfrau, um zu sehen, ob mir nichts widerfahren wäre, ließ mich zu sich hineinführen, befragte mich selbst, und da das ganze geschehene Unglück in einem zerbrochenen Fächer bestand, den ich in der Hand gehabt hatte, schien sie sehr erfreut und schenkte mir einen andern, den ich noch als Andenken jenes kleinen Vorfalls und der Huld Maria Theresia's heilig halte.“

Aber es kamen auch trübe Zeiten für Caroline und ihre Eltern. Ihr Bruder und eine jüngere Schwester erkrankten an den Blattern, das Schwesterchen

starb und der Bruder genas langsam. Auch in dieser Zeit bewies sich die Kaiserin teilnehmend, wie ein Brief beweist, den ich in der Schreibweise des Originals hier wiedergebe:

„Ich empfinde beeder Ältern Schmertz, wie glücklich ist die Kleine, hat ihre „Carrière bald gemacht in unschuld. Von dem muß man sich occupiren, „nicht von dem Verlust; was haben wir mit unserm langen Leben vor Nutz „und Freud, was für Verantwortung? da ist zu zittern; Gott erhalte ihm „seinen Kleinen.“

Aber auch diese traurige Zeit ging vorüber; noch im Winter 1780 traf erschütternd die Nachricht von dem Tode der Kaiserin Maria Theresia, welche nach kurzem Leiden am 29. November 1780 zwischen 8 und 9 Uhr des Abends gestorben war. Mit ihrem Tode trat ein Wendepunkt in der Geschichte Österreichs ein, von welchem auch die Beamten betroffen wurden. Kaiser Joseph schaffte nämlich die sogenannten Hofquartiere ab, und so mußten die Eltern Carolinens eine Wohnung auf eigene Kosten nehmen, die jedoch nicht minder schön und glänzend war und in welcher sie ihr gastliches Leben fortsetzten.

Indes entwickelte sich Caroline, welche neben vielen anderen auch die lateinische Sprache erlernte und sich mit immer mehr ausgesprochener Neigung den dichterischen Versuchen zuwandte. Sie fing an viel zu lesen; der Hofmeister ihres Bruders, Herr Haschka, unterrichtete sie in den schönen Wissenschaften; sie las bei ihm Virgil, eine deutsche Übersetzung des Theokrit, Voß, Geßner u. A. m. und mußte sich im Stil und Vortrag üben. So hatte sie ihr 15. Jahr erreicht und es begann die Epoche in ihrem Leben, in dem ihr Herz zum ersten Mal erwachte. Der Sohn einer befreundeten Familie, Herr v. H., ein hübscher Jüngling, 8—9 Jahr älter als sie, hatte durch sein liebenswürdiges Wesen und sein meisterhaftes Violinspiel ihre Neigung gewonnen. Es entwickelte sich ein Verhältnis, das drei Jahre lang bestand, doch allmählich erkannte Caroline, daß die Ansichten ihres Verlobten über die heiligsten Dinge nicht zu den ihrigen paßten, und so entschloß sie sich das Verhältnis zu brechen, um nicht ihre ganze Zukunft an der Seite eines Mannes zu gefährden, dessen Charakter ihr keine Sicherheit bot. —

In jener Zeit hatte die Gährung in den politischen Ideen ihren höchsten Punkt erreicht. Die Revolution brach in Paris aus. Auch in Österreich machten sich diese Erschütterungen und Umgestaltungen fühlbar. Oppositionen gegen den Monarchen, seine Maßregeln und Anordnungen sprachen sich überall laut aus. Während dieser unruhigen Stimmung hatte der Türkenkrieg in Ungarn mit sehr wechselndem Glücke fortgedauert. Schlachten wurden verloren; die Einschließung der festen Plätze mißlang; verderbliche Rückzüge schwächten das Heer, von dem ohnedies ein großer Teil durch das ungesunde Klima erkrankt in den Spitälern zu Grunde gegangen war. Kurz, der Feldzug von 1788 unter des Kaisers und Feldmarschalls Lascy's Führung war ein durchaus mißglückter. Der Monarch kehrte im Winter nach Wien zurück und brachte einen Keim des Übels

mit sich, das seinem Leben wenige Jahre darauf viel zu früh für seine Staaten und seine Entwürfe ein Ende machte. Da ging im Frühjahr 1789 Laudon in den Kampf; es ist bekannt, daß das Glück und der Sieg seinen Feldzug begleiteten und daß die Eroberung von Belgrad, welches 50 Jahr für Österreich verloren gewesen, den siegreichen Schluß des Krieges bildete. Dies Ereignis und die Begeisterung, mit der Laudon bei seiner Heimkehr in Wien empfangen wurde, hatten Caroline den Stoff zu mehreren Dichtungen gegeben.

Im folgenden Jahr am 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph. Der edle Fürst war zuletzt noch von einem schmerzlichen Schlage in seinem Hause betroffen, indem die Gemahlin seines Neffen und Nachfolgers, Kaisers Franz, die liebenswürdige Elisabeth von Würtemberg, zwei Tage vor ihm an den Folgen einer schweren Niederkunft starb.

Für Caroline begann jetzt ein neuer Lebensabschnitt. Sie liebte einen jungen Offizier, doch erfuhr sie, daß sein all zu schwaches Herz keiner dauernden Liebe fähig sei. Sie fühlte sich überaus unglücklich. Sie hatte geglaubt bald am Ziel ihrer Wünsche zu stehen und mußte erfahren, daß sie nur das Spielzeug einer flüchtigen Laune war. In diesem qualvollen Seelenzustand suchte sie Trost in Dichtern und Denkern. Sie las die Messiade von Klopstock, Phädon von Mendelsohn, Haller's Briefe über Offenbarung, später Tacitus, Seneca, Horaz, Tibull u. s. w.

Da fielen ihr Youngs Nachtgedanken in die Hände und ihr blutendes Herz versenkte sich in diese schwermütige Poesie und sie selbst fing wieder an im dichterischen Schaffen Trost zu finden.

Caroline stand damals auf dem Wendepunkt, wo das fröhliche, naive Mädchen sich von der ernsten Jungfrau scheidet. Die Natur, für die sie von jeher geschwärmt, wurde ihr jetzt zu einer tröstenden Freundin; sie lernte aus ihr eine höhere Weltordnung und sie konnte sich leichter mit ihren Hoffnungen und Erwartungen über die Bedingungen des irdischen Seins erheben. Damals faßte sie die erste Idee zu den Gleichnissen. Sie schreibt über das Entstehen derselben:

„Wenn ich einsam aber seelensvergnügt durch den weitläufigen Garten meiner Eltern wandelte, wenn ich an Gott dachte, seine Gegenwart zu fühlen glaubte, und dann meinen Blick auf Gräser, Blumen, Bäume richtete, dann traten allerlei seltsame, und wie es mir schien, geheimnisvolle Beziehungen zwischen der körperlichen und sittlichen Welt mir vor Augen und der Gedanke, daß ähnliche Gesetze in beiden regierten, ergriff mich mit großer Gewalt. Ich versuchte es, ihn darzustellen und so entstanden „Die Gleichnisse", die ich damals, weit entfernt an die Bekanntmachung einer solchen Kleinigkeit zu denken, blos meiner Freundin Josephine zugedacht und sie ihr in einer Abschrift mit einer Widmung in Versen übergeben hatte."

Obgleich die Mutter ihr durchaus nicht wehrte, sich dem dichterischen Schaffen hinzugeben und sich fleißig mit Litteratur zu beschäftigen, und obgleich genügende Dienerschaft in dem glänzenden Hause war, hielt dieselbe streng darauf, daß sie sich in der Wirtschaft beschäftige. Sie sagte ihr oft: Das Hauswesen in

Ordnung zu halten, ist der Frauen erste Pflicht; diese muß streng und vollständig erfüllt werden. Bleibt uns dann Zeit übrig, so dürfen wir sie nach Gefallen auf erlaubte Dinge verwenden. Die Eine geht spazieren, die Zweite macht künstliche Arbeiten, eine Dritte empfängt und giebt Besuche oder liest Romane; — willst Du in Deinen freien Stunden Dich mit Poesie, mit Übersetzungen aus fremden Sprachen, (was ich gern und häufig that) beschäftigen, so ist Dir dies unverwehrt; aber dem Hauswesen darf kein Abbruch dadurch geschehen." Caroline mußte lernen, sich so viel wie möglich selbst zu behelfen und mit eigener Hand all ihren Putz anzufertigen. Dabei war ihre Zeit damit in Anspruch genommen, für die Mutter, deren Augen immer schwächer wurden, alle Rechnungen, Briefe, kurz alles zu schreiben, was mit einer großen Wirtschaft, bei Grundbesitz mehrerer Häuser vorfällt.

Dadurch lernte sie ihre Zeit so einteilen, daß sie jede Stunde ausnutzte „und noch immer Zeit fand, neben ihren litterarischen Arbeiten, auch Musik zu treiben und allen geselligen Rücksichten gerecht zu werden. —

Als Kaiser Joseph gestorben war, versprach man sich von seinem Bruder und Nachfolger, Leopold II., alles Gute; doch empfingen schwere Regentensorgen den neuen Monarchen. Die Erbländer Österreichs waren in furchtbarer Aufregung und aus Frankreich drohte die Revolution sich nach Deutschland hinüber zu verbreiten. Der Kaiser, von so viel nahen Gefahren erschreckt, beeilte sich den Türkenkrieg durch einen Frieden zu schließen, der Österreich der Vorteile beraubte, die es durch Anstrengung und Tapferkeit erworben hatte. Belgrad, Orsova u. a. O. wurden abgetreten und der greise Held Laudon starb bald darauf, wie man sagte, aus Gram. Kaiser Leopold wandte seine Sorge der Coalition zu, welche zu Pillnitz zwischen den Großmächten Europa's und den französischen emigrirten Prinzen zu Stande kam, um das Königstum wieder in Frankreich einzusetzen und die revolutionären Ideen zu unterdrücken. Da rief den Monarchen ein frühzeitiger und schneller Tod plötzlich ab und der Staat, noch stets in unruhiger Bewegung von innen und außen, kam in die Hände eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings, des Kaisers Franz.

Im Sommer 1792 rückten die kombinirten Armeen der Österreicher und Preußen zum ersten Mal vereinigt in's Feld an den Rhein und über den Rhein. Der ungünstige Erfolg dieses kriegerischen Unternehmens ist bekannt. Statt Ludwig XVI. zu retten, wurde sein Tod beschleunigt, statt die Revolution zu unterdrücken, wurde sie angefacht. Der Krieg am Rhein entzündete den unseligen Brand, der fast ¼ Jahrhundert Deutschland verwüstete. —

In dieser kriegerischen Zeit machte Caroline mit ihren Eltern die erste Fahrt ins Hochgebirge, indem sie einer Einladung des Bischofs Gall folgten, den sie in Linz auf seiner schönen Besitzung „Mondsee" besuchten. Von hier aus fuhr man über Ischl, das damals noch ganz primitiv, aber in seiner herrlichen Lage anheimelnd naturschön war. Nach der Heimkehr wurde Carolinen's Bruder Xaver und später sie selbst von den Masern ergriffen. Als sie wieder genesen war,

begann für sie der wichtigste Abschnitt ihres Lebens, ihre Verlobung mit ihrem späteren Gatten. Derselbe arbeitete bereits mehrere Jahre in dem Büreau ihres Vaters; und war dessen erklärter Liebling wegen seines Fleißes, seiner außerordentlichen Geschicklichkeit und seines sittlichen Verhaltens; aber seine große Schüchternheit gab ihm eine gezwungene Haltung, welche Caroline lange Zeit seine vortrefflichen Eigenschaften nicht erkennen ließ.

Da geschah es, daß ihr Bruder, der auch in dem Büreau beschäftigt war, einen litterarischen Verein mit seinen Kollegen begründete, dessen Zweck gegenseitige Ausbildung und Vervollkommnung zu ihrer künftigen Laufbahn war. Man kam einmal wöchentlich Abends bei Xaver v. Greiner zusammen, und las sich gegenseitig Ausarbeitungen vor, welche die Mitglieder des Vereins lieferten. Caroline und ihre Mutter förderten lebhaft dieses Unternehmen und lieferten selbst Aufsätze, welche Xaver in seinem Verein nebst den seinigen vorlas. Es fand sich nun ganz sonderbar, daß die Ansichten Pichlers mit denen Carolinen's immer übereinstimmten und so wuchs und erstarkte gar bald in beiden eine Neigung, welche im Jahre 1796 zu ihrer Vermählung führte, nachdem Pichler die Stelle eines Regierungssekretärs erhalten hatte.

Die Hochzeit fand am 25. Mai statt und obgleich das Fest nur in aller Stille gefeiert werden sollte, bereiteten ihre Freunde ihr eine Ueberraschung in ihrem eigenen Garten durch eine künstlerische und poetische Aufführung, welche eine blinde Freundin des Hauses, Fräulein v. Paradies, eine ausgezeichnete Musikerin, veranlaßt hatte.

Die Neuvermählten erhielten im Hause von Carolinens Eltern eine Wohnung, machten mit denselben einen Haushalt aus, aßen an ihrem Tisch — und hatten nur einige Zimmer für sich allein, was keineswegs vorteilhaft für beide Parteien war. Junge Gemüter, sich selbst überlassen, finden sich leichter in gegenseitige Eigenheiten, Gewohnheiten und häusliche Einrichtungen; stets bei den Eltern, müssen sie sich deren Anordnungen fügen, werden unselbstständig oder es kommt zu Zwistigkeiten. Im engen Zusammenleben treten auch Verschiedenheit des Alters und der Ansichten greller hervor und es werden Keime zur Unzufriedenheit erzeugt, die in der Folge bittere Früchte hervorbringen.

Wenn nun auch Caroline Pichler und ihr Ehegatte, besonders durch des letzteren Nachsicht, Liebe und Geduld, zwanzig Jahre hindurch ein solches Zusammenleben und Wirtschaften mit den Eltern friedlich zu gestalten wußten, wurden sie doch dadurch an vielen selbstständigen Handlungen gehindert.

Für Caroline veränderte sich also mit ihrer Verheiratung in ihren häuslichen Arbeiten wenig und da sie alle Mahlzeiten mit den Eltern einnahmen, blieben ihr bei ihres Mannes Thätigkeit wenig ungestörte Augenblicke des Zusammenseins mit ihm, was wie ein Druck auf Beiden lastete. — Ein Jahr später, am 11. Oktober 1797 gab sie einem Töchterchen das Leben. —

Das junge Mutterglück wurde durch ein anderes Familienereignis getrübt. Carolinens Bruder hatte sich mit einem Fräulein von Kurländer verlobt. Die

Eltern wollten die Verbindung nicht zugeben, da es zu kostspielig schien, den jungen Leuten ein eigenes Heim einzurichten. Da schlug Caroline vor, sie wolle sich noch mehr einschränken, wenn die Eltern auch dies junge Paar in ihr Haus aufnehmen wollten. Dies geschah und so sollten drei Familien einen Haushalt teilen. —

Heiterkeit und Freude kehrte in das Haus zurück und das Kind Carolinens, das sie selbst nährte, war Aller Freude.

Aber schon nahte das Unglück. Der Vater erkrankte. Noch erlebte er die Hochzeit seines Sohnes am 10. Mai, — zog sich jedoch an derselben eine Erkältung zu und starb am 2. Juni 1797.

Mit dem Tode des Vaters hörten die bedeutenden Einkünfte auf, welche mit der Stelle eines älteren Hofrats verbunden waren — und Carolinens Mutter, sowie die beiden jungen Ehepaare waren um so mehr auf Einschränkungen angewiesen, als sowol Herr Pichler, wie Xaver von Greiner keine bedeutenden Einkünfte hatten. Das Landhaus, in dem Caroline ihre Kindheit verlebt hatte, wurde verkauft und man bezog ein Haus in der Vorstadt. Hier jedoch kamen wieder Tage tiefer Trauer, indem Xaver's junge Frau zu kränkeln anfing und an der galoppierenden Schwindsucht am 12. Dezember ihr junges Leben aushauchte. — Die Eltern der so früh Geschiedenen folgten der Tochter binnen wenigen Wochen in den Tod und Frau v. Greiner nahm deren zurückgebliebene, zwei Kinder in ihre Familie auf. —

Um dieselbe Zeit fing der politische Himmel sich wieder zu trüben an. Die österreichische Armee hatte sich an der Grenze von Oberösterreich aufgestellt; die unglückliche Schlacht von Hohenlinden, auf die man die letzte Hoffnung der Rettung gesetzt hatte, ging verloren. Der Damm ward durchstochen, welcher die verheerenden Kriegsfluten der französischen Armeen hätte zurückhalten sollen. Diese rückten nach den Siegen in Italien und am Rhein unaufgehalten über Salzburg, Passau, näher und näher, und endlich kamen die feindlichen Scharen vor Wien. Man zitterte vor den Ereignissen, die kommen würden. Da plötzlich stellte sich Erzherzog Carl an die Spitze der österreichischen Armee und er, der schon einmal der Retter Germaniens gewesen war, schloß einen Waffenstillstand ab, der Wien wieder aufatmen ließ. Im Jahr 1801 übernahm Erzherzog Carl als Chef und Hofkriegspräsident die Oberaufsicht über die ganze Armee. Caroline Pichler wurde für diesen Helden, den sie verehrte, zu einem Gedichte begeistert, als er um diese Zeit nach heftiger Krankheit genas. Graf Chorinsky, ein Freund ihres Hauses, überreichte dem Fürsten dasselbe. Dieser antwortete ihr gerührt in einem Handschreiben. Zu gleicher Zeit schrieb sie eine Idylle: „Die Geretteten", in welcher sie die gesicherte Ruhe des Landes unter der Enns schilderte, welche sie dem Helden Carl zu danken hatten, im Vergleich mit den Schrecken und Leiden, unter welchen die vom Feinde besetzten Provinzen seufzten. Die Unfälle des Krieges, die ungünstige Witterung hatten die Preise der Lebensmittel sehr gesteigert und sann man in Wien, wie in anderen Orten auf Hülfsmittel,

den Notleidenden beizustehen. Es bildete sich ein Verein, welcher die Zubereitung und Verteilung der vom Grafen Rumford zusammengestellten Suppe übernahm. Der eifrigste Beförderer dieses Unternehmens war ein Herr von Perger, ein Freund der Familie Pichler, welcher seine eigene Küche zu dieser Verteilung einrichten ließ; ein Herr von Vogt aus Hamburg, der in seiner Vaterstadt schon solche Anstalten gestiftet hatte, leitete das Unternehmen. Merkwürdigerweise standen demselben nur Herren vor, während Caroline dadurch die Idee zu einer Idylle und einem Scherzgedicht: Die Rumfordsche Suppe, begeistert wurde. Ihr Gatte, Herr Pichler, trat 1802 in die sogenannte Wohlthätigkeitskommission unter der Leitung des Grafen Mittrowsky. Seine Aufgabe war, über die Austeilung des Holzes an die Bedürftigen zu wachen und Reisen in's Gebirge zu unternehmen, um dort mit Zuziehung von Beamten für Fällung des Holzes in unbenutzten Waldungen und Transport nach der Hauptstadt zu sorgen. Diese Reisen gaben auch Caroline die erwünschte Gelegenheit, die schönsten Gegenden zu besuchen, sich ihrer malerischen Ansichten und geschichtlichen Merkwürdigkeiten zu erfreuen, was Veranlassung gab, sie als Scenerien zu ihren Romanen und Erzählungen zu benutzen.

Trotz der Kriegswirren führte die Familie ein angenehmes Leben; auch in ihren Verhältnissen war durch die Ernennung Pichlers zum Regierungsrat eine Steigerung eingetreten und das Haus der Frau v. Greiner, denn Pichler's lebten noch immer bei ihrer Mutter, bildete wieder den Mittelpunkt eines gastlichen Kreises ausgezeichneter Persönlichkeiten. Doch wieder traf die Familie Krankheit und Tod in erschütternder Weise, indem Xaver von Greiner nach längerem rheumatischen Leiden am 17. März 1804 starb. — — —

Der Herbst von 1805 fing wieder an, sich ernst und furchtbar zu gestalten. Der Krieg war aufs neue ausgebrochen; Napoleon marschierte mit Windeseile gen Deutschland. Es fand das Gefecht bei Ulm statt. Mack hatte sich mit der ganzen Armee ergeben, das Kavalleriecorps ausgenommen, mit welchem sich der Erzherzog Ferdinand mitten durch die französische Armee durchschlug und nun war das Unglück des Feldzugs um Österreich entschieden. Am 14. November rückten die Franzosen in Wien ein, breiteten sich in und um die Stadt aus und wie alle Bewohner erhielten auch Pichler's feindliche Einquartierung, bald waren es Franzosen, bald Holländer u. s. w. So ging es bis zum Jahre 1806, wo im Januar der Kaiser und sein Hof, der sich nach Ungarn zurückgezogen hatte, den feierlichen Einzug in die wiedergewonnene Stadt Wien hielt, empfangen von den Bürgercorps, welche während der feindlichen Besitznahme die natürlichen Beschützer der Einwohner gebildet hatten. Damals begann Caroline ihren Agathokles zu arbeiten und es fehlte auch während der Kriegszeit nicht an mannigfach geistigen Anregungen. In ihren „Denkwürdigkeiten“ erzählt sie von ihrer Bekanntschaft mit dem berühmten Tonsetzer Cherubini, mit dem Dichter Carl Streckfuß, der eine Zeit lang ihr Hausgenosse wurde, mit dem dramatischen Schriftsteller F. Z. Werner, dessen Schauspiele damals Aufsehen erregten u. a. m. Carolinen's

Name fing damals an durch ihre Schriften: Die Gleichnisse, Olivier, Leonore u. s. w. in Deutschland bekannt zu werden. Verlagsbuchhändler, wie Fleischer in Leipzig und Cotta in Stuttgart forderten sie auf, Mitarbeiterin, jener für die Minerva, dieser für seinen Damenkalender zu werden. Hierdurch kam sie auch zu andern Schriftstellern in Beziehung, so auch zu Frau v. Staël und A. W. v. Schlegel, welche damals in Wien weilten. Die beiden Frauen waren sich nicht ohne Vorurteil entgegengekommen, aber, als sie sich nähergetreten waren, schrieb Caroline über sie: „Vor allem bestach mich der ungemein schöne, weiche Ton ihrer Stimme und diese Stimme trug so geistreiche Dinge mit so bewegtem Ausdruck vor, daß ich ihr mit dem größten Vergnügen zuhörte und nur einen Stenographen in's Nebenzimmer wünschte, um schnell zu Papier zu bringen und der Vergessenheit zu entreißen, was sie so bedeutend und schön sagte. Nach Tisch mußte unser gelehrter Freund Collin ihr etwas von seiner Arbeit deklamieren, — sie überlas es vorher, — denn sie las und verstand das Deutsche wol, nur sprach sie es nicht geläufig. Sie hörte dem Dichter mit sichtbarem Anteil zu und faßte lebendig jede Schönheit auf. Dann holte sie ein französisches Gedicht, das eine schweizerische Dame gedichtet, und das wirklich voll tiefer Empfindung war. Und sie las es mit innigem und lebendigem Ausdruck vor, indem sie mit liebenswürdiger Wärme uns jede schöne Stelle bemerklich machte." — Caroline erzählt weiter, daß in dem Fasching 1808 große Hoffestlichkeiten stattfanden, da Kaiser Franz seine Vermählung mit der anmutigen Marie Louise von Este feierte. Der Kaiser hatte diese dritte Gemahlin aus wirklicher Liebe gewählt. Er sagte selbst: „Meine erste Frau, Elisabeth v. Würtemberg, gab mir mein Oheim, die zweite, Therese v. Neapel, mein Vater, und die dritte nahm ich mir selbst."

Bei einer der Festlichkeiten, welche in dieser Zeit gegeben wurden, führte man eine dramatische Dichtung von Frau v. Staël auf: „Hagar", in welcher sie selbst die Hauptrolle spielte und in welcher ihr 12jähriger Sohn einen Engel darstellte. Ein zweites Stück der Frau v. Staël wurde auf dem Haustheater des Fürsten Liechtenstein gegeben: „Geneviève de Brabant", in welchem die Verfasserin die Genovefa, Fürst Clary ihren Gemahl, Schlegel einen Eremiten des Ardennerwaldes, Frau v. Staëls Tochter Albertine die Rolle des Schmerzensreich und ihr Sohn den Knaben Siegfried gab.

Caroline Pichler besuchte fleißig die Vorlesungen Schlegels über Dramaturgie, welche ein Vereinigungspunkt für alle diejenigen waren, die auf Geistesbildung und Eleganz Anspruch machten. Caroline sagt von diesen Vorlesungen: „Sie waren gehaltreich, aber mit vielen Paradoxen, und Schlegel trug gerade nicht hinreißend vor."

Im Frühling desselben Jahres erschien Carolinen's Agathokles.

Im nächsten Herbst traf auch Friedrich v. Schlegel mit seiner Frau Dorothea, geborene Mendelssohn, in Wien ein. Alles war auf dieses Paar sehr gespannt; denn nächst dem wohlverdienten litterarischen Ruhm, der Friedrich von Schlegel als streitfertigem Gegner Merkel's und Kotzebues und als Gründer einer

nenen poetischen Schule voranging, war sein Verhältnis zu Dorothea von pikantem Reiz und alle erwarteten von ihr das Urbild seiner berüchtigten „Lucinde“. Aber wie man sich schon in A. W. Schlegel getäuscht hatte, der als rauher, scharfer Kritiker bekannt war und der mit seinem zierlichen, eleganten und übertrieben sorgfältig gepflegten Äußeren überraschte, so hatte man sich auch von seinem Bruder ein anderes Bild gemacht, der nicht wie in seinen Schriften als ein schlag- und streitfertiger Gelehrter erschien, sondern höchst einfach und bürgerlich. Mehr noch überraschte Dorothea. „Längst über alle Jugend und Schönheit hinaus, von mittlerem, etwas starkem Wuchse, mit geistreichen, aber beinahe männlichen Zügen war in diesen nicht reizenden Formen ein solcher Ausdruck von Geist und höherer Natur, in diesen wirklich schönen schwarzen Augen so viel Leben, Feuer und Güte, in dieser ganzen Persönlichkeit so viel echt weibliche Würde, sittsamer und feiner Anstand, daß es unmöglich war, auch nur einen Augenblick länger an jenes schlüpfrige, unsaubere Bild zu denken, und daß man sich mit mächtigen Banden der Achtung und des Wohlwollens zu dieser merkwürdigen, geistvollen und doch so anspruchslosen, zu dieser vielbesprochenen, vielgeprüften und doch so einfachen Frau hingezogen fühlte.“ Caroline Pichler bewahrte Frau Dorothea Schlegel eine 30jährige warme Freundschaft und fühlte sich in ihrem Umgang stets gehoben. Sie erzählt von Schlegels einfacher aber geschmackvoller Häuslichkeit, und daß diese ein Vereinigungspunkt für höher gebildete Menschen, interessante Fremde und Künstler gewesen. Sie fügte hinzu: „ich war ungemein gern dort, und zähle jene Stunden bei Frau von Schlegel zu den angenehmsten meines Lebens.“

Dieses schöne geistige Leben wurde durch die politischen Verhältnisse in aufregender Weise unterbrochen. In ganz Deutschland, besonders nach dem Unglücke Preußens, gährte und kochte der Haß gegen Napoleon und immer lebhafter entflammte die Idee der Vaterlandsliebe, und die Sehnsucht, die Nationalehre zu retten. So war die Stimmung, als Österreich den Krieg an Frankreich erklärte. Zum zweiten Mal wurde Wien belagert und von den Bürgern alle Schrecken durchgemacht. Wieder nahmen die Einquartierungen ihren Anfang und schwer gefühlte Tage vergingen, bis die unvergeßliche Schlacht von Aspern, in welcher Erzherzog Carl den bis dahin unbesiegten Napoleon zum Weichen zwang, die ersten Hoffnungsstrahlen der Erlösung erscheinen ließen. Doch noch dauerte es bis zum 27. November 1809, bis die fremden Truppen die Stadt und das Land verließen und der österreichische Kaiser und sein Hof wieder nach Wien zurückkehren konnten.

Zwischen Wehmut über die trübe Vergangenheit und Sorge für die Zukunft befangen, arbeitete Caroline an ihrem Drama „Graf v. Hohenberg“. Da plötzlich erschütterte eine unerwartete Neuigkeit nicht allein Wien, sondern ganz Österreich, ja ganz Europa. Napoleon ließ um die Tochter des österreichischen Kaisers werben und es ist selbstverständlich, welche peinlichen und widerstreitenden Empfindungen sich der Bürger bei dieser Verbindung bemächtigten. Bei den Fest-

lichkeiten der Vermählung entstand ein ähnliches Unglück, wie bei den Hochzeitsfeierlichkeiten der Königin Antoinette, plötzlich entstand ein Feuer im Tanzsaal bei dem Feste, welches Fürst Carl v. Schwarzenberg dem kaiserlichen Paare mit großer Pracht und ausgesuchtem Geschmack gegeben hatte und diese Wiederholung desselben Zufalls bei gleicher Veranlassung gab zu ahnungsvollen Besorgnissen Anlaß.

Bei den wenigen Erlebnissen, die Caroline Pichler in ihrem eigenen, ruhig dahin fließenden Dasein hatte, nahm sie um so innigeren Teil an den Zeitereignissen, welche die vier Bände ihrer Denkwürdigkeiten immer wieder durchflechten. So erzählt sie als von einem merkwürdigen Ereignis, daß Graf Tettenborn die Nachricht von der Geburt von Napoleons Sohn (dem König von Rom), in 9 Tagen von Paris nach Wien gebracht hatte und nannte dies „eine von Allen angestaunte, kühne schnelle Reise."

Im Sommer 1811 lernte Caroline bei Schlegels Wilhelm v. Humboldt und seine Frau, sowie Henriette Herz kennen und endlich auch Theodor Körner, der mit einem Briefe Merians aus Dresden an sie empfohlen war. Längere Zeit weilte er in Wien, ehe er sich ihr vorstellte. Dann aber entwickelte sich ein sehr freundschaftliches Verhältnis und sie erzählt, daß er gern bei den kleinen Mädchen in der Alsenvorstadt (ihre Tochter und deren Freundin), weilte. Er las ihnen seine neuesten Schöpfungen vor und sie bewunderten die Leichtigkeit und Sicherheit seiner Arbeiten, an denen in der Korrektur „kaum ein Wort oder Vers auf der langen Folioseite" gestrichen war. Rasch flossen Gedanken und poetische Empfindungen des Jünglings aufs Papier. So las er ihnen „Rosamunde" und bei Fr. v. Weißenthurn Zriny. Seine Toni gefiel so wohl, daß er die Stelle eines Theatersekretairs durch Fürst Lobkowitz bekam und nun gedachte er sich auch bald mit dem Gegenstand seiner Liebe, der reizenden und tugendhaften Schauspielerin Adamberger zu vermählen. Um sie kennen zu lernen, kamen seine Eltern, seine Tante und Schwester 1812 nach Wien; die liebenswürdige Familie brachte viele Abende bei Pichlers zu.

Eine große Freude bereitete Caroline ein Brief Goethe's an ihre Freundin, Fr. v. Vließ, der ihr nach deren Tode übergeben wurde. Goethe hatte Agathokles gelesen und schrieb über dieses Buch: „Die Pichler kann es mir als Verdienst anrechnen, daß mir ihr Buch so wol gefiel, obwol die Grundsätze, welche darin triumphierend auftreten, nicht die meinigen sind und meiner heidnischen Sippschaft im Kaiser Hadrian übel mitgespielt wird!"

Sehr wohlthuend war Caroline die Teilnahme ihres Gatten an ihren litterarischen Arbeiten. Er las sie stets zuerst und einst sprach er ihr den Wunsch aus, sie möchte sich doch auch einmal im Dramatischen versuchen. Sie that es nicht gern, doch um seinen Wunsch zu erfüllen, sah sie sich nach Stoff in der römischen Geschichte um. Sie schrieb den Germanicus, der auch aufgeführt wurde, aber keine Wiederholungen erlebte. An dem Umschwung aller Verhältnisse vom Jahre 1813, da Deutschlands Jugend begeistert in den Kampf gegen Napoleon zog, nahm auch Karoline Pichler den innigsten Anteil. Wie erschrack sie aber, als sie Ende

August von Graf Merian, der ihr täglich aus Dresden Nachrichten gab, einen Brief erhielt, der ohne weitere Aufschrift und Einleitung ein Gedicht auf Körner's Tod von Appel erhielt, und darunter die Worte: „Geblieben in einem Gefecht bei Gadebusch im Mecklenburgischen den 26. August 1813.“ Der Tod des liebenswürdigen Jünglings, der in Wien so viel Sympathie erweckt hatte, versetzte Alle in tiefe Trauer und trug nicht dazu bei, den Mut zu beleben. Als jedoch auch Oesterreich sich an dem Kampfe gegen Napoleon beteiligte und die Siegesnachricht von der Schlacht bei Kulm Wien erreichte, herrschte allgemeiner Jubel, und als der Morgen des denkwürdigen 18. Oktober anbrach, an welchem Deutschland seine lange und schmählig getragenen Ketten zerrissen hatte, da erreichte die glückselige und begeisterte Stimmung den höchsten Grad.

Caroline Pichler wurde die Ehre, daß wenige Tage nach diesen großen, weltgeschichtlichen Ereignissen ihr Theaterstück: „Heinrich von Hohenstaufen“ zum Besten für die in der Leipziger Schlacht Verwundeten aufgeführt wurde.

Auf Ersuchen der Theaterdirektion mußte Frau Pichler hierzu auch einen Prolog dichten, den die damals sehr beliebte Frau v. Weißenthurn sprach. Das Stück erntete begeisterten Beifall und der Erfolg veranlaßte, daß Frau Pichler aufgefordert wurde, den Text zu einer Cantate zu verfassen, mit welcher die Feier des befreiten Deutschlands festlich begangen wurde.

Baron Hormayr, einer der ergebensten Freunde der Dichterin, hatte sie mit Graf Szecheny bekannt gemacht, dem Stifter der Nationalbibliotek und des Museums in Pest. Caroline Pichler folgte der Einladung des Grafen, einen Sommer auf seinem Gute Zinkendorf, eine Stunde von Oedenburg zuzubringen, das er mit einer sehr zahlreichen Familie bewohnte. Dorthin begab sich Caroline mit ihrer damals 16jährigen Tochter im Jahre 1814 und führte dort ein genußreiches, stilles Leben, das durch eine Bekanntschaft noch verschönt und für's Leben wertvoll wurde.

Sie lernten die Familie des Grafen Zay kennen, die aus Frau, Sohn und einer Erzieherin Fräulein Therese v. Arthner bestand; letztere war unter dem Namen Theone als Schriftstellerin auf's Vorteilhafteste bekannt. Alle diese Personen zeichneten sich durch echte Geistesbildung und edlen Charakter aus, und Caroline schloß Freundschaftsbündnisse für's Leben, die alljährlich durch einen mehrwöchentlichen Besuch bei Graf (damals Baron) Zay noch inniger wurden.

Der schmeichelhafte Erfolg des Trauerspiels „Heinrich von Hohenstaufen“ veranlaßte Caroline ein zweiaktiges Stück zu verfassen: „Das Wiedersehen“, welches zur Rückkehr des Kaisers von Österreich aufgeführt und günstig aufgenommen wurde. In dieser Zeit schrieb sie noch ein kleines dreiaktiges Stück: „Amélie Mansfield“, einen Operntext: „Mathilde“ und ein Schauspiel: „Ferdinand der Zweite“.

Der Kongreß in Wien und die Feste, die ihn begleiteten, brachten dem gastlichen Pichler'schen Hause wieder eine große Anzahl bedeutender Gäste, wie Heinrich von Stolberg-Wernigerode, den Fürsten von Lippe-Schaumburg, den Grafen und die Gräfin Münster, Baron Cotta, Frau von Wolzogen u. a. m.

Nachdem die deutsche Freiheit wieder erkämpft und das Fremdenjoch gebrochen war, lebte die Hoffnung in Vielen auf, angeregt durch die Gebrüder Schlegel, Tieck, Grimm u. a. m., die deutschen Sitten des Mittelalters und die Nationaltracht wieder einzuführen. Auch Caroline schrieb einen Aufsatz über die deutsche Frauentracht, welcher in der beliebten Modezeitung des Herrn Bertuch in Weimar erschien.

Das Jahr 1815 begann für Caroline sehr traurig, indem sie ihre geliebte Mutter, von der sie sich nie getrennt hatte und die bis zu ihrem Ende dasselbe Heim mit ihr teilte, am 21. Jannar durch den Tod verlor. — —

Carolinen's Gatte war durch sein Amt veranlaßt, oftmals die interessantesten Reisen zu unternehmen; Caroline und ihre Tochter begleiteten ihn dann meist. So auch im Jahre 1815 nach Linz, wo ihr als Verfasserin des „Agathokles" und des „Grafen von Hohenberg" viel Ehre widerfuhr; zugleich aber hinterließ diese Reise eine traurige Erinnerung, indem ihr Gatte zum erstenmal auf derselben von einem Leiden betroffen wurde, welches ihn nie wieder ganz verließ.

Zu den interessanten Bekanntschaften der folgenden Jahre gehörten Grillparzer und Öhlenschläger, welche gleich anregend auf sie wirkten. Damals schrieb Caroline ihren größeren Roman „Frauenwürde", in welchem sie durch Leben und Beispiel zeigen wollte, daß auch die glänzendsten Eigenschaften, Talente, Geistesschwung und Herzensgüte nicht hinreichend sind, ein dauerndes Glück zu begründen, sobald sie nicht von Achtung für die Pflicht und strenger Befolgung derselben begleitet sind. Im Winter von 1819 auf 1820 begann für die Familie Pichler eine nicht glückliche Epoche, indem sich die Tochter mit einem jungen Offizier verlobte, dessen wechselvolles und oft rücksichtsloses Betragen das junge Mädchen zwei Jahre lang in Aufregung erhielt, bis sie 1822 das Verhältnis wieder löste. Nach diesem betrübenden Ereignis suchten Mutter und Tochter Zerstreuung bei ihren Freunden in Ungarn, wo sie alljährlich einige Wochen zubrachten. Sie mußten diesmal jedoch die Reise unterbrechen, da Pichler sie zurückrief, dessen erschütterte Gesundheit einen Aufenthalt in Baden bei Wien erforderte.

Hier wurden sie besonders befreundet mit den Familien: Pereira, Ephraim, Elkan, Henikstein, Arnstein u. a. m., in deren angenehmen Gesellschaftskreis selbst Pichler seine trüben Ahnungen zu vergessen schien. Noch ein anderes freudiges Ereignis erwartete die Familie bei ihrer Rückkehr nach Wien. Sie lernten den Landrat von Pelzeln kennen, einen höchst achtungswerten Charakter, den bald eine bleibende Neigung mit Charlotte, der Tochter Carolinens, verband, die zu einem Ehebunde führte.

Nach der Hochzeit des jungen Paares lebte dasselbe und die Mutter des Herrn von Pelzeln eine Zeit lang mit den Eltern zusammen in deren Hause, wo ihnen ein kleiner Sohn geboren wurde. Ein Jahr später, 1824, wurde Pelzeln als Appellationsrat nach Prag versetzt.

Nach der Trennung von der Tochter war es ein Trost für Caroline, daß ihre Freundin Dorothea Schlegel mit ihrem Gatten in ihr Haus zog. In dem

Umgang mit Dorothea fand Frau Pichler die befriedigendste Unterhaltung. Sie schreibt in ihren Denkwürdigkeiten darüber: „In der herzlichen Neigung der edeln Schlegel, in ihrem frommen Sinn und ihrer Achtung für Häuslichkeit und stilles Walten fand ich Nahrung für mein Herz. Dorothea wußte ebenso richtig über ein neu erschienenes litterarisches Produkt, wie über die Zurichtung einer Speise, über irgend eine häusliche Arbeit zu urteilen, und bei ihr that weder die Hausfrau der Schriftstellerin, noch diese jener in ihrer prosaischen, aber nützlichen, ja notwendigen Wirksamkeit Eintrag."

Ein Ereignis im Leben Carolinens bildete ein Jahr später ihre Reise zu der Tochter nach Prag. Diese hatte ihr erstes Söhnlein durch den Tod verloren und sah mit Sorge ihrer zweiten Niederkunft entgegen. Interessant ist es, zu erfahren, daß man damals zwei und einen halben Tag brauchte, um von Wien nach Prag zu gelangen.

Caroline, welche mit ihrem Stubenmädchen und einem Bedienten in einem Separateilwagen reiste, übernachtete auf diesem Wege zweimal. Prag machte auf Caroline einen erhebenden und imposanten Eindruck, und auf das Herzlichste von ihren Kindern empfangen, erfreute sie sich der Geburt eines Enkels, ergötzte sich an den Merkwürdigkeiten der Stadt und genoß den Umgang hervorragender Menschen, unter denen sie die Bekanntschaft zweier Frauen besonders interessierte, Frau Caroline v. Woltmann, die bekannte Schriftstellerin, und Frau Professor Mickan; von der letzteren erzählt sie, daß sie ihrem Mann nach Brasilien gefolgt sei, ihn auf allen seinen Wanderungen begleitet und ihn in all' seinen naturhistorischen Arbeiten und Studien unterstützt habe.

Der Aufenthalt in Prag wurde zuletzt durch eine Erkrankung ihrer Tochter getrübt, welche auch ihren Gatten dahin berief. Doch trat nach manchen schmerzlichen Befürchtungen wieder die Genesung ein, sodaß die Ehegatten beruhigt nach Wien zurückkehren konnten. In Prag hatte Caroline Vorstudien zu einem Roman gemacht: „Die Schweden in Prag", welcher günstig aufgenommen und in andere Sprachen übersetzt wurde, und nun arbeitete sie an einem Werke: „Die Befreiung Ofens vom türkischen Joch." Dieses veranlaßte sie zu einer Reise nach Ungarn, um dort durch Autopsie alle Lokalitäten, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, welche durch diese bedingt wurden, kennen zu lernen. Sie wurde daselbst von ihren Freunden, der Gräfin Zay und dem Grafen Johann Mailath in ihren Bestrebungen auf's Freundlichste unterstützt. Der letztere, als ungarischer Geschichtsschreiber bekannt, begleitete sie nach Ofen.

Auf dem Wege dahin sah sie in Bucsan ihre Freundin Therese Artner zum letzten Mal, da diese kurze Zeit darauf starb. Interessant sind die Schilderungen, welche Caroline von der Lage, der Umgegend und den historischen Merkwürdigkeiten von Ofen und Pest macht und von der ausgezeichneten Aufnahme, die sie überall fand.

Auch bei ihrer Rückkehr nach Wien wurde ihr eine besondere Ehre, indem sie zur Erzherzogin Sophie berufen wurde, die sie mit der Kaiserin-Mutter auf's

Huldvollste empfing, um ihr über Agathokles viel Freundlichkeiten zu sagen, und ihr ein Album zu überreichen, in welches die Erzherzogin mit zierlicher Hand folgende Zeilen geschrieben: „Möge der Himmel Carolinen Pichler die vielen wolthuenden Gefühle, welche ihr Agathokles in meinem Herzen erweckt hat, und den reinen Genuß, den mir ihre übrigen Werke gewährt haben, in reichlichem Maße vergelten. Das ist der Wunsch von einer ihrer wärmsten Verehrerinnen." Sophie.

Das Familienleben Carolinen's gestaltete sich in den folgenden Jahren dadurch besonders freundlich, daß ihre Kinder von Prag nach Wien übersiedelten. Inzwischen war auch ihr Werk erschienen: „Wiedereroberung von Ofen", und von Neuem beschäftigte sie sich mit einer umfassenden dichterischen Arbeit: „Friedrich der Streitbare."

Die Julirevolution 1831 und zugleich das erste Erscheinen der asiatischen Cholera waren die Ereignisse, die alle zur damaligen Zeit in Schrecken setzten. Schon waren 27000 Menschen der Seuche in Ungarn zum Opfer gefallen, darunter auch der Carolinen so befreundete Graf Zay. Plötzlich kam die Cholera auch nach Wien, und wie schrecklich jene gespenstische Krankheit damals wirkte, geht aus Carolinens Schilderung hervor: „Die Cholera ist da! Ärzte und Priester, welche man zahlreich berief, wußten nicht, zu wem sie zuerst eilen sollten. Die Wagen der ersten, die Glöcklein der letzten, welche die Sterbesakramente zu den Kranken trugen, die Leichenbesorger, welche nach den Sanitätsvorschriften nicht genug eilen konnten, die Toten fortzuschaffen, und aus Furcht vor Ansteckung vielleicht manchen kaum Erkalteten aus den Armen der Seinigen rissen, kreuzten sich auf den Straßen. Schrecken, Bestürzung, Jammer herrschten in der sonst so lebensfrohen Hauptstadt und in diesem Schrecken und Schmerz vergrößerte die Fantasie die an sich schon großen Übel noch um ein Beträchtliches u. s. w."

Die Cholerazeit ging vorüber, ohne ein Opfer in der Familie Pichler zu fordern; dennoch riß der Tot ein teures Glied nach kurzer Krankheit aus ihrer Mitte. Charlotten's Gatte, Appelationsrat Pelzeln, starb am 23. Mai 1832 und so endigte eine sehr glückliche Ehe.

Die Tochter zog mit ihren drei Kindern zu den Eltern, welche den Sommer in Baden bei Wien zubrachten, wie es auch in den folgenden Sommern geschah.

In jenen Jahren, wo Krankheit und Tot den Kreis immer mehr lichtete, welcher sich um Caroline und ihr Haus gebildet hatte, war ihr innerer Friede immer mehr wankend durch Zweifel geworden, und sie suchte Beruhigung in der Hingabe an die Religion und den kirchlichen Glauben. Die Frucht ihrer Grübeleien war ein Aufsatz: Das Gebet und seine Erhörung. Indessen sollte ihr Empfinden auf das Traurigste erschüttert werden, indem während eines erneuten Aufenthaltes in Baden im Jahre 1837 zugleich der älteste Sohn ihrer Tochter am Nervenfieber und ihr Mann an seinem alten Leiden auf's Heftigste erkrankte. Der letztere starb am 15. September, während der Knabe nach langem Leiden genas. 41 Jahre hatte Caroline an der Seite ihres Gatten glücklich verlebt.

Sie zog sich bei ihrer Rückkehr nach Wien von der Außenwelt soviel als möglich zurück, bildete mit ihrer Tochter und deren Kindern eine Familie und fand ihre einzige Erheiterung und Freude in der Entwickelung ihrer Enkel. Größere Dichtungen schrieb sie nicht mehr, denn sie fand selbst, daß die Welt der Gegenwart eine ganz andere Geschmacksrichtung habe wie die, in der sie bisher gelebt, und so schließen wir ihr Lebensbild mit ihren eigenen Worten aus ihren Denkwürdigkeiten, die belehrend für alle Zeiten bleiben:

„Wer redet jetzt noch von Wieland, Herder und Klopstock? Was ist aus der hohen Verehrung geworden, die die gebildete Welt noch vor 20 Jahren für das klassische Altertum hatte? Was aus dem kindlichen Vertrauen in die Aussprüche bewährter Autoritäten, und was ersetzt die Beruhigung, die man einst daraus schöpfte? Nein, es ist gewiß, das Vergangene, was vor 20—50 Jahren in Litteratur, Lebensweise, Ansicht, Gewohnheit gegolten hatte, wird mit siegender Gewalt hinausgedrückt aus der Gegenwart und eine neue Aera beginnt, deren Einfluß sich vom Kleinsten bis zum Größten fühlbar macht. So weiche denn das Vergangene und was dieser Vergangenheit angehört, dem Impuls, den die Jetztzeit mit so entschiedener Macht giebt, zieht sich von der fremdgewordenen Welt zurück. — Wol den altgewordenen Personen, die, so wie ich, durch Gottes Güte ein schönes, beglückendes Asyl in ihrem Hause durch Kinder und Kindeskinder finden. Nur hier hören die unangenehmen Berührungen der stiefgewordenen Welt auf, und selbst hier muß das Alter sich bescheiden und zugeben lernen, da auch die es zunächst Umringenden ebenfalls dem Neuen, dem Fortschreitenden angehören und angehören müssen.“

Diese autobiografischen Denkwürdigkeiten, welche vier Bände umfassen, sind zum großen Teil nach dem Tode ihres Gatten abgefaßt und außerdem veröffentlichte sie noch selbst unter dem Titel: Zeitbilder, Wien 1839—1841, Wiener Sittengemälde, und kurz vor ihrem Tode gab sie: Neue Folge zerstreuter Blätter, Wien 1843, I. Bd., in den Druck.

Sie starb am 4. Juli 1843. Ein einfaches Grabdenkmal bezeichnet die Stelle, wo ihre sterbliche Hülle auf dem großen Wehringer Kirchhofe bei Wien ruht.



Maria Malibran

und ihre Vorgängerin im dramatischen Gesang.

Schon im 17. Jahrhundert begannen dramatische Sängerinnen die Gesellschaft zu beschäftigen; Mlle Maupin, geb. 1673, gest. 1707, sang in Marseille, Paris und Brüssel, wo sie Primadonna war, führte ein abenteuerliches Leben, ging in Männerkleidern, hatte mehrere Duelle und verbrachte den Abend ihres Lebens als reiche und wohlangesehene Frau. — Vittoria Tesi, geb. 1690 in Florenz, trat in Dresden, Neapel und Madrid als Sängerin auf, wurde von Kaiser Karl VI. an der Oper in Wien angestellt, vom König von Dänemark erhielt sie die Auszeichnung der Ritter der Treue und Beständigkeit und starb in hohem Alter als Frau des Theaterfriseurs Tramontini. — Francesca Cuzzoni, geb. 1700 in Parma, glänzte zu Händel's Zeit in London, wo sie die Zierde der Oper war, berühmt unter dem Namen „Die goldene Leyer". Ihr Trotz und ihre Halsstarrigkeit waren allgemein bekannt. So geschah es, daß, als eine andere Sängerin, die Venetianerin Faustine Bordoni, gleichfalls 1700 geboren, auf einem Theater mit ihr singen sollte, die Eifersucht zwischen beiden so groß wurde, daß sie in Thälichkeiten ausartete, und Faustina ihretwegen London verließ. Die Cuzzoni heiratete 1726 den berühmten Klavier- und Orgelvirtuosen Sandoni. Auch mit Händel geriet sie in Streit, welcher den Meister in solche Wut versetzte, daß er sie zum Fenster hinauswerfen wollte. Nachdem sie in Wien ein Engagement mit 20,000 Gulden jährlich ausgeschlagen hatte, weil sie 24,000 verlangt,

kehrte sie nach London zurück, wo man sie wegen Schulden einsperrte. Sie ging nun nach ihrer Heimat Italien, nach Bologna, wo sie in solch namenloses Elend versank, daß sie, um nicht zu verhungern, Knöpfe nähte. Sie starb 1770. Die von ihr beneidete Faustine Bordoni heiratete in Venedig den Kapellmeister am Großen Theater Johann Adolf Hasse. Dieser wurde durch die Liebe zu seinem herrlichen Weibe zu Kompositionen begeistert, deren Ruf in seinem fernen Vaterlande (er war aus Bergedorf bei Hamburg) wiederhallte.

König August von Polen und Kurfürst von Sachsen berief ihn als Kapellmeister und seine Gattin als erste Hof- und Opernsängerin nach Dresden, wohin beide 1731 gingen.

Hier beherrschte Faustina viele Jahre hindurch die Oper und bezauberte alles durch ihren Gesang. 1770 zog sich das Künstlerpaar mit ihren Kindern nach Venedig zurück, wo sie bis 1783 glücklich vereint lebten. Da rief der Tod zuerst den Gatten ab, welcher für seine eigene Beerdigung ein ausgezeichnet schönes Requiem komponiert hatte. Er wurde in der Kirche Marcuola beigesetzt. Faustina, welche noch im hohen Alter eine edle schöne Erscheinung war, starb drei Jahr später. Marie Benoit, Justine geb. Dacronceray, geboren 1727 zu Avignon, war eine ebenso ausgezeichnete und geistreiche Künstlerin, als liebenswürdige und würdevolle Frau. Sie trat als Mlle Chantilli in Paris an der opéra comique auf, wo Charles Simon Favart Direktor war. Dieser verliebte sich in sie, sie heirateten sich und sie folgte ihrem Manne, den der Marschall von Sachsen während seiner Campagne in Flandern engagiert hatte, dorthin zur Armee. Bei seinen Kompositionen italienischer Singspiele und komischer Opern soll sie nicht den geringsten Anteil an seinen besten Arbeiten gehabt haben, da sie lieblich, naiv und schalkhaft zu dichten verstand. Durch einige Couplets, welche ihr Mann componirt und sie gesungen hatte, zog sie sich die Ungnade des Marschalls von Sachsen zu, der sie in ein Kloster steckte. Als sie wieder befreit wurde, ging sie nach Paris an die comédie italienne, wo sie reformierend wirkte, indem sie es mit vieler Mühe einführte, Landmädchen im Bauernkostüm zu geben, da diese bisher nach dem allgemeinen Gebrauch im gesuchten Putze wie elegante Stadtdamen erschienen. Madame Favart starb 1775, erst 45 Jahre alt, allgemein bewundert und bedauert. Gertrud Elisabet Schmehling, verehel. Mara, eine der größten deutschen Sängerinnen ihrer Zeit war den 23. Februar 1749 in Cassel geboren. Als ihr Vater, ein armer Musiker, sie überraschte, als sie, ein 4jähriges Kind, heimlich seine Geige spielte, und fand, daß sie alle Töne der Skala rein intonierte, erteilte er ihr Unterricht. Bald spielte sie mit ihm kleine Duette und der glückliche Vater trug sie in die Häuser der Musikfreunde, wo man ihr außerordentliches Talent bewunderte. Im zehnten Jahr gab sie schon Konzerte in London, wo man ihre Stimme entdeckte. Sie erhielt Unterricht bei Paradisi, unter dessen Leitung sie schon im 14 Jahre sich bei Hofe mit Beifall hören ließ. 1766 kam sie nach Leipzig in das Haus von Hiller, wo sie täglich 6 Stunden sang und die Werke von Bendo, Jomeli und Pergolesi studierte. 1767 ließ Hiller sie in Dresden

öffentlich singen. Ihre Prachtstimme erregte allgemeine Bewunderung und ihr Ruf verbreitete sich immer mehr. Sie blieb Hillers liebste Schülerin und lebte bis 1771 in Leipzig. In diesem Jahre wurde sie von Friedrich II. nach Berlin berufen, wo sie zuerst in Hasse's Intermezzo: „Pyramus und Thispe“ auftrat. Der König zollte ihr so lebhaften Beifall, daß er ihr ein lebenslängliches Jahrgehalt von 3000 Thalern aussetzte, um sie für immer an Berlin zu fesseln. Dieses Jahresgehalt wurde nach kurzer Zeit verdoppelt. Sie fand ebenso als Sängerin wie als treffliche Schauspielerin allgemeine Bewunderung. Ihre leidenschaftliche Liebe zu dem Violoncellisten „Mara“ verleitete sie, sich mit demselben 1774 zu vermählen, obgleich sie seine Verschwendung und seinen Leichtsinn kannte. Ihr Unglück begann damit, daß sie mit ihm aus Berlin floh, wo sie sich niemals wolgefühlt hatte. Sie gab in verschiedenen Städten Deutschlands Konzerte, ging dann nach Wien, Paris und London. Dort nahm man sie mit stürmischem Enthusiasmus auf. Sie wurde von 1785—86 bei der Londoner Oper angestellt und erregte überall die höchste Bewunderung. Nachdem sie sich von ihrem Manne geschieden, reiste sie 1804 nach Rußland, wo sie ein Jahr lang in Petersburg und dann in Moskau auftrat. Hier gefiel es ihr so vorzüglich, daß sie beschloß, ihr weiteres Leben daselbst zu vollbringen. Da verlor sie 1812 durch den Brand von Moskau ihr Haus und ihr gesamtes Vermögen und sah sich in ihrem 60. Jahre veranlaßt, durch Unterricht auf Erwerb zu denken. Sie ging in dieser Absicht nach Reval, wo sie am 20. Januar 1833 in Armut starb. Zwei Jahre vor ihrem Tode hatte sie noch von Goethe ein Huldigungsgedicht empfangen, in dem er sie als Deutschlands größte Sängerin feierte.

Einen großen Einfluß in Geschmack auf den Gesangsvortrag hatte Angelika Catalani, geb. 1784 in Sinigaglia im Kirchenstaate. Sie verlebte ihre Kindheit in dem St. Lucienkloster bei Rom, wo sie schon im siebenten Jahre ein außerordentliches Gesangstalent zeigte. Vierzehn Jahr alt, verließ sie das Kloster, erhielt eine Ausbildung für die Oper und trat, 15 Jahre alt, zum erstenmal in Venedig auf, wo man von der Macht ihrer Stimme begeistert war. Sie erntete nun einen sich immer mehr steigenden Beifall auf einer Kunstreise durch Venedig, Florenz, Mailand, Rom und Triest. 1799 erhielt sie einen vorteilhaften Ruf an die Oper in Lissabon. 1806 ging sie über Madrid und Paris nach London. Von 1814—15 übernahm sie die Direktion der italienischen Oper zu Paris, die sie jedoch wieder aufgab, um von 1818 an Deutschland, Italien und Rußland zu bereisen.

Wo sie hinkam, entzückte sie. Nachdem sie von 1822 an abwechselnd in England, Schweden, Dänemark und Deutschland in Konzerten geglänzt hatte, begab sie sich mit ihrem Ehemann Valabrèque, einem französischen Kapitän, nach ihrem Geburtsort, wo sie 1849 starb. — Ein anderer Stern am musikalischen Himmel der damaligen Zeit war Giuditta Pasta, geb. 1798 in Koburg. Sie erhielt ihre Ausbildung im Mailänder Konservatorium, doch entwickelte sich erst später ihre kolossale Stimme und ihr Genie zeigte sich erst, als sie 24 Jahre war

und sie während des Kongresses in Verona Rossini's „Desdemona“ sang. Da begeisterte ihr Gesang so sehr, daß ihr Ruf ihr ein Engagement in Paris verschaffte. Ihre klangvolle Stimme hatte einen so hohen Umfang (von zweieinhalb Oktaven), daß sie ebenso für eine Contraaltistin als eine hohe Sopranistin gelten konnte. 1850 zog sie sich von der Bühne zurück und lebte bis zu ihrem Tode 1865 abwechselnd in Mailand und am Comersee.

Das Jahr 1805 rief zwei große Sängerinnen in's Leben: Henriette Sontag, geb. den 5. Mai 1805 in Koblenz und Wilhelmine Schröder-Devrient, geb. den 6. Oktober 1805 in Hamburg. Henriette Gertrude Walpurga Sontag war die Tochter von Schauspielern, welche früh ihr Gesangstalent erkannten und sie nach Prag in die Musikschule zum Kapellmeister Friebensee schickten. Hier bildete sie sich bis zum 15. Jahr und später in Wien bei der berühmten Fodor zur berühmten Gesangsvirtuosin aus. Henriettens Ruf als Sängerin verbreitete sich ebenso schnell, wie der von ihrer Schönheit. Mit einem bis dahin unerhörten Beifall wurde sie auf einer Kunstreise durch Deutschland, überall, namentlich in Berlin aufgenommen, wo sie an der Königsstädtischen Bühne ein zweijähriges Engagement annahm. 1826 feierte sie Triumphe in Paris und London.

Heimlich mit dem Grafen Rossi, Legationsrat bei der sardinischen Gesandtschaft, vermählt, gab sie die Bühne auf und machte Kunstreisen als Konzert-Sängerin.

Nur in Berlin machte sie eine Ausnahme, wo sie am 19. Mai 1830 ihre dramatische Laufbahn mit Rossini's „Semiramis“ beschloß. Nun ging sie mit ihrem Gemahl nach Rußland, sang mit unglaublichem Erfolge in Petersburg und Moskau und begleitete ihn dann nach dem Haag, wo die öffentliche Erklärung ihrer Heirat erfolgte. Einige Zeit lebten sie in Frankfurt a. M., später in Neapel. 1849 im Frühling trat sie zuerst in London, später in Paris und in Deutschlands größten Städten auf, überall mit Enthusiasmus empfangen. Hoffnungsvoll trat sie eine Reise nach Amerika an, wo sie jedoch ihren Tod am 17. Juni 1854 fand.

Nicht so weltberühmt, aber der Stolz ihres Vaterlandes war Wilhelmine Schröder, die Tochter der berühmten Sophie Schröder. Als echtes Theaterkind betrat sie schon in fünften Jahre in einem Ballet die Hamburger Bühne, und als ihre Mutter ein Engagement in Wien annahm, ließ diese sie in dem Kinderballet des Theaters an der Wien mitwirken. Zum Mädchen herangewachsen, fühlte jedoch Wilhelmine weder ihre Fantasie noch ihre Strebsamkeit durch das Ballet genügend befriedigt und widmete sich der Schauspielkunst, trat auch schon in ihrem 15. Jahre in mehreren tragischen Rollen im Burgtheater auf. Da, mit einem Male zeigte sich ihr außerordentliches Gesangstalent. Nach kurzem Unterricht trat sie zum großen Erstaunen der Wiener als Pamina in der Zauberflöte im Jahre 1821 auf.

Ihr herrlicher Gesang, ihre vortreffliche Mimik und ihre körperliche Schönheit rissen alle zur Bewunderung hin.

Bald wurde sie sich ihrer Kraft bewußt und wagte sich an Beethoven's Fidelio. Hier sang sie ihre Partie mit solcher Vollendung, es war grade am Namenstag des österreichischen Kaisers, daß sie mit Auszeichnungen vom Hofe und vom Publikum überschüttet wurde. Nach mehreren Kunstreisen folgte sie einem Rufe nach Dresden, wo sie dem Schauspieler Carl Devrient die Hand zum Ehebunde reichte. Sie nahm ein Engagement bei der Hofbühne in Dresden an und behielt dasselbe bis 1828, obgleich sie sich wieder von ihrem Manne getrennt hatte. Von da ab trat sie abwechselnd in Berlin, Paris und London auf, überall Begeisterung und Bewunderung erregend. Am meisten offenbarte sich ihr Genius in den Rollen des Fidelio, der Donna Anna und der Iphigenia auf Tauris. In einem Konzerte 1859 trat sie noch in Berlin auf, wo sie durch den Vortrag von Liedern*) entzückte.

Bald darauf erkrankte sie schwer in Dresden, von wo sie sich zu ihrer Schwester nach Koburg bringen ließ, wo sie bis an ihr Ende die liebevollste Pflege genoß und am 26. Januar 1860 starb.

Im Jahr 1808 wurde Manuel del Populo Garcia (geboren in Sevilla) einer der berühmtesten Gesangslehrer (nachdem er seine Stellung als erster Tenor an der Pariser Oper aufgegeben hatte, eine Tochter geboren, die den Namen Maria Felicia erhielt, später berühmt unter dem Namen ihres ersten Gatten Malibran.

Als Kind hatte sie weder Neigung zur Musik, noch eine große Stimme, aber ihr Vater, der seine drei Kinder selbst ausbildete, behauptete, in ihr sei ein Genie vergraben und wandte daher seine ganze Energie der Kleinen gegenüber im Unterricht an. Da gab es im Anfang viele Thränen, besonders, da Maria oft detonierte. Doch der Vater hatte eine fast übernatürliche Macht über das zarte und reizbare Mädchen, dessen Geisteskräfte sich urplötzlich mit dem 13. Jahre zu entwickeln begannen, und ihr außerordentliches Gesangstalent trat zu gleicher Zeit auf das Überraschendste hervor. Als sie kaum 14 Jahre alt war, studierte Gräfin Merlin, auch eine bedeutende Schülerin ihres Vaters, eines Abends ein Duett mit ihr ein.

Garcia hatte eine Verzierung aufgeschrieben, die Maria singen sollte. Vergeblich versuchte sie es mehrmals und sagte dann entmutigt: „Ich kann es nicht.“ Zornig blitzten des Vaters Augen auf und er rief: „Was hast Du gesagt.“ Da blickte sie zitternd zu ihm auf, faltete die Hände und sagte flehend: „Ich will's ja singen.“ Und plötzlich sang sie die Stelle vortrefflich. Später sagte sie zur Gräfin Merlin: „Ich wußte selbst nicht, woher ich es auf einmal gekonnt. Papa's Blick hat eine solche Gewalt über mich, daß, wenn er mich hieße, fünf Treppen aus dem Fenster zu springen, ich es könnte, ohne mir Schaden zu thun.

Wie sehr sie sich beherrschen lernte, zeigt folgende Äußerung gegen ihre Freundin, Gräfin Merlin. Diese fragte sie einst, als sie zur Zeit ihrer höchsten

*) In diesem Concerte in der Singakademie hörte ich sie und war hingerissen von ihrem Vortrag und ihrer herrlichen Altstimme.

Triumphe die Romanze der Desdemona am Fuße von einem Weidenbaum von ihr singen hörte, wobei die Thränen ihr von den Wangen rannen, ohne daß ihre Gesichtszüge sich dabei veränderten: „Wie kannst Du nur beim Weinen so schön singen?“ Da antwortete ihr Maria: „Ich habe darauf nicht besonders studiert, aber als ich Kind war, weinte ich oft in der Stunde, und damit es Papa nicht merken sollte, stellte ich mich hinter ihn und gewöhnte mich, Stimme und Gesicht zu beherrschen, während meine Thränen flossen.“

Als Maria 15 Jahre alt war, erlaubte ihr der Vater zum erstenmal, öffentlich zu singen. Sie hatte einen herrlichen Contra-Alt, ihre Töne waren rein und stark und zeigten keine Spur von Schüchternheit. Nun reiste Garcia mit ihr nach London, wo sie auf dem Königstheater zuerst in Meyerbeer's „Crociato in Egitto“ auftrat und dann als Rosine im „Barbier von Sevilla“ von Rossini. Ihr Talent und ihre Stimme erregten allgemeines Erstaunen. Von England aus ging Garcia mit seiner Familie nach New-York, 1825, wo sie Opern aufführten, in denen außer Maria auch noch ihr Vater, ihre Mutter und ihr Bruder Hauptrollen hatten. Mitten in ihren dortigen Triumphen, besonders durch die Rollen als Aschenbrödel und Desdemona erreichte sie ihr Schicksal, indem ein in New-York angesiedelter Franzose Namens Malibran eine lebhafte Neigung für sie faßte und um ihre Hand anhielt; obgleich er 50 und sie erst 17 Jahr alt war und ihr Vater sich lebhaft dieser Heirat widersetzte, gab Maria ihr Jawort, wol zumeist, um der strengen und tyrannischen Zucht ihres Vaters zu entgehen. Ihre Furcht vor diesem war so groß, daß, als nach stürmischen Scenen sie die Verlobung durchgesetzt hatte, bei einer Vorstellung des Othello, in welcher der Vater den Mohren sang, Maria beim Anblick eines wirklichen Dolches in seiner Hand in Todesangst aufschrie: „Um Gotteswillen, mache mich nicht tot!“ — Wie recht Garcia gehabt, sich der Heirat seiner eigensinnigen Tochter zu widersetzen, zeigte sich, als wenige Wochen nach der Hochzeit Malibran, der Kaufmann war, bankerottierte. Gracia's Wut kannte keine Grenzen. Er verließ mit seiner Familie New-York und seine unglückliche Tochter. Diese nahm ihr Schicksal energisch in die Hand. Sie bildete eine englische Truppe, mit der sie auf dem Nationaltheater auftrat.

Um ihrem Manne augenblicklich Hülfe zu bringen, hatte sie sich für jede Vorstellung engagiert, sodaß sie jeden Abend große Summen nach Hause bringen konnte.

Dennoch war er unfähig, sein Geschäft zu heben, so daß die Gläubiger ihr Spielhonorar schon im Voraus mit Beschlag belegten. Dies veranlaßte sie zur Trennung von ihm. Sie ging nach Paris, wo sie bei der Schwester ihres Mannes Aufnahme fand und ihre einzige Freundin, Gräfin Merlin, aufsuchte. Marie erschien vor ihr, das schöne bleiche Gesicht von schwarzen, langen Locken umrahmt, die bis auf die Schultern fielen, in einem engen, kurzen Mousselinkleide. Die Gräfin erzählte von ihr:

„Maria Malibran's schöne Augen, ihr süßer Mund, ihre 20 Jahre und

ihr unermeßliches Talent, das war ihr Gepäck und ihr Kapital, mit dem sie in Paris anlangte."

Die schöne und begeisterte Gräfin sprach am selben Abend in der italienischen Oper von Maria wie von einem Wunder und versammelte am Abend darauf eine Schaar Ungläubiger um sich, um dieses Wunder zu hören. Maria begeisterte alle und das Resultat war, daß sie die Wahl hatte, an der großen Oper oder am italienischen Theater engagiert zu werden. Sie entschied sich für das letztere und trat mit einem so außerordentlichen Beifall auf, daß sie ein Gehalt von 50000 Francs für die Opernsaison erhielt. Neben ihr glänzte die Sonntag, welche ihr schwere Stunden bereitete, da Maria ebenso ehrgeizig wie eifersüchtig war. Jedesmal, wenn die kleine Deutsche einen recht glänzenden Erfolg hatte, rief Maria mit naiver Verzweiflung aus: „Mein Gott, warum singt sie so gut!" Ähnliche Gefühle mögen die Sontag gegen die Malibran beherrscht haben, so daß wenig Hoffnung vorhanden war, den Wunsch des Publikums und der Kritik zu erfüllen, Beide in derselben Oper zugleich zu hören. Da zettelte Gräfin Merlin eine Verschwörung gegen sie an.

In einem Konzert bei ihr, zu welchem sie beide Künstlerinnen eingeladen hatte, machte sie ihnen unvermutet laut den Vorschlag, das Duett aus Tancred zu singen. Die Rivalinnen sahen sich erstaunt an, zögerten eine Weile und traten dann unter stürmischem Beifall an das Piano; Beide sangen so hinreißend, so begeisternd, daß sie bewegt nach Schluß des Gesanges jede der anderen die Hände entgegenstreckte und sich umarmten. Ein herzlicher Kuß besiegelte die Freundschaft. Sie traten fortan in denselben Opern auf und diese Vorstellungen, in denen die beiden Künstlerinnen wetteiferten, sollen das Genußreichste und Unvergleichlichste gewesen sein.

In Paris hatte Maria den berühmten Violinspieler Carl von Berriot kennen gelernt und war ihm während einer Kunstreise nach Brüssel näher getreten. Da erwachte ihr Herz zum ersten Mal und sie gab sich umsomehr ihren leidenschaftlichen Gefühlen hin, als sie allen Grund hatte, ihrem Manne zu zürnen. Dieser hatte es aufgegeben, sich auf irgend eine Art zu beschäftigen und betrachtete sie als das Kapital, von dessen Zinsen er lebte. Er, der nach Paris gekommen war, und seine Familie, suchten die Künstlerin fortwährend zu bevormunden. Sie leitete deswegen die Scheidung gegen ihn ein, die sie mit fieberischem Eifer betrieb, um an ihr Ziel zu gelangen und Berriot heiraten zu können. Von diesem Augenblick an wurde ihre Stellung in der Gesellschaft gefährdet. Die Strenge, mit der die Gesellschaft die junge Künstlerin beurteilte, beweist, wie hoch sie in der öffentlichen Meinung gestanden hatte. Die Frauen aus der vornehmen Welt zogen sich von ihr zurück, die Kritik trat kühl und feindlich gegen sie auf und ihr Vater, der während des Jahres 1831—32 nach Paris gekommen war, verschloß ihr seine Thüre. Allein nicht lange vermochte er seinem geliebten Kinde zu zürnen. Eine völlige Aussöhnung fand statt und es ist rührend zu lesen, mit welch' inniger Freude Maria sich hierüber in einem Brieschen an die Gräfin

Merlin ausspricht, welches die Antwort auf deren Einladung war, diese Aussöhnung in ihrem Hause zu feiern. Das Brieschen lautete: „Mit dem größten Vergnügen verspreche ich Ihnen, heut' Abend zu kommen. Ich bin so glücklich! Seit gestern gelingt mir Alles und diese Aussöhnung ist eine gute Vorbedeutung für das Übrige. Ich wußte wol, daß eine so gute Freundin, wie Sie, nicht anders als entzückt über das Vorgefallene sein könnte. Sobald Berriot nach Hause kommt, werde ich ihm Ihren für mich und für ihn so freundlichen Brief zeigen, und ich bin sicher, er würde 36 Taschen machen lassen, um 36 Violinen hineinzustecken, wenn er sie hätte und sie Ihnen mit seinem ganzen guten Willen mitzubringen."

Am 8. Januar 1832 nahm Maria Malibran vom Pariser Publikum Abschied, indem sie sich feierlich gelobte, nicht eher nach Paris zurückzukehren, bis sie mit Berriot verheiratet sein würde. Die Scheidung von Malibran erfolgte jedoch erst am 6. März 1835. Maria empfing die Nachricht in Venedig, wo sie den Karneval hindurch in der Fenice, dem ersten Theater, sang. Doch mußte sie dem Gesetze nach noch zehn Monate mit ihrer Wiederverheiratung warten. Dennoch war dieses das glücklichste Jahr ihres Lebens, da man ihr in Venedig wie einer Königin huldigte. Sie hatte dort ihre eigene Gondel, reichlich mit Gold und Seide verziert, die sich von den übrigen schwarzen Gondeln auffallend auszeichnete; das Innere von scharlachroter Seide, dazu fantastisch gekleidete Gondelieris, so daß man überall, wohin sie fuhr und wo sie landete, wußte, daß sie es war, und während eine Schar von Gondeln ihr auf dem Wasser folgte, wurde sie an den Ufern von einer jauchzenden, dichtgedrängten Menge empfangen.

Die Begeisterung für sie wurde durch eine großherzige That noch erhöht. Als ihr Engagement schon beendet war, hörte sie, daß der Direktor eines zweiten Theaters, Herr Gallo, gezwungen sei, Bankerott zu machen, wenn er nicht die Summe von 14000 Francs auftreiben konnte. Sofort entschloß sich Maria, dem Gefährdeten zu helfen, indem sie eine Vorstellung in seinem Theater gab. Ganz Venedig drängte sich an diesem Abend in dies Theater, um die angebetete Diva noch einmal zu hören. Nach Schluß der Vorstellung wurde sie mit Blumen, Lorbeerkronen aus goldenen und silbernen Blättern förmlich überschüttet; zwei weiße Tauben flatterten auf ihr schönes Haupt und vor dem Theater erwartete sie eine unabsehbare Menge, um sie mit Fackeln nach Hause zu geleiten. Ganz erschöpft von dem Triumph steigt sie diesen Abend in eine der schwarzen Gondeln, die sie sonst so sehr scheut, um inkognito zu bleiben, aber man entdeckt sie. Die Fackeln ziehen zu beiden Seiten des Kanals, als sie landet, hebt man sie empor, trägt sie auf den Schultern nach Hause und bittet sie um Shawl und Taschentuch, welche man in kleine Stücke zerreißt, um sie als Reliquien zu verteilen und aufzuheben. Als Maria in ihrem Zimmer sich kaum erholt hatte, erschien eine Deputation von Gondolieri und überreichte ihr eine vergoldete Trinkschale mit Wein gefüllt mit der Bitte, sie mit ihren Lippen zu berühren. Als dies geschehen, ging die Schale von Mund zu Mund der unter ihrem Fenster harrenden Fackel-

träger und Gondolieri. So huldigte das Volk von Venedig der großmütigen Künstlerin. Die Stadt schenkte ihr einen Schmuck und das Theater Gallo nannte sich fortan: Theater Malibran. Der Ertrag der Vorstellung war 10500 Francs. Die fehlenden 3500 legte sie aus eigenen Mitteln zu. Im April 1835 folgte sie einer Einladung nach England, um an dem großen, alle drei Jahre in Manchester stattfindenden Musikfeste mitzuwirken. Hier harrten ihrer ebenso viel Triumphe wie Anstrengungen. Berriot schrieb darüber in einem Briefe vom 14. Mai 1835: „Die Londoner Saison ist dieses Jahr prächtig: niemals gab es so viele Konzerte. Die Theater machen Glück, besonders das Englische, welches jedesmal voll ist, wenn man die „Nachtwandlerin" giebt; Marie befindet sich wohl, trotz der ungeheuersten Anstrengungen. Hier ist ihr Programm für 3—4 Tage in der Woche: Des Morgens um 10 Probe, nach einer guten Stunde Arbeit am Piano. Von 1—4 Concert. Von 7—10 Oper, dann um den Abend zu beschließen 1—2 Privatconcerte, so daß die arme Marie fast nie vor Tagesanbruch nach Hause und zur Ruhe kommt.

Das ist die Existenz, welche sie in London führt, und zwar ganz gegen meinen Willen; denn ich setze mich aus allen Kräften dagegen, daß sie nach dem Theater noch Concerte annimmt. Einen großen Teil schlage ich ohne ihr Wissen ab, denn Sie kennen ja den kleinen spanischen Eisenkopf. Ließe man ihn machen, er brächte sich um.

Zum Glück ist das schlimmste überstanden; gestern gab sie zum ersten Male „Fidelio" englisch mit unerhörtem Erfolge; sie mußte das Finale wiederholen. Die „Grisi" hat in den Puritanern auch viel Erfolg; sie richtet sich sehr gut mit Maria ein und singt oft Duette mit ihr in Privatconcerten. Seit die Sontag auf der Bühne war, hat man nicht so vollendete Frauenduette gehört. Sie werden in meinem Concert am 29. Juni eines aus „Semiramis" singen und da es zum ersten Male ist, daß sie öffentlich zusammen auftreten, so habe ich Sorge getragen, dies Duett auf einen 3 Ellen langen Zettel mit fußgroßen Buchstaben anzukündigen und rechne auf einen gedrängt vollen Saal."

Nach der Londoner Saison hatte Marie ein Engagement nach Mailand angenommen, wo sie im September sein mußte. In Italien herrschte jedoch die Cholera und so viele Regierungen es dort gab, so viele Grenzsperrungen hatte sie durchzumachen. Da entschloß sie sich kurz über das Gebirge von Carrara zu reisen, was mit zwei Wagen auf beschwerlichen Maultierpfaden geschah.

Maria verlor dabei ihre gute Laune nicht. Zu Pferde zog sie lustig voran, unbekümmert, wie die Wagen ihr nachkämen. An den Zollgrenzen sang sie den Wächtern etwas vor, damit sie ihr Gepäck nicht öffneten. In den Dörfern verteilte sie so reichlich Spenden an die Armen, daß man sie für eine reisende Prinzessin hielt. Endlich lag die abenteuerliche Gebirgsfahrt hinter ihr, da zeigten sich neue Schwierigkeiten. Die Angst vor der Cholera herrschte derartig in der Lombardei, daß man glaubte, ein jeder Fremde bringe sie. Daher fanden unsere wandernden Künstler nirgend ein Obdach, wenn man ihnen nicht einen verlassenen

Schuppen überließ, in dem Ratten und Mäuse ihre Gesellschaft waren, übernachteten sie in ihren Wagen auf offener Straße, während man ihnen die Lebensmittel, deren sie bedurften, entfernt von ihnen niederlegte.

Trotz all dieser Hindernisse, die Maria heiter ertrug, langte die Gesellschaft noch zu rechter Zeit in Mailand an.

Der Intendant, Herzog von Wisconti, hatte sie für 5 Saisons engagiert, für den Herbst 1835, für den Carneval 1836 und 1837 und für den Herbst 1836 und 1837. Ihr Honorar für 180 Vorstellungen sollte 40,000 Francs betragen. Dazu erhielt sie freie Wohnung und Tafel im Palast Wisconti und Equipage. Als 1836 sie das letzte Mal in der Carnevalszeit aufgetreten war, begleitete man sie mit Fackeln aus dem Theater; die Gärten und Paläste auf dem Wege waren glanzvoll erleuchtet, Militärmusik empfing sie und am anderen Morgen wurden Medaillen in Gold, Silber und Bronce ihr zu Ehren geprägt. Nun endlich war die Zeit ihrer Vermählung mit Berriot gekommen, die in aller Stille am 29. März in Paris vollzogen wurde. Maria hatte eine kleine Wohnung bei Troupenas, dem Verleger ihrer Compositionen und einem ihrer besten Freunde, inne. Am Hochzeitsabend versammelten sich bei ihr die vertrautesten Bekannten, sowie Mutter, Bruder und Schwester. Der Vater war schon 1832 gestorben. Es war ein seltenes Fest, an dem sich Thalberg, Rossini, Berriot und Maria hören ließen. Diese war glückselig und wollte ihre Dankbarkeit beweisen, indem sie an die Armen 1000 Francs verteilen ließ. So auf der Sonnenhöhe des Glückes, dem so lange Geliebten mit Innigkeit angehörend, ahnte sie nicht, wie so nahe sie ihrem Ende sei. Im Frühling 1836 war sie eines Tages ausgeritten, gegen Berriots Willen, der nicht an dieser Partie teilgenommen hatte. Ihr Pferd war mit ihr durchgegangen und hatte sie eine ganze Strecke geschleift. — Sie wollte Berriot nicht eingestehen, was ihr widerfahren, und erklärte ihm, die Wunden, welche sie am Kopfe hatte, durch einen Fall von der Treppe. Um ihn nicht zu ängstigen, trat sie noch am selben Abend auf. Diese Verheimlichung hatte für sie die unseligsten Folgen, sie hatte eine Erschütterung des Gehirns erlitten, welche ihr unausgesetzt Kopfschmerzen verursachte, die oft so heftig wurden, daß sie ihre Besinnung verlor. Nervenzufälle traten ein, an denen sie immer häufiger litt und die ihre Kräfte erschöpften. Maria bekämpfte diese körperlichen Leiden mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung. In guten Stunden war sie frisch und ausgelassen wie immer, arbeitete und studierte eifriger denn je, gönnte sich keine Ruhe und reiste, als der September kam, mit ihrem Gatten nach Manchester, wo sie in 6 Concerten singen sollte. Noch am Vorabend ihres ersten Concertes lachte und tollte sie wie ein Kind und sang so wunderbar schön, aber auch zugleich so leidenschaftlich, daß der Dichter Lablanche, welcher den Text zu den gesungenen Romanzen gedichtet hatte, in Angst geriet und Berriot ermahnte, Maria nach Hause und zur Ruhe zu bringen. Am Tage des Concertes erschütterten sie die Klänge der Orgel derartig, daß sie ohnmächtig aus der Kirche getragen werden mußte. Als sie wieder zum Bewußtsein erwacht war, kehrte sie noch einmal in das Kirchenconcert zurück

und sang die für sie bestimmte Arie aus Abraham von Cimarosa. Am selben Abend trat sie in der Oper auf.

Die erschütternde Wirkung der Orgel auf ihre Nerven wiederholte sich am folgenden Morgen, so daß sie nicht vermochte, in dem Concerte mitzuwirken. Dagegen sang sie des Abends im Theater mit Madame Caradori das Duett aus dem „Andronico" von Mercadante so bezaubernd schön, daß das Publikum die Pièce da capo verlangte. Als Maria diesem Wunsch willfahrte, ahnte niemand, daß es ihr Schwanengesang war, den man gehört. Nachdem sie die Bühne verlassen, brach sie in furchtbaren Zuckungen zusammen. Sie wurde nach Hause getragen und erkrankte rettungslos. Die Journale brachten täglich Bulletins. Die ganze Stadt ließ sich bei ihr einschreiben, niemand glaubte an ihren nahen Tod, während sie meist in stumpfer Bewußtlosigkeit dalag und nur noch einmal vor ihrem Hinscheiden lichte Momente hatte, in denen alle ihre Gedanken und Worte ihrer Kunst und ihrem geliebten Gatten galten.

Friedlich und schmerzlos entschlief sie am 23. September 1836, erst 28 Jahr alt, auf das Tiefste betrauert. Manchester bereitete ihr ein feierliches Begräbnis und wollte später ihre Leiche nicht herausgeben, als Berriot sie verlangte, um sie nach seiner Heimat in das Dorf Laeken zu transportieren. Es entstand ein Prozeß, der zu seinen Gunsten entschieden wurde, und nun ruht die Hülle der herrlichen Künstlerin auf belgischem Boden, eine halbe Stunde von Brüssel entfernt am Ausgange einer vierreihigen Lindenallee in einer kleinen Kapelle, in welcher das Marmorbild der Sängerin sich erhebt. Maria Malibran-Berriot war eine der seltensten Erscheinungen. Nicht allein als ausübende Gesangskünstlerin leistete sie Außerordentliches, sondern als gute Pianistin und Componistin, begabt mit außerordentlichem Sprachtalent, geistreich im Briefschreiben und Karrikaturzeichnen, als Frau fleißig und geschickt, in der Unterhaltung ein heiteres, anmutiges und naives Kind. Sie hätte vielleicht noch lange leben können, wenn sie verstanden hätte, sich zu schonen, allein Bewegung und unausgesetzte Arbeit war ihr Lebensbedürfnis. Um sich auszuruhen, sprang sie über den Strick und machte endlose Spaziergänge. Die Jagd liebte sie leidenschaftlich, nicht, um das Wild zu erlegen, sondern sich zu Pferde über Stock und Stein und durch's Wasser zu tummeln, und in welcher Stadt sie auch auftrat, kannte man sie als eine wilde, verwegene Reiterin. So wenig wie ihre Gesundheit, schonte sie ihre Stimme; die Theaterdirektoren waren stets mit ihr im Streit, weil sie vor und nach dem Theater sang, ohne je eine Anstrengung zu scheuen, wenn sie ihren Freunden ein Vergnügen bereiten konnte. So ging dieser Stern im Zenit seines Ruhmes unter.





BERTHA v. MARENHOLTZ-BÜLOW.

Bertha von Marenholtz-Bülow.

Geb. 1810.

Ein Beitrag zur Geschichte der Kindergärten.

Mit Bild.

Eine der Lieblingsideen Friedrich Fröbels, um die Menschheit geistig zu fördern, war die Gründung von Erziehungsvereinen, welche sich die Verallgemeinerung einer vernunftgemäßen Familien- und Volkserziehung zur Aufgabe machen und Männer und Frauen gleichberechtigt und gemeinsam für das Erziehungswesen arbeitend vereinigen sollten.

Nach manchen vergeblichen Versuchen, Familien zu diesem Zwecke zu verbinden, hatte Fröbel im Jahre 1845 in dem kleinen Orte Eichfeld bei Rudolstadt einige Männer zur Gründung eines solchen Erziehungsvereines zusammenberufen; doch schlief die Sache wieder ein, und auch ein späterer Aufruf hatte keine anderen Folgen, als einige zustimmenden Briefe.

Da lernte der große Kindergärtner im Jahre 1849 die Frau kennen, welche von all' denen, die sich ihm angeschlossen, wohl am tiefsten in seine Idee der Erziehungsvereine eingedrungen und die nach seinem Tode als eifrigster Apostel sich seiner Lehre und deren Verbreitung mit bewunderungswürdiger Hingebung ein ganzes Leben hindurch gewidmet hat.

Es ist Frau Bertha v. Marenholtz-Bülow.

Diese merkwürdige Frau, geb. am 5. März 1810 in Braunschweig, als Tochter des Freiherrn v. Bülow-Wendhausen und dessen Gattin, eine geborene Reichsgräfin v. Wartensleben aus der Mark, zeigte schon früh, neben unbezwing-

lichem Bildungstriebe innige Liebe zu Kindern. In der Ehe mit dem Oberhofmarschall v. Marenholtz in Hannover fand sie Gelegenheit, diese Neigung an fünf, zum Teil noch unerzogenen Stiefkindern zu bethätigen.

Im Jahre 1849 kam Frau v. Marenholtz mit ihrem kranken Kinde nach Liebenstein, wo sie Friedrich Fröbel kennen und bewundern lernte. Sie fand ihn in einem engen Thal, in der Nähe seiner Wohnung, mitten unter 30—40 Bauernkindern, geführt und geleitet von 8—10 erwachsenen Jungfrauen, die sich spielend und singend im Kreise bewegten. Fröbel, ein Greis von 70 Jahren, gab die Spiele an und spielte mit. Zu gleicher Zeit war auch der berühmte Pädagoge Adolph Diesterweg dort, den Frau Johanna Goldschmidt auf Fröbel aufmerksam gemacht hatte. Dieser ging eines Tages mit Frau v. Marenholtz nach dem sogenannten „Gut“ Marienthal, wo Fröbel seinen Kindergarten und die Ausbildungsanstalt für junge Mädchen hatte.

Als sie daselbst anlangten, so schreibt Frau v. Marenholtz in ihren Erinnerungen an in erste Begegnung Diesterwegs mit Fröbel, hatten die Unterrichtsstunden schon begonnen. Vertieft in den mit seinem ihm eigenen Feuer vorgetragenen Gegenstand, hatte er das Kommen der beiden Ankömmlinge nicht vernommen. Frau v. Marenholtz war ihm ein fast täglicher Gast. Diesterweg nahm im Rücken Fröbels geräuschvoll Platz. Zuerst hörte er mit Ironie in den Mienen dem Vortrage zu. Allmählich aber schwand dieser Ausdruck völlig und er lauschte mit regster Aufmerksamkeit, bis eine tiefe Rührung auf seinem Antlitz fühlbar wurde und Thränen über seine Wangen rollten.

Als Fröbel seinen Unterricht beendet, stellte Frau von Marenholtz Diesterweg vor, der ihn herzlich begrüßte, obgleich er gestand, bisher die Kindergärtnerei, von der er wenig gewußt, wenig günstig beurteilt zu haben. Beide Männer fühlten sich im näheren Umgang immer mehr zu einander hingezogen und Frau von Marenholtz, die fast immer bei ihren Unterhaltungen zugegen war und ihre Ansichten zu erkennen gab, hatte die Freude, daß Diesterweg äußerte: „Dieser Mann hat wirklich etwas von einem Seher, er schaut in das Innerste der Kindesnatur, wie noch Keiner, ich bin davon ganz eingenommen.“ „Ja“, erwiderte Frau v. Marenholtz, „Er ergreift wie alle echte Begeisterung für Wahrheit und für Menschenwohl.“

Von da ab kam Diesterweg, so lange er in Liebenstein weilte, täglich unter das Fenster der Frau v. Marenholtz, mit Fröbels Mutter- und Koseliedern unter dem Arm und rief ihr zu: „Frau von Marenholtz, es ist Zeit zur Schule zu gehen!“ —

War das Wetter schlecht, so kamen Diesterweg und Fröbel zu der wißbegierigen Frau, wo alle drei Rat zu halten pflegten, wie die so langsam fortschreitende Verbreitung der neuen Erziehungsmethode gefördert werden könnte. Im Jahre 1850 kam Frau von Marenholtz wieder nach Liebenstein. Sie hatte sich, vereint mit Diesterweg, der Fröbelschen Sache mit so großem Eifer angenommen, daß in Berlin am 3. August 1851 der erste Kindergarten eröffnet

wurde. Eine von Fröbel selbst empfohlene Kindergärtnerin, Frl. Erdmann, leitete ihn. Auch erließ Frau von Marenholtz einen Aufruf, um Erziehungsvereine zu begründen, zu denen sie Statuten entwarf.

Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Ministerial-Reskript des preußischen Kultusministers von Raumer vom 7. August 1851. Es lautete: „Wie aus der Brochüre: „Hochschulen für Mädchen und Kindergärten ꝛc., von Karl Fröbel erhellt, bilden die Kindergärten einen Teil des Fröbelschen socialistischen Gebietes, das auf Heranbildung der Jugend zum Atheismus berechnet ist. Schulen ꝛc., welche nach Fröbels Grundsätzen errichtet werden sollen, können daher nicht geduldet werden!"

Es nützte nichts, daß Friedrich Fröbel sofort an den Kultusminister schrieb, daß diese Verordnung auf einer Verwechselung der Personen und deren Bestrebungen beruhe, daß seine Grundsätze denen seines Neffen Karl Fröbel ganz entgegengesetzt wären. Er erhielt darauf die Antwort: „Auf die Eingabe vom 27. d. Mts. erwidere ich Ew. Wohlgeboren, daß weder die in Ihrer Eingabe angeführten Gründe, noch die Einsicht der von Ihnen beigefügten Drucksachen Veranlassung bieten können, das von mir reiflich erwogene Verbot der nach Ihrem System eingerichteten und geleiteten Kindergärten wieder aufzuheben.

Dieses Verbot erschütterte die Freunde Fröbels, besonders Diesterweg, der nach seinem Besuch in Liebenstein zurückgekehrt, durch Wort und Schrift von Frau von Marenholtz unterstützt, dahin gewirkt, einen Frauenverein zur Beförderung der Kindergärten zu begründen.

Beide Freunde rieten Fröbel eine Versammlung bewährter Pädagogen nach Liebenstein zu berufen, um seine erziehlichen Bestrebungen und Anstalten zu prüfen. Dies geschah. Die Versammlung fand vom 27. bis 29. September statt. Diesterweg präsidierte derselben, und Fröbel legte in ergreifender Rede seine Grundsätze dar und erklärte die auf diese sich gründenden Beschäftigungsmittel für Kinder. Am folgenden Tag fand in einer Sitzung, der auch der Weimarische Staatsminister Wydenbruck beiwohnte, die Discussion und Prüfung der Fröbelschen Principien, Mittel und Verfahrungsweise im Kindergarten unter Vorsitz des Consistorial- und Schulrats Dr. Peter aus Meiningen statt. Daran schlossen sich Kinderspiele, eine Ausstellung der Schülerinnenarbeiten und Bewegungsspiele der erwachsenen jungen Mädchen der Bildungs-Anstalt, woran Fröbel sich selbst beteiligte.

Diesterweg sagte zu der anwesenden Frau von Marenholtz: Heut sind wir ja Alle Kinder, heut müssen Sie mit uns zufrieden sein. Am dritten Tag der Versammlung wurden Vorschläge gemacht, wie man die Fröbelsche Sache fördern könne. —

In richtiger Erkenntnis des großen Einflusses, welcher dem weiblichen Geschlecht auf die Gesamterziehung des Volkes zugestanden werden muß, wandte sich Fröbel namentlich an die anwesenden Frauen, um sie für seine Ideen zu begeistern und sie zur Begründung von Erziehungsvereinen zur Förderung des Kindergartens aufzufordern.

In Preußen durfte dies nun freilich nicht geschehen; aber die Jünger und Jüngerinnen zogen überall hin durch Deutschland und verbreiteten des Meisters Lehre.

Frau von Marenholtz ging Allen mit warmem Eifer voran. Sie hatte ihr einziges eigenes Kind durch den Tod verloren und ihre nicht glückliche Ehe durch Scheidung gelöst. Sie gewann in den höchsten Gesellschaftskreisen, die ihr durch Geburt und Rang offen standen, der Fröbelschen Sache viele Freunde, sie unternahm Reisen nach den namhaftesten Städten Deutschlands, nach England, Belgien, Frankreich, Italien und der Schweiz und versuchte überall persönlich die Gründung von Kindergärten anzuregen, Erziehungs- und Frauenvereine zu bilden.

Der Meister Friedrich Fröbel starb am 21. Juni 1852.

Als Frau v. Marenholtz 1855 nach Paris kam, war Fröbels Name dort noch völlig unbekannt. Sie selbst war dort so fremd, daß sie nicht eine einzige Persönlichkeit in der großen Weltstadt kannte. Sie hatte auch an Niemanden Empfehlungen. Vorher hatte sie schon ein halbes Jahr in London und nicht ohne Erfolg für die Kindergärten gewirkt.

Wie erreichte nun die energische Frau in Paris ihr Ziel, die Fröbelschen Grundgedanken zu verbreiten und die Kindergärten dort einzuführen? Sie erkundigte sich nach einflußreichen Persönlichkeiten, die sie zu interessieren suchte und hielt während eines Aufenthaltes von drei Jahren mehr als 100 Vorträge, teils öffentlich, teils in ihrer Wohnung.

Dabei war die Zeit zur Einführung einer Idee durchaus nicht günstig. Man scheute sich vor Vereinigungen, ohne welche die Verwirklichung eines Planes nicht möglich war. Dann aber bestanden und bestehen noch gerade in Paris Mißbräuche, welche besondere Schwierigkeiten machten, einen Kindergarten ins Leben zu rufen. Die bekannte Gewohnheit, Säuglinge in der ersten Lebenszeit ihren bäurischen Ammen mit aufs Land in Pflege zu geben, hatte die Beobachtung des kindlichen Wesens seitens der Mütter verhindert, so daß sie gar keinen Sinn dafür hatten, sich mit ihren Kleinen zu beschäftigen. Dagegen fanden die Vorträge der Frau von Marenholtz bei Männern und namentlich bei Anhängern Fourriers Anklang und Teilnahme, da dieser in seinen Schriften die Wichtigkeit erziehlichen Einflusses auf das erste und frühste Kindesalter stets betont hatte.

Dann aber waren es die Handwerker von Paris, männliche und weibliche, welche mit Begeisterung und Verständnis die Wichtigkeit der Kindergartenbeschäftigungen als Vorbereitung für die Lebensarbeit erkannten.

Das französische Unterrichtsministerium bezeigte seine Aufmerksamkeit für die Sache schon in den ersten Monaten des Auftretens der Frau v. Marenholtz.

Diese wandte sich direkt an Kaiserin Eugenie, als Protectorin der Salles d'Asyle und den Cardinal von Tours, Morlot, später Erzbischof von Paris, welcher Präsident der Kinderasyle war, mit der Bitte, das Kindergartensystem in diese Anstalten einzuführen. Das Gesuch an die Kaiserin wurde sofort berücksichtigt und der Unterrichtsminister, Herr de Forhoul, beauftragt sich der Sache anzunehmen.

Nach einer Audienz der Frau von Marenholtz bei diesem, wurde der von ihr ausgesprochene Wunsch, eine Kommission zur Prüfung eines anzustellenden praktischen Versuches zu ernennen, erfüllt und das staatliche Asyl: école normale, in rue Ursuline 10, unter Leitung der Frau Pape-Carpentier zu diesem ersten Versuche bestimmt.

Nachdem unter Leitung der Frau von Marenholtz während drei Monaten die Kinder nach Fröbels Methode beschäftigt waren, erklärte sich die ernannte Kommission nach stattgefundener Prüfung äußerst befriedigt mit dem Resultat und das Unterrichtsministerium empfahl durch offiziellen Rapport: Die Kindergartenmethode in die bestehenden Anstalten einzuführen und nach Möglichkeit Kindergärten mit den Elementarschulen zu verbinden!"

Mit der dauernden Einführung der Fröbel'schen Beschäftigungen in ihre Schule wurde Mad. Pape-Carpentier beauftragt, die sich bereits um Verbesserung der Bewahranstalten sehr verdient gemacht hatte. Sie erhielt auch den Auftrag, junge Mädchen als Kindergärtnerinnen auszubilden. Die unermüdliche Frau v. Marenholtz unterrichtete Mme. Jules Mallet, eine der größten Philantropinnen Frankreichs und führte dieselbe in das Asyl für kleine Kinder der Schwestern von St. Vincent de Paul ein, welche bereits durch die eifrige Agitatorin das Kindergartensystem angenommen hatten, wie auch in andere Kleinkinderschulen. Eine protestantische Dame, Mme. Andrée Köchlin errichtete einen Kindergarten nach Fröbel'scher Methode für arme Kinder. In einer Schulanstalt wurden Curse zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen eingerichtet.

Der Mangel an französisch verfaßten Schriften über Fröbel's Methode, welcher der Verbreitung derselben sehr hinderlich war, veranlaßte Frau v. Marenholtz ihre Brochüren und Bücher in französischer Sprache zu verfassen. Während man in Deutschland nur Fröbel's zerstreute Werke benutzen konnte, schrieb sie französisch: Manuel des jardins d'enfant.*) Die Fabrikation von Spielmitteln übernahmen französische Handwerker.

Ein warmer Förderer der schwierigen Aufgabe, welche Frau v. M. sich gestellt hatte, war F. Marbeau, Begründer der Crèches (Krippen) und Präsident der Gesellschaft internationaler Barmherzigkeit, ferner Buchet de Cubière, gelehrter Mathematiker; er nannte Fröbel eine der bedeutendsten Persönlichkeiten Deutschlands, die das Jahrhundert hervorgebracht habe. Er schloß einen Brief an Frau v. M. mit den Worten: „Indem Sie die Erziehungsmethode des großen Mannes verbreiten, leisten Sie der Menschheit einen außerordentlichen Dienst."

Während in Preußen das Cultusministerium die Kindergärten verbot, „als Anstalten, die zum Atheismus führen" begeisterte sich in Paris Martin Pachoud, ein protestantischer Geistlicher und Consistorialrat, bekannter Stifter

*) Das erste deutsche Handbuch über Fröbel's Methode erschien 1860, verfaßt von Lina Morgenstern unter dem Titel: Paradies der Kindheit. Es erscheint 1889 in fünfter Auflage bei A. Pichlers Wwe. und Sohn in Wien.

der „Union chrétienne universelle“ und Herausgeber von „Le disciple de Jesus-Christ, Revue pour le progrès moral et réligieux — für Fröbel's Erziehungssystem und schrieb an Frau v. Marenholtz, deren Vorträge er gehört: „Meine Freunde und ich wünschen nichts mehr, als Ihnen unsere Hülfe bei Verbreitung Ihres schönen Werkes zu leihen, verfügen Sie über uns. Sie haben Unrecht über die Langsamkeit in der Verbreitung Ihrer Erziehungssache zu klagen. Mir scheint, im Gegentheil, daß sich noch niemals eine Idee so rasch in Paris Bahn gebrochen, als grade die von Ihnen vertretene. Bedenken Sie, daß hier täglich neue Ideen und neue Erscheinungen die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Sie selber hindern indessen einigermaßen den Fortgang durch Ihre Scheu vor aller Oeffentlichkeit. — — — Eine allgemeine Verbreitung derselben kostet selbstverständlich Zeit, aber sie ist für Frankreich gesichert, zweifeln Sie nicht. Das Bedürniß einer besseren Vorbereitung der jungen Generation für die, nach allen Seiten hin, gesteigerten Anforderungen verbürgt der Methode sichere Aufnahme und Verbreitung. — — Quälen Sie sich nicht darüber, daß Ihr Name bekannt wird, und denken Sie an den Spruch: „Du sollst dein Licht leuchten lassen zum Ruhme dessen“ u. s. w. — — — Zu Ihren bevorstehenden Vorträgen werden sich zahlreiche Zuhörer einfinden, vielleicht mehr, als Raum vorhanden sein wird.“ —

Martin Pachoud.

Wie sehr Frau von Marenholtz es verstanden, zu begeistern, um Fröbels Ideen klar zu legen, geht noch aus einer großen Anzahl Briefe hervor, welche sie in ihrem Buche: Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbels Methode (Berlin 1866, Verlag von Th. Chr. Enslin (Adolph Enslin), veröffentlichte.

Sie begründete ein Comité central für die staatlichen Erziehungsanstalten der ersten Kindheit. Welchen Anklang ihr Wirken fand, mögen noch folgende Auszüge aus Briefen damaliger Zeit beweisen, welche sowol der Persönlichkeiten wegen, die sie schrieben, als deren Auffassung nach, interessant sind und zugleich Streiflichter auf die Art der Agitation der Frau von Marenholtz werfen.

So schrieb A. Guépien (bekannter Arzt, Naturforscher und Schriftsteller in Nantes, Frankreich, Verfasser der „Encyclopädie der Philosophie des 19ten Jahrhunderts)“:

Nantes, 6. Mai 1856.

„— — Sogleich nach meiner Rückkehr von Paris habe ich einen einflußreichen Mann der Société academique von Nantes gesprochen, um dieser Gesellschaft eine Abhandlung der Kindergartenmethode vorzulegen. Außerdem schrieb ich nach Barcelona, um durch dortige Freunde Artikel über Fröbels Methode in Zeitungen zu verbreiten. Senden Sie mir dazu das Nötige, namentlich Ihre letzte Broschüre. — — — In Spanien ist eine gute Stätte. — Meine Frau und ich sind hocherfreut über alles, was wir bei Ihnen gehört und gelernt. Meine Frau wird an mehrere Damen — auch Mad. Hunt, (Großnichte von Malborough)

— schreiben. — — — Das Journal von Nantes wird Artikel veröffentlichen, desgleichen der „Courier" de Bretagne, „Hare de Loire" und das Journal des Handels u. s. w. — In Madrid wird ein Freund Ihre Broschüre in's Spanische übersetzen. — Man muß Ihr Werk jedoch mit Vorsicht behandeln. Ich werde verbreiten, wie eifrig der Kardinal von Tours dasselbe unterstützt, und auffordern, ihm in diesen herrlichen Bahnen nachzufolgen. — — — Einflußreiche Männer werden mir in der Propaganda beistehen. Fröbels Erziehungsmethode ist die vollständigste und vernünftigste, die ich kenne. — Mögen Sie in diesen Mitteilungen den Beweis unseres großen Interesses und unserer tiefen Sympathie erkennen.

A. Guépien.

Hr. A. Guyard (Schriftsteller in Paris), schrieb am 22. März 1857.

„— — Sie weisen jede öffentliche Anerkennung zurück, Sie wollen nicht, daß ich Sie nenne, damit erschweren Sie die Verbreitung Ihrer Sache. Gegenwärtig kann sich nichts Bahn brechen ohne die Mitwirkung der Presse, ohne die Beistimmung der Öffentlichkeit. Und auch die Verbreiter einer Idee müssen bekannt werden. Ich werde indessen Nichts thun, als was Sie gestatten. Meine Sympathien, meine größte Bewunderung wird dem ganzen Werke bleiben, was Sie so aufopfernd vertreten." — —

Paris, 14. Juni 1857 (der nämliche).

„— — Je mehr ich Sie über Fröbel's Methode höre, je größer wird mein Interesse und je tiefer die Überzeugung, daß damit das Mittel zur Grundlegung einer neuen Erziehung gelegt werden würde zum Heil der Menschheit. — — — Empfangen Sie die wärmsten und aufrichtigsten Wünsche für das Gedeihen der Methode Fröbel's, dieses großen und vielleicht bedeutendsten Philosophen unserer Zeit, der in Ihnen Das gefunden hat, was den Philosophen im Allgemeinen fehlt, nämlich eine Frau, die ihn begreift, die ihn in Fleisch und Blut übergehen, ihn wieder lebendig macht. Ich glaube in der That, daß eine Idee, um Frucht zu tragen, einen Vater und eine Mutter haben muß. Bisher haben die Ideen fast nur Väter gehabt.

Indem die Fröbelsche Methode ganz geeignet ist, Mütter zu finden, wird sie einen außerordentlichen Erfolg haben. Wenn die Ideen der Zukunft in hingebenden Frauen lebendig geworden sein werden, wird sich das Antlitz der Welt verwandeln!" — —

Frau von Marenholtz erstreckte ihre Wirksamkeit jedoch nicht nur auf Paris, sondern ging von hier aus nach Elsaß, wo sie namentlich in Mühlhausen, freundlichst von den Damen Köchlin unterstützt, einen Kindergarten für Wohlhabende begründete und die Methode in die Bewahranstalten einführte. Schwierig war es französische Kindergärtnerinnen zu bekommen und so ließ sie Deutsche berufen, welche französisch zu sprechen verstanden.

Im Dezember 1857 folgte Frau von Marenholtz-Bülow der Aufforderung des Ministerpräsidenten, Herrn Ch. Rogier, nach Brüssel zu kommen, wo Mme.

Guillaume, eine Hamburger Kindergärtnerin, welche sich nach Brüssel verheiratet hatte, einen Kindergarten eröffnet hatte. Dessen ungeachtet war Fröbels Name und System dort im Allgemeinen noch unbekannt, und so kostete es Frau von Marenholtz unendliche Mühe und Arbeit, ehe sie für ihre dort wöchentlich stattfindenden Vorträge Zuhörer finden konnte.

Sobald dieselben jedoch begannen, fanden sich immer mehr zum Teil sehr eifrige, die verschiedendsten Ansichten vertretende Teilnehmer ein, darunter Männer der Wissenschaft, Mitglieder der Deputirtenkammer, des Unterrichts-Ministeriums, Lehrer und Lehrerinnen u. s. w.

Nun richtete Frau v. Marenholtz einen regelmäßigen Cursus für Schulvorsteherinnen, Lehrerinnen und junge Mädchen ein.

Unter ihnen waren Frl. Devadden und Frl. Eyraud vom Unterrichtsministerium beauftragt, zu lernen, um die Methode in ihrer Schule denjenigen abgehenden Schülerinnen beizubringen, die sich dem Erziehungsfach widmeten.

Frau von Marenholtz's Gesuch an's Ministerium, eine deutsche Lehrerin auf Staatskosten kommen zu lassen, welche in den Kindergarten-Beschäftigungen unterrichten könne, wurde bereitwilligst erfüllt. Ein glücklicher Zufall ließ eine gute Wahl treffen. Frl. Henriette Breymann (später Gattin des Eisenbahndirektors Schrader, Berlin), war die geeignete Persönlichkeit, welche auf einige Monate nach Brüssel kam, und eine Anzahl Lehrerinnen in den Kindergarten-Beschäftigungen unterrichtete. Später wurde auch eine Anzahl Nonnen in dieser Methode durch eine Pariser Kindergärtnerin, Frl. Chevallier, unterwiesen.

Außer den Mitgliedern des Unterrichtsministeriums beteiligten sich eine ansehnliche Zahl Schulmänner an der Verbreitung der Fröbelschen Methode in Belgien, darunter vornehmlich der Schulinspektor Jacobs, welcher das Fröbelsche Zeichensystem in seiner Knabenschule einführte und später mit Frau v. Marenholtz das Manuel des jardins d'enfants verfaßte, zu dem auch Frl. Breymann und Frl. Chevallier Beiträge lieferten und welche durch die Kompositionen der Mme. Ruelens bereichert wurde. Dies Werk hat zur Verbreitung der Kindergartensache in den romanischen Ländern viel beigetragen.

Besonders günstig war derselben, daß Minister Rogier die General-Inspektoren nach Brüssel berief, um die Fröbelsche Methode zu prüfen, dieselben erstatteten einen höchst anerkennenden Bericht, welcher die Kindergärtnerei in den Krippen, Bewahranstalten, Volksschulen und Mädchen-Seminarien lebhaft befürwortete.

Auch auf dem nationalen Wohlthätigkeitskongreß zu Frankfurt a. M. 1858 hielt Frau von Marenholtz Vorträge, nach denen eine praktische und theoretische Prüfung durch Kommissare in zwei Sitzungen erfolgte, welche in ihrem Bericht unter anderem Folgendes sagten: „Diese Methode besteht im Wesentlichen darin, alle Teile des Leibes und der Seele im Kinde, dessen natürliche Fähigkeiten und Fertigkeiten zu entwickeln. Das ist eine Art der Erziehung, welche zugleich natürlich, anziehend und vollständig ist. Sie wirkt durch die Freiheit, nicht durch die Furcht,

durch Anleitung der Selbstthätigkeit der Kinder, nicht durch bloßen Gehorsam und passive Nachahmung. Alle Unterhaltungen, welche von dem Instinkt der Mütter seit Jahrhunderten erfunden wurden, sind darin einer gründlichen Prüfung unterzogen, umgebildet und vervollständigt worden, durch eigene geistreiche Erfindungen, um allen Fähigkeiten die harmonische Entwicklung zu gewähren. Eine wissenschaftliche Theorie und angemessene Stufenfolge, nebst Rücksichtnahme auf die verschiedenen Tageszeiten, walten darin vor; das Kind jedoch merkt die Dornen der Wissenschaft nicht, sondern pflückt nur deren Blumen. Es spielt und im Spiele entwickelt es sich ganz und harmonisch. Es übt Kunst und Industrie aus, wie wir aus der Menge der kleinen Arbeiten ersehen konnten, die uns durch Frau von Marenholtz vorgelegt wurden, ohne daß es abstrakte Lehren aufzunehmen hätte. Die Lehrerin allein muß die Methode kennen — — sollte das ein ernstliches Hindernis für deren Verbreitung sein?“ — —

Dem durch Frl. Breymann geleiteten Kindergarten in Brüssel in der Schulanstalt „des pères de famille“ in der Vorstadt Ixelles, Chaussée de Wawre folgten bald Kindergärten in Gent, Antwerpen, Namur, Nivelle, Messine, Courtray u. s. w. Überall war Frau von Marenholtz durch Vorträge bei der Gründung beteiligt. Trotz der bekannten Vorurteile gegen alle Neuerungen hatten strenge Katholiken und Konservative, ebenso wie rationelle und extreme Liberale, sich mit warmer Teilnahme an der Förderung der Kindergärtnerei angeschlossen, ja das System der Fröbelschen Spielbeschäftigungen wurde auch in den Klöstern angenommen.

Eine Beistimmung aus dem entgegengesetzten Lager wurde Frau v. Marenholtz durch den bekannten Sozialisten Proudhon, der eines Tages bei ihr eintrat, sich vorstellte und ihr mitteilte, daß er seine Wohnung von einem Ende der Stadt nach dem andern verlegt habe, um seine Kinder in den dort belegenen Kindergarten schicken zu können.

Unter den Männern der Universität, welche mit Frau von Marenholtz verkehrten und sich eingehend mit Fröbel beschäftigten, waren die Vertreter der Krauseschen Philosophie, Thibergien und Professor Callier u. a. m.

In keinem Lande jedoch hatte die Fröbelsche Methode schnelleren Eingang in die Kinderbewahranstalten gefunden, als in Holland. Die Anstalten selbst fand Frau von Marenholtz musterhaft. Man ließ den Zöglingen viel freie Bewegung in frischer Luft, da fast mit jeder Anstalt ein Garten oder großer Hofraum verbunden war. Daher erkannte man dort auch sofort die Wichtigkeit der Fröbelschen Spiele. Es genügte ein kurzer Aufenthalt während der Sommermonate 1858, gelegentlich eines Besuches der Frau von Marenholtz bei der Prinzessin Heinrich der Niederlande im Haag, um der Kindergartensache freundliche Aufnahme zu schaffen. Die Prinzessin, Tochter der Herzogin Ida von Sachsen-Weimar, war eine gütige Beschützerin Fröbels schon seit längerer Zeit. Namentlich trug in Holland eine Schriftstellerin zur Förderung der Sache und Verbreitung der Idee bei; Frau von Calcar. Sie übersetzte das Manuel des jardins d'enfants in's

Holländische, ließ eine Kindergärtnerin in Brüssel ausbilden und begründete den ersten Kindergarten im Haag.

In Amsterdam nahm die Gesellschaft für das allgemeine Beste sich der Sache mit Eifer an und veranstaltete eine zahlreich besuchte Versammlung, in welcher man dem Vortrag der Frau von Marenholtz die größte Aufmerksamkeit schenkte; infolge dieser Versammlung und durch Bemühungen der Frau v. Calcar, Suringar u. A. m., wurde ein Musterkindergarten für Wohlhabende begründet und die Methode in vier Bewahranstalten eingeführt. Als Frau von Marenholtz im Jahre 1864 nach Amsterdam ging, um dem Kongreß des Vereins für soziale Wissenschaften beizuwohnen, fand sie die genannten Anstalten in voller Blüte und Frau von Calcar beabsichtigte in der Nähe von Haag eine Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen zu errichten.

Ehe die Sendbotin Fröbel's Holland verließ, hielt sie Vorträge in Rotterdam, Utrecht, in den bekannten von Suringar gestifteten*) Anstalten in Muttray Neerlandois (Geldern) und Dorf Hemme, welche überall das regste Interesse für Fröbels Methode erweckten.

In einer Anstalt des Herrn von Kötsveld für Blödsinnige machte Frau von Marenholtz Versuche Fröbels Beschäftigungen anzuwenden. Das Resultat war, daß dieselben den Unglücklichen nicht allein zusagten, sondern ihre schwache geistige Entwicklungsfähigkeit förderten.

Auch in dem von Dr. Hirsch in Rotterdam geleiteten Taubstummeninstitut ließ dieser auf Anregung der Frau von Marenholtz Spielmittel aus Brüssel kommen, und es zeigte sich dort besonders die Vorliebe für folgerichtig geordnete plastische Beschäftigungen.

Nachdem die thätige Frau in dieser Weise überraschend schöne Erfolge im Ausland erreicht hatte, kehrte sie in das deutsche Vaterland zurück, wo es ihre erste Sorge war, mit dem Minister von Bethmann-Hollweg zu unterhandeln, um das Verbot der Kindergärten in Preußen aufzuheben. Dies gelang der energischen Frau gerade in einer Zeit, in welcher der Präsident des Zentral-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, Lette es angeregt hatte, daß vor einem Kreise von Frauen und Männern Vorträge von Dr. Ravoth und Dr. Besser gehalten wurden, um Friedrich Fröbels Kindergartensystem bekannt zu machen.

Auch Frau von Marenholtz erschien in der sehr zahlreich besuchten Versammlung, aus welcher der Frauen-Verein zur Beförderung der Kindergärten hervorging.

Schon 1857 hatte Frau von Marenholtz einen kleinen Privatverein in Berlin begründet, der jedoch wegen des Verbotes nicht öffentlich wirken konnte. Indes hatte sie einige junge Mädchen auf ihre Kosten als Kindergärtnerinnen ausbilden lassen und eine begeisterte Dame, Gräfin Poninska ließ auf einem

*) Suringar, ein bekannter Philantrop, Reformator des Gefängniswesens.

Spielplatz vor dem Rosenthaler Thor, Fröbelsche Bewegungsspiele ausführen und kleine Gartenbeete für Kinder errichten, welche der Obhut eines Herrn Gesell übergeben wurden. Doch bestand das Unternehmen der großen Kosten wegen kaum zwei Jahre.

Frau von Marenholtz hielt nun im Verein zur Beförderung der Kindergärten Vorträge, welche begeisterte Zuhörer fanden, sie wurde zur Ehrenpräsidentin ernannt.*) Zum ersten Mal versammelten sich Männer und Frauen, meist Mütter, um über Erziehungsfragen zu beraten. Ein neues geistiges Leben regte sich in diesen Kreisen, in denen der Name des großen Kindergärtners zum ersten Male ertönte und vielen Frauen, die früher über ihren Beruf nur unklare Vorstellungen hatten, wurde es jetzt klar, wie umfassend, weltbewegend und vielseitig der Mutterberuf sei. Frau von Marenholtz hatte aber auch eine bewundernswerte Beharrlichkeit in ihren Anregungen, und wo ihr scharfer Blick ein aufrichtiges Entgegenkommen und Interesse für die Sache fand, da ruhte sie nicht, diese Seele zu gewinnen, ging in die Privathäuser und belehrte, ohne zu ermüden. Auch ich empfing von ihr die ersten Belehrungen, sie hatte mich bei einer der Versammlungen in der Discussion entdeckt und nun kam sie fast allabendlich zu mir, um mich oft bis zur späten Nachtstunde in ihrer geistreichen Weise, von dem Fröbelschen System zu unterhalten. Durch sie bekam ich zum Studium Fröbels seine in Journalen zerstreuten Schriften. Sie wußte meine Bedenken zu besiegen — als junge Mutter von drei Kindern und bei arbeitsvollen, beschränkten Lebensverhältnissen, nach dem Verlust unseres Vermögens — den Vorsitz im Frauenverein zu übernehmen und dauernd zu behalten, und ihr widmete ich in Dankbarkeit und Verehrung die erste Auflage meines Buches: „Das Paradies der Kindheit", welches das erste deutsche Handbuch für Kindergärtnerinnen wurde. Auf Veranlassung der Frau von Marenholtz hatte der Verein zwei von Friedrich Fröbel selbst ausgebildete Schülerinnen als Leiterinnen der ersten beiden Kindergärten kommen lassen: Frl. Ida Seele (später verheiratet mit Schulvorsteher Vogeler) und Frl. Amalie Krüger. Nachdem bereits vier Kindergärten für Wohlhabende bestanden und die Ausbildungsanstalt eine große Anzahl Schülerinnen gefunden hatte, — an demselben unterrichtete unter anderen auch ein direkter Schüler Friedrich Fröbels, Herr Hermann Pösche — gab sich Frau von Marenholtz alle Mühe, einen Volkskindergarten in's Leben zu

---

*) In dem Frauenverein zur Beförderung der Kindergärten war ich Vorsitzende von 1860 bis 1866; unter meiner Leitung entstand das Kinderpflegerinnen-Institut, der Volkskindergarten und noch 6 Kindergärten für Wohlhabende. Meine Vorgängerinnen, die Frauen: Dr. Ravoth, Dr. Steinschneider und Dr. Abarbanell hatten bereits zwei Kindergärten für Wohlhabende und die Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen errichtet. Als ich 1866 meinen Vorsitz niederlegte — um die Volksküchen zu begründen, übergab ich den Verein mit acht Kindergärten, einem Volkskindergarten, dem Seminar, dem Kinderpflegeinstitut und regelmäßigen Vortrags- und Discussionsabenden für Mütter, Kindergärtnerinnen und Pädagogen.

Lina Morgenstern.

rufen, d. h., da die Mittel durch die Anstalten für Wohlhabende vorhanden waren, einen Kindergarten nur für arme Kinder.

Der Name „Volkskindergarten“ (weil nur für Unbemittelte) und das Princip der Frau von Marenholtz, in denselben einige andere Arbeiten einzuführen, also einen Unterschied zwischen diesen und anderen Kindergärten zu machen, rief bei jeder Sitzung über diesen Gegenstand die lebhaftesten Debatten hervor, da die Vertreter des Vereins anderer Ansicht waren, als ihre Ehrenpräsidentin, nämlich, daß kein Unterschied zwischen Kindergärten für Reiche und Arme gemacht werden sollte, als durch die Beiträge.

Frau von Marenholtz, an Widerspruch nicht gewöhnt und durchdrungen davon, daß sie ein tieferes Verständnis von der Sache habe, als die Anderen alle, die nur ihr Herz sprechen ließen, fühlte sich leidenschaftlich erregt und persönlich verletzt, und an dem Tage, an welchem der Frauenverein zur Beförderung der Kindergärten in seiner Sitzung 1863 über die Einrichtung des Volkskindergartens sich einigte und denselben in's Leben rief — versammelte Frau von Marenholtz eine Anzahl Herren und Damen, um einen neuen allgemeinen Verein zu organisieren: Für Familien- und Volkserziehung. Hierdurch kam ein Zwiespalt in die junge Pflege der Kindergärtnerei in Berlin, welcher um so empfindlicher und dauernd schädigender wurde, als Frau von Marenholtz, alle Versöhnungsversuche der Vorsitzenden des Frauenvereins schroff zurückweisend, sich für immer von letzterem und allen ihn vertretenden Persönlichkeiten losriß, weil sie den ersprießlich und stetig wirkendenden Frauenverein nicht, wie Frau von Marenholtz es wünschte, in den neu zu begründenden aufgehen lassen wollten. Noch trat jedoch der Erziehungsverein nicht in's Leben, erst nach manchen vergeblichen Versuchen, — deren Scheitern auch wohl daran lag, daß Frau von Marenholtz nur immer kurze Zeit in Berlin blieb, um wieder agitatorisch an verschiedenen Orten zu wirken. Derselbe wurde 1863 begründet. Er sollte sich von dem Frauenverein dadurch unterscheiden, daß er nicht nur Begründung und Förderung Fröbelscher Kindergärten und Bildungsanstalten zum Ziel hatte, sondern im Allgemeinen die Verbesserung des Erziehwesens, eine Reform der Schule, bessere Kinderzucht in der Familie und Überwachung der Kinder der Armen a) durch Förderung der in dieser Hinsicht schon bestehenden Anstalten, wie Krippen, Bewahranstalten, Kindergärten 2c., b) durch Gründung einer Normalbewahranstalt für Kinder der arbeitenden Bevölkerung mit Berücksichtigung des Fröbelschen Erziehungsverfahrens, c) durch Heranbildung von Erzieherinnen und Kindergärtnerinnen, d) durch Besprechung auf pädagogischem Gebiet und endlich durch Vermittelung einer Verbindung mit ähnlichen und anderen gemeinnützigen Vereinen.

Da nun dieser Verein, wie die bisherigen Vertreter der Fröbelsache in Berlin es vorausgesehen hatten, nichts Neues schuf, sondern nur gleiche Anstalten, wie sie der Frauenverein bereits besaß, so wurde er kein allgemein auf die Volksbildung wirkender, sondern ein einfaches Concurrenzunternehmen, das die persön-

lichen Kräfte und die Geldmittel zersplitterte und dazu beitrug, daß die Kindergärten und die Fröbelsache in Berlin lange Zeit hinter denen anderer Orte und Länder zurückblieb, bis nach mehreren Jahren, als Frau von Marenholtz sich auch vom Verein für Familien- und Volkserziehung zurückgezogen hatte, beide Vereine beschlossen, mit einander zu verschmelzen und seit dieser Zeit unter dem Namen Berliner Fröbelverein fortbestehen.

In Deutschland hatten die Kindergartenbestrebungen damals schon durch Fröbel selbst weite Verbreitung gefunden. In Dresden und Hamburg begann die Bewegung für Norddeutschland, in Thüringen: Blankenburg, Gotha, Eisenach, Weimar, Sondershausen u. a. Orten mehr für Süddeutschland. Nun ging man auch in Breslau, Magdeburg, Potsdam, Halle, Görlitz und anderen Städten mit Gründung von Kindergärten vor. Frau von Marenholtz wandte sich zunächst nach Dresden, wo der Director Marquardt an seine große Schulanstalt einen Kindergarten und eine Vermittelungsklasse vor dem Schulbesuch schloß, und nach der Schule eine Vorbereitungsanstalt für Kindergärtnerinnen folgen ließ.

Einen großen Fortschritt bedeutete es, als zwei Seminare für Lehrerinnenbildung die Fröbelsche Methode als obligatorischen Lehrgegenstand aufnahmen. Das eine, geleitet von den Geschwistern Breymann in Warzum bei Wolffenbüttel, das andere, unter der Direction des Schulrat Karl Schmidt in Köthen, des Verfassers der vorzüglichen Geschichte der Pädagogik. Diesen ausgezeichneten Mann, der leider allzufrüh gestorben ist, hatte Frau von Marenholtz als Chef-Redacteur einer Zeitschrift gewonnen, welche sie unter dem Titel „Erziehung der Gegenwart“ 1860 begründete.

Frau von Marenholtz spricht sich mit großer Wärme über Karl Schmidt in folgenden Worten aus: „Dieser so früh seinem Wirkungskreis entrissene Mann hatte Fröbels Idee mit warmer Begeisterung ergriffen, namentlich die so vielfach verkannte religiöse Seite derselben erfaßt und war wie nur Wenige befähigt, eine tiefere Erkenntnis derselben anzubahnen. Ihn zuerst (1857) für Fröbels Sache interessiert und gewonnen zu haben, rechne ich zu den wertvollsten Erfolgen meiner Thätigkeit für dieselbe!“

Nachdem Frau von Marenholtz ihm 1860 die Redaction der genannten Zeitschrift angeboten, schrieb er ihr:

„Die Hoffnung, zur Anerkennung und Fortentwickelung von Fröbels großen Erziehungsgedanken beitragen zu können, läßt mich die von Ihnen angebotene Redaction der projectierten Zeitschrift mit Freuden übernehmen.“ An einer anderen Stelle schreibt Karl Schmidt: „Fröbel ist der ursprünglichste Geist unserer Zeit und das hebt ihn über Alle, die gelehrter, klarer und objectiver als er sind. Ich stimme Ihnen völlig bei: Religiosität ist der Grundzug seines Wesens und der Anfang und das Ende seines Erziehungssystems. Niemand hat wie er das Kinderwesen durchdrungen und von seinem ersten Erwachen an so tief erkannt. Mit der Grundlage seiner Weltanschauung stimme ich ganz überein.“

Ein zweiter deutscher, bedeutender Pädagoge, den Frau von Marenholtz

gewann, war Wichard Lange in Hamburg, Director einer Knabenschule. Er behandelte die Fröbelsche Methode nicht nur in eigenen Schriften, sondern gab die sämtlichen, bis dahin zerstreuten und schwer anzuschaffenden Werke Fröbels, in einer Gesamtausgabe im Verlage von Adolph Enslin, Berlin, heraus. Auch er war Mitarbeiter an jener Zeitschrift.*)

In Gotha hatte zur selben Zeit Schuldirector August Köhler, einer der thätigsten Vertreter der Fröbelschen Erziehung, die erste Anstalt begründet, in welcher das System vom Kindergarten bis zur Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen, mit der Vermittelungsklasse und der achtklassigen Schule als Mittelglieder, durchgeführt war. August Köhler, der wie Wichard Lange und Karl Schmidt im blühendsten Mannesalter gestorben ist, verband sich mit den Lehrern Seydel und Schmidt in Weimar zur Herausgabe einer zweiten Zeitschrift, „Kindergarten, Kinderbewahranstalt und Elementarklasse“, die sich die Aufgabe stellt, für die Verbreitung der Praxis der Methode zu wirken. Diese drei Freunde wurden die Begründer des Thüringer Fröbelvereins.

Indes reiste Frau von Marenholtz als Apostel Fröbels durch einen großen Teil von Deutschland, um Anregungen zur Einführung des Kindergartensystems zu geben, was ihr besonders in Reutlingen gelang, wo Gustav Werner, dem sie freundschaftlich näher trat, die Fröbelsche Methode in seinen Kleinkinderschulen einführte, die 1861 schon 500 Kinder umfaßten.

Auch mit der französischen Schweiz knüpfte die rege Frau schon 1860 Verbindungen an, indem sie mit Professor Raoux in Lausanne Briefe wechselte, infolge deren der erste dortige Kindergarten in dessen Hause begründet wurde. Ein Jahr später hielt Frau von Marenholtz Vorträge in Lausanne, Genf und Neuschatel über Fröbels Erziehung, für welche besonders die société d'utilité publique Teilnahme zeigte. Schwierig wars jedoch dort Kindergärten zu errichten, da es an französisch sprechenden Kindergärtnerinnen fehlte, bis erst im Jahr 1864 Frl. Breymann auf kürzere Zeit und später Frau von Portugal nach Genf kamen; die letztere begründete einen Musterkindergarten und eine Ausbildungsanstalt, welche sie noch gegenwärtig leitet.

Im Jahre 1866 gab Frau Bertha von Marenholtz ein Buch heraus: „Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbel's Methode“. Besonders verdient um die Verbreitung der neuen Erziehungsgrundsätze machte sie sich aber durch die von ihr in Gemeinschaft mit dem Allgemeinen Erziehungsverein in Dresden ins Leben gerufene Fröbel-Stiftung, mit welcher eine Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen mit Pensionat und Schulgarten verbunden ist, und in der bereits nahe an 1100 junge Mädchen aller Nationalitäten ihre Ausbildung genossen. Zu diesem Verein hat sie Männer und Frauen der verschiedensten Lebensstellungen und Richtungen heranzuziehen und sie zu überzeugen

---

*) Auch ich hatte anfangs eine Rubrik „die Praxis des Kindergartens in dieser Zeitschrift übernommen“.

verstanden, daß Einigkeit in den Prinzipien der Erziehung des Menschengeschlechts nicht nur möglich, sondern zur Befestigung unserer Civilisation sogar unentbehrlich ist.

Obgleich bereits 79 Jahr alt, und von sehr zarter Gesundheit, findet die unermüdliche Frau noch immer ihre Freude daran, Jüngerinnen Fröbels durch eigene Vorträge heranzubilden.

Ihre Auffassung, der von ihr vertretenen Fröbelschen Erziehung und wie dieselbe praktisch zu verwirklichen sei, legte sie in einem kürzlich erschienenen Werke nieder*), das den Titel führt: „Theoretisches und praktisches Handbuch der Fröbelschen Erziehungslehre.“ Es ist dies Buch die Frucht langjähriger Erfahrung und eingehendster Studien, Studien, denen diese beharrliche, energische Natur ihr ganzes Leben gewidmet hat.

Wenn heute die Kindergärten in der ganzen civilisierten Welt verbreitet sind und namentlich das Verständnis dafür geweckt wurde, daß die Erziehung zur Arbeit die menschenwürdigste, daß die Fürsorge für die heranwachsende Jugend vom zartesten Kindesalter an, als eine der wichtigsten Aufgaben des Staates, wie der Familien zu betrachten sei, kann Bertha von Marenholtz es sich vorzugsweise zum Verdienst anrechnen, durch ihre ausschließliche Hingabe an dies ihr Lebenswerk dazu beigetragen zu haben, daß Friedrich Fröbels Grundideen von den Gebildeten der Nationen verstanden und seine Praxis von den Kindern des Volkes geübt wird.



*) Verlag von Georg H. Wigand in Kassel.

Fanny Lewald.

Geb. 1811.

Es war im Jahre 1858, als ein Buch die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, welches den Titel führt: „Meine Lebensgeschichte von Fanny Lewald". Das Interesse an diesem Werke, welches 3 Bände umfaßt, war und ist ein doppeltes, erstens für die Frau, welche in der Schriftstellerwelt der ersten wie der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eine ebenso eigenartige als hervorragende Stellung einnimmt und zweitens für den Inhalt des Werkes, das kein Fantasiestück von Dichtung und Wahrheit, sondern eine ehrlich gemeinte Selbstbiographie ist. Dieselbe gewährt den Vorzug, die Entwickelung Fanny Lewald's von ihrer Geburt an zu verfolgen, sowie die Zeit und Verhältnisse, in denen sie lebte und die sie umgebenden Menschen kennen zu lernen, so daß ein lehrreiches Stück Kulturleben an uns vorüberzieht, dessen Einfluß auf die Schriftstellerin leicht ersichtlich ist.

Fanny Lewald war am 24. März 1811 in Königsberg in Preußen geboren, wo auch ihre Eltern und Großeltern bereits heimisch waren. Die Mutter entstammte einer reichen, jüdischen, aus Posen eingewanderten Familie und war die jüngste von 12 Geschwistern. Für deren Bildung war wenig geschehen; sie schrieb und rechnete nur notdürftig und hatte nie wissenschaftlichen Unterricht gehabt. Dafür hatte sie glänzende häusliche und wirtschaftliche Tugenden, welche sie durch ein wechselvolles Leben bewährte. Anders lagen die Verhältnisse väter-



FANNY LEWALD.

licherseits. Seit 4 Generationen hatte die Familie Markus*) in Königsberg gelebt; Fanny's Großvater, ein schöner geistvoller Mann, war zu seiner Ausbildung nach Berlin gegangen und hatte dort seine Lebensgefährtin gefunden; dieselbe konnte sich jedoch nie recht in Königsberg heimisch fühlen, wozu wol beigetragen hatte, daß ihr Ehemann einige Jahre nach ihrer Verheiratung sein ererbtes Vermögen in unglücklichen Spekulationen eingebüßt, ohne daß später seine Verhältnisse sich sorgenfreier gestaltet hätten. Die Großeltern hatten 7 Kinder, 3 Töchter und 4 Söhne, von denen der Vater Fanny's der dritte war. Der letztere empfand den Druck der Verhältnisse in seinem Elternhause auf's Schmerzlichste. —

Diese nahmen erst eine günstigere Wendung, als sein Vater starb. Er etablierte mit seinem älteren Bruder, Bär Markus, ein Handlungshaus und verheiratete sich, einer langjährigen Neigung folgend, mit Frl. Assur**), die damals elternlos im Hause einer verheirateten Schwester lebte.

Indes war es zu jener Zeit mit den Heiraten der Juden in Preußen keine leichte Sache, denn jede jüdische Familie hatte nur für eines ihrer Kinder das Ansiedelungsrecht in den preußischen Ländern, und ohne dieses waren Heirat und Niederlassung eine Unmöglichkeit. Da das Recht zu Gunsten der ältesten Tochter in der Familie Assur***) schon benutzt worden war, so hätte also die zweite Tochter darauf verzichten müssen. Wäre diese großjährig und nicht von ihren Verwandten abhängig gewesen, so hätte das junge Paar den Ausweg gesucht zum Christentum überzutreten, da beide Teile eine große Neigung dazu hatten und das dogmatische und konfessionelle in jeder Religion ihnen gleichgiltig war. Endlich gelang es ihnen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, indem die Gewährung einer Niederlassungserlaubnis durch den Kanzler von Schrötter gegeben wurde. Als sie sich verheirateten, waren ihre Vermögensverhältnisse günstig. Die Brüder hatten ein Bank- und Speditionsgeschäft, das großer Ausdehnung fähig war.

Als Fanny geboren wurde, war ihr Vater 24, ihre Mutter 21 Jahr alt, beide schön, sorgenfrei und glücklich. So begrüßten sie ihr erstes Kind mit unendlicher Zärtlichkeit. Allein schon wenige Monate später trat ein böser Gast in Gestalt der Sorge in ihr Haus.

Es war mittags an einem Sommertage, als Fanny's Vater wie gewöhnlich nach der Börse gegangen war. Eine halbe Stunde später, als ihre Mutter an ihrer Wiege saß, ertönte plötzlich Feuerlärm. Gleich darauf trat der Vater bleich und mit dem Rufe: „Die Speicher brennen“, ins Zimmer. Bei der damaligen

---

*) Der Name Lewald wurde erst später beim Uebertritt zum Christentum angenommen.

**) Die Familie nahm bei ihrem Uebertritt zum Christentum den Namen Assing an. (Siehe Ludmilla Assings Memoiren.)

***) Dieselbe hatte den Kaufmann Simon geheiratet und wurde die Mutter von dem in der politischen Geschichte bekannten Heinrich Simon, der seinen Tod im Wallenstädter See fand.

Bauart des alten Königsberg lag die Gefahr ungemein nahe, daß sich das Feuer über die ganze Stadt verbreiten werde. Der Vater hatte Mutter, Kind und Amme daher schleunigst zu einer befreundeten Familie nach dem weit entfernten Kneiphof geschickt und, was man zusammenfassen konnte, zu retten gesucht. Als jedoch nach 24 Stunden bangen Wartens der Vater zu seiner Familie erschöpft und bleich zurückkehrte, da war diese und etwas Kinderwäsche die einzige Habe, die er noch besaß. Der Brand hatte ihn fast ruiniert, denn ein unglücklicher Zufall wollte, daß am selben Tage die Feuerversicherung für das Mobiliar und die Waarenbestände des Hauses fällig geworden war. Die Verwandten der Mutter, welche in dem Stadtteil „der Kneiphof" wohnten, halfen mit dem Notwendigsten aus und ihr Vermögen wurde zum Opfer gebracht, um das Geschäft aufrecht zu erhalten und die Verpflichtungen zu erfüllen.

Königsberg hatte kaum Zeit gehabt, sich von dem Brande zu erholen, als mit den beginnenden Durchmärschen von französischen Truppen, welche nach Rußland zogen, eine für den Kaufmannsstand Preußens sehr bedeutende Epoche eintrat. Die ganze Provinz Ostpreußen glich vom Jahre 1812 ab einem großen Heerlager. Das Land wurde völlig ausgesogen, die Not, die Plagen und die Teuerung in den Städten waren ungemein groß, aber wer Waare zu verkaufen hatte, konnte die höchsten Preise erzielen und bei dem ungeheuren Menschen- und Geldverkehr und den großen Unternehmungen zur Verpflegung dieser Heeresmassen, machten die Banquiers und Geldwechsler bedeutende Geschäfte. So blühte auch das Haus Markus wieder auf, in welchem während der Kriegszeit außer dem älteren Bruder noch ein jüngerer und ein Vetter als Gehülfen wirkten: Friedrich Jakob, der 1858 unter seinem späteren Namen Lewald in Breslau als Direktor der oberschlesischen Eisenbahn gestorben ist, und der später als Schriftsteller bekannte August Lewald.

Durch zwei und ein viertel Jahr blieb Fanny das einzige Kind ihrer Eltern, ihre Mutter hatte daher Zeit sich viel mit ihr zu beschäftigen. Fanny hatte ein besonders gutes Gedächtnis und sprach schon mit ihrem zweiten Jahre alle Worte deutlich aus. So geschah es, daß sie ein französisches Liedchen, welches damals sehr beliebt war, und das sie von der Mutter hatte singen hören, nachsang. Es lautete:

Ich bin ein Franzose, mes dames,
Comme ça mit die hölzerne Bein,
Jean Grillon ist mein Name,
Mein Stolz ist die hölzerne Bein.
Ich scherze, ich küsse, ich kose,
Comme ça mit die hölzerne Bein,
Im Herzen, da bleib ich Franzose
Und wär ich auch außen von Stein.

Da fügte es sich eines Tages, daß ein schwer leidender Franzose, dem das Bein in Rußland erfroren und abgenommen worden war, vom Wagen gehoben

und mit einem Quartierbillet in das Haus von Fanny's Eltern gebracht worden war. Die Kleine erblickte kaum den Unglücklichen mit dem Stelzfuß, als sie auf ihn zulief und freundlich rief „comme ça, mit die hölzerne Bein." Dem jungen Mann stürzten die Thränen aus den Augen und er sagte zu ihrem Vater: Ich habe auch solch ein Mädchen in der Heimat; um dieses Kindes Willen haben Sie Mitleid mit mir, ich leide fürchterlich. Der junge Mann wurde aufs sorgfältigste in der Familie verpflegt und verließ Königsberg erst kurz vor dem Ausbruch des Kampfes im Frühjahr 1813.

Fanny merkte in ihrer Kinderstube wenig von allen Schrecknissen des Krieges, der Not und Seuchen in seinem Gefolge, aber sie freute sich über den Knall und das Knattern der Geschütze, welche bis zu ihr drangen und über die Einquartierung, ob es Franzosen oder Russen waren. —

Der Wohlstand der Familie hatte sich gehoben; sie bezogen eine Wohnung, welche ohne Prunk, aber behaglich und mit Kunstgegenständen geschmückt war. Sie hielten drei weibliche Dienstboten, sodaß den Kindern die größte Aufmerksamkeit zugewendet wurde, denn Fanny hatte indessen mehrere Geschwister erhalten. Sie zeigte schon als Kind eine große Beobachtungsgabe; das Fenster war daher ihr Lieblingsplatz und die Nachbarn der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Besonders war es eine Familie Japha, die sie nicht allein beobachtete, sondern auch fleißig besuchte. Von der Tochter, welche für eine der geschicktesten Näherinnen der Stadt galt, empfing sie die erste Anleitung zu Handarbeiten. Diese Unterrichtsstunden wurden Fanny zum größten Genuß, weil sie von dem schon älteren Mädchen auf eine Menge Fragen Bescheid erhielt, auf welche man ihr zu Hause nicht Antwort gab. So z. B. erfuhr sie erst von ihr, daß sie Jüdin sei. Als sie den Vater fragte, ob dies wahr wäre, gab er die charakteristische Anwort: Du bist unser Kind und weiter geht Dich nichts an.

Am 1. April des Jahres 1817 besuchte Fanny zum ersten Mal die Schule, welche von einem noch jungen Ehepaar, namens Ulrich, geleitet wurde. Es ist für jene Zeit bezeichnend, daß weder der Director noch seine Frau, die Tochter eines Advokaten, ein eigentliches Examen abgelegt, aber bei allgemeiner Bildung und Neigung zum Lehrerberuf die Schule eröffnet hatten und darin selbst unterrichteten. Dieselbe wurde von Knaben und Mädchen gemeinschaftlich besucht.

Fanny Lewald spricht sich in ihrer Selbstbiographie über den genossenen Unterricht sehr günstig aus; sie sagte wörtlich: „Der Director stellte die Thatsachen hin, und machte es uns durch seine sehr kurzen, sehr bestimmten und eng aufeinanderfolgenden Fragen möglich, die Ursachen derjenigen Dinge zu finden, die uns zu Anfang der Stunde noch fremd und überraschend waren. Damit hing es zusammen, daß er verhältnismäßig wenig vortrug, daß wir es aber lernten, leicht und bestimmt zu sprechen und daß wir geistig fortwährend thätig, immer eine Art von Siegesbewußtsein genossen. „Seht ihr nun", sagte dann Herr Ulrich, „das habt ihr ganz von selbst gefunden, das ist sehr einfach."

Fanny's Begabung zeigte sich früh, aber sie hatte auch eine außerordentlich

große Meinung von ihren Anlagen und ihrem Wissen. Diese suchte Herr Ulrich zu unterdrücken, indem er ihr beständig das Beispiel eines Knaben vorhielt, der kurz vor ihr die Schule besucht und Musterhaftes geleistet hatte.

Es war dies der im politischen Leben später rühmlichst bekannt gewordene Präsident und Professor Eduard Simson. Derselbe war außer der Schule von früh an Fannys lieber Spielkamerad. Wenn Herr Ulrich Fanny lobte, geschah es mit dem Zusatze: „Eduard Simson war in Deinem Alter viel weiter.“ Während die Schule so ihren Geist bildete, wirkte das Vaterhaus auf ihr Gemüt und ihre heitere Lebensauffassung. Sechs Stunden war sie täglich in der Schule beschäftigt, für die sie auch zu Hause noch zu arbeiten hatte; daneben wurde sie auch zeitig in der Musik unterrichtet, so daß sie früh den Ernst der Arbeit und Pflichten und die Wonne der Feierstunden kennen lernte. Diese wurden während des Sommers des Abends im Freien im Junkergarten zugebracht, während die Mittwoch- und Sonnabendnachmittagstunden und die Sonntage zu größeren Ausflügen benutzt wurden. Ueber die sorgfältige Ueberwachung der Eltern bei diesen Spaziergängen, welche zum größten Teil unter Leitung mehrerer Kinderfrauen geschahen, bemerkt Fanny Lewald: „Ueberall, wohin wir geführt wurden, hatten wir Vergnügen und überall waren wir sicher, denn meine Eltern beobachteten die Vorsicht, uns ganz unbemerkt nachzukommen, so daß unsere Wärterinnen sich nicht leicht eine Vernachlässigung oder Unregelmäßigkeit erlauben konnten.“ Der erziehliche Einfluß, den die Eltern auf Fanny und ihre Geschwister ausübten, bestand in ihrem guten Beispiel, in der mustergültigen Reinlichkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit des Hauses und darin, daß sie die Kinder anhielten, unbedingt gehorsam zu sein und auf alles in ihrer Umgebung zu achten.

Als Fanny 7 Jahr war, wurde sie von einem lebensgefährlichen Scharlachfieber befallen, die einzige schwere Krankheit, welche sie je gehabt hat.

Einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des heranwachsenden Mädchens machte die ungerechte Behandlung und Verfolgung der Juden, die gerade damals besonders arg war. Gerüchte von Feindseligkeiten, welche gegen dieselben in Süddeutschland ausgebrochen waren, erregten auch in Königsberg Besorgnis. In Frankfurt a. M. und Würzburg hatte man den Juden die Fenster eingeworfen, ihre Häuser geplündert und angesehene Männer auf der Straße beschimpft und mißhandelt. Solche Epochen der Verwirrung in den Geistern der Völker sind epidemisch; so kam es, daß man fürchtete, auch in Königsberg würde Unerhörtes gegen die Juden geschehen. Durch die Dienstboten erfuhren es die Kinder; schon hatte man auch dort einem reichen Kaufmann die Fenster eingeworfen und man verbot den Kleinen des Abends ihren Lieblingssitz auf dem Fenstertritt einzunehmen. Von da ab setzte sich zum ersten Mal in Fanny der Begriff von der Unterdrückung der Gesellschaftsklasse fest, zu der sie gehörte. So jung sie war, erwachte dadurch in ihr das Selbstgefühl, sich besser zu fühlen, als die Verfolger, an die sie nicht ohne stolze Empörung denken konnte. Indes ging diese Zeit vor-

über und man merkte in der Folge nichts, als daß den Juden spottend auf der Straße nachgerufen wurde, und die Gesellschaftskreise sich von einander schieden.

Zwei Jahre später wurde ihr Gemüt zum ersten Mal durch Familienereignisse erschüttert, die das trauliche und behagliche Leben zerstörten. Es starb ein zweijähriger Bruder einen Morgen, nachdem die Mutter einem Knaben das Leben gegeben hatte. Selbstverständlich wollte man ihr den Tod verheimlichen. Als jedoch die Kinder den Vater in den Trauerwagen steigen und mit dem Brüderchen fortfahren sahen, lief eines derselben, von der Kinderfrau unbeachtet, zur Mutter in's Zimmer mit dem Ausruf: „Mutter, Mutter, jetzt fahren sie mit unserm toten Heinrich fort.“ Von dem Augenblick an erkrankte die Mutter auf's gefährlichste und der kleine Neugeborene, den sie selbst nährte, wurde das Opfer ihres Schreckens. Acht Tage später stand die Familie an einem neuen Sarge, der Bruder des Vaters, welcher zugleich Compagnon des Geschäftes war, hatte schon lange gekränkelt und erlag einem Lungenleiden. Fanny war in einem Alter, in dem sie den Schmerz und die Verluste tief empfand und die Klage des Vaters, als er zum dritten Mal in wenigen Tagen vom Kirchhof kam und die Kinder mit schwerem Seufzer küßte mit den Worten: „Bleibt Ihr mir nur leben!“ erfüllten ihr Herz mit Trauer. Aber die Lage sollte noch furchtbarer werden; der Zustand der Mutter verschlimmerte sich und 4 Monate schwebte sie in Lebensgefahr. Fremde Ärzte und Krankenwärterinnen gingen im Hause ein und aus, und nicht genug dieses. Das Geschäftshaus des Vaters wurde durch den Bankerott einiger russischer Häuser mit fortgerissen und zu Falle gebracht. Des Vaters Mut erlag fast diesen Sorgen und Kämpfen.

So kam der neunte Geburtstag Fanny's heran. Trotz ihrer Leiden hatte die Mutter an das Fest ihres Kindes gedacht und ihr in der Kinderstube einige kleine Geschenke aufbauen lassen. Gegen Mittag ließ die Mutter sie zu sich kommen; das Zimmer war sehr verdunkelt; hinter grünen Schirmen stand das Bett. Die Krankenwärterin wurde hinausgeschickt, Fanny mußte sich auf das Bett der Kranken setzen, die ihre Hände hielt und nach einer Weile, als beide sich unbeschreiblich traurig angeblickt hatten, nahm die Mutter aus dem Tischchen, das ihr zur Seite stand, ein Papier, entnahm demselben ein paar goldene Ohrringe, die sie dem Töchterchen gab, wobei sie sagte: „Die sollst Du nun immer zu meinem Andenken tragen, und wenn ich sterbe, — Du bist die Aelteste, sei nur recht gut zu den Kindern und zum Vater!“

Diese Worte fielen wie ein Schlag auf Fanny nieder. Der Gedanke an den möglichen Tod der Mutter lähmte sie für einen Augenblick völlig; da zog die Mutter sie an sich und küßte sie. Jetzt erst brach Fanny in solch heftiges Schluchzen aus, daß die Wärterin sie entfernen mußte. Von dieser Zeit ging mit ihr eine mächtige Veränderung vor; sie fühlte sich in einem neuen Verhältnis zu dem Vater und den Geschwistern. Der Vorsatz dem ersteren eine Stütze, den letzteren ein gutes Beispiel zu werden, faßte in ihr Wurzel.

Die Familie mußte sich fortan bis aufs Äußerste einschränken; das alte

liebe Haus in der Brodbänkenstraße wurde verlassen; man zog vor's Thor in eine billige Wohnung, während der Vater ein Bureau in der Stadt mietete. Das ganze häusliche Leben veränderte sich. Die Luxus- und Kunstsachen wurden verkauft; die langjährigen alten, aber verwöhnten Dienstboten entlassen und die Mahlzeiten auf das einfachste eingerichtet. All diese Einschränkungen drückten jedoch die Kinder keineswegs nieder, denn die Liebe der Mutter, welche wieder genesen war, wußte ihnen dennoch Freuden zu bereiten. Sie hatten ein kleines winziges Gärtchen, in dem sie traulich zusammen saßen und lasen. Die Mutter, welche musikalisch war, sang ihnen öfters vor. Als Fanny 11 Jahr alt war, lernte sie Schiller'sche und Göthe'sche Balladen auswendig, die sie gern und mit Ausdruck deklamierte.

Während des langen Winters wurden Promenaden auf dem gefrorenen Pregel gemacht.

Nur zwei Jahre blieb die Familie in der Vorstadt wohnen; dann zog sie wieder in unmittelbare Nähe des Vaters, dem es in dem neuen Geschäfte besser glückte. An Fanny machte die Schule, sowie das Haus immer größere Anforderungen. Durch die Geburt einer Schwester waren jetzt wieder 7 Kinder im Hause, die Wirtschaft war dadurch vergrößert, daß auch die Angestellten in des Vaters Geschäft dort wohnten und aßen. Die Mutter, obgleich ihre Gesundheit sehr gelitten, wußte trotz notwendiger Einschränkungen dem Hauswesen den Anstrich des Wohlanständigen zu wahren. Auch der Vater ertrug seine Sorgen tapfer. — Fanny wurde streng zur Ordnung und zur Erfüllung ihrer Pflichten angehalten. Obgleich sie wenig Verständnis und Sinn für Musik hatte, hielt der Vater mit aller Energie daran fest, daß sie täglich vor der Schulzeit eine Stunde Klavier spielen mußte. „25 Jahre lang", so erzählt Fanny Lewald in ihrer Autobiographie, „von meinem siebenten bis in mein zweiunddreißigstes Jahr hinein habe ich unausgesetzt Musikunterricht, nehmen und täglich üben müssen. Nahezu tausend Thaler und eine unverantwortliche Masse von Zeit sind darauf verschwendet worden, und nachdem ich es dahin gebracht hatte, Beethoven und Chopin, Hummel und Ries, und was man wollte, zu spielen, hielt ich meine Ueberzeugung immer auf demselben Punkte, auf dem ich in meinem dreizehnten Jahre gestanden hatte. Das heißt: ich liebte die Musik und hatte eben eine Betrübnis darüber, mich in derselben nicht frei und schöpferisch bewegen zu können. Ich würde über meine musikalischen Leiden nicht gesprochen haben, hätte ich nicht die Absicht in ihnen und mit ihnen eine Warnung für eine große Zahl von Eltern zu geben, eine Fürbitte für eine Menge armer Kinder einzulegen und eine Erleichterung für die Masse von Menschen zu erbitten, die jetzt auf allen Punkten der Erde durch unmusikalisches Musikmachen gemartert werden."

Der Abgang von der Schule, welche sich zur Zeit auflöste, als Fanny im 16. Jahre war, wurde von ihr und den Eltern als ein besonderer Lebensabschnitt betrachtet. Der Vater selbst setzte einen Stundenplan auf, um von vornherein eine bestimmte Zeiteinteilung zu geben. Danach mußte Fanny täglich 5 Stunden

Strümpfe stopfen, Wäsche ausbessern und beim Schneidern und anderen Handarbeiten helfen; zwei Stunden Klavier spielen, eine Stunde Schulwissenschaften wiederholen, eine Stunde klassische Stellen und Dichtungen abschreiben. Dazwischen ging sie in Küche und Speisekammer, beaufsichtigte ihre jüngeren Geschwister und hatte doch am Ende des Tages das Bewußtsein, nichts Rechtes gethan zu haben. Ihre größte Freude war der Umgang mit einer gleichaltrigen Freundin, Mathilde von Derschau, Tochter einer verwittweten Majorin von vortrefflichem Charakter und einer männlichen Gradheit und Wahrhaftigkeit. Diese lebte, weil verarmt, mit ihren Töchtern in einem Stift, und Fanny fühlte sich in dem kleinen Stübchen der Majorin eben so glücklich, wie die heitere Mathilde in dem von einer großen Kinderschaar belebten Hause von Fanny's Eltern. Diese Freundschaft, welche sich schon in der Schule angesponnen hatte, wurde immer inniger. Nur einen Kummer hatten beide Mädchen, daß Fanny den Religionsunterricht nicht mit der Freundin nehmen und mit ihr eingesegnet werden konnte. Auch die Mutter Fanny's teilte diesen Kummer und äußerte dem Vater gegenüber den Wunsch, die Kinder Christen werden zu lassen. Sie meinte, es sei traurig, zwischen zwei Religionen zu stehen. Vom Judentum wüßten die Kinder nichts, in der Schule hätten sie christlichen Religionsunterricht empfangen; sie ständen also mehr im Zusammenhange mit dem Christentume und es würde ein Segen sein, wenn man sie anwiese, sich an eine bestimmte Gemeinschaft zu halten, denn Religion müsse der Mensch haben. Indes ihre Wünsche drangen damals bei dem Vater noch nicht durch. Er ließ es zu, daß die Kinder täglich das „Vaterunser“ beteten, wies aber religiöse Gespräche meist zurück mit dem Bemerken, daß sie kein Gegenstand gesellschaftlicher flüchtiger Erörterungen seien. Fanny geriet um so mehr in Zwiespalt mit sich, als sie mit ihrer Freundin die christliche Kirche besuchte und besonders dem Gottesdienst während der christlichen Feiertage beiwohnte. Indes entwickelte sie sich immer kräftiger und wurde immer mehr der Mutter eine wirtschaftliche Stütze, da diese selbst sich immer kränker fühlte, nachdem sie noch ein Töchterlein geboren hatte. Eine geistige Anregung wurde Fanny, als die Familie Simson in ihr Haus zog und deren schon erwähnter Sohn Eduard, der mit 15 Jahren sein Abiturienten-Examen gemacht hatte, in ein herzliches Freundschaftsverhältnis zu ihr trat. Er war geistvoll und strebsam, sprach gern mit ihr über seine Collegien und Arbeiten und teilte ihr aus den Büchern mit, die ihn beschäftigten. Er lernte mit Leidenschaft und sein Umgang war so anregend, daß er Fanny ganz neue geistige Anschauungen beibrachte.

Interessant ist die Schilderung Fanny Lewald's von der damals Mode gewordenen Sucht, die heranwachsenden Mädchen orthopädisch behandeln zu lassen. Der Bruder ihrer Mutter, welcher zugleich ihr Hausarzt war, fand es trotz ihres tadellosen Knochenbaues auch bei ihr angemessen, und so mußte sie täglich am Reck hängen, eine Stunde auf der harten Diele auf dem Rücken liegen und, was schlimmer war, alle 14 Tage wurden ihr 6 bis 12 Blutegel an die Schulter gesetzt. Durch die vielen Blutentziehungen wurde sie

bleichsüchtig — und geriet in eine elegische Stimmung, die sie fast 1½ Jahr ihrem Tagebuche anvertraute. Als sie jedoch diese Blätter später im Zusammenhang las, fand sie selbst, daß es eitle Selbstbespiegelungen gewesen seien, unwahre Empfindungen, deren sie sich schämte. Sie ruhte nicht, bis sie das Buch dem Feuer übergeben hatte mit der Erkenntnis, daß man seinen Geist von Irrtum und sein Herz von Selbstbetrug befreien müsse.

Auch als erwachsenes Mädchen wurde Fanny streng unter der Zucht ihres Vaters gehalten, wie folgender kleiner Vorfall zeigt: Fanny war zu einer Tanzgesellschaft gebeten, als mitten im Vergnügen der Diener kam, um sie nach Hause zu holen. Sie erschrak heftig, in dem Glauben, die Mutter sei erkrankt und beeilte sich heimzukommen. Sie fand die Eltern im Wohnzimmer und der Vater sagte der Erschrockenen mit gleichmütiger Stimme: „Du hast, als Du fortgingst, die Thüre offen gelassen, mache sie hübsch zu!“

Fanny stand ganz verdutzt, Thränen kamen ihr in's Auge und sie wollte Hut und Mantel ablegen, um zu Hause zu bleiben. Allein das gab der Vater nicht zu. Sie mußte, von dem Hausknecht begleitet, wieder in die Gesellschaft zurückkehren. Durch diese Gewaltmaßregel hatte sie aber für immer die Gewohnheit abgelegt, die Thüren offen zu lassen.

Als Fanny 17 Jahr war, machte sie ihre erste Eroberung; es war ein junger Theologe Leopold Bock, ein ernster Mann, den sie in Gesellschaft kennen gelernt und der sich in ihr Haus hatte einführen lassen. Er war Hauslehrer in einer befreundeten Familie und führte seine Zöglinge täglich an Fanny's Fenster vorüber. Niemals sahen sie sich allein; sie hatten sich auch nichts zu sagen, was nicht alle Uebrigen hätten hören können. Aber allmählich gewann Leopold einen solchen Einfluß auf Fanny, daß er ihre ganze Lektüre leitete und sie tadelte, wenn sie Leichtfertiges las oder an Oberflächlichem Vergnügen und Geschmack fand. Durch Leopold lernte sie Körner in seinen Liebesgedichten kennen, und wenn sie bis dahin Tugend und Sittlichkeit für recht und notwendig gehalten hatte, so empfand sie jetzt, daß sie schön und heilig seien. Die Erinnerung an die Freiheitskämpfe des Vaterlandes gewann für sie eine neue Bedeutung durch seine Auffassungen, nämlich die der Erhebung eines ganzen Volkes gegen eine entsittlichende Tyrannei. Es erwachte zum ersten Mal in Fanny das Bewußtsein, sich einig mit dem gesamten deutschen Vaterlande zu fühlen. Die Erzählungen Leopolds aus dem stillen Pfarrhause seiner Eltern erschlossen dem jungen Mädchen eine neue Welt. Er suchte ihr deutlich zu machen, welch einen weitreichenden und fortzeugenden Wirkungskreis man innerhalb einer kleinen Dorfgemeinde, innerhalb der Grenzen des Hauses und der Familie haben könne.

Da geschah es eines Tages, daß der Vater seine Kinder in die Wohnstube rief; er erklärte ihnen, daß er seine beiden ältesten Söhne, die damals 13 und 15 Jahr alt waren, zum Christentum wolle übertreten lassen. Diese Kunde überraschte die Kinder und erregte in ihnen die verschiedensten Empfindungen. Der älteste Bruder erklärte, er wolle nicht zum Christentum übergehen, wenn sich

nicht mit ihm Eltern und Geschwister taufen ließen. Er wolle geistig nicht von ihnen getrennt leben und die äußere Gemeinschaft mit ihnen nicht lockern. Der zweite Bruder nahm die Sache gleichgültig auf; sein Sinn war auf große Reisen in ferne Länder, auf Kämpfe mit wilden Völkern und mit wilden Tieren gestellt; er hatte Verlangen, zur See zu gehen, und es war ihm gleichgültig, zu welcher Kirche er gehören und wo er begraben liegen würde.

Fanny war am meisten erschrocken, weil sie von dem Übertritt zum Christentum ausgeschlossen bleiben sollte; sie fürchtete daher auch für die Zukunft ihrer Liebe; daher wagte sie die Frage, warum nicht auch sie die Taufe empfangen sollte?

Charakteristisch ist die Antwort, die der Vater ihr gab: „Weil Dich die Taufe binden würde, welche die Brüder frei macht. Wenn ich die Söhne Christen werden lasse, mache ich sie zu freien Herren ihrer Zukunft; sie können jeden Beruf wählen, der ihnen ansteht, treten als Gleichberechtigte in das Staatsleben ein, können sich mit Jüdinnen oder Christinnen verheiraten, wie sie wollen, und zuletzt kann jeder vernünftige Mensch glauben, was ihm gutdünkt. Frauenzimmer aber, die weder ihren Beruf noch ihren Mann wählen können, bleiben am besten in den Verhältnissen, in denen sie geboren sind, und wenn die Neigung eines Christen einmal auf eine Jüdin fällt, so kann man dann überlegen, was man thun will. Für mich und die Mutter paßt es mir nicht, uns taufen zu lassen, und ich hoffe, die Zukunft wird Euch überzeugen, daß solcher Akt keine Trennung der Familie hervorrufen und für die Familienliebe ohne störenden Einfluß bleiben wird."

Fanny nahm von dieser Unterredung wenigstens die beglückende Gewißheit mit, daß der Vater ihrer Verbindung mit Leopold kein Hindernis in den Weg setzen würde. Bald darauf wurden die Brüder getauft und Fanny fuhr mit ihrer Mutter und ihren jüngeren Geschwistern, um die Gesundheit der ersteren zu stärken, für einige Sommermonate auf das Land. Hier hatte sie Zeit und Stimmung an Leopold zu denken. Da trat eines Tages ihre Freundin Mathilde, die acht Tage zum Besuche bei ihr weilte, in die Küche, wo Fanny grad' das Abendbrot bereitete. Sie rief: „Leopold ist da zu Pferde und mit ihm ein Freund." Fanny wußte sich vor Freude und Überraschung kaum zu fassen. In der ersten Aufwallung wollte sie in der Küchenschürze hinausstürzen; dann aber kam ihr der unglückliche Gedanke, die ihr so oft gepriesene Selbstbeherrschung zu zeigen, und sie sagte zu Mathilde: „Geh' zu Mutter und den Gästen und sage, ich würde mit dem Abendbrot bald nachkommen!" In fliegender Hast putzte sie nun Radieschen, kochte Eier, schnitt Schinken und strich Butterbrode, und als alles fertig, wusch sie sich, höchst zufrieden mit ihrer Selbstbeherrschung, die Hände, band die Schürze ab und wollte eben zu den Gästen eilen, als sie Pferdegetrappel hörte und vor die Thüre tretend, die beiden Reiter davontraben sah.

Verwirrt und traurig blickte sie ihnen nach. Leopold war durch ihr Ausbleiben ungeduldig geworden, hatte es als Kälte und Coquetterie von ihr betrachtet, und war im Zorne gegen sie davongeritten.

Niemand war unglücklicher als Fanny; den ganzen Sommer sah und hörte sie nichts von Leopold, und die Erinnerung an jenen Abend lastete wie ein Selbstvorwurf und schwerer Schmerz auf ihr. Dazu kam ein noch weit schwererer Kummer. Wenige Tage später wurde sie in der Nacht nach einem Sonntag, den sie heiter mit dem Vater und den Brüdern verlebt hatten, von der Mutter geweckt, welche schwer erkrankte und in wilde Fieberfantasien verfiel. Anderthalb Meilen von der Stadt entfernt, ohne Fuhrwerk, ohne männliche Bedienung mußte sie in der Nacht umherlaufen, um einen Boten zu suchen, der den zur Stadt zurückgekehrten Vater und einen Arzt benachrichtigte. Drei Wochen blieb die Mutter gefährlich krank; an einen Transport war nicht zu denken und so hatte Fanny die Aufgabe, die Mutter zu pflegen und die jüngeren Geschwister zu beaufsichtigen. Als die Kranke genaß, kehrte man in die Stadt zurück.

Zur selben Zeit kam auch die Familie, in welcher Leopold lebte, wieder nach Königsberg. Die Liebenden sprachen sich mit einander aus und versöhnten sich. Allmählich wurden Leopold's Besuche häufiger, endlich erschien er jeden Abend, ohne daß die Eltern dies auffallend fanden. Gleichviel, ob andere Personen dabei waren, setzte er sich nur zu Fanny, tadelte und lobte sie und wies mit Eifersucht alle andern Jugendfreunde zurück, wenn sie sich ihr nahten. Sie ließ sich Alles gern von ihm gefallen; doch als die Neckereien ihrer Freundinnen sie aufmerksam auf seinen tyrannischen Einfluß machten, nahm sie sich vor, sich nichts mehr von Leopold befehlen zu lassen.

Die Gelegenheit hierzu kam bald. Es war im November an ihres Vaters Geburtstag. Zur Feier des Festabends sollte ein Tänzchen gemacht werden. Fanny hatte zum Tanze aufgespielt und wollte nun selbst mit einem Vetter in die Reihe treten. Da trat Leopold an sie heran und sagte: „Tanzen Sie nicht!“ Sie erwiderte: „Weshalb nicht?“ „Weil ich nicht tanze,“ antwortete er. „Als ob dies ein Grund wäre,“ rief Fanny, indem sie die Hand ihres Vetters ergriff. Doch Leopold hielt sie mit den Worten zurück: „Wenn Sie tanzen, sehen wir uns nicht wieder.“ Fanny war empört und lief auf ihr Zimmer, um sich hier in der Einsamkeit und Dunkelheit auszuweinen. Da kam ihre Freundin Mathilde, heiter wie immer zu ihr, und redete ihr zu, vernünftig zu sein und in die Gesellschaft zurückzukehren. Nachdem Fanny ihrem Zorne Luft gemacht, und Leopold egoistisch, rechthaberisch und herrschsüchtig genannt hatte, sagte Mathilde: „Gieb mir Dein Wort, zu schweigen, und ich will Dir etwas vertrauen, was Deine Mutter mir unter dem Siegel des Geheimnisses erzählt hat.“ Als Fanny das Versprechen gegeben, erzählte Mathilde, Leopold habe um ihre Hand bei dem Vater angehalten, und gesagt, er wolle eine Lehrerstelle annehmen, um sie heiraten zu können. Der Vater jedoch habe erklärt, er müsse erst das zweite theologische Examen machen und wenn er eine Pfarre haben würde, solle er ihm als Schwiegersohn willkommen sein. Er hatte sich jedoch von Leopold das Ehrenwort geben lassen, Fanny nichts von seiner Bewerbung zu sagen, damit sie nicht in ihrer Harmlosigkeit gestört werde!

Glücklich über diese Erklärung kehrte Fanny sofort zur Gesellschaft zurück, reichte Leopold stumm die Hand und die nächste Zeit verlebten sie in stillem, freudigem Frieden. So kam das neue Jahr heran. Es war verabredet, an einem Abend das „Bild von Houwald“ mit verteilten Rollen vorzulesen. Fanny sah mit Sehnsucht dem Abend entgegen, an dem sie als Camilla dem Maler, den Leopold übernommen hatte, so viel schöne und gefühlvolle Dinge zu sagen hatte. Die kleine Gesellschaft versammelte sich im Wohnzimmer; kaum aber sollte die Vorlesung beginnen, als der Vater dem ihm zunächst Sitzenden das Buch aus der Hand nahm und mit freundlichster Ruhe sagte: „Wartet, Kinder, ich werde mitlesen, ich werde den Maler übernehmen!“

Erschrocken blickte Fanny Leopold an. Dieser, blaß vor Zorn, konnte seine Kränkung kaum verbergen. Der Vater entwarf eine neue, höchst unglückliche Rollenverteilung, und statt der erhofften Freude hatten Alle einen verstörten Abend.

Solche Mißhelligkeiten zwischen dem Vater und dem jungen Theologen wiederholten sich. Einige Wochen später, als Leopold die Familie wieder besuchte, hörte Fanny, daß der Vater verboten habe, ihn zu empfangen. Das hatten die Liebenden nicht erwartet. Fanny war traurig und ratlos, aber sie wagte weder ihren Vater zu fragen, was vorgefallen, noch wagte sie es, an Leopold zu schreiben und um Aufklärung zu bitten. Der letztere ging nach wie vor täglich an ihrem Fenster vorüber und grüßte. Da trat eines Tages der Vater in ihr Zimmer und fragte, was sie treibe. Fanny klopfte das Herz zum Ersticken; sie erwartete eine Erklärung, aber statt dessen sagte der Vater, indem er einige Bücher ergriff, die Leopolds Namen trugen: „Du hast da, wie ich sehe, einige Bücher von Leopold, schicke sie zurück.“ „Aber weshalb, lieber Vater,“ fragte Fanny mit großer Überwindung, „ich lese sie ja noch.“ „Soll ich Dir Gründe angeben,“ versetzte der Vater, „das war sonst nicht zwischen uns nötig.“ Dabei klang seine Stimme weich und bewegt; er ging hinaus und am andern Morgen schickte Fanny ohne jede begleitende Zeile die Bücher an Leopold zurück, nur in Körner's Gedichte legte sie ein Blättchen Papier, zum Zeichen und Andenken, daß sie ihn noch liebe.

Hiermit endete die Geschichte von Fanny's Jugendliebe. Niemals erfuhr sie das Motiv zu des Vaters Handlungsweise.

Leopold hatte sein Kandidatenexamen gemacht und gab seine Stellung in Königsberg auf. Er fühlte sich sehr krank und ließ Fanny bitten, sie noch einmal vor seiner Abreise bei ihrer Freundin sehen zu dürfen. Fanny war jedoch so an blinden Gehorsam gegen ihre Eltern gewöhnt, sie fühlte sich so mutlos und unfrei, daß sie seine Bitte nicht erfüllte. Traurig verging ihr nun die Zeit. Da überraschten sie die Eltern im Herbst desselben Jahres plötzlich mit dem Entschluß, daß sie zum Christentum übertreten und Religionsunterricht nehmen sollte. Ihre Hoffnungen belebten sich neu, indem sie glaubte, daß sie Leopold dadurch wieder näher rücke. Es war dies jedoch nicht der Fall, der junge Mann, der sich bei seinen Eltern im Harz befand, war heftig erkrankt und erwartete vergebens von Fanny irgend eine Nachricht.

Konsistorialrat Kähler, der Fanny unterrichtete, war eben so geistreich als durchbildet, ein kluger erfahrener und herzenskundiger Mann, der nicht pedantisch lehrte, sondern sich mit seiner Schülerin in freie Besprechungen einließ. Er fand dieselbe nicht unvorbereitet, da sie sich die christliche Lehre durch das Verhältnis zu Leopold und seine oftmaligen Gespräche über dieselbe zu eigen gemacht hatte. Der 24. Februar war zu ihrer Taufe festgesetzt. Sie sollte das Glaubensbekenntnis selbst ausarbeiten; da aber gewann sie die unwiderstehliche Einsicht, daß sie beinahe nichts von alledem glaubte, was das Wesen des christlichen Kirchentums ausmacht und die eigentlichen Glaubensartikel bildet. Sie hatte mehrere Tage für die Ausarbeitung erhalten, aber jeder schwindende Tag steigerte ihre Ratlosigkeit. Sie schreckte vor dem Gedanken zurück, feierlich eine Unwahrheit auszusprechen und bei der Taufe einen Meineid zu schwören. Die Furcht jedoch, im letzten Augenblick zurückzutreten, so daß ihre Freunde und ihre Eltern irre an ihr werden mußten, bestimmten sie zuletzt zur Abfassung des Glaubensbekenntnisses, das, wie sie selbst schreibt*), ein Muster von schwungvollem Jesuitismus war. Sie vermied darin jede positive Erklärung. Es war das Produkt der Berechnung und als solches ihr in späteren Jahren so unheimlich und widerwärtig, daß sie es gelegentlich einmal verbrannte.

Die Hoffnung, durch die Taufe Leopold näher zu rücken, erfüllte sich auch nicht. Im Jahre 1830 erfuhr sie durch den Vater, daß er gestorben sei.

Eigentümlich ist es, wie scheinbar gefühllos Fanny diesen Verlust aufnahm, während alle die ihrigen ihre Teilnahme auf's Innigste äußerten, blieb sie wie erstarrt. Sie fühlte ein nicht zu bannendes Schuldbewußtsein und einen furchtbaren Zorn gegen ihren Vater. —

Der Krieg der Russen gegen die Polen im Jahre 1830 versetzte Königsberg in Mitleidenschaft. Die Bilder von Chlopecki, Lelewell, Dwernicki, Skarzynicki und vor allem das Bild der heldenhaften Cäcilie Plater waren in aller Händen; überall hörte man polnische Lieder und Märsche spielen und die größte Mehrzahl der Preußen wünschte den Polen den Sieg. Man freute sich an dem Gedanken, die russische Tyrannei nicht mehr zum Grenznachbar zu haben. Als jedoch der Stern der Polen schon tief im Sinken war, brach anfangs Juli in Königsberg zum ersten Male die Cholera aus, die fürchterliche Schrecken bereitete. Die Gestalten der Ärzte, die in Wachstuch gekleidet, mit Essigflakons vor den Nasen, an das Bett der Kranken treten sollten, die schwarzen Schilder an den Häusern, in denen sich Kranke befanden — der Gedanke, daß man die Kranken und die Toten der Sorgfalt der Familien zu entreißen und die Gestorbenen in allgemeine, mit Kalk angefüllte Gruben werfen werde, hatte etwas Grauenhaftes, und man würde davon noch stärker ergriffen worden sein, hätte die Teilnahme an dem Kriege den Gemütern nicht zeitweise eine andere Richtung gegeben.

Unter den Ärzten, welche schon ½ Jahr früher nach Rußland und Polen

---

*) Seite 325 ihrer Autobiographie.

gegangen waren, um die Cholera kennen zu lernen, und in den Lazareten Hülfe zu leisten war auch der damals erst 25jährige Johann Jacoby, der nun zurückkehrte, als die Cholera sich in Königsberg zeigte und nicht wenig dazu beitrug, daß dort vernünftige Maßregeln getroffen wurden. Denn der Schrecken und die Verwirrung unter den Menschen war so groß, besonders da in den ersten Tagen nur Arme aus den Arbeiterkreisen starben, daß ein Krawall entstand, indem das aufgeregte Volk von dem Magistrat und der Polizei Abhülfe durch bestimmte Maßregeln verlangte. Fanny's Familie blieb von der Cholera verschont. Bald nach dem Ausbruch derselben hatte sie der Vater mit der Nachricht überrascht, daß er bei der Regierung eingekommen sei, den Namen Markus ablegen und dafür den „Lewald“ führen zu dürfen, den seine Brüder schon seit 20 Jahren angenommen hatten. Während seine Gattin die Taufe ihrer Kinder gern gesehen, betrübte sie dieser Entschluß; sie bat ihren Mann davon abzustehen, da sie doch 20 Jahr unter diesem Namen glücklich mit einander gewesen, und es sei ihr, als ob man ihr ein Stück ihres Lebens entreiße. Auch die Kinder sahen den Namenswechsel nicht gern, allein der Vater blieb fest dabei, daß der jüdische Name besonders den Söhnen auf der Universität und in ihrer späteren Karriere schaden könnte, und so wurde schon am folgenden Tage die Anzeige dieses Namenswechsels in den Zeitungen bekannt gemacht.

Glücklicher war Fanny dadurch nicht geworden; ihr ganzes Wesen wurde ein gezwungenes und immer mehr von der ihr sonst eigenen Wahrhaftigkeit entfernt und, wie sie selbst in jener Zeit schrieb, nahm sie eine Gefallsucht und äußere Heiterkeit an, von denen ihr Herz nichts wußte.

Das Studentenleben der Brüder, ihr Verkehr mit ihren Genossen brachten viel Abwechselung in das Haus. Während der Vater die Töchter unter strenger Zucht hielt, gewährte er den Söhnen die größte Freiheit. Er versorgte sie nicht allein reichlich mit Mitteln und kontrollierte sie wenig, sondern räumte ihnen auch im Hause drei Zimmer ein, von denen das größte als Fechtboden und für ihre Kränzchen bestimmt war. Das Zusammenleben mit diesen Brüdern, sowie mit den heranwachsenden lebhaften Geschwistern und ein weiter geselliger Verkehr füllten Fanny's Leben in dieser Zeit aus, bis einige Tage nach ihrem 21sten Geburtstag der Vater ihr erklärte, er werde sie auf eine weite Reise mitnehmen. Freudestrahlend nahm sie diese Nachricht entgegen. Es war ihr, als wenn der Vater ihr die ganze Welt schenkte. Mit lebhafter Freude ging sie daran, ihre Ausstattung, für welche ihr Vater ihr 34 Thaler gegeben hatte, zu besorgen. Sie selbst schreibt über ihre damaligen Empfindungen: „Ich schwamm in einem wahren Meer von Wonne; alles entzückte mich. Die neuen Kleider und die Abschiedsbesuche, mein Koffer und die Liebe meiner Geschwister, der Paß, auf dem mein Name neben dem des Vaters stand, und die unendliche Güte meiner Mutter, welche immer neue Kleinigkeiten zu meiner Reiseausstattung hinzuzufügen beflissen war. Von dem Oberflächlichsten zu dem Innerlichsten schwankte ich hin und her; aber über allem leuchtete das Licht der goldigsten Hoffnungen. Was ich erwartete,

ich hätte es keinem Menschen zu sagen gewußt. Aber ich war voller Erwartung und dieser Zustand kommt dem reinen Glück am nächsten."

Welch' ein Vergnügen war ihr die Fahrt zur Post, als sie am Morgen des 13. April 1832 im Cabriolet an der Seite der Schnellpost dahinfuhr, während die Mutter und Geschwister weinend ihr nachsahen.

Was uns heute entsetzlich erscheinen würde, 72 Stunden in einem Postwagen zu fahren, und ohne alle Ruhe drei Nächte in seinen Kleidern bleiben zu müssen, das empfand Fanny Lewald als nichts unbequemes oder unangenehmes und als sie am Morgen des 19. April in aller Frühe in Berlin anlangten, da empfand sie nicht die leiseste Müdigkeit und war darüber betrübt, daß der Vater ihr befahl, sich schlafen zu legen, nachdem sie zwei Zimmer im Hôtel du Portugal in der Burgstraße eingenommen hatten.

Während der 10 Tage, die Fanny nun in Berlin zubrachte, erlebte sie manche Enttäuschung, indem die Verwandten und Geschäftsfreunde ihres Vaters ihr nicht gefielen; auch sie schien keinen besonderen Eindruck auf sie zu machen.

Dagegen ergriff sie die Welt der Kunst auf's Tiefste, die ihr zum ersten Mal durch den Besuch des Museums und der Bildergallerien eröffnet war. Der Vater jedoch, der es für unsittlich hielt, der Tochter so viel unbekleidete Bildwerke zu zeigen, gestattete es ihr nur einen flüchtigen Blick auf dieselben zu werfen; er genügte, um in ihr die Sehnsucht nach der ruhigen Schönheit der Kunst und die Freude an ihr für immer zu erwecken.

Entzückt war sie von dem Theater, in welchem sie Oehlschlaeger's „Correggio" sah; in einem Zwischenakte wurde ihr Rahel Levin, die Frau Varnhagen von Ense gezeigt. Durch ihre Tante Assing hatte Fanny eine Empfehlung an Herrn Varnhagen mitgebracht.

Allein der Vater war zu beschäftigt, um sie dahin zu führen und so versäumte sie die Gelegenheit Rahel zu sehen und zu sprechen. Von Berlin, welches sie mit so großen Erwartungen betreten hatte, schied Fanny in recht gedrückter Stimmung.

Sie fuhren nach Leipzig, von dort nach Weimar, wo Goethe erst wenige Wochen vorher gestorben war und wo sie nur Aufenthalt nahmen, um sein Wohnhaus zu sehen. Auch in Frankfurt a. M. suchten sie die Geburtsstätten Goethe's und Börne's auf.

Die Fahrt bis Baden-Baden, welches zunächst ihr Reiseziel war, erfüllte Fanny mit neuer Jugendlust.

In Baden-Baden trafen sie mit Friedrich Jakob Lewald zusammen, dem jüngsten Bruder von Fanny's Vater, welcher in Breslau ansässig war; derselbe weilte mit seiner ganzen Familie schon seit längerer Zeit in dem schönen Baden, wo er ein ganzes Haus am Ausgang der Lichtenthaler-Allee zur Miete genommen hatte. Ein solches war auch notwendig, denn des Onkels Gesellschaft bestand aus dessen Frau und fünf Kindern, von denen das älteste Mädchen 14 Jahr alt, der jüngste Knabe eben geboren worden war, dazu seine Schwiegermutter mit ihrer Gesell-

schafterin, eine junge entfernte Verwandte, ein Kandidat der Theologie als Erzieher der Kinder, eine Französin als Gouvernante, die Wärterin des Neugeborenen und eine große Dienerschaft.

Die Ankömmlinge wurden von ihren Verwandten auf's herzlichste aufgenommen. Friedrich Lewald, damals erst 38 Jahr alt, war ein ungewöhnlich gebildeter Mann, der in außerordentlich reichen Verhältnissen lebte, und in den besten Kreisen verkehrte. Zu den näheren Bekannten des Hauses, welchen Fanny gleich in den ersten Tagen vorgestellt wurden, gehörten Ludwig Robert, Rahel Varnhagen's Bruder und Ludwig Börne, welche, der erstere mit seiner Frau, der zweite mit seiner Freundin Frau Wohl und deren Gesellschafterin in Baden-Baden sich zur Erholung aufhielten.

Die Gespräche, welche diese interessanten Menschen führten, machten einen um so tieferen Eindruck auf Fanny, als sie durch die politische Bewegung der damaligen Zeit erregt und lebhaft waren. Es war damals die Aufforderung zur Begehung eines nationalen Festes auf dem Hambacher Schlosse bei Neustadt ergangen, zu dem nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Jungfrauen Deutschlands eingeladen waren.

Die Regierung hatte erst das Fest verboten und dann wieder freigegeben. Gar zu gern wäre Fanny bei diesem Feste zugegen gewesen, bei welchem 30 000 Menschen versammelt waren, um der begeisterten Rede Siebenpfeifer's zu lauschen, welche damit begann, „Ihr deutschen Männer, lasset uns alle Spaltungen vergessen, alle Marken und Abscheidungen beseitigen; laßt uns nur eine Farbe tragen, damit sie uns stündlich erinnere, was wir sollen und wollen, die Farbe des Deutschen Vaterlandes. Auf ein Ziel nur laßt uns blicken, auf das Ziel deutscher Nationaleinheit, deutscher Größe, deutscher Macht. Und wenn einst alle deutschen Männer dieser eine Gedanke voll und lebendig durchdringt, dann wird in strahlendster Gestalt sich erheben, wonach wir alle ringen und wozu wir heute den Grundstein legen, ein freies, deutsches, einiges Vaterland“ u. s. w.

Auf jenem Fest wurde niemand mehr verehrt, als Ludwig Börne. Wo er sich zeigte, wurde er mit freudigem Ausdruck begrüßt; die Studenten hatten ihm ein Ständchen gebracht, die Frauen ihm Sträußchen zugeworfen und obgleich er selbst mit keiner Rede hervorgetreten, war er der Mittelpunkt des Festes geworden.

Eines Tages, nachdem Herr Lewald mit seiner Tochter einen Ausflug nach Straßburg gemacht hatte, eröffnete er Fanny, daß er sie bei den Verwandten lassen würde, da seine weitere Geschäftsreise kein Interesse für ein junges Mädchen haben könne. So blieb Fanny zum ersten Mal allein im weiteren Familienkreise. Der Aufenthalt in Baden währte nicht mehr lange und es wurden großartige Reisezurüstungen gemacht, um auf großen Umwegen nach Breslau zu kehren. Man fuhr in zwei Wagen, außer denen, welche das Gepäck enthielten. So viele Unbequemlichkeiten und Mühen diese Reise auch für ihre Verwandten hatte, so vergnüglich war sie für Fanny und sie stellte ihre Betrachtungen an, wie schwer

es den Leuten wurde, die an Luxus gewöhnt, auch nur das Geringste zu entbehren. Nachdem man sich überall in den Taunusbädern und in den Hauptstädten aufgehalten hatte, wurde beschlossen in Berlin mehrere Tage auszuruhen.

Diesmal war der Aufenthalt für Fanny genußreich; ihre Tante, die viel Neigung für die Kunst besaß, befriedigte ihre Sehnsucht, indem sie mehrmals mit mit ihr das Museum und die Galerien besuchte. Jetzt lernte auch Fanny es kennen, welchen Wert Bekannte und Freunde auf Reichtum und eine elegante äußere Erscheinung legten; diejenigen unter ihnen, welche sie früher hochmütig oder gleichgiltig aufgenommen hatten, kamen ihr jetzt, wo sie in der Equipage mit der reichen Tante erschien, durch deren Freigebigkeit elegant gekleidet, in liebreichster Weise entgegen.

In Breslau wurden die Zurückkehrenden von einem großen Kreise Verwandter begrüßt, welche Fanny bereits aus Briefen kannte und von denen die Familie Simon ihr die interessanteste war.

Frau Simon war die älteste Schwester ihres Vaters und wurde von den Brüdern ebenso verehrt wie geliebt. In der That war sie eine seltene Frau. Ein einziger Charakterzug mag genügen, sie zu kennzeichnen. In der Furcht, durch ihre Hausgeschäfte geistig zurückzubleiben, hatte sie sich seit dem ersten Jahre ihrer Ehe zum Gesetz gemacht, täglich sich 1—2 Stunden wissenschaftlich zu beschäftigen. So machte sie sich mit allen neuen Werken der Litteratur bekannt, nahm lebhaftesten Anteil an den Kultur- und Staatsverhältnissen Europa's, und niemand vermochte die Fortschritte und die Erfolge, welche die gesunde Vernunft über das Vorurteil, die Freiheit über die Unterdrückung auf irgend einem Gebiete davontrugen, mit größerer Genugthuung zu bewahren, als sie. Diese Tante Fanny's bewohnte mit ihrem Mann und ihren 6 Kindern das schöne Konrad'sche Haus in der Tauenzienstraße, umgeben von einem Garten.

Von dem ältesten Sohn Heinrich, welcher damals im elterlichen Hause sich zum Assessor-Examen vorbereitete, hatte Fanny viel sprechen hören. Sein Geist, seine Liebenswürdigkeit und Schönheit waren ihr gerühmt worden, und ein trauriges Ereignis umgab ihn mit romantischem Schimmer.

Er war, kaum 23 Jahre alt, in Brandenburg a. H. zu einem Duell genötigt worden, bei welchem er das Unglück hatte, seinen Gegner, Referendar Bode, zu erschießen. Er hatte sich danach den Gerichten selbst gestellt und war nach längerer Untersuchungshaft zu vieljährigem Gefängnis verurteilt worden, zu deren Abbüßung man ihn auf die Festung Glogau geschickt. Ehe jedoch die Strafe abgebüßt war, wurde er durch eine allgemeine Amnestie befreit und lebte nun in der Familie.

So sehr sich Fanny dagegen sträubte, machte dieser junge Mann einen tiefen Eindruck auf sie.

Das Leben im Hause ihrer Verwandten war vollständig von dem verschieden, das in ihrem Elternhause herrschte. Hier lernte Fanny zum ersten Mal Sorgenfreiheit und ruhiges materielles Wohlleben kennen. In dem großen Hause bildete

die Wirtschaft der Großmutter ein Heim für sich, indem sie mit ihrer Gesellschafterin, mit einer klatschhaften und beobachtenden Kammerjungfer und der übrigen Dienerschaft lebte. Fanny teilte das Schlafzimmer der Gesellschafterin und hatte ihr besonderes Vergnügen an den täglich wiederkehrenden Vorgängen in dem kleinen Staate ihrer Großtante. Es war ihr, als lese sie in einem ihr ganz neuen, heiteren Buche. Auch unseren Leserinnen wird dies Genrebildchen interessant sein.

„Früh, wenn Fanny's Großtante noch im Bette lag, gingen die Audienzen schon an, die mit den Berichten der Kammerjungfer über das Wetter und dem der Gesellschafterin über das Befinden der Familie begannen. Dann kam die Tochter, Frau Lewald, um guten Morgen zu wünschen, und eins oder das andere ihrer Kinder wurde herbeigeholt, um besondere Aufträge oder Lehren der Großmutter zu empfangen.

War die Großtante nun endlich aufgestanden und in den langen braunseidenen Schlafrock gekleidet, so kam das Frühstück an die Reihe. Ihm folgte der Friseur, welcher, ein wandelndes Intelligenzblatt, den Mund noch fleißiger brauchte als Kamm und Bürste, und in der Regel kaum das Zimmer verlassen hatte, wenn der alte Kutscher zu der Beratung über das Ausfahren hereintrat. Das war eine der längsten Conferenzen. Wann gefahren, in welchem Wagen, zu welchem Thore hinausgefahren und wer mitgenommen werden sollte, das war nicht schnell zu entscheiden, und der alte Pfeiffer, der „noch bei dem seligen Herrn gedient hatte“ und daher Alles besser verstand, wie jeder Andere, und die Frau Pfeifferin, die für die Großtante Kommissionen ausrichtete, und immer wie eine vorsichtige alte Katze in den Fluren und Gängen und auf den Treppen umherschlich, hatten immer noch heimlich ihrer alten Herrin dies und jenes zu berichten, wovon an dem Tage niemand etwas erfuhr, was denn aber gelegentlich ganz unerwartet und nicht immer angenehm zum Vorschein kam, wie die in Münchhausen's Trompete eingefrorene Musik.

War die Spazierfahrtsfrage erledigt, so kam die Pflegetochter des Hauses, die den Haushalt besorgte, sich zu erkundigen, ob das Befinden der Großtante etwa eine besondere Diät erfordere, und da dieselbe in früheren Jahren öfter an einem Bluthusten gelitten hatte, von dem sich noch hie und da kleine Anfälle zeigten, so gab es über das Nichtsalzen der Suppen und über das Nichtwürzen der Kompotte immer sehr viel Anweisungen und Empfehlungen, die glücklich die Zeit ausfüllten, bis ein entfernter Verwandter der alten Dame kam, ihre verschiedenen Uhren aufzuziehen. Nun begann erst die Reihe der Besuche: Onkel Simon oder Onkel Lewald mit ihren Familien, der Hausarzt, Medizinalrat Wend, u. a. m. In der stillen Stube der Großtante erfuhr man alles Erhebliche und Unerhebliche, was sich in der Welt ereignete.“ Höchst interessant war für Fanny der geistige Verkehr im Hause ihres Onkels. In seiner Bibliothek empfing er in den Vormittagsstunden die geistvollsten Menschen Breslau's, unter ihnen auch Hoffmann von Fallersleben.

Da Fanny ein lebhaftes Interesse an der Diskussion fand, wurde sie freundlich in dem Freundeskreise aufgenommen und empfing hier täglich neue Anregungen. Fanny Lewald schreibt aus jener Zeit:

„Man befand sich damals an einem jener Zeitpunkte, in welchem das Leben der Völker und damit auch das Leben des Einzelnen in einen schnellern und lebhaftern Fluß gekommen zu sein scheinen. In Frankreich war die romantische Schule mit all' ihren glänzenden und leidenschaftlichen Uebertreibungen, mit ihren bizarren aber doch geistreichen Compositionen aufgetreten, und hatte für den Augenblick selbst die Ruhigen und Besonnenen mit sich fortgerissen. Victor Hugo, Balzac, Lamartine, George Sand, Janin, Dumas, Eugen Sue, Alphonse Karr, Emil Souvestre waren von gewaltiger Wirkung auf alle Diejenigen, welche sich bisher mehr oder weniger fest und ausschließlich an die klassischen Vorbilder der deutschen Litteratur gehalten hatten. Es wurde durch jene Schriften ein Einblick in die Zustände und Sitten der französischen Gesellschaft gewährt, der von Rechtswegen hätte abstoßen und erschrecken müssen. Weil aber das geistige Leben in Deutschland sich unter dem Druck der staatlichen Verhältnisse nicht frei entfalten konnte, weil ihm der rechte Gehalt, und den Männern ein rechtes Feld für die Entwickelung ihrer Kraft gebrach, so geschah es, daß man in der fremden Litteratur Maßlosigkeit für Kraft, Zügellosigkeit für Freiheit, Verwirrung der sittlichen Begriffe und alle Fehler und Verbrechen, welche aus derselben entspringen, für die Berechtigung des Individuums halten konnte.

In Deutschland war ebenfalls ein neues Geschlecht in der Litteratur herangereift. Heine's Reisebilder und französische Zustände, Börne's Mitteilungen aus Paris vermittelten das französische Leben mit dem deutschen und trugen das Verlangen nach freier Bethätigung des Einzelnen in dem Staate, nach freier Selbstbestimmung in den persönlichen Verhältnissen nur noch lebhafter nach Deutschland hinüber. Gutzkow, Laube, Theodor Mundt, Gustav Kühne und Börne sprachen eine Sprache, welche man in Deutschland noch nicht gehört hatte.

Durch die Freunde ihres Onkels wurde Fanny in diese neue Geisteswelt eingeführt. Sie las alles, dessen sie nur habhaft werden konnte, machte sich aus allem Auszüge und fing an, über den großen Unterschied im Bildungsgange der Frauen und Männer nachzudenken. Sie gelangte zu der Überzeugung, daß es nicht blos eine Ungerechtigkeit, sondern eine Thorheit sei, die Frauen vom Lernen und Wissen auszuschließen, gerade in Bezug auf die Einwirkung in der Familie. „Man hat kein Recht, große Charaktere und Vaterlandsliebe, hohe Gesinnung und Mannesmut von einem Geschlechte zu verlangen, das zum großen Teil von kindischen Frauen, von unreifen Müttern erzogen worden ist. Schon damals verlangte Fanny Lewald die Emanzipation der Frau zur ernsten Arbeit.

Neben ihren litterarischen Beschäftigungen führte Fanny in Breslau ein heiteres Leben mit ihren jüngeren Verwandten, besonders verkehrte sie mit ihrem Vetter Heinrich wie gute Kameraden, die miteinander zu ringen lieben, weil sie sich einander gewachsen glauben. Einer fordert den Andern heraus durch geist-

reiche Neckereien, und dennoch kamen Stunden, in denen Heinrich ganz melancholisch wurde. Eines Abends, als die Tage gegen den Herbst hin schon kürzer wurden, ging sie mit Heinrich eine Strecke in's Freie spazieren; sie sprachen über heitere Dinge, als plötzlich ein Schuß an ihr Ohr schlug. Heinrich zuckte zusammen, und nach kurzem Schweigen fragte er sie: „Hast Du einmal gesehen, wie ein Schuß tötet?" Fanny antwortete nicht; der gepreßte Ton seiner sonst so klangvollen Stimme schnürte ihr Herz zusammen. „Es ist merkwürdig genug", fuhr er fort, „ein Mensch in der Fülle seiner Kraft steht Dir gegenüber, Du hältst das elende, tote Mordinstrument in der Hand, ein kleiner Druck, ein kaum sichtbares Aufblitzen, und ein Mensch mit all' seinen Hoffnungen, mit all' seinen Kräften liegt vernichtet zu — Deinen Füßen." —

Fanny fühlte die innigste Teilnahme für den jungen Mann und, indem sie täglich mit ihm verkehrte, fühlte sie bald, daß ihr ganzes Denken und Sinnen nur auf ihn gerichtet sei. Bald war ihr Herz von Liebe für ihn durchglüht. So sah sie mit Angst dem Augenblick des Scheidens von ihm entgegen, nachdem sie den Herbst und Winter in Breslau zugebracht. Ihr Vater traf in Breslau ein, und sie bemerkte mit Schrecken, daß sie gar keine Freude über seine Ankunft fühlte und daß selbst seine Erzählungen von Mutter und Geschwistern ihr nur das Gefühl der Angst einflößten, weil sie sie daran erinnerten, daß ihre Heimat nicht Breslau sei. Als der Tag der Abreise herannahte, ging sie noch einmal zu Tante Simon, um ihr Lebewohl zu sagen. Unter Thränen verließ sie die Tante, welche, sie innig umarmend, zu ihr sagte: „Denke, daß Du mir wie eins meiner Kinder bist." Heinrich begleitete sie zu seiner verheirateten Schwester. Stumm vor Bewegung legten sie ihren Weg zurück.

Es war am 18. März, der Himmel dunkel, die Wege trocken. Als Fanny die Hand erhoben hatte, die Schelle an der Wohnung der Kousine zu ziehen, hielt Heinrich sie zurück mit den Worten: „Warte noch, warum sprichst Du nicht mit mir?" „Ich kann nicht", antwortete sie schluchzend; „es hilft nichts", rief er, „lebe wohl!"

Sie fielen sich einander in die Arme und weinten bitterlich. So trennten sie sich, und trostlos verließ Fanny Breslau, in dem sie sich so sehr glücklich gefühlt hatte, weil sie sich immer wieder fragen mußte, ob sie an die Liebe ihres Vetters glauben dürfte. Noch auf dem Wege nach Königsberg fiel der 23. Geburtstag Fanny's, es erfüllte sie mit Rührung und neuer Hoffnung, als ihr Vater ihr mit einem Briefe von ihren Verwandten aus Breslau, an dem sich Alt und Jung, Groß und Klein beteiligt hatte, einen Ring überreichte, der eine Flechte von dem Haare aller Lieben enthielt.

Von Neuem schöpfte sie Hoffnung, daß man sie ganz als Kind des Hauses betrachte. Die Rückkehr in's Vaterhaus war keineswegs eine freudige, die Sehnsucht nach Breslau ließ sie undankbar sein gegen die Liebe ihrer Eltern und Geschwister und gegen ihre Freundin, die ihr dadurch entfremdet wurden, daß sie sich vollständig dem Pietismus hingab. Ihr einziger Trost war der Brief-

wechsel mit Breslau, und jeder Brief von Heinrich schien ihr Äußerungen zu enthalten, daß er ihre Liebe erwiedere. So vergingen einige Monate in Hoffen, Warten und in Aufregung. Da erkrankte im Jahre 1834 eine ihrer jüngeren Schwestern plötzlich an einer Augenentzündung, welche eine Operation notwendig machte. Das Kind bewies bei derselben große Energie. Es verlangte, als man ihm das gesunde Auge zuband, daß man ihm die Binde noch einmal abnehmen solle, um den Vater vorher anzusehen. Man gestand es zu, und nun hielt die Kleine, ohne zu zucken, ohne einen Laut von sich zu geben, die Operation geduldig aus; ja, als man bei dem Verbande eine Stecknadel brauchte, zog sie dieselbe aus ihrem Gürtel und reichte sie dem Arzte hin.

Natürlich wurde die Tochter der Gegenstand größter Sorgfalt für das ganze Haus. In der Zeit, wo es galt, die 10jährige Kleine im völlig dunklem Zimmer zu unterhalten, machte Fanny die ersten Versuche, Märchen aus eigener Erfindung zu erzählen, und da Kinder es lieben, daß ihnen ohne Auslassungen und Änderungen dieselbe Geschichte mehrmals wiederholt wird, schrieb sie ihre Erzählungen nieder.

Eine neue Genugthuung empfing die Familie, als der Vater, der schon mehrere Jahre Stadtverordneter gewesen war, zum Stadtrat ernannt wurde. Für Fanny geschah in dieser ganzen Zeit nichts Bemerkenswertes, nur daß ihre Eltern sie gern verheiraten wollten; sie war empört, da der ihr zugedachte Mann nicht ihrem Herzen entsprach und sie sich sagen mußte, daß beide Eltern ihn sicherlich nicht zu ihrem Umgangskreise gezogen haben würden, hätte er sie nicht zur Frau begehrt. Um ein für alle Mal solchen Heiratsvorschlägen ein Ende zu machen, erklärte Fanny, daß sie nie ohne Neigung heiraten würde, und sie fügte hinzu: „Wenn Du die Absicht gehabt hast, aus mir nichts zu machen als eine der Frauen, die sich für ein gutes Auskommen einem Manne verkaufen, so hättest Du mir die Erziehung nicht geben dürfen, die ich erhalten. Mir ist eine Dirne, die sich für Geld verkauft, wenn sie nichts gelernt hat und ihre Familie arm ist, nicht halb so verächtlich, als ein Mädchen, das genug gelernt hat, um sich zu ernähren und sich für Haus und Hof verkauft.“ Der Vater unterbrach sie mit den Worten: „Ehe Du weiter sprichst, will ich Dir eins bemerken: ich weiß, wie Du an Tante Minna, der Mutter Heinrich's, hängst; ich habe an sie geschrieben und gefragt, was sie in solcher Lage thun würde, und ob sie sich berechtigt glaube, ihre Töchter zu einer Heirat zu zwingen, wenn sie eine solche ohne vernünftigen Grund von sich wiesen. Hier ist ihre Antwort; sie schreibt, daß man alle Mittel aufbieten müsse, solchen Zwang auszuüben. Fanny war vor Scham, Zorn und Kränkung außer sich; sie fühlte, daß mit diesem Briefe ihr Zusammenhang mit Heinrich zerstört sei. „Du willst mich zwingen, lieber Vater,“ rief sie; „was kannst Du mir thun, wodurch ich mich zu einer Erniedrigung meiner selbst bewegen lassen würde? Bin ich Dir zur Last, lieber Vater, so will ich gehen und mir mein Brot selbst verdienen, da Du mir ja die Mittel hast angedeihen lassen, es zu können, und es wird vielleicht für mich und für uns alle am besten sein, wenn dies geschieht.“

Und sie blieb bei ihrer Weigerung, den ihr bestimmten Landrat zu heiraten.

Der Vater zürnte ihr nicht lange und verkehrte mit ihr wie früher; die Mutter aber konnte ihre Betrübnis nicht verbergen, ihre 25jährige Tochter einen ernsten Bewerber zurückweisen zu sehen. Wunderbarerweise kam Fanny Lewald noch nicht auf den Gedanken, Schriftstellerin zu werden, um sich einen befriedigenden Beruf zu schaffen, dagegen suchte sie sich in der Familie so nützlich wie möglich zu machen. Sie befand sich in ihrem Streben vor einer unübersteiglichen Schranke, denn überall stieß sie auf die Vorurteile ihres Vaters, welcher für Mädchen alles unschicklich fand, was sie nicht in dem engsten Zusammenhang mit dem Hause und der Familie erhielt.

Endlich kam auch für sie die Erlösung, und zwar durch die Briefe einer Toten, der Rahel Levin-Varnhagen von Ense, die sie 1834 zum ersten Mal las. Was sie selbst erlitten, was sie Unbequemes, Peinliches und Schmerzliches ertragen hatte, das alles hatte Rahel Levin gekannt und durchgemacht, hatte über alles mit der ihr innewohnenden Kraft den Sieg davon getragen und sich endlich an den Platz hinzustellen gewußt, an dem sie gefunden, was sie ersehnt: Die Möglichkeit zu genießen und zu leisten nach dem eingeborenen Bedürfnis ihrer Natur.

Fanny konnte ihr alles nachempfinden, bis in die kleinsten Züge ihres Wesens; sie sagte zu sich selbst: „Das ist Fleisch von meinem Fleische, das ist Blut von meinem Blute.

Die Worte Rahel's richteten sie auf: „Ich habe mich in der großen allgemeinen Weltnot einem Gott gewidmet, und so oft ich noch gerettet worden bin, so ist der, der mich gerettet hat: Die Wahrheit!"

Wie der Gläubige die Bibel aufschlägt, um Rat, Trost und Beruhigung zu schöpfen, so griff Fanny zu Rahel's Briefen, und indem sie sich in ihren Lebenslauf und in ihr Sein vertiefte, bedauerte sie immer mehr, es versäumt zu haben, sie persönlich kennen zu lernen.

In dieser Zeit war Justizrat Crelinger, der seit fünf Jahren in Königsberg wohnte und einen Teil seiner Abende in der Familie Lewald zubrachte, Fanny ein rechter Trost, da er nicht allein Heinrich Simon und die Breslauer Verwandten kannte, von denen sie mit ihm sprechen konnte, sondern dem sie auch viele geistige Anregung verdankte. So führte er auch Karl von Holtei in ihr elterliches Haus ein, als dieser in Königsberg weilte. Es war gerade zur Zeit, als Herr Lewald das Haus gekauft, in dem sie wohnten, und zu dieser Feier, zu welcher sämmtliche Freunde und Bekannte eingeladen waren, las Holtei den ersten Akt des „Hamlet" und danach den „gestiefelten Kater" vor. Er erntete den größten Beifall, und umsomehr Erstaunen und Anerkennung, als noch Niemand in diesem Kreise einen Vorleser gehört hatte.

Begegnungen wie diese versetzten Fanny für geraume Zeit in eine gehobene Stimmung. Nicht allzu lange, nachdem Herr von Holtei Königsberg verlassen, kam Frau Auguste Crelinger mit ihren beiden Töchtern dorthin und auch in das Lewald'sche Haus. Der Mutter ging der Ruf als große tragische Künstlerin

voran. Die Töchter waren jung, hübsch, und es stand ihnen das günstigste Vorurteil zur Seite. Wo Frau Crelinger mit ihren Töchtern zusammen auftrat, mußte das in einander greifende Zusammenspiel erfreulich überraschen, während die Mutter stets imponierend war, zeigten sich die Mädchen reizend und anmutig.

Für Fanny hatte die Begegnung mit den weiblichen Bühnenkünstlerinnen eine ganz besondere Bedeutung. Sie sah in ihnen das Bild einer Unabhängigkeit und einer persönlichen Freiheit, nach der ihre ganze Seele trachtete; auch pries sie die Schauspielerinnen glücklich, weil sie zur Erscheinung bringen konnten, was in ihnen lebte.

Während Fanny die Kunst und die Außenwelt so auf sich einwirken ließ, gab ihr Herz sich mit Sehnsucht der Liebe zu Heinrich Simon hin. Dieser war indessen Assessor geworden und hatte ihr, wenn auch unregelmäßig, wo immer er auch weilte, geschrieben. Kam der Herbst, so schickte er ihr meist die Tagebücher von seiner Ferienreise und sie freute sich, wenn sie aus denselben ersah, wie voll Jugendlust er durch die Berge zog und mehr und mehr das Leben wieder als ein Glück, das Dasein wie einen Genuß zu empfinden begann. Sie war unermüdlich, die Möglichkeiten zu erdenken, welche sie mit Simon zusammenführen konnten. So vergingen fünf Jahre und jedes Jahr grub den Stachel der Leidenschaft tiefer in ihr Herz. Sie konnte den Gedanken nicht mehr ertragen, was aus ihr werden solle, wenn er sie nicht mehr liebte. —

Es war im Januar 1839, nachdem Fanny monatelang ohne direkte Nachricht von dem Geliebten geblieben war, als ihr Vater eines Tages, während eine kleine Gesellschaft in ihrem Hause versammelt war, in die Stube trat und ihr ein kleines Packet mit den Worten überreichte: „Das ist für Dich, Fanny!“ Sie hatte die Handschrift sofort erkannt.

Das Blut jagte durch ihre Adern, sie fühlte plötzlich, daß sie vor einem Wendepunkt in ihrem Schicksal stand. Das Packet brannte ihr in den Händen, an seinem Inhalt hing ihr ganzes Leben und dennoch behauptete sie ihre Ruhe, mit der Selbstbeherrschung, die Jeder erlernt, der durch lange Jahre ein Herzensgeheimnis vor peinlichen Berührungen zu bewahren wußte. Sie sprach, freilich ohne zu wissen, was — sie hörte, ohne zu verstehen, und endlich, ohne daß es auffallend war, während Musik gemacht wurde, setzte sie sich in ihre Lieblingsecke zwischen dem Ofen und der Uhr nieder, fing an die Siegel zu erbrechen, den Bindfaden aufzuschneiden und dem Packet entfiel ein langer Brief von Heinrich Simon.

Sie las — und las — und war wie vernichtet. Der Mann, dem sie ihre ganze Seele zugewendet, an den alle ihre Gedanken, Wünsche und Hoffnungen sich geklammert, der Mann, an den sie ihr ganzes Sein gebunden, liebte eine Andere mit der höchsten Leidenschaft — eine verheiratete Frau und hatte entsagt, um nicht sein besseres Selbst zum Opfer bringen zu müssen. — —

Fanny war kaum im Stande, zu Ende zu lesen, sie hatte Not, die einzelnen Blätter zusammen zu fassen und zu verbergen, sie wollte aufstehen — die Füße

versagten den Dienst, sie wollte sprechen, die Lippen waren wie gelähmt — es war ihr zu Mute, als gehe die Welt unter. Der Boden, auf dem sie gestanden, in dem sie Wurzel geschlagen, aus dem sie sieben lange Jahre ihre Nahrung gezogen, war ihr unter den Füßen fortgezogen. Das Ziel, auf das sie ihr Auge gerichtet, nach dem sie gestrebt, es war ihr versunken — sie hatte nun keinen Halt mehr.

Sie erhob sich endlich, um das Zimmer zu verlassen, blieb aber mitten auf dem Wege wie verwirrt stehen und hörte und, wie eine Stimme leise flüsterte: „Gehen Sie hinauf, Fräulein Fanny, Sie sind fassungslos.

Es war Crelinger, der Einzige, der alles bemerkt hatte. Er begleitete sie bis zur Thür ihres Zimmers; sie verschloß es hinter sich.

Mit einem Aufschrei warf sie sich auf das Sopha und meinte, das Herz müsse ihr zerspringen.

Wir müssen den Charakter Fanny's bewundern, die nach dieser herben Täuschung statt den Geliebten, der ihr so schweres Leid zugefügt, zu hassen, ihm ihre Freundschaft und ihr Vertrauen bis an sein Lebensende schenkte. Noch an demselben Tage schrieb sie an ihn in diesem Sinne und offenbarte ihm zugleich, wie sehr sie ihn geliebt und auf ihn gehofft habe.

Die langen Jahre fortdauernder Gemütserschütterungen waren jedoch nicht spurlos an Fanny vorübergegangen, ihre Gesundheit hatte gelitten, und schon durchzogen weiße Fäden ihr rabenschwarzes Haar. Dies alles mahnte sie zur Resignation, welche sie in einem immer ruhiger werdenden Wesen und selbst in ihrer äußeren bescheidenen Tracht kundgab.

Da geschah es eines Tages, daß ihr Vater mit einem Journal „Europa“, welches ihr Cousin August Lewald redigirte, in der Hand zu ihr trat und sagte: „Wenn ich nicht wüßte, daß Du August so lange nicht geschrieben hast, so würde ich behaupten, dieser Artikel sei von Dir.“ Fanny nahm das Blatt und erkannte das Bruchstück aus einem Briefe, den sie mehrere Monate vorher ihrem Vetter geschrieben, und in welchem sie ihm auf seinen Wunsch Auskunft über den Stand des Muckerprozesses, der damals gegen Ebel und Genossen spielte, und über die Schwärmerei der Sekte gegeben hatte. Dar Vater fand den Bericht sehr gut und machte die Bemerkung, daß er sich nun erklären könne, schon oft in diesem Journal Fanny's Stil begegnet zu sein. Fanny hatte keine Ahnung von dieser Benutzung ihrer Briefe, da sie niemals die „Europa“ gelesen. Ihre Worte und Gedanken sahen sie auf dem weißen Papier mit den schönen schwarzen Lettern und in Gesellschaft mancher bekannten Schriftstellernamen fremd und vornehm an. Schon oft hatte sie versucht, Erzählungen zu schreiben, aber nie hatte sie daran gedacht, daß sie Talent habe und sie veröffentlichen wolle. Indessen machten sie die Eltern jetzt selbst darauf aufmerksam, daß etwas in ihr vorhanden wäre, welches der Ausbildung wert sei und das man pflegen müsse. Der Vater faßte den Entschluß, vielleicht auch im Hinblick auf ihre noch unverheirateten Schwestern, sie auf eine Reise nach Berlin mitzunehmen, damit sie eine zeitlang dem engen Rahmen des Familienlebens

entrückt ihren geistigen Neigungen leben könnte. Fanny selbst knüpfte keine besonderen Wünsche und Hoffnungen an diese Rückkehr in die Residenz. Sie wurde einem Oheim und einer Tante in Pension übergeben, deren Haushalt freilich mit dem ihrer Eltern garnicht zu vergleichen war. Die Verwandten lebten in gedrückten Verhältnissen, und ihr Vater war sichtlich betroffen von dem seiner Tochter zugewiesenen, mehr als einfachen Zimmer, in dem häusliche Verrichtungen wie Plätten, Nähen u. s. w. vorgenommen wurden. Fanny selbst hatte ein solches Bedürfnis empfunden, geistig ungestört mit sich allein zu sein, daß sie sich nach ihres Vaters Abreise selbst in diesem unerträglichen Aufenthalt wohl fühlte.

Was sie eigentlich wollte, war ihr noch nicht klar, nur frei sein vom Familienzwang, sich eine Stellung in der Welt erwerben und dann erst, wenn sie dies Ziel erreicht hätte, wieder die Familie an sich zu ziehen.

Die eigentliche Glanzzeit der Berliner Geselligkeit war schon vorüber, allein Fanny fand in dem Hause einer Landsmännin Frau Block eine ebenso angenehme wie bildende Geselligkeit und eine Freundin, die Verständnis für ihr Wollen hatte. Die ganz veränderte Atmosphäre, in der sie sich bewegte, that ihr wohl; allein immer noch fühlte sie sich nicht befriedigt, da sie zu keinem festen Entschlusse kommen konnte, eine Thätigkeit in bestimmter Richtung zu erwählen.

Während ihres Aufenthalts in Berlin fiel der Tod König Friedrich Wilhelms III. 1840. Bald nach diesem, die ganze Physiognomie der Residenz verändernden Trauerfall kehrte Fanny nach Königsberg zurück, wo die Krönung Friedrich Wilhelms IV. sie endlich auf den richtigen Weg zu ihrer Bestimmung führte. Ihr Vetter August hatte sie aufgefordert, die Huldigungsfeierlichkeiten für die „Europa“ zu schildern. Nichts konnte ihr erwünschter sein. Unter dem Eindrucke des frisch Erlebten schrieb sie es nieder. Der Vetter ließ den Aufsatz erscheinen, lobte den Stil und das Sachliche in der Beschreibung und machte die Bemerkung: „Fanny hat ein so entschiedenes Talent der Darstellung, daß ich nicht begreife, wie sie nicht von selbst darauf gekommen ist, sich mehr darin zu versuchen. Sie ist ohne Frage eine dichterische Natur, und es wäre nicht zu verantworten, wenn sie eine solche Begabung nicht benutzte und ein Feld brach liegen ließe, von dem sie für ihre Zukunft gute Früchte ernten kann.“ Fanny fühlte ihre Flügel wachsen; sie fing an schriftstellerische Versuche in Märchen und kleinen Erzählungen zu machen. Lange litt sie unter dem Tadel und unter der Ablehnung der ihrigen, aber wieder war es August Lewald, der sie ermutigte und ihr auch das erste Honorar für ein eingesandtes Märchen schickte.

Wenn wir Fanny bis hierher Schritt für Schritt in ihrem Leben begleiteten, so geschah es, um ein Bild ihrer geistigen Entwickelung zu geben, welche so ganz verschieden von der ihrer jüngeren Berufsgenossinnen ist. Heutzutage glaubt jedes junge Mädchen, das kaum der Schule entschlüpft ist und einen leidlich guten Stil hat, ihre Arbeiten der Öffentlichkeit zu übergeben und sich Schriftstellerin nennen zu dürfen, und manches wirkliche Talent geht unter, weil es zu unreif den Weg der Litteratur betrat.

Fanny Lewald jedoch hatte das dreißigste Jahr erreicht, als sie nach einem bewegten Leben schüchtern an ihr Talent zu glauben wagte.

Das erste größere Werk, welches sie schrieb, war der kleine Roman: „Clementine". Sie schrieb ihn auf dem Lande bei ihrer kranken Mutter und wollte darin gleichsam darstellen, welche Lage ihr geworden wäre, wenn sie eine Vernunftheirat eingegangen und dann ihren Geliebten wiedergesehen hätte, und ob das Pflichtgefühl dann stark genug gewesen wäre, über die Leidenschaft zu siegen. Immer mehr fühlte sie dabei die Freude des Schaffens in der sie umgebenden Stille des Landlebens; als sie ihr Clementinen-Manuskript beendigt hatte, war sie glücklich, als ihr Vetter dasselbe ganz gut, ganz hübsch fand.

Es hatte sich (1841) in jener Zeit in Königsberg ein Kreis von Männern zusammengefunden, die mehr oder weniger jung jenen Idealismus besaßen, der wirksam ist, auch wenn er von der Ungunst der Verhältnisse gehemmt, hinter seinem Ziele zurückbleiben muß. Zu ihnen gehörte Dr. Johann Jakoby, jener menschenfreundliche Arzt, der so mild aussah, wenn er am Krankenbett saß, oder heiter sich in Gesellschaft bewegte und dessen Augen Flammen sprühen konnten, wenn er seine politische und soziale Überzeugung aussprach. Seine Angriffe gegen die Unentbehrlichkeit der medizinischen Pepiniere in Berlin, seine Streitschrift für die Emanzipation der Juden und endlich seine „Vier Fragen" an die preußische Ständeversammlung hatten ihm die größte Achtung und Verehrung nicht nur in Königsberg, sondern auch im ganzen deutschen Vaterlande errungen. Die Männer, die sich um ihn gruppierten, waren: Justizrat Ludwig Crelinger, Oberlehrer Witt, Professor Karl Rosenkranz, Dr. Rupp, Prediger Detroit, Ludwig Wallesrode, Professor Ludwig Moser, Dr. Reinhold Jachmann, Dr. Kosch, Polizeipräsident Abegg, der Stadtverordneten-Vorsteher Heinrich. Diese Männer brachten einen neuen Geist in die Königsberger Gesellschaft, indem sie während des Winters Vorträge vor Frauen und Männern hielten, in denen sie soziale und politische Übelstände scharf besprachen.

Fanny Lewald fühlte sich von diesem Treiben wunderbar angeregt, und war es ihr auch nicht vergönnt, wie jene Männer im offenen und entscheidenden Kampfe mitzustehen, so wollte sie wenigstens unter der Schutzwehr der Dichtung, so gut sie es vermochte, dazu beitragen, die gesellschaftlichen Zustände zu verbessern, und so stellte sie sich die Aufgabe, Tendenzromane zu schreiben, deren erster „Jenny" war.

Damals war die Emanzipation der Juden ein Gegenstand lebhafter Erörterung. Von der einen Seite verlangte man ihre Unterdrückung, von der anderen ihre Emanzipation. Dies war das Thema, an dem Fanny mit wahrer Lust arbeitete, als sie mitten im Rausche der Schaffensfreude durch die schnell fortschreitende Krankheit ihrer Mutter und das Sinken von deren Lebenskräften auf das Traurigste aufgeschreckt wurde; deren Leiden waren ebenso groß als ihre Geduld. Ihr Bewußtsein blieb klar und hell, ihre Liebe zu Mann und Kindern

bethätigte sich lebhaft, — bis sie am 6. Dezember 1841, fünfzig Jahr alt — dahinschied.

Fanny's Arbeit war durch den Tod der Mutter sehr ins Stocken geraten; ihre Gesundheit hatte sehr gelitten, indem sie oftmals Herzkrampf hatte.

Im Anfang des Frühlings erhielt sie von Brockhaus die Anfrage, ob die Verfasserin der „Clementine“ ihm einen Beitrag für das Taschenbuch „Urania“ liefern wolle? Dies war für sie die Einleitung einer wichtigen Verbindung, da Brockhaus ihren Roman Jenny in den Verlag nahm. Sie beendete denselben noch im Laufe des Sommers. Indessen machte das kleine Buch, „Clementine“, seinen Weg schnell genug. Es war anonym erschienen und man glaubte, es sei von Frau von Wolzogen verfaßt. Es belustigte dies Fanny ungemein und da man sie für eine alte Dame hielt, so brachte dies sie auf den Einfall „Briefe einer Großtante an ihre Großnichte“ und „Ueber die Erziehung der Kinder“ und einen Aufsatz über „Die Lage der Dienstboten“ zu schreiben, welche in ostpreußischen Provinzialblättern erschienen. Indessen hatte sich ein Nervenleiden Fanny's bemächtigt, welches sie bis zur Unkenntlichkeit abmagern ließ. Man fürchtete eine Herzerweiterung und es wurde beschlossen, daß sie nach Berlin solle, um Professor Schönlein dort zu Rate zu ziehen. Diesmal hatte Fanny die Genugthuung, für ihre eigenen Mittel die Reise zu unternehmen. Sie hatte für „Jenny“ 60 Friedrichsd'or bekommen und außerdem besaß sie noch erspartes Taschengeld.

Berlin hatte sich in den drei Jahren ihrer Abwesenheit ungemein verändert und sie fühlte, daß hier der Ort ihres Wirkens sei. Aber noch weilte sie nicht lange dort, als ein Begegnen mit ihrer Cousine aus Breslau, der Schwester Heinrich Simon's, eine Einladung zu deren Mutter nach sich zog, welcher sie sofort folgte.

Der Aufenthalt in Breslau, der Umgang mit ihrer Tante wirkte sehr beruhigend auf sie; dort las sie auch die Revision des Romans „Jenny“, dem sie den Ausspruch Heinrich Simon's als Motto gab:

„Ein Stamm, aus dem der Erlöser, die Madonna, die Apostel hervorgegangen, der nach tausendjähriger Verfolgung dem Glauben und den Sitten seiner Väter treu geblieben, nach tausendjährigem Drucke noch hervorragende Größen für Wissenschaft und Kunst erzeugt, muß jedem Andern ebenbürtig sein.“

Sie hatte in dies Buch viel Durchlebtes hineingelegt, so weit es ihr Verhältnis zum Christentum betraf und dennoch die Sache des Volksstammes vertreten, dem sie angehörte. Der Eindruck, den das Buch auf die gebildete Gesellschaft machte, war ein durchgreifender.

Ein besonderes Ereignis war für Fanny die Bekanntschaft mit Henriette Herz*), welche sie bei ihrer Rückkehr nach Berlin, in deren Wohnung in der Markgrafenstraße in einem verfallenen Hause aufsuchte. Sie empfing durch diese

*) Biographie von Henriette Herz, Band I, Seite 92.

seltene Frau einen unvergeßlichen Eindruck; die eingehende Freundlichkeit, welche sie dem Geringsten angedeihen ließ, hatte etwas Bezauberndes und Rührendes, wenn man bedachte, daß seit 60 Jahren kaum ein bedeutender Mann gelebt, der sie nicht gekannt und der sie nicht verehrt, daß Mendelssohn und Mirabeau, daß Schiller und Goethe, Jean Paul, Schlegel, Fichte, die Humboldts, Schleiermacher und Börne, daß die ersten Künstler und Künstlerinnen aller Länder, daß viele Fürsten der Schönheit und dem Geiste dieser Frau gehuldigt hatten.

Es war ein Vergnügen sie sprechen und ein Genuß, sie erzählen zu hören.

Dieselbe gleiche, fördernde Güte, wie bei der Hofrätin Herz, fand Fanny bei Frau Sarah Levy*), jener energischen Frau, von welcher folgende Thatsache bekannt ist: Als Friedrich Wilhelm IV. den Bau des neuen Museums unternahm, hatte man um dasselbe in der beabsichtigten Weise auszuführen, nicht nur ein Stück des Levy'schen Gartens nötig, sondern auch den Flügel des Hauses, in dem Frau Levy wohnte; man hatte ihr deshalb darauf hinzielende Kaufanträge unter den günstigsten Bedingungen zugehen lassen. Sie antwortete aber: „Nach meinem Tode können Sie das ganze Grundstück haben, und ich will Sorge tragen, daß Sie es billig bekommen, so lange ich aber lebe, bleibt mein Eigentum mein. Und da der König gern seinem Ahnen Friedrich dem Großen nachlebt, so will ich der Müller von Sanssouci sein, der ihm Gelegenheit giebt, auf Neue das Eigentum Anderer zu respektieren."

Im Jahre 1844 entschloß sich Fanny Lewald, die Namenlosigkeit als Verfasserin abzulegen und als Schriftstellerin unter die Schriftsteller zu treten. Sie suchte daher Frau Paalzow auf, deren Schriften damals sehr verbreitet und deren Bild nach Hopfgarten gestochen und in den Handel gekommen war. Frau Paalzow wohnte zusammen mit ihrem Bruder, dem Maler Wach, in einem schönen neuen Hause, in einer von Kunstwerken geschmückten Wohnung.

Frau von Paalzow entstammte einer Beamtenfamilie, war von einer sehr religiösen Mutter erzogen worden und hatte eine besondere Anhänglichkeit für die königliche Familie von Preußen, von deren sie mehreren Mitgliedern, besonders der Prinzessin Marianne persönlich näher getreten war. An einen preußischen Offizier verheiratet, hatte sie sich von diesem geschieden und lebte nun mit einer Pflegetochter bei dem schon erwähnten Bruder.

Mit der Wertschätzung von Fanny Lewald's Schriften vergrößerte sich auch der Kreis ihrer Bekanntschaften. Die Interessantesten derselben lernte sie in den musikalischen Matinées von Fanny Hensel geb. Mendelssohn kennen; unter ihnen auch Mendelssohn Bartholdy und Franz Liszt.

In dieser Zeit, im Jahre 1843 arbeitete Fanny an einer Novelle „Der dritte Stand", welche sie zuerst für den genealogischen Kalender von Reimarus schrieb. Kaum hatte sie dieselbe beendigt, so wurde ihr die Freude, ihren Vater für kurze Zeit bei sich zu sehen und dann eine Reise nach Breslau anzutreten.

*) Biographie von Sarah Levy, Band I, Seite 100.

bei welcher sie zum ersten Mal Heinrich Simon, nach 11 Jahren, wiedersehen sollte. Beide waren bei diesem Zusammentreffen tief ergriffen und es entwickelte sich eins jener schönen und heiligen Freundschaftsverhältnisse, in denen Neigung und festes Vertrauen ohne jede selbstische Absicht die Herzen verbinden.

Von Breslau aus begleitete sie ihre Tante Pauline Lewald in das Bad Teplitz und hier wurde ihr zum ersten Mal die Freude des Schriftstellers, von ganz Fremden zu erfahren, welch' wohlthätigen Eindruck ihre Schriften auf dieselben gemacht hätten, indem sie sie aus dem Banne bisheriger Vorurteile erlösten. Von Teplitz aus war sie vom Vater dazu erkoren worden, ihre damals 12jährige kranke Schwester nach Franzensbad zu begleiten. Hierhin erhielt sie die Nachricht, daß der genealogische Kalender wegen einer Stelle in ihrer Novelle, mit Beschlag belegt worden sei. Der Herausgeber verlangte von ihr eine Änderung, die sie in große Verlegenheit gebracht hätte, wenn nicht die Nachricht von Berlin gekommen wäre, der Kalender sei von der Obercensurbehörde freigegeben worden, weil die Novelle ja von einer Frau sei. Dieser Ausspruch verdroß sie, obgleich es für sie von Vorteil war, weil sie daraus wahrnahm, daß man den Werken einer Frau von Seiten der Behörde keine Bedeutung beilegte.

Nach ihrer Rückkehr von Franzensbad, besuchte Fanny ihren Vater in Königsberg, wo sie bis zum Januar des Jahres 1844 verblieb. Es war eine stille, schöne, friedliche Zeit, die sie wieder in der Heimat verlebte, in der sie allerdings die Erinnerungen an die dahingeschiedene Mutter und den in Asien weilenden jüngsten Bruder zur Wehmut stimmte. Allein es gewährte ihr eine besondere Genugthuung, ihrem Vater immer näher zu treten, der sich an ihrem geistigen Vorwärtskommen erfreute, und sie ermunterte eine Reise nach Italien zu machen, um ihren Bildungszielen immer näher zu kommen. Es war dies ihr letztes Zusammensein mit dem geliebten und verehrten Manne, denn etwas länger als ein Jahr später, als sie in Neapel weilte, erhielt sie die Nachricht, daß ein plötzlicher Tod, den erst 51jährigen Mann, ereilt habe.

Um sich für die italienische Reise vorzubereiten und eine passende Reisegesellschaft zu finden, mietete Fanny in Berlin eine kleine, einfach möblierte Wohnung, die ihr den Genuß der eigenen Häuslichkeit bereitete. Einen hohen Lebensgewinn brachte ihr die Bekanntschaft des liebenswürdigen Professors Theodor Mundt und seiner geistvollen Frau, Clara, als Schriftstellerin unter dem Namen Luise Mühlbach bekannt, in derem gastlichen Hause sie die interessantesten Menschen kennen lernte, unter ihnen: Gräfin Ahlefeld*) und Frau Staatsrat Therese von Bacheracht; in letzterer fand Fanny Lewald eine Freundin, mit der sie sieben Jahr lang bis zu deren Tode aufs innigste verbunden blieb.

Ein Ereignis war es auch für Fanny Lewald, als sie in jenen Tagen von Berthold Auerbach aufgesucht wurde. Er war damals in der Jugendfülle seines Schaffens und seine frische, natürliche Art wirkte höchst erquickend im Umgang.

---

*) Siehe deren Biographie, Band I, Seite 162.

Berlin behagte ihm damals garnicht und er drückte Fanny Lewald gegenüber seinen Mangel an Befriedigung aus.

Im Juni 1845 fuhr Fanny mit einer älteren unverheirateten Dame, die sie sich als Reisegesellschafterin engagiert hatte, nach Italien. Um nicht in der heißen Jahreszeit dahin zu gelangen, verweilte sie bis zum Herbst in der Schweiz, wo sie in Interlaken mit Therese von Bacheracht zusammen traf, an die sie sich in der herrlichen Natur immer inniger anschloß. Von da ging sie an den Genfersee, wo sie zum ersten Mal die Werke von Jean Jaques Rousseau: „La nouvelle Héloise“ et „le Contrat social“ las, was ihr ein besonderes Vergnügen machte, grade dort, wo er gelebt und wohin er seine Dichtung verlegt hatte.

Als der Tag gekommen war, an dem Fanny die Reise nach Italien fortsetzen konnte, fühlte sie sich auf's Freudigste bewegt. Sie kamen in Baveno spät am Abend an. Grade entlud sich ein Gewitter; sie kehrten in ein Haus ein, das ihr ganz fremdartig erschien. Zwei Thüren führten auf einen Balkon hinaus, auf den Fanny trat. Draußen herrschte tiefes Dunkel, nur das leise Rauschen des Sees war zu vernehmen, und ein wundersamer Wohlgeruch der frischen Luft strömte wieder durch die geöffneten Thüren ins Gemach. In schweigendem Sinnen schaute Fanny durch die Nacht; große schwere Tropfen fielen einzeln vom Himmel herab, der Wind begann zu wehen, fliegende Blitze zerrissen das Dunkel, der Donner hallte in langem Rollen über das Wasser, immer mehr erhob sich der Sturm und braufste mit dem See um die Wette, immer heftiger fiel der Regen. Fanny beobachtete den Kampf in der Natur, und als derselbe allmählich aufhörte, begab auch sie sich zur Ruhe. Es war ihre erste Nacht in Italien. Am nächsten Morgen strahlte der See in seiner blendenden, sinnberauschenden Herrlichkeit, und so wie ihr Eingang in Italien ein Übergang von der Nacht zum Lichte ward, so sollte sie hier nach langer Wanderung den Gefährten ihres Lebens, die Erfüllung ihrer Wünsche finden.

Die Bekanntschaft des Schriftstellers Professor Adolph Stahr, den sie in Italien traf, bildete einen Wendepunkt in dem äußeren und inneren Leben der Dichterin.

Dieser feingebildete Gelehrte war damals noch Rektor am Gymnasium in Oldenburg. Er war verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Durch ihn erschlossen sich Fanny Lewald die Kunstschätze Italien's. Zwei Jahre lang machte sie dort Studien und ließ sich dann im Jahre 1848 in Berlin fest nieder.

Das Verhältnis zu Stahr, welcher wegen Kränklichkeit seine Stellung in Oldenburg aufgegeben hatte und 1852 in Berlin seinen bleibenden Aufenthalt nahm, führte zu der Scheidung von seiner Frau. Zwei so gleich geartete Geister, wie Fanny Lewald und Professor Stahr konnten sich nicht begegnen, ohne in seelische Beziehungen zu treten und den Wunsch zu haben, vereint gleichen Zielen zuzustreben.

Im Jahre 1855 verheirateten sie sich mit einander; es war zur Zeit, da Stahr's „Ein Jahr in Italien“ die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Die Reisen dem Süden zu und in die weite Welt hinaus mit ihrem Gatten, der einer der eifrigsten Kritiker war, hoben sie aus der vereinsamten Welt der Reflexion in eine lebensvolle empor, die ihr tausendfach Anregung bot und eine Fülle von nie geahnten Bildern in ihrer Seele wie eine aufdämmernde Märchenwelt hervorzauberte.

Die goldene Frucht dieses neuen geistigen Lebens, das ihr nicht allein die reale Welt des Schönen erschloß, sondern sie auch an der Hand des philosophischen und ästetisch hochgebildeten Gatten in das klassische Altertum führte, waren das „Italienische Bilderbuch", „Reisetagebuch" u. a. m. Hier offenbarte sie ihr produktives Talent durch lebenswarme Schilderungen, scharf geistige Beobachtungen und Reflexionen, die den Adel einer großen Seele wiederspiegelten. — Die Reiseschriften Fanny Lewald's sind mustergültig und zählen zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Gattung. — Der weit bedeutendere Wert ihrer Schriften liegt aber auf sozialem Gebiet. Sie war die erste, welche die Frauenfrage, die heute die Gesellschaft in Auf- und Anregung versetzt, in die Arena der Öffentlichkeit gezogen hat. In ihren Briefen für und wider die Frauen entwickelt sie ihre Ideen für die Erhebung ihres Geschlechts aus der Tiefe der geistigen Apathie, in der es bis zur Stunde geschmachtet hatte.

Wunderbar war die Abneigung, welche Fanny Lewald für die Bethätigung an Vereinen hatte, welche sie mir mehr wie einmal selbst aussprach. Dennoch blieb ihr Einfluß auf die Allgemeinheit ein durchdringender. Ihre Osterbriefe für die Frauen wurden fast in die meisten Kultursprachen übersetzt, und verfehlten nicht eine fördernde Wirkung auf die Beteiligten. Zu den wertvollsten Erfolgen rechnete es sich Fanny, durch einen Artikel um die „Weihnachtszeit" in der National-Zeitung es durchgesetzt zu haben, daß die Museen am Sonntag dem Publikum geöffnet wurden. Sie schrieb mir darüber:

„Es war ein freundlicher Zufall, als diese Eröffnung sich gerade am 6. Februar bei der dritten Wiederkehr unseres Hochzeitstages ereignete. Es ist mir von Korperationen und Einzelnen viel Dank dafür geworden."

Ich spreche die Bitte um eine große Weihnachtsbescheerung vertrauensvoll in meinem eigenen Namen aus, denn ich bitte, während ich dabei an Viele denke, zugleich auch für mich selbst, oder doch wenigstens für diejenigen, die mir die Nächsten sind — für meine Pflegesöhne und für viele meiner Freunde.

Ich bitte für eine große Anzahl, für viele Tausende von tüchtigen unterrichteten und strebsamen jungen Leuten, die sich nach Fortentwickelung und Fortbildung sehnen, und denen bei uns eine große Quelle der Bildung völlig entzogen, denen alle Kunstschätze Berlin's gänzlich unzugänglich sind, weil alle Sammlungen dem Publikum an allen Sonn- und Feiertagen verschlossen bleiben. Ich bitte: „öffnen Sie die Museen in den Feiertagen!"

Fanny Lewald suchte nun zu beweisen, daß fast alle Stände, vom hochgestellten Beamten bis zu den Dienstboten herab, an den Wochentagen gebunden sind. Kein Lehrling, welchem Gewerbe er auch angehöre, kann in den Werk-

tagen sein Geschäft verlassen, kein junger Handlungsbeflissener sein Comtoir, kein junger Handwerker die Werkstatt. Allen den Hunderten von Maschinenbauern, Goldarbeitern, Tischlern, Drechslern, allen den Handwerkern und Kunsthandwerkern, die vor einem Jahre in freudiger Gemeinschaft, stolz auf ihren Stand und stolz auf das Land, das sie geboren, dem neuvermählten jungen Fürstenpaare huldigend entgegenzogen, sie alle genießen nichts von all' den Schätzen der Kunst, von all' den Sammlungen zur Beförderung der Wissenschaft, der Kenntnisse, welche die Residenz besitzt. Hunderte von Familien werden das erfahren haben wie wir, Tausende von arbeitenden Männern und Frauen werden sich mit mir in der Bitte vereinigen:

Öffnen Sie die Museen und Sammlungen zunächst in diesen Weihnachtstagen als Weihnachtsgeschenk für Tausende, von denen gar Viele, außerhalb ihrer Familie lebend, keine andere Weihnachtsbescheerung zu erwarten haben, als diese. Und lassen Sie diese Weihnachtsbescheerung eine Zusage sein, daß man in dem erneuten Preußen, welches Volksbildung wieder als eine seiner Hauptaufgaben erkennt, dem Volke an jedem Tage für ein paar Stunden die Museen und Sammlungen erschließen werde. Gewähren Sie dem Arbeitenden, was er als ein wichtiges Bildungsmittel für sich schätzen gelernt hat, was er bisher nur in der Fremde genießen konnte, den Zutritt zu den Kunstschätzen, zu den Museen seines Vaterlandes, seiner Vaterstadt."

Einundzwanzig Jahre währte die glückliche Ehe Fanny's mit Adolph Stahr, bis der Tod sie 1876 löste. An ihrer Seite hatte er eine vielseitige litterarische Thätigkeit entwickelt. Aus den zahlreichen Reisen, die er mit seiner Gattin unternommen hatte, gingen viele seiner Bücher hervor, an denen sie nicht den kleinsten Anteil hatte, wie „Ein Winter in Rom" gemeinsam mit Fanny Lewald (Berlin 1869) und „Lebenserinnerungen" (1870—77, 2 Bände).

Fanny's Arbeiten zeigten bis in's hohe Alter außerordentlich scharfe Beobachtung, berechnenden Verstand, einen vorzüglichen, man möchte sagen, klassischen Styl, künstlerische Durchführung und plastische Gestaltung bei herb realistischer und leidenschaftsloser Lebensanschauung.

Einen Weltruf erwarben sich ihre Romane und Schriften: „Das Italienische Bilderbuch", „Prinz Louis Ferdinand" (3 Bände, 1849, Breslau), „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" (Braunschweig, 2 Bände, 1850), „Liebesbriefe" (1845 bis 1850), „Dünen- und Berggeschichten" (2 Bände, 1851), „Reisetagebuch durch England und Schottland" (1852, 2 Bände), „Wandlungen" (Rom, in 3 Bänden, 1853) „Deutsche Lebensbilder" (1856), „Die Reisegefährten" (1858), „Das Mädchen von Hela" (1860), „Meine Lebensgeschichte" (1861—63, 6 Bände), „Bunte Bilder" (1862, 2 Bände), „Von Geschlecht zu Geschlecht" (Rom, 1863—65, 8 Bände), „Osterbriefe für Frauen" (1863), „Erzählungen" (1866—68), „Villa Reunione (1868, 2 Bände), „Sommer und Winter am Genfer See" (1869), „Für und wider die Frauen" (1870, 2. Auflage, 1875), „Nella" (1875), „Benedikt" (Rom, 1874, 2 Bände), „Benvenuto" (Rom), „Aus der Künstler-

welt“ (1875, 2 Bände). Ihr letztes Werk war „Die Familie Darner“ welches Zeugnis davon ablegte, daß sie mit derselben geistigen Frische und genialen Künstlerschaft im Alter arbeitete, wie einst in der Jugend.

Als sie an ihrem 70. Geburtstage 1881 in Rom weilte, wurden ihr Huldigungen von dortigen Freunden und aus allen Teilen Deutschlands. Ein Brief, den sie als Gruß und Dank an ihre Freunde in der National-Zeitung veröffentlichte, deren eifrige Feuilleton-Mitarbeiterin sie war, ist charakteristisch. Einige Sätze daraus füge ich hier ein:

„Es drängt mich in der That, es Allen auszusprechen, welch' eine beglückende Genugthuung es mir gewesen ist, jetzt am Lebensabende einmal wieder auf das Neue den Beweis zu erhalten, daß meine Landsleute mein Wollen und Streben, wie wenig oder wie viel mir damit gelungen, anerkannt, daß ich ihnen etwas wert geworden bin, daß ich also nicht ganz vergebens gelebt habe, und daß sie wünschen, mich noch in ihrer Mitte fortleben zu sehen. Mehr habe ich nie begehrt, und das Alter, daß an sich und besonders gegen sich selbst immer skeptischer wird, hat solcher Ermutigung weit mehr nötig, als die Jugend, deren glückliche Eigenschaft der Mut und die Zuversicht zu sich selber sind.

Meinem Leben hat es an ernster Arbeit, an Schwerem aller Art nicht gefehlt, aber es ist ein reiches Dasein gewesen. Ich habe mit Guten vereint Gutes gewollt, Gutes erstrebt, selbst da, wo wir später manches Irrtums inne zu werden hatten. Ich habe die Auferstehung Deutschlands mit erlebt, habe frühzeitig treue Freunde unter den besten meiner Zeitgenossen erworben und besessen, und durch mein Schaffen neue Freunde in dem Geschlechte gewonnen.

Ich habe in den einundzwanzig Jahren meiner Ehe mit Adolph Stahr ein Glück kennen gelernt, das genossen und gewährt zu haben, mich heute noch in der Erinnerung erhellt, das sein Glück noch verklärend über die Bitternis der Scheidestunde ergoß.

„Bleibe mutig!“ sagte ein paar Tage vor seinem Hinscheiden der teure Tote, „Du weißt, Du wirst nie verlassen sein. Die Menschen haben Dich lieb, die achtende Teilnahme der Nation wird Dich tragen. Haben Sie Alle herzlichen Dank dafür, daß sie jene Zuversicht zur Wahrheit an mir gemacht haben, und bewahren Sie mir die Teilnahme, die ich mir auch ferner zu verdienen hoffe, so lange es mir zu leben vergönnt ist.

Rom, 8. April 1881. Fanny Lewald-Stahr.“

Fanny Lewald ist jetzt 78 Jahre alt, seit längerer Zeit ist sie leidend, und lebt in größter Zurückgezogenheit in ihrer schönen Häuslichkeit, nur die treuesten Freunde empfangend, mit denen sie seit vielen Jahrzehnten eng verbunden ist. Als charakteristisch für die bedeutende Frau schließe ich mit einer Äußerung, die sie in einem Briefe an mich vom 1. Februar 1889 gethan: „Im Übrigen bin ich bemüht gewesen, das zu sein, wozu ich erzogen und was zu sein ich gelobt hatte: Hausfrau im engsten und weitesten Sinne des Wortes, und daß mir dies gelungen, darin setzte ich ein gut Teil meiner Ehre.“



Marie Augustin, geb. von Turnberg.

geb. 1807 gest. 1886.

Dem oesterreichischen Oberstlieutenant Regelsberg von Thurnberg wurde von seiner Gattin am 23. Dezember 1807 zu Werschetz im Banate ein Töchterchen geschenkt, das den Namen Marie erhielt. Die Mutter war eine geistvolle, feinfühlende Siebenbürger Sächsin, der Vater ein gebildeter Edelmann und so genoß Marie im Elternhause eine sorgfältige Erziehung, besonders trugen, als sie die Kinderschuhe ausgezogen hatte, zu ihrer geistigen Entwickelung und Ausbildung die gesellschaftlichen Abende bei, welche in ihrem Elternhause litterarische und künstlerisch beanlagte Persönlichkeiten vereinigten. Von ihrer Mutter erbte sie den Sinn für Poesie und schrieb schon mit 14 Jahren Gedichte, mit 15 Jahren eine Novelle „Theodora“, welche ihr Talent zu gestalten, wie ihre reiche Fantasie offenbarte. Kaum 28 Jahre alt, verlor sie ihre Mutter. Um ihrem Schmerz nicht zu erliegen, widmete sie sich der Malerei, der sie sich mit seltener Ausdauer hingab. In Begleitung ihres Vaters und ihrer Tante besuchte sie die Ateliers der ersten Künstler und erhielt von ihnen Winke für die Kunst; damals malte sie besonders Portraits en miniature, wendete sich aber später dem historischen Fache zu und kopierte durch mehrere Jahre die Gemälde vorzüglicher Meister in der Esterhazischen Gallerie. Für verschiedene Kirchen und Klöster malte sie Altarbilder und Madonnen. Für die Kirche zu Pyhra bei St. Pölten 14 Kreuzwegstationen eigener Komposition, worin alle Köpfe Portraits waren. Im Jahre 1835 verheiratete sie sich mit dem damaligen Hauptmann Ferdinand Baron von Augustin, verließ nun Wien und begleitete ihren Gatten in 25jähriger glücklicher Ehe auf allen Wanderungen durch die ganze Monarchie. Infolge des häufigen Wohnungswechsels mußte Marie die Malerei gänzlich aufgeben, dafür

widmete sie sich nun in jedem freien Momente, den sie erhaschen konnte, mit ebenso lebhaftem Interesse der Schriftstellerei. Seit dem Tode ihres Gatten (1861) lebte sie meist in Wien.

Ihre bekanntesten Schriften sind: Ein Band Novellen 1842, Des Fischers Tochter (R.); II, 1844. — Die graue Schwester (R.)*); II. 1846. — Die Sausenburger Klamm (Schsp.) 1846. — Der Jungfrau schönstes Ziel, 5. Aufl., 1882. — Sprossen der Erinnerung (Nn.), 1851 (Inhalt: Erhabene Liebe. — Die Sennerin. — Die Sühne.) — Die Rose am See (R.); III. 1851. — Seelenklänge (Ge.), 1864. — Die Rose von Granada (Romant. G.), 1873.

Frau Baron Augustin starb am 13 Februar 1886. Wie rege ihr Geist bis ins hohe Alter blieb und welche Teilnahme sie für die Bestrebungen der Frauen hatte, welche Anerkennung sie aber auch unter ihren Kolleginnen gefunden, zeigt, daß sie als Präsidentin des damals kurz vorher begründeten Wiener Vereins der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen gewählt, die Wahl annahm und bis zum Tode den 13. Februar 1886 die Interessen des jungen Vereins wahrnahm. —



*) R. Abkürzung für Roman, Schsp. für Schauspiel, Nn. für Novellen, Ge. für Gedichte.

Karoline Bauer

geb. 1807, gest. 1877.

In der Reihe berühmter Frauen unseres Jahrhunderts darf Karoline Bauer nicht fehlen, welche als Künstlerin und Schriftstellerin einen großen Einfluß auf die Zeit ihres Wirkens hatte.

Sie wurde am 29. März 1807 in Heidelberg, als Tochter des Rittmeisters Bauer geboren, der jedoch ein Jahr nach ihrer Geburt in der Schlacht bei Aspern seinen Tod fand. Ihre schöne, hochbegabte, geistreiche und liebenswürdige Mutter fand nach dem Verluste ihres Gatten ihre einzige Lebensaufgabe in der Erziehung ihrer vier Kinder, von denen sich Karoline durch reiche Geistesanlagen am meisten auszeichnete, weshalb die Mutter sie fürs Lehrfach bestimmte. Sie wurde in ein Erziehungs-Institut in Neuchatel zur Ausbildung gegeben. Hier erwachte zuerst ihre Neigung zu theatralischen Darstellungen, die sie zur Erheiterung ihrer Kameradinnen und zum Schrecken der Erzieherinnen oft zur Ausführung brachte.

Nachdem das Talent des jungen Mädchens sich bemerkenswert gezeigt hatte, gab die Mutter in verständiger Überlegung dem jugendlichen Drange nach und die früh reife Karoline hielt mit vierzehn Jahren vor Weihnachten 1822 ihr Debut auf der Karlsruher Hofbühne als „Margarethe" in Ifflands „Hagestolzen". Nur drei Probevorstellungen bedurfte es, um sie als „Preziosa" fest zu engagiren. Diese Rolle gab lange Jahre eine von ihr selbst bevorzugte, wie sie uns in den liebenswürdig beschriebenen „Komödiantenfahrten" erzählte.

Im Jahre 1824 nahm sie ein Engagement in Berlin an dem neu eröffneten Königstädtischen Theater an und begann im nächsten Jahre dort ihre Laufbahn als vielgefeierte und vielumworbene Hofschauspielerin. Prinz Leopold von Koburg, der verwittwete Prinz, Gemahl der Prinzessin Charlotte, der englischen Thron-

erbin, verehrte die junge Künstlerin, deren anmutige Erscheinung ihm eine überraschende Ähnlichkeit mit der dahingeschiedenen Gemahlin zu haben schien.

Karoline hatte eine schöne Gestalt, eine blendend weiße Hautfarbe, ihr reizvolles Antlitz umgab eine Fülle blonder Haare. Prinz Leopold warb um sie, der König gab seinen Bitten nach und entband die Künstlerin ihres Kontraktes. Sie wurde zur Gräfin Montgommory erhoben, in heimlicher Ehe dem Prinzen Leopold vermählt, der, wenn dieselbe in England bekannt worden wäre, seine Apanage verloren hätte.

Zwei Jahre lebte Karoline mit ihrem Gatten und ihrer Mutter in ihrem Landhaus in Paris, später in England. Da wurde dem Prinzen die belgische Königskrone angeboten und obwohl Karoline durch die Annahme die Auflösung ihrer Ehe voraussah, pries sie es als ein Glück für den vielgeliebten Mann und drängte ihn zur Königswürde. Still wie ihr Bund geschlossen, ließ sie sich von König Leopold scheiden, als er sich durch die Verhältnisse genötigt sah, um eine Tochter Louis Philipps zu werben.

Das Nähere über dies ganze Verhältnis enthalten „Geheime Memoiren“ die nach Karolines Tode von ihrem langjährigen Freunde und litterarischen Beirat Arnold Wellmer herausgegeben wurden. Karoline entsagte allem fürstlichen Glanz und kehrte zu ihrem Künstlerberuf zurück, indem sie einen Ruf als Hofschauspielerin in Petersburg annahm. Ihre Erlebnisse in Rußland hat sie der Mit- und Nachwelt in einem Werke übergeben: „Drei Jahre in Petersburg.“

Das nordische Klima und die Nebel der Newa waren ihrer Gesundheit schädlich. Im Jahre 1834 kehrte sie nach Deutschland zurück und gab auf den Bühnen großer Städte Gastrollen.

In ihren „Komödiantenfahrten“ hat sie in launiger und drastischer Weise ihre freundlichen und feindlichen Begegnungen mit dramatischen und schriftstellerischen Größen, ihre Erfolge auf der Bühne, ihren Einfluß auf einzelne Persönlichkeiten geschildert. Dem umherziehenden Treiben folgte ein neunjähriger Aufenthalt in Dresden in erfolgreicher Tätigkeit auf der Hofbühne 1835—1844. In dieser Zeit schied Karoline nach zwanzigjähriger Bühnenmitgliedschaft aus dem Kreise dramatischer Künstler und Genossen, um nie wieder die weltbedeutenden Bretter zu betreten.

Sie hatte nämlich den Bitten des Grafen Ladislaus v. Broël-Plater nachgegeben und in ein Ehebündnis mit diesem treuen Freunde gewilligt, der sie schon als Studierender in ihrer Glanzzeit in Berlin geliebt, aber es nicht gewagt hatte, sich ihr als emigrirter Pole und Mann ohne Stellung in so jugendlichem Alter zu nahen. Jetzt, wo beide in gereiftem Alter standen, nahm Karoline gerne seine Werbung an und folgte dem Gatten in seine Verbannung in die Schweiz. Hier verlebten sie eine glückliche Zeit in der Nähe von Luzern bis sie in ihre Villa Kilchberg bei Zürich zogen, wo sie dreißig Jahre gegenseitig beglückt und beglückend lebten.

Karoline, die sich voll und ganz ihrer Pflichten in jeder Lebenslage hinge-

geben, wurde eine ebenso vortreffliche Hausfrau als hingebende liebenswürdige Gattin und eine anmutige Wirtin, die stets verstand, einen Kreis gediegener Freunde um sich zu sammeln; die Gastfreundschaft hielt sie hoch und wert, was sie jedoch nicht abhielt, fleißig als Schriftstellerin thätig zu sein. Sehr interessant ist ihr Werk: Aus meinem Bühnenleben, das sie 1871 herausgab. Ihr Gemahl war bei Ausbruch des russisch-türkischen Krieges nach Konstantinopel gegangen, um in erneut aufglühender Vaterlandsliebe für seine beklagenswerte Nation bei der Pforte gegen Rußland zu wirken. Da wurde er zu der erkrankten Gattin gerufen, die schon längere Zeit gichtleidend und nervös leidend war. Er eilte zu der treuen Lebensgefährtin, deren Krankenlager sich bald in ein Sterbebett verwandelte. Von zahlreichen Verehrern und Freunden betrauert, von ihrem Gatten aufrichtig beweint, starb Karoline den 18. Oktober, ihre Hülle wurde am 21. Oktober 1877 auf dem rosengeschmückten Friedhof von Rapperswyl beigesetzt.

Das schöne alte Schloß von Rapperswyl, in dem Graf Plater und seine Gemahlin so glückliche Zeiten verlebte, ist von dem Grafen, in Verherrlichung seines verlorenen Vaterlandes in ein polnisches Museum verwandelt worden, das von allen in die Gegend kommenden Reisenden aufgesucht wurde.

Dann auch verweilt Jeder mit liebevoller Erinnerung an Karolinens Grab, in dem unweit des Schlosses die irdischen Überreste der Künstlerin nach reich bewegtem Leben ruhen. —



Johanna Kinkel, geb. Mockel

geb. 1810, gest. 1858.

Schon in frühster Jugend entwickelte Johanna, die Tochter des Gymnasiallehrers Mockel in Bonn, geb. 8. Juli 1810, ein beachtenswertes musikalisches Talent. Von der Ausbildung desselben wollte die Mutter anfangs nichts hören, da es ihr schien, als mache sie ihr Kind unglücklich, wenn sie dieselbe zur Künstlerin bestimme, und hiermit dem häuslichen Berufe entfremde. Johanna selbst schildert diesen Zwiespalt in ihrer Erziehung, die so wenig Rücksicht auf ihre künstlerische Begabung nahm, mit folgenden Worten in ihrem Tagebuch:

„Als ich noch ein Kind war und in einer kleinen deutschen Stadt sehr mangelhaft Unterricht im Klavierspielen genoß, da ergriff mich schon eine gewaltige Leidenschaft für die Musik, und ich bat meine Eltern, mir mehr Zeit zum Üben und den besten Lehrer am Ort zu gestatten.

„Ei was," antworteten Mutter und Großmutter, „wer wird an eine Nebensache so viel Zeit und Geld wenden! Wenn Du ein Geschäft aus der Musik machen solltest, so wäre das etwas Anderes. Dann möchtest Du den halben Tag am Klavier zubringen, und wir hielten Dir jenen kostspieligen Lehrer; aber für eine Dilettantin ist Dein jetziger Unterricht noch lange gut genug."

„Nun, so laßt mich ein Geschäft aus der Musik machen!" rief ich voll Eifer: „ich mag keine Dilettantin sein, ich will Künstlerin werden!"

Auf solche Ausrufungen hatten Mutter und Großmutter die stehende Antwort: „Eine glückliche Hausfrau wird nie die größte Künstlerin beneiden, und wir haben es ja, Gott sei Dank, nicht nötig, daß unser einziges Kind Musik zu seinem Unterhalte lernen sollte."

Was weiß ein zwölfjähriges Mädchen vom Glück der Hausfrauen! Ich fuhr fort, alle Zeit den offiziellen weiblichen Beschäftigungen zu stehlen und heimlich Entdeckungsreisen in die Klavierauszüge alter Opern zu unternehmen, die auf der Mutter Klavier in sehr vergilbten Exemplaren umherlagen. Um sich meiner gewiß zu machen, schickte man mich in die Nähschule, wo kein Klavier nah und fern zu sehen war, wo nicht gesprochen werden durfte — eine harte Pönitenz für ein lebhaftes Mädchen — und wo ich unter der strengen Aufsicht von ein paar älteren Basen die schweren Kunstwerke, welche Saumnaht, Übernaht und doppelte Naht benannt werden, in höchster Vollendung lernte. Ach, wie viel lieber und leichter hätte ich Generalbaß gelernt, denn daß ein Ding dieses Namens existierte, welches Einem zum Begriff des Komponierens verhelfe, hatte ich schon irgendwo gehört.

Ich kam aus der Nähschule sehr gebildet zurück, das heißt, ich konnte alle Nähte mit solcher Virtuosität machen, daß ein Stich wie der andere war — so egal, wie ich eigentlich Zweiunddreißigstel-Passagen im Allegro hätte spielen sollen. Da es sich aber fand, daß die Nähschule mich keineswegs von meiner Musikleidenschaft geheilt hatte, so beschlossen Mutter und Großmutter, daß ich kochen lernen müsse, damit ich einen häuslichen Sinn bekäme.

Mittlerweile hatte der Vater, der große Freude an meinem Klavierspiel empfand, es gegen meine weiblichen Erzieherinnen durchgesetzt, daß mir ein leidliches Tafelklavier von 6 Oktaven angeschafft wurde. Ein vortrefflicher Lehrer, der mich für ein ungewöhnlich musikalisches Talent hielt, bot seinen Unterricht gratis an, und so galt es denn nur noch, mir täglich ein paar Stunden mehr zum Üben zu gestatten, womit für eine Zeitlang der Hausfrieden hergestellt war. Als ich aber in einem Singverein Händel, Bach und Beethoven kennen lernte, da war kein Zaum stark genug, mich vom Klavier abzuhalten, und ich weinte die bittersten Thränen, wenn ich zu mechanischen Arbeiten getrieben wurde.

Der damaligen Sitte zufolge schickte man die Töchter bürgerlicher Familien auf eine Zeitlang in die Küche großer adeliger Häuser, damit sie daselbst die Feinheiten der Kochkunst unter einem französischen Koch oder einem andern Küchen-Genius studieren möchten. Da meine Mutter indessen mit der Besitzerin des ersten Gasthofes unserer Stadt bekannt war, so erhielt sie von dieser die Erlaubnis, mich dort auf die wahre Hochschule der Köchinnen zu bringen. Wenn mir nun nicht der häusliche Sinn kam, der einen feinen Braten der schönsten Beethoven'schen Sonate vorzog, so war Alles an mir verloren.

Zuerst wurde mir die allergeringste Thätigkeit zugewiesen, da ich, wie die Oberköchin behauptete, von unten herauf anfangen müsse, um gründlich die edle Kochkunst zu begreifen. Diese Arbeiten bestanden hauptsächlich aus dem Hacken der Petersilie und Kleinschneiden der Citronenschälchen. Ich stieg mehrere Stufen hinan, und als ich bis zu den Fleischspeisen durchgedrungen war, mutete man mir zu, ich solle ein paar jungen Tauben den Hals umdrehen. Voll Entsetzen weigerte ich mich, diese praktische Anwendung meiner Studien aus der „Medea“ von

Cherubini zu unternehmen. Das ganze Küchenpersonal verhöhnte mich ob meiner Sentimentalität; mit vielen Thränen flüchtete ich zur Wirtin, welche mich zwar auch ein bischen auslachte, mich aber von der verhaßten Pflicht befreite. Dagegen hielt sie es für unerläßlich, wenn ich überhaupt kochen lernen solle, mich mit andern cynischen Ämtern beim Federvieh zu befassen. Sie selbst versuchte meine saitengewohnten Finger zu diesen Leichenweiberdiensten heranzuzwängen. Ich machte aber eine so energische Demonstration, daß ein für allemal davon abgestanden und mir für die Zukunft das mehr ambrosiische Departement der Mehlspeisen zugewiesen wurde.

Hier hatte ich bald eine Branche der Kunst ausgewittert, welche mir zusagte. Es mußten Pastetendeckel mit Teigfiguren verziert werden, und die Köchin knetete mir die üblichen Blümchen und Arabesken zur Nachahmung vor. Diese erschienen aber meiner regellosen Fantasie zu steif und symmetrisch, und ich zog es vor, eine Trophäe von musikalischen Instrumenten aus Mehlteig zu bilden und in der Mitte die Gestalt eines Musikdirektors anzubringen, der damals die komische Figur unserer lieben Vaterstadt ausmachte. Dieses Kunstwerk ward sehr bewundert und von den lokalen Kostgängern des Gasthofes auf den ersten Blick der jungen „musikalischen Küchen-Novize“ zugeschrieben.

Die Kinder der Wirtin lernten Musik, und im Familienstübchen stand ein Klavier, eins der entsetzlichsten seiner Gattung — und dennoch, wie reizte mich das glatte reinliche Elfenbein der Tasten, wenn ich an den Stoff dachte, aus dem die Kochkunst ihre Gebilde erschafft: Wie unästhetisch, klebrig und naß war Alles!

Unzähligemal huschte ich vom Kneten und Rühren weg in's Hinterstübchen, wo das Klavier stand, und fantasierte. Aber da die Klänge mich augenblicklich verrieten, so holte mich die Köchin bald wieder weg und erklärte mir, daß der Teig unmöglich aufgehen könne, wenn ich meinen Posten verließe; er müsse durchaus anderthalb Stunden lang immer denselben Weg von links nach rechts gerührt werden.

Ich sollte auch ein Kochbuch schreiben, und die Köchin diktiert mir gewissenhaft alle Ingredienzen, aus welchen diejenigen Speisen zusammengesetzt waren, die sie mich bereiten ließ, damit ich „Etwas für's ganze Leben“ aus ihrer Schule mitnähme. Das Kochbuch ward nun mein Trost; es lag neben mir auf der „Anricht“, und wenn mir die Zeit beim Rühren lang wurde, so bemühte ich mich, die Koch-Rezepte in Verse zu bringen. Auch zog ich je 5 Linien darüber und setzte sie in Musik. Dann ging es wohl doch nicht anders, als daß ich eben einmal an's Klavier sprang, um zu prüfen, wie es denn wohl klingen möchte.

Einmal war ich ziemlich lange bei diesen Versuchen in Ruhe gelassen worden: ich glaubte mich unbemerkt, vergaß Hefenteig und Linzerteig und ließ immer vollstimmigere und feurigere Passagen durch das Haus schallen. Von den fernen Gängen kamen die Gäste des Hotels her und stellten sich lauschend vor die Thüre. Unter diesen waren ein paar Engländer, welche mit lebhaftem Interesse die Wirtin ausfragten, wer ich sei. Die gute Frau explizierte ihnen, so verständlich

sie konnte, daß ich zum Kochen lernen in ihrem Hause sei, und daß es ganz gegen den Willen meiner Familie wäre, wenn ich statt dessen auf dem Klavier fantasiere.

Die Engländer fanden es nonsense, daß man dies Mädchen zum Kochen zwinge, und verlangten zu meiner Familie geführt zu werden. Sie gaben sich als Konzertdirektoren zu erkennen und redeten meiner Mutter dringend zu, daß sie mich ihnen anvertrauen möchte. Sie versicherten, daß mein Talent ein Kapital sei, mittelst dessen ich in London in wenigen Jahren Reichtümer sammeln könnte. Sie erzählten von den Aufführungen in Exeter-Hall, und wie ich dort Händel im höchsten Glanze aufgeführt hören würde, dessen Compositionen ich mich jetzt abquäle in schwachen Umrissen auf einem schlechten Klavier hervorzubringen. Mein Herz bebte, und ich bat flehend meine Mutter, diesem Rufe zu folgen, und mich jetzt, da es noch Zeit sei, die Künstlerlaufbahn ergreifen zu lassen. Die Engländer wiesen sich als ehrenwerte Männer aus; der Eine war ein persönlicher Freund Karl Maria von Weber's, der damals noch lebte. Es stand nichts im Wege, mich anständig und sicher auf ein paar Jahre die Bildungsschule durchmachen zu lassen, die sich mir aufthat. Aber meine Mutter blieb unbewegt; sie hätte es für unverzeihlich unmütterlich gehalten, sich ein paar Jahre von mir zu trennen. Sie schlug das Anerbieten der Musikdirektoren rund ab, und diese konnten sich nicht genug über den unpraktischen Sinn einer deutschen Hausfrau verwundern, die die Aussicht auf ein Vermögen ausschlug, blos um eine Künstlernatur in eine Köchin umzuwandeln.

Damals hätte ich ein paar Jahre meines Lebens hingegeben, um einmal den Messias in Exeter-Hall aufführen zu hören. Keine Hoffnung war da, daß mir je dieser Wunsch erfüllt werden sollte, und an ein Ausbilden zur Künstlerin war viel weniger zu denken. Man that methodisch Alles, um mich von dieser musikalischen Narrheit, wie man sie nannte, zu heilen; man verwünschte die beiden harmlosen Engländer, die es mir in den Kopf gesetzt. Es gelang, den Wunsch, den Händel in Exeter Hall zu studieren, für einige Jahre in den Hintergrund zu drängen — Schicksal auf Schicksale wälzten sich zwischen jenen Jugendtraum und meine Zukunft — und dennoch, der Faden riß nie ganz ab, der mich an die geliebte Musik band. Trotz tausend Hindernissen bin ich dahin gekommen, daß sie mein legitimer Lebenslauf ward, und — ich bin in London und habe den Messias in Exeter-Hall gehört!"

Doch ihr Talent ließ sich nicht unterdrücken. Als sie erwachsen war, erhielt sie den Unterricht des berühmten Kapellmeisters Franz Rieß, dem ersten Lehrer Beethoven's. Im 22. Jahre vermählte sie sich mit dem Buchhändler Matthieux in Köln, trennte sich aber schon nach einem halben Jahre auf immer von ihm und lebte in den folgenden 10 Jahren meist in Berlin, wo sie noch Unterricht im Generalbaß nahm und sich zu einer berühmten Pianistin ausbildete. Nach Bonn zurückgekehrt, lernte sie Gottfried Kinkel kennen, der ihr bei einer Fahrt auf dem Rhein das Leben rettete.

Ihr klarer und doch fantasiereicher Geist gewann großen Einfluß auf ihn,

sie verlobten sich, und nachdem sie am 22. Mai 1840 gerichtlich von ihrem Manne geschieden war, vermählte sie sich drei Jahre später mit Kinkel. Sie gab den ersten Anlaß zur Gründung des „Maikäferbundes“, der anfänglich nur den Zweck hatte, alle Kunstsinnigen der Stadt zu einem heitern Zirkel und zur Herausgabe eines Witzblattes unter dem Titel „Der Maikäfer“ zu vereinigen, später aber höhere Zwecke verfolgte und in der Geschichte der heutigen rheinländischen Poesie nicht ohne Bedeutung ist.

Kinkel widmete diesem Blatte seine volle Thätigkeit und ließ in ihm auch seine liebliche Dichtung „Otto der Schütz“ zuerst erscheinen.

Gottfried Kinkel war seit 1840 Hülfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln geworden, wohin er alle Sonntage von Bonn aus fuhr, und wo seine rhetorisch glänzenden Predigten ungeteilten Beifall ernteten.

Nachdem er sich jedoch immer mehr von der Orthodoxie entfremdet, wurde ihm die Geistlichkeit feindlich gesinnt, und als er vollends sich mit einer geschiedenen Katholikin verheiratete, wurde ihm die Hülfspredigerstelle entzogen.

Dies veranlaßte ihn, der Theologie zu entsagen und in die philosophische Fakultät zu treten und sich ganz dichterischem Schaffen hinzugeben, zu dem ihn Johanna zu ermuntern und zu begeistern verstand, während sie sich selbst schriftstellerisch versuchte und auch komponierte.

Die Völkererhebung von 1848 regte Gottfried Kinkel und seine Frau auf's heftigste auf. Er entwickelte fortan eine unermüdliche politische Thätigkeit und wurde in die Berliner Nationalversammlung gewählt, als deren Mitglied, seit Februar 1849, er sich durch kühne und glänzende Beredsamkeit auszeichnete. Seine republikanische Gesinnung trat immer klarer zu Tage. Er nahm Teil an dem Sturm der Bonner Demokraten auf das Zeughaus zu Salzburg am 10. Mai 1849 und schloß sich nach dem unglücklichen Ausgang dieses Unternehmens dem badischen Aufstand an. Er wurde verwundet, gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt, die der König in lebenslängliche Zuchthausstrafe umwandelte, die er begann in Naugard abzubüßen. Wegen seiner Teilnahme am Zuge nach Siegberg wurde er vor das Gericht in Köln geladen und dorthin transportiert. Durch seine glänzende Verteidigungsrede von diesem Verbrechen freigesprochen, machte er einen Fluchtversuch und wurde infolgedessen auf die Festung Spandau gebracht.

Johanna, von seiner Gefangennahme an nur bedacht, ihn zu befreien, verband sich zu diesem Zwecke mit Karl Schurz, einem Bonner Studenten und begeisterten Anhänger Kinkel's. Diesem gelang es auf fast wunderbare Weise, ihn im November 1850 zu befreien. Er floh nach London, wo seine Frau mit den Kindern sich bald mit ihm wieder vereinte, hier ließ er sich — nach einem kürzeren Aufenthalt in Amerika, um eine politische Mission zu erfüllen, — als Lehrer der deutschen Litteratur an der Universität London nieder, während Johanna Gesang- und Klavier-Unterricht gab, lyrische Dichtungen und Romane schrieb und mit voller Kraft arbeitete, um das neue Heimwesen behaglich und

sorgenfreier zu gestalten. Das Klima äußerte jedoch auf ihre Gesundheit und Stimmung eine nachteilige Wirkung, und so stürzte sie sich, acht Jahre nach ihrer Übersiedlung, in einem Anfalle quälender Herzbeklemmung aus dem Fenster ihrer Wohnung am 15. November 1858 und fand augenblicklich den Tod.

Johanna war eine hochbegabte Natur, gemischt aus schwärmerischer Empfindung und nüchternen, der Notwendigkeit entspringenden Handlungen. Gemeinschaftlich mit ihrem Manne gab sie Erzählungen heraus 1849 und 1851. Sie schrieb einen Roman „Hans Ibeles“, der nach ihrem Tode in London 1860 erschien und der viel lebhafte Erinnerungen und scharfe Charakteristik enthält. Von ihren Kompositionen ist die Vogelkantate, ein launiges Gesangstück, die beliebteste. Ihre Gedichte zeugen von entschiedener poetischer Begabung.



Amély Bölte

geb. 1811.

Zu Rhena in Mecklenburg-Schwerin lebte der Bürgermeister Bölte, dem seine Frau 13 Kinder geschenkt, 2 Töchter und 11 Söhne, von denen Amalie (Charlotte Elise Marianne), geb. den 6. Oktober 1811, die einzige ihrer Geschwister war, welche sich eines kräftigen Körpers erfreute. Dagegen verkündeten ihre klugen, durchdringenden Augen den regen, lebhaften Geist seit ihrer frühen Kindheit. Den ersten Unterricht erhielt sie von einer Erzieherin, die ihr auch Französisch und Klavierspielen frühzeitig beibrachte. Von ihrer Mutter wurde sie in häuslichen und Handarbeiten unterwiesen, für die sie stets Vorliebe behalten hat. Der Vater, welcher sehr musikalisch war, und den sie oft zur Violine begleiten mußte, hatte das Vorurteil seiner Zeit gegen gelehrte Frauen, welches noch dadurch verstärkt wurde, daß die Schwester seiner Frau, Fanny Tarnow, eine vielgefeierte Schriftstellerin, seinen Ansichten ganz entgegen war, so daß er sie als Urbild alles dessen warnend hinstellte, was Amély nicht werden sollte. Doch was ein Dorn werden soll, spitzt sich bei Zeiten. Eines Tages entdeckte der gestrenge Herr Bürgermeister unter den Arbeiten seiner kleinen Tochter einen Aufsatz über das Sprüchwort: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht", welchen sie als kleine Erzählung ausgearbeitet hatte. Voll Abscheu über eine solche Anlage zum gelehrten Frauenzimmer warf er das Heft in's Feuer und erließ ein strenges Gebot, daß von Stunde an nie wieder eine Ausarbeitung geschrieben, noch ein Gedicht gelernt werden sollte. Ebenso wurde das Lesen von Romanen in seinem Hause untersagt.

Als Amély 11 Jahre alt war, sah sie zum ersten Male die ihr als abschreckendes Beispiel geschilderte Fanny Tarnow. Diese erschien ihr jedoch durchaus nicht so unangenehm; es war vielmehr die erste Frau, deren Unterhaltung sie mit Teilnahme lauschte und die ihr um so lieber wurde, als sie einen Wendepunkt in ihrem bisher so einförmigen Dasein herbeiführte. Sie nahm das junge Mädchen, das bisher nicht über ihr Städtchen hinausgekommen war, nach dem See-

bade Dobberan mit, wo ein glänzendes, genußreiches Leben im Hause der Tante geführt wurde, und die Aufmerksamkeiten und Huldigungen, welche man der berühmten Schriftstellerin dort reichlich zollte, waren keineswegs dazu geeignet, das junge Mädchen, in dem ihr von dem Vater eingepflanzten Abscheu vor gelehrten Frauen zu bestärken.

Fanny Tarnow jedoch war garnicht von ihrer Nichte erbaut, die still und in sich gekehrt ihre Empfindungen so wenig auszudrücken vermochte, daß selbst der Anblick des Meeres ihr kein Entzücken entlockte.

Als Amély wieder nach Hause kehrte, war sie sich selbst viel überlassen, da die Mutter ihre volle Arbeit mit der zahlreichen Kinderschaar hatte und der Vater anfing, dauernd zu kränkeln. So gab sich das junge Mädchen mit Sehnsucht den Erinnerungen an Dobberan hin, und war glücklich, als die Tante sie im nächsten Jahre wieder dorthin einlud. Während nun der Aufenthalt an der See ihre angegriffene Gesundheit kräftigte, schadete der blendende Strand ihren Augen, so daß sie bei ihrer Heimkehr sich nur mit der Unterstützung ihrer Mutter im Haushalt beschäftigen konnte.

Als sie 15 Jahre war, verlobte sie sich zur Freude ihres Vaters, der den einzigen Beruf und das Heil der Frauen in der Ehe erblickte; doch schon nach 2 Jahren, die sie bei ihrer Tante in Güstrow verlebt hatte, löste sie das Verlöbnis, bald nachdem ihr Vater gestorben war. Ihre Anschauungen waren durch den Umgang mit ihren reichen, angesehenen und gebildeten Verwandten den engen und kleinlichen Verhältnissen entwachsen, in welchen sie durch ihre Ehe geblieben wäre. Trotz des Zürnens ihrer Mutter beschloß sie mit 17 Jahren sich selbständig zu machen.

Sie nahm eine Stellung als Erzieherin bei dem Kammerherrn von Könnemann auf Pritzier an, wo sie zwar mehrere Jahre verblieb, aber tausend Demütigungen erleiden mußte, da die Lücken ihrer Ausbildung fühlbar wurden. Sie benutzte die Nächte, um zu studieren und das zu erlernen, was sie am andern Tage ihren Schülerinnen vortragen sollte. Endlich nach jahrelanger Arbeit hatte sie ein Sümmchen zusammengespart, welches ihr gestattete, einen langgehegten Wunsch auszuführen. Sie ging nämlich 1839 nach England, um sich dort in der Landessprache auszubilden.

Durch Empfehlungen des Kriminaldirektors Hitzig wurde sie in das Heim eines angesehenen brittischen Gelehrten, Kapitain Smyth, in dessen Familie, gegen Austausch der Sprachen, aufgenommen. Nun begann sie eine Reihe englischer Romane zu übersetzen, um sich Mittel zu verschaffen. Dies gelang ihr nur mit Mühe, da die Übersetzungen sehr schlecht bezahlt wurden; so erhielt sie z. B. für den ersten längeren Roman 20 Thaler. Gleichzeitig versuchte sie sich in selbständigen Arbeiten auf dem Gebiete der Novellen und Romane, bei deren Unterbringung in verschiedenen Zeitschriften ihr Beschützer Hitzig ihr nach Kräften zur Seite stand. Sie veröffentlichte zuerst: „Erzählungen aus der Mappe einer Deutschen in London." Nach dem Tode Hitzig's wandte sie sich an Varnhagen

von Ense, dem sie eine Novelle: „Der Jesuit und sein Beichtkind“ einschickte. Varnhagen ließ diese an Cotta gelangen, und dieser schickte sie der Redaktion des Morgenblattes in Stuttgart. Amély Bölte hatte es ratsam gefunden bei den herrschenden Vorurteilen nicht als Verfasserin, sondern als Verfasser aufzutreten und die Redaktion schrieb zurück: „Dem Verfasser fehle es nicht an Talent, besonders Bilder im kleinen Rahmen zu fassen und es wäre angenehm, wenn er als Mitarbeiter des Morgenblattes eintreten wolle. Obgleich sich nun Amély als Verfasserin entpuppte, blieb sie 15 Jahre lang für diese Zeitschrift tätig.

In London war Amély bei Thomas Carlyle eingeführt worden, dessen berühmter Name und Empfehlung ihr die Thüren der besten Häuser eröffnete. Der Verkehr mit diesem ausgezeichneten Manne und seiner Gattin wurde ihr überaus förderlich und die Anerkennung, die sie in diesem Kreise fand, stärkte ihr Selbstvertrauen.

Ihrer Wirksamkeit als Berichterstatterin für deutsche Blätter wurde 1851 ein Ziel gesetzt, da durch die Weltausstellung die Redaktionen ihre eigenen Korrespondenten nach London geschickt hatten. So ging sie 1852 nach Deutschland zurück, wo sie sich litterarisch durch das Erscheinen ihres neuen Werkes einführte: „Visitenbuch eines deutschen Arztes in London.“ Sie ließ sich in Dresden nieder, wo sie mit Auerbach und Gutzkow in gesellschaftliche Verbindung trat. Fast jedes Jahr gab sie ein neues Buch heraus mit biographischem historischem und belletristischem Inhalte. So erschien von ihr 1853 die Erzählung: Eine deutsche Palette in London“, 1854 die Novellen: „Männer und Frauen“, 1855 und 56 die Romane: „Das Forsthaus“ und „Eine gute Versorgung“; 1857 „Liebe und Ehe“; 1859 der Roman „Frau von Staël“; 1860 „Marie Antoinette“; 1861 „Julian von Krüdener und Kaiser Alexander“; 1862 „Vittorio Alfieri und seine vierte Liebe“; Harriet Wilson“, und „Winkelmann“; 1863 „Moderne Charakterköpfe“ und „Franziska von Hohenheim“; 1864 der Roman: „Die Mantelkinder“ und „Frauenbrevier“; 1867 „Die Welfenbraut“ und „Weiber und Weiber“; 1868 die Romane: „Prinzessin Wilhelmine von Preußen“; 1869 „Streben ist Leben“ und „Ein Thron und kein Geld“ und die Novelle: „Sonnenblume“. Nach einer Pause von 3 Jahren erschienen 1872 die Romane: „Die Töchter des Obersten“ und „Elisabeth, oder eine deutsche Jane Eyre“; 1874 der Roman: „Wohin führt es“; 1876 „Neues Frauenbrevier“.

Mit dem zunehmenden Alter wurde Amély schwerhörig. Es bemächtigte sich ihrer ein herbes bitteres Wesen, welches sie unduldsam nicht allein gegen vermeintliche Feinde, sondern auch gegen diejenigen machte, die ihr liebenswürdig und freundlich entgegen gekommen waren. So schadete es ihr nicht wenig in den Augen aller Gebildeten, daß sie die einzige war, welche Berthold Auerbach nach seinem Tode ein liebloses scharfes Nachwort gewidmet hatte. Seit 1879 lebt Amély Bölte in Wiesbaden, wo ihre letzte größere Erzählung: „Die Gefallene“ 1882 erschien, ein Buch, von dem wir wünschten, sie hätte es nicht geschrieben.



Die Frauenbewegung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Unter den sozialen Fragen, welche ihrer Beantwortung in unserem Jahrhundert harren, ist die Frauenfrage diejenige, welche bisher fast nur auf Selbsthülfe der Beteiligten, besonders in Deutschland angewiesen war. Hier ist es kein besonderer Stand, kein einzelner Berufszweig, sondern die ganze Hälfte der Menschheit, welche Abhülfe der drückendsten Übelstände und Beseitigung tausendjähriger Vorurteile heischt.

In dem großen Entwickelungskampfe, der den Um- und Fortbildungsprozeß der menschlichen Gesellschaft bald schärfer, bald schwächer zur Geltung bringt, ist die Tendenz vorherrschend, immer weiteren Kreisen die Segnungen der Kultur zugänglich zu machen.

Auch die Frauenbewegung will nichts anderes, wie die Lebenslage der „schwächeren" Hälfte des Menschengeschlechts mindestens so günstig zu gestalten, wie die des stärkeren. Die Frau als Mutter, als Gefährtin des Mannes, hat die Teilnahme der Männer für ihre Bestrebungen zu erwarten.

Die alleinstehenden Frauen, die am übelsten daran sind, verweisen mit ihrem gerechten Verlangen auf allseitige Ausbildung ihrer Fähigkeiten, freie Berufswahl und Gleichstellung in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht auf die Notwendigkeit ihrer Selbsterhaltung. Geschichtliche Rückblicke zeigen, daß, je tiefer die allgemeine Kulturstufe ist, desto abhängiger und ungerechter die Stellung der Frauen. Die allgemeine Gesittung und Bildung beginnt erst da, wo in der allmählichen, freiheitlichen Entwickelung des Familienrechts die Frau als Gattin und Mutter eine selbständigere Stellung neben dem Manne einnimmt.

Auch in unserer Zeit sind die weiblichen Mitglieder der Familie immer noch ungünstiger gestellt, als die männlichen. Sie erhalten in der Regel eine ungenügende Ausbildung, sind von ihren Angehörigen bei der Berufswahl abhängig, werden für ihre Arbeiten schlechter bezahlt, erwerben deshalb den Unterhalt schwerer und werden in überwiegender Mehrzahl verhindert, ihren natürlichen Beruf in der Ehe auszufüllen, weil es nicht Sitte ist, daß sie selbst werben, sondern warten müssen, bis sie gewählt werden, und diese Wahl meist von ihrem Besitztum abhängt.

Die Berechtigung der Frauenfrage ist somit festgestellt, und die Vorkämpferinnen, welche für die Frauenbewegung in der letzten Hälfte des Jahrhunderts eingetreten sind, verdienen mit ihren Bestrebungen die vollste Beachtung.

Um von vornherein meine Stellung in dieser Bewegung klarzulegen, betone ich, daß deren Ziel durchaus nicht bestimmt ist, die Verschiedenheit der Geschlechter aufzuheben, sondern, wo die Ordnung der Natur durch die gesellschaftlichen Verhältnisse umgestoßen wird, die Möglichkeit zu schaffen, daß die Frau, ohne durch ihr Geschlecht behindert zu sein, sich jede Stellung im Staate und in der Gesellschaft durch Fleiß, Fähigkeit und treue Pflichterfüllung erringen könne. Da es nun erwiesen ist, daß in der That unzählige Mädchen in die Lage kommen, den natürlichen Beruf des Weibes nicht zu erfüllen, teils durch notwendige, teils durch freiwillige Enthaltung der Männer von der Ehe, und daß selbst ein großer Teil der verheirateten Frauen durch die Not gezwungen wird, sich an der Erwerbsarbeit des Mannes zu beteiligen, ja oft dieselbe ganz allein auf ihre Schultern zu nehmen, so hat man kein Recht, das weibliche Geschlecht nur auf seinen natürlichen Beruf hinzuweisen, und es um deshalb von der gesellschaftlichen Gleichberechtigung auszuschließen.

Wir, die wir für die Verbesserung des Frauenloses kämpfen, wollen unter keinen Umständen die Frau ihrem häuslichen Beruf entfremden; aber wir verlangen, daß dem vorhandenen Notstand Rechnung getragen werde und daß die Frau desselben Schutzes wie der Mann sich durch das Gesetz erfreue, ihre geistigen und körperlichen Kräfte frei in Schulen und höheren Unterrichts-Anstalten ausbilden zu dürfen, dann aber auch nicht zurückstehen zu müssen, weil sie Frau ist, wenn sie für ein Amt die gehörige Befähigung nachgewiesen hat.

Die sich immer mehr verändernden wirtschaftlichen Verhältnisse übten ihren Einfluß am meisten auf die Frauen. Millionen von ihnen in allen Ländern, die bis dahin Schutz und Ernährung im Hause, in der Familie gefunden, sahen sich plötzlich in den Kampf um's Dasein hinausgestoßen. Die Epoche der Dampfmaschinen-Industrie und die außerordentliche Vermehrung der Verkehrsmittel verdrängten immer mehr die Hausindustrie, in welcher die Frauen bis dahin ihre einzige Erwerbsthätigkeit gefunden hatten. Durch die Fabriken und den Großbetrieb wurde eine Fülle von Bedürfnissen gedeckt, welche früher nur durch Arbeit von Frauenhänden im Hause, durch die Glieder der eigenen Familie beschafft werden mußte. Einzelne Handwerke, die früher fast nur von Frauen betrieben

wurden, wie in Frankreich die Seidenspinnereien und Webereien, in Köln das Garnziehen und Goldspinnen, wurden diesen ganz durch die Maschine entrissen. Das Spinnen und Weben der Kleider hörte in den Familien gänzlich auf, höchst vereinzelt erschienen sie noch eine Zeit lang auf dem Lande. Selbst die Handarbeit des Nähens und Strickens erhielt Erleichterung durch die Näh- und Strickmaschinen.

Durch diese sich vollziehende wirtschaftliche Umwälzung wurde eine unübersehbare Masse Arbeitskraft frei, die zum Teil verloren ging. Tausende von Existenzen wurden in ihrem Lebensnerv bedroht. Die unverheiratete Frau, die bis dahin eine willkommene Stütze des Hauses war, wurde auf den Markt des Lebens gedrängt.

Die Brod- und Erwerbsfrage der Frauen wurde zuerst in England der Ausgangspunkt der Frauenbewegung.

Die Volkszählung des Jahres 1856 hatte die erschreckende Thatsache zu Tage gefördert, daß zwei Millionen Frauen in England auf Erwerb angewiesen waren und daß die Mehrzahl derselben, die den höheren Ständen angehörten, nur die Wahl hatten, ihr Brod durch Handarbeit oder als Lehrerin zu verdienen und dabei wie die sogenannten Lohnarbeiterinnen, die zum kümmerlichsten Leben unzulängliche Zahlung erhielten.

In Folge dieser Veröffentlichung und von Kongressen, welche die weibliche Arbeitsfrage ernst diskutirten, trat 1859 in London der erste Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, unter Leitung des Fräulein Boucheritts ins Leben, nach dessen Muster bald Zweigvereine in allen drei Reichen Großbritanniens und Irlands entstanden. Sie erstrebten Eröffnung neuer Gewerbsquellen und Zweige für Frauen, wie Erziehung großer Ertragsfähigkeit ihrer Arbeiten. Sie errichteten Handels- und Gewerbeschulen für Mädchen, Arbeitsnachweis u. s. w. Sie sorgten für Einrichtungen zur Erlernung von Handwerken wie Lithographie, Xylographie und Holzstecherei; gewerbliches und Planzeichnen, Glas- und Porzellanmalerei, Buchhaltung, Stenographie. Außerdem bildeten sie Apothekerinnen, Krankenwärterinnen, Vorbereitung zum Telegraphen- und Postdienst ꝛc. Obgleich diese Bestrebungen Vorurteile und die Scheelsucht der Männer zu überwinden hatten, welche die werdende Konkurrenz fürchteten, gewannen die Frauen, allmählich fortschreitend, immer weiteren Boden. Zuerst errangen sie staatliche Anstellung im Post und Telegraphendienst.

Zu gleicher Zeit mit den Bestrebungen für eine bessere Erziehung und Erhöhung der Erwerbsfähigkeit der Frauen begann in England die Bewegung denjenigen Frauen politisches Stimmrecht zu verschaffen, welche selbständige Haushaltungen und Geschäfte besitzen und Steuern bezahlen müssen. An die Spitze dieser Bewegung stellten sich Lydia Becker aus Manchester, Caroline Oshurst Biggs u. a. m.

Soziale Fortschritte sind in England nie die Resultate plötzlicher Entschlüsse gewesen, sondern wurden auf Grund bestehender Gesetze durch langsame,

regelrechte Veränderungen herbeigeführt. Ebenso sind englische Reformen nie von der Regierung ausgegangen, sondern stets von unten, vom Volke. Jede neue Reform wird zuerst vom Volke und dann erst im Parlamente diskutiert, in Folge dessen sind Reformen auch nur durch den Einfluß zu erlangen, welche die Nation durch die ihr angehörenden Wähler auf das Parlament ausübt. Der Besitz des Rechtes, bei der Wahl der Parlamentsmitglieder seine Stimme abzugeben, ist daher für die Erlangung jeder Reform von der äußersten Wichtigkeit. Indem durch aufeinanderfolgende Reform-Bills das Stimmrecht auf einen immer weiteren Kreis männlicher Wähler ausgedehnt worden ist, hat sich jede Klasse von Männern in den Stand gesetzt gesehen, durch dieses konstitutionelle Mittel ihre Klagen vor das Parlament zu bringen und somit gegründete Aussicht auf Abstellung der empfundenen Übelstände erhalten.

In England hat man kein allgemeines Stimmrecht. Das Wahlrecht gehört nicht der Person, sondern ist abhängig von dem Eigentume, das sie besitzt; seit jedoch die Household-Suffrage-Akte angenommen worden ist, kann man in den Städten jeden Mann als Wähler bezeichnen, der hinreichende Mittel besitzt, um Armengeld zu bezahlen. Der erste Schritt zur Erlangung irgend einer Reform besteht also bei den Engländern stets darin, daß die unterdrückte Klasse sich bemüht, das Wahlrecht für das Parlament zu bekommen. Ganz in derselben Lage befinden sich gegenwärtig die Frauen.

Die Frauenstimmrechts-Partei verlangt das Wahlrecht nicht für alle Frauen, da es ja auch nicht alle Männer besitzen. Sie verlangt nur, daß Frauen, welche solche selbständige Haushaltungen besitzen und Steuern zahlen, wodurch Männer in gleichem Falle zum Wählen berechtigt würden, nicht lediglich ihres Geschlechtes halber davon ausgeschlossen werden. Diese Frauen sind in allen Fällen unabhängig und entweder unverheiratet oder Wittwen. In England befindet sich eine sehr große Anzahl von Frauen in dieser Lage.

Großbritannien besitzt beinahe eine Million mehr Frauen als Männer, und es giebt eine große Anzahl unverheirateter Frauen, die ihre Existenz durch selbständige Thätigkeit erwerben oder unabhängiges Vermögen besitzen. Man darf annehmen, daß im Durchschnitt $^7/_8$ der Haushalter des ganzen Landes Männer, $^1/_8$ Frauen sind. Erhielten die Frauen das Stimmrecht, so würde sich also die bisherige Zahl der Wähler um ein Achtel vermehren, und zwar käme dieser Zuwachs ausschließlich aus den gebildeten und besitzenden Klassen. Die Frauen verlangen das Wahlrecht nicht aus dem Grunde, weil sie Frauen sind, sondern weil sie Eigentum besitzen und Steuern zahlen, und der Umstand, daß sie Frauen sind, keinen gesetzlichen Grund bieten sollte, sie ihres Wahlrechtes zu berauben.

Es ist in England durchaus nichts neues, daß Frauen politische Rechte besitzen. Das Salische Gesetz ist hierselbst niemals in Kraft gewesen, wie die drei der bedeutendsten Monarchinnen, Königin Elisabeth, Königin Anna und Königin Victoria zeigen. Vor der normännischen Eroberung schickten Frauen, die Grundbesitz hatten, ihre Delegierten nach dem Witenagomott oder

National-Konzil, ja sie nahmen selbst dort ihre Sitze ein. Äbtissinnen führten den Vorsitz bei geistlichen Synoden, und im 13. Jahrhundert wurden vier Äbtissinen in's Parlament berufen. Zur Zeit Heinrich's VIII. (im 16. Jahrhundert) war durch besonderen Auftrag des Königs Lady Anna Berkeley Präsidentin eines Gerichtshofes. In den folgenden Jahrhunderten schickte manche Frau, sofern sie lady of the manor (Schloßherrin) war, in ihrem eigenen Rechte (in her own right) Mitglieder in's Parlament. Von der letzten Parlamentswahl, bei welcher Frauen mitgestimmt haben, berichtet die Geschichte aus dem Jahr 1640, kurz vor Ausbruch der Bürgerkriege. Wahrscheinlich geriet in der im Lande herrschenden allgemeinen Unruhe der Gebrauch in Vergessenheit; des Rechtes zu wählen gingen die Frauen aber nicht verlustig. Im Jahre 1739 gab der Oberrichter Sir William Lee im Gerichtshof von King's Bench seine Meinung dahin ab, daß Frauen, die Grundbesitz hätten, wenn unverheiratet, wählen sollten; wären sie jedoch verheiratet, so wähle der Ehemann für sie.

In der Reform-Bill von 1832 werden in England zum ersten Male die neuberechtigten Wähler ausdrücklich als männliche Personen bezeichnet. Im Laufe desselben Jahres ging dem Parlamente die erste Petition um weibliches Stimmrecht durch eine Dame von Rang, eine Grundbesitzerin, zu, welche geltend machte, sie habe einen großen Landbesitz, zahle beträchtliche Steuern und sei mithin durch die englische Verfassung berechtigt, die Mitglieder für die Legislaturen zu wählen. Dreizehn Jahre später machte Cobden in einer öffentlichen Rede auf die Anomalie aufmerksam, daß Frauen das mit ihrem Eigentum verbundene Stimmrecht nicht ausüben dürften.

Im Jahre 1858 wurde in Newcastle ein Verein zur Erlangung des allgemeinen Stimmrechts gegründet und man forderte auch Damen zum Beitritt auf. Natürlich fragten dieselben, ob allgemeines Stimmrecht nicht auch das Stimmrecht der Frauen einschließe. Der Verein gab die Gerechtigkeit des Prinzips zu, wagte aber nicht, Hand ans Werk zu legen. Im Jahre 1866 brachte endlich John Stuart Mill eine von 1500 Frauen unterzeichnete Petition um Gewährung des Stimmrechts beim Parlamente ein. Bei dieser Gelegenheit sprach Mr. Disraeli, der spätere Lord Beaconsfield: „Ich sage, daß in einem Lande, das von einer Frau regiert wird, — in einem Lande, wo man Frauen gestattet, teilzunehmen an dem Grundbesitze des Reiches, — Peeresses in their on right, z. B. wo man Frauen nicht nur erlaubt, Grundbesitz zu haben, sondern auch Lady of the Manor zu sein und ihre eigene Gerichtsbarkeit zu haben — wo eine Frau gesetzlich Kirchenvorsteher und Mitglied des Armenamtes sein darf — ich nicht einsehe, wenn man von Rechten spricht, weshalb die Frau, die so viel mit Staat und Kirche zu thun hat, nicht auch das Recht zu wählen haben sollte."

Im Jahre 1867 wurde das erste Comité für Frauenstimmrecht in London und Manchester organisiert, kurz darauf entstanden Comités zu gleichem Zwecke in Bristol, Edinburgh, Birmingham, Belfast, Dublin und vielen anderen Städten. Diese Comités haben öffentliche Versammlungen veranstaltet, im ganzen Lande

die Angelegenheit behandelnde Schriften verbreitet und Stimmen für Petitionen beim Parlamente gesammelt. Die von Jahr zu Jahr wachsende Zahl der Unterschriften mag einen Begriff davon geben, in welchem Maße die Idee sich verbreitet und Wurzel faßt:

Im Jahre	1868	petitionirten	49,780	Personen,	
„ „	1869	„	56,475	„	
„ „	1870	„	134,561	„	
„ „	1871	„	186,976	„	
„ „	1872	„	355,806	„	
„ „	1873	„	329,206	„	
„ „	1874	„	430,343	„	u. s. w.

Diese Zahlen sind größer als die der Unterschriften, welche jemals eine Petition für irgend eine andere Maßregel erlangt hat. Im Jahre 1867 bei Gelegenheit der Debatte über die durch Lord Derby's Regierung eingebrachte Reform Bill ward durch Stuart Mill der Antrag gestellt das Wort Mann zu streichen und durch Person zu ersetzen, was Frauen eingeschlossen haben würde. Der Antrag ward verworfen, im Jahre 1873 stimmte aber schon eine recht ansehnliche Minorität im Parlamente dafür, eine weit größere, als bei Beginn der Bewegung sich nach so wenigen Jahren dafür erwarten ließ.

Bei einer Wahl, welche damals in Manchester stattfand, war der Name einer Frau Lily Marwell durch Zufall in die Wählerliste aufgenommen worden, und sie wählte mit, ohne daß von irgend einer Partei Einspruch dagegen erhoben worden wäre. Der Vorfall erregte nicht blos in England, sondern auch im Auslande große Aufmerksamkeit, denn er bewies, daß eine Frau ohne jede Schwierigkeit ihre Stimme an der Wahlurne abgeben kann. Im Jahre 1868 begann sich in England die Überzeugung Bahn zu brechen, daß die angeblich durch die Verfassung verfügte Ausschließung der Frauen vom Wahlrechte in Wahrheit gar nicht existiere. In manchen Distrikten schlossen die Revisoren der Wahllisten sich dieser Auffassung an und nahmen die Namen von Frauen mit darin auf. Allein in Manchester wurden 510 weibliche Haushälter als wahlberechtigt bezeichnet, der Anspruch ward jedoch zurückgewiesen und der Court of Common Pleas trat dieser Entscheidung bei. Es war dies die erste Gelegenheit, bei welcher Frauen durch einen Gerichtshof als unfähig zum Wählen erklärt wurden.

Bei Gelegenheit der Ausdehnung des Munizipal-Wahlrechtes (der Wahlen für den Gemeinderat und andere städtische Behörden) im Jahre 1869 erlangten die weiblichen Steuerzahler eine ganz gleiche Berechtigung mit den männlichen. Diese Wahlen finden alljährlich statt und die von den städtischen Beamten darüber erstatteten Berichte ergaben, daß Frauen nach Verhältnis ihrer Zahl zu der der Männer sich schon im ersten Jahre in ganz demselben Maße daran beteiligt hatten, wie diese. Gegenwärtig wird schon seit 20 Jahren das Munizipalwahlrecht von Frauen geübt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die weiblichen Schulräte einen segensvollen Einfluß auf die Reform der Schulen in England üben. Ein noch

weit wichtigeres Zugeständnis politischer Rechte erhielten die Frauen im Jahre 1870 durch die Elemantary-Education Akt (Gesetz über den Elementar-Unterricht). Durch dieses Gesetz wählen weibliche Haushalter für den School Board (Schulaufsichtsbehörde) und sind dafür wählbar. Diese Wahlen finden alle drei Jahre statt. Alle Wahlen in England werden jetzt durch Ballotieren bewirkt, was die Teilnahme daran für Frauen sehr erleichtert, da es viel ruhiger dabei zugeht, als bei den früheren offenen Abstimmungen. In der That ist denn auch bei den Wahlen, wo Frauen mitgestimmt, keinerlei Unordnung oder Störung vorgekommen, wodurch die Furcht, sie könnten bei solchen Gelegenheiten irgend welchen Beleidigungen oder Verletzungen ausgesetzt sein, sich als durchaus hinfällig und übertrieben erwiesen hat.

Im Jahre 1870 brachte Jacob Bright beim Parlamente die Bill ein, die Unfähigkeit der Frauen zur Ausübung des Wahlrechtes aufzuheben. Sie ward verworfen, wurde aber 1871 und 1873 wieder eingebracht und jedes Mal von einer größeren Anzahl von Freunden unterstützt. 1874 war Mr. Jacob Bright nicht wieder ins Parlament gewählt und die Bill ging in die Hände des konservativen Parlamentsmitgliedes Mr. Forsyth über, der sie auch 1875 und 1876 eingebracht hat. Bei der folgenden Abstimmung waren 152 Stimmen dafür, 239 dagegen. Seit 1882 besteht in England die „Primrose-Liga“, eine, vorwiegend aus konservativen Damen, bestehende Gesellschaft. Der Führer der Tory-Partei, d'Israeli Earl of Beaconsfield, starb am 19. April 1881, gerade als die Primeln in voller Blüte standen, und obschon nie Jemand von einer Vorliebe des Staatsmannes für die bescheidene Blume gehört hat, so war es natürlich, daß unter den Kränzen auf dem Sarge sich viele aus Primeln befanden; auch die Königin Victoria sandte einen solchen Kranz. Unter dem Zeichen der Primel (Primrose) trat nun eine Anzahl aristokratischer Damen zu einem Bunde zusammen, der im Laufe der Zeit zu einem keineswegs verachtenswerten politischen Werkzeug geworden ist. Anfangs belächelten selbst die Torys diese Liga, welche aus dem Andenken eines allgemein bewunderten Parteileiters politisches Kapital schlug; jetzt aber giebt es fast in jedem Wahlort in England eine „Habitation“ dieses neuen Ordens, und eine ausschließlich aus Damen bestehende Executive leitet die Wahl-Agitationen. Selbst in Indien, Kanada und den australischen Kolonien giebt es „Habitations“. Die männlichen Mitglieder heißen Ritter, Almoseniere, Quartiermeister, Genossen, je nach dem Grade, den sie in der Liga bekleiden. Als Abzeichen werden keine Farben oder Bänder getragen, wie das sonst in England Gebrauch ist, sondern ein die Primel darstellendes Juwel. Die Wahltaktik der Primrose-Damen besteht in Besuchen der Wähler von Haus zu Haus; Keiner wird übergangen. Ist der Mann den Vorstellungen unzugänglich oder abwesend, so sucht man auf die Frau einzuwirken und diese zu bestimmen, ihren Einfluß bei dem Gatten geltend zu machen.

Lord Salisbury, der Premierminister von England, sprach sich unlängst in einer von über 6000 Personen besuchten Versammlung sehr günstig über das

politische Wahlrecht der Frauen aus; er sagte ungefähr Folgendes; „Ich hoffe zuversichtlich, daß der Tag nicht mehr fern, wo Frauen an der Wahl von Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlungen teilnehmen und Einfluß auf die Politik des Landes ausüben. Ich kann keinen Grund finden, weshalb sie davon ausgeschlossen sein sollen. Es ist augenscheinlich, daß sie vermöge ihrer Erziehung, ihrer Fähigkeiten und ihres Charakters reichlich ebenso berufen sind wie Viele, welche das Wahlrecht besitzen, und ihr Einfluß würde in einem so materiellen Zeitalter, wie das unsere, besonders nach einer Seite von unschätzbarem Werte sein — nach der Seite der Sittlichkeit und Religion.“

Die Frauenbildung in England hat in den beiden letzten Jahrzehnten Riesenfortschritte gemacht, und die Bewegung, dem weiblichen Geschlecht eine würdige Stellung in der menschlichen Gesellschaft und im Staatsleben einzuräumen, hat epochemachende Errungenschaften aufzuweisen.

Vor 30 Jahren existierten in England noch keine Mädchenschulen. Was man dort schools nannte, waren Pensionate, in denen ungeprüfte und meist ungeschulte Lehrkräfte an den ihnen anvertrauten Schülerinnen herumexperimentirten. Die Schmidt'sche Encyclopädie für Unterricht und Erziehung teilt die fast unglaubliche Thatsache mit, daß nach einem statistischen Bericht von 1857 in England 708 Lehrer und Lehrerinnen an Privatschulen und 35 Lehrer an öffentlichen existierten, die statt ihres Namens mit einem Kreuz unterzeichneten, weil sie der Kunst des Schreibens nicht kundig waren. Im Jahr 1848 wurde „Queens-College“ als die erste Anstalt zur Ausbildung von Lehrerinnen und Erzieherinnen begründet, 1849 „Bedford-College“ als zweite Ausbildungsanstalt. Es erscheint daher ein großer als Sprung, daß die lady-educational-society, Verein für weibliche Erziehung, welche 1869 begründet war, um durch Selbsthülfe das Mädchenschulwesen zu verbessern, sofort high-schools und collegiate-schools errichtete, in deren Lehrplan folgende Lehrgegenstände aufgenommen wurden: Latein, Mathematik, Algebra, Chemie, Nationalökonomie u. s. w. Die hieraus entstehenden Mißstände, welche der Übergangsperiode angehörten, wurden allmählich beseitigt und in folgerechter Gliederung bestehen jetzt im Großbritannischen Reich, Mittel- und höhere Mädchen- und Hochschulen, an die sich Bildungsanstalten für das reifere Alter schließen, die man colleges nennt, was wir mit Frauenuniversitäten bezeichnen können. Ein besonderes Verdienst um das Mädchenschulwesen erwarb sich Emily Davies durch Herausgabe eines Buches: „The higher education of women.“ Sie forderte, daß eine Prüfung dem Frauenstudium Ziele setze, und Grade verliehe, wie den männlichen Studierenden. Sie fand die Billigung einflußreicher Männer, welche 1869 den ersten Versuch machten. Die erste Anregung zum medizinischen Studium in England ging von Emily Blackwell aus, die vor 40 Jahren nach Amerika ging, um dort zu studieren.

1872 wurde das girton-college eröffnet, dessen Schülerinnen ihr Universitätsexamen in Cambridge machen und heute bestehen nicht allein mehrere colleges, von denen das holloway-college den ausgeprägten Charakter einer Frauen-

universität hat, sondern die Universitäten von Oxfort, Cambridge und London lassen die Frauen zu allen Examina's.

Unter Englands ausgezeichneten Pionieren für das medizinische Studium gab Miß Jex=Blake die Anregung zur Gründung der ersten medizinischen Schule für weibliche Studentinnen und Mrs. Garret Anderson gründete und leitete das erste Hospital für Frauen und Kinder in London, und Englands Frauen waren es, welche den unglücklichen Hindufrauen in Indien Befreiung von namenlosem geistigen und körperlichen Elend brachten, indem sie als Ärztinnen dorthin gingen und Veranlassung wurden, daß jetzt Hochschulen in Hitchin (begonnen mit 6 Studentinnen) in Indien errichtet sind, um eingeborene Frauen für den ärztlichen Beruf vorzubereiten, und Hospitäler für Frauen und Kinder, von weiblichen Ärzten geleitet. Rührend ist es davon Kenntnis zu nehmen, welche Opfer an Zeit, Lebenskraft und Vermögen englische Frauen dem Wohle der menschlichen Gesellschaft gebracht haben. So auch in der freiwilligen Krankenpflege im Kriege, zu der Florence Nightingale*) 1859 die Initiative ergriff.

Apothekerinnen sind in England bereits in vielen Hospitälern angestellt, die Post= und Telegraphisten=Laufbahn ist den Frauen in England längst eröffnet und in bewundernswerter Weise ist das Vereinswesen organisiert. Die Frauenbestrebungen haben aber auch nirgend in Europäischen Ländern so sehr die Anerkennung der Behörden gefunden, wie in England. Schon 1874 wurde Miß Nassau Senior zur Hülfsaufseherin aller öffentlichen Armenhäuser mit einem Gehalt von 400 Pfd. Sterling mit der Verpflichtung gewählt, regelmäßige Berichte zu erstatten. Sie schrieb einen solchen über die Staatsarmenschulen für Mädchen; derselbe führte zu wesentlichen Verbesserungen. Octavia Hill's**) Reformen der Armenwohnhäuser, Mrs. Robinson's Matrosenheim und deren Namensschwester organisirte Auswanderung armer oder verwahrloster Mädchen sowie deren Schutz in Australien; Mrs. Josefine Buttlers Gründung des britisch=continentalen Bundes zur Abschaffung der vom Staate geduldeten Prostitution und andere Frauenthaten verdienen die Teilnahme und Anerkennung aller intelligenten und sittlichen Menschen.

Vielseitig und einflußreich ist die Thätigkeit der Frauen als öffentliche Armenpflegerinnen. Der Vorzug der englischen Armenpflege ist die Verschmelzung der von öffentlichen Behörden ausgeübten staatlichen und kommunalen Armenfürsorge mit der privaten Wohlthätigkeit.

Der Schwerpunkt der öffentlichen Organisation liegt in den Lokalbehörden, den sogenannten boards of guardians, während die private vorzugsweise durch die Charity Organisation Society repräsentirt wird. Auf Anregung der letzteren ist der Eintritt der Frauen in das board of guardians durchgesetzt worden. Im Jahre 1875 ward zum ersten Mal eine Frau zum guardian gewählt. Es geschah dies in einem Bezirk der Metropole Kensington. Im Jahre 1877 wurden

---

*) Siehe in diesem Werk die Biographie von Florence Nightingale.

**) Siehe deren spätere Biographie.

bereits drei wirkliche guardians gewählt und bald bildete sich ein Wahlverein für Frauen als Armenpflegerinnen, dem die Gründung ähnlicher Gesellschaften in Bristol, Birmingham und Brighton folgte. Durch diese Agitation stieg die Zahl der weiblichen guardians im Jahre 1874 bis auf 44; davon entfielen 14 auf London, 5 auf Birmingham und 4 auf Bristol. Seit den letzten 15 Jahren sind weibliche Schulinspektoren und Räte im ganzen Reiche thätig.

Die Mitwirkung der Frauen bei der Armenverwaltung erwies sich überall im hohen Grade nützlich. Vielfach wurden den Frauen einzelne Verwaltungszweige ganz allein überlassen: so besonders die Beaufsichtigung der inneren Wirtschaftsführung in den verschiedenen Armenanstalten, die Abschlüsse von Lieferungsanträgen zur Beschaffung der in den Anstalten gebrauchten Nahrungsmittel und Kleidung, die Anstellung weiblicher Dienstboten und Krankenpfleger u. s. w. An anderen Orten waren die Frauen in besonders erfolgreicher Weise bei der Inspektion der Krankenhäuser und Armenschulen thätig. Daneben waren es vor allem die weiblichen guardians, durch welche der Zusammenhang zwischen dem öffentlichen Unterstützungswesen und der Privatthätigkeit hergestellt wurde. Wenn den weiblichen guardians, welche meistens Mitglieder eines Comitees der Chariety Organisation Society sind, in ihrer amtlichen Thätigkeit als guardians Personen bekannt werden, welche des Eingreifens der Privatwohlthätigkeit würdig und bedürftig sind, so übernehmen sie die Vermittelung. Den weiblichen guardians gelingt es auf diese Weise häufig, die der öffentlichen Armenhülfe anheim Gefallenen wieder zur Selbständigkeit zu bringen; sie bemühen sich, denselben geeignete Beschäftigung oder Stellung zu verschaffen und üben dann eine Aufsicht aus, damit die Betreffenden nicht wieder der öffentlichen Fürsorge anheimfallen.

Dem Schulrat gehören 1888 in England 100 Frauen an, 58 sind Mitglieder der vormundschaftlichen Behörden, eine ist Inspektorin beim Armenwesen (Poor law inspector) und zwei Frauen gehören dem Asylrate an (Metropolitan Asylums Board). Eines der segensvollsten Frauenwerke in England ist die Armenhäuserreform der Octavia Hill, in deren später folgenden Biographie geschildert.

In Dänemark treten die ersten entscheidenden Regungen, die Frau selbständiger zu machen, um das Jahr 1850 zu Tage*).

Durch die Einführung der sogenannten „freien Verfassung“ am 5. Juni 1849 wurden die Vorbedingungen geschaffen, um auch die dänische Frauenfrage in ein neues bedeutsameres Stadium überzuführen. Zwar änderte die neue Verfassung nicht die politische und soziale Stellung der Frauen; die Verfassung schuf aber einen Reichstag, und hier wurde es möglich, ein freies Wort auch über die Stellung des weiblichen Geschlechtes zu reden.

Zuerst geschah dies ganz gelegentlich. Die Regierung brachte im Volks-

*) Folgende Schilderung der Zustände in Dänemark entnehme ich einer Auseinandersetzung von Herrn Fr. Bajer in der „Nation“ und den seit Jahren gegebenen Originalkorrespondenzen des Herrn H. Manicus für die Deutsche Hausfrauenzeitung.

thinge am 14. Oktober 1850 einen Gesetzentwurf über die religiöse Erziehung jener Kinder ein, die in gemischten Ehen geboren werden. Bei den Verhandlungen darüber erweckte besonders die Frage großes Interesse, ob der Vater allein oder die Mutter gleichfalls im gegebenen Falle darüber gehört werden sollte, in welcher Religion die Nachkommen zu erziehen seien. Der Gesetzentwurf wurde von der Regierung zurückgezogen, als ein neuer Vorschlag, „betreffend die Glaubensfreiheit", von dem Abgeordneten Spandet gestellt, der später genehmigt war. Als Ergebnis der damaligen interessanten Verhandlungen blieb somit das noch jetzt geltende Gesetz über die bürgerliche Ehe vom 13. April 1851 zurück, durch welches die Ehegatten in Hinsicht auf die Entscheidung über die Religion der Kinder gleichgestellt werden.

Diese Verhandlungen des Reichstags waren zwar nicht die einzige, aber doch eine mitwirkende Veranlassung für jene merkwürdigen litterarischen Erörterungen, die unter dem Namen der „Klara-Raphael-Fehde" bekannt sind und die von der Weihnachtszeit 1850 bis in den Sommer 1851 die Gemüter in die größte Bewegung versetzten. Obgleich diese schriftliche Generaldiskussion fast ebenso plötzlich verstummte, wie sie unerwartet angefangen hatte, und obgleich sie ohne Verbindung mit den späteren Debatten über die Frauenfrage scheint, so wird sie doch als der eigentliche Urquell der modernen dänischen Frauenfrage betrachtet. „Klara Raphael" war das Pseudonym eines ganz jungen Mädchens; ihr wirklicher Name war Mathilde Fibiger (geboren 1830, gest. 1872). In Briefform gab sie einen kleinen Roman heraus. Nur auf diesem Wege konnte die Frauenfrage in die überwiegend nur von ästhetischen Interessen beherrschte Hauptstadt Dänemarks eingeführt werden. Es gelang. Die Frauenfrage, wie sie die Neuzeit geschaffen hatte, wurde im ganzen skandinavischen Reiche erörtert. Die junge Verfasserin freilich wurde im geistigen Kampfe so tief verwundet, daß ihre Kraft seitdem gebrochen war. Sie fuhr trotzdem ihr ganzes Leben hindurch fort, für die Befreiung zu wirken, und nicht erfolglos, denn sie selbst starb als Vorsteherin eines Staatstelegraphen-Bureaus. Fredric Bajer hat dem Andenken von Mathilde Fibiger ein kleines Buch gewidmet. Das unverwelkliche Verdienst der Toten ist es, den Kampf für die Frauenfrage in Dänemark eröffnet zu haben. Zwar ist dieser Kampf nur ein kleines Glied im großen Weltenkampfe, aber es finden sich hier bereits die Keime mehrerer mit der Frauenfrage verknüpfter Probleme, die später zu lösen versucht wurden. Es sei noch erwähnt, daß einige der besten Schriftsteller der damaligen dänischen Litteratur sich als Teilnehmer am Kampfe auf der einen oder auf der andern Seite einstellten. Kurz, aber heftig tobte diese Debatte. Nachdem ward alles ruhig wie vorher.

Am 29. Dezember 1857 erschienen drei Gesetze, die alle die Rechte der Frauen erweiterten. Nur eines derselben galt den Frauen allein, und zwar den unverheirateten, wenngleich der Titel es als „Gesetz von der Mündigkeit der Frau" („om kvindens myndighed") bezeichnet. Die Frau ist nunmehr mit dem vollendeten 18. Lebensjahre „mündig"; in gewissen Beziehungen noch von einem

Kurator abhängig, und mit dem 25. Lebensjahre vollmündig wie der Mann, der dasselbe Alter erreicht hat. Das Gesetz gilt noch. Weiter ist man in Dänemark nicht gekommen. Aber eines ist erreicht; es sind doch wenigstens die — unverheirateten — Frauen und die Männer gleichgestellt.

Das zweite Gesetz vom 29. Dezember 1857 brachte einige Änderungen in der Erbgesetzgebung. Dasselbe bestimmt, daß auch in absteigender Linie Mann und Frau zu gleichen Teilen erben. Früher bekam die Schwester nur die Hälfte des Erbteils ihres Bruders. Dieses sog. „Bruderteil“ oder „Bruderloos“ wurde also abgeschafft.

Das dritte Gesetz vom gleichen Datum endlich ist sehr umfangreich. Es ist ein neues „Nahrungs- oder Gewerbegesetz“, mag der Titel auch nur vom Handwerk- und vom Fabrikbetrieb sprechen. Danach sind Wittwen, Verlassene, Ehegeschiedene und separirte Weiber, samt nicht verheirateten Frauen, die volle 25 Jahre alt sind, mit den Männern gleichberechtigt.

Auch das Gesetz vom 29. März 1867, demzufolge Lehrerinnen, die wenigstens 24 Jahre alt sind, bei den öffentlichen Schulen festangestellt werden können, folgt den bisher giltigen Prinzipien der Gesetzgebung in dem Punkte, daß Frauen, die sich verheiraten, dadurch an Rechten verlieren. Tritt eine Lehrerin in den Stand der Ehe, so büßt sie dadurch freilich nicht ihre Stelle, aber ihre Pensionsberechtigung ein. Dazu kommt, daß die Besoldung der Lehrerinnen im allgemeinen bei weitem nicht so hoch als diejenige der Lehrer ist, wenn auch die Arbeit der Frau ebenso groß und ebenso gut ist wie die des Mannes. In dieser Beziehung ist man noch weit von einer gerechten Gleichstellung entfernt.

Am 25. Juni 1875 erschien eine königliche Verordnung (von dem damaligen Minister Fischer mitunterzeichnet), durch die es den Frauen gestattet wurde, das akademische Bürgerrecht an der Kopenhagener Universität zu erwerben. Das ist nur ein Anfang, aber ein guter Anfang. In Pflichten wird die studierende weibliche Jugend mit der männlichen gleichgestellt, nicht aber in Rechten. Durch die Universitätsprüfungen erwirbt die Frau nicht die Berechtigung in öffentliche Ämter eingesetzt zu werden, und auch von den akademischen Benefizien und Unterstützungen bleibt sie noch ausgeschlossen.

In Dänemark gilt in der Ehe die völlige Gütergemeinschaft als Regel, das heißt: der Mann allein hat das Dispositionsrecht über das gemeinsame Vermögen der Ehegatten. Das Weib ist im allgemeinen unmündig und befindet sich unter Vormundschaft des Mannes. Durch einen Ehevertrag („ægtepagt“) können zwar Ausnahmen von dieser Regel gemacht werden, aber dieses Rechtsmittel wird wenig gebraucht, weil mit seiner Anwendung mancherlei Schwierigkeiten verbunden sind. Auch war es früher ziemlich kostspielig, ein solches „Paktum“ zu schließen. Erst durch das Finanzgesetz vom 1. April 1881 sind die Gebühren fortgefallen.

Zum ersten Male wurde im Reichstage diese Materie behandelt, als am 28. Februar 1876 der Abgeordnete Fr. Bajer, eine diesbezügliche Interpellation an den Justizminister Nellemann stellte. Der Minister antwortete,

er interessiere sich zwar sehr für die Frage, sowie für alle anderen, die zum Zweck hätten, unsere Rechtsentwickelung in gleiche Höhe mit derjenigen anderer civilisierter Völker zu bringen, er könne aber nicht sagen, wann er dem Reichstage einen Gesetzentwurf in der bezeichneten Frage vorlegen werde.

Als der Minister in den zwei folgenden Reichstagssessionen garnichts in der Sache gethan hatte, wurde am 9. November 1880 von demselben Abgeordneten, Bajer, ein sehr bescheidener Gesetzentwurf eingebracht. Er schlug nur vor, daß die verheiratete Frau darüber solle verfügen können, was sie durch ihre eigene, selbständige Arbeit erwirbt, — damit war zwar eine prinzipielle Ausnahme in Beziehung auf den geltenden hausherrlichen Absolutismus auf ökonomischem Gebiet statuiert, aber in der Praxis wäre diese Bestimmung doch nur von sehr beschränkter Tragweite gewesen. Nur in unglücklichen Ehen der ärmeren, arbeitenden Klassen hätte das Gesetz von eingreifender Bedeutung sein können.

Der Vorschlag scheiterte zweimal; er wurde am 14. Februar 1879 zum zweiten und dann am 8. October 1880 zum dritten Male — nur unbedeutend geändert — eingebracht. Auch im Reichstage 1879 bis 1880 wäre der Gesetzentwurf ohne Zweifel vom Oberhause („landsting") verworfen worden, wenn nicht eine Adressenbewegung der dänischen Frauen ihre moralische Wirkung auf das konservative Herrenhaus ausgeübt hätte. Endlich am 7. Mai 1880 erschien das „Gesetz von dem Verfügungsrecht der verheirateten Frau über das, was sie durch selbständige Arbeit erwirbt."

Am 6. November 1886 wurde zum ersten Male auch ein kommunales Wahlrecht für die Frauen in Vorschlag gebracht und zwar von dem Urheber des sog. „Kleinen Weibergesetzes" vom 7. Mai 1880. Nach dem Vorschlage sollten auch die Frauen Wahlrecht haben, das heißt: eine Frau sollte nicht mit dem Verlust ihres Wahlrechts bestraft werden, weil sie sich verheiratet. Um irgendwo zu einem praktischen Resultat zu gelangen, war die Rede nur von der Kommune Kopenhagen. Die Sache wurde zur genaueren Prüfung einem Ausschuß überwiesen. In diesem vereinigten sich schließlich alle Freunde des Vorschlags, — es war die große Mehrheit der Beratenden, — auf einen vermittelnden, den sog. isländischen Standpunkt. In Island sind nämlich alle selbständigen Frauen — nicht die verheirateten — seit dem 12. Mai 1882 des kommunalen Wahlrechts teilhaftig. Am 21. März 1887 wurde denn auch im Volksthinge dieses beschränkte kommunale Wahlrecht der Kopenhagener Frauen mit 51 Stimmen gegen 16 angenommen. Da die Reichstagssitzung jedoch schon am 1. April 1887 geschlossen wurde, so konnte die Verhandlung des Vorschlags schon aus diesem Grunde nicht endgültig erledigt werden. Auch hatten sowohl die Minister wie der Landsthing sich dem widersetzt, daß nur die Kopenhagener Frauen allein — oder vorläufig das kommunale Wahlrecht erhalten sollten.

Natürlich hat der Antragsteller seinen Antrag von neuem eingebracht. Am 7. Oktober wurde von ihm ein Gesetzentwurf über das kommunale Wahlrecht und über die Wählbarkeit der Frauen im Hause niedergelegt, und dieser Gesetzentwurf

gewährte gleiches Recht allen selbständigen Frauen im ganzen Reiche. Im Juni 1887 hatte auch der schwedische Reichstag eine gewisse kommunale Wählbarkeit für die Frau genehmigt; das aktive Wahlrecht hat die schwedische Frau, wie hier erwähnt sein mag, schon seit langem besessen.

Am 24. Februar 1871 wurde in Kopenhagen die erste Gesellschaft gestiftet, die ausschließlich den Zweck verfolgt, zu Gunsten einer besseren und freieren Stellung der Frauen zu wirken. Anfangs hat „Dansk Kvindesamfund" sich besonders bemüht, um den Frauen selbständige Erwerbsquellen zu eröffnen. Der Initiative dieser Gesellschaft verdanken sowohl eine Handels- wie auch Zeichenschule — eine kleine Kunstakademie — für die weibliche Jugend ihre Entstehung. Diese Schulen erhalten sich im wesentlichen selbst, und nur eine geringe Unterstützung wird von Seiten des Staates gewährt. Mehrmals hat die obengenannte Gesellschaft Petitionen an den Reichstag gerichtet, so daß die parlamentarischen Verhandlungen und die Besprechung der privaten Gesellschaft einander gegenseitig befruchten konnten. Auch verdankt die Adressenbewegung zu Gunsten des Gesetzes vom Jahre 1880 zum Teil dem „Dansk Kvindesamfund" ihren glücklichen Verlauf. Während des letzten Jahres hat sich jedoch in der Gesellschaft eine Opposition gebildet. Es würde zu weit führen, hier die Entwickelung derselben zu erzählen. Die Fragen, die eine Spaltung hervorgerufen haben, sind so umfassend und so interessant, daß in der Zeitschrift der Gesellschaft „Kvinden og Samfundet" wie auch in der ganzen dänischen Presse und in Versammlungen die lebhaftesten Erörterungen dadurch hervorgerufen worden sind. An dieser Stelle mag nun erwähnt werden, daß als eine Folge dieser Debatte die Vortragsreise zu betrachten ist, welche der große norwegische Dichter Björnstjerne Björnson durch die dänischen Provinzen unternahm, nachdem er am 17. November auf Einladung des „Dansk Kvindesamfunds" seinen Vortrag über „Einehe und Vielehe" im größten Saale Kopenhagens gehalten hatte.

Im Winter 1885 bis 1886 wurde der „Kvindelig Fremskridtsforening" (Weiblicher Fortschrittsverein) gegründet von Frau Bajer, der Gattin des bewährten Mitkämpfers, die auch Präsidentin des Vereins ist. Er besteht nur aus weiblichen Mitgliedern, während „Dansk Kvindesamfund" auch männliche hat. Ein anderer Unterschied besteht darin, daß der ältere Verein ausschließlich für die Frauenfrage im engeren Sinne wirkt, während der jüngere den allgemeinen Zweck hat: „das Interesse der Frauen für politische und sociale Fragen zu erwecken und zu erhalten." Der letztere ist ein politisch durchaus freisinniger Verein, während der ältere Verein viele Mitglieder zählt, die in politischen und socialen Fragen, welche mit den Interessen der Frau nichts zu schaffen haben, sehr konservativ sind. Nichtsdestoweniger — oder vielleicht gerade weil die Zwecke der beiden Vereine zum Teil so verschiedene sind, daß sie unabhängig von einander gefördert werden können — gerade darum vermögen die zwei Gesellschaften gut mit einander zusammen zu arbeiten. Oft wetteiferten sie, um den gemeinsamen Zielen am besten

zu dienen; und gerade dieser Wetteifer wird im allgemeinen der Sache weiter zu gute kommen.

Bei dem Wiederbeginn der parlamentarischen Session wurde von einer Abordnung der über das ganze Land verbreiteten „Dänischen „Frauengesellschaft“ dem Minister des Innern und den Vorsitzenden der beiden Thinge des Reichstages eine mit 20 000 Unterschriften versehene Adresse überreicht, welche für die Frau das kommunale Wahlrecht fordert. Die Eingabe ist von 14 000 Verheirateten und von 6000 Unverheirateten unterschrieben; die weitaus größte Zahl der Unterschriften kommt aus den Provinzen. Der fortschrittliche Frauen-Verein ist über den Erfolg dieser Petitionsbewegung sehr erfreut. „Wenn man eine so große Teilnahme für das kommunale Wahlrecht hat erregen können,“ sagt Frau Johanne Meyer im „Morgenblatt“, „das doch nur den unverheirateten Frauen von Nutzen und an bestimmte Steuerleistungen gebunden ist, wie groß wird erst die Beteiligung werden, wenn es sich um das politische Stimmrecht und um die Wählbarkeit sowohl für verheiratete als unverheiratete Frauen handelt! Der fortschrittliche Frauenverein beschränkt sich aber keineswegs allein auf die Agitation, er richtet auch sein Bestreben darauf, die Frau geeignet zu machen, das Wahlrecht zu empfangen und auszuüben. Zu dem Ende ist in Kopenhagen eine socialpolitische Schule für Frauen eröffnet. Der Hochschulvorsteher Falkenstjerne unterrichtet in Dänemarks innerer politischer Geschichte seit 1848; die Herren O. G. A. Andrup, Kandidat Oskar Hansen und N. J. Nörlund unterrichten in Rechtslehre, Ethik und Psychologie.

Unter den Frauen, welche zuerst nach Mathilde Fibiger für die Interessen der Frauen in den skandinavischen Reichen auftraten, erwähne ich Pauline Worm, die mit zwei Schriften hervortrat, „Die Arbeiter- und die Frauenfrage“ und „Die Frauenfrage eine Volkssache.“ In der ersteren eifert sie gegen die schlechtere Bezahlung der Frauen-Arbeit, in der zweiten spricht sie mit Wärme dafür, der unverheirateten Frau eine weniger zurückgesetzte soziale Stellung im Schooße der Familie zu verschaffen und gesetzlich ihre menschlichen Gerechtsame mehr zu schützen und ihr eine solche Erziehung zu gewähren, die je nach ihren Talenten eine freie Berufswahl gestattet, wie dem Manne.

Unter den Männern, welche den Frauen im Kampf um ihre Rechte beistanden, war es Professor Scharling, der die Frage erörterte, in wiefern in Betreff Dänemarks die Wahrscheinlichkeit verheiratet zu werden, für die Frauen abgenommen habe. Er bewies statistisch, daß die Neigung unverheiratet zu bleiben, bei Männern über 25 Jahren immer mehr zu verzeichnen sei und daß Dänemark neben England das Land sei, welches die meisten unverheirateten Frauen besitze.

In derselben Zeit übersetzte Dr. Georg Brandes Stuart Mills Werk „Die Hörigkeit der Frau“, wodurch er die Gemüter für diese Frage in erregte Bewegung setzte. Die sozialistische und religiöse Agitation suchte nun auch ihren Einfluß geltend zu machen.

Es wurden eine Reihe Bildungsinstitute für Frauen geschaffen und in

Kopenhagen trat ein sozialistischer Frauenklub zusammen, unter Führung der schwedischen Baronesse Liliencranz, der jedoch bald in Mißkredit kam.

Dagegen wurde durch grundtvigianischen Einfluß eine Hochschule für Frauen an der schleswig-holsteinischen Grenze errichtet, zu gleicher Zeit mit der schwedischen Volkshochschule für Frauen in Tugaborg bei Helsingfors durch Frau Pagkull.

Einen großen Einfluß auf die Frauenbewegung in den skandinavischen Reichen erlangte Camilla Collet*) durch ihre Schriften: „Ein helles Bild in einem dunklen Rahmen!“ 1876. „Aus dem Lager der Stummen.“ 1877.

Frl. Christine Fredrikson verfaßte eine Abhandlung. „Die Frauenfrage und der Sozialismus“, welcher den Kernpunkt in der Entwicklung der Individualität und deren Anerkennung fand.

Im Jahre 1884 hat sich in Stockholm ein Verein aus Männern und Frauen gebildet, welcher seine Wirksamkeit über das ganze Land erstreckt und die höhere Ausbildung der Frauen, die Förderung weiblicher Erwerbsfähigkeit, sowie die Verbesserung der Stellung der Frauen in ökonomischer und sozialer Hinsicht zu seiner Aufgabe machen will. Zum Andenken an die edle Bahnbrecherin der Bestrebungen für Verbesserung des Loses der schwedischen Frauen, Frederika Bremer, hat der Verein ihren Namen angenommen und für seine Thätigkeit das folgende Programm entworfen:

Der Frederika-Bremer-Bund wirkt: 1. durch Anberaumung kleinerer und größerer Versammlungen; 2. durch Einrichtung eines Auskunfts- und Arbeitsnachweisungsbureaus in Stockholm, wo Frauen auch über alle wichtigen Fragen des Tages Belehrung erhalten und wo die besten Lehrbücher, Schulprogramme u. s. w. zur Ansicht ausgelegt sind; 3. durch Gewinnung von Ratgebern und Helfern in allen Teilen des Landes, die sich mit ihm zu gleichen Zwecken verbinden und 4. durch die Tagespresse, sowie durch ein eigenes zu begründendes Organ. —

Auch in Schweden werden die Frauen als Mitglieder in die Verwaltung des Armenwesens gewählt, so z. B. wurden in Oestersund neun Frauen öffentliche Armenpflegerinnen. Die Studienfrage ist in Schweden längst entschieden, da sogar ein weiblicher Professor der Mathematik Sophie von Kowalewska**) an der Hochschule von Stockholm als Professer seit 1884 angestellt ist. Die Akademie für die freien Künste in Stockholm nimmt die Frauen als gleichberechtigte Mitglieder auf und erteilt ihnen Stipendien, wie z. B. der Marinemalerin Anna Palm das Stipendium für Marinemaler auf drei Jahre.

Unter den Frauen Schwedens, welche zur Hebung der Sittlichkeit am meisten beigetragen haben, nimmt Natalie Aderssen-Meijerhelm eine hervorragende Stellung ein. Vereint mit ihrem Manne, trat sie in den Kampf gegen die Trunksucht und die gewerbsmäßige Unsittlichkeit ein. Sie begründete ein Asyl für verlassene

*) Siehe die Biographien der nordischen Frauen in diesem Werke.

**) Siehe deren spätere Biographie in diesem Werke.

Frauen und machte in Schweden wie in Finnland und Rußland lebhafte Propaganda für die Mäßigkeitsbestrebungen.*) Ihrem energischen Vorgehen ist es mit zu verdanken, daß in Schweden und Norwegen die vom Staate gewerbsmäßig geduldete Prostitution aufgehört hat.

Die gleichen Freiheiten wie in Schweden herrschen in Norwegen, wo sich eine ungemeine Regsamkeit der Frauen kundgiebt und an der Universität Christiania, wo die Frauen gleiche Rechte und gleiche Pflichten mit den männlichen Studierenden haben, studieren im Augenblick 39 Frauen. Der Mittelpunkt in der norwegischen Bewegung ist der Verein für Fraueninteressen. Sein Organ heißt: „Nylände". Er wurde 1882 begründet. Außerdem hat sich 1885 ein Verein für das politische Stimmrecht der Frauen gebildet, an dessen Spitze Fräulein Gina Krog steht. Dieselbe ist zugleich Redakteurin des „Nylände". An den letzten Storthing wurde ein Antrag auf Bewilligung auch des politischen Stimmrechts auch für steuerzahlende Frauen eingebracht.

Um Propoganda für diesen Antrag zu machen, wurden im ganzen Lande Vorträge gehalten, von Fräulein Rugstadt, Frau Nielsen, Fräulein Anna Bügge und Fraulein Gina Krog, die überall die größte Teilname fanden."

Einen außerordentlichen Aufschwung hat die Frauenbewegung in Finnland genommen, wo in Helsingfors Mädchen und Knaben gemeinschaftlichen Schulunterricht empfangen, und die Frauen den Männern im Studium gleichgestellt sind.

In Finnland erscheint eine Frauenzeitung, die von Fräulein Alexandra Gripenberg geleitet wird. Dieselbe wird in Monatsheften ausgegeben und vertritt die Interessen der Frauen. —

Der Kampf der französischen Frau um ihre Rechte hatte in seiner unharmonischen Erscheinung eine tiefe Begründung, in der Anomalie der Zustände Frankreichs. Gesetze, Sitten und Erziehung hatten seit Generationen darauf hingearbeitet, in der weiblichen Bevölkerung mehr noch wie in der männlichen, Empörung und Haß gegen die bestehende Ordnung zu nähren. Es kann daher nicht in Erstaunen setzen, daß Frankreich neben der zierlichen und anmutigen Erscheinung seiner Salondamen und weiblichen Industriellen und Kaufmannsfrauen, Krafterscheinungen hervorgebracht, welche in den Tagen der politischen Umwälzungen wie Rachegöttinnen und Furien erscheinen. Bekannt ist es, wie sehr verwahrlost die Schulbildung des mittellosen Mädchens in Frankreich, und wie es später als Arbeiterin trotz allen Fleißes und Geschickes in der Löhnung herabgedrückt, der Verführung preisgegeben, dem Elend und dem Laster zugetrieben wird. Die Verwilderung der armen Frau einerseits, die Sittenlosigkeit der Männer andrerseits und das dadurch gefährdete Familienleben veranlaßte Julie Daubié in ihrem umfangreichen Werke: „La femme pauvre au XIX. siècle" auf die Gefahren hinzuweisen, welche aus diesen Zuständen erwachsen. Sie hielt ihrem Volke einen Sittenspiegel vor, den nahen Untergang verkündend, wenn nicht Sitten und Gesetze

*) Siehe deren später folgende Biographie.

andere werden. Schonungslos wühlte sie in den sozialen Wunden ihres kranken Vaterlandes und indem sie die Opfer der Gesetze, die fortschreitende Auflösung der Familie, die Verminderung der Bevölkerung und all' die wirtschaftlichen Schäden, an statistischen Zahlen nachwies. Ihr Buch wurde bald die Parole für die Agitation zu Gunsten der Frauenbefreiung. Bald traten auch andere Pioniere auf, so Mme. Acadré Léo in „La femme et les moeurs“, Mme. Marchéf und Mme. Girard in mehreren Schriften. Als im Jahre 1868 nach langer Zeit das kaiserliche Edikt dem Volke das Rede- und Versammlungsrecht wiedergab, da trat eine Gruppe von ernststrebenden Frauen zusammen, die unter dem Namen „La ligue des femmes“ in Paris mehrmals wöchentlich Versammlungen abhielt, wo nächst der schon erwähnten Mme. Léo mehrere bedeutende Rednerinnen unter großem Beifall Vorträge hielten. Die heftigsten Wortkämpfe galten dem Code de Napoléon und dessen Ungerechtigkeiten.

Der Verein verlangte in seinen Proklamationen, im Namen der Prinzipien von 1789: Gleichstellung der Frau vor dem Gesetz; Abschaffung des Art. 340 (die Recherche betreffend); gleichen Unterricht für Mädchen und Knaben; gleiche Verteilung der Ämter, ohne andere Unterscheidung, wie die der Verdienste und Fähigkeiten. Das Vereinsorgan „Le droit des femmes“ sollte der Bewegung Ausdruck geben. Die politische Richtung des Redakteur's L. Richer, die kühne Opposition, die das Blatt gegen die Regierung behauptete, verschaffte demselben während der kurzen Zeit seiner Existenz, eine ungewöhnliche Verbreitung bei den vielen Unzufriedenen des Kaiserreichs. Zu Ehren des vortrefflichen redigierten Blattes muß hinzugefügt werden, daß es zu den wenigen Organen gehörte, die energisch gegen den Krieg protestiert haben.

Wenn nun der Kampf der Frauen gegen die Gesetzgebung vorläufig auf dem Felde der Theorie geführt werden mußte, so sollte aber der gegen die weibliche Unwissenheit beabsichtigte Feldzug ein wirklicher werden. Das nächste Ziel der Vereine war also Hebung des Unterrichts durch Gründung von Fortbildungs-Anstalten für junge Mädchen. Und hier fanden diese Bestrebungen eine kräftige Stütze in dem Minister Duruy, der bekanntlich schon im Jahre 1867 mit Unterrichts-Anstalten für Damen energisch vorzugehen begonnen hatte. Die von ihm gegründeten Lehrkurse sollten den Zweck haben, junge Damen für die Prüfungen im Stadthause vorzubereiten, oder nach Befinden auch für eine wissenschaftliche Fachschule. Sie umfaßten: Litteratur, Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie und Hygiene. Die Lehrstunden fanden in mehreren Arrondissements in Paris, wie in der Provinz statt und wurden fast nur von den Töchtern der wohlhabenden Klassen besucht, da die Preise ziemlich hoch waren. Der eigentliche Zweck konnte jedoch noch nicht erreicht werden. Der mangelhafte Primärunterricht in den Pensionaten ist dort wenig dazu geeignet, die weibliche Jugend für das Verständnis wissenschaftlicher Vorträge vorzubereiten. So waren denn zum Teil Lehrerinnen oder Mütter, dort die unzertrennlichen Begleiterinnen der jungen Mädchen, welche die obligaten Referate des Gehörten liefern mußten.

Von größerer Bedeutung und fördernder für die ärmeren Klassen waren die Cours d'adultes (Kurse für Erwachsene), welche die „Gesellschaft für den populären Unterricht" gegründet hat. Dieser Verein, der sich noch von der Juliregierung her datirt, und abwechselnd von Jules Favre und Leroy geleitet wurde, hat sich zum Ziel gesetzt, über ganz Frankreich ein Netz von Fortbildungskursen zu verbreiten, um die Lücken der Volksschule auszufüllen. Vorträge, milde Spenden, Broschüren, öffentliche Versammlungen sollten, nächst einem Fonds, die Mittel dazu verschaffen. Da nun das öffentliche Sprechen durch eine Reihe von Jahren verboten war, so konnte auch dieser Verein erst im Jahre 1868 mit seiner Thätigkeit in die Öffentlichkeit treten.

Das Programm dieser Kurse ist ein so ausgedehntes, daß man eigentlich fragen könnte, was dort nicht gelehrt wurde. Es umfaßt: den Elementarunterricht für Erwachsene im ausgedehntesten Sinne, dann: alle lebenden Sprachen, mit Ausnahme des Slavischen; Latein und Griechisch; Naturwissenschaften, Arzneikunde; Litteratur; Zeichnen; Malen; Singen. Der Unterricht für Mädchen wird von 9 Uhr Vormittags bis Abends 8 Uhr erteilt. Die Stunden sind unentgeltlich und selbstverständlich sehr besucht.

Im Jahre 1856 hat sich auf Anregung und unter dem Vorsitze der Frau Elisa Lemonier die „Société de protection maternelle pour les jeunes filles" gebildet, welche den Zweck hatte, eine möglichst große Zahl von Mädchen unentgeltlich zu irgend einem anständigen und einträglichen Gewerbe zu erziehen. Da der neugegründeten Gesellschaft keinerlei Kapital zur Verfügung stand, so beschlossen die wenigen Mitglieder nach Thunlichkeit thatkräftig einzugreifen und bedürftige Mädchen auf Kosten einiger wohlthätiger Damen unterrichten zu lassen. Mehrere Mädchen wurden so in Paris selbst erzogen, andere nach Deutschland gesandt, und erst im Jahre 1862 war der Verein so weit erstarkt, daß er eine eigene Lehranstalt errichten und damit seinen Aufgaben wahrhaft nachkommen konnte.

Zu eben der Zeit nahm der Verein den Namen „Société pour l'enseignement professionel des femmes" an, den er heute führt, nachdem er seit 1870 zu einer Gesellschaft mit Anteilscheinen umgewandelt war.

In der ersten gewerblichen Mädchenschule Frankreichs, welche in der Rue de Plarcel eröffnet wurde, fanden sich nur 6 Schülerinnen ein, deren Zahl jedoch bis zum Schlusse des ersten Schuljahres auf 40 gestiegen war; mit Anbeginn des nächsten Schuljahres wurden 80 Schülerinnen, und im letztverflossenen Jahre mehrere hundert aufgenommen. Aus dieser einen Schule sind derzeit in allen Bezirken Lehranstalten hervorgegangen, in welchen jährlich mehrere tausend Schülerinnen unterrichtet werden.

Im Jahre 1869 trat ein zweiter Frauenverein zusammen „Société pour l'amélioration du sort de la femme." Wie es überall der Fall war, gab es zuerst wenig Mutige, die demselben beitraten. Die eleganten Frauen der Gesellschaft verspotteten ihn und die Frau des Volkes war zu tief gebeugt von der Last des Lebens, um

sich ihm anzuschließen. Der Krieg erst, mit seinen schrecklichen Folgen für Frankreich ließ die Frauen im allgemeinen aus ihrer Sorglosigkeit erwachen. In den Tagen des Kampfes sah man sie mutig und hingebend, und als die Ruhe zurückgekehrt war und der Schmerz in Millionen Familien nachzitterte, da wurden selbst die leichtsinnigsten Kinder der Welt ernst und begannen über den Anteil nachzudenken, den die Frau an der Gesellschaft und dem Staate habe.

Indes fuhr der Verein „pour l'amélioration du sort de la femme" fort auf der ernsten Basis, auf der er gegründet war, weiter zu wirken; man teilte die Gegenstände, mit denen man sich befassen wollte, in fünf Sektionen: „die Geschichte, die Pädagogik, die Volkswirtschaft, die Moral und die Gesetzgebung." Indem so der Verein Fortschritte machte, gewann auch das Journal von Tag zu Tage neue Abonnenten und faßte selbst Boden im Ausland. Männer der Politik und Philosophen interessirten sich für die Frauenfrage, man sprach in den Journalen von ihr und nicht selten entspann sich eine Polemik für und gegen dieselbe. Die Sache machte gute Fortschritte, als ein Minister den Befehl erteilte, den Verein (société) aufzulösen — die Republik versagte, was selbst das Kaiserreich gestattet hatte! So hieß es denn auseinandergehen und bessere Tage abwarten.

Da beschloß ein mutiges Mädchen, Frl. Hubertine Auclert, den Kampf gegen die Engherzigkeit der Machthaber fortzusetzen. Sie forderte auf, ein Komité zu bilden, zur Gründung einer neuen Gesellschaft: Le droit des femmes. Diese verlangte nicht allein die bürgerliche Emanzipation der Frau, sondern auch ihre politischen Rechte. Zur Zeit der allgemeinen Weltausstellung in Frankreich berief der genannte Verein einen internationalen Congreß von Frauen nach Paris, welcher am 25. Juli 1878 eröffnet und am 9. August geschlossen wurde. An demselben nahmen Abgesandte aus Amerika, England, Belgien, Italien, Holland, Rumänien, Rußland, Schweden und der Schweiz teil. Die auf dem Congreß gefaßten Beschlüsse waren folgende: Vollständige Gleichheit des Unterrichts für beide Geschlechter

Alle Berufsarten müssen den Frauen zugänglich werden, sobald sie die nötige Begabung nachweisen.

Die Privilegien gewisser religiöser Stifte müssen aufgehoben werden, sobald sie den Verdienst der Armen schmälern.

„Die Vermehrung des Gehaltes der Frauen; bei gleicher Arbeit gleiche Bezahlung mit dem Manne."

„Die Männer müssen sich der gleichen Moral unterwerfen, wie die Frauen, dann erst kann Harmonie in dem Verhältnis beider Geschlechter herrschen."

„Die Nachsicht der Verwaltung in Sachen der Sittenpolizei hat aufzuhören, das heißt, die herrschende Gewalt darf niemals die Unsittlichkeit zum Schaden der Frau, welche fast immer das Opferlamm ist, beschützen."

„Die Gesetze und die öffentliche Verachtung müssen gerade so gut den schuldigen Mann treffen, als die Frau, die ihre Pflichten vergaß."

„Alle Artikel des Code de Napoléon welche die Unterordnung der Frau

ausſprechen, müſſen unterſucht und die vollſtändige Gleichheit der beiden Geſchlechter erklärt werden."

„Die Eheſcheidung muß ſobald als möglich eingeführt werden, damit die Untreue ihre Strafe finde."

„Das Forſchen nach der Vaterſchaft muß eingeführt werden."

Bald nach dem Congreſſe ermächtigte der Miniſter des Innern Herrn Richer, den Verein „Pour l'amélioration du sort de la femme" auf's neue zu bilden: neben demſelben beſteht die von Mlle. Hubertine Auclert gegründete Geſellſchaft „Le droit des femmes". Unglücklicherweiſe vergeſſen dieſe beiden Geſellſchaften, daß Einigkeit ſtark macht und Zerſplitterung das beſte Werk verdirbt und daß im fortſchrittlichen Streben alle Unduldſamkeit verbannt ſein ſollte.

Madame Joſephine Butler, welche von England mehrere Male nach Frankreich kam, um gegen die Sittenpolizei zu agitiren, brachte eine neue brennende Frage in die Bewegung. Ihr verdienſtliches Streben fand Anhänger, die ſich bereit erklärten, einen Verein zu gründen „pour l'abolition de la prostitution réglementée". Es währte lange, bis derſelbe die geſetzliche Autoriſation erhielt, endlich geſchah es. Das Streben dieſer franzöſiſchen Geſellſchaft iſt nicht auf die Moral der gefallenen Mädchen gerichtet, es hat den einzigen Zweck, der Proſtitution den Stempel des Gewerbes zu nehmen und der Sittenpolizei die einſeitig geübte Aufſicht über die Proſtituirten zu entziehen.

Es iſt unmöglich, das Schickſal dieſer Unglücklichen mit Stillſchweigen zu übergehen. Jedermann weiß, daß die Frauen, die angeklagt ſind, die geſetzliche Sittlichkeit verletzt zu haben, ſofort der Aufſicht der Polizei anheim fallen, daß man ſie einſchließt in das Gefängnis zu St. Lazare, deſſen bloße Erwähnung ſchon zartbeſaitete Frauen erröten macht.

Eine Frau, einmal aus dieſem Hauſe entlaſſen, iſt verloren für immer, Verachtung begegnet ihr überall, die polizeiliche Aufſicht iſt über ſie verhängt — eine Rückkehr zum ſoliden Lebenswandel unmöglich. Dieſer Unmenſchlichkeit der beſtehenden Geſellſchaft gegenüber unternahm es in den ſiebenziger Jahren Mlle. de Grandpré eine Gruppe Frauen um ſich zu verſammeln, die es ſich zu ihrer ſpeziellen Aufgabe gemacht haben, den Befreiten aus St. Lazare helfend und rettend zu nahen, ſei ihre Vergangenheit und ihr Vergehen auch, was es wolle. Dieſes gute Werk hatte mit vielen Feinden zu kämpfen, hauptſächlich mit allen jenen, die jedes Vorurteil vergangener Jahrhunderte blind teilen und doch hat es viele warmherzige Frauen vereinigt, die unbeſorgt um kleinliche Nachrede, unausgeſetzt fortfahren, den Unglücklichen, für welche die Gerechtigkeit nur die Ungerechtigkeit zu haben ſcheint, rettend die Hand zu reichen*), denn ſie gehen von dem Grundſatz aus, daß nur die verwahrloſte Erziehung eines der Hauptmotive des ſittlichen Falles ſind. Viele Verdienſte um dieſen Verein erwarb ſich Karoline de Barrau de Muratel geb. Coulomb, die 1889 im Februar ſtarb.

*) Siehe Biographie Mlle. Grandpré ſpäter in dieſem Werke.

Was die wissenschaftlichen Fachschulen betrifft, wie die Arzneischule und andere, so stehen sie Frauen bereits seit vielen Jahren offen. Mit Ausnahme der Vorträge an der Sorbonne, können sich weibliche Zuhörer überall Eintritt verschaffen. Ebenso gehört das Promovieren der Damen keineswegs zu den seltenen Fällen. —

Die erste Frau, welche beherzt genug war, vollständige wissenschaftliche Studien zu machen, war Mlle. Julie Daubié.

Sie stellte sich im Jahre 1861 der „faculté de lettrés" (schöne Wissenschaften, Litteratur) in Lyon vor und begehrte zum Examen zugelassen zu werden.

Großes Entsetzen herrschte unter den Professoren, die es nicht zugeben wollten, daß eine Frau bachelière (Baccalaureus, ein Grad, der bei uns nicht existirt), werden dürfe. Als Mlle. Daubié die Ursache dieses Ausspruches wissen wollte, erwiderte man ihr: „Es ist das nicht der Brauch." Da sich jedoch kein Gesetz, kein Dekret dem widersetzt, daß eine Frau zum Examen zugelassen werde, so kämpfte Mlle. Daubié, siegte, und machte ein glänzendes Examen. Dennoch verweigerte ihr der Minister das Diplom und sie erhielt es erst später unter dem Minister Dufour, welcher der Beschützer aller Unterdrückten war. Nun öffneten sich den Frauen die so lange verschlossenen Pforten der Hochschule. Aber diejenige, welche für die Wiedererlangung der Frauenrechte gekämpft hatte, starb fast vor Elend in dem großen Paris, inmitten der Frauen, die ihr so viel verdankten. Die erste Frau, welche sich in Paris in der Fakultät der Medizin einschrieb, war eine Amerikanerin Frau Putnam-Jacobi. Ihrer Aufnahme widersetzten sich alle Professoren mit Ausnahme Broca's. Ein Erlaß des Minister Duruy besiegte den Widerstand der Professoren. Heutzutage praktizieren in Frankreich schon viele Frauen (in Paris 13) als Ärzte und es stehen solche auch Hospitälern für Frauen und Kinder vor.

Freilich sind die Schwierigkeiten, die sich dem Studium der Frau entgegenstellen, immer noch groß genug, die Bildungsanstalten zweiter Klasse (Gymnasien) sind unserem Geschlecht noch immer verschlossen und so bedarf es, sich die nötige Vorbildung anzueignen, der teuren Privatstunden, die sich aber nur bemittelte Mädchen erlauben können.

Was nun die Vorbereitung zu den auch Frauen zugänglichen Post- und Telegraphenämtern betrifft, so existieren zu diesem Zwecke Lehrkurse, welche ebenfalls vom Staat in Frankreich unterhalten werden.

Noch viele andere pädagogische und philantropische Bestrebungen könnte man hinzufügen, welche sich seit langer Zeit bemühen, einige Tropfen linderndes Öl in das Danaidenfaß weiblichen Elends zu gießen. Aber die bereits aufgezählten genügen, um zu beweisen, wie sehr die Notwendigkeit einer sittlichen und materiellen Hebung der Frauenexistenz zum Bewußtsein der Bessergesinnten des Landes gelangt war.

Und dennoch, trotz aller dieser guten Reformen, dürfte es wohl kaum ein Land geben, wo der Weg zu einer anständigen Existenz für die alleinstehende Frau mit solchen Schwierigkeiten verbunden ist, wie in Frankreich, wo sie auf jedem

Schritt mit feindlichen Elementen zu kämpfen hat. Schon das bloße Unterkommen einer jungen Person ist in großen Städten mit ungewöhnlichen, oft nicht zu überwindenden Hindernissen verbunden. Wenn sie nicht die Mittel besitzt, in einem Kloster, oder in einer Mädchenpension eine Zuflucht zu suchen, und sich irgendwo in einer möblirten Wohnung einmietet, wird sie sofort vom Sergeant de ville beaufsichtigt, dem unter dem Kaiserreiche wenigstens das Recht und die Pflicht zustand, jedes alleinstehende junge Mädchen zu inquiriren.

Der den Ausschreitungen der Männer gewährte Schutz hatte nämlich dort in den letzten Jahren eine unausgesetzte Beaufsichtigung gewisser Frauen zur Folge, sie allein wurden verfolgt in den möblirten Wohnungen, den Garni's, welche oft auch die Zuflucht der anständigen Arbeiterin, der sich ausbildenden, oder arbeitslosen Künstlerin und Lehrerin sind, und die auf diese Weise den grausamsten Mißgriffen von Seiten der Polizei ausgesetzt waren. Nicht selten wurden anständige junge Mädchen, die, wenn sie hübsch sind, oft beleidigende Blicke und Worte auf der Straße erdulden müssen, von einem Sergeanten angehalten, und Kraft der Ordonanz von 1862 bei der Polizei verklagt: als schuldig, die Jugend zum Bösen zu verführen.

Eine solche Sittenpolizei muß für alle Zeiten einen Beweis liefern, welchen Höhepunkt der Barbarei verdorbene Gesellschaften erreichen können. Man findet diese Strenge gegen Frauen bei allen Völkern, wo ein tiefer, sittlicher Verfall sich kundgab. So waren es bekanntlich auch in Rom Tiberius und Domitian, welche die strengsten Ordonanzen gegen die Courtisanen gaben. Doch schwerlich hat irgend eine alte Gesetzgebung mit solcher Consequenz die Souveränität männlicher Laster beschützt, als der unsterbliche Code, dieser Glanzpunkt moderner Willkürherrschaft.

Gegen diese, das ganze weibliche Geschlecht erniedrigenden Sittengesetze wirkt der internationale Bund, als dessen Gründerin Josephine Butler*) zu betrachten ist. In Frankreich sind 2 Zweigvereine dieser Federation: „L'Association pour l'abolition de la prostitution reglementée“ und die „Ligue française pour le relèvement de la moralité publique.“ Komités derselben sind in allen größeren Städten des Landes und handeln übereinstimmend.

Mlle. Hubertine Auclert redigiert ein Journal: „La citoyenne“; außerdem beschäftigen sich 3 andere Journale mit den Rechten der Frau: „Le droit des femmes“, „La fédération des femmes“ und „La femme et l'enfant.“

Unter den Rednerinnen, welche Frankreich gegenwärtig besitzt, ist Mlle. M. Deraismes die berühmteste. 1835 geboren, in Wohlhabenheit erzogen, bildete sich früh ihr Talent als Schriftstellerin aus; sie schrieb Pamphlete, Comödien für den Salon, Feuilletons und größere Werke; sie ist die einzige Frau, die in die Freimaurerloge aufgenommen ist. Ihre Beredsamkeit soll eminent sein.

Eine der exaltiertesten Erscheinungen unter den französischen Frauen ist die der Louise Michel, die bekannte französische Communistin, ein ebenso fantastisches wie

*) Siehe deren spätere Biographie in diesem Werke.

leidenschaftliches Wesen, welche nach einer sehr extravaganten Erziehung Volksschullehrerin wurde, die ihr anvertrauten Kinder zur Religion der Revolution erzog und statt des üblichen Gebetes vor und nach der Schulzeit die Marseilleise singen ließ. Sie wurde 1871 nach Neucaledonien transportiert, kehrte nach der Amnestie nach Paris zurück, wurde 1883 wegen erregter anarchistischer Unruhen zu 6 Jahren Gefängnis verurteilt und 1886 begnadigt. Wir wenden uns von solchen Ausschreitungen ab und hoffen vielmehr, daß die Frauenfrage auch in Frankreich einer gesunden Entwickelung entgegengehe und daß das weibliche Geschlecht, wenn es nach Rechten strebe, diese zunächst verdienen müsse durch ein tadelloses Leben und maßvolles, die natürliche Grenze der Weiblichkeit nicht überschreitendes Betragen.

In Deutschland war Luise Otto eine der ersten Frauen, welche ihre Teilnahme an dem politischen Leben des Vaterlandes bethätigte. Sie gab 1848 eine Frauenzeitung heraus, welche das Motto trug: Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen. Dieselbe enthielt auch die ihr Streben und Wirken bezeichnende Strophe:

Es soll das Haus zur Menschheit sich erweitern,
Der heim'sche Herd zum Hochaltar der Welt
Und Palmen tragend sei das Weib den Streitern
Für Licht und Recht und Freiheit zugesellt.*)

Schon in früheren Biographien dieses Werkes sahen wir, wie die Frauen durch Friedrich Fröbel's Wirken und die aus denselben hervorgegangenen Erziehungsvereinen Teilnahme für die pädagogischen Fragen zu bethätigen anfingen und für eine nähere Verbindung von Schule und Haus thätig waren. Das Jahr 1848 hatte die gemeinsame Arbeit in Vereinen hervorgerufen. Das Versammlungsrecht benutzend, kamen Männer und Frauen zusammen, um über die Verwirklichung der vorschwebenden Ideale zu beraten. Aus den Erziehungs-Vereinen gingen Kindergärten und Ausbildungsanstalten für Kinder und Mütter hervor. Allein so überraschend, wie jener Aufschwung gekommen war, ebenso mußte er durch die Reaktionszeit in den fünfziger Jahren wieder herabgestimmt werden. Indes ließ die einmal aufgetauchte Frauenfrage sich nicht mehr unterdrücken. Frauen und Männer diskutierten sie in Schriften, in denen sie über die Natur, die Pflichten und Rechte des Weibes schrieben. Als eine der ersten Vorkämpferinnen trat Luise Büchner*) 1857 mit einem kleinen Buche auf: „Die Frauen und ihr Beruf." In demselben machte sie die Behörden darauf aufmerksam, das die bisherige Erziehungsweise und der Unterricht für das weibliche Geschlecht nicht ausreiche, Mütter zu erziehen, welche berufen sein sollen, in der deutschen Jugend, also sowohl in den Söhnen wie in den Töchtern, den Sinn für alles Hohe und Edle, die Liebe für Kunst und Wissenschaft zu beleben.

Im Jahre 1864 kehrten ein ehemaliger Offizier, Hauptmann Korn und

*) Näheres siehe die Biographie von Luise Otto in diesem Werke.
**) Siehe die Biographie von Luise Büchner in diesem Werke.

seine Frau aus Amerika zurück. Sie versuchten in Berlin eine Erhebung der Frauen zur Erlangung bürgerlicher Rechte und die Herausgabe eines Blattes: „Allgemeine Frauenzeitung.“ Man kam ihnen jedoch mit Mißtrauen und Ängstlichkeit entgegen. Sie gingen nach Leipzig und regten dort im Jahre 1865 eine öffentliche Versammlung an, im Anschluß an den damals soeben begründeten ersten Frauenbildungsverein durch Frau Dr. Luise Otto-Peters und die Schulvorsteherin Fräulein Auguste Schmidt. Diese beiden Damen führten auch den Vorsitz in jener Versammlung, aus welcher die Begründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins hervorging.

Da Luise Otto den Grundsatz hatte, daß die Frauen sich selbst helfen müßten, so schloß sie die Männer von ihrer Mitwirkung aus und Hauptmann Korn verließ mit seiner Frau Leipzig und wandte sich mit seinen Anregungen nach Österreich.

Die Ziele des allgemeinen Frauenvereins waren a. Belebung des Interesses für die höhere Bildung des weiblichen Geschlechts, b. Befreiung der weiblichen Arbeit von aller ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen. c. Eröffnung von Anstalten, welche zur gewerblichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Berufsbildung des weiblichen Geschlechts dienen. Der Verein gab als sein Organ eine zweimal monatliche erscheinende Schrift heraus: „Neue Bahnen“, deren Redaktion die beiden genannten Damen übernahmen. Die größte Anregung und den Anstoß zur Bildung neuer Frauenvereine gaben die Wanderversammlungen, welche der Allgemeine Deutsche Frauenverein, um Propaganda zu machen, mit seiner alljährlichen Generalversammlung verband. Bis dahin hatte ausnahmslos überall in Deutschland die größte Gleichgültigkeit der Frauen für ihre eigenen Interessen und das größte Vorurteil der Männer gegen die Frauenemanzipation geherrscht. Schwieriger als man es glauben sollte, war es begreiflich zu machen, daß es sich nicht um das Aufgeben edler Weiblichkeit handele, sondern darum, jeder Frau die Mittel in die Hand zu geben, sittlich zu bleiben, indem man ihr die Wege zeigt, sich selbst zu erhalten und zwar durch Aufstellung des Princips die Arbeit sei Pflicht und Ehre, wie für den Mann, so für die Frau! Es müßte daher erstrebt werden, der Frau eine genügende Vorbildung zu geben, die Erwerbszweige für sie zu erweitern, und ihr zu ermöglichen, jeden Beruf auszufüllen, zu dem sie sich befähigt fühlt.

Die leitenden Persönlichkeiten der Frauentage besiegten zunächst die herrschenden Vorurteile durch echt weibliches, bescheidenes und einfaches Auftreten, so daß man bald zu der Überzeugung kam, die sogenannten Emanzipierten seien einfache Frauen, die nichts wollten, als ihr Recht verteidigen und das Los ihres Geschlechts verbessern.

Bei dieser Agitation war es besonders das Verdienst von Marie Caln*) aus Kassel, jene Frauenversammlungen vorzubereiten; in liebenswürdigster Weise wußte

*) Siehe deren spätere Biographie in diesem Werke.

sie selbst an Orten, wo die größten Vorurteile herrschten, Empfangscomite's zu bilden, um den weiblichen Pionieren den Weg zu bahnen. Als Frucht der Frauentage wurden überall Zweigvereine mit Fortbildungsschulen begründet, unter dem Namen „Frauenbildungsvereine". So in Augsburg, Braunschweig, Kassel, Darmstadt, Eisenach, Frankfurt a. M., Gotha, Hannover, Heidelberg, Leipzig, Stuttgart. Nachdem der Allgemeine Deutsche Frauenverein im Jahre 1885 von einer gemeinnützigen Dame ein bedeutendes Legat zum Stipendienfond für studierende Mädchen und Frauen erhielt, wurde er korporiert.

Ein halbes Jahr nach Begründung des Allgem. Deutschen Frauenvereins gab Dr. Adolph Lette in Berlin die Anregung zum Zusammentritt des Vereins zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts. Dieser verdienstvolle Mann hatte eine Denkschrift veröffentlicht, in welcher er die bedrängte Lage des größten Teils der auf Selbsterhaltung angewiesenen Frauen in Deutschland und speciell in Preußen schilderte und durch statistische Beläge und Beispiele aus dem Leben nachwies. Die Denkschrift empfahl zur Abhilfe des herrschenden Notstandes die Bildung eines Vereins zum Aufsuchen und Einrichten von Gelegenheiten zu einer ausgedehnten, ergiebigen Verwertung der weiblichen Arbeitskraft. So entstand der Letteverein, der nach dem Tode des Begründers diesen Namen, ihn zu ehren, erhielt. Zum Unterschied von dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein beteiligten sich hier Männer und Frauen gleichberechtigt. Präsident Lette führte den Vorsitz bis zu seinem im Jahre 1868 erfolgten Tode, von da ab übernahm erst eine Zeit lang Professor von Holtzendorff und später bis auf die heutige Zeit die Tochter des Begründers, Frau Schepeler-Lette*) die Leitung, deren Verdienst es ist, den Letteverein zur höchsten Blüte gebracht zu haben. Die deutsche Kronprinzessin Victoria, spätere Kaiserin Friedrich,**) wurde Protectorin des Vereins, der sich bald kräftig entfaltete und erweiterte. Die Bestrebungen des Lettevereins fanden allenthalben Nachahmung. Das Ziel aller ähnlichen Vereine ist Förderung der Fachbildung und der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Dies Ziel wird zu erreichen gesucht durch Beseitigung der Vorurteile und Hindernisse, die der Ausnützung weiblicher Arbeitskraft entgegenstehen, durch Gründung von Lehranstalten für den Erwerbs-, Industrie- und kaufmännischen Beruf, durch Nachweis gewerblicher Lehrgelegenheiten und Arbeitsvermittelung; durch Begründung von Verkaufs- und Ausstellungs-Lokalen für weibliche Handarbeit und künstlerische Erzeugnisse, durch Schutz selbstständiger Personen in sittlicher und wirtschaftlicher Beziehung, Wohnungsnachweis, Darlehnskasse, Beschaffung von Utensilien. Die schnelle Ausbreitung ähnlicher Bestrebungen in Deutschland erweckte den Wunsch einer engeren Verbindung und Verständigung. — Einer von Bremen und Karlsruh gegebenen Anregung folgend, erließ der Letteverein Einladungen zu einer Conferenz deutscher Frauenbildungs- und Erwerbs-Vereine, welche im November 1869

*) Siehe später deren Biographie in diesem Werke.

**) Siehe später deren Biographie.

in Berlin stattfand. Zu derselben waren Delegirte aus ganz Deutschland und Oesterreich geschickt worden und auch Frauen aus New-York, Boston und Chicago nahmen an der Conferenz Teil. Das Ergebnis derselben war Stiftung eines **Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine**, dem die Vereine in Berlin, Bremen, Breslau, Braunschweig, Darmstadt, Hamburg, Kassel und Karlsruhe beitraten.

Eine Verbindung mit dem allgemeinen deutschen Frauenverein konnte damals nicht erzielt werden. Der Verband bezweckt ein gemeinsames Handeln sämtlicher ihm angehörender Vereine behufs Förderung höherer Bildung und Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts und bewirkt dies auf alle zwei Jahre wiederkehrenden Verbandstagen durch den Austausch von Erfahrungen und neuen Anregungen, sowie durch Ausschreiben von Preisaufgaben, Petitionen an Behörden u. s. w. Zu dem Verbande gehören: 1. Der Letteverein in Berlin, von Beginn bis jetzt geschäftsführend, gegründet 1866, Protectorin die Frau Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen. 2. Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen Berlins, gegründet 1869, 3. Badischer Frauenverein Karlsruhe, gegründet 1859, Protectorin die Frau Großherzogin von Baden. 4. Verein der Berliner Volksküchen von 1866, Protectorin die deutsche Kaiserin. 5. Frauenbildungsverein zur Förderung der Erwerbsthätigkeit Breslau, gegründet 1867. 6. Frauen-Erwerbsverein Bremen, gegründet 1867. 7. Verein zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes Hamburg, gegründet 1867. 8. Alice-Verein für Frauenbildung und Erwerb Darmstadt, gegründet 1867, Protector Seine Königl. Hoh. der Großherzog von Hessen. 9. Braunschweiger Frauen-Verein, gegründet 1868. 10. Handels- und Gewerbeschule für Frauen und Töchter Stettin. 11. Hausfrauen-Verein Berlin, gegründet 1873. 12. Verein zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes Potsdam, gegründet 1877. 13. Israelitischer Jungfrauenverein Breslau, gegr. 1840.

Als Vereinsorgan gab der Letteverband eine Monatsschrift heraus: **Der Frauenanwalt**, redigirt von Jenny Hirsch, der verdienstvollen Übersetzerin von Stuart Mills: Hörigkeit der Frau. Fräulein Jenny Hirsch war von Beginn des Lettevereins an dessen Schriftführerin, und trat von diesem Amt nach siebenzehnjähriger Thätigkeit zurück. Der Frauenanwalt war von ihr ganz vorzüglich geleitet, bestand jedoch nur 12 Jahre bis 1882 und ging an der geringen Beteiligung der Frauen unter.

Heut besitzt der Letteverein ein eigenes Haus, in dem zum größten Teil seine Stiftungen und Lehranstalten, wie auch ein Pensionat, das Victoriastift, untergebracht sind. Außerhalb desselben, in einem anderen Bezirk der Stadt, liegt seine Haushaltungs- und Dienstbotenschule.

Mit dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein trat der Letteverband erst 1876, auf Anregung und durch Vermittlung von Luise Büchner, auf dem Frauentag in

Frankfurt a. M. in ein freundliches Verhältnis, so daß Delegirte die Versammlungen gegenseitig besuchen.

Von höchster Bedeutung für die Entwicklung der Frauenbewegung wurde die Stellung, welche die an der Spitze der Staaten stehenden fürstlichen Frauen zu derselben einnehmen.

Für Erwerbsthätigkeit und Frauenfortbildung war es vor allen die Großherzogin Luise von Baden,*) welche den Badischen Frauenverein, gegründet im Jahre 1859, zum Centralpunkt einer die Frauenbestrebungen des ganzen Landes umfassenden, gemeinnützigen und segenvollen Thätigkeit machte. Hier sei nur vorläufig bemerkt, daß dieselben in vier Abteilungen in Karlsruhe folgende Anstalten und Bestrebungen umfaßt, die alle als Musteranstalten gelten können. Ausbildung für Arbeitslehrerinnen, Mädchen-Fortbildungsschule, Arbeits- und Zeichenschule, kunstgewerbliche Kurse und Kunststickerei, Ausbildung von Erzieherinnen, Haushaltungs- und Kochschule für Bauerntöchter. — Fürsorge für kleine Kinder durch Krippen und Bewahranstalten, Beaufsichtigung der Mädchen der Volksschule (Mädchenhorte) Schutz für schulentlassene arme Mädchen. Ausbildung von Krankenpflegerinnen, Unterhaltung einer Vereinsklinik. — Unterhaltung mehrerer Volksküchen und eines Magazins für weibliche Handarbeit, eine Flick- und Nähschule zur Unterweisung armer Frauen und Mädchen, eine Stellen- und Arbeitsvermittlung und Beteiligung an der öffentlichen Krankenpflege. In ganz Baden sind Zweigvereine bis in den kleinsten Ortschaften, um allem Elend vorzubeugen. Weiteres über den Badischen Frauenverein berichte ich bei den Bestrebungen des Rothen Kreuzes.

In Hessen-Darmstadt war es die Großherzogin Alice**) und Luise Büchner, welche durch Begründung des Alice-Frauenvereins für Frauenbildung, Erwerb wirkten.

In Sachsen förderte die Königin Carola besonders die Industrie-, Spitzen- und Gewerbeschulen.

Wie in Deutschland, so wurde auch in Österreich und Ungarn die Frauenerwerbs- und Bildungsfrage eifrig in den großen Städten erörtert, ja es wurde der Versuch in gewaltigen Sprüngen gemacht, den Frauen das Stimmrecht zu verschaffen. Eine dahin gehende Petition wurde vom ungarischen Parlament abgelehnt. Auch ein Versuch, Frauen in den Reichstag als Stenographinnen zu bringen, scheiterte daselbst an dem Widerstand des Präsidenten.

Dagegen entwickelte sich der in Wien 1866 begründete Frauenerwerbsverein zu gleicher Höhe wie die Vereine in Norddeutschland. Wie in Berlin und Hamburg kam der Wiener Verein (hauptsächlich durch Schenkung aus der österreichischen Sparkasse) zum Besitz eines eigenen Hauses für alle seine Anstalten. In demselben werden auch Post- und Telegraphen-Beamtinnen ausgebildet, die

---

*) Siehe spätere Biographie der Großherzogin von Baden.

**) Siehe später deren Biographie in diesem Werke.

in den verschiedensten Orten Oesterreichs und Ungarns Anstellung fanden. — Nach dem Vorgehen in Wien wurden Frauen-Bildungs- und Erwerbs-Vereine in Prag, Triest, Klagenfurt, Pest, Graz und anderen Städten begründet. Um Gründung und Leitung des Wiener Erwerbs-Vereins machte sich Frau Hofrat Jeanette v. Eitelberger besonders verdient, um die Frauenarbeitsfrage Aglaja v. Enderes und um das Kunstgewerbe in Frauenhand in Oesterreich Frau Emilie Bach, welche nach der Wiener Weltausstellung eine Kunststickereischule begründete, die sich unter ihrer Leitung zu einer Musteranstalt entwickelte, welche staatliche Unterstützung fand und bedeutenden Einfluß nicht allein auf die Geschmacksbildung und Handgeschicklichkeit der Österreicherinnen hatte, sondern die Teilnahme der Frauen für kunstgewerbliche Arbeiten sich in Eröffnung von ähnlichen Anstalten bekunden ließ.

Die erste Reform, welche die deutsche Frauenbewegung einführte, galt also der Fortbildung nach der Schulzeit für praktische Erwerbsberufe in Frauen-Arbeits- und Industrie-Schulen, in Fach-, Handels-, Gewerbe-, Kunstgewerbe- und Kunstschulen und endlich in Haushaltungs- und Kochschulen.

Bei Fortbildungsanstalten für Mädchen, so sagte man sich, muß man in erster Linie Rücksicht auf den weiblichen Beruf, d. h. auf Hauswirtschaft, Handfertigkeit und Kindererziehen nehmen, in zweiter Linie auf allgemeine Ausbildung zu Kunst und Wissenschaft und endlich auf Fachbildung.

Noch verhielten sich die Staatsbehörden zu all diesen Bestrebungen stumm, und deren Verwirklichung wurde fast zu gleicher Zeit in verschiedenen Orten durch Private und Frauenvereine verwirklicht. Nur drei Stadtgemeinden zeichneten sich dadurch aus, daß sie Frauen-Arbeits-, resp. Gewerbe-Schulen unterstützten und in ihre Verwaltung nahmen. Es waren Nürnberg in Bayern, Reutlingen in Württemberg und Stettin.

Die Reutlinger Frauenarbeitsschule war das erste Vorbild einer technischen Fortbildungs- und Berufs-Anstalt geworden, in welcher ein mustergiltiges berufsmäßiges Arbeiten gelehrt wird. Durch die Mithülfe der Behörde befindet sich dieselbe in einem imposanten Gebäude mit umgebendem Garten. Sie ist gleichsam ein Polytechnikum für das weibliche Geschlecht. Da sind Säle für die Arbeit mit Näh-, Strick- und Webemaschinen, Flechtapparaten, Körperformen, Stickrahmen, Bügeleisen, Wand- und Zeichentafeln. Da sind Demonstrations- und Ausstellungssäle, eine geräumige Aula für Vorträge wissenschaftlichen und artistischen Inhalts, ein Turnlokal und eine Kochschule. Selbstverständlich wuchs eine solche Anstalt aus den einfachsten Anfängen heraus. Um hire Gründung hatten sich Lachmeyer, der jetzige Hauptlehrer und Inspector, und der verstorbene Dr. Zöllner und seine Gattin zuerst verdient gemacht. Seit undenklichen Zeiten war Reutlingen ein Musterort industrieller Thätigkeit, in welcher stets beide Geschlechter in gleicher Weise zusammen arbeiteten.

Während die männliche Bevölkerung seit Jahrhunderten dort Gerberei und zum großen Teil Weberei und Färberei trieb, beschäftigte sich die weibliche, und

zwar von der Greisin bis zum kleinen Kind herab, mit Klöppeln, Filet- und Nadelstrickerei, Sticken, Knüpfen, Flechten, der Anfertigung von Fantasieartikeln im Rahmen von Seide, Leinen, Wolle und Baumwolle.

In den mächtigen Wandlungen der Neuzeit durch die Maschine kamen diese Handarbeiten in harte Bedrängnis. Die neu begründete Frauenarbeitsschule sollte nun Abhülfe schaffen, indem bei der Arbeitsunterweisung der Sinn für das Kunstgewerbliche durch Unterricht in der Kunst geweckt und gefördert und den Frauen dadurch ein erweiterter Erwerbskreis ermöglicht wird.

Zu solcher Verbindung von Unterricht und Arbeits-Unterweisung bildete man weibliche Kräfte heran. Man ließ deshalb von Staatswegen eine Anzahl begabter, in dem einen oder andern der zu lehrenden Arbeitszweige besonders geübter Vorarbeiterinnen ausbilden und zwar zuerst im Zeichnen an der Schule selbst und dann für die Arbeitsunterweisung in den am meisten in Industrie vorgeschrittenen Städten Paris, Wien, München, Berlin, Elberfeld u. a. m. durch kürzeren oder längeren Aufenthalt zur vollen Lehrbefähigung auf Staatskosten. Außerdem berief man auch besonders ausgezeichnete ausländische weibliche Lehrkräfte an die Schule, an der jetzt mehr als zwanzig weibliche Aufsichts- und Lehrkräfte thätig sind. Die Schule erhielt ein durch Frauen verstärktes Curatorium, und das Protektorat über dieselbe übernahm Königin Olga von Württemberg. Dem Beispiel Reutlingens folgte man zuerst in Baden und Bayern. In Nürnberg war es Frau Beeg geb. von und zu Aufseß, welche eine Muster-Gewerbeschule für Frauen begründete. Auch versorgte die Reutlinger Schule viele andere Orte mit Lehrerinnen.

In Stettin errichtete der Magistrat auf Anregung der Frau Bürgermeister Sternberg eine Gewerbe- und Handelsschule für Mädchen.

Seit die Frauenbewegung in den Sechsziger Jahren ihre Basis immer mehr auf praktischen Boden zu fundamentiren suchte, fand sie unter den Männern immer mehr einsichtsvolle Anhänger, welche die Ueberzeugung aussprachen und bethätigten, daß es zu den wichtigsten Fortschritten in der Kultur gehört, der Frau in der menschlichen Gesellschaft eine gesicherte, mit dem Manne gleichberechtigte Stellung und Anteil an Erwerbsfähigkeit, Bildung und Gemeinwohl zu geben. (Carlos v. Gagern, Prof. v. Holtzendorf, H. Keferstein, Schmidt, Zabierow, Lorenzo v. Stein, Schwarz-Senborn, Dr. Ring, Dr. Schwerin, Ludwig Büchner u. a. m.)

Auch in Berlin begannen sich einzelne Männer 1867 für die wissenschaftliche Fortbildung der Frauen zu interessiren, indem sie populäre Vorträge hielten, welche nicht wenig dazu beitrugen, anzuregen; allein bald fühlten die denkenden unter den Frauen, daß durch Anhören von unzusammenhängend gegebenen, in einer Stunde abgehaltenen wissenschaftlichen Abhandlungen, die oft gar nicht der Vorbildung und dem Verständnis der Zuhörerinnen angepaßt waren, nur noch mehr der Oberflächlichkeit und Halbbildung der erwachsenen Mädchen Vorschub geleistet würde.

Dies veranlaßte zwei Frauen in Berlin zu gleicher Zeit zur Errichtung von öffentlichen Bildungsanstalten, in denen nach vollendeter Schulzeit den Mädchen Gelegenheit zu höherer Fortbildung in zusammenhängenden Kursen gegeben wurde. Es waren Miß Archer und die Verfasserin dieses Werkes. Von verschiedenen Ausgangspunkten und in verschiedener Weise suchten wir die Frage zu lösen: „Wie erschließt man der schulentlassenen weiblichen Jugend die Pforten der höheren wissenschaftlichen Bildung?"

Systematische höhere Lehranstalten für schulentlassene Mädchen existirten staatlich nur als Seminarien für Lehrerinnen und privat als Ausbildungsanstalten für Kindergärtnerinnen.

Der Zudrang zu den Seminarien war in Folge dessen so groß, daß der Staat in die Lage kam, die Anforderungen für Prüfungen immer mehr zu verschärfen. Wenn diese Maßregel nun auch wißbegierige junge Damen nicht vom Besuche der Seminarien abhielt, so konnte man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß ein bedeutender Teil der in dieser Weise angeeigneten Kenntnisse nur Überlastung des Gedächtnisses war, für diejenigen, die den Lehrberuf nicht ausüben wollten, während Lücken blieben, die im Leben sich nur allzu schwer zeigten. Diese Erwägungen veranlaßten mich im Jahre 1869, leider nur gestützt auf eigene Mittel, zur Begründung einer Akademie zur wissenschaftlichen Fortbildung für Damen. An derselben unterrichteten 11 Lehrer in Naturwissenschaft, Kulturgeschichte, Litteratur, Mathematik, fremden Sprachen und Pädagogik, in Wirtschaftslehre (Fröbel's Methode) und Kindespflege.

Zu gleicher Zeit, im October 1869, wurde das erste Lyceum für Damen in Berlin durch die verdienstvolle, leider zu früh verstorbene Miß Georgine Archer, eine Engländerin (seit 1854 in Berlin) und Lehrerin der kronprinzlichen Kinder, begründet. Das Lyceum trat unter dem Protectorat der Kronprinzessin in's Leben unter einem Curatorium, an dessen Spitze der Herzog von Ratibor, Professor Gneist, Professor von Holtzendorff u. a. m. standen. Von bedeutenden Mitteln unterstützt, ermutigt durch eine verhältnißmäßig stets starke Beteiligung, widmete Miß Archer der Anstalt ihre volle Lebenskraft und erlebte noch die große Freude, das Lyceum sich von innen heraus entwickeln und von anderen Städten nachgeahmt zu sehen. In Leipzig begründete Frau Dr. Henriette Goldschmidt, in Breslau Amalie Thilo (später in Wien), in Köln Frau Dr. Lina Schneider Lyceen, und andererseits entstanden wissenschaftliche Fortbildungsschulen nach dem Muster des Programms von Lina Morgenstern, deren Institut bis 1873 bestand, in verschiedenen Städten des In- und Auslandes.

Mit der Vorbildung für Kunst und Kunstgewerbe war es nicht so schlimm für das weibliche Geschlecht bestellt.

Königliche Kunstschulen und Kunstgewerbeschulen nahmen auch Schülerinnen zur Ausbildung in Malerei, Bildhauerei und Musik auf. Nun vereinigten sich noch Künstlerinnen und Kunstfreundinnen, um nach dem Prinzip der Selbsthülfe eine Zeichen- und Malschule zu errichten, deren Vorsteherin Fräulein Eichler in

Berlin wurde, eine Anstalt, die sich eines wohlverdienten Rufes erfreut, deren Erzeugnisse alljährig auf einer öffentlichen Ausstellung gezeigt werden. In gleicher Leistungsfähigkeit trat in München ein Verein von Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zusammen und auch in dem stets regsamen Karlsruhe entstand eine Malerinnenschule.

Indes da alle Fortbildung in der Schulbildung wurzelt, begannen die, an dem friedlichen Interessenkampf beteiligten Frauen, die Zustände der Volksschule wie die der höheren Töchterschule zu untersuchen. Man legte die Wünsche, die sich hieran knüpften, den Behörden vor. Das erste, was man erreichte, war die Einführung des obligatorischen Handarbeitsunterrichts in die Volks- oder Gemeindeschulen, so wie eine systematische Unterweisung in derselben, nach einer, von den Schwestern Rosalie und Agnes Schallenfeld*), Lehrerinnen an einer Privattöchterschule, in Berlin zuerst aufgestellten Methode, die in klar abgefaßten Lehrbüchern niedergelegt ist. Hierbei erwarben sich die Frauenvereine und ihre Vertreterinnen, namentlich Luise Büchner in Darmstadt, Anna Simson und Elise Ölsner in Breslau große Verdienste. Ich möchte hier aber bemerken, daß in Orten, wo die katholische Bevölkerung überwiegt, der Handarbeitsunterricht in den Mädchenschulen jederzeit gepflegt wurde, da die Klöster und Klosterschulen die Pflanzstätten weiblicher Handgeschicklichkeit waren.

Aber nicht nur vereinzelt, sondern allgemein wurde an dieser Aufgabe der Reform der Schule fortgearbeitet,**) bis durch die neuen preußischen Schulgesetze 1874 der obligatorische Handarbeitsunterricht in der Volksmädchenschule in Städten und Dörfern durch ganz Deutschland eingeführt wurde. Es machte sich derselbe als merklicher Culturfortschritt bald geltend, indem dadurch nicht allein die Hände der Frauen aller Stände mehr zur häuslichen Handarbeit geschickt, sondern indem die Aufmerksamkeit der Behörden für den Handfertigkeitsunterricht im Allgemeinen gesteigert wurde.

Auch das Interesse der Lehrerinnen für ihren Beruf wurde durch die angeregte Frage ein erhöhtes. Allzu lang hatten dieselben mit beispielloser Gleichgiltigkeit alles über sich ergehen lassen, was ihren Beruf erschwerte und die meisten einer Notlage aussetzte.

Die „Allgemeine Lehrerversammlung“ 1869 in Berlin, an der sich auch Frauen beteiligen konnten, hatte den Frauen eine neue Anregung gegeben. Im Jahre 1869 trat auf Veranlassung von Auguste Schmidt aus Leipzig und Marie Calm aus Kassel in Berlin ein Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen zusammen zur Förderung ihrer geistigen und materiellen Interessen. Bald erhielt dieser Verein Zweige in andern Städten und dehnte seine Wirksamkeit wohlthätig aus zur Stiftung von Feierabendhäusern für alternde Lehrerinnen zur deutschen Pensionskasse für Lehrerinnen und Erzieherinnen; ein Institut, das auch unter das Protectorat der deutschen Kronprinzessin genommen wurde.

---

*) Die Schwestern starben 1869 und 1870.

**) In der Schweiz begründete Schulrat Kattiger, in Würtemberg ein Lehrer, Namens Buhl, Seminarien für Handarbeit nach Schallenfelds Methode.

Während diese Verbindungen Selbsthülfe erzielten, verbanden sich die Dirigenten höherer Töchterschulen zu einem Verein, der sich die Förderung der höheren weiblichen Bildung durch die Schule zur Aufgabe machte.

Diese aus Männern und Frauen bestehenden, durch Zweigvereine zu einem Verbande anwachsenden Bestrebungen zeigten sich bald als sehr anregend. Sie kommen mindestens einmal im Jahr, an einzelnen Orten öfter zusammen, um über pädagogische Fragen zu discutiren. Zuerst war eine der wichtigsten derselben die Examenfrage. Bis dahin hatten die Lehrerinnen nur ein Examen abzulegen, für das sie schon im 18. Jahr reif gesprochen wurden. Sie erhielten aber durch dasselbe nur die Berechtigung, in den untern Klassen zu unterrichten, dabei wurde auf der einen Seite zu wenig, auf der andern zu viel von den Seminaristinnen verlangt. Es galt durch fortgesetztes Petitioniren zu erkämpfen, daß die Mädchen, wie die Knaben nach vollendeter Schulzeit ein Maturitätsexamen abzulegen hätten Wenn dieses sie berechtigte, weitere Studien für das Lehramt zu machen, so müßten ihnen drei Examina offen stehen: das als Elementar- resp. Volksschullehrerin, das als Oberlehrerin mit der Berechtigung in höheren Klassen und exacten Wissenschaften zu unterrichten, und das der Vorsteherin einer Schule.

Dabei wurde mit Recht betont, daß es für Sittlichkeit und Gemütsbildung besser wäre, den Unterricht für die heranwachsende weibliche Jugend in den Oberklassen in die Hände von Frauen zu legen.

Nicht ohne Erfolg blieb dieses Zusammenwirken von Frauen und Männern in der Erziehungs- und Unterrichtsfrage, denn 1873 sah sich dadurch das preußische Kultusministerium veranlaßt, eine Konferenz von männlichen und weiblichen Pädagogen zusammen zu rufen, um sich über die zweckmäßigste Art einer Reform des weiblichen Unterrichts zu beraten. Bei dieser Konferenz wurde Luise Büchner der ehrende Auftrag, sich schriftlich zu den Protokollen zu äußern; wol die erste Koncession, welche von einer Staatsbehörde dem ernsten Streben der deutschen Frau gemacht wurde.

Sie entledigte sich in ganz ausgezeichneter Weise dieser Aufgabe: Ihr Aufsatz: „Der höhere weibliche Unterricht," der in dem Werke „Die Frau" (hinterlassene Aufsätze, Abhandlungen und Berichte zur Frauenfrage von Luise Büchner, (Halle Herrmann Gesenius 1878) neu verlegt ist, entspricht noch heute den Wünschen, welche die deutsche Frau an die höhere Schulbildung stellt. Sie sagt unter anderm: Nicht nur bei der Mädchenerziehung ist vorzugsweise die ethische Aufgabe ins Auge zu fassen, sondern auch bei den Knaben. Man sollte sich daher nicht verleiten lassen, besondere Mittel hierzu in der Mädchenschule in Anwendung zu bringen.

Die höhere Töchterschule der Zukunft muß von vornherein so organisiert werden, daß sie für die möglichen künftigen Berufsarten der Frauen nach Kräften vorbereitet. Sie muß daher durchaus jenen gründlichen ernsten, praktischen Charakter haben, welcher die künftige Mutter und Hausfrau ganz ebenso wohl auf ihren Beruf vorbereitet, als die Lehrerin oder Ärztin.

Eine rechte Basis, nach beiden Richtungen hin, muß die Schule schon nur deshalb zu geben versuchen, weil man nicht wissen kann, ob nicht jene Schülerin, die man schon im Geiste als Mittelpunkt einer heranwachsenden Familiengruppe sah, doch statt dessen einen andern Beruf ergreifen muß, und umgekehrt die voraussichtliche Lehrerin statt dessen als viel beanspruchte Gattin und Hausfrau den Schwerpunkt ihres Wirkens an einer andern Stelle findet. Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß es schwer ist, diese beiden Hauptrichtungen des weiblichen Lebens gleichzeitig anzubahnen, das Praktische mit dem Idealen und Wissenschaftlichen, das Gründliche mit Ausbildung von Fantasie und Talent zu verbinden. Hierin liegt ohne Zweifel der schwierigste Punkt der heutigen Mädchenerziehung vornehmlich bei den höheren Ständen. Die Frau muß, wie hoch auch ihre Bildung und ihr Wissen steige, es immer verstehen, Frau zu bleiben d. h. „die Fähigkeit zu besitzen auch den kleinen und praktischen Pflichten des Lebens gerecht zu werden.“

Die allgemeine Bildung, welche die Töchterschule der Zukunft sich vorsetzt, müßte erstens keine abschließende und zweitens eine so gründlich vorbereitende sein, daß entweder eine Fach- und Berufsbildung darauf gebaut werden kann, oder aber, daß die künftige Mutter aus derselben einen genügenden Schatz von positiven Kenntnissen und von Begriffsentwickelung mit sich nimmt.

Schon in jener Minister-Konferenz wurde ein Normal-Lehrplan für höhere Töchter- und Mittelschulen discutirt, die auch die Privatschulen verpflichten sollte. Von vollendetem 6. Lebensjahr beginnend, verlangte die Konferenz eine zehnjährige Schulzeit.

Erst zehn Jahre später ist ein Normallehrplan in dem neuen deutschen Schulgesetz aufgenommen worden.

Der Anfang und das Ende aller Bestrebungen der Frau liegt in der Erziehung. Alles, was versucht wird zur Verbesserung ihres Loses und zu ihrer Rechtsstellung, wurzelt in dem Hause und in der Schule. Das Haus, wie die Volksschule und höhere Töchterschule müssen der weiblichen Gemüts- und Geistesbildung zweckentsprechender vorarbeiten; dann erst wird die Mission der Frau erfüllt werden, — innerhalb des Familienlebens Töchter und Söhne zur sittlichen Selbständigkeit des Charakters, zur gewissenhaften Pflichterfüllung, — zu allgemein wissenschaftlicher Bildung zu erziehen, — mit klarem Bewußtsein die Berufsinteressen des Mannes zu teilen, wo es not thut, mit voller Kraft mitzuarbeiten und sich Teilnahme zu bewahren an den größeren Bewegungen des menschlichen, nie rastenden Geistes und den Kulturfortschritten der Zeit.

Außerhalb des Familienlebens stehend, soll die alleinstehende Frau durch Fach- und Fortbildungsanstalten, wie durch Hochschulen befähigt werden, in der menschlichen Gesellschaft sich einen Wirkungskreis zu schaffen, der ihr bei Selbsterhaltung und Selbständigkeit innere Befriedigung gewährt, ihr die allgemeine Achtung erwirbt und sie noch durch ihr Beispiel musterhaft erziehlich wirken läßt.

Es ist die Fortbildung nach der Schulzeit zur Erwerbsthätigkeit und Berufsbildung der sicherste Damm gegen Unglück und Unsittlichkeit. Die Erwerbende fühlt sich zu größerer Kraftanstrengung veranlaßt, wenn der Verbrauch zunimmt und weiß diesen vorsichtig einzuschränken, wenn der Erwerb leidet. So widerlegt sich die Besorgnis, daß das Haushalten durch die erweiterte Erwerbsfähigkeit der Frauen leiden könnte.

Die Erziehung zu selbständigem Erwerb muß daher für Töchter und Söhne eine Regel bilden und der Staat hat die Verpflichtung bei Errichtung technischer Hochschulen auch des weiblichen Geschlechts zu gedenken.

Die Befähigung zur Arbeit, die Möglichkeit und das Recht die Lebensarbeit zu wählen, welche dem Individuum zusagt, das ist die allein dauernd Wert besitzende Morgengabe, welche Familie und Staat auch dem weiblichen Geschlecht mitzugeben die Aufgabe hat, sollen sociale und wirtschaftliche Verhältnisse bessere werden.

Die Erkenntnis der obigen Wahrheit ließ die Frauenbewegung nicht bei den Bestrebungen der Vorbildung für den Erwerbsberuf stehen. Die Versuche von 1869, Hochschulen und Lyceen für Mädchen zu eröffnen, deutete darauf hin, daß der begabten Jungfrau auch die Pforten der höheren Bildungsanstalten erschlossen, ihnen der Weg zum Universitätsbesuch geebnet werden sollte. Das Ausland war bereits den strebsamen Frauen gerecht geworden; Amerika, England, die Schweiz, Italien, Frankreich, Rußland, ja in letzter Zeit Holland, Schweden, Norwegen und Dänemark geben ihre Universitäten dem Besuch studierender Damen frei und erteilen ihnen die verdienten Grade. Nur in Deutschland zeigen sich noch unübersteigliche Hindernisse, obgleich es schon eine Anzahl studierter, in Amt und Würden tüchtig befundener deutscher Frauen giebt, welche im Ausland sich die vorbereitenden Kenntnisse sammeln und dort ihr Examen ablegen mußten, ja obgleich es Fälle giebt, wo ausländische Frauen, nachdem sie ihr Studium auf privatem Wege gemacht, den Doktorhut in Deutschland erwarben, die dann im Ausland eine Professur erhielten, wie die Professorin der Mathematik, Frau Sophie v. Kowalewska,*) welche an der Hochschule zu Stockholm angestellt ist. Zwar gehört die Geschichte des Frauenstudiums in die der ausländischen Errungenschaften der Frauenbewegung; da sie jedoch tief eingreift in das Wollen und Streben auch der deutschen Frau und da diese keine andere Gelegenheit hat ein Ziel fachwissenschaftlicher Bildung zu erreichen, als auf der ausländischen Universität, sei hier im Anschluß an das, was ich über die Reform der Erziehung und des Unterrichts mitteilte, gleich der Geschichte des Frauenstudiums in unserem Jahrhundert gedacht, in so weit es noch nicht erwähnt ist.

In Amerika ist die Gleichberechtigung der Frauen, an akademischen Studien Teil zu nehmen, im Jahre 1870 erteilt worden. Bis dahin hatten die Frauen nur besondere Colleges, wie z. B. das Vassar-College in Poughkapsie (New

*) Siehe deren spätere Biographie in diesem Werke.

York), begründet im Jahre 1865 mit dem Rechte, den Schülerinnen alle vom Staate autorisirten wissenschaftlichen Grade und Titel zu verleihen. Es nimmt Schülerinnen nicht unter 16 Jahren auf.

Das Studienprogramm umfaßt 4 Jahre. Die lateinische Sprache und eine der drei, Griechisch, Französisch oder Deutsch sind obligatorisch. Die Bibliothek dieses College umfaßt 9000 Bände, und liegen im Lesezimmer 40 Zeitschriften in verschiedenen Sprachen aus. Die Studentinnen wohnen im Hause unter Aufsicht einer Vorsteherin und zahlen jährlich 400 Dollars. Außer dem Universitäts-Unterricht können sie Unterricht in der Musik für 100 Dollar, Zeichnen, Malen, Modelliren für 80 Dollar jährlich haben. Zu der Universität gehört eine Vorbereitungsschule; besonders verdienstvolle Schülerinnen erhalten Stipendien. Außerordentliche Sorgfalt wird der Gesundheit der Zöglinge zugewendet. So gehört es zu den Pflichten der Studentinnen zu turnen, zu schwimmen, Schlittschuh zu laufen, zu rudern und regelmäßig spazieren zu gehen. Der Arzt wohnt im Hause, und für Kranke sind besondere Krankenzimmer und Erholungsräume vorhanden.

Größer und bedeutender noch ist das Wellesley-College bei Boston 1875 von dem Advokaten Henry Durant gegründet. Es enthält Hörsäle, Laboratorien der Chemie, Physik, Zoologie, Botanik, Mineralogie, eine Kapelle, ein Museum, eine Kunstgallerie, ein Hospital, eine Bibliothek (selbe umfaßt 28,000 Bände 25 belletristische Journale aller Nationen und 55 Tages- und Wochenzeitschriften) und Wohn- und Schlafzimmer für 600 Personen.

Das Wellesley-College ist das einzige Institut dieser Art, das gänzlich von Frauen verwaltet wird. Präsidentin Miß Alice E. Freemann Dr. phil. Fakultät 78, 17 weibliche Professoren und eine Ärztin. Die eintretenden Studentinnen müssen das 16. Jahr erreicht haben, Zeugnis der Reife einer Hochschule vorzeigen oder Aufnahmeprüfung bestehen. Nach absolvirtem Kursus von 4—5 Jahren erhalten die Studentinnen die Würde eines Baccalauréus, nach weiteren 2—3 Jahren die eines Magisters. Zahl der Studentinnen 515. Preis für Logis und Studium 275 Dollars, für Musik, Malerei und Modelliren 90—100 Dollars. 24 Stipendien. Den Studentinnen ist die größtmöglichste persönliche Freiheit gestattet.

Im Ganzen giebt es in Nordamerika vier bedeutende Frauenuniversitäten, die das Recht besitzen, den Studentinnen alle vom Staate autorisirten Universitätsdiplome, Grade und Titel zu verleihen.

An allen Staatsuniversitäten haben die Frauen Zutritt und gleiche Rechte mit den männlichen Studierenden. 20,000 Frauen studieren in den Vereinigten Staaten an Universitäten. Unter 700 Studierenden der Boston Universität waren 1886 der sechste Teil Frauen.

Auch in Melbourne (Australien) studieren die Frauen gleichberechtigt mit den Männern. In den englischen Kolonien in Indien mehren sich die Einrichtungen zur Ausbildung von Frauen der Eingeborenen für den ärztlichen Beruf. In Madras ist bereits durch weibliche Ärzte ein Hospital, in Bombay eine Poliklinik

eingerichtet worden, und es sind Schritte gethan, um in Ulwar, Lahore und an anderen Orten ähnliche Institute ins Leben zu rufen.

In Europa sind es die Hochschulen in Zürich, Bern, Genf, welche der Frau ohne jeden Unterschied die Rechte der männlichen Studierenden einräumen.*) In Zürich ist der Zutritt zur Universität den Frauen seit 1864, die Zulassung zum Maturitätsexamen seit 1869 gestattet; Mädchen dürfen die Cantonal-Gymnasien besuchen, die akademischen Kurse absolviren und die Grade erreichen, wie die männlichen Studenten, vorausgesetzt, daß sie dieselben Bedingungen erfüllen.

Der Rat des Kantons Neuchatel hat 1878 die Frage nach dem Rechte der Frauen auf Zulassung zu höheren Unterrichtsanstalten durch die folgende Antwort entschieden: „Personen weiblichen Geschlechts haben dasselbe Recht wie Personen des männlichen, akademische Kurse zu vollenden oder Schüler der Kantonal-Gymnasien zu sein, sofern sie die für die Aufnahme vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen."

Im Jahre 1886 waren in Zürich unter 437 Studierenden 45 weibliche. 14 Damen besuchten die philosophische, 29 die medizinische Fakultät, 2 widmen sich den Staatswissenschaften. Von den 45 Studentinnen sind 10 Russinnen, 15 Schweizerinnen, die übrigen verteilten sich auf Deutsche, Französinnen und Engländerinnen.

Auch in dem Polytechnikum in Zürich vermehrte sich die Zahl der weiblichen Studierenden, welche sich für einen bestimmten Beruf an den Fachkursen immatrikuliren ließen. Im Jahre 1886 waren fünf junge Damen auf der chemisch-technischen Abteilung, eine auf der landwirtschaftlichen, und vier auf der Fachlehrer-Sektion für Naturwissenschaften. Acht Studierende gehörten der russischen, zwei der deutschen Nation an.

Die in Deutschland praktizierenden Ärztinnen sind meist in Zürich ausgebildet. —

Im Oktober 1874 wurde die erste medizinische Schule in England für Frauen auf Anregung der Misses Dr. Jex Blake, Dr. Elisabeth Blackwell und Miss Dr. Peechy eröffnet. Man hatte die besten Professoren der Londoner Hospitalschulen für den Unterricht gewonnen, und das kurz zuvor von Mrs. Anderson gegründete Frauenhospital bietet den Studentinnen Gelegenheit zu praktischen Studien.

In Frankreich studierten bereits 50 Frauen im Jahre 1884, von denen 39 med. Heilkunde erwählt hatten; unter ihnen waren 11 Engländerinnen, 10 Französinnen, 9 Russinnen, 8 Amerikanerinnen, 1 Ungarin, 1 Polin, 1 Italienerin, 1 Indierin.

---

*) Im Jahre 1867 wurde in Zürich zum ersten Mal eine Frau, Frl. Nadesdha Suslowa, 24 Jahre alt, zum Doktor med. chir. und gyn. befördert. Bei dieser Gelegenheit sprach Professor Rose höchst anerkennend über die wissenschaftlichen Bestrebungen der Frauen.

In Paris wurde bereits im Dezember 1871 die Zulassung der Frauen zu dem Internat an den Hospitälern beantragt, aber erst 1885 von dem Munizipalrat gegen die Majorität der Hospitalärzte genehmigt. Einer der beiden zuerst zugelassenen Internen, einer Mademoiselle mit dem sehr französischen Namen Klumpke wurde für ihre Arbeit: Contribution à l'étude des paralysies radiculaires du plexus brachial durch die Pariser Akademie der Medizin der Godard'sche Preis von 1000 Francs verliehen. — In Paris sind heutigen Tages bereits 13 Frauen, in Bordeaux und Nizza je eine, als Ärztinnen thätig. In Frankreich werden, also ebenso wie in der Schweiz, Frauen nicht blos zum medizinischen Studium, zu Hospitälern und zur Doktor-Promotion zugelassen, sondern man erteilt ihnen auch die volle Berechtigung zur Praxis. Ein gleiches gilt von den juristischen und philosophischen Studien derselben.

Man darf also auf Grund dieser Thatsachen wohl sagen, daß auch die romanischen Völker in älterer und neuerer Zeit sehr eifrig dafür gearbeitet haben und arbeiten, daß den Frauen ebenfalls die Mittel gewährt werden, sich weiter zu unterrichten und ihre geistigen Anlagen nach Kräften zu entwickeln; ja daß sie den rechten Weg zu diesem Ziele beschritten haben, indem sie vor allem bestrebt sind, auch der Frau eine möglichst gründliche und allseitige Vorbildung zu verschaffen.

In Holland wird dem Studium der Frauen nicht das Geringste in den Weg gelegt; sie besuchen Gymnasien und Universitäten gemeinsam mit den männlichen Studenten.

In Belgien nimmt das Universitätsstudium der Frauen mit jedem Jahre zu. Viele Mädchen widmen sich dort der Pharmacie; eine der letzteren hat in Lüttich vor kurzem ein glänzendes Examen abgelegt. Dennoch war man dort so engherzig, Frl. Popelin, welche eine glänzende Prüfung bestanden hatte, nicht zur Advokatur zuzulassen.

In Spanien hat man im letzten Jahr die Bedenken gegen das Studium der Frauen fallen lassen und mehrere Universitäten ihnen geöffnet.

In Italien sind die Universitäten seit 1875 den Frauen zugänglich.

Ueber die Universitätsverhältnisse im skandinavischen Reiche habe ich bereits Mitteilungen gemacht.

Die russischen Universitäten wurden dem weiblichen Geschlecht eröffnet, nachdem die Regierung eingesehen, daß dessen Bildungsdrang nicht mehr zu unterdrücken war und die Studentinnen, die nach dem Ausland gingen, all zu schnell Anhängerinnen des Nihilismus wurden. Die Behörden beriefen durch einen Ukas die studierenden Russinnen aus Zürich im Jahre 1873 und erlaubten das Studium an der Universität zu St. Petersburg. Medizin studierten von 1882 bis 1884 dort an 152 Studentinnen, davon erhielten Aemter 53 im Dienst der Prov.-Behörde, 40 prakt. in Hospitälern, 12 dozirten als weibliche Ärzte. In der Zahl der vierzig Frauen, welche im Jahre 1884 die medizinischen Kurse in St. Petersburg beendet haben, befinden sich zwei Polinnen, nämlich: Frl.

J. Jessipowich aus Witebsk und Ida Poznanska aus Kalisch, beide erhielten das Diplom cum laude.

Den ersten Schritt für eine Frauenuniversität in Rußland that Frau Conradi 1867 auf der ersten Naturforscherversammlung in Petersburg, indem sie in einem Briefe die Notwendigkeit einer solchen Bildungsstätte für Frauen nachwies. Im Herbst 1868 wurde dem Ministerium eine von 400 Unterschriften bedeckte Petition überreicht, mit der Bitte um medizinische Kurse für Frauen. 1870 wurde den Frauen gestattet an den medizinischen Kursen der Universität teilzunehmen. Eine der Zuhörerinnen, Frau Rothstremy, schenkte zur Förderung dieses Zweckes 20000 Rubel. 1873 wurde die Erlaubnis aufgehoben, doch später gab die Regierung die Erlaubnis, med. Kurse für Frauen unter der Bedingurg einzurichten, daß ein Professor die Verantwortlichkeit übernehme. Dies that Professor Bestorieff-Rimn. Frauen beschafften die Mittel, gründeten zu diesem Zwecke ein Komite und hatten einen so günstigen Erfolg, das 1878 der Anfang zu einer Frauenuniversität gemacht wurde, die in zwei Abteilungen zerfiel, in eine philologische und in eine physikalisch-mathematische. Daneben ein Spezialkursus für Medizin und Mathematik.

Die erste russische Universität für Frauen wurde am Ende des Jahres 1885 in Petersburg eröffnet, zu der Erbauung sind Mittel aus allen Teilen Rußlands und der im Ausland wohnenden Russen beigesteuert worden. Hierdurch wurde eine Stätte der höheren weiblichen Erziehung in Rußland gegründet, die um so erwünschter war, als in der letzten Zeit keine medizinischen Studentinnen auf der Universität mehr angenommen wurden.

Das Gebäude selbst ist äußerlich sehr ansehnlich und entspricht vollkommen seinem Zweck. In demselben befinden sich sechs Hörsäle, zwei von diesen sind amphitheatralisch gebaut und können 300 Hörerinnen aufnehmen, während die übrigen 4 nur je 150 Studentinnen Platz geben; außerdem befindet sich daselbst ein Laboratorium, ein anatomischer Saal, dem ein weiblicher Doktor vorsteht und eine Bibliothek so, daß eigentlich sieben Lehrsäle für Anatomie, Physiologie, Mineralogie, Zoologie je einer und drei physikalische vorhanden sind. — — —

In Amerika ist von einer eigentlichen Frauenfrage nicht mehr die Rede, sondern von einer erfolgreichen und stets fortschreitenden Frauenbewegung.

In der Biographie der Lukretia Mott erwähnte ich bereits den Anteil, den die Frauen an der Befreiung der Sklaven hatten, wie sie den Norden, ja selbst einige der Südstaaten durchzogen und mit unwiderstehlicher Beredsamkeit das damals unverletzlich geltende, menschenschändende Institut angegriffen, unbekümmert um die Verwünschungen und Drohungen der Sklavenhalter.

Als nun im Jahre 1840 Pensylvanien weibliche Delegirte, unter ihnen Lukretia Mott, nach London in die dort tagende Antisklaverei-Konvention schickten und diese ablehnten, die Frauen als stimmberechtigt aufzunehmen, gab jene Zurückweisung Veranlassung zur Frauenstimmrechtsbewegung in England und Amerika. In New-York tagte die erste Versammlung, dieser Frage geweiht, 1848 zu Seneca-

Falls unter Vorsitz des Ehepaars Lukretia und James Mott und seitdem blieb diese Bewegung in siegreichem Vorwärtsschreiten. 1851 schloß sich ihr begeistert eine Deutsche, Frau Annecke, an, die mit ihrem Gatten eben von Europa gekommen war. Ihre Gesinnung fand in einer von ihr redigierten deutschen Frauenzeitung energischen Ausdruck. Eine der eifrigsten und thätigsten Kämpferinnen für die politischen Rechte der Frau war die Amerikanerin Julie Ward Howe, die Herausgeberin des Womens Journal in Boston und Chicago.

Schon 1836 war Francis Wright, eine Engländerin, nach den Vereinigten Staaten gekommen, um für politische und sociale Frauenrechte zu agitieren, ihr folgte Frau Ernestine L. Rose, eine geborne Polin, von bewundernswerter Schönheit, die frühzeitig nach Amerika gekommen war, zuerst für das Vermögensrecht verheirateter Frauen auftrat und bis zum Jahre 1881, wo ich diese energische Frau auf einem Congreß für pease and abritations in London traf, noch immer mit aller Energie für die Rechte der Schwächeren kämpfte.

Für die Befreiung der Sklaven wirkten seit 1836 zwei Schwestern mutig, Sarah und Angelina Grünke, Töchter eines Farmers in Süd-Carolina, die ihre eignen Sklaven sofort entließen. Begabt mit natürlicher Beredsamkeit und von anmutiger, zarter Gestalt, wußte die jüngere Schwester immer mehr begeisterte Anhänger ihrer humanen Ideen zu werben, während die andere Schwester als gewandte Schriftstellerin zu beweisen suchte, daß die Befreiung der Sklaven und die Emanzipation der Frau ein Gotteswerk sei.

Eine junge Quäkerin, Abby Kellery, eine vornehme Erscheinung mit ausdrucksvollem, schönem Gesicht, reiste gleichfalls als Rednerin in der Anti-Sklavereifrage im Lande umher, sie scheute weder die Hitze des Sommers, noch die eisigste Kälte des Winters, sie fürchtete weder die gegen sie verübten Rohheiten eines fanatisierten Mobs, noch den Spott — ruhig hielt sie viele Jahre ihre Vorträge in Schulhäusern, Kirchen, öffentlichen Sälen. 1845 verheiratete sie sich mit Stephan S. Koster, mit dem sie im Kreise ihrer Familie in stiller Zurückgezogenheit eine Farm in Worcester, Massachusetts, bewohnt.

Mary Grew aus Philadelphia war dreißig Jahre lang eine der thätigsten Pioniere für die Befreiung der Sklaven und die Rechte der Frau, ebenso Anna Greene Philipps, eine hervorragende, würdevolle Schönheit, die Europa bereist hat und zu den Delegierten von Massachusetts gehörte, welche zum Congreß nach London 1840 geschickt worden waren.

Nächst Lukretia Mott war Mrs. Francis D. Gage die älteste Vertreterin der Frauenrechte. Den 12. Oktober 1808 in Marietta, nahe Washington geboren, war sie die Tochter Joseph Barkers, einer der ersten Pioniere, welche die Wilden des Westens zu civilisieren suchten. Ihre Mutter, Elisabeth Dana, einer der ausgezeichnetsten Familien entstammt, gab ihr eine vorzügliche Erziehung. Ihrem Vater stand sie in all seinen ländlichen Arbeiten wie ein Knabe zur Seite, aber ihr weiches Gemüt und ihre Barmherzigkeit war schon früh damit beschäftigt, die Leiden der Sklaven zu lindern. Mit 21. Jahren heiratete sie Mr. James Gage,

einen Advokaten in Mc. Connellsville, Ohio, einen Mann von humaner Gesinnung und der sittlichsten Weltanschauung. Allmählich Mutter von 8 Kindern, fand sie dennoch Zeit, trotz all der auf ihr lastenden häuslichen Arbeit, in verschiedenen Journalen über Befreiung der Sklaven und über die Frauenrechte zu schreiben und Vorträge zu halten.

Im Jahre 1851 berief sie eine Versammlung für Frauenrechte nach Akron, Ohio, welche sie leitete und 1853 in St. Louis. Hier in einem Sklavenhalter-Staat, war die Gefahr für sie groß; aber mit ihrem gewohnten Freimut sprach sie ihre Meinung aus, was zur Folge hatte, daß die sogenannte gute Gesellschaft ihr feindselig gegenübertrat, aufs heftigste ihre Person bekämpfte und mit der Zerstörung ihres Eigentums vorging. Drei Feuersbrünste zerstörten ihren Besitz und führten die Verarmung der Familie herbei; dazu kam ihres Gatten schlechte Gesundheit und Geschäftsverluste, und so nahm sie eine Stelle in der Redaktion eines landwirtschaftlichen Blattes in Columbus an. Aber schon brach der Krieg aus, der auch diese Zeitschrift zum Aufhören zwang. Vier ihrer Söhne traten in die Armee ein und lenkten ihre Gedanken immer wieder auf den Kampf der Südstaaten. Ohne sich zu besinnen ging sie 1862 nach Port Royal und widmete 14 Monate lang in Beaufort, Paris und Fernandina den verwundeten und kranken Soldaten und befreiten Sklaven ihre Hülfe, wo sich die Gelegenheit dazu bot. Bewunderungswürdig ist der Heldenmut, den Mrs. Gage und ihre Tochter in dieser Zeit bewiesen.

Als sie fühlte, daß ihre Kräfte nicht mehr ausreichten, kehrte sie nach dem Norden zurück und begann die Erfahrungen, welche sie unter den befreiten Sklaven gesammelt hatte, allabendlich in den Krieger-Hülfsvereinen vorzutragen, hoffend, daß sich jüngere Kräfte finden würden, um den vernachlässigten Negern Elementarkenntnisse beizubringen und sie für das sociale Leben vorzubereiten, und als der Sommer ihre Vorträge unmöglich machte, ging sie als unbesoldeter Agent nach dem Mississippi, Memphis, Vicksburg u. a. O., um für die von ihr vertretenen Ideen und für die Mäßigkeitsbestrebungen zu wirken. Im August 1867 unterbrach ein Schlaganfall plötzlich ihre bewunderungswürdige Thätigkeit. Sie blieb ans Zimmer und Bett gefesselt, dennoch aber hörte sie nicht auf, für's allgemeine Wohl schriftlich zu arbeiten, über alle Zeitverhältnisse zu lesen und Gesinnungsgenossinnen um sich zu versammeln, die durch ihre Menschenliebe, ihren lebhaften Geist und ihren reinen Gottesglauben von ihr stets neue Anregungen empfingen. Mrs. Gage hat viele schöne Kindergeschichten geschrieben, Gedichte und Skizzen aus dem socialen Leben und hat sich durch eigene Kraft genug erworben, um sich selbst und ihren Kindern ein behagliches Heim zu verschaffen.

Ebenso tapfer wie Mrs. Gage arbeiteten für dieselben Ziele Abby Hutchinson, Antoinette Brown, Lucy Stone, Mrs. Caroline H. Dall, Mrs. Nichols, Susanne B. Anthony, Olympia Brown und Cady Stanton, die ich hier nur kurz erwähne, da dies Werk die Biographien der meisten dieser Kämpferinnen enthalten wird. Ihre Arbeit war nicht vergebens. Die Frauenbewegung hat in Amerika die

größten Fortschritte gemacht und dem weiblichen Geschlechte Achtung und Gleichstellung in vielen öffentlichen Stellungen und Ämtern, sowie in dem Recht auf Erwerb und Ausbildung verschafft.

1868 begründeten Miß Stanton und Miß Anthony eine Zeitung: „The Revolution", die später den Titel annahm: „The liberal Christan". Das Frauenrecht in politischer und socialer Beziehung ist die Haupttriebfeder amerikanischer Bestrebungen geblieben. Überall sind Woman-suffrage-associations. 1870 erschienen Vertreterinnen dieser Bewegung in Washington auf dem Kapitol vor den Senatoren um ihre Forderungen für politische Gleichberechtigung mit großer Beredsamkeit zu stellen, unter ihren angeführten Gründen war nicht der letzte, daß man sogar den Negern das Stimmrecht verliehen habe und es der gebildeten und steuerzahlenden Frau verweigere.

Daß die weiblichen Ärzte und Advokaten dort von Jahr zu Jahr zunehmen, ist nichts neues mehr, aber in einzelnen Orten wählt man Damen zu Distrikts- oder Friedensrichtern, zu Syrakus im Staate Kansas giebts einen weiblichen Gemeinderat, und die Stadt Argonia, ebenfalls in Kansas, rühmt sich sogar eines weiblichen Bürgermeisters. „Mayor Salter", wie derselbe titulirt wird, genießt das allgemeinste Vertrauen und ist eine noch junge Dame von 27 Jahren; ihr Mädchenname war Susanna Madora Kinsey; sie erhielt ihre Erziehung auf dem Kansas-Staatscollegium zu Manhattan, mußte aber ihrer zarten Gesundheit halber das Studium aufgeben und nach Hause zurückkehren, wo sie sich später mit Mr. Salter verheiratete. Eine andere unternehmende Dame ist Kapitän eines Dampfboots auf dem Champlain-See, und Miß J. Stickford aus Neu-Orleans versieht an der Station Prudhomme der Texas-Pacific-Eisenbahn das Amt eines Bahnhofsinspektors, Billeteurs, Telegraphisten und Postmeisters. Gegenwärtig üben 300 Ärztinnen die medizinische Praxis in den Vereinigten Staaten aus und stehen sich gut dabei, denn sie werden vortrefflich bezahlt; in Newyork soll eine Ärztin jährlich 65 000 M., in Orange, New Jersey, eine andere 60 000 M. einnehmen, während in Philadelphia einige der 6 weiblichen Ärzte bis zu 30 000 und 40 000 M. verdienen. Die Zahl der praktizirenden Advokatinnen in der Union ist dagegen bedeutend geringer und beträgt nach den neusten Feststellungen nur 48. Die meisten derselben, 7, hat Illinois, dann folgen Michigan mit 6, Wisconsin mit 5 u. s. w., während Massachusetts, Pennsylvanien, Nebraska und Newyork nur je eine Advokatin aufzuweisen haben. Seit 1863 besteht in Boston das Neu-England-Hospital für Frauen und Kinder, welches von einer Deutschen, Dr. Marie Zakrzewska geleitet wird, die auch einen Lehrstuhl für Geburtshülfe in Neu-England Female Medical College bekleidet.

Die größte Macht erreichte das Frauenwirken in Amerika in dem Kampf gegen die Trunksucht. Der sogenannte Kreuzzug der Frauen gegen die Wirtshäuser wurde im Anfang verspottet und verlacht; jetzt zählt der nationale christliche Frauenmäßigkeitsverein 200 000 Mitglieder in 10 000 Lokalvereinen. Er hat eine eigene Zeitung: The Union Signal und hat es durchgesetzt, daß in allen

Ortschaften der Vereinigten Staaten der Branntwein verboten ist, welcher so viel Unglück in den Familien angerichtet und so viel Verbrechen erzeugt hat. Die Bewegung wird geleitet von Mrs. Willard.

Bei den Gemeindewahlen in Boston gaben 22 000 Frauen ihre Stimmen ab. Ein Ausschuß von 100 derselben leitete die Bewegung so erfolgreich, daß das Schulamt, die Ämter der Gemeinderäte und das des Bürgermeisters mit republikanischen Kandidaten besetzt wurden.

Wir kehren nach dieser langen Wanderung, angestellt, um eine Übersicht der Frauenbewegung in allen Ländern zu gewinnen, wieder nach Deutschland zurück.

Im Jahre 1873 erließ Prof. v. Bischof, Physiologe und Anatom in München, eine Schrift: „Das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen", welche ihn als heftigen Gegner desselben hinstellte, und ihn zugleich in allen Vorurteilen befangen zeigt, welche man gegen die geistige Erhebung der Frau hatte.

Eine geistreiche Berlinerin, Frau Hedwig Dohm, antwortete ihm im Jahre 1874 in einer 188 Druckseiten umfassenden Schrift: „Die wissenschaftliche Emancipation der Frau".

Sie hatte ihre Schlagfertigkeit schon in einer früheren Schrift bewiesen: Der Jesuitismus im Hausstand, indem sie die gesellschaftlichen Schwächen des Mannes wie besonders der Frau geißelte. Jetzt bekämpfte sie den gelehrten Herrn Professor mit naivem Scharfsinn, in logischer Folgerung, indem sie die drei Fragen aufstellte und beantwortete: Ob Frauen studieren dürfen? Ob Frauen studieren können? (im Sinne der Befähigung) und ob Frauen studieren sollen?

Das Werkchen erregte Aufsehen, ebenso wie das zwei Jahre später erscheinende von Hedwig Dohm: „Der Frauen Natur und Recht." Im Übrigen hat diese geistvolle Schriftstellerin sich vom öffentlichen Wirken zurückgezogen und bei keiner der Frauenvereine sich thätig beteiligt, bis sie 1888 in den neu begründeten Frauenverband „Reform" eintrat, welcher Mädchengymnasien zu begründen beabsichtigt.

Indes hatten sich die strebsamen deutschen Frauen nicht abhalten lassen, trotz der geringen Aussicht, im Vaterlande einen Erfolg zu haben, auf auswärtigen Universitäten zu studieren. 1876 ließen sich Frl. Dr. Lehmus aus Fürth und Frl. Dr. Tiburtius aus Rügen nach fünfjährigem Studium in Zürich und praktischer Thätigkeit als Assistenten des Prof. Dr. Winkel (Entbindungsanstalt, Dresden, jetzt in München) auf Grund der Gewerbeordnung als praktizierende Ärzte für Frauen- und Kinderkrankheiten nieder. Obgleich die Behörden ihnen viele Hindernisse in den Weg legten, gewannen sie das Vertrauen ihrer Mitbürgerinnen, deren reiche Zahl auch von auswärts herbeiströmt, um sich von diesen beiden Frauen behandeln zu lassen. Das Bedürfnis ist hiernach am besten bewiesen, daß Ärztinnen für Frauenkrankheiten eine sittliche und gesundheitliche Notwendigkeit sind. Dasselbe Vertrauen zeigte sich in deren Poliklinik seitens bedürftiger Frauen und Mädchen, welche dieselbe bis zu 2000 Personen alljährlich aufsuchten, obgleich sie bekanntlich in allen Kliniken unentgeltliche Behandlung finden.

Nach der von den Frauen gewonnenen Überzeugung, daß die Ärztin sich in den verschiedenen Ländern bewährt hat, wurde der Kreis derer immer größer, welche in Deutschland für das Frauenstudium stimmten. Eine überaus wohlthätige und gemeinnützige deutsche Dame, die im Ausland lebte, bot der Universität Heidelberg 100,000 Mark an, um Frauen zum Studium zuzulassen. Nachdem es ihr abgeschlagen wurde, gab sie diese Summe dem allgemeinen deutschen Frauenverein zu dessen Stipendienfonds für deutsche weibliche Studierende. Bemerkenswert ist es, daß alle Frauen, welche zu Gunsten der Studierenden eintraten, solche waren, welche keinen Gebrauch von diesen Vorteilen machen konnten. So war es Frau Professor Mathilde Weber*) in Tübingen, welche im Jahre 1888 eine höchst beachtungswerte Schrift herausgab: „Ärztinnen für Frauenkrankheiten", eine ethische und sanitäre Notwendigkeit; dieselbe erlebte bis 1889 4 Auflagen und fand selbst bei Gegnern lebhafte Anerkennung. Frau Mathilde Weber, diese rühmlichst bekannte Vorkämpferin in der Frauenbewegung beleuchtete mit Klarheit das „für und wider" der Ärztinnenfrage. Auch Männer traten als Verteidiger derselben auf, unter ihnen Carlos von Gagern, später die Reichstagsabgeordneten: Rickert, Schrader und Schläger, wie auch die Professoren Dr. Wislicenus und Böhmert. Im Jahre 1888 kursierten in Deutschland mehrere Petitionen von Frauenvereinen und Privatpersonen, die Zulassung der Frauen zu deutschen Universitäten, namentlich zum medizinischen Studium betreffend. Schon waren viele tausend Unterschriften gesammelt, da erhielt diese so wichtige Angelegenheit einen empfindlichen Schlag durch einen Vortrag, den der allgemein geschätzte Berliner Professor Waldeyer auf der Naturforscherversammlung in Köln über das medizinische Frauenstudium hielt und in welchem er, trotz aller Anerkennung, die er den Bestrebungen und Fähigkeiten des weiblichen Geschlechtes zu Teil werden ließ, zu dem Schlusse kam, daß es besser sei, ihnen die Universitäten auch weiter bis auf Ausnahmen, welche die Professoren selbst zu bestimmen hätten, zu verschließen. Dies veranlaßte die Verfasserin dieses Werkes in der deutschen Hausfrauenzeitung ein offens Wort über das medizinische Studium der Frauen an Herrn Professor W. Waldeyer zu richten, welches zugleich in Broschürenform**) erschien und in allen interessirten Kreisen ein nicht geringes Aufsehen erregte und von der gesamten Presse beifällig und anerkennend besprochen wurde.

Der Natur der Frau entsprechend, ist die sie betreffende Bewegung nie eine einseitige geblieben; neben den Erwerbs- und wissenschaftlichen Bestrebungen zeigte sich die Frauenthätigkeit in Deutschland seit 1866 auch auf wirtschaftlichem Gebiete. Von dem Augenblick an, wo sie erkannte, daß ihre häusliche Mission nicht damit erfüllt sei, sich engherzig und selbstsüchtig von der Außenwelt abzuschließen, um unberührt von derselben für die eigenen Familieninteressen zu wirtschaften, sondern

---

*) Siehe deren spätere Biographie.

**) Verlag der „Deutschen Hausfrauenzeitung". Berlin 1888. Lina Morgenstern, „Ein offenes Wort" an Professor Waldeyer.

vielmehr, daß es ihre Lebensaufgabe sein müsse, ihre Hauswirtschaft und ihre Familie als Glied der Volkswirtschaft und der Gesellschaft zu betrachten, gelangt sie auch zu der Erkenntnis, daß sie dazu berufen sei, eine wichtige Rolle in der Ökonomie der Nation auszuüben und somit trat sie aus ihrem häuslichen wirtschaftlichen Wirken auf das öffentliche Feld der Volkswirtschaft, wie es bahnbrechend die Gründung der Volksküchen 1866 bewiesen.

Die Ernährungsfrage, welche die Frauen in stete Berührung mit dem Verkehr in Handel und Gewerbe, mit den politischen und socialen Bewegungen, mit den Gesundheitsverhältnissen, mit der Kranken- und Armenpflege bringt, hat von jeher einen Hauptteil der häuslichen Sorge der Frau ausgemacht. Bei der mangelhaften Erziehung jedoch, welche den Mädchen in jeder Hinsicht zu Teil wurde, dachten sie über die Wichtigkeit derselben nur insofern nach, als sie ihre eigene Küche und ihren eigenen Familientisch betraf. Erst der herannahende Krieg von 1866 rief in der Verfasserin dieses Werkes den Gedanken wach, die Beschaffung einer sättigenden, gesund ernährenden, schmackhaften und billigen Kost für Unbemittelte durch Massenspeisung zu ermöglichen.

Die Armenpflege hat auf zwei Wegen zu helfen, auf dem der wirtschaftlichen Hülfe und dem der Almosenspende. Unterstützung durch diese ist der letzte Rettungsanker des gänzlich Versinkenden, die unverständig und ohne Prüfung der Verhältnisse gereicht, oft verschlimmernd auf die allgemeinen Zustände wirkt, das Ehrgefühl des Einzelnen abstumpft, und sehr oft leichtfertig und arbeitsscheu macht. Dagegen wird die Unterstützung zum Segen, welche den Empfänger rechtzeitig zu einer wirtschaftlichen Verbesserung seiner Lage bringt, so wie besonders dahin, die notwendigsten Lebensbedürfnisse zur Erhaltung seiner Gesundheit und Arbeitskraft sich mit seinen geringen Mitteln zu verschaffen.

Dies war die Veranlassung, die Volksküchen zur Massenspeisung als gemeinnützige Anstalten zu begründen, damit jeder wenig Unbemittelte ohne Scheu und Verletzung des Ehrgefühls sie benutzen könne. Um das Ziel der Selbsterhaltung zu erreichen, mußten persönliche Kräfte zur Bewirtschaftung und Kontrolle eingesetzt werden. Mit Übernahme dieser unentgeltlichen Arbeit für das Volk tritt die Frau aus ihrer Hauswirtschaft in die praktische Ausübung der Volkswirtschaft. Diese Bewegung blieb im Fluß. Nicht allein in Berlin beteiligen sich Frauen aus den besser gestellten Ständen an der Leitung und Führung der Volksküchen, welche täglich vielen tausenden kräftige Nahrung zum Selbstkostenpreise bieten, sondern dieselben haben in vielen großen Städten und an Fabrikorten Nachahmung gefunden und später haben die vaterländischen Frauenvereine in Notstandszeiten stets das richtige Bedürfnis erkannt, durch Massenspeisung in gemeinsamen Küchen die erste Hülfe zu bringen.

Die Beschäftigung mit der Ernährungsfrage rief jedoch auch für das Haus notwendige Reformen hervor. Von allen Künsten ist die Kochkunst diejenige, welche Hand in Hand mit den Errungenschaften der Chemie und der Physiologie die größten Fortschritte in unserem Jahrhundert gemacht hat. Die Naturwissen-

schaften und die Erfahrung lenken unsere Aufmerksamkeit auf den innigen Zusammenhang der materiellen Ernährung mit unserer Leistungsfähigkeit und unserem leiblichen und geistigen Wohlbefinden. Es genügte nicht, den bisherigen Schlendrian in der Küche walten zu lassen, der von den Traditionen in der Familie abhing.

Durch Gründung von Kochschulen, aus der sich naturgemäß bald Haushaltungsschulen entwickelten, sollte diesem Übelstande abgeholfen werden. Die beiden ersten, die in den siebziger Jahren errichten wurden und als Ausgangspunkt aller späteren genannt zu werden verdienen, waren die National-Lehrschule für Kochkunst in London und die Kochschule des Hausfrauenvereins in Berlin. Die erstere, mit großartigen Mitteln eingerichtet und unter einem Vorstande, an dessen Spitze der Herzog von Westminster und die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein stehen, konnte sich auch äußerlich musterhaft entwickeln und schickt ausgebildete Lehrerinnen aufs Land und in kleinere Städte, um dort Unterrichtskurse einzurichten. Die letztere, welche Verfasserin dieses Werkes 1878 begründete, hat seit den 11 Jahren ihres Bestehens über 1300 Schülerinnen ausgebildet, und wie die Kochschule in London praktischen Unterricht in der Kochkunst und theoretischen in Ernährungs- und Nahrungsmittellehre wie in wirtschaftlicher Berechnung erteilte. Auch diese Anstalt fand in Berlin (Lette-verein und im Verein für häusliche Gesundheitspflege), in Frankfurt a. M., in Hannover, Leipzig, Wien, Karlsruhe u. a. Städten mehr, Nachahmung. In Baden und in der Schweiz wird die Ausbildung der weiblichen Jugend für die Hauswirtschaft systematisch von Vereinen durchgeführt, unterstützt von den Behörden.

Man beginnt überall zu begreifen, daß bei den so schwierigen socialen und wirtschaftlichen Problemen, welche uns die Jetztzeit zu lösen giebt, die Erziehung der Frau als Gattin, Mutter und Hausfrau ein höchst wichtiger Faktor ist. Durch die immer umfassender sich gestaltende Großindustrie, welche die Hausindustrie verdrängt, werden die armen Mädchen und Frauen massenhaft zur Fabrikarbeit gedrängt, so daß sie den Sinn und die Fähigkeit für die Häuslichkeit verlieren — und dereinst in der Ehe nicht vermögen eine Wirtschaft auskömmlich zu führen oder behaglich zu machen, so daß der Mann gar oft aus Unmut den ersten verderblichen Schritt ins Wirtshaus thut. Die hauswirtschaftliche Erziehung armer Mädchen steht daher auch seit einem Jahrzehnt auf der Tagesordnung der Frauenbewegung; Kaiserin Augusta, die Schutzherrin so vieler edler Bestrebungen, regte es im September 1888 an, daß diese Frage auf dem Congreß deutscher Armenpflegerinnen in Karlsruhe diskutiert wurde, nachdem schon auf dem Congreß des Volksbildungsvereins in Wiesbaden Frau Professor Mathilde Weber aus Tübingen über das gleiche Thema gesprochen hatte. Beherzigenswert ist der von ihr gehaltene, in Form einer Broschüre erschienene Vortrag, die hauswirtschaftliche Ausbildung armer Mädchen betreffend. Sie weist unter anderem darauf hin, daß man unrecht thue, einseitig nur die arme Frau verantwortlich für die Führung ihres

Haushaltes zu machen. Sie schreibt: „Sollten unsre, in Zukunft sorgfältiger hauswirtschaftlich erzogenen Arbeiterfrauen auch im Hause eines Verschwenders und Säufers mit Erfolg ihre Wirtschaft in Ordnung halten, so müßte man versuchen, durch irgend welche Mittel sie wenigstens materiell zu schützen.“ Und weiterhin sagt sie: „Nach 18jährigem persönlichen Einblicken in die Armenpflege und Beobachtungen an den verschiedensten Orten halte ich an der Überzeugung fest: Der Pauperismus mit all seinen Folgen wurzelt vorwiegend in der Trunksucht des Familienoberhauptes.“ Nun hat, wie schon erwähnt, Kaiserin Augusta der Erziehungsfrage armer Mädchen für die Hauswirtschaft ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet und in dem Verein für Armenpflege beachtungswerte Anregungen gegeben.

Dieses Streben, das Volkswohl durch bessere hauswirtschafliche Erziehung der armen Mädchen zu erhöhen, führt auch zur Besprechung der neuesten Seite der Frauenfrage, und zwar einer hochwichtigen Seite, nämlich der Arbeiterinnenbewegung.

Das traurige Los der Lohnarbeiterin beschäftigte schon im Jahre 1869 einen Kreis von Frauen, die sich dem Volkswohl widmeten. Frau Dr. Luise Otto Peters kam aus Leipzig nach Berlin, um einen Vortrag über die Interessen der Arbeiterin zu halten. In Folge dessen traten etwa zweihundert verheiratete und unverheiratete Frauen zu einem Arbeiterinnenverein zusammen. Die Leitung übernahm zuerst Frau Dr. Bischof und 1871, als diese zurücktrat, wurde Frau Lina Morgenstern Vorsitzende des Vereins. Im Vorstand waren außer Lehrerinnen nur Arbeiterinnen und die Herren Dr. Ascherson und Brandt. Innerhalb des Vereins wurde die erste Fortbildungsschule und die erste Krankenkasse für Arbeiterinnen in Berlin begründet.

Die Arbeiterinnen und der Vorstand versammelten sich wöchentlich einmal abends. Es wurden belehrende und unterhaltende Vorträge gehalten und den jungen Arbeiterinnen mit Rat und That beigestanden.

Im Jahre 1872 trat in Berlin ein zweiter Arbeiterinnenverein zusammen. Derselbe nannte sich: „Socialdemokratischer Mädchen- und Frauen-Arbeiterverein“. An seiner Spitze standen Frau Hahn und Frau Stägemann. Es lag in der Natur der Sache, daß der erste Verein, der sich von allen politischen Strömungen fern hielt und nur die materielle und geistige Hebung der Arbeiterin im Sinne hatte, von dem anderen Verein bekämpft wurde. Auch im Innern machte sich bei den Vereinsgenossen mancher Zwiespalt bemerkbar, welcher der Vorsitzenden die Leitung erschwerte. Sie trat von derselben 1874 zurück. Ihr Nachfolger war Dr. Ascherson. Im Jahre 1877 löste derselbe jedoch den Verein auf und auf dem letzten Stiftungstag desselben erkärte Frl. Anna Schmidt, die den Vorsitz zuletzt übernommen hatte, daß sich aus dem Arbeiterinnenverein, der Luisenstädtische Frauenverein gebildet habe. Der socialdemokratische Frauen- und Mädchen-Arbeiterinnenverein wurde polizeilich aufgelöst.

In der deutschen Hausfrauenzeitung versuchte ich das Interesse für die

Arbeiterinnen wach zu halten. So wurden seit 1877 Berichte über Frauen- und Kinderarbeit in Kohlenbergwerken, über den Notstand der sächsischen Klöpplerinnen, über Fortbildungsschulen für Arbeiterinnen, über die Lohnverhältnisse der Frauenarbeit u. s. w. gebracht. — Auf dem Frauentag in Lübeck 1881 hielt Frl. Marianne Menzzer über das letztgenannte Thema einen Vortrag. In Folge dessen beschloß der allgemeine Deutsche Frauenverein seine Fürsorge einem zu ermöglichenden Rechtsschutz für Arbeiterinnen zuzuwenden.

Unter anderen traurigen Bildern, die Frl. Menzzer damals vorführte, waren es die der Berliner Handarbeiterin, welche ihres kargen Lohnes wegen die größte Empörung hervorriefen. Es hieß darin: „Es giebt tausende von Berliner Familienmüttern und Haustöchtern, die bei 16stündlicher Nähmaschinen- oder Handarbeit täglich oft nicht einmal 1 Mark verdienen. In der Portefeuillefabrik zahlt man für das Nähen von 12 Dutzend Portemonnaiebeuteln eine Mark; die Näherin muß aber außer der Arbeit auch noch die Nähseide für diese 144 Beutelchen liefern. Diesem Verdienste entspricht der Lohn einer Frau, die Unterröcke steppt, oder Weißzeug näht. Und wenn nur Arbeit dieser Art noch immer zu haben wäre! Aber zuweilen laufen die unglücklichen Geschöpfe tage- und wochenlang umher und betteln vergebens um Arbeit. Je größer dann die Not, je flehender der Blick ihrer hohlwangigen Kinder, desto billiger wird ihr Angebot, desto ungeheurer ihr Opfer!*) — wie viele Mütter treten die Nähmaschine, denen der Armenarzt sagt, wenn sie sich noch weiter so abhasten, liegen sie in zwei Jahren auf dem Kirchhof. Aber giebt es für sie eine Umkehr, können sie heraus aus dieser Notlage? Die Kinder wollen essen, der Wirt verlangt die Miete und sie müssen weiter, bis sie den Hafen des Friedhofs erreicht haben: Wer sich die Mühe nimmt, in diese dunkle Tiefe hinabzuschauen, wird überzeugt sein, daß Abhülfe, energische Abhülfe not thut.“

Im Jahre 1883 hielt Frl. Menzzer einen zweiten Vortrag über Frauenarbeitslöhne und Rechtsschutz für Arbeiterinnen auf dem Frauentag in Düsseldorf.

Frl. Menzzer, eine siebenzigjährige Dame, schlicht und einfach in ihrer Erscheinung und Vortragsweise, ergriff alle Herzen, und die in ihren Rechten gekränkte Arbeiterin fand allgemeine Teilnahme.

Als Herausgeberin der deutschen Hausfrauenzeitung brachte ich einen Artikel, in welchem ich in derselben Woche die Frage beantwortet hatte: Ist es ratsam, Gewerkvereine für Frauen zu gründen? Ich riet zur Gründung solcher Fachgenossenschaften, da nur vereinte Kraft und einiges Vorgehen die Verhältnisse der Arbeiterinnen bessern könnten.

Frl. Joh. Friedr. Wecker**) aus Frankfurt a. M. beantragte, in allen größeren Städten Feierabendsäle für Arbeiterinnen zu errichten, in denen die alleinstehende Hand-

*) In Thüringen und Oberschlesien erhalten die Arbeiterinnen für 1 Dtz. gehäkelte Wollkleider und Mützchen für Gummipuppen 45 Pf.!!!

**) Siehe deren spätere Biographie.

und Fabrikarbeiterin einen Halt finden sollte, der sie auf dem rechten Wege erhielt. Erfahrene, tüchtige Frauen sollten sich bereit erklären, den Arbeiterinnen dort beratend, helfend zur Seite zu stehen und sie zum Bewußtsein ihrer wahren Interessen zu bringen.

Noch in demselben Monat, am 30. Oktober 1883, kam diese aus Frankfurt a. M. und Frau Guillaume-Schack aus Beuthen a. O. nach Berlin, wo sie im Lokal des katholischen Vereinshauses, unter der Flagge des Kulturbundes, dessen Vorsitzende Frau von Riesenthal war, eine Arbeiterinnenversammlung abhielten.

Männer waren ausgeschlossen, nur Vertreter der Presse zugelassen. Etwa 300 Frauen aus allen Ständen, meist aber Arbeiterinnen, nahmen Teil.

Frau von Riesenthal behandelte die Arbeiterinnenfrage als eine Sittlichkeitsfrage und forderte zu einer Petition an den Reichstag auf, um das Kontrollgesetz der Sittenpolizei zu revidiren. Frau Guillaume unterstützte diesen Antrag, Fräulein Wecker beleuchtete sodann die Arbeiterinnenfrage allseitig und kam zu dem Schluß, daß die niederen Arbeitslöhne die Arbeiterin auf die Straße treiben und diese Sittlichkeitsfrage weniger durch Petitionen als dadurch zu entscheiden sei, daß die Arbeiterinnen sich selbst zu helfen entschlossen seien, indem sie sich zur solidarischen Vertretung ihrer Interessen vereinigen und so eine Macht gegenüber dem ausbeutenden System darstellen würden. Sie schlug vor, mit Gründung eines wirtschaftlichen Arbeiterinnenhülfsvereins vorzugehen.

Im November erließ Fräulein Wecker einen Aufruf an die arbeitenden Frauen Deutschlands zur Gründung von gewerblichen Hülfs- und Fortbildungsvereinen aus den Kreisen der Hand- und Lohnarbeiterinnen.

Diesen Aufruf veröffentlichte sie in der Deutschen Hausfrauenzeitung Nr. 47 vom 25. November 1883.

Indes hatte sich der Frauenhülfsverein für Handarbeiterinnen in Berlin im selben Monat konstituiert, die Polizei genehmigte das vom provisorischen Vorstand eingereichte Statut. An die Spitze des Vereins traten Handarbeiterinnen.

Dem Verein wurde mit allgemeinem Wohlwollen entgegengekommen.

Seinem Zwecke nach sollte er seine Mitglieder materiell, sittlich und geistig fördern.

Am 7. kam Fräulein Wecker von Frankfurt, um eine Versammlung im Interesse dieses Vereins abzuhalten. Dieselbe fand bei Beteiligung von 60 Arbeiterinnen statt.

Frl. Wecker hielt aber auch in ihrer Vaterstadt Frankfurt a. M. Vorträge über Frauenarbeit und Frauenverdienst und ließ auf ihre Kosten auch andere Frauen zu Vorträgen hinkommen, über Arbeiterinnenwohl zu sprechen.

Im März 1884 trat Frau Guillaume-Schack zum ersten Mal als Rednerin in Arbeiterkreisen auf und zwar in Hannover.

Anfänglich kamen die Behörden Frau Guillaume nicht unfreundlich ent-

gegen, doch als sie immer entschiedener Hülfe bei den Sozialdemokraten suchte und fand, begann man ihr polizeilich eine beobachtende Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Indes wurde in Berlin die Agitation fortgesetzt. Der Hülfsverein für Handarbeiterinnen arbeitete im Stillen und ohne allgemeinen Einfluß. Er errichtete eine Speisehalle für Frauen, die nur kurzen Fortgang hatte. Im Komite herrschte Zwist und gegenseitige Unduldsamkeit. Frl. Wecker hatte sich längst zurückgezogen, da sich selbstische, kleinliche Interessen im Verein zu Feindseligkeiten zuspitzten, an welchen ein gedeihliches Zusammenwirken scheiterte.

Frau Guillaume berief in Berlin eine Versammlung des Kulturbundes, in welcher sie Bericht über eine von ihr im September 1884 unternommene Agitationsreise nach dem Osten Deutschlands erstattete. In Danzig, Elbing und Königsberg hatten Frauen und Männer den Vorträgen der Rednerin ein warmes Interesse entgegengebracht; in Königsberg hatte die Polizei zwei Versammlungen, die von Tausenden besucht waren, genehmigt, die dritte jedoch auf Grund des Sozialistengesetzes verboten.

Indes war eine Verhandlung im Reichstag über Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken Veranlassung zu mehreren Artikeln in den von Luise Otto redigirten „Neuen Bahnen“ (N. 2) und in der Deutschen Hausfrauen-Zeitung (N. 5), welche von den Redakteurinnen direkt dem Reichstag zugesendet wurden. Frau Guillaume gab diese Reichstagsvorlage Veranlassung zur Berufung einer öffentlichen Versammlung der Arbeiterinnen am 23. Januar 1885 im Lokal des Eiskellers.

Sie forderte die Arbeiterinnen Berlins auf, Stellung zu nehmen zu der im Reichstag geplanten Beschränkung der Frauenarbeit in den Fabriken; die statistischen Zahlen, die sie für die Notlage der Arbeiterinnen anführte, ließ die Ausschließung der Frau von verschiedenen Branchen ohne Erhöhung des Lohnes oder Ersatz durch andere Erwerbszweige als Vermehrung des Elends der Arbeiterin erscheinen. Die Sympathie der Guillaume'schen Auseinandersetzungen zeigte sich in den Unterschriften, mit welchen sich ein an den Reichstag gerichteter Protest bedeckte.

Derselbe war zunächst unterzeichnet von Frau Dr. Hofmann-Groß-Lichterfelde, Frau v. Riesenthal-Charlottenburg, Fräulein Steinberg-Berlin, Frau Guillaume-Schack und Frau Schnelle.

Frau Guillaume schloß ihren damaligen Vortrag mit den Worten: Wenn die Frauen jetzt noch von dem Wahlrecht ausgeschlossen sind, so ist es ihre Pflicht, auf ihre männlichen Angehörigen einzuwirken, daß nur solche Männer in den Reichstag gewählt werden, die für Gleichberechtigung der Frauen eintreten und ihnen zum mindesten nicht das Arbeitsrecht beschränken.

Am 2. Februar 1885 hielt Frau Guillaume eine zweite und am 4. eine dritte Arbeiterinnen-Versammlung.

Nach diesen Vorbereitungen berief die energische Frau vier Wochen später, am 5. März, eine Versammlung nach dem Uraniasaal, zu der nur Frauen Zutritt

hatten. Es erschienen auch 800 Frauen, meist aus dem Arbeiterstande, unter ihnen die frühere Präsidentin des sozialdemokratischen Mädchen- und Frauen-Arbeiterinnenvereins von 1875, Frau Stägemann. Diese und Frau Guillaume setzten den Zweck der Versammlung auseinander, Frau Dr. Hofmann sprach gegen die Gesetzvorlage der Beschränkung der Frauenarbeit. Am Schlusse der Versammlung wurde der Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen begründet, zu dessen Vorsitzenden Frau Dr. Hofmann gewählt wurde.

Schon in dieser Versammlung wurden Äußerungen gethan, welche den wahren Freundinnen der Arbeiterinnen arge Bedenken gaben. So z. B. sagte Frau Stägemann: Wir wollen für die Arbeiterin nicht Bedürfnisse abschaffen, sondern neue anschaffen. Ein fleißiges Arbeitermädchen, das sich im Schweiße seines Angesichts die ganze Woche ihr Brot verdient, hat doch dasselbe Recht, wie ein reiches Mädchen, sich zu putzen. Ist es doch der einzige Ersatz, den ihr das Leben für harte Arbeit bietet. Wir Armen ermöglichen ja erst, daß die Reichen sich mit Pelz behängen. Sind denn die Brüsseler Spitzen, die doch von Arbeiterinnen angefertigt werden, blos für die Reichen da? u. s. w. Wie leicht solche Redensarten Anklang fanden, zeigte der stürmische Beifall; aber kein vernünftiger Mensch und wohlmeinender Freund der Arbeiterinnen wird solche Grundsätze im Interesse derselben finden. Wie manches rechtschaffene Mädchen würde bald zu Grunde gehen, wenn sie keinen Ersatz für die harte Arbeit kennen würde, als sich zu putzen. In der That erregte diese Äußerung außerhalb der Versammlung das größte Mißfallen. Frl. Wecker schrieb darüber Betrachtungen in der deutschen Hausfrauenzeitung und sagte unter Anderem: „Wenn die deutsche Arbeiterin in ihrer gedrückten und traurigen Lage, zu deren Hebung und Besserung sie die besten Waffen in der Hand hat, aufgefordert wird, um ihren Schwächen und persönlichen Götzen zu dienen, so wird sie bald wieder da angelangt sein, wo vor Jahren Frau Stägemann aufgehört, das Stichwort hinaus zu rufen, und die Arbeiterinnensache, statt der Frauenwelt eine feste und zuverlässige Stütze zu werden, wird der Mißachtung und dem verdienten Mißerfolge unzweifelhaft preisgegeben.

„Die Arbeiterin selbst muß ihr Fabrikinspektor, ihr Rechtsvertreter werden durch die Macht gemeinsamen Handelns; aber diese Macht bricht sich sofort wieder an dem Einfluß der öffentlichen Meinung, wenn sie nicht getragen wird von jenem Geiste, welchen wir den besseren nennen; wenn sie nicht durchdrungen ist von jener idealen Kraft der Selbstveredlung unseres Menschentums im Dienste der Menschheit selbst.

„Man soll alle Mißbräuche, alle Sünden, alles Vergewaltigen des Kapitals, wie der Arbeitgeber, auf Kosten des Lebens, der Gesundheit, der Ehre und der Menschenwürde arbeitender Frauen schonungslos der öffentlichen Verurteilung preisgeben; man soll mit dem Mute der Wahrheit jenem verabscheuungswürdigen System der Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft die Maske herunterreißen und die entsetzlichen Übel im weiblichen Erwerbsleben zu aller Kenntnis bringen und

wenn Ihr dann zur Abwehr schreitet, eine für alle und alle für eine, so wird Euch der Sieg nicht fehlen. Aber für den Putz und die Vergeudung Eures ehrlichen Verdienstes für Tanz und Genußsucht mit deren unzertrennlichen Begleitern der Mißgunst auf das „mehr“ der anderen, der Gefallsucht und der unnatürlichen Aufgeschraubtheit, damit sprecht Ihr Euch selbst Euer Urteil in den Augen derer, die es ehrlich mit Euch meinen und gern ihre eigene Haut für Euch zu Markte tragen.“

Die Warnungen des Fräulein Wecker sollten nur zu bald in Erfüllung gehen.

In dem Verein für die Interessen der Arbeiterinnen in Berlin machten sich bald Elemente bemerkbar, welche dem Ernst der Sache nicht entsprachen, andrenfalls solche, welche offen in das Fahrwasser der Socialdemokratie einlenkten. In einer der Versammlungen kam es zur Besprechung eines Programms, das zuerst dem Abgeordneten Bebel zur Billigung vorgelegt war. Dasselbe lautete: „Die geistigen Eigenschaften der Frauen sind unterschätzt, dieselben müssen zu jedem Beruf zugelassen werden, zu dem sie sich eigenen, also auch zum Studium und dergleichen. Die Gleichstellung der Frauen und Männer in politischer Beziehung ist das letzte Ziel der Frauenbewegung. Die Frauen müssen sich in Vereinen organisiren. Die Arbeiterinnenvereine erstreben die Besserung ihrer Lage; in wirtschaftlicher Beziehung verlangen sie: Beschränkung der Frauenarbeit, Verbot der Kinder- und Sonntagsarbeit, Schutzgesetze für Leben und Gesundheit, strenge Kontrolle der Arbeitsräume in sanitärer Beziehung, Einrichtung eines staatlichen Arbeitsnachweise-Bureaus, Einrichtung gewerblicher Schiedsgerichte, Aufbesserung der Löhne und Normalarbeitstag; in rechtlicher Beziehung: rechtliche Unabhängigkeit der Frau vom Manne, Gleichstellung beider Geschlechter vor dem Gesetz auch in sittlicher Beziehung, Abschaffung der staatlich geduldeten Prostitution.“ Darauf hin nahm die Versammlung eine Resolution an, in der sie sich mit der Aufstellung des Programms einverstanden erklärte.

Aber nicht lange dauerte die Einigkeit unter den beteiligten Arbeiterinnen. Ihre Führerinnen entzweiten sich über Prinzipienfragen und aus dem einen Verein entstanden drei, nämlich der bereits genannte, zweitens der Verein der Arbeiterinnen Berlins und der Fachverein der Berliner Mäntelnäherinnen.

Frau Guillaume setzte nun die Agitation in Nord- und Süddeutschland fort. In Nürnberg und München wurden ihre Versammlungen nicht gestattet. Dies Verbot geschah auf Grund des Socialistengesetzes, da es bekannt geworden, daß die Berliner Arbeiterinnen sich der Führung der Socialdemokraten anvertraut hatten.

Frau Guillaume verband sich nun ganz offen mit der socialdemokratischen Partei. In Stuttgart wurde eine Versammlung von derselben für sie vorbereitet und abgehalten. Mehrere hierzu bezüglichen Zuschriften veranlaßten mich in der deutschen Hausfrauenzeitung zu einer neuen Warnung.

„Die Frauenfrage, so sagte ich, ist eine internationale Menschenfrage, die sich von keiner politischen oder religiösen Partei dürfe ins Schlepptau nehmen

lassen. Das Stadium ihrer jetzigen Entwickelung sei noch so weit ab vom Ziele, daß ihre Vertreterinnen mit größter Vorsicht zu Werke gehen müßten, wenn ihre natürliche Lösung nicht gefährdet werden sollte. Es gilt, das weibliche Geschlecht aus der einseitigen Bevormundung des Mannes zu befreien, ihm das Recht auf Selbstbestimmung, Selbsterwerb und auf Ausbildung seiner geistigen Fähigkeit zu erwerben.

Sobald nun eine der Kämpferinnen das allgemeine Arbeitsfeld verläßt und sich um die von ihr vertretene Sache in den Dienst einer Partei stellt, gleichviel welcher, so wird sie zum Werkzeug der Partei und trägt die Fackel der Zwietracht in die ganze Bewegung."

Ende September 1885 beriefen die Arbeiterinnen in Berlin eine Versammlung der Mäntelnäherinnen, die von 2000 Personen besucht wurde. Dieselbe schloß mit folgender Resolution: „Die Versammlung der Mäntelnäherinnen Berlins verlangt die gesetzliche Einführung eines Normalarbeitstages und die Festsetzung eines Minimallohnes. Sie verpflichtet sich, unentwegt auf dem einmal betretenen Wege weiter fortzuschreiten!"

Inzwischen kam es zu offener Spaltung unter den Berliner Arbeiterinnen in einer Versammlung, die bei Gratweil unter Vorsitz der Frau Dr. Hofmann stattfand; die Frauen Cantius, Pötting und Walter wurden aus dem Verein für die Interessen der Arbeiterinnen ausgewiesen, da sie einen neuen Arbeiterinnenverein gegründet hatten, und die Teilnahme zugleich an beiden Vereinen wurde den Mitgliedern verboten. In dieser Versammlung wurde auch beschlossen, bei dem Magistrat zu petitionieren, daß ein Arbeiter-Schiedsgericht eingestellt werde.

Frau Guillaume-Schack, welche bis dahin ihren festen Wohnsitz bei ihren Eltern in Beuthen a. d. O. hatte, verlegte denselben nach Offenbach, wo sie eine Wochenschrift „Die Staatsbürgerin" herausgab; diese wurde das Organ der durch sie in Deutschland begründeten 16 Arbeiterinnenvereine; von Berlin aus wurden Wanderrednerinnen in andere Städte geschickt; so sprach Frau Ihrer in Dresden über die Notlage der Arbeiterin. In Berlin trat eine Lohncommission der Mäntelnäherinnen ein, um direkte Aufträge, speziell von privater Seite, ausführen zu können und einen lohnenderen Verdienst als bei den Schneidermeistern zu erzielen.

Indes fingen die Behörden an, auf die Arbeiterinnenbewegung aufmerksam zu werden.

Die Warnungen der Wohlmeinenden erfüllten sich nur allzu schnell.

Der Polizei-Präsident, Freiherr von Richthofen, erließ im Frühling 1886 folgende Bekanntmachung: Es wird hiermit bekannt gemacht, daß der „Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen", der „Verein der Arbeiterinnen Berlins" und der Fachverein der Berliner Mäntelnäherinnen hierselbst gemäß § 8 des Vereinsgesetzes vom 11. Mai 1850 vorläufig geschlossen sind. Jede fernere Beteiligung an diesen Vereinen oder etwaige Neubildungen, welche sich sachlich als

Fortsetzung jener Vereine darstellen, wird nach § 8 a. a. O. mit Geldstrafe von 15 bis 150 Mark oder Gefängnisstrafe von 8 Tagen bis zu drei Monaten belegt."

Eine Haussuchung wurde bei den Vorstandsmitgliedern abgehalten, Schriften mit Beschlag belegt und ein Prozeß gegen die Führerinnen der Berliner Arbeiterinnen geführt.

Nachdem die Leiterinnen des Fachvereins der Mäntelnäherinnen und die des sogenannten Nordvereins Verhöre vor dem Untersuchungsrichter bestanden, erfolgte auch die Vernehmung der Frauen Dr. Hofmann, Stägemann und Ihrer, sowie des Fräulein Jagert vom „Verein zur Wahrung der Interessen der Arbeiterinnen". Sämtliche Damen verweigerten ihre Aussagen. Unter diesen Umständen unterblieb auch die Verlesung der Aeußerungen, welche die Genannten in Arbeiterinnenversammlungen über die Beteiligung der Frauen am politischen Leben gemacht haben sollen. Bestritten wurde die Vorhaltung, daß die bei den Haussuchungen vorgefundenen einzelnen sozialdemokratischen Schriften von einem Handinhandgehen mit der Sozialdemokratie zeugten. Frau Dr. Hofmann meinte, als Vorsitzende eines derartigen Vereins bekäme sie Flugschriften und Broschüren jedweder Tendenz zugesandt. Der sozialistischen könne sie sich nicht gut entledigen oder nur unter Schwierigkeiten. Wie leicht könne da eine Anklage wegen Verbreitung solcher Drucksachen kommen. In gleichem Sinne äußerte sich Fräulein Jagert. Wenn man ein verbotenes Buch bei ihr gefunden habe, so habe der Verein damit nichts zu thun; sie stehe als Privatperson allein und nehme die Verantwortung auf sich. Frau Guillaume, welche durch ihre frühere Verheiratung mit einem Schweizer das deutsche Heimatsrecht verloren hatte, suchte bei der Regierung von Hessen-Darmstadt um das Niederlassungsrecht nach. Eine Ausweisungs-Ordre war die Antwort. Sie ereilte Frau Guillaume, als diese von London heimkehrte, wo sie dem Kongreß des britisch-kontinentalen Bundes beigewohnt hatte. —

Sie reiste sofort nach der Schweiz und richtete von Zürich aus in dem Organ der sozialdemokratischen Arbeiterpartei ein Abschiedswort an ihre Freunde in Deutschland. Die „Staatsbürgerin" hörte auf zu erscheinen. — Frau Dr. Hofmann übersiedelte mit ihrem Manne, der Verlagsbuchhändler ist, nach Gera.

So scheiterte die deutsche Arbeiterinnenbewegung zum zweiten Mal daran, weil sie gemeinsame Sache mit einer politischen Partei gemacht hat.

Wäre sie lediglich eine Frage des Lohnes der Arbeiterinnen und der Verbesserung ihrer Lage geblieben, so hätte sie erfolgreiche Sympathie in allen Kreisen gefunden.

Bemerkenswert ist, daß die Fabrikarbeiterin keinen Anteil an der Bewegung nahm.

Indessen waren sechszehn Arbeiterinnenvereine, die drei Berliner geschlossenen inbegriffen, in Deutschland entstanden: Nürnberg, Dresden, Großenhain, Eßlingen, Stuttgart, Frankfurt, Bremen, Hamburg, Danzig, Braunschweig, Stettin, Groß-Oschersleben, Offenbach a. M.

Seit Anfang des Jahres 1889 versuchen die Arbeiterinnen Berlins von neuem, sich zu vereinigen und ihre Interessen zu vertreten. Möge es ihnen diesmal besser gelingen, ihre materielle Lage zu heben! Die Frau hat dasselbe Anrecht an das Erbe der Menschheit, die Arbeit, wie der Mann; ist sie schwächer als er, so muß ihr diejenige Thätigkeit zufallen, welche die geringere körperliche Kraft erfordert, dagegen mehr Ausdauer; die sonstigen Bedingungen der Arbeit müssen die gleichen sein, wie für den Mann derselben Branche. Die Ausweisung der Frau aus den Fabriken würde ihr Elend nur vergrößern, denn die Hausindustrie bietet, besonders in großen Städten und auf dem Lande, keine ergiebige und genügende Erwerbsquelle mehr.

Ein besseres Mittel ist die Verminderung der Arbeitszeit; sie würde die Kräfte der Arbeiterin schonen, ihre Leistungsfähigkeit erhöhen und ihr die Möglichkeit geben, für ihre Häuslichkeit ihre Pflicht zu erfüllen. Die Aufgabe der Frauenvereine wird es bleiben, ihr Absatz für ihre Arbeit, angemessene Stellung und jungen Mädchen Unterricht und Ausbildung zu geben, die sie nicht nur erwerbstüchtig machen, sondern ihr das Bewußtsein der Menschenwürde, Charakter und Willensstärke geben und sie am besten vor den Fallstricken bewahren werden, denen sie bei Arbeitslosigkeit und Anlage zur Sinnlichkeit und Genußsucht so leicht erliegen. Die Frauenbewegung muß die große Masse, die Wurzel im Auge behalten; ohne Hebung des weiblichen Arbeiterstandes ist jede Reform nur Stückwerk. Je tiefer die Kluft zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen zu werden droht, um so notwendiger ist es, dieselbe zu überbrücken, und dabei mitzuhelfen ist Pflicht aller Frauen, welche als Vertreter der Hausstände Dienstboten halten, Arbeiterinnen und Handwerkerinnen beschäftigen, in Handel und Wandel mit den Frauen und Mädchen aus den ärmsten Volksklassen in Berührung kommen und besser befähigt sind, wie die Männer, sie zu prüfen, auf die richtigen Wege zu leiten und jede Fürsorge an ihnen auszuüben.

Wohltätigkeit und barmherzige Liebe sind von jeher Aufgaben gewesen, welche das weibliche Geschlecht ausgeübt hat; aber erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, daß die Frau in der Armenpflege durch die Arbeit in der Gemeinsamkeit den Behörden und Gemeinden eine wesentliche Stütze geworden ist. In Reform der Volkserziehung in verbesserter Waisenpflege, in Errichtung und Erhaltung von Kindergärten, Mädchen- und Knabenhorten, Sonntags- und Fortbildungsschulen, Ferienkolonien, Errichtung von Heilanstalten für Arme, in der Fürsorge für Gefallene, für entlassene Sträflinge, in Anstalten für Kinderschutz, in der Krankenpflege und zur Abhülfe von Notständen aller Art, hat die Vereinsthätigkeit der Frauen bereits großartiges geleistet, selbstverständlich da am meisten, wo die mitwirkenden Kräfte am zahlreichsten unter bewährter Führerschaft, und wo die zu Gebote stehenden Geldmittel ein umfassendes Wirken gestatteten, wie z. B. im Diakonissinnenwesen, in den Missionswerken, aber vor allem in den vaterländischen Frauenhülfs- und Landes-Vereinen unter dem „Rothen Kreuz“.

Diese Gruppe in der Frauenbewegung bildet in Deutschland die größte Vereinsmacht und hat am siegreichsten ihr Ziel erreicht. Sie schuf dem Vaterlande eine nach Millionen zählende weibliche Armee von Hülfskräften, stets gerüstet und vorbereitet, in Krieg und Frieden Fürsorge an Kranken und Verwundeten zu üben, allgemeine Notstände zu lindern, Krankenhäuser und Krankenpflegerinnen-Schulen zu begründen, zu erhalten und die freiwillige Frauenvereinsthätigkeit in ersprießliche Verbindung mit den Behörden der öffentlichen Armenpflege zu bringen.

Ausgangspunkt dieser ebenso segensvollen als weitumfassenden und erfolgreichen Frauenvereine waren die Kriege von 1859 und 1866, in denen die Ueberzeugung gewonnen war, daß bei rechtzeitiger Hülfe Tausende von verwundeten und erkrankten Kriegern am Leben hätten erhalten werden können, doch die bisherige Hülfe der barmherzigen Schwestern und Diakonissinnen, sowie der männlichen Krankenpfleger hatte sich unzulänglich gezeigt. Durch die Initiative der Miß Nightingale in dem österreichisch-italienischen Kriege 1859 wurden denkende Frauen auf die bedeutsame Aufgabe, sich der freiwilligen Krankenpflege zu widmen und die Wunden des Krieges zu heilen, aufmerksam gemacht.

Unsre deutschen Fürstinnen, ihnen voran Kaiserin Augusta, erfaßten diese Anregung und organisierten die weibliche Hülfsthätigkeit 1866, so daß die Kriege von 1870 und 71 schon wohlgeschulte Vereinspflegerinnen und reiche Depots an Centralpunkten der vaterländischen Vereinigungen fanden, welche den trefflichsten Beistand leisteten. In der Neugestaltung des deutschen Reiches durch die Kriege von 1866 und 1870 hatten sich auch die Frauen der Erkenntnis nicht verschlossen, mitzuarbeiten an der nationalen Entwickelung und als dienende Glieder sich dem Ganzen, dem gemeinsamen Vaterlande zu weihen. In selbstlosester Weise sah man allenthalben während der schweren Kriegszeit die Frauen in aufopfernder Nächstenliebe arbeiten.

Nachdem die Organisation der vaterländischen Frauenhülfsvereine unter dem Protektorat der Fürstinnen stattgefunden und dieselben auch ihre Friedensthätigkeit geregelt hatten, traten sie in einen Verband am 20. April 1869 zusammen, der die Satzungen der Genfer Convention annahm und die Landesvereine von Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen umfaßt. Dem Beispiele Deutschlands folgten Oesterreich-Ungarn, Rußland, Frankreich und Italien.

Der Verband dieser deutschen Frauenvereine besteht aus dem preußischen vaterländischen Frauenverein, gegründet d. 11. November 1866 unter dem Protektorat der Kaiserin Augusta*); dem bayerischen Frauenverein, der aus dem 1814 begründeten hervorging und seit 1869 unter dem Protektorat der Königin-Mutter, Marie von Bayern, steht; dem sächsischen Albert-Verein, begründet am 14. September 1867 unter der Oberleitung der damaligen Kronprinzessin, jetzigen Königin Carola von Sachsen, dem Württembergischen Wohlthätigkeitsverein, der sein Entstehen 1816 der Königin Katharina, Großfürstin von Rußland, verdankt, welche den Ge-

*) Siehe deren Biographie.

danken eines in einheitlicher Organisation über das ganze Land sich erstreckenden Vereins zur Fürsorge gegen die vorhandene Not und zum Kampfe gegen die Ursachen der Verarmung anregte und der jetzt unter dem Protektorate der Königin Olga steht; dem badischen Frauenverein, begründet 1859 durch die Großherzogin Luise, der über die Thätigkeit der vaterländischen Frauenvereine hinaus, unter der stets befruchtenden und anregenden Leitung seiner Protektorin, auf das vielseitigste die schwierige Lösung der Fragen der socialen Stellung der Frauen im heutigen Leben zu seiner Aufgabe machte; aus dem Alice-Frauenverein für Krankenpflege im Großherzogtum Hessen, begründet 1866 durch die Großherzogin Alice, gegenwärtig unter dem Protektorat des Großherzogs Ludwig von Hessen; aus dem patriotischen Institut der Frauenvereine im Großherzogtum Sachsen, begründet 1815 durch die damalige Erbgroßherzogin Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland*), seit 1859 unter dem Protektorat der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar und — aus dem mecklenburgischen Marien-Frauenverein, gegründet 1880 unter dem Protektorat der Großherzogin Maria von Mecklenburg-Schwerin. — Ich berühre diesen weitverzweigten Verband der Frauenvereine unter dem Rothen Kreuz hier nur flüchtig, da die Schilderung seiner vielverzweigten Thätigkeit in den Lebens- und Zeitbildern der Fürstinnen, unter deren Schutze sie stehen, von mir eingeflochten wurde, am ausführlichsten in dem Leben der deutschen Kaiserin Augusta, welches hier unmittelbar folgt.

Die Macht der deutschen Frauen-Landesvereine, von denen der preußisch-vaterländische allein 700 Zweigvereine mit über 200,000 Mitgliedern umfaßt, wird dadurch erhöht, daß sie in die Gesamtorganisation der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz aufgenommen sind, welche die gemeinsame Aufgabe haben, durch ihre Thätigkeit und Mittel, die für einen Kriegsfall zur Aufnahme, Pflege und Heilung der im Felde Verwundeten und Erkrankten geeigneten Einrichtungen an Personal und Material vorzubereiten, zu vervollkommnen und zu verstärken und bei ausbrechendem Kriege die militärischen Sanitätsbehörden und Anstalten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln zu unterstützen. Dieselben Aufgaben haben die Frauenvereine, welche Depots unterhalten, Krankenpflegerinnen ausbilden, Lazarette gründen u. s. w., aber in der vielumfassenden Friedensthätigkeit nur auf dem Wege des Rates und der Anregung von den deutschen Männervereinen unterstützt werden. —

Wesentlich gefördert wurde die Frauenbewegung durch solche Zeitschriften**), welche sich die Aufgabe stellten, dieselbe nicht allein zu besprechen, sondern fort-

---

*) s. deren Biographie Band I.

**) Deutsche Zeitschriften, von Frauen redigiert, welche die Frauenbewegung erörterten und fortgesetzt über dieselbe berichteten, sind folgende:

„Neue Bahnen". Herausgegeben und redigiert von Luise Otto und Auguste Schmidt. Organ des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins" seit 1867. Erscheint alle 14 Tage.

gesetzt über alle Erscheinungen und Fortschritte in derselben zu berichten und sie so zur Kenntnis der gesamten Frauenwelt zu bringen. Es ist leider nicht zu leugnen, daß die große Masse der Frauen noch kein genügendes Interesse an dieser für die Menschheit so hochwichtigen Bewegung hat und dieselbe nicht gehörig unterstützt. Bei dem unleugbaren Zusammenhang und Anteil, den die sogenannte Frauenfrage mit der sozialen hat, ist es zu hoffen und zu wünschen, daß sich unser Geschlecht immer klarer der Macht bewußt werde, welche es auszuüben vermag auf das Gesamtwohl der menschlichen Gesellschaft, wie auf die Hebung der Sittlichkeit des einzelnen und der Familie durch gemeinsame Arbeit und dadurch, daß in Zukunft beide Hälften der Menschheit, der Mann und die Frau, gleichstrebend sein werden in Erfüllung der Pflichten, gleichberechtigt am Anteil aller menschlichen Gesittung und Kultur.



„Der Frauenanwalt". Organ des Letteverbandes, redigiert von Jenny Hirsch. Monatsschrift von 1869 bis 1882.

„Deutsche Hausfrauenzeitung", mit einem Unterhaltunglatt für die Familie und einer Monatsschrift für junge Mädchen. Herausgegeben und redigiert von Lina Morgenstern, erscheint seit 1874 jeden Sonntag als Organ der gesamten Fraueninteressen.

„Allgemeiner Frauen-Kalender" Jahrgang 1885 und 1886 und „Frauenbestrebungen der Gegenwart" 1887, verfaßt von Lina Morgenstern.

„Die Frau im gemeinnützigen Leben". Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Amelie Sohr und Marie Loeper-Houselle seit 1886.

„Frauenberuf". Monatsschrift für die Interessen der gebildeten Welt, herausgegeben von Frau J. Kettler seit 1887.

„Die Lehrerin in Schule und Haus". Herausgegeben von Marie Loeper-Houselle seit 1887.

„Nordwest". Gemeinnützig-unterhaltende Wochenschrift, redigiert von Frl. Mathilde Lammers.

„Schweizer Frauenzeitung." Organ für die Interessen der Frauenwelt, redigiert von Frau Elise Honegger.



AUGUSTA

PRINZESSIN VON SACHSEN-WEIMAR

ALS BRAUT.



AUGUSTA

DEUTSCHE KAISERIN UND KÖNIGIN VON PREUSSEN.

Augusta*).

Deutsche Kaiserin, Königin von Preußen, Prinzessin von Sachsen-Weimar.

geb. den 30. September 1811.

In keinem Frauenleben spiegelt sich das 19. Jahrhundert mit all' seinen Errungenschaften, sowie mit all' seinen wechselvollen Bewegungen und Bestrebungen klarer und ausdrucksvoller, als in dem reichen Leben und Wirken der Kaiserin Augusta. Ihr Beispiel ist ein leuchtendes Vorbild der Frauenwelt, unermüdlich und rastlos im Festhalten und Durchführen von Pflichten, nicht allein auferlegt durch ihre hohe Stellung, sondern durch ihre fürsorgliche, barmherzige und weitumfassende Hülfebereitschaft in Not und menschlichem Elend. Sie förderte beschützend und anregend die Arbeit in der Gemeinsamkeit ohne Ansehen der Person zum besten der Leidenden und Bedürftigen.

Von der Natur mit einem lebhaften, durchdringenden und forschenden Geist begabt, der schon in der Jugend Gelegenheit hatte, Interesse für Kunst und Wissenschaft zu bekunden, von energischem, selbständigem Charakter, tiefem religiösen Gefühl und einem Gerechtigkeitssinn, den nichts erschüttern konnte, vermochte die Fürstin erst im reiferen Alter, begünstigt durch eine Machtstellung, wie sie wenig Sterblichen zu teil wird, eine schöpferische Thätigkeit zu entfalten, welche den Frauen für alle Zeiten eine bisher nie ermöglichte einflußreiche Stellung im Staats- und Gemeindeleben verschaffte. Es geschah dies durch die Organisation der vaterländischen Frauen-Hülfs- und Landesvereine unter der Fahne des Rothen Kreuzes, welche freiwillige Krankenpflege in Krieg und Frieden, Hülfe bei allgemeinen Notständen und Bethätigung in der öffentlichen Armenpflege ausüben. Die Verdienste, welche sich die deutsche Kaiserin um die Hygiene und das verbesserte Lazarethwesen erworben, beschränken sich nicht nur auf das Vaterland, sondern erstrecken sich auf die ganze leidende Menschheit.

*) Nach archivarischem Quellenstudium.

Die erste deutsche Kaiserin ist dem klassischen Boden Weimars entsprossen.

Es war in einer sternenhellen, mondbeglänzten Nacht, an der auch ein Komet am Himmel stand, als in der dritten Morgenstunde des 30. September 1811 in Weimar plötzliches Glockengeläute die frohe Kunde über Stadt und Land trug, daß dem Erbprinzen Karl Friedrich und seiner Gemahlin Maria Paulowna eine Prinzessin geboren sei. Am 6. Oktober desselben Jahres fand deren Taufe statt, in Gegenwart der Großeltern, des regierenden Großherzogs Karl August und seiner Gemahlin Luise, des Oheims Prinz Bernhard, sowie des Herzogs von Coburg und des Prinzen Friedrich von Gotha. Das Kind erhielt die Namen: Marie Luise Augusta Katharina. Als abwesende Taufpaten waren noch eingetragen: der Kaiser Alexander und die Kaiserin Maria Feodorowna (Elisabeth) von Rußland, Prinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, Prinz Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, Prinzessin Sophie von Zerbst.

Ein Wiegenlied, das der Dichter Werner für Prinzessin Augusta zu einem Glockenspiel verfaßt hatte, ist so lieblich, daß ich es hier einfüge. Es wurde von dem älteren Schwesterlein dem jüngeren oft vorgesungen:

Schön ist Prinzeßchen und fein,
Lullt es in Schlummer hinein
Glöcklein mit süßem Getön,
Klinget dem Kindelein schön!
Eia, Prinzeßchen, das klingt,
Wie's in dem Herzen Dir singt;
Mache die Äugelein zu.
Liebe Du, Du Liebe Du.

Kindlein von fürstlicher Art,
Schön wie die Mutter und zart,
Sei wie Dein Ahnengeschlecht
Sinnig und klar und gerecht!
Mag's draußen stürmisch dann sein,
In Dir wohnt himmlischer Schein,
Englein lispeln Dir zu:
Liebe Du, Du Liebe Du!

Gleich ihrer älteren Schwester Marie wurde die kleine Prinzessin der Obhut und Pflege der verwittweten Professor Batsch aus Jena anvertraut. Briefe derselben aus der ersten Kindheit der Prinzessin geben uns einige Aufklärung über deren Entwickelung. So heißt es an einer Stelle vom Jahre 1814: „Die Prinzessin Auguste ist ein ebenso heftiges, wie energisches und starkes Kind."

Während der ersten Kinderjahre wurde Prinzessin Augusta vielfach von Frau von Schiller, der Witwe des Dichters, beobachtet, welche in ihren Briefen an ihren Freund Ludwig Knebel über sie manche Bemerkung einfließen ließ. So schrieb

sie im Sommer 1814: „Sie ist wie ein Kind auf einem englischen Kupferstich, so frisch, kindlich und gutmütig. Schöner wird sie als Prinzessin Marie werden; sie gleicht der Mutter am meisten und ihre Gestalt entwickelt sich sehr.“ In den ersten fünf Lebensjahren sah die kleine Augusta nur sorgenvolle Gesichter. Es war die Zeit der Befreiungskriege und die mächtigen Ereignisse griffen auch tief in das Familienleben des Fürsten von Weimar ein, bis 1814 frohere Tage wiederkehrten.*)

Ein sehr herzliches Verhältnis herrschte zwischen dem Großvater Karl August und seinen Enkelkindern. Sie schaukelten auf seinen Knieen, teilten ihm ihre kleinen Erlebnisse mit und erfreuten ihn an Festtagen mit Handarbeiten und Zeichnungen. Seit am 24. Juni 1818 ihr Bruder Karl Alexander geboren wurde, welcher gleichfalls die ersten 6 Lebensjahre in der Obhut der Frau Batsch blieb, wuchsen die Geschwister in inniger Liebe mit einander auf. Die beiden Schwestern hatten allen Unterricht gemeinsam. Sie erhielten denselben von dem Hofmeister des jungen Prinzen, Friedrich Soret, von Goethe, der mit ihnen Dichtungen las, von Hummel, bei dem sie Musik studierten. Im Jahre 1823 wurde Fräulein Luise Seidler ihre Zeichenlehrerin, nachdem diese, die ihre Studien in Dresden und München gemacht, die wohlgelungenen Portraits der drei fürstlichen Kinder gezeichnet hatte. An einem Weihnachtsabend überreichten die drei Geschwister dem Großvater im Namen der Kinder von Weimar eine Sammlung Gedichte, die Goethe mit einer Poesie eingeleitet hatte. Bald darauf erkrankte der Dichter an einer Entzündung des Herzens, welche die Besorgnis um sein Leben am Fürstenhof wach rief. Die Prinzessinnen besuchten ihn, und als die Krankheit glücklich gehoben war, wurde dies frohe Ereignis Veranlassung zu einem Feste bei Hofe. Auch die kaiserlichen Großeltern weilten mehrmals in Weimar und freuten sich der so wohlerzogenen und geistig früh entwickelten Kinder, so Kaiser Alexander, als er 1814 von Paris heimkehrte und Kaiserin Maria Feodorowna bei ihrem Besuche in Weimar 1818.

Am 9. Geburtstage der Prinzessin Augusta 1820 wurde sie in einem Gedichte von dem Altmeister Goethe gefeiert.

Auf das innigste war Prinzessin Augusta ihrer ersten Pflegerin, Frau Batsch, in Liebe verbunden; das traute Verhältnis zu derselben wird uns durch alle an sie gerichteten Briefe offenbart, aus denen wir auch das liebevolle, dankbare Gemüt und den einfachen, herzlichen Sinn der Prinzessin kennen lernen.**)

Ein heiteres, ungezwungenes Leben führten die Kinder während der Sommer=

*) Siehe das Leben der Großherzogin Maria Paulowna, Seite 22.

**) Leider ist es der Verfasserin versagt, diese Briefe zu veröffentlichen, die vom zehnten Jahre bis zum Tode der Frau Batsch im Jahre 1852 reichen, aus den besonders in späteren Jahren, nach der Vermählung der Prinzessin Augusta ihre Fürsorglichkeit für ihre Umgebung hervorgeht. Dieselben befinden sich im Original im Besitz der Frau Oberstlieutenant Rudolph geb. Batsch in Weimar.

zeit, bald in Wilhelmsthal bei Eisenach, bald in der Umgebung von Weimar oder Jena, wo sie auf den Spaziergängen zuweilen von Heinrich Meyer und Goethe begleitet wurden. Aus dem Garten von Belvedère lauschten die Prinzessinnen den Liedern der vorüberziehenden Studenten und die großfürstliche Mutter erstaunte nicht wenig, als sie einst aus dem Munde ihrer Töchter Maria und Augusta die Worte singen hörte: „Ein freies Leben führen wir“, wobei die Prinzessin Augusta lustig durch den Garten sprang.

Einst überreichte Goethe unserer Prinzessin, welche selbst so gern zeichnete, eine von ihm gearbeitete Zeichnung, unter welche er die Strophe geschrieben hatte:

Erleuchtet außen her von Sonnengold,
Bewohnt im Innern, traulich, froh und hold
Erzeige sich Dein ganzes Leben so:
„Nach außen herrlich, innen hold und froh!“

Charakteristisch für Prinzessin Augusta ist eine Äußerung, die sie gethan, als die Mutter von einem Unfall erzählte, der den Prinzen Wilhelm von Preußen während seines Aufenthalts in Petersburg betroffen hatte. Es war ihm durch einen Hund ein Biß in den Fuß versetzt worden. Die Wunde wurde ausgeschnitten und ausgebrannt, ohne daß ein Laut über seine Lippen gekommen wäre. Als Prinzessin Augusta dies hörte, rief sie aus: „Was Wunder, er ist ein preußischer Prinz!“

Einer der liebsten Spaziergänge der Prinzessinnen war nach der an der Ilm gelegenen Walkenmühle, in der sie mit der Familie Vendt auf's Freundschaftlichste verkehrten. Hier nahmen sie ländliche Erfrischungen ein, hier ließen sie vom Müllerssohn sich die Früchte vom Baum schütteln und spielten mit ihm fröhlich im Garten umher.

Im Jahre 1824, kurz nach der Einsegnung der Prinzessin Marie, wurde Professor Hand aus Jena als Lehrer der jungen Fürstinnen engagirt, um sie auf der Reise nach Rußland zu begleiten *), wohin die Prinzessinen mit den Eltern zu zehnmonatlichem Aufenthalt reisten.

Im nächsten Jahre 1825 kamen viele fürstliche Besuche nach Weimar, unter ihnen der Kronprinz von Preußen und seine Brüder, die Prinzen Wilhelm und Karl. Beide Prinzen gefielen sehr wohl; Prinz Wilhelm, der ältere der Brüder, erschien besonders als ein ernster und männlicher Charakter, den jeder leicht liebgewann und hochschätzte.

Der Besuch des Prinzen währte bis zur Weihnachtszeit, wo die Verlobung seines Bruders Karl mit der älteren Schwester, Prinzessin Maria, gefeiert wurde, deren Vermählung den 26. Mai 1827 stattfand. Prinzessin Augusta fühlte den Abschied von der Schwester als den ersten großen Trennungsschmerz; sie war mit ihr in inniger schwesterlicher Liebe bis dahin stets vereint gewesen; in einem

*) Siehe das Lebensbild von Maria Paulowna, wo von Seite 52 Band I. an die Reise nach Rußland und der dortige Aufenthalt ausführlich beschrieben ist.

glücklichen Zusammenleben hatten beide Interesse für Kunst und Wissenschaft gezeigt. Über dieses schwesterliche Verhältnis schrieb einmal Charlotte von Schiller, zu der besonders die jüngere Schwester Augusta große Zuneigung verriet: „Die Prinzessinnen sind glücklich wie die Engel und leben mit der Natur, den Vögeln, den Blumen: sie haben ein Schäfchen, das ihnen wie ein Hund stets nachläuft. Sie glauben nicht, wie lieblich Maria ist, so verständig, klug und zartfühlend. Die Prinzessin Augusta hat einen kräftigen Willen und ist so stark und fest."

Goethe schrieb aus dieser Zeit an seinen Freund Zelter: „Ich finde die Enkelin meines fürstlichen Freundes ebenso bedeutend als liebenswürdig; sie darf mitreden, denn sie hat etwas gelernt; sie verbindet frauenzimmerliche und prinzeßliche Eigenschaften auf eine so vollkommene Weise, daß man wirklich in Bewunderung gerät und ein gemischtes Gefühl von Hochachtung und Neigung ihr gegenüber hat."

Für Prinzessin Augusta kam jetzt eine Zeit ernster Sammlung. Es war die Vorbereitung zur Confirmation, die am 21. August 1827 stattfand.

Der feierliche Akt wurde durch Oberhofprediger Dr. Joh. Friedr. Röhr vollzogen, den Unterricht hatte der Stiftsprediger Dr. Karl Friedr. Horn erteilt. Die fürstliche Confirmandin hatte ihr Glaubensbekenntnis selbst abgefaßt.

Nach der Trennung von der geliebten Schwester Maria fühlte Prinzessin Augusta sich recht vereinsamt; ein lebhafter Briefwechsel gewährte ihr einigen Ersatz, die Briefe, welche Prinzessin Augusta von der Schwester erhielt, teilte sie stets dem geliebten Großvater mit. Als dieser die Nachricht von der Geburt eines Urenkels erhielt, entschloß er sich, noch einmal eine Reise nach Berlin zu unternehmen. In Glienicke bei Potsdam verlebte er frohe Tage im Familienkreise und verkehrte dort viel mit Alexander von Humboldt. Dieser schrieb von ihm: „Nie habe ich den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens teilnehmender gesehen!"

Doch welch' schwere, tiefe Trauer ergriff die ganze gebildete Welt, als die Kunde sich verbreitete, Karl August sei auf der Heimfahrt in Graditz bei Torgau plötzlich verschieden. Es war am 8. Juli 1828, er hatte ein Fenster geöffnet, um frische Luft einzuatmen und sank tot in die Arme seines Adjutanten.*)

Diese Trauerbotschaft ereilte den Erbprinzen von Sachsen-Weimar und seine Gemahlin in Petersburg, wo sie zum letzten Mal die Kaiserin-Mutter besuchten, die fünf Monate später, am 5. November 1828, starb.

Nachdem sich der Regierungswechsel fast unmerklich vollzogen, da Karl Friedrich, um segensreich zu walten, nur alles fortsetzte, was der weise Vater dem Lande geschaffen, so widmete sich auch Maria Paulowna, außer ihren wohlthätigen Werken, der nun 17jährigen Prinzessin Augusta. Welch' ein vortreffliches Gemüt die junge Fürstin ausgezeichnete und wie sehr sie sich Goethe's Worte zur Lebensregel

*) Siehe das Leben der Großherzogin Maria Paulowna Seite 53.

machte: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!“ das zeigt unter anderem folgendes Ereignis:

Prinzessin Augusta weilte mit den Eltern auf der Wartburg, die auf das innigste mit ihrem Jugendleben verbunden war. Hier machte sie gern einsame Spaziergänge durch den Wald und auf den Bergpfaden.

Auf einer solchen Wanderung fand die Prinzessin ein kleines Mädchen am Waldessaum, in sitzender Stellung eingeschlafen, während die Hände mit dem Strickstrumpf in den Schoos gesunken waren. Als Prinzessin Augusta die Kleine weckte, brach diese in Thränen aus und sagte: „Wie wird die Mutter mich schelten! Es ist schon so spät, vor Müdigkeit schlief ich ein, und sollte doch den Strumpf fertig stricken!“

„Gieb her!“ sagte die Prinzessin, „ich will Dir helfen und sehen, was ich fertig bringe. Vielleicht gelingt es uns und Du erhältst keine Strafe. Nun weine aber nicht mehr!“

Die Kleine lachte unter Thränen und sah erstaunt zu, wie das Fräulein, das sie nicht kannte, so schnell die Nadeln zu führen wußte. Die Prinzessin ließ sich erzählen, wer das Kind sei und erfuhr, daß ihr Vater ein armer Waldhüter wäre, der sie nicht einmal nach Eisenach in die Schule schicken könne.

Da wurde das arme Kind der Gegenstand liebreicher Sorge für die Prinzessin. Sie meldete die Kleine in der Schule an, zahlte für sie, und so oft sie nach Eisenach kam, erkundigte sie sich nach ihres Schützlings Fleiß und Betragen. Bei einem solchen Besuch bei der Lehrerin fand sie deren greise Mutter, die sich bei ihrem Eintritt von ihrem Sitz erheben wollte. Die Prinzessin bemerkte dabei, wie unbequem und ohne Lehne der Stuhl war, und einige Tage später langte für die Greisin ein bequemer Lehnstuhl an.

Aber nicht lange mehr sollte Prinzessin Augusta in Weimar weilen.

Der König von Preußen schickte als außerordentlichen Gesandten den Königlichen Wirklichen Geheimen Rat Minister Jordan nach Weimar, um in einer Privataudienz bei den Eltern und der Großmutter der Prinzessin Augusta um deren Hand für den Prinzen Wilhelm von Preußen zu werben.

Prinz Wilhelm hatte am Hofe zu Weimar bei seinem Besuche zur Vermählung des Bruders, 1826, einen sehr guten Eindruck hinterlassen. Über denselben schrieb Freiherr von Gagern damals:

„Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von allen; dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde. Unsere Prinzessin Augusta scheint ihn sehr anzuziehen.“

So empfing auch der Gesandte freudig die Zustimmung und schon drei Tage später, am 11. Februar 1829, dem Geburtstag der Großherzogin-Mutter Luise, fand in deren Gemächern die Verlobung statt.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen hatte den Bruder nach Weimar begleitet, auch der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha wohnte der Feier bei. Sofort nach derselben wurde Freiherr von Egloffstein nach Berlin geschickt,

um dem Könige die vollzogene Verlobung zu melden.*) Nach dieser Begebenheit schrieb der Staatsrat Schultz an Goethe:

„Teure Unterpfänder der innigsten Gemeinschaft hat Weimar durch die beiden trefflichen Prinzessinnen unserem Lande gegeben. Wie hoch es sich dadurch um die Welt und unsere Zukunft verdient gemacht hat, ahnen wir in vollster Zuversicht. Wer könnte Tage so schöner Hoffnungen ohne die herzlichste Teilnahme vorübergehen lassen!"

Kapellmeister Hummel hatte zur Verlobung eine Festcantate componiert, welche von dreistimmigem Chor nach der Tafel aufgeführt wurde.

Wilhelm von Humboldt schildert den durch Prinzessin Augusta empfangenen Eindruck in einem Briefe an Freiherrn von Stein:

„Ihr lebendiger und durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick, ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll und ihre ganze Gestalt wird sich in wenigen Jahren gewiß noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln."

Nicht lange sollte der Hochzeitstag hinausgeschoben werden, er war mit Rücksicht auf die Kaiserlich Russischen Verwandten schon am 11. Juni 1829 anberaumt. Wenige Tage vorher, am 3. Juni, zeigte sich die Prinzessin noch einmal den Weimarianern im Theater, wo man ihr die herzlichste Huldigung nach der Vorstellung darbrachte.

Am nächsten Tage erfolgte die Abschiedscour von den höheren Staatsdienern, Offizieren und hoffähigen Einheimischen und Fremden. Dann erschien eine Deputation des Stadtrats, um ihr die Glückwünsche zur bevorstehenden Vermählung zu bringen.

Der Bürgermeister überreichte eine Urkunde, laut welcher die Stadt zur Erinnerung an das frohe Ereignis eine jährliche Summe für arme Witwen bestimmte. — Nach dieser Deputation traten zwei Bräute aus dem Volke ein, die von zwölf Jungfrauen begleitet wurden, welche einen mit Rosen durchflochtenen Myrthenkranz, ein Gedicht sprechend, überreichten.

Prinz Wilhelm hatte kurz vor der Hochzeit im Auftrage seines Vaters sich nach Warschau begeben müssen, um diesen bei dem dort mit seiner Familie weilenden Kaiser Nicolaus zu entschuldigen, daß er in Folge einer Erkrankung nicht zu einer verabredeten Zusammenkunft auf Schloß Fischbach in Schlesien erscheinen konnte.

Für die Hochzeit des Prinzen wurde diese Reise dadurch von Wichtigkeit, daß der Kaiser das Versprechen gab, zur Vermählungsfeier nach Berlin zu kommen, da ursprünglich nur die Anwesenheit der Kaiserin mit ihrem Sohn, dem elfjährigen Großfürsten-Thronfolger in Aussicht gestellt war.

Nachdem Prinz Wilhelm auf der Rückreise Berlin berührt hatte, traf er am 6. Juni, am Sonnabend vor Pfingsten, Vormittag in Weimar ein, um die erlauchte Braut zur Vermählung nach Berlin abzuholen. An demselben Tage

---

*) Siehe Hausarchiv von Sachsen-Weimar.

wurden die Ehepacten unterzeichnet und am folgenden sollte die Abreise des hohen Paares stattfinden.

Trübe und regnerisch brach der erste Pfingsttag an; dennoch strömte die Bevölkerung zahreich herbei, um der geliebten Prinzessin vor dem Scheiden von der Heimat treue Anhänglichkeit und Verehrung zu bezeigen.

Festlich und reich mit Blumen und Laub geschmückt war der Weg vom Schloß bis zur Hauptkirche in welche sich das Brautpaar und die großherzogliche Familie um 7 Uhr des Morgens begab.

Hier hielt der langjährige und hochverehrte Lehrer der Prinzessin-Braut, Oberconsistorialrat Horn,*) eine ergreifende Ansprache. Um 10 Uhr Vormittags ordnete sich der Hochzeitszug, um der scheidenden Fürstin das Geleit zu geben.

Nach elf Uhr verließ Prinz Wilhelm in einem mit 6 Rappen bespannten Wagen das Schloß, begleitet von einer Abteilung Husaren. Eine Viertelstunde später bestieg die Prinzessin Braut mit der Oberhofmeisterin, Freifrau von Hopfgarten und der Hofdame, Freiin von Spiegel, den reich mit Blumen geschmückten, von sechs hermelinfarbenen Pferden gezogenen Reisewagen; diesem folgte ein zweiter mit den Herren, welche die Übergabekommissarien bildeten: Staatsminister Freiherr von Fritsch und Generalmajor Freiherr von Egloffstein. Voran diesem Wagen eröffneten Husaren und die Schützengilde den Zug mit Musik, dann folgte der Hofstaat der Großfürstin, Großherzogin-Mutter, hinter ihnen reitende Förster, Jäger und Stallmeister. Auf dem ganzen Wege bis zur Landesgrenze, wo die Übergabe der Braut an die preußischen Kommissarien stattfand und noch weiter bis Eckardtberga, folgte der Hochzeitszug und in allen Dörfern, die man durchfuhr, waren Ehrenpforten errichtet und der fürstlichen Braut die liebreichsten Huldigungen dargebracht. Die preußische Grenze überschritt Prinzessin Augusta zu Fuß, von Prinz Wilhelm auf dem heimischen Gebiete empfangen.

Zum Andenken an die Hochzeit hatte der Magistrat zu Weimar eine Stiftung für arme Witwen und die Vereine zwei solche zur Erziehung verwahrloster Kinder in dem Falk'schen Institut bestimmt.

Die Reise wurde in drei Tagen gemacht. Am 7. Juni fuhren die hohen Reisenden bis Merseburg, am 8. bis Wittenberg und am 9. erreichten sie um 1 Uhr Mittags Potsdam. Überall hatte die Bevölkerung festlichen Empfang vorbereitet. In Potsdam waren schon am Tage vorher die Eltern der Braut, Großherzog Karl Friedrich und Großfürstin, Großherzogin Maria Paulowna von den königlichen Verwandten begrüßt worden und zur Feier der Ankunft des Brautpaares fand eine glänzende Illumination statt.

Am 10. Juni, 5 Uhr Nachmittags, hielt die fürstliche Braut, von Charlottenburg aus, begleitet von der Frau Kronprinzessin, ihrer feierlichen Einzug in Berlin und in das königliche Schloß.

---

*) Bem. d. Verf. Im Großherzoglichen Hausarchiv in Weimar befinden sich mehrere Originalbriefe der Deutschen Kaiserin, als Prinzessin und Königin an Horn.

Am Weichbilde der Stadt erfolgte die Begrüßung durch eine städtische Deputation unter Führung des Oberbürgermeisters Büsching. Als Gegengruß spendete Prinzessin Augusta den Armen der Hauptstadt 500 Thaler.

Es war ein schöner Frühlingstag voll milder Wärme und Sonnenschein, an dem die Trauung des hohen Paares abends 7 Uhr in der Schloßkapelle stattfand.

Die hoffähigen Personen hatten sich um 6½ Uhr im Schlosse, im Rittersaal und den angrenzenden Gemächern versammelt. Um 7 Uhr erschienen die königlichen Herrschaften in den roten Zimmern Friedrich I. Die königliche Krone wurde von der ersten Hof- und Staatsdame, Fräulein von Viereck, der Frau Kronprinzessin übergeben und von dieser, unterstützt durch die Kaiserin von Rußland, einer geborenen Prinzessin Charlotte von Preußen und durch die Großherzogin Maria Paulowna auf dem Haupte der Prinzessin-Braut befestigt.

Nun begab sich der Hochzeitszug nach der Kapelle.

Die Trauung wurde durch Bischof Eylert vollzogen und der Wechsel der Ringe durch 200 Kanonenschüsse vom Lustgarten aus der Stadt donnernd verkündet. Nach diesem feierlichen Akt nahm der Bräutigam im Schlosse die dargebrachten Glückwünsche entgegen. Es erfolgte eine Cour im weißen Saale, ein Souper im Rittersaal und der bei den Hochzeiten übliche Fackeltanz wieder im weißen Saale. Die junge Prinzessin-Gemahlin forderte zu diesem Tanze zunächst den Kaiser von Rußland auf, dann den König und die sämtlichen Fürsten in der Reihenfolge, wie sie im Festzuge standen, während Prinz Wilhelm mit seiner Schwester, der Kaiserin von Rußland, den Reigen eröffnete und dann mit allen Prinzessinnen tanzte. Nach Beendigung des Fackeltanzes, als sich die Neuvermählten in ihre Gemächer begeben hatten, erfolgte die Ablieferung der königlichen Krone an den Tresorier Hofrat Siefert und die von der Oberhofmeisterin Frau von Jagow vollzogene Ceremonie der Verteilung des Strumpfbandes. Um mit geschichtlicher Treue zu erzählen, sei noch erwähnt, daß zur Verschönerung abends ein Concert stattgefunden, ausgeführt von den Gebrüdern Ganz in Cello und Violine, Fräulein Hoffmann und der bayrischen Hofsängerin Fräulein Schechner, welche letztere eigens zu den Hoffesten nach Berlin berufen war.

Am nächsten Morgen erfolgte der Einzug des neuvermählten Paares in das ihm bestimmte Heim, Unter den Linden 37, das Tauentzien'sche Haus, woselbst der Hofstaat sie empfing. Dasselbe war bis zum Jahre 1834 Dienstwohnung des Prinzen Wilhelm, wurde dann von diesem käuflich erworben und später von Baumeister Langhans umgebaut, bildet es in der jetzigen Gestalt das königliche Palais.

Der Hofstaat bestand aus: Hofmarschall Major Hans Carl von Rochow, Adjutant Major v. Gerlach, Hofstaatssekretär Hofrat Bork, Hofarzt Dr. J. W. Hesse, Hofchirurgus Lüttke, Stallmeister Ahrendt jun., der Oberhofmeisterin Ihrer Excellenz Frau von Jagow, geborene von Heinitz, Hofdame Fräulein von Heister, Kammerherr Oberstlieutenant von Meyerinck, Hofarzt Hofrat Dr. Kuntzmann.

Mittags 12 Uhr fand ein déjeuner dinatoire bei den Neuvermählten statt, dem um 4 Uhr eine Cour folgte und abends im Opernhause eine Festvorstellung: „Agnes von Hohenstaufen", zu welcher der Dichter Raupach den Text geschrieben und welche von dem Generalmusikdirektor Spontini eigens zur Hochzeit komponiert worden war.

Den Glanzpunkt der weiteren Festlichkeiten bildete das der Kaiserin von Rußland zu Ehren veranstaltete Fest der weißen Rose.

II.

Augusta, Prinzessin von Preußen.

1829—1840.

Friedrich Wilhelm III. führte ein einfaches, stilles, häusliches Leben. Bei der strengen Ordnung, die in der Königsfamilie von jeher herrschte, dehnte sich diese Lebensweise auch auf die übrigen Mitglieder des Königshauses aus.

Das junge Paar bezog für den ersten Sommer in Potsdam das Marmorpalais. In seiner freundlichen Lage im schönen, baumreichen Park und an dem weiten glänzenden Spiegel der Havel-Seen mochte es wohl ein gar freundlicher Aufenthalt für die Neuvermählten und namentlich für die mit einem warmen Gefühl für die Schönheit der Natur begabte Prinzessin sein. In den folgenden Sommern wurde in dem Neuen Palais Wohnung genommen, bis dann im Herbste 1836 das neuerbaute Schloß Babelsberg eingeweiht und für die Folge als Sommersitz benutzt wurde. Im Winter wohnten die Prinzlichen Herrschaften, in Berlin in ihrem Palais Unter den Linden.

Prinz Wilhelm blieb auch als Ehemann seiner früheren einfachen Lebensweise treu. Er widmete sich nach wie vor mit nie rastendem Eifer seiner militärischen Stellung.

Prinzessin Augusta lebte auch in der neuen Heimat ihrer Neigung zur Kunst, Wissenschaft und Musik und unterhielt einen lebhaften Verkehr mit Weimar, von wo sie namentlich den Dichter Raupach mehrmals herüberkommen ließ, um ihr und ihrem Gemahl historisch-politische Vorträge zu halten, was jenen veranlaßte, ganz nach Berlin zu übersiedeln. Alexander von Humboldt, der schon damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, und Raumer traten mit der Prinzessin in nähere Beziehung.

Mit großer Vorliebe übte die Fürstin die Zeichenkunst und zwar hauptsächlich die architektonische und die auf kirchlichem Gebiete. Fräulein Alwine Frommann

wurde hierbei ihre Lehrerin und später ihre Vorleserin und Vertraute. Die Prinzessin beschäftigte sich mit leidenschaftlicher Vorliebe mit Zeichnen. Diese Neigung bethätige sie auch im weiteren Lauf der Zeit. Selbst an Gesellschaftsabenden übte die hohe Frau gern diese Lieblingsbeschäftigung. Neben den mancherlei Produkten dieser Kunstübung, welche in den Allerhöchsten Kreisen geblieben sind und sich nur in einzelnen Blättern den Besuchern des Königlichen Palais und Babelsbergs darbieten, sind auch drei Werke der Öffentlichkeit übergeben worden.*)

Prinzessin Augusta war damals ungemein zart. Die Anstrengungen, sich in dem neuen Leben zurechtzufinden, und sich dabei selbst zu beherrschen, waren ihrem ganzen Wesen aufgeprägt.

Der Sommer des zweiten Jahres (1830) brachte viele Reisen. Zunächst nahm das Prinzliche Paar im Juni an einer Familien-Zusammenkunft der Königlichen und der Kaiserlich russischen Familie zu Fischbach Teil. Es wohnte dabei auf dem Schlosse Erdmannsdorf bei dem Feldmarschall Grafen Gneisenau, von wo aus auch eine größere Tour in das Riesengebirge unternommen und die Schneekoppe besucht wurde. Dann reisten die jungen Herrschaften nach Ems. Es war der erste Besuch dieses Badeorts gewesen. Wer hätte damals geahnt, daß derselbe in späteren Jahren der regelmäßige Kurort und ein Lieblingsaufenthalt des Königs und Kaisers, und für Deutschland der Schauplatz wichtiger politischer Ereignisse werden sollte. Von Ems aus nach Berlin zurückgekehrt, begab sich das hohe Paar zu den Verwandten nach dem Haag und im August wurde Prinz Wilhelm zur Inspizierung der Truppen nach den Rheinprovinzen abgeschickt, da inzwischen in Paris die Julirevolution ausgebrochen war. Prinzessin Augusta kehrte während dieser Zeit in ihre Heimat zurück, wo sie mit ihrer Schwester, der Prinzessin Marie und der Kronprinzessin Elisabeth glücklich harmonierte.

Im Herbst des folgenden Jahres brach die Cholera in Deutschland aus. Damals residierte der König in Charlottenburg, der Kronprinz in Sanssouci und Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin im Neuen Palais in Potsdam. Es bildete sich eine Sanitätsverwaltungskommission, deren Präsident Prinz Wilhelm wurde, die für alle Maßregeln während der Epidemie Sorge zu tragen hatte. Zu derselben gehörte auch, daß die Schlösser durch eine Postenkette vollständig von dem Verkehr mit der Umgebung abgesperrt waren.

In diese finstere, von Krankheit bedrohte Zeit, in der es namentlich in

---

*) Die „Wartburgblätter" 1863. — Die „evangelische Kirchen-Ornamentik", eine gemeinsame Arbeit der Kaiserin und ihrer erlauchten Tochter, der Großherzogin von Baden, 1865 in Berlin bei Amsler und Ruthardt erschienen und die „Rhein-Anlagen bei Coblenz".

Das erstgenannte Werk, die Wartburgblätter, wird den Besuchern der Wartburg bekannt sein, da es dort zum Besten der Armen zum Verkauf ausliegt. Es besteht aus sieben, aus Text und farbiger Miniaturmalerei sinnig zusammengestellten Blättern, welche auf die Geschichte der Wartburg symbolisch Bezug nehmen.

Berlin sehr traurig aussah, fiel ein lichter Sonnenstrahl. Prinzessin Augusta schenkte am 18. Oktober 1831, dem Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, ihrem einzigen Sohne das Leben.

Die fröhliche Kunde wurde sofort dem Könige nach Charlottenburg und den großherzoglichen Eltern durch Couriere mitgeteilt. Dies Ereignis wurde von der Bevölkerung um so mehr mit Jubel begrüßt, da Kronprinz Friedrich Wilhelm kinderlos geblieben war. Dieser und seine Gemahlin kamen sofort nach dem Neuen Palais, um dem Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Augusta ihre Glückwünsche darzubringen.

Vier Wochen nach der Geburt fand die Taufe, Sonntag den 13. November, statt, welche Bischof Eylert leitete. Die dem feierlichen Akt beiwohnenden Paten waren: König Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin, die Fürstin Liegnitz, der Kronprinz und die Kronprinzessin, Prinz Karl und seine Gemahlin, Prinz August und Herzog Karl von Mecklenburg, der jüngste Bruder der Königin Luise. Der kleine Prinz erhielt die Namen: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl.

Die hochbegabte junge Mutter, welche in dem geistig aufgeklärten, kunstsinnigen Weimar eine stark ausgeprägte, neue deutsche Geistesrichtung erhalten, war sich wohl klar bewußt, welchen pädagogischen Weg sie für ihr Söhnlein einzuschlagen habe. Als „unser Fritz“, wie fortan der kleine Prinz nicht nur von seinen Eltern, sondern im ganzen Lande genannt wurde, 2 Jahre alt war, reiste Prinzessin Augusta mit ihm nach Weimar, und wiederholte diesen Besuch bei ihren Eltern im Jahre 1836.

Prinz Wilhelm, eingedenk seiner traurigen Kindheit, jener furchtbaren Jahre, da Napoleon Deutschland bekämpft und geknechtet hatte, wo er den Einfluß liebender Eltern und tüchtiger Lehrer fürs Leben kennen gelernt, fand es notwendig, sein Söhnlein mit solchen Persönlichkeiten zu umgeben, welche von der Wichtigkeit überzeugt waren, dieses fürstliche Kind den Anforderungen der Zeitverhältnisse nach zu erziehen.

Oberst von Unruh wurde „unsres Fritzens“ Militärgouverneur, Pastor Godet sein erster Erzieher. Der letztere verblieb es, bis der Prinz sein fünfzehntes Jahr erreicht hatte.

Im Jahre 1836 nahmen Prinz Wilhelm und seine Gemahlin mit ihrem Söhnchen zum ersten Male während der Sommermonate Aufenthalt in Schloß Babelsberg.

Am linken Ufer der Havel zwischen den Dörfern Glienecke und Nowawes lag der mit dürftigen Kiefern und kümmerlichen Resten von Eichen bewachsene, sonst kahle Sandhügel Babelsberg. Die herrliche Aussicht auf den Havelspiegel und die zu seinen Füßen liegende Stadt Potsdam, die sich dem überraschten Blick von hier aus darbietet, ließen in Prinz Wilhelm den Plan entstehen, hier ein Landhaus und einen Garten anzulegen.

Am 3. August 1833 erteilte Friedrich Wilhelm III. die Erlaubnis, diesen Lieblingswunsch auszuführen. Unter Leitung des Gartendirektors Lenné begannen

sogleich die ersten Anlagen. Im Oktober desselben Jahres entwarf der Oberlandesbaudirektor Schinkel den Entwurf zum Schlößchen und in den Märztagen 1834 begann der Bau desselben unter Leitung des Hofbau-Inspektors Gebhardt. Am 1. Juni wurde der Grundstein gelegt, im September des Jahres 1835 der Ausbau vollendet, und am 18. Oktober, dem Geburtstag des fürstlichen Sohnes, wurde das Schlößchen durch ein Fest im engsten Familienkreise eingeweiht.

Diese Mitteilung über die Gründung von Babelsberg hat Kaiser Wilhelm in ein Fremdenbuch eingetragen, welches er am 18. Oktober 1835 anlegte, und darunter steht: Augusta Pr. v. Pr. Wilhelm Pr. v. Pr. und dann die Namen aller Fürstlichkeiten, welche jenem Feste beigewohnt hatten.

Prinzessin Augusta entwarf gleichzeitig eine Skizze zu einem zweiten Schlößchen, das anfangs zur Wohnung der Hofdamen bestimmt wurde und den Namen „Damenhäuschen" erhielt. Später ist dasselbe nach eigenen Zeichnungen der Prinzessin Augusta umgebaut worden und diente während der Sommermonate jahrelang dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm und seinem Erzieher als Wohnung.

Im Vergleich zu dem stattlichen, weithin sichtbaren Bau des heutigen Schlosses, das erst im Jahre 1849 vollendet wurde, war jenes Landhaus auf Babelsberg damals klein und bescheiden, ein einfaches zweistöckiges Haus und ein daran stoßender dicker Turm, aber es enthielt für jedes Familienglied auch in späterer Zeit Gemächer von charakteristischer Eigenart. Im Erdgeschoß dieses älteren Teiles befinden sich heute noch die Wohnzimmer der damaligen Prinzessin, der Kaiserin Augusta. Aus dem kleinen Vorderzimmer führt eine, aus einer großen Spiegelscheibe bestehende, Glasthür auf die Pergole hinaus, deren Bogen ein Bild von überraschender landschaftlicher Schönheit umschließen. Auch aus dem Erkerfenster des sogenannten blauen Kabinets, wo der Schreibtisch*) der Kaiserin Augusta steht, ist eine entzückende Aussicht. Ihre sämtlichen Zimmer zeugen von außerordentlichem Kunstsinn**) und sind mit wertvollen Ölbildern und Aquarellen neuerer Meister, darunter mehrere Familienportrais, sowie mit kostbaren Kunstwerken geschmückt. In dem Erdgeschoß des runden Turmes liegt ein achteckiger, reich ausgestatteter Empfangssaal, aus welchem man auf die, nach der Südseite des Schlosses gelegene Terrasse tritt. An den Saal schließt sich die Bibliothek in gotischem Stil, in einer Nische derselben steht das Bet- und Lesepult der Kaiserin. Hier brachte die hohe Frau die frühen Morgenstunden in stiller Andacht und im Studium zu.

Derselbe Geist der im Schlosse herrscht, kommt auch in dessen Umgebung zum Ausdruck. Der mit eingehendem Verständnis für die Naturschönheit angelegte Park zeigt überall die sorgsamste Pflege und Ordnung.

*) Dieser Schreibtisch ist ein in Koblenz gearbeitetes und auf der Londoner Weltausstellung preisgekröntes Meisterstück deutschen Kunstfleißes.

**) Prinz Wilhelm legte besonderen Wert darauf, daß alle Gegenstände in Babelsberg im Inland gefertigt wurden.

Babelsberg wurde von dem einfachen Sommersitze des Prinzen Wilhelm im Laufe der Zeit zum Tusculum des Kaiserlichen Ehepaares. Es ist ein freundlicher Schauplatz ihres Lebens, in welchem sich das letztere in allen seinen Charakterzügen wiedergiebt. Bis zur Uebersiedelung des Prinzlichen Paares nach dem Rhein, 1850, blieb Babelsberg der ausschließliche Sommersitz desselben.

Am 3. Dezember 1838 wurde dem Prinzlichen Paare die einzige Tochter geboren, welche den Namen „Luise Marie Elisabeth" erhielt. Prinzessin Augusta empfand dieses Ereignis als ein um so größeres Glück, da ihr reger und lebhafter Geist nun Gelegenheit fand, sich in befriedigender Weise bei der Erziehung ihres Töchterchens zu bethätigen und ihren vollen Einfluß auf sie geltend zu machen. Die hohen Tugenden der Großherzogin Luise von Baden sind auf diese mütterliche Erziehung zurückzuführen, welche das Töchterchen früher, als es sonst vielleicht bei Kindern der Fall ist, zur Pflichterfüllung, zum Gehorsam, zur streng geregelten Beschäftigung und zur größten Einfachheit anhielt. In der heranwachsenden Prinzessin wußte die fürstliche Mutter alle häuslichen Tugenden und die ideale Neigung zur Kunst, Religiosität und werkthätigen Nächstenliebe zu pflegen.

Dieselbe Kinderfrau, Dorothea Weber, welche seit der Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm diesen die ersten 7 Jahre überwacht hatte, blieb 10 Jahre hindurch bei der Prinzessin Luise. Die erste Erzieherin war Frau Godet, unter Oberaufsicht der verwittweten Generalin von Clausewitz. Alle erziehlichen Anordnungen traf jedoch Prinzessin Augusta selbst und war ihren Kindern nahe, soviel es anging. Ehe sie zur Ruhe ging, trat sie an die Bettchen ihrer Kinder, um sie zur Nacht zu segnen und versäumte diese Pflicht selbst nicht nach ermüdenden Gesellschaftsabenden. Bemerkenswert ist das gütige und freundliche Wesen des jungen Ehepaares zu seiner Umgebung, zu den Bedientesten des Hauses und den Arbeitern. Es gehörte zu den seltensten Ereignissen, wenn Hausbeamte entlassen wurden. Die Treue und Anhänglichkeit der Dienerschaft im preußischen Königshause ist sprichwörtlich geworden, aber in der Umgebung Kaiser Wilhelms und der Kaiserin Augusta verblieben bis zum höchsten Alter dieselben Beamten und weibliche, wie männliche Untergebene, die schon während ihrer ersten Ehejahre in den Dienst getreten waren.

Das Jahr 1839 war für die fürstliche Familie ein recht sorgenvolles. Prinz Wilhelm erkrankte an einer Brustfellentzündung, wodurch er genötigt wurde, sich eine Zeit lang von seinen militärischen Pflichten fernzuhalten. Es wurde eine Badereise nach Ems und Baden-Baden unternommen und von dort aus das mildere Klima in der Schweiz und Ober-Italien aufgesucht. Kaum war der Prinz heimgekehrt, so wurde die königliche Familie durch die Erkrankung Friedrich Wilhelms III. auf das Schmerzlichste betroffen. Anfangs hatte man keine ernsten Befürchtungen gehegt. Der König wünschte am 31. Mai selbst noch der Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrich's des Großen beiwohnen zu können. Sein Unwohlsein nahm jedoch so sehr überhand, daß er seinen zweiten Sohn mit seiner

militärischen Vertretung dabei betraute. Die große Volksmenge und alle an der Feier Teilnehmenden waren tief ergriffen, als der leidende König, dem der Tod schon auf dem Antlitz stand, sich im Bette an die nach den Linden zu gelegenen Fenster des Palais tragen ließ, um von hier aus den feierlichen Akt mit anzusehen. Es war dies sein Abschied vom Volke.

Am 2. Juni reiste Prinz Wilhelm seiner Schwester, der Kaiserin von Rußland, bis Küstrin entgegen, welche an das Krankenbett ihres Vaters eilte; am 7. desselben Monats traf auch Kaiser Nikolaus in Berlin ein und am Nachmittag desselben Tages um 3 Uhr starb der König, dessen Leiche am 11. Juni in dem Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt wurde, welches er selbst so sinnig hatte erbauen lassen und wo seine Hülle neben seiner ersten Gemahlin, der unvergeßlichen Königin Luise, die letzte Ruhestätte gefunden hat.

III.

Augusta, Prinzessin von Preußen.

1840—1860.

Der Tod des Königs brachte in dem Leben des Prinzen Wilhelm und seiner Familie eine wesentliche Veränderung hervor. Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron und empfing am 10. September 1840 in Königsberg, am 15. Oktober in Berlin die Huldigung.

Prinz Wilhelm wurde bei der Kinderlosigkeit seines Bruders der nächste Thronerbe und erhielt den Titel „Prinz von Preußen.“ Hierdurch wurde auch die Stellung seiner Gemahlin eine bedeutungsvollere, die ihre energische Denkungsweise wohl zu würdigen verstand.

„König Friedrich Wilhelm IV. wurde mit Begeisterung sowohl vom Volke, als von den nationalgesinnten Fürsten begrüßt. Seine hohen geistigen Gaben, sein Kunstsinn und seine aufgeklärten Anschauungen berechtigten zu den größten Hoffnungen; vielverheißend waren seine ersten Regierungsakte, die selbst die begeistertsten Freiheitsschwärmer mit Jubel begrüßten. Der Turnvater Jahn erhielt seine volle Freiheit wieder, Ernst Moritz Arndt wurde in seine Professur zu Bonn wieder eingesetzt, die gefangen gehaltenen Erzbischöfe von Köln begnadigt und befreit, und mancher Patriot, der wegen seiner „Deutschtümelei“ in den Kerker hatte wandern müssen, wurde bei der allgemeinen Amnestie in Gnaden entlassen.“

Nach der Thronbesteigung seines Bruders war der Prinz von Preußen zum

Statthalter von Pommern und bei der Huldigung in Königsberg zum General der Infanterie ernannt worden.

Mit Friedrich Wilhelm III. war das alte Preußen und diejenige Generation zu Grabe getragen, die wohl im vorigen Jahrhundert gewurzelt.

Andere Auffassungen und Bedürfnisse traten hervor, die mit neuen Kräften und Einrichtungen durchgeführt werden mußten. Was im Gefühl der Pietät für den greisen König als Wunsch und Gedanke zurückgehalten war, regte sich zu freier Entfaltung und oft mit jener Lebhaftigkeit, die aus der langen Zurückhaltung zu erklären war. Neue Kräfte wagten sich an's Licht, ein neues Geschlecht wuchs heran, welches alle Hoffnungen auf Friedrich Wilhelm IV. setzte.

Der Hof nahm glänzendere Formen an, als unter dem die Einfachheit liebenden Friedrich Wilhelm III. Des Königs anerkannte Liebe zu Kunst und Wissenschaft zog bedeutende Männer nach Berlin.

Eine rege Geselligkeit entstand, welche besonders auch von Prinzessin Augusta in ihrem Palais gepflegt wurde, die derselben durch ihr Verständnis des idealen und formalen Schönen eine geistige Bedeutung zu geben wußte. Musikalische Abende unter Leitung Meyerbeer's wechselten mit Theezirkeln, deren Zierde Alexander von Humboldt, Raumer und andere Gelehrte waren. Damals entstand auch der wissenschaftliche Verein, der jeden Sonnabend Nachmittag von 5—6 Uhr in der Singakademie Vorträge bedeutender Männer veranlaßte, welchen Prinz Wilhelm oft, Prinzessin Augusta immer, wie auch später als Kaiserin beiwohnte.

Prinz Wilhelm von Preußen war am 22. Mai 1840 Mitglied des Freimaurerordens geworden und hatte die Interessen desselben stets treu vertreten. Während der Reise seines Königlichen Bruders nach England 1842 vertrat Prinz Wilhelm denselben in der Leitung sämtlicher Staatsgeschäfte. Im Jahre 1844 unternahm er selbst eine Reise nach England, welche vom wichtigsten Einfluß auf seine politischen Auffassungen war und von den nachhaltigsten Folgen für sein Familienleben und das Reich. Der Hof und das Volk Englands wetteiferte, dem Prinzen Auszeichnungen zu Teil werden zu lassen. Zwischen ihm und dem Prinzen Albert, Gemahl der Königin Victoria, bildete sich ein herzliches und vertrautes Verhältnis und Lord Wellington, der Kanzler der Universität Oxford, der berühmte Feldherr, den Prinz Wilhelm 29 Jahre früher, als er, ein Jüngling, nach England gekommen, kennen gelernt, verlieh ihm in feierlichem Akt den Doktorhut.

Die größte Bedeutsamkeit gewann der Aufenthalt in England durch das eingehende Studium, welches der Prinz den englischen Verhältnissen und namentlich dem englischen Staatswesen widmete.

Das Ergebnis hiervon war eine Hinneigung für die konstitutionelle Staatsform, ein Umstand, welcher nicht nur für die politische Stellung des Prinzen im Vaterlande von größter Wichtigkeit wurde, sondern auch für das Verhältnis zu seiner Gemahlin.

Diese knüpfte gleichfalls freundschaftliche Beziehungen mit dem Hofe von England an, als sie die verwittwete Königin Adelheid bei deren Rückreise von Deutschland über Holland nach England begleitete, und hier am Hofe einige Wochen verweilte. Prinzessin Augusta hatte für England, welches sie zum ersten Male sah, durch ihre früheste Erziehung eine lebhafte Zuneigung und die Einrichtungen, die sie dort kennen lernte, machten durch unmittelbare Anschauung einen tiefen Eindruck auf sie.

Nach der Heimkehr vollzog sich auch in der Erziehung ihres Sohnes eine große Veränderung. Professor Dr. Curtius wurde auf Anregung der fürstlichen Mutter als dessen Erzieher berufen und derselbe zog die besten Lehrer der Residenz heran, um dem Prinzen eine Gymnasialbildung zu geben, die ihn zum Besuche der Universität vorbereitete.

Um ihm die Vorteile des gemeinschaftlichen Unterrichts und der Kameradschaft eines gleichaltrigen Knaben zu verschaffen, wurde Rudolf von Zastrow als Mitschüler dem Prinzen beigegeben. Welch' innigen Anteil Prinzessin Augusta an den Unterrichtsstunden ihres Sohnes nahm, geht daraus hervor, daß sie denselben, meist mit einer Handarbeit beschäftigt, beiwohnte; ja oft nahm sie selbst an den Experimenten in der Physikstunde teil. Wie einfach die fürstlichen Kinder erzogen wurden, lehrt uns die Erzählung eines der Lehrer des Kronprinzen, wenn derselbe zum Frühstück im Schlosse verblieb und Wein und Früchte erhielt, bekam der Prinz nur Milch und Obst. Wein durfte er erst trinken, als er erwachsen war. Dabei war es das Bestreben der fürstlichen Mutter, die Urteilsfähigkeit ihres Sohnes, wie seine selbständige und freie Anschauung aller Lebensverhältnisse zu bilden. Neben dem vielseitigen und gründlichen Unterricht in den Wissenschaften lernte unser Fritz: Fechten, Turnen, Tanzen, Schwimmen und Reiten. Wie herzlich und mütterlich die Prinzessin nicht allein mit ihren eigenen Kindern, sondern auch mit deren Kameraden verkehrte, erfahren wir aus einem Briefe, den sie an Rudolf von Zastrow schrieb:

„Mein lieber Rudolf!

Ich schreibe diese Zeilen am Vorabend des letzten Tages, an welchem Dein Examen beginnen wird und im bangen Vorgefühl der Trennung, — dies Gefühl wurzelt in meiner mütterlichen Gesinnung für Dich. Deine Eltern hatten Dich uns anvertraut und ich erkannte vom ersten Augenblick an die Größe der Verantwortlichkeit, die wir übernommen hatten, sowie die Dankbarkeit, die wir Deinen Eltern für ihr Vertrauen schuldig waren. Ich habe Dich stets wie mein eigenes Kind betrachtet und behandelt; Gott, der in mein Herz sieht, kennt meine Liebe und auch meine Fürsorge. Er hat Seinen Segen, „an welchem alles gelegen" — dieser Erziehung geschenkt und ich freue mich, Dir sagen zu können, daß Du uns bisher nur Veranlassung zur vollsten Zufriedenheit gegeben hast. Ich danke Dir von Herzen dafür und rechne fest auf Dich für die Zukunft.

Nun nur noch einen Rat und eine Bitte: — Das Leben ist ernst und doch ist es nur die Vermittelung, Vorbereitung zu einem andern, höheren Leben; wir

müssen also die uns gegebene Frist recht benutzen. Das Leben bringt Anfechtungen und Verführungen aller Art; wir müssen daher täglich von Gott die Kraft ausbitten, gegen sie zu kämpfen und unserem Grundsatz treu zu bleiben. Die Äußerlichkeiten des Lebens vermindern oft unseren Sinn für ernste Beschäftigung; wir müssen uns erinnern, daß wir täglich noch zu lernen haben und daß wir das Erworbene verlören, wenn wir es nicht vervollkommnen. Das wünschenswerteste ist die Vereinigung von Charakter und Gemüt! Wohl denen, welchen Gott diese Gaben verliehen hat. Ich glaube, sie bei Dir voraussetzen zu dürfen. — Meine Bitte besteht darin, daß Du ein Sohn für mich bleiben möchtest, ohne Dich irgendwie auch in veränderter Stellung entfernen zu lassen. Du wirst immer eine Freundin, eine Mutter in mir finden. Ferner bitte ich, daß Du immer ein Freund und ein Bruder meines Sohnes bleiben möchtest. Fürsten haben leider selten wahre Freunde. — Sein Herz bedarf ein solches Verhältnis und Du wirst ihm in mancher Beziehung von großem Nutzen sein können. Du hast es mir versprochen, und ich baue auf Deine Dankbarkeit, wie auf Dein Ehrenwort! — Nun lebe wohl, mein lieber Rudolf, gebrauche diese drei Bücher nach ihrer verschiedenen Bestimmung und gedenke dabei immer Deiner zweiten Mutter

Augusta Prinzessin von Preußen,
geb. S.-Weimar.

Die Erziehung, welche die hohe Fürstin ihren Kindern gegeben, machte Kaiser Friedrich und Großherzogin Luise von Baden zu Vorbildern der höchsten menschlichen Tugenden, zu Deutschlands Stolz und Freude und dies erzielt zu haben gereicht allein der fürstlichen Mutter zum unsterblichen Verdienst.

Indessen nahmen die Zeitverhältnisse einen so ernsten Charakter an, daß ihnen von Seiten des königlichen Hauses die größte Aufmerksamkeit und Sorge gewidmet werden mußte.

In den Völkern Europas zeigte sich eine innere Gährung, die als Vorbote revolutionärer Bestrebungen gelten konnte. In der katholischen Kirche entstand eine heftige Bewegung, hervorgerufen durch die Aufforderung des Bischofs Arnoldi von Trier zur Wallfahrt zum heiligen Rock, worauf der schlesische Kaplan Johannes Ronge den bekannten Brief erließ, der zur Gründung der deutsch-katholischen Gemeinde führte, während sich im Protestantismus Pastor Uhlich zum Mittelpunkt der „Lichtfreunde“ machte und in Ostpreußen Johann Jacobi mit seinen „Vier Fragen“ auftrat.

Dazu kamen Mißernten und Armut, welche die unzufriedene Stimmung vermehrten.

Im Februar 1847 wurde neben der Herrenkurie zum ersten Male der drei Stände vereinigende Landtag berufen, an dessen Beratungen auch der Prinz von Preußen teilnahm, wo er sich als strenger Monarchist und Anhänger einer festen Politik der Krone, aber auch zugeneigt der Verfassung zeigte. Ein Jahr später, am 24. Februar 1848, brach die Revolution in Paris aus, die den Thron Louis Philipps stürzte.

Es kamen Deutschlands Märztage.

Sie fanden Friedrich Wilhelm IV. voll Unruhe und Unentschlossenheit, während der Prinz Wihelm von Preußen den königlichen Bruder bestimmte, am 6. März dem Vereinigten Landtage das von der liberalen Partei geforderte Recht regelmäßigen Zusammentritts zu gewähren; der letztere unterzeichnete auch als erstes Mitglied des Staatsministeriums das Patent, das den Landtag auf den 2. April einberief.

Am 9. März 1848 hatte der König den Prinzen von Preußen zum Gouverneur der Rheinprovinzen und von Westfalen ernannt.

Schon am 13. März begannen in Berlin die Unruhen, welche militärische Vorsichtsmaßregeln veranlaßten. Am 14. erschien das Königliche Patent, das dem Lande verkündete, die Preußische und Österreichische Regierung habe die anderen deutschen Bundesgenossen zu unverzüglicher Beratung zusammenberufen. So kam der 18. März heran. Prinz Wilhelm von Preußen begab sich mit seiner Familie ins Königliche Schloß, um dem König hülfreich und ratend zur Seite zu stehen.

Nachdem soeben die Proklamation erschienen, in welcher der König Zugeständnisse gemacht, daß eine konstitutionelle Verfassung erlassen werden sollte, sammelten sich unabsehbare Menschenmassen vor dem Schlosse und jubelten dem Könige zu, der auf dem Balkon erschien.

Da plötzlich geschah das Furchtbare, nie später ganz Aufgeklärte. Zwei Schüsse fielen. Zwar wurde niemand verwundet, aber sie gaben das Signal zu dem erbitterten Barrikadenkampf des 18. und 19. März.

Die Wut des Volkes richtete sich gegen den Prinzen von Preußen, als Führer der Militärpartei. Man machte ihn, freilich ungerecht, für das Blutbad verantwortlich und forderte seine Entfernung und Entsagung als Thronerben.

Als die Truppen das kämpfende Volk besiegt, gab der König den Forderungen der Revolution nach und willigte in die Verbannung des Prinzen. Dieser verließ Berlin, um sich über Spandau nach der Pfaueninsel zu begeben, von wo er, am 22. März, auf des Königs Wunsch, nach England ging.

Auch Prinzessin Augusta verließ am selben Tage mit ihren Kindern Berlin und fuhr, geleitet von Major von Vincke, nach Potsdam, wo sie im Stadtschloß Wohnung nahm und dort bis zur Rückkehr des Prinzen verblieb.

An des Prinzen Palais hatte man, wohl um es vor gewaltsamen Angriffen zu schützen, auf hellem Brett die Inschrift angebracht „Nationaleigentum“. Männer der Bürgerwache hielten vor demselben Wache und im Innern war eine Studentenwache, die in den Zimmern des Prinzen „gar fröhlich hauste!“

Wer hätte damals geahnt, in welch' hehrem Sinn Kaiser Wilhelm unsterbliches Nationaleigentum werden sollte.

Er selbst äußerte in späteren Jahren: Nicht tote Wände, mein Herz ist Nationaleigentum des deutschen Volkes!

Bis zum Juni blieb der Prinz von seiner Familie und dem Vaterlande getrennt.

Die Prinzessin war ihrem Gemahl mit beiden Kindern bis Magdeburg entgegengereist! Welch ein Wiedersehen!

Am 7. Juni traf die Familie wieder in Potsdam ein, empfangen vom König und der Königin, die sich mit ihnen vereint nach Charlottenburg begaben, — es war der Sterbetag Friedrich Wilhelm III. — sich in stiller Andacht im Mausoleum an der Gruft der Königlichen Eltern zu vereinigen.

Tags darauf fuhr der Prinz allein, nur in Begleitung seines Adjutanten, nach Berlin, um seinen Sitz als Abgeordneter für Wirsitz in der preußischen Nationalversammlung einzunehmen. Hier gab er die offne und feierliche Erklärung ab: „Die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige, als die des ersten Unterthanen des Königs!“

Indes zog sich Prinz Wilhelm und seine Familie während der Sommermonde nach Babelsberg zurück, wo ihnen von Bewohnern Potsdams am Abend des 10. Juni eine Huldigung dargebracht wurde, indem 100 festlich geschmückte und beleuchtete Gondeln unter den Klängen patriotischer Lieder angesichts des Schlosses auf der Havel fuhren. Zwar folgten bald darauf Drohungen, man wolle Babelsberg stürmen, doch ließ sich die fürstliche Familie durch nichts beirren und blieb in Babelsberg bis auf eine kurze Reise nach Stettin, die der Prinz am 2. August 1848 als Statthalter von Pommern unternahm.

Indes bereitete sich sein Sohn Friedrich Wilhelm auf die Konfirmation vor, welche am 19. September desselben Jahres stattfand und zwar von demselben Hofprediger Dr. Ehrenberg, der schon den hohen Vater konfirmirt hatte. Es geschah in der Schloßkapelle von Charlottenburg.

Am 3. Mai 1849 trat der Prinz in die Armee und am 18. Oktober 1849 wurde er „volljährig“ erklärt.

Welche Stellung in der Politik Prinzessin Augusta damals einnahm, schildert Karl Biedermann, einer der Deputirten der deutschen Nationalversammlung, welche König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbot. Prinz Wilhelm hatte die Deputirten am 3. April 1849 in Babelsberg empfangen. „Die Prinzessin, eine Frau, bei welcher Geist und Gemüt um den Vorrang streiten, vielleicht der klarste politische Kopf und das wärmste patriotische Herz am Hofe zu Berlin, bat, beschwor uns fast mit tiefer Bewegung in ihrer Stimme und ihren Mienen, an dem glücklichen Ausgange unserer Sendung nicht zu verzweifeln, das Werk der Verständigung nicht vorschnell abzubrechen. Es werde, es müsse alles noch gut werden, das Ziel sei ja ein herrliches, so notwendiges!“ Vorahnend hatte die hohe Frau es erkannt, daß Deutschland seine Größe nur erreichen könnte als junges Kaiserreich. Mit

der Ablehnung der Kaiserkrone und des Frankfurter Verfassungswerkes war der Einheits- und Freiheitstraum von 1848 entschwunden.

Die grausame Enttäuschung, welche sich nach dem Scheitern der mühseligen Verfassungsarbeit der weitesten Volkskreise bemächtigte, führte, von den Häuptern republikanischer Parteiführer benutzt, zu Aufständen in Dresden, der Pfalz und namentlich in Baden.

Gegen die Aufständischen wurde eine Operationsarmee ins Feld geschickt unter Leitung des Prinzen Wilhelm. So schmerzlich seinem deutschgesinnten Herzen auch diese Aufgabe geworden sein mag, gegen Kinder des eigenen Volkes zu ziehen, so erfüllte er sie mit der ihm eigenen Energie und besiegte in mehreren Gefechten die revolutionären Scharen, welche eine fünftägige Belagerung in der Festung Rastatt, ihrer letzten Zuflucht, tapfer ausgehalten hatten. — Am 13. Oktober hielt der Prinz an der Spitze der Garde-Landwehr seinen Einzug in Berlin.

Inzwischen hatte das Familienleben des Prinzen und der Prinzessin eine Änderung dadurch erfahren, daß sie, nach des Prinzen Ernennung zum Militärgouverneur der Rheinprovinz und von Westfalen, nach Koblenz übersiedelten und der Prinz Friedrich Wilhelm die Universität Bonn bezog.

Während nun der Prinz seinem Berufe mit Hingebung lebte und seine Popularität in stetigem Wachsen begriffen war, gab sich Prinzessin Augusta den angenehmen Eindrücken des neuen Aufenthalts hin. Das Schloß in Koblenz wurde in gleicher Weise wie das in Berlin und Babelsberg das Bild einer Häuslichkeit, in der Kunstsinn, Liebe zur Natur und eine freundliche Geselligkeit gepflegt wurden. Die Prinzessin interessierte sich aufs lebhafteste für die Verschönerung des Schlosses und seiner Umgebung. Ihre eigenste Schöpfung sind die „Rheinanlagen", welche sich allmählich zu einem vollendeten Werke der Gartenkunst gestalteten. Die Prinzessin und nachmalige Kaiserin hat selbst die Entwürfe gemacht und unermüdlich für die Fertigstellung gewirkt. Die hohe Frau hat ihr eigenes Werk, ein aus farbigen Zeichnungen und Text bestehendes Album mit der Beschreibung der Rheinanlagen bei Koblenz, herausgeben. Dem spätesten Wanderer wird diese herrliche Schöpfung noch in Jahrhunderten von der edlen Fürstin erzählen, welcher dieses landschaftliche Verschönerungswerk zu danken ist.

Mit der eingehendsten Fürsorge leitete sie die Erziehung der einzigen, an Geist, Gemüt und Anmut gleich reichbegabten Tochter. Sie wählte ihr einen Kreis von Gespielinnen, die zum Teil mit ihr unterrichtet wurden; im Verkehr mit Bürgerlichen pflanzte sie ihr jene humane Gesinnung ein, welche die Großherzogin von Baden stets auszeichnet.

Unermüdlich war Prinzessin Augusta während ihres siebenjährigen Aufenthalts in Koblenz bestrebt, wohlthätige Anstalten zu unterstützen und an Bedürftige reiche Spenden zu verteilen, wodurch sich ein Band der Dankbarkeit und Liebe um sie und die Koblenzer Einwohnerschaft schlang.

In jener Zeit unterhielt sie auch einen lebhaften Verkehr mit den Familien der rheinischen Aristokratie.

Im Jahre 1850 ging Prinzessin Augusta, um einem beginnenden Leiden vorzubeugen, zum ersten Mal zum Kurgebrauch nach Baden-Baden, wohin ihre Tochter sie begleitete, auch der hohe Gemahl folgte dorthin nach.

Damals wohnte die Prinzliche Familie im Europäischen Hof, während 1851, wo sie wieder zu längerem Kurgebrauch dort weilten, bereits das Meßmer'sche Haus an der Promenade bezogen wurde, das seither eine Berühmtheit erlangte, da von dieser Zeit an die Fürstin, auch als Königin und Kaiserin, daselbst zweimal im Jahre, im Frühling und Herbst, Wohnung nahm und auch alljährlich ihren Geburtstag im Kreise der Familie dort feierte. Dieser immer wiederkehrende Aufenthalt in Baden-Baden führte zu näheren Beziehungen der Prinzessin zu der Badischen Regentenfamilie, es entstand ein überaus inniges Verhältnis zwischen beiden Fürstenhäusern und besonders zwischen Prinzessin Augusta und der Großherzogin Sophie, der verwittweten Großherzogin Stephanie und deren Tochter Marie, Herzogin von Hamilton.

Ereignisreich war das Jahr 1851, in welchem die prinzliche Familie eine Reise nach England unternahm. Es war im Monat April, als sie, einer Einladung der Königin Victoria folgend, dorthin reisten, um der Eröffnung der ersten Weltindustrieausstellung beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit lernte der junge Prinz Friedrich Wilhelm seine zukünftige Gemahlin, Prinzessin Victoria, kennen, welche damals 11 Jahr alt war. Entzückt und voll von tiefen Eindrücken, die sie in London und besonders in der Ausstellung empfangen, erfolgte die Rückreise der preußischen Herrschaften, um sich direkt nach Berlin zu begeben, und der feierlichen Enthüllung des Denkmals Friedrich des Großen beizuwohnen, bei welcher Friedrich Wilhelm so hingerissen von der Schönheit dieses Meisterwerkes war, daß er den Schöpfer desselben, Christian Rauch, auf offenem Festplatz umarmte.

Nach Koblenz zurückgekehrt, widmete sich Prinzessin Augusta der Erziehung ihrer heranwachsenden Tochter, der sie in Clara von Griesheim eine Schulgefährtin erwählt hatte, die bald deren vertraute Freundin wurde. Den Unterrichtsstunden, von den besten Lehrern der Stadt erteilt, wohnte Prinzessin Augusta meist bei, um sich ein Urteil über Lehrende und Lernende zu bilden. Zuweilen kam auch der fürstliche Vater, welchem Prinzeß Luise in kindlicher Zärtlichkeit ergeben war, in die Lehrstunden. Im Sommer 1853 wurde zum zweiten Mal eine Reise nach London mit Sohn und Tochter unternommen. Von derselben heimgekehrt, wurde Prinzessin Augusta aufs schmerzlichste durch den Tod ihres Vaters berührt, der am 8. Juli plötzlich starb*).

Im folgenden Jahr weilte die Prinzessin von Preußen mit ihrer Tochter wieder in Baden-Baden zur Kur, wo einige Wochen später auch der hohe Gemahl und der junge Prinz Friedrich Wilhelm eintrafen; letzterer kehrte von seiner ersten Reise nach Italien zurück. Es war wenige Tage vor der Silberhochzeit des fürstlichen Paares, welche am 11. Juni 1854 in Potsdam gefeiert werden sollte.

---

*) Siehe Biographie der Großherzogin Maria Paulowna. Erster Band.

Nachdem die Badenser eine sinnige Vorfeier bereitet hatten, kehrte die prinzliche Familie am 6. Juni nach Babelsberg zurück. Prinzessin Augusta hatte ihrem Gemahl zur Feier des Tages ein Aquarellgemälde eigenhändig ausgeführt, welches sie „Die Lebensreise“ nannte. (Dasselbe befindet sich in Babelsberg.)

Die Feier selbst fand Sonntag den 11. und Montag den 12. Juni auf Schloß Babelsberg statt, wo gegen 100 Deputationen ihre Glückwünsche aussprachen und die Städte Berlin und Potsdam Dokumente über wohlthätige Stiftungen und reiche Geschenke darbrachten. Diese und andere zahllose Beweise treuer Liebe und Verehrung waren für den Prinzen und die Prinzessin von Preußen eine hohe Freude und Genugthuung; ihre herrlichsten Schätze aber waren ihre Kinder, die sie in Liebe umgaben, der ritterliche Friedrich Wilhelm und seine anmutige Schwester Luise.

Nachdem das Fest am 11. Juni mit einer Familienfeier auf Babelsberg und einer glänzenden Soirée bei dem Königspaar in Sanssouci begonnen hatte, endete es bei Kroll mit einem vaterländischen Feste, welches die prinzliche Familie durch ihr Erscheinen verherrlichte. Zu Ehren der Silberhochzeit wurde eine Medaille in Gold, Silber und Bronce geschlagen und bei Hofe verteilt.

Am 19. Mai 1855 fand in aller Stille in der Kapelle des Charlottenburger Schlosses die Konfirmation der Prinzessin Luise statt. Den vorbereitenden Religionsunterricht hatte Bischof Eylert gegeben; die Feier selbst vollzog der kurz vorher zum Hofprediger ernannte D. Thielen, der langjährige treue Lehrer der Prinzessin. Der Einsegnung ging eine Prüfung vor den Mitgliedern der königlichen Familie und einigen Eingeladenen voran.

Indessen hatte sich durch den alljährlichen Aufenthalt in Baden eine innige Herzensneigung zwischen Prinzessin Luise und dem Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, damaligem Regenten von Baden, entsponnen, welche beide Fürstenfamilien mit gleicher Freude wahrgenommen hatten; als daher der Prinz von Baden mit seiner Werbung um Prinzessin Luise hervortrat, wurde ihm die freudigste Zustimmung, sowohl von Seiten der Prinzessin als ihrer Eltern, und am 30. September, dem Geburtstag der fürstlichen Mutter, fand die Verlobung im Familienkreise in Koblenz statt, die jedoch erst am 18. Januar des nächsten Jahres veröffentlicht wurde. Derselbe Geburtstag wurde durch ein zweites freudiges Ereignis ausgezeichnet, welches die Eltern mit den herrlichsten Hoffnungen für das Glück ihrer Kinder erfüllte; es war dies die stille Verlobung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der ältesten Tochter der Königin Victoria und des Prinzen Albert, Victoria, Prinzeß Royal von England. Der Prinz war am 14. September 1855 auf Schloß Balmoral zu längerem Besuch bei der englischen Herrscherfamilie eingetroffen und auf das freundlichste empfangen worden. Er war damals im 24. Lebensjahr, bekleidete den Rang eines Obersten, war von berückender Schönheit und hinreißender Liebenswürdigkeit, und hatte sich durch seine zwei früheren Besuche am englischen Hofe einer großen Beliebtheit zu erfreuen. Auf seine Werbung (am 20. September) wollten die königlichen Eltern, daß dieselbe hinaus-

geschoben werde, da Prinzessin Victoria kaum 15 Jahr alt und noch nicht konfirmiert war. Die jungen Leute selbst jedoch vereitelten diese Hinausschiebung, indem der Prinz auf einem Spazierritt am 29. September der Prinzessin einen Zweig weißen Heidekrauts überreichte, worauf sie sich gegenseitig ihre Liebe gestanden.

Zur Zeit dieser Verlobung herrschte der Krimkrieg und da Preußen als der Verbündete und Freund Rußlands galt, wurde es von dem englischen Volke nicht minder gehaßt, wie dieses. Daher sprach sich auch die englische Presse sehr gehässig über diese Verlobung aus und die Veröffentlichung derselben fand daher erst im Juli 1857 statt.

Dagegen wurde die Vermählung des Großherzogs von Baden*) mit Prinzessin Luise am 20. September 1856 vollzogen und von dem Volke mit herzlichster Freude und Teilnahme begrüßt, da nicht allein Prinzessin Luise sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, sondern auch die deutsche Gesinnung des nunmehrigen Großherzogs Friedrich von Baden zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte.

Schon am 8. September war die Prinzessin von Preußen mit ihrer Tochter in Berlin eingetroffen; ihr hoher Gemahl folgte am 15. nach und allmählich versammelten sich zu der Feier, welche nach demselben Ceremoniell stattfand, wie die Hochzeit der Eltern der Braut, alle Mitglieder des preußischen Königshauses sowie viele der befreundeten Fürstlichkeiten.

Die königliche Krone wurde der Braut von der Königin Elisabeth aufs Haupt gesetzt und die Trauung vom Oberhofprediger D. Strauß vollzogen. Das junge Paar verließ am 24. September Berlin und reiste über Köln und Mannheim, wo in beiden Städten ein festlicher Empfang vorbereitet war, nach Baden, in die Residenz Karlsruhe.

Schwer mußte es dem hohen Elternpaar geworden sein, die muntere, zärtlich liebevolle und geistig rege Tochter scheiden zu sehen; besonders mag die Mutter diese Trennung schwer empfunden haben, da Großherzogin Luise sich innig mit ihrer Geistesrichtung in voller Übereinstimmung an sie geschmiegt hatte; aber im Laufe der Zeit wurde ihnen die Genugthuung, daß das großherzogliche Paar in herzlichster Weise einen regen Verkehr mit den Eltern unterhielt und daß das häusliche Glück und die hervorragende Stellung der Großherzogin Luise und ihr segensreiches, umfassendes Wirken alle Hoffnungen noch übertrafen, welche dies Bündnis voraussetzte.

Zur Erinnerung an das Hochzeitsfest der Großherzogin Luise machte Prinzessin Augusta in Koblenz mehrere wohlthätige Stiftungen; aus der einen, der Handwerkerstiftung, erhält jährlich eine unverschuldet in Not geratene Handwerkerfamilie eine ansehnliche Unterstützung; aus der anderen, der Luisenstiftung, wird jährlich einem würdigen bedürftigen Brautpaar ein erheblicher Zuschuß zu seiner Aussteuer gewährt.

---

*) Derselbe trug diesen Titel seit 3. September desselben Jahres.

Am 1. Januar 1857 war es abermals ein frohes Ereignis, welches die gesamte Familie in Berlin vereinigte, das fünfzigjährige militärische Dienstjubiläum des Prinzen Wilhelm und am 9. Juli desselben Jahres wurden der Prinz und die Prinzessin von Preußen durch die Geburt ihres ersten Enkels, des jetzigen Erbgroßherzogs von Baden, Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August, erfreut.

Eine mächtige Wandlung im Leben des Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Augusta vollzog sich durch die im schnellen Wachstum begriffene Krankheit des Königs Friedrich Wilhelm IV., welche sich als ein schweres und unheilbares Gehirnleiden herausstellte. Dies machte die Übertragung der Regierung auf den Prinzen von Preußen in Stellvertretung des Königs notwendig und zwar zunächst auf 3 Monate. Als diese verronnen waren, ohne daß sich der Zustand des Königs gebessert hätte, wurde der Prinz durch königlichen Erlaß vom 7. Oktober 1859 zum Prinzregenten ernannt und beschwor als solcher am 20. Oktober die Verfassung. Mit diesem Wendepunkt beginnt die wunderbare Entwickelung Preußens an der festen und thatkräftigen Hand unseres Wilhelm des Großen, der trotz seiner schlichten Einfachheit seine Zeit verstand und die Kräfte zu finden wußte, welche ihm zur Seite deren große Aufgaben erfüllen sollten.

Für das Familienleben waren diese neuen Verhältnisse von großer Bedeutung. Der dauernde Aufenthalt in Koblenz, das Stillleben am Rhein hatten ihr Ende erreicht, die Herrschaften siedelten nach Berlin über; doch die Prinzessin, nachmalige Königin von Preußen und deutsche Kaiserin blieb ihren Beziehungen zu den Rheinlanden und zu Baden treu und nahm von da ab ihres leidenden Gesundheitszustandes halber zwischen und nach den Kuren in Baden-Baden im Mai und September ihren Sommer- und Herbstaufenthalt im Schlosse von Coblenz, während der Prinz, der nachmalige König und Kaiser, alljährlich einige Wochen in Babelsberg zubrachte und dann die Badereise nach Ems, Homburg, Wiesbaden und Gastein unternahm, und im Herbst und Frühling die Manöver an verschiedenen Orten mitmachte.

Das freudige Ereignis der Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Royal Victoria von England am 25. Januar 1858 fiel in diese ernste Zeit.*) Dieselbe fand in London statt, welcher beide Eltern beiwohnten. Der öffentlichen Feier folgte eine private in dem entzückenden Familienheim der Königin von England, in Windsor-Castle, bei welcher Gelegenheit die jubelnde Schuljugend die Ponies ausspannte, um selbst den Wagen des neuvermählten Paares von der Eisenbahnstation nach dem Schlosse zu ziehen, um so ihre Liebe für die scheidende Prinzessin zu zeigen.

Der feierliche Einzug des jungen Paares in die Residenzstadt Berlin erfolgte am 8. Februar. Er gestaltete sich zu einer glänzenden Feier, an der sich die ganze Bevölkerung beteiligte, die ihrem geliebten Prinzen Friedrich Wilhelm

---

*) Siehe das Spezielle dieser Festlichkeit in den später folgenden Biographien der Kaiserin Friedrich.

und seiner jungen Frau eine begeisterte Begrüßung bereiteten und aus dem ganzen Lande kamen bei dieser Gelegenheit reiche Spenden der Liebe und Verehrung.

Im April 1861 reiste Königin Augusta nach Weimar, um am Grabe ihrer Eltern ihrem liebevollen Herzen Genüge zu thun. Mit Begeisterung und treuer Liebe wurde sie hier empfangen. Die Königin war leidend und sah sehr angegriffen aus, dennoch gab sie „ihrer alten Garde“, wie sie ihre früheren Lehrerinnen und die Untergebenen ihrer Mutter nannte, lange Audienzen, über welche sich die greise Luise Seidler gerührt und dankbar aussprach. Bei solchen Gelegenheiten forschte Königin Augusta, wer ihrer Hülfe bedürftig sei, um dann im Stillen wohlzuthun und Thränen zu trocknen.

Noch im selben Jahre erfolgte im August der erste Besuch der Königin Victoria und ihres Gemahls am preußischen Hofe. An den schönen Tagen und Festlichkeiten, welche durch dies Ereignis herbeigeführt waren, nahm auch Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden teil. Während der Glanzpunkt der offiziellen Festlichkeiten eine große Parade war, bildete diesen für das Familienleben der 26. August, an welchem der Geburtstag des Prinz-Gemahls Albert gefeiert wurde, an welchem auch dessen Bruder, der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha teilnahm.

Das Jahr 1859 brachte dem Hause des Prinzregenten die wechselvollsten Ereignisse von Freude und Trauer, die Geburt eines Enkels, des ersten Sohnes des Kronprinzen Friedrich Wilhelm*); bald darauf wurde die freudige Stimmung durch den Tod Alexander von Humboldts getrübt, des treuesten Freundes und täglichen Gastes der Königlichen und Prinzlichen Familie, des Altmeisters der Berliner wissenschaftlichen Welt. Ein weit schmerzlicherer Verlust traf Prinzessin Augusta durch den Tod ihrer Mutter, der Großherzogin-Großfürstin-Wittwe Maria Paulowna**). Und im November 1860 hatte der Tod dem warmfühlenden Herzen des Prinzregenten eine schwere Wunde geschlagen. Seine Schwester, die Kaiserin-Wittwe von Rußland war gestorben. Die Gemahlin des Prinzregenten zeigte in all dieser Zeit jene Selbstbeherrschung, welche ihrer starken Seele eigen war. Obgleich sie an einem schmerzhaften Uebel litt, welches zu großen Befürchtungen Raum gab, entfaltete sie dennoch stets, bei klarer Anschauung der sie umgebenden Verhältnisse, eine seltene Energie in all ihrem Thun.

---

*) Des jetzigen Kaiser Wilhelm II.

**) Siehe Band I S. 63.



AUGUSTA

KÖNIGIN VON PREUSSEN.

IV.

Königin Augusta.

1861—1871.

In der Nacht vom 1. zum 2. Januar des Jahres 1861 hatte ein sanfter Tod den hoffnungslosen Zustand des Königs Friedrich Wilhelm IV im Schlosse Sanssouci geendet. König Wilhelm bestieg den preußischen Thron und erließ als ersten wichtigen Regierungsakt am 12. Januar eine Amnestie; am 14. Januar fand die feierliche Eröffnung der von dem König einberufenen beiden Häuser des Landtags im weißen Saale des königlichen Schlosses statt, welchem Akte auch die Königin und der gesamte Hof beiwohnten. Nachdem die Mitglieder beider Häuser dem Monarchen den Eid der Treue geleistet, berührte der König in seiner Thronrede zum ersten Male die Lösung der Schleswig-Holstein'schen Frage. Am 3. Juli erließ König Wilhelm ein Manifest, in dem er seinen Entschluß kundthat, im Monat October eine feierliche Krönung in Königsberg vornehmen zu lassen.

Doch ehe dieser wichtige Staatsakt vollzogen wurde, sollte das Leben des Königs durch verbrecherische Hand bedroht werden. Während eines Aufenthaltes in Baden-Baden machte der König am 14. Juli 1861 einen Spaziergang in der Lichtenthaler Allee, in Begleitung des Grafen Flemming; da tritt ein junger Mann an den König heran und bittet um ein Geschenk, da er sein Geld im Spiele verloren habe. Während König Wilhelm seine Börse hervorzieht, feuert der Mensch aus einem Doppelterzerol zwei Schüsse auf ihn ab, von denen der erste fehlging, der zweite den Monachen an der linken Seite des Halses traf. Graf Flemming ergriff den Verbrecher, der, erst 21 Jahre alt, sich als Oskar Becker, der Sohn eines in Dresden wohnenden russischen Professors und Student der Leipziger Universität erwies. Als Grund gab er an, er wollte den König töten, weil er nicht zum deutschen Kaiser tauge. Während der König, der nur leicht verletzt war, sich während des ganzen Vorgangs vollkommen ruhig zeigte, war Königin Augusta tief ergriffen, die nun schon zum zweiten Mal das Leben ihres Gemahls durch Mörderhand bedroht sah.

Nachdem von Baden-Baden aus das Königspaar nach Ostende gegangen war und dann den Herbstmanövern am Rhein beigewohnt hatte, kehrte der König am 10. October, die Königin am folgenden Tage nach Babelsberg zurück, um schon am 13. zur Huldigung nach Königsberg abzureisen. Es war an einem Sonntag. Bevor die Fürstlichkeiten die Fahrt antraten, begaben sie sich zu kurzem Gottesdienst nach der Friedenskirche in Potsdam. Sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, sowie der Großherzog und die Großherzogin von Weimar begleiteten sie.

Auf allen Eisenbahnstationen wurden dem preußischen Königspaar die glänzendsten Huldigungen dargebracht, und nachdem dieses von der letzten Station vor

Königsberg, Ludwigsort, sich nach dem zum Nachtquartier bestimmten Schlosse „Waldburg Capustigal", dem Grafen von Dohna-Schlobitten gehörig, begeben hatte, hielten König Wilhelm und Königin Augusta am folgenden Tage ihren feierlichen Einzug durch das Brandenburger Thor in die alte Krönungsstadt. König Wilhelm zu Pferde, Königin Augusta in einer von 8 Rappen gezogenen Staatskarosse, wurden zuerst von den Vertretern der Stadt und der Kaufmannschaft, dann am Thor durch eine Schaar Jungfrauen begrüßt. Mit dem Glanze des Zuges, bei welchem die freudig erregte Bevölkerung, die Gewerke und Korporationen Spalier bildeten, wetteiferte der Jubel der Volksmassen.

Nach einem Festmahl besuchte das Königspaar abends das Stadt-Theater. Der folgende Tag, der 15. Oktober, wurde als der Geburtstag des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV. in stiller Zurückgezogenheit den Erinnerungen an den Verstorbenen geweiht, sowie an die schweren Zeiten, welche hier Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise mit ihren Kindern wegen des unglücklichen Krieges gegen Frankreich erlebt hatten. Der 16. und 17. Oktober wurde durch den Empfang der zur Krönungsfeier eintreffenden fremden fürstlichen und anderen Gäste, sowie Deputationen in Anspruch genommen, und am Abend gab die Stadt und die Provinz ein Ballfest mit lebenden Bildern und Musikaufführungen. Am 18. Oktober, dem Geburtstage des Kronprinzen, fand der feierliche Akt der Krönung in der Schloßkirche statt. Am selben Morgen hatte König Wilhelm seiner hohen Gemahlin den schwarzen Adlerorden verliehen und sie zum Chef des IV. Garde-Grenadier-Regiment ernannt. Eine gleiche Auszeichnung wurde der Königin-Wittwe Elisabeth, welche nebst dem schwarzen Adlerorden das III. Garde-Grenadier-Regiment erhielt.

Unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Glocken und den Klängen des von Meyerbeer neu komponirten Krönungsmarsches setzte sich der Festzug, aus dem Schlosse tretend, in Bewegung bis zur Kirche, wo die Krönungsceremonie von dem Oberconsistorialrat, Hof- und Domprediger Dr. Snetlage vollzogen wurde.

Als nach derselben das Herrscherpaar im vollen Krönungsornate unter den Klängen der Nationalhymne und im endlosen Jubel der Bevölkerung zur Estrade des Schlosses emporgestiegen war, vermochte die Königin unter der schweren Last des Krönungsstaates bei ihrer angegriffenen Gesundheit nur langsam und kraft ihres festen Willens emporzusteigen. Den Schluß der Feier bildete der Choral: „Nun danket alle Gott". Am selben Nachmittag fand ein Festbanquet im Thron- und Moskowitersaale statt, an welchem goldene und silberne Krönungsmedaillen verteilt wurden. Am Abend war die Stadt aufs glänzendste illuminirt. Nachdem am Mittag des 19. October eine Defilircour abgehalten worden war, versammelte sich abends der Hof mit 3000 Gästen zu einem Concert, vor dessen Beginn die Studenten einen Fackelzug darbrachten.

So angegriffen die Königin sich fühlte, that sie am folgenden Tage ihrem Wohlthätigkeitssinn Genüge, indem sie das Waisenhaus und die Kleeberg'sche Schule für arme Mädchen besuchte. Vor der Abreise am 20. Oktober bildete ein

feierlicher Kirchgang den Abschluß der Krönungsfestlichkeiten. Der Kronprinz wurde während der Krönung zum Rektor der Universität Königsberg ernannt und mit dem akademischen Purpur geschmückt. Auf der Rückreise verweilten die Fürstlichkeiten in Danzig, wo die Stadt ein Gastmahl im Artushofe veranstaltet hatte, in Bromberg, wo der Grundstein zu einem Denkmal Friedrich des Großen gelegt wurde und in Frankfurt an der Oder, wo sie zur Nacht blieben, um am andern Tage, den 22. Oktober, feierlichen Einzug in Berlin zu halten. Bis zum 31. Oktober währten die Einzugsfeierlichkeiten, mit denen die zur Krönung zugleich ihr Ende erreichten. Dieselben erhielten gewissermaßen eine Fortsetzung in Breslau, wohin sich der König und die Königin in Begleitung des Kronprinzen begeben hatten, um am 11. November der Enthüllung des Standbildes Friedrich Wilhelms III. beizuwohnen. Hier wurde dem Königspaar das Krönungsgeschenk der Stadt Breslau und der Provinz Schlesien in einer Summe überreicht, welche zum Bau eines Kanonenbootes bestimmt war.

Im Contraste zu den Krönungsfeierlichkeiten und Huldigungen, welche König Wilhelm dargebracht wurden, standen damals die politischen Verhältnisse.

Der König hatte schon als Prinzregent eine neue Heeresorganisation vorgeschlagen, die er in einer Proklamation „An mein Volk“ mit folgenden Worten motivirte: Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen; als deutschem Fürsten liegt mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile aller einnehmen muß. Das Vertrauen auf die Ruhe Europas ist erschüttert, ich werde mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener gottvertrauende Mut, welcher Preußen in seinen großen Zeiten beseelte, sich an mir und meinem Volke bewähren und dasselbe mir auf meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen. Möge Gottes Segen auf den Aufgaben ruhen, welche sein Ratschluß mir übergeben hat.“ —

Die großen Forderungen für das stehende Heer, das starke Hervorheben der geheiligten und in allen Zeiten unvergänglichen Rechte der Krone u. a. m. schienen den liberalen Parteien im Lande die Interessen der Verfassung zu gefährden, um welche sich ein Kampf im Abgeordnetenhause entspann, welcher zu ernsten Konflikten führte. Nach einem mehrmaligen Ministerwechsel und nachdem das fast ganz fortschrittliche Abgeordnetenhaus die Kosten für Armeeorganisation den 23. September 1862 abgelehnt hatte, berief der König Wilhelm den bisherigen Gesandten am französischen Hofe Otto von Bismarck-Schönhausen zum interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums. Mit dieser Wahl hatte König Wilhelm den glücklichen Griff gethan, jenen großen Staatsmann an das Steuerruder des in wilder Brandung kämpfenden Staatsschiffes zu stellen, welcher auf die innere und äußere Gestaltung Preußens und Deutschlands von einem so un-

geahnt mächtigen Einfluß werden sollte; sich selbst aber gab König Wilhelm den treusten Gehülfen bis über den Tod hinaus. —

In einer Geschichte der Kaiserin Königin Augusta liegt es mir ob, die politischen Verhältnisse nur insoweit zu berühren, als sie die großen Ereignisse vorbereiteten, durch welche auch die segensreiche Thätigkeit der Fürstin veranlaßt wurde und zur Geltung kam. Ich übergehe daher die Zwischenfälle, die dem dänischen Kriege 1864 vorangingen, der dadurch entstand, daß nach dem Tode des dänischen Königs Friedrich XII., als Christian IX. den Thron bestieg, dieser die deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein seinem Lande einverleiben lassen wollte. König Wilhelm erklärte dem Abgeordnetenhause seinen Entschluß, für das deutsche Recht in den Herzogtümern erforderlichenfalls mit den Waffen in der Hand einzutreten. Schon vorher hatte der deutsche Bundestag eine Execution gegen Dänemark beschlossen. Gleichzeitig mit Christian IX. proklamirt sich Prinz Friedrich von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein. Auf diese Weise wurde die Lage noch verwickelter; Oesterreich vereinigte sich mit Preußen, um Dänemark das Ultimatum zu stellen, Schleswig-Holstein freizugeben oder im Falle der Weigerung würde der Krieg erklärt werden. Das letztere geschah und es erfolgte der bekannte anstrengende Winterfeldzug, der mit der siegreichen Erstürmung der Düppeler Schanzen unter Prinz Friedrich Carl, sowie mit dem glücklichen Uebergang nach der Insel Alsen beendet wurde und in dem am 30. October zu Wien geschlossenen Frieden das Zerwürfnis mit Dänemarck beseitigte und Schleswig-Holstein den beiden deutschen Großmächten zu gemeinsamem Besitz gab.

Der dänische Krieg gab Königin Augusta die erste Veranlassung, die Institution der freiwilligen Krankenpflege in Preußen einzurichten.

Königin Augusta hatte der hier zu Grunde liegenden Organisation schon seit dem Krimkriege (1854—1856) ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Ihr einsichtsvoller und vorsehender Geist und ihr menschenfreundliches Herz hatten die Verdienste und großartigen Leistungen der Mrs. Florence Nightingale*) englischer und der Großfürstin Helene russischerseits vollkommen gewürdigt.

Nachdem 1859 das namenlose Elend während des italienischen Krieges den Genfer Humanisten H. Dunant zu einer Schrift veranlaßte: „Erinnerungen von Solferino" herauszugeben, trat, angeregt durch dieselbe, eine in Genf tagende Konferenz Ende Oktober 1863 zusammen, welche sich die Bildung einer internationalen Vereinigung zum Zwecke der freiwilligen Krankenpflege zur Aufgabe stellte. Diese bereitete Beschlüsse vor, die auf dem internationalen Kongreß zu Genf 1864 zu der bekannten Genfer Konvention führten. Bald nach dem Ausbruch des dänischen Krieges hatte sich unter Leitung der Königin Augusta das preußische Centralkomitee zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger gebildet; auch in Magdeburg und Breslau traten Centralkomitee's für die Provinz Sachsen und Schlesien zusammen. Bald vereinigten sie sich zu einer Organisation unter der

*) Siehe deren spätere Biographie in diesem Werke.

Leitung der Königin und bildeten den Kernpunkt für die großartige Einrichtung der vaterländischen Frauen-Hülfsvereine.

Nach Beendigung des dänischen Krieges brach der innere Verfassungsconflikt von neuem aus; zugleich begannen auch wieder Mißhelligkeiten zwischen Preußen und Oesterreich, hervorgerufen durch den gemeinsamen Besitz der Herzogtümer, welche selbst dadurch nicht beseitigt wurden, als bei einer Zusammenkunft des Königs von Preußen und des Kaisers von Oesterreich in Gastein am 14. August 1865 ein Vertrag derartig abgeschlossen wurde, daß Preußen Schleswig, Oesterreich Holstein verwalten sollte. Oesterreich hielt den Vertrag nicht und es kam zum Krieg von 1866.

Ernste, schwere Sorgen bereiteten diese Verhältnisse. Nicht nur die Stimmung in ganz Deutschland, sondern auch in Preußen war selbst von conservativer Seite her gegen den Bruderkrieg. Die Mehrheit der partikularistischen deutschen Bundesregierungen hielt zu Oesterreich. An dem am 14. Juni 1866 abgehaltenen Bundestage in Frankfurt a. Main, auf welchem Oesterreich den Antrag gestellt hatte, sämtliche außerpreußische Bundes-Armeecorps mobil zu machen, und unter einen Bundesfeldherrn zu stellen, welcher Antrag angenommen wurde, erklärte der preußische Bundestagsgesandte das Verhältnis Preußens zum Bunde für erloschen und dies rief den Krieg von 1866 hervor, der in dem Gedächtnis der Zeitgenossen noch zu lebhaft steht, um hier näher geschildert zu werden. Nur wenige Tage währte der schwere, blutige Krieg, welcher nach dem furchtbaren Ringen der gewaltigen Heere seinen Abschluß bei Königgrätz in dem denkwürdigen Siege Preußens fand. Aber welch' eine Fülle von Ereignissen in diesen wenigen Tagen!

Bald nach Beginn des Kampfes wurde das königliche Haus, besonders der Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin, von einem schweren Verlust betroffen. Ihr dritter Sohn Prinz Sigismund starb nach kurzem Krankenlager im Neuen Palais zu Potsdam. Die Schreckensnachricht von dem Tode des geliebten Kindes, das damals 2 Jahr alt war, traf den Kronprinzen im Kriegslager bei Neisse. Königin Augusta eilte dorthin, um den Sohn zu trösten und ihm von den letzten Augenblicken seines Söhnleins zu erzählen.

Am selben Tage kehrte sie nach Berlin zurück, während der Kronprinz seiner Pflicht folgend, die Truppen zum Kampfe führte. Hatten sich vor dem Kriege Städte und Gemeinden auch mit Entrüstung dagegen erklärt, Deutsche gegen Deutsche zu ziehen, und waren die Parteien zerklüfteter denn je gewesen, so schien alle innere Entzweiung verschwunden, sobald der Donner der Geschütze erdröhnte und die Wetterwolken des Krieges sich zu entladen anfingen. Man erkannte die Klugheit und Berechnung der preußischen Feldherren, besonders den feinen Kriegsplan Moltke's, der die Kämpfe vom Heimatsboden in das feindliche Land hinübergespielt hatte, und sowohl die Landwehr als das Heer wurden durch die Anwesenheit des Königs und die Führung der königlichen Prinzen zu Heldenthaten begeistert. Während dieser aufregenden Zeit war Königin Augusta bemüht,

die Sorgen der Zurückbleibenden zu lindern und den Verwundeten und Kranken der Armee Hülfe zu schaffen.

Das königliche Palais, in welchem sie weilte, wurde der Ausgangspunkt für den Siegesjubel der Bevölkerung. In ununterbrochenem Depeschenverkehr mit dem hohen Gemahl ließ sie sofort alle Nachrichten veröffentlichen. Dabei entfaltete sie eine unermüdliche Thätigkeit in dem vaterländischen Frauenverein, die ein lebhafter Sporn für alle mitwirkenden Frauen und Mädchen wurde.

Indessen hatte sich zu den Schrecken des Krieges die Cholera-Epidemie gesellt und die Königin erfaßte sofort die Aufgabe des unter ihrer Leitung stehenden Centralkomitee's, um die durch die Krankheit notleidenden Familien zu unterstützen und den Lazaretkranken jede mögliche Erleichterung zu bieten. Während des Feldzugs von 1866 verausgabte das Centralcomitee von der ihm zur Verfügung gestellten Summe 388,000 Thaler für freiwillige Hülfsleistungen. Ende Mai 1866 hatte der König Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode zum Commissar und Militärinspektor der freiwilligen Krankenpflege ernannt und schon damals hatten sich 120 Zweigvereine dem Centralkomitee angeschlossen.

Mit welch' freudigem Bewußtsein konnte Königin Augusta dem König zum Empfang entgegentreten, als dieser am 4. August Abends 11 Uhr wohlbehalten und siegreich in Berlin eintraf.

Die Königin, umgeben von den Mitgliedern der königlichen Familie und den Hof- und Staatsbeamten empfing den hohen Gemahl auf dem Bahnhof.

Der Weg zum königlichen Palais durch die festlich geschmückten und erleuchteten Straßen glich einem Triumphzuge. Das Volk jubelte versöhnt seinem Heldenkönig zu, auch die Volksvertreter begrüßten bei Eröffnung des Landtags am 5. August den Monarchen mit Begeisterung, ohne weiteres wurde für das frühere Budget zur Heeresorganisation Indemnität erteilt und während so zugleich der innere Frieden hergestellt war, hatte sich Preußen durch den Krieg von 1866 zum alleinigen Leiter Deutschland's, zu einer deutschen Großmacht aufgeschwungen — und Oesterreich war aus der Reihe der deutschen Staaten ausgeschieden.

Königin Augusta widmete sich mit unermüdlicher, warmer Teilnahme den Lazareten in Potsdam und Berlin. Sie besuchte täglich die Kranken, ihnen Trost und Mut einflößend, oft begleitete der König sie auf diesen Wegen, seine Freude äußernd über die großartigen und guten Einrichtungen, welche unter Leitung und auf Anregung seiner Gemahlin geschaffen waren. Fortan fand das hohe Ehepaar die wohlthuendsten Berührungspunkte auf dem Felde der Lazaret- und freiwilligen Krankenpflege.

Am 20. und 21. September fand der festliche, historisch denkwürdige Einzug der aus dem Felde heimkehrenden Truppen statt*). Es war eine glanzvolle, erhebende Friedens- und Siegesfeier, mit welcher eine neue Entwicklungsphase

*) Ich habe als Augenzeugin den Festeseinzug und die Siegesstraße ausführlich beschrieben, doch würde diese Schilderung hier zu viel Raum einnehmen.

gezeichnet war, welche Preußen immer mehr seiner geschichtlichen, ruhmreichen Bestimmung entgegenführte. — Nach der Siegesfeier brachte der Amnestie-Erlaß den politisch Verurteilten die Freiheit und erhöhte so die allgemeine Freudigkeit. Der Krieg von 1866 kann als der Ausgangspunkt für die segensvolle Thätigkeit der Kaiserin Augusta betrachtet werden, welche ihre Persönlichkeit zu dem bindenden Vereinigungspunkt eines immer mehr sich verzweigenden und großartige Leistungen umfassenden Frauenverbandes machte, der in seiner überraschenden Entwicklung dem Vaterlande eine weibliche Hülfsarmee schuf. —

Hatte die hohe Frau ihrem königlichen Gemahl bisher in allen schwierigen und kritischen Lagen des Lebens anregend und treu zur Seite gestanden, und dabei in stillster Weise für das allgemeine sich zu bethätigen gesucht, so eröffnete sich ihr jetzt ein segensreiches, weites, ihren innersten Neigungen entsprechendes Feld der Arbeit. —

Der vaterländische Frauenverein ist eine Frucht des Jahres 1866.

Am 11. November, in Veranlassung der an diesem Tage abgehaltenen Dank- und Friedensfeier, an welchem der König den Leistungen der freiwilligen Krankenpflege seine volle Anerkennung ausgesprochen und besonders seiner hohen Gemahlin für ihre energische und eingehende Mithülfe gedankt hatte, erschien in den Berliner Blättern folgender, von zahlreichen hochangesehenen Männern und Frauen unterzeichneter Aufruf, in dem es unter anderem hieß:

„In hiesiger Stadt widmet sich unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Königin ein Verein, „Vaterländischer Frauenverein“ benannt, der Aufgabe, jene weiblichen Kräfte, die während des Krieges ohne Unterschied der konfessionellen und Standesverhältnisse so wahrhaft aufopfernd und großartig gewirkt haben, auch im Frieden gemeinsam in erfolgreicher Thätigkeit zu erhalten. Durch eine angemessene Organisation und Verteilung jener Kräfte werden sie nicht nur in Verbindung mit dem preußischen Centralverein zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger bleiben, sowie zu Gunsten bestehender Anstalten die nötigen Unterstützungen verwerten, sondern auch in vaterländischem Sinne durch eine augenblickliche Hülfsleistung bei allgemeinen oder örtlichen Landeskalamitäten, wie Krieg, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und Seuchen, die Not möglichst zu erleichtern und durch Herbeischaffung von Lazaretbedürfnissen, wie durch Sammlungen an Geld und Vorräten, den Beistand zu leisten suchen, der sich erfahrungsmäßig in solchen Fällen als wirksam bewährt. —

Dieser vaterländische Frauenverein bezweckt ein gemeinsames Band der Hülfsleistung für die ganze Monarchie und tritt deshalb mit allen Frauenvereinen in den Provinzen, die in diesem Sommer thätig waren, in Verbindung, um sie einzuladen, sich als Zweigvereine zu konstituiren.

Das rote Kreuz auf weißem Grunde bleibt das Vereinszeichen.“

Dieser Aufruf war ein Wort zur rechten Zeit. Frauenvereine in allen Teilen des Landes meldeten sich zur Beteiligung. Königin Augusta erkannte mit scharfem Blick, daß aus der Wirksamkeit des vaterländischen Frauenvereins sich

eine Fülle lebenskräftiger und brauchbarer Elemente zum Wohle der Gesamtheit entwickeln würde.

Am 12. April desselben Jahres fand die endgültige Constituirung des vaterländischen Frauenvereins statt. Noch im Laufe des Jahres entwickelten sich 44 Zweigvereine, und bis zum April 1868 war die Zahl bis auf 250 gestiegen.

Kaum waren die Grundlinien der für Zwecke der Hülfeleistungen in Fällen außerordentlicher Not geschaffenen Organisation gegeben, als in Ostpreußen im Herbst 1867 eine Hungersnot ausbrach, welche die Kraft der jungen Schöpfung auf eine ernste Probe stellte, die erfolgreich bestanden wurde. Nicht weniger als 174 Vereine hatten sich in jener Provinz zur Bekämpfung einer durch das Elend auftretenden bedeutenden Typhusepidemie gebildet.*) Von Nah und Fern schickte man dem vaterländischen Frauenverein Gaben, welche in einem Gesamtbetrag von 420,878 Thalern in umsichtigster und segensreichster Weise für die Notleidenden Ostpreußens verwendet wurden.

Königin Augusta richtete ihr Augenmerk darauf, die gemeinnützige Thätigkeit der Frauen in selbständigen und doch zusammengehörenden Vereinen nicht nur auf Preußen zu beschränken, sondern in dem gesamten Deutschland zu organisieren und so vollzog sich unter dem Schutze der hohen Frau ein gewaltiges Stück Arbeit zur deutschen Einigkeit, deren Folge für die letztere von entschieden förderndem Einfluß war.

Am 1. Juli 1869 erhielt der Verein, zu dem bereits 291 Zweigvereine zählten, die Bewilligung der Korporationsrechte durch König Wilhelm, und Königin Augusta brachte den Vereinsmitgliedern ihre Aufgabe in edelster Auffassung zum Bewußtsein durch ein von ihr verliehenes Ehrendiplom, dessen Wortlaut folgender war:

> „Gottes Segen vereinigt die Kräfte, die sich dem Vaterlande widmen. Dies hat eine ernste Zeit bewiesen. Deshalb auch bleibe vereint unsere bewährte Hülfsbereitschaft, die, alle Bekenntnisse und Stände umfassend, im vaterländischen Frauenverein hilft, wo es zu helfen gilt. Unser Verein gilt im Kriege dem Volk unter den Waffen, im Frieden der Linderung der Not, wo und wie eine solche unerwartet hervortritt.
>
> Der vaterländische Frauenverein hemmt keine Wohlthätigkeit; die bereits ihren Wirkungskreis besitzt; er nimmt vielmehr eine jede in sich auf als höchster Ausdruck jener Vaterlandsliebe, durch welche die Männer siegen, die Frauen trösten und die, ein Erbgut deutscher Gesinnung, allen Pflichten aufopfernder Nächstenliebe entspricht. Immer weiter verbreite sich das Netz der Zweigvereine, immer gesegneter sei ihr Beruf."

In diese Zeit fällt auch die Errichtung des Augusta-Hospitals in Berlin, das von Königin Augusta innerhalb des Lazaretvereins begründet wurde.

Von dem Könige, der Regierung und der Privatwohlthätigkeit reichlich unterstützt, begann der Bau 1867. Derselbe währte bis zur Eröffnung des Hospitals 1870.

*) Die Haupthülfe bestand in Errichtung von Notstandsküchen.

Königin Augusta entwarf selbst die Zeichnung zur Kapelle, als einer Nachahmung der auf der Wartburg befindlichen. Der König schenkte in dieselbe vier Glasgemälde. Das Hospital selbst war nach den neuesten Erfahrungen und Erfindungen für eine rationelle Krankenpflege musterhaft eingerichtet und ist eine Lieblingsschöpfung der hohen Frau geworden, der sie allezeit eine liebevolle Fürsorge widmete. —

Anfang Oktober des Jahres 1867 hatten sich König Wilhelm und seine hohe Gemahlin mit dem Kronprinzen nach dem Hohenzollernlande begeben, wo die wiedererbaute Burg eingeweiht wurde, welche über der Eingangspforte die bedeutungsvolle Inschrift trägt: „Vom Fels zum Meer.“ Nachdem das Herrscherpaar hier einige Tage in der Stammburg des preußischen Königshauses geweilt, fuhr es nach Nürnberg, nach der Burg, die einst der Sitz der Burggrafen aus dem Hause Hohenzollern war und an welcher, nach dem 1866 geschlossenen Frieden, der König Ludwig von Bayern Preußen den Mitbesitz zugesprochen hatte. Von hier aus begaben sich die fürstlichen Herrschaften nach Weimar zur Feier der Silberhochzeit des großherzoglichen Ehepaares.

Noch einer gemeinschaftlichen Reise des Königs und der Königin sei hier aus dem Jahr 1868 erwähnt, wo das hohe Paar am 25. Juni der Feier des 50jährigen Bestehens der Universität Bonn beiwohnte; nachdem Prinz Friedrich Carl und Kronprinz Friedrich Wilhelm hier ihre akademischen Studien gemacht hatten, war das Interesse für diese rheinische Hochschule beim Königshause doppelt rege. — — —

Im Januar 1868 hatte Königin Augusta zum ersten Mal Kenntnis von den seit 1866 bestehenden Volksküchen genommen. Die Begründerin*) derselben hatte einen Bericht über deren Organisation verfaßt, von welchem die hohe Frau eine Anzahl Exemplare anzukaufen befahl, um sie den Magistraten deutscher Städte zu senden mit dem Wunsche, dort ebenfalls Volksküchen nach dem Muster der Berliner errichtet zu sehen. Am 2. Februar 1868 erschien Königin Augusta zum ersten Mal in einer Berliner Volksküche und zwar in der sechsten zu deren Eröffnung. Nachdem die hohe Frau sich in anerkennendster Weise über die Einrichtungen, Aufgaben und Bedeutung dieser gemeinnützigen Anstalten ausgesprochen und den Wunsch geäußert hatte, von der Eröffnung jeder neuen Volksküche benachrichtigt zu werden, wohnte sie noch im selben Jahre den Eröffnungsfeierlichkeiten von 3 neuen Volksküchen bei und stiftete zur Ermunterung für das Dienstpersonal eine Prämie für fünf- und zehnjährige Dienstzeit, welche alljährlich zu Weihnachten zur Verteilung kommt**). Diese Auszeichnung durch die allverehrte Landesmutter trug wesentlich dazu bei, den Volksküchen treue, rechtschaffene und sittliche Dienstleute zu erhalten. Seit jener Zeit bewahrte Kaiserin Augusta dem Verein der

*) Frau Lina Morgenstern, die Verfasserin dieses Werkes.

**) Von 1868 bis 1889 erhielten diese Prämie für fünfjährige Dienstzeit 136, für zehnjährige 21 Frauen und Mädchen.

Berliner Volksküchen und dessen Begründerin eine huldvolle Teilnahme, besuchte die in Kellerlokalen belegenen Anstalten alljährlich 3—4 mal, indem sie stets reiche Gaben für die Kranken- und Pensionskasse der Dienstboten und zur Speisung Notleidender überwies. —

Im Jahre 1869 übernahm Königin Augusta das Protektorat über den Verein, für den es ein besonders denkwürdiger Tag war, als die hohe Fürstin am 7. April 1869 in der neunten Volksküche in Begleitung ihrer erlauchten Tochter, der Frau Großherzogin von Baden und des Großherzogs von Sachsen-Weimar erschien, und nachdem sie davon Kenntnis genommen, daß außerhalb des Vereins eine Volksküche nach jüdischem Ritus errichtet sei, begab sich die hohe Frau ohne jede vorherige Meldung direkt auch in diese und trat gerade zur Zeit der Verteilung unter die dort Speisenden, zur freudigsten Überraschung der dort fungierenden Vorstandsdamen.

Ein charakteristischer Zug der späteren deutschen Kaiserin ist die liebreiche und ermunternde Art ihrer Unterhaltung mit den thätigen Vereinsmitgliedern und ihr leutseliges Wesen gegen das Dienstpersonal. Niemand wußte wie sie die freiwillige Arbeit der Vorsteherinnen und Aufsichtsdamen zu schätzen, und wenn die hohe Frau, umringt von denselben, von den Tagesspeisen der Volksküche kostete, und dabei sich Bericht erstatten ließ, hatte sie alsdann für jede ein Wort der Huld und wußte stets durch treffliche Ratschläge neue Anregungen zu geben.

Unendlich segensreich entfaltete sich die Thätigkeit der Königin Augusta während des deutsch-französischen Krieges 1870—1871.

Schon im Frühjahr 1867 hatte Frankreich versucht, sich deutschen Besitz anzueignen, indem es mit dem Könige von Holland über die Abtretung des zu Deutschland gehörigen Großherzogtums Luxemburg verhandelte. Die hierdurch hervorgerufenen drohenden Verwickelungen wurden zwar dadurch friedlich beigelegt, daß auf einer in London zusammengetretenen Konferenz am 11. Mai Luxemburg als ein von den europäischen Mächten garantierter neutraler Staat erklärt wurde. Frankreich war jedoch darauf bedacht, dem König von Preußen den Krieg zu erklären, und während König Wilhelm im tiefsten Frieden am 20. Juni 1870 nach Ems ins Bad gereist war und die Königin diese Zeit in Koblenz zubrachte, benutzte Frankreich die Kandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern für den spanischen Thron, in der die französische Regierung eine drohende Gefahr für ihr Land erblickte, um Streit mit Preußen und Deutschland zu beginnen. Am 8. Juli traf der französische Gesandte Graf Benedetti in Ems ein, und obgleich ihm von Seiten des Königs Wilhelm die beruhigendsten Erklärungen gegeben waren und der Erbprinz von Hohenzollern freiwillig von der Kandidatur zurückgetreten war, trat am 13. Juli in den Morgenstunden Graf Benedetti auf der Promenade an den König heran, um denselben zu noch weiteren Erklärungen zu veranlassen, welche es klar machten, daß Frankreich um jeden Preis den Krieg wollte.

König Wilhelm beschränkte sich darauf, dem französischen Botschafter, der ihn tags darauf bei seiner Abreise noch einmal auf dem Bahnhof zu sprechen versuchte, zu sagen, daß er ihm nichts mehr mitzuteilen habe und daß die weiteren erforderlichen Verhandlungen durch seine Regierung geführt werden würden.

König Wilhelm reiste zu seiner Gemahlin nach Koblenz, um sie zu sprechen, ehe er den folgenden Tag nach Berlin zurückkehrte.

Mit einem Schrei der Entrüstung hatte ganz Deutschland die Vorgänge in Ems aufgenommen. Die Rückreise des Königs nach Berlin gestaltete sich zu einem ununterbrochenen Triumphzuge. Schon bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof am 15. Juli erteilte der König den Befehl zur Mobilmachung. In derselben Nacht versammelten sich im kaiserlichen Palais zum Kriegsrat: der Kronprinz Friedrich Wilhelm und des Königs Paladine: Bismarck, Moltke und Roon. Die Einberufung der Mobilisierten geschah zum 19. Juli. An diesem Tage überreichte auch der französische Geschäftsträger die Kriegserklärung; es erfolgte die Eröffnung des norddeutschen Bundestages und des Königs Erlaß zur Wiedererweckung des eisernen Kreuzes.

Königin Augusta hatte schon am 17. Juli einen Aufruf an die deutschen Frauen erlassen, welcher lautete:

> „Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen bereit sind, ihre Pflicht zu thun! Hülfe zunächst an den Rhein zu senden!"

Am 19. erfolgte von Seiten des Centralkomitee's ein Aufruf an sämtliche Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger.

Ein bedeutsames Zusammentreffen in dem an wunderbaren Schicksalsfügungen so reichen Leben des Königs war es, daß an diesem Tage 60 Jahre verflossen waren, seit er am 19. Juli 1810 am Sterbebett der heißgeliebten Mutter gestanden hatte, für deren einstiges Leid durch Frankreich nunmehr der greise Sohn in dem bevorstehenden Kriege die letzte vollständigste Sühne fordern und nach dem Sinne der deutschgesinnten Fürstin das deutsche Reich wieder aufbauen sollte.

Knieend am Sarge seiner Eltern im Mausoleum zu Charlottenburg gelobte König Wilhelm, das Wort seiner Mutter einzulösen und den vom Erbfeinde verdunkelten Ruhm der Vorfahren zurück zu gewinnen.

Am 21. Juli kehrte die Königin nach Berlin zurück. Vor ihrer Abreise von Koblenz erließ sie an die Bewohner folgendes Schreiben:

> „Seit zwanzig Jahren weile ich in Eurer Mitte. Ihr habt in dieser Zeit dem Könige, Unseren Kindern und Mir durch Eure Anhänglichkeit bewiesen, welche feste Bande zwischen uns bestehen. Für Mich ist es immer eine wahre Freude, zu Euch zurückzukehren, weil Ich den vollen Wert des Rheinlandes schätze. Gern bliebe Ich gerade jetzt bei Euch, um nach Kräften zu helfen; aber andere ernste Pflichten rufen Mich ab. In der patriotischen Begeisterung des deutschen Volkes vernehmen wir Gottes Stimme; ein Blick auf die Drangsale der Vergangenheit und auf

das gesegnete halbe Jahrhundert zeigt Uns, wie gnädig Gott dieser treuen Stadt gewesen ist und bleiben wird; denn die Zuversicht auf Ihn ist die sicherste Bürgschaft für Zeit und Ewigkeit. Eure Zuversicht und Pflichttreue wird sich stets bewähren. Ihr wißt, daß Wir im Herzen zusammenbleiben, also mit Gott, auf Wiedersehn!"

Augusta.

Wie sehr verändert fand die Monarchin bei ihrer Rückkehr das Leben und Treiben. Schon das sonst so stille Potsdam hatte ein außerordentliches kriegerisches Ansehen. Auf den Straßen wogten Menschen aus allen Gesellschaftskreisen. Auf jeder Station sah man Schwärme neu eingekleideter Soldaten und in Berlin empfing die Fürstin ein buntes Bild der Kriegsvorbereitung. Patriotische Lieder erfüllten plötzlich den Volksmund und erklangen auf allen Straßen.

Die Königin begann sofort ihr Samariterwerk. Unter den Linden Nr. 12 hatte der vaterländische Frauenverein unter dem Vorsitz des Geheimen Rat von Sydow bald nach dem Aufruf der Königin ein Büreau mit Depot errichtet, um von diesem Centralpunkte aus nach allen Seiten hin Hülfe zu spenden und segensreiche Einrichtungen zu treffen. Viele Frauen und Jungfrauen waren herbeigeströmt, um hier Liebesgaben in Empfang zu nehmen, zu registrieren, Wäsche zu nähen, zuzuschneiden, in Arbeit zu geben, Binden zu reißen und zu vollem Verbandzeug zusammenzustellen und andere Thätigkeiten mehr zu üben. Täglich kam die Königin mehrmals, um in all dies Thun Einsicht zu nehmen und mit ermunternden Worten zur Thätigkeit anzuspornen.

Lazarette wurden eingerichtet, Baracken in den verschiedenen Bezirken der Stadt aufgeführt, um die Verwundeten und Kranken aufzunehmen und auf den Bahnhöfen erstanden Erfrischungsstationen, um die durchkommenden Truppen zu speisen. Zwei Bahnhöfe, der Niederschlesisch-Märkische und der Ostbahnhof in Berlin wurden dem Verein der Berliner Volksküchen zur Verpflegung der durchziehenden Truppen übergeben.*)

---

*) Da die Verfasserin dieses Lebensbildes die Oberleitung über die Verpflegung freiwillig übernommen hatte, so wurde ihr die beste Gelegenheit, das thatkräftige, umsichtige Wirken der Königin Augusta, auch von diesem Platze aus, beobachten zu können. Vereint mit den Vorsteherinnen der Volksküchen erließ Fr. M. eine Bitte an den vaterländischen Frauenverein, die Bahnstationen mit Liebesgaben zu versorgen, da sie sich nicht begnügen wollten, den durchziehenden Vaterlandsverteidigern die vorschriftsmäßige Kost zu geben und sie so nur zu sättigen; die helfenden Frauen wollten sie vielmehr außerdem erquicken und mit dem nötigen Verbandszeug ausrüsten.

Lina Morgenstern erzählt aus jener Zeit in ihrer Broschüre: „Die Volksküchen:"

„Die Hülfe des vaterländischen Frauen- und die des deutschen Hülfsvereins wurden uns aufs reichlichste, und der Patriotismus unserer Mitbürger unterstützte uns mit Geldmitteln; dadurch waren wir in den Stand gesetzt, nicht allein die übernommene Pflicht zu erfüllen, sondern täglich während des Hinzugs der Truppen tausende von Soldaten und besonders die, welche nicht gleich weiter befördert werden konnten und für die noch keine

Am 26. Juli hatte Königin Augusta von ihrem Sohn, dem geliebten Kronprinzen Friedrich Wilhelm Abschied genommen, welcher an diesem Tage zur Armee abging.

Am 27. Juli hatte König Wilhelm einen allgemeinen Bettag angeordnet; an demselben wohnte er mit seiner Gemahlin dem Gottesdienst im Dom bei.

Am 31. Juli verließ der König Berlin, begleitet von den Segenswünschen des ganzen Volkes, welches seinen am selben Tage erlassenen Aufruf mit Begeisterung aufgenommen hatte. Die Königin, welche ihren Gemahl zur Bahn begleitete, sah tiefbewegt dem Extrazuge nach, welcher ihn von dannen trug.

---

militärische Bestimmung, Essen zu erhalten, getroffen war, gratis mit Speisen und Getränken zu versehen. (An einem Tage 14 000 Mann.) Von morgens zwei Uhr bis mitternacht kamen ununterbrochen Militärzüge von fünfhundert bis tausend Mann, Stunde um Stunde. Wir konnten jeden Einzelnen mit Fußlappen, Verbandtaschen, Früchten, Wein, Cigarren, Bier und anderen Gaben beschenken. Welch' eine Berechnung der Speisen für uns, da wir sorgen mußten, daß alle Vorräthe herbeigeschafft, alle Bestellungen rechtzeitig gemacht wurden, weil wir mehr als eine halbe Stunde von dem Bureau der Volksküchen und dem Mittelpunkt der Stadt entfernt waren, was eine große Menge besoldeter Hülfskräfte neben den freiwilligen erforderte. Die kaum zu bewältigende Arbeit, die schwierige Art der Verpflegung, ohne jegliche Unterbrechung 48 Stunden hintereinander, ließ uns befürchten, daß selbst die Mithülfe der Mitglieder der Volksküchen nicht ausreichen würde, und so schritten wir zu einem öffentlichen Aufruf, um Frauen und Jungfrauen zur Teilnahme an dem patriotischen Werke aufzufordern.

Mit vollen Händen konnten wir nach allen Seiten hin geben, und die mühevolle, rastlose Arbeit wurde durch den Dank und Frohmut der Soldaten belohnt. Die Wacht am Rhein tönte Tag und Nacht, unter den Truppen herrschte Begeisterung und Kampfesmut! Wir aber sahen jedesmal den jungen, kräftigen Gestalten wehmütig nach, die in bunter Gruppierung zusammengedrängt, in frischer Lebensfülle jubelten, als gelte es nicht, daß Tausende von ihnen als Opfer auf dem Schlachtfelde bleiben und in fremder Erde eingebettet würden.

Vom 22. Juli bis 2. August wurden 59 000 Soldaten in den beiden Schuppen dieser Bahnhöfe bewirtet. Tag um Tag und Nacht um Nacht währte der Durchzug. Einen erhebenden Moment bereitete uns der Besuch des Königspaares auf der Verpflegungsstation am 30. Juli. Am selben Morgen hatte ich darum gebeten, der König möge sich doch vor seiner Abreise persönlich überzeugen, wie seine Soldaten auf unserer Station verpflegt und ermuntert wurden. Eine halbe Stunde vor des Königs Ankunft ward uns der hohe Besuch gemeldet. Eilig schmückten wir die Hallen mit Blumen; ein Bataillon Waldenburger Landwehr wurde eben zur Speisung erwartet."

Inzwischen wurde ich nach dem Niederschlesisch-Märkischen Bahnhof gerufen, wo ein Bataillon Landwehr angekommen. Es waren darunter recht verzagte und bekümmerte Familienväter aus Crossen. Ich sprach ihnen Mut ein und prophezeite ihnen die Gefangennahme Napoleons. Die Männer wurden etwas heiterer gestimmt, baten mich inständig, für ihre Frauen und Kinder zu sorgen, wenn sie in Frankreich stürben. Ich mußte alle ihre Namen aufschreiben. Dabei war ich selbst in höchster Aufregung, da ich wußte, unser Königspaar konnte jeden Augenblick eintreffen. Daher eilte ich jetzt den kürzeren Weg über

Schon am 4. August langte folgende, die Königin und die ganze Bevölkerung elektrisierende Depesche an:

„An die Königin Augusta! Berlin.

Mainz, 4. August.

Unter Fritzens Augen heute einen glänzenden aber blutigen Sieg erfochten durch Stürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Gaisberges. Unser 5. und 11. Corps und 2. bayerisches Armeecorps fochten. Feind in Flucht, 500 unverwundete Gefangene, eine Kanone und das Zeltlager in unseren Händen. Divisions-General Donay todt. Von uns General von Kirchbach leicht gestreift. Mein Regiment und 58er starke Verluste. Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffenthat! Er helfe weiter!

Wilhelm."

Wie erhob es das Mutterherz, daß der treue Sohn den ersten Sieg erfochten hatte. Schon nach 2 Tagen berichtete die nächste Depesche:

„An die Königin Augusta

Mainz den 6. August.

Welches Glück dieser neue Sieg durch Fritz! Preise nur Gott für seine Gnade! Gewonnen einige 30 Geschütze, 2 Adler, 6 Mitrailleusen und 4000 Gefangene. Mac Mahon war verstärkt aus der Haupt-Armee. Es soll Victoria geschossen werden.

Wilhelm."

Wer von den Zeitgenossen erinnert sich nicht mit Stolz, Freude und Begeisterung, wie die deutsche Armee mit zerschmetternder Kraft von Sieg zu Sieg vorwärts stürmte.

---

die Schienenstränge zum Ostbahnhof. Aber da verfehlte ich den Weg, geriet in ein Gewirr von Wagenzügen und werde nie die Todesangst vergessen, den Ausgang nicht wiederfinden zu können; ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben eine Hallucination, indem ich fortwährend „Heil Dir im Siegerkranz" singen und eine große Menge Leute mit den Tüchern wehen und Hurrahschreien zu hören vermeinte. Endlich fand ich den Ausgang. Noch war es nicht zu spät. Der Bahnhofsinspektor reichte allen Damen Rosen. Ein Bataillon ostpreußischer Landwehr kam an.

Gerade als die Soldaten ihre Plätze eingenommen hatten, erschien das hohe Herrscherpaar, das ich die Ehre hatte, durch die Speisehalle zu geleiten. Mit wahrer Leutseligkeit unterhielt sich König Wilhelm mit den Soldaten, kostete von den Speisen, verschmähte auch nicht, ein Seidel Bier anzunehmen, ließ sich die Damen und die Herren, welche mit uns wirkten, vorstellen und sagte beim Abschied, indem er mir und mehreren Vorstandsmitgliedern herzlich die Hand schüttelte: „Die gute Verpflegung, mit welcher Sie unsere Truppen jetzt ermuntern, ist für uns sehr wichtig" und Königin Augusta fügte hinzu: „Ich gratuliere Ihnen, daß Sie den Tag erlebt haben, an dem das Prinzip ihrer Volksküchen eine so hohe Bedeutung gewonnen hat."

Nach den Kämpfen bei Weißenburg, Wörth und Spichern begab sich der König selbst aufs Schlachtfeld, von wo die Königin folgende Depesche erhielt:

„An Ihre Majestät die Königin.

Herny, Montag 15. August, Morgens 5 Uhr.

Gestern Abend siegreiches Gefecht bei Metz durch die Truppen des VII. und I. Armee-Corps. Details fehlen noch. Ich begebe Mich sogleich auf das Schlachtfeld.

Wilhelm."

„An Ihre Majestät die Königin.

Bivak bei Rezonville, 18. August, 9 Uhr Abends.

Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen.

Wilhelm.

Lavinengleich ergossen sich nun die preußischen Armeen über Frankreich, überall siegend und immer mehr gegen Paris vordringend.

Indessen förderte die Königin daheim die Bestrebungen unter dem roten Kreuz durch eine rastlos angespannte persönliche Thätigkeit; sie wurde allen an sie in fast erdrückender Weise herantretenden Anforderungen im vollsten Umfange und mit stets gleich warmem Herzen gerecht. Sie war die unermüdliche Vermittlerin zwischen ihrem Gemahl, dem Heere und dem Volke. Alle Nachrichten, die sie vom Kriegsschauplatz erhielt, ließ sie sofort veröffentlichen, nahm die mannichfachen patriotischen Kundgebungen, die sich von Tag zu Tag steigerten, mit herzlichster Leutseligkeit in ihrem Palais entgegen und dabei kontrollierte sie als oberste Leiterin die Lazarette und Erfrischungsstationen, unterstützte die Einrichtung neuer Anstalten und Vereine, sorgte dafür, daß täglich Personal und Material nach den Kriegsschauplätzen und den verschiedenen Lazaretten gesandt wurden.

Die Thätigkeit der hohen Frau gipfelte jedoch in der großartigen Organisation der freiwilligen Krankenpflege, in der Einfügung der Delegation auf den Eisenbahnstationen, sowie zur Ueberwachung der Transporte der Verwundeten und der Sanitätszüge.*)

Welchen ungeheuren Umfang die von der Königin angeregten und geförder-

*) Wie sehr Königin Augusta geneigt war, persönlichen Vorstellungen von Übelständen Gehör zu geben, sie zu untersuchen und Abhülfe zu schaffen, zeigen folgende Thatsachen, die ich selbst erlebt habe und welche die Ursache von einer so großartigen Organisation der freiwilligen Hülfe wurden. Von dem Augenblick an, wo massenhaft Gefangene auf den Bahnhöfen ankamen, wurde unsere Stellung als freiwillige Pflegerinnen immer schwieriger.

Von Seiten der Behörde war bis dahin keinerlei Vorkehrung zum Empfang der Verwundeten auf unseren Bahnhöfen getroffen worden, weder Ärzte noch Heilgehülfen, weder Krankenwagen zum Transport, noch irgend andere Lazarettgegenstände waren vorhanden. Wir verschafften uns aus eigenen Mitteln die nötigen Sachen zum Verband; die Damen,

ten patriotischen Kundgebungen hatten, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß 677 Vereins- und Privat-Lazarette und 10 Pflege- und Hülfs-Comitee's im Anschluß an königliche Lazarette bestanden. Nach dem Kriegsschauplatz war ein Pflegepersonal von 4431 Männern und 1703 Frauen entsandt, und in der Heimat standen bei den verschiedenen Anstalten 13,429 Personen in Thätigkeit, so daß unter Hinzurechnung aller derjenigen Personen, welche außerdem noch bei der freiwilligen Krankenpflege thätig waren, mehr als 25000 Männer und Frauen sich an dem

---

welche bis dahin mit fröhlichem Sinn die Erfrischungen gereicht hatten, zupften jetzt Charpie, rollten Binden auf und schnitten Heftpflaster.

Da die ersten einzelnen Verwundeten meist mit rückständigem Sold und ohne jegliche Mittel zu Weiterfahrt anlagten, veranstalteten wir eine Sammlung unter uns und den Gästen die den Bahnhof besuchten, und beschlossen, jedem Verwundeten einen Zehrpfennig mit auf den Weg zu geben und dieselben gratis zu speisen. Die Zahl der auf diese Weise unterstützten Verwundeten beträgt 1700.

Nur wenige von uns Frauen vermochten sich bei dem Verbinden der Verwundeten zu beteiligen; wir waren daher doppelt angestrengt und begrüßten es dankbar, als zwei freiwillige Ärzte, Herr Dr. Julius Boas und Herr Dr. Plonski uns ihre Hülfe anboten. Außerdem engagierten wir, als die Massenzüge von Verwundeten ankamen, zwei Heilgehülfen.

Obgleich wir in den wenigen Tagen eine wunderbare Gewandheit, die Verbände anzulegen, erlangt hatten, reichten unsere Kräfte kaum hin, schnell genug einem nach dem andern der Unglücklichen die nötige Pflege angedeihen zu lassen, da wir nur 4—6 Frauen waren, die sich mit den Verwundeten zu beschäftigen vermochten. Waren diejenigen Verwundeten versorgt, welche sich noch nach unserem Schuppen schleppen konnten, so stiegen wir alsdann in die Waggons, wo die Schwerverwundeten und Sterbenden lagen, oft Franzosen und Deutsche gemischt, und es währte lange Zeit, ehe wir die Reihen der Waggons durchmachten, in denen wir Wunden verbanden, die Unglücklichen wuschen und ihnen reine Wäsche gaben, was sie immer als größte Wohlthat empfanden.

So ging manche Nacht vorüber, der Morgen brach herein, und wenn wir dann, zum Tode ermattet, zum Bewußtsein dessen kamen, was wir vollbracht, konnten wir es kaum selbst fassen, woher uns die Kraft zu dem schweren Werk gekommen war.

Acht kaum zu beschreibende Tage und Nächte kamen die Verwundeten in immer trostloserer Verfassung in massenhaften Zügen bei uns an, viele sich verblutend, und immer wurde uns noch keine Hülfe von Seiten der Behörden zu Teil, noch immer hatten wir weder einen abgesonderten Raum zum Verbinden, noch Lazarettgegenstände, die wir nicht selbst kauften, und die Kasse der freiwilligen Beiträge war gänzlich erschöpft. In einer Nacht kam ein Zug französischer Gefangener, die vom Kriegsschauplatz her noch nicht oder sehr mangelhaft verbunden waren.

Nach einer Nacht, wo diese Übelstände greller noch als sonst hervorgetreten waren, faßte ich mir ein Herz und fuhr am andern Morgen nach dem, mit dem vaterländischen Frauenverein verbundenen Central-Verein, Unter den Linden 12.

Schon tags vorher hatte ich auf Veranlassung der Frau Geh. Rätin Rothert an den Vorsitzenden, Geh. R. v. Sydow, geschrieben, daß meine Mittel erschöpft seien und ich um Unterstützung bäte. Diese Unterstützung war mir zugesagt worden; so hatte ich neue Hoff-

humanen Werke beteiligten. In gleichem Maße war der Geldwert bedeutend, welchen die baar und in Naturalgaben geflossenen Einnahmen und die Ausgaben darstellten. Die baaren Einnahmen betrugen gegen 13 Millionen, die Naturalgaben mehr als 5 Millionen, mithin im ganzen etwa 18 Millionen Thaler. Hierzu trat noch der Wert der von den deutschen Eisenbahnen gewährten Frachtfreiheit von gegen einer halben Million Thalern. Die Ausgaben betrugen baar über $11\frac{1}{2}$ Millionen, an Naturalien Wert über 5 Millionen; sie blieben mithin

---

nung, daß uns geholfen würde. In den Räumen des Centralvereins versammelten sich um mich die anwesenden Vorstandsmitglieder, unter denen ich mich erinnere, v. Sydow, Frl. v. Löwenfeld, Regierungsrat Haß, Fr. Geh.-Rätin Nottebohm, Fr. Enslin, Gräfin Oriolla u. a. gesehen zu haben. Diese alle hörten mit großer Teilnahme meiner Erzählung zu. Mein zerstörtes Aussehen nach einer Reihe solch entsetzlicher Nächte sprach mehr als meine Worte; ich sagte, daß schleunige Hülfe auf allen Bahnhöfen für Verwundete nötig sei, wenn es überall so zugehe, wie bei uns.

Man war außerordentlich bereit, alle meine Wünsche zu befriedigen. Sofort wurden mir 1500 Mk. ausgehändigt, ich mußte aufschreiben, was ich an Lazarettgegenständen verlangte. Zwei Möbelwagen wurden eiligst gefüllt, um Matratzen, wollene Decken, Bettwäsche, Hemden, Verbandzeug zur Bahn zu bringen. Aber mehr noch als dies, Gräfin Oriolla forderte mich auf, sofort alle die Übelstände und das erlebte Elend der Königin zu schildern.

So beschrieb ich sofort mit den einfachen Farben der Wahrheit die Zustände auf den Bahnhöfen. Gräfin Oriolla fuhr selbst mit meinem Briefe nach dem königlichen Schlosse. Bis sie zurückkehrte, benutzte ich die Zeit, um zu meinen Kindern nach Hause zu fahren, die ich immer nur kurze Momente sehen konnte. Zu Hause fand ich ein Schreiben aus dem Kabinet der Königin Augusta vor, die mir 300 Mk. zur Verpflegung der Truppen geschickt hatte. Als ich abermals nach dem Centralverein kam, fand ich auch Gräfin Oriolla schon mit der Antwort, daß uns am selben Abend noch Hülfe werden sollte. In der That erschien bei meiner Rückkehr nach dem Bahnhof ein Kammerdiener, der mir einen Brief aus dem königlichen Kabinet folgenden Inhalts brachte:

Geehrte Frau!

J. Maj. die Königin hat Ihr Schreiben empfangen und sofort die nötigen Schritte gethan, um den von Ihnen gerügten Übelständen bei dem Transport der Verwundeten abzuhelfen. Auch beabsichtigt J. Maj., in den nächsten Tagen den Ostbahnhof wieder zu besuchen und die von Ihnen veranlaßten Einrichtungen in Augenschein zu nehmen. J. Maj. hofft also, daß Remedur eintreten werde, nur was die Schwierigkeiten betrifft, die von den mangelhaften Dispositionen der Eisenbahnbehörden herrühren, so fürchtet J. Maj., hier nicht einwirken zu können. Indes will auch in dieser Beziehung J. Maj. versuchen, Abhülfe zu schaffen.

Hochachtungsvoll und ganz ergebenst

Brandis,

Königl. Kabinetsrat."

Einige Stunden später erschien der Herzog von Ujest, um sich nach den Verhältnissen zu erkundigen und im Auftrage der Königin alle Anordnungen zu treffen, die wünschenswert waren, um die Pflege der Verwundeten zu verbessern. Er wurde Augenzeuge all der von mir beklagten Übelstände.

in ihrem Gesamtbetrage von gegen 17 Millionen etwa um 1 Million Thaler hinter den Einnahmen zurück. Was erübrigt wurde, konnte jedoch kaum zur Unterstützung der Kranken in den Bädern genügen.

Der Monat August brachte Siegesfreuden bei jeder neuen Nachricht des Königs an die Königin vom Kriegsschauplatze. Freilich ward der Schmerz über die Größe der Verluste von allen tief empfunden, welche ihre Angehörigen auf dem Schlachtfelde wußten. Dennoch war es rührend, wie alles im Vaterlande wetteiferte, um den Heldenthaten deutscher Waffen helfend zu entsprechen. Jedes Gefühl der Selbstsucht trat zurück; so sah man z. B. Frauen in tiefster Trauer

---

Wir befanden uns in einer pestähnlichen Atmosphäre; um einigermaßen eine lebensmögliche Luft herzustellen, mußte man fortwährend Zug durch entgegengesetzt geöffnete Thüren erzeugen. In dem ganzen Raum war nicht ein abgeschlossenes Plätzchen, wo der traurige und oft die Scham verletzende Anblick der Verwundeten, deren Umkleidung notwendig war, vor den Augen des neugierigen Publikums hätte verborgen werden können.

Der Herzog von Ujest wünschte von mir zu wissen, welche Veränderungen vorgenommen werden sollten, und so bat ich, in dem augenblicklich unbenutzten Güterspeicher der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn eine große Verbandstätte aufschlagen zu lassen. Es war $^1/_2$10 Uhr Abends, draußen strömte der Regen herab, der Güterbahnhof war fast überschwemmt; dies hinderte uns jedoch nicht, den Herzog an der Spitze, das Komitee in Begleitung der Etappen-Offiziere, nach dem bezeichneten Güterschuppen hinüberzuwandern, um dort an Ort und Stelle alle nötigen Baulichkeiten zu besprechen, welche auch sofort in Angriff genommen wurden. Einige Tage später, am 23. August, konnten wir schon in unser neues Quartier einziehen, von dem aus wir für die Verpflegung auf beiden Bahnhöfen sorgten.

Schon am folgenden Tage erschien der Generalarzt Steinberg, um uns anzukündigen, daß von jetzt an Militärärzte auf den Bahnhöfen angestellt werden würden mit der Vollmacht ausgerüstet, nach ihrem Ermessen schwer Verwundete von der Weiterfahrt auszuschließen und in Berlin unterzubringen. Einige Stunden später stellte sich uns der Kammerherr von Behr als Delegierter der Königin für unsern Bahnhof vor, bestimmt, die Vermittelung zwischen der militärischen und freiwilligen Pflege herbeizuführen. Er teilte uns mit, daß in Folge meines Schreibens die Königin eine Versammlung von Vorstandsmitgliedern des Central-Vereins zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger und der Berliner Ärzte berufen habe, in welcher die hohe Frau eine Beratung veranlaßte, wie man an allen Bahnstationen, sowie beim Transport der Verwundeten vom Kriegsschauplatz und ihrer Überführung in Lazarette Abhülfe schaffen und die Thätigkeit des Vereins dahin richten und verzweigen könne. Das Resultat dieser Versammlung war der Beschluß der Delegationen des Centralvereins. Es wurde ein Hauptdelegierter ernannt, Herr v. Kalden, welcher den Verkehr der sämtlichen Delegierten mit dem Vorstand des Vereins vermitteln und schleunigste Hülfe überall schaffen sollte. Für jede Bahnhofsstation bis zum Kriegsschauplatze, auf diesem selbst und in allen Lazaretten und Hospitälern wurden Delegierte gewählt, deren Aufgabe es war, den freiwilligen Vorständen und Vereinen, sowie den Militärbehörden die notwendigen und fehlenden Mittel zu geben, um eine geordnete Kranken- und Verwundetenpflege zu ermöglichen, und es nirgend an Wäsche, Verbandzeug, Erfrischungen fehlen zu lassen.

Diese großartige Organisation trat ins Leben und ihr verdanken hunderttausende verwundete und kranke Soldaten die rechtzeitige Pflege.

ihre ununterbrochene Thätigkeit in den Lazaretten ausüben, wenn sie eben die Nachricht empfangen hatten, daß der Vater, Gatte, Sohn oder sonstige nahe Anverwandte ein Opfer des Krieges geworden waren.

Die Aufregung stieg mit der Größe der Ereignisse im Monat September. Die Schlacht bei Sédan und die Kapitulation, vermöge welcher Napoléon III. sich persönlich dem Könige ergab, verursachte einen unsagbaren Siegesjubel, der dadurch gesteigert wurde, daß man nun nach der Gefangennahme des französischen Kaisers den Frieden erwartete.

Am Nachmittag des 2. September erhielt die Königin folgende Depesche:

„An Ihre Majestät die Königin Augusta, Berlin.

Vor Sédan den 2. September 1/2 2 Uhr.

Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sédan kriegsgefangen ist, ist soeben mit dem General Wimpfen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst Mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde Ich bestimmen, nachdem Ich ihn gesprochen habe in einem Rendez-vous, das soeben stattfindet. Welch' eine Wendung durch Gottes Führung!

Wilhelm."

Die Begeisterung, welche an diesem Tage in Berlin war, ist unbeschreiblich. Als der Polizeipräsident die Depesche hatte drucken und an die Säulen heften lassen, stürmten tausende und abermals tausende Unter die Linden, zum königlichen Palais und jubelten der Königin zu, welche wiederholt auf den Balkon trat und die Versammelten freudig erregt begrüßte. — Auch der Berliner Humor zeigte sich hier in drastischer Weise: „Wir müssen den alten Fritzen bekränzen!" ertönte es aus der Menge. Sofort wurden Kränze herbeigeschafft und echte Berliner Jungen kletterten am Denkmal Friedrich's des Großen empor. Als Schutzleute dieses Beginnen verhindern wollten, erhielten sie von der Königin einen Wink, gewähren zu lassen. Nun dauerte es nicht lange, so war das Haupt des Heldenkönigs mit Lorbeeren bekränzt, eine Guirlande um sein Pferd geschlungen, die deutsche Trikolore in seine Hand gedrückt und rings umher Fahnen aufgestellt. Ein Junge setzte sich auf das Pferd Friedrich's des Großen und spielte auf einer Ziehharmonika, die man ihm hinaufreichte, die Wacht am Rhein, in welche die Volksmenge vor dem Palais einstimmte und dann voll Begeisterung sang: „Was ist des deutschen Vaterland."

Königin Augusta ließ den Knaben ins Palais kommen, welcher den Lorbeerkranz auf das Königshaupt gesetzt hatte.

Er folgte dem Rufe eiligst; doch kehrte er auf halbem Wege um, und besann sich: „Nee, ick will ihr wat mitbringen!" Dabei ließ er sich einen Kranz vom Denkmal herabreichen. So trat er seinen Weg zur Königin an, die ihn mit zwei Friedrichsd'or und einer Tasse beschenkte, auf der das Bild des Königs war.

Als ihn die Königin unter anderm fragte, ob er nicht befürchtet habe, von dem Denkmal (42 Fuß hoch) herab zu stürzen, antwortete er keck: „Nanu, und wenn der olle Fritze noch drei mal so hoch wäre, seinen Kranz hätte er doch gekriegt.“

Als ihm die Königin beim Abschied huldvoll die Hand reichen wollte, zögerte er: „Dat geht nicht, königliche Majestät,“ sagte er verlegen, „der olle Fritze war zu staubicht, er hatte sich lange nicht gewaschen“ und dabei zeigte er seine beschmutzten Hände. — Gegen Abend rüstete sich ganz Berlin freiwillig zur großen Illumination. Die ganze Bevölkerung, außer denen, die in den Lazaretten oder sonst thätig waren, wogte durch die Straßen, Kinder mit Fahnen voran, große Züge von Arbeitern, Schüsse dröhnten, Raketen sprühten, bengalische Feuer flammten auf und kein Schutzmann wehrte dem lautesten Jubel. Die Größe dieses weltgeschichtlichen Ereignisses, welches den Höhepunkt der Siegeslaufbahn der deutschen Armee bildete, teilte der König in seiner schlichten Weise der Königin in einer Depesche vom 4. und in einem Briefe vom 3. September mit.

Die erste lautete:

Der Königin Augusta in Berlin.

Waarens, d. 4. September, 8 Uhr Vorm.

„Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon; er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt gegeben. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schlößchen vor dem westlichen Glacis von Sedan statt. Von dort beritt Ich die Armee um Sedan; den Empfang durch die Truppen kannst Du Dir denken! unbeschreiblich. — Beim Einbrechen der Dunkelheit ½8 Uhr hatte Ich den fünfstündigen Ritt beendigt, kehrte aber erst um 1 Uhr hierher zurück! — Gott helfe weiter.“ Wilhelm.

Der Brief des Königs über die Schlacht von Sedan am 3. September, welchen er aus Vendresse, südlich Sedan, schrieb, begann:

„Du kennst nun durch Meine 3 Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat! Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde um Stunde hat abrollen sehen. Wenn Ich Mir denke, daß nach einem großen, glücklichen Kriege Ich während Meiner Regierung nichts ruhmreicheres mehr erwarten konnte, und Ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge Ich Mich vor Gott, der allein Mich, Mein Heer und Meine Mitverbündeten auserſehen hat, das Geschehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag Ich das Werk aufzufassen, um in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen!“

Nun gab der König ein Bild der Schlacht und deren Folgen in gedrängter Kürze. Wir entnehmen daraus nur das Ende, in dem der König den Eindruck schildert, welchen die Zusammenkunft mit Napoleon auf ihn machte:

„Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser Mir entgegenkam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren beide sehr bewegt über

dieses Wiedersehen. Was Ich alles empfand, nachdem Ich vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann Ich nicht beschreiben.

Nach dieser Begegnung beritt Ich von ½3 bis ½8 die ganze Armee vor Sedan.

Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimirten Garde-Corps, das kann Ich Dir heut nicht beschreiben; Ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung.

Nun lebe wohl, — mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes." Wilhelm.

— Die Hoffnungen auf den Frieden erfüllten sich nicht.

Die Revolution in Paris, welche die Regentschaft gestürzt hatte und eine Nationalregierung schuf, verhinderte den Fortgang der Friedensverhandlungen. Das französische Volk wurde zu den Waffen gerufen, wodurch sofort eine andere Kriegsführung, als die mit den regelrechten Armeen veranlaßt war. Franktireurs vermehrten die Grausamkeit eines in unserer Zeit unerhörten Krieges. Die Einnahme Straßburg's am 27. September setzte dem Schrecken der dortigen Belagerung ein siegreiches Ende. Schon sieben Tage vorher, am 21. September hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm seiner Mutter folgende Depesche übersandt:

„Die Einschließung von Paris auf der Linie Versailles bis bei Vincennes siegreich durch meine Armee unter Zurückwerfung des Feindes und Eroberung einer Schanze mit sieben Geschützen ausgeführt. Verlust gering."
Friedrich Wilhelm.

Während dieser überwältigenden Ereignisse suchte Königin Augusta in jeder Beziehung die Leiden und Wunden des Krieges zu mildern und nicht nur den deutschen Kriegern, sondern auch den verwundeten und erkrankten französischen Gefangenen jede mögliche Erleichterung zu bieten. Das Bestreben der hohen Frau ging dahin, die Genfer Convention des „Rothen Kreuzes" überall aufrecht zu erhalten.

Graf Pourtalès war in Berlin der Vermittler des belgischen internationalen Comitee's zur Fürsorge für die gefangenen Franzosen.

Er übergab den Erfrischungsvorständen auf den Bahnhöfen Dépôts von Wäsche, Kleidungsstücken und Wein zur Verteilung. Er kam selbst zu jedem Gefangenenzuge und bot den gefangenen Offizieren Geld als Darlehn an, um sie nicht ganz mittellos nach den für sie bestimmten Festungen führen zu lassen. Diese Verteilungen gaben zu vielerlei Mißverständnissen Anlaß; die Presse scheute sich nicht, von Bevorzugung der Franzosen durch die Erfrischungscomitees zu sprechen und selbst die Königin in diese unwahren Behauptungen hinein zu ziehen.

Die Uebergabe von Metz wurde der Königin Augusta in Homburg am 27. Oktober vom König in folgender Depesche angezeigt:

„Diesen Morgen hat die Armee Bazaine und Festung Metz kapitulirt. 150000 Gefangene, incl. 20000 Blessirte und Kranke. Heute Nachmittag wird die Armee und Garnison das Gewehr strecken.

Das ist eines der wichtigsten Ereignisse in diesem Moment. Dank der Vorsehung!

Wilhelm."

Beharrliche 69tägige Einschließung brachte die zweite alte Reichsstadt wieder in deutschen Besitz und gestattete den Armeen sich nach dem Norden und Westen Frankreichs zu wenden, wo die siegreichen Kämpfe immer mehr zu einer glücklichen Lösung führten. —

Indes war Königin Augusta unablässig bemüht, die helfenden Frauen- und Männervereine in ihrem Wirken zu ermuntern. Sie besuchte Tag für Tag die Lazarette, die Bahnhöfe und die Hospitäler und suchte durch persönlichen Zuspruch die Leidenden aufrecht zu erhalten. Im November bereiste sie verschiedene Ortschaften, um sich vom Stand der Hospitäler zu überzeugen. So gelangte sie auch nach Homburg, von wo sie an das englische Hülfscomitee folgendes Schreiben erließ:

„Mit wahrer Bewunderung habe ich vernommen, in wie großartiger Weise die englische Nation sich bemüht, die furchtbaren Leiden des gegenwärtigen Krieges zu mildern und sich an der Sorge für die zahlreichen Verwundeten durch Unterstützung der bestehenden Vereine und Hospitäler, durch Errichtung von eigenen Lazaretten, Ausrüstung von Dépôts und Verteilung von Gaben zu beteiligen.

In meiner Stellung zu den deutschen Vereinen fühle ich es als dringende Verpflichtung, dies dem englischen Comitee zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger, welches diese Liebesthätigkeit leitet, auszusprechen und ihm im eigenen Namen, wie im Namen meiner Landsleute nah und fern, denen diese Hülfeleistung zu Gute gekommen ist, den aufrichtigsten und tiefsten Dank darzubringen. Durch solche Beweise wahrer Menschenliebe ehrt sich die Nation selbst und bewährt ihren alten Ruhm, die humanen Interessen überall in erster Linie zu verfechten. Sie darf sich aber auch versichert halten, daß bei uns in Deutschland das, was wir ihr in dieser Hinsicht verdanken, auf das Wärmste anerkannt und empfunden wird.

Homburg 8. November 1870. Augusta."

Charakteristisch sind auch die Schreiben, welche die Königin nach ihrem Geburtstag am 30. September, den die hohe Frau unter so ungewöhnlichen Verhältnissen verlebte, an die Vertreter von Berlin und Coblenz schrieb:

„Wenn Ich auch immer die Glückwünsche, die Berlin Mir darbringt, dankbar empfange, so fühle Ich doch, daß im gegenwärtigen Augenblicke eine tiefere Beziehung zwischen der Stadt und Mir besteht, der auch Ich den geeigneten Ausdruck zu geben wünsche. Angst und Freude teilen, mit erneuten Kräften helfen und den ganzen Ernst der Zeit in gleicher Weise würdigen, ist in dem Maße nur bei uns möglich, wo das feste Band der Vaterlandsliebe Alle umfaßt und keine Trennung gestattet. Es wird Mir stets als erstes Vorrecht Meiner Stellung erscheinen, daß es in diesem Wendepunkte unserer Geschichte Mir vergönnt war, inmitten einer Bevölkerung zu wirken, die in ihrer Opferfreudigkeit unermüdlich, nur das Wohl des Ganzen im Auge hat. Möge bald ein segensreicher Friede

die gemeinsamen Anstrengungen krönen. Auch in diesem Wunsche fühlen wir uns alle vereint.

Berlin den 1. Oktober 1870.

Augusta.

An den Magistrat und die Stadtverordneten in Berlin."

„Ich habe die Glückwünsche der Stadt Coblenz dankbar empfangen. Als am 14. Juli der König die Rheinanlagen besuchte, hoffte er noch den Frieden zu erhalten. Er war umringt von Vielen und kein Auge war trocken. Dies war der Anfang einer großen Zeit! Die „Wacht am Rhein" begleitete ihn hinüber, dem ernsten Wendepunkte entgegen. — Am nächsten Tage war der Krieg erklärt; was darauf folgte, gehört der Geschichte an.

— Solche Eindrücke sind unvergeßlich und erhöhen in unsern Augen den Wert einer Treue, mit welcher die Söhne des Rheinlandes kämpfen und das Rheinland selbst opferfreudig bleibt. Diese Treue hat sich auch Mir kundgegeben und deshalb ist der Glückwunsch der Stadt die Veranlassung zu Meinem herzlichen Danke. Gott helfe weiter zu einem gesegneten Frieden.

Berlin den 1. Oktober 1870.

Augusta."

Unaufhaltsam und siegreich drangen die deutschen Truppen nach Paris vor, während Deutschland immer mehr mit französischen Gefangenen überflutet wurde. Paris wurde von der deutschen Armee umstellt. Die Franzosen machten die größte Anstrengung, die Cernierungslinie zu durchbrechen; doch wurden sie sämtlich, wenn auch mit blutigen Opfern geschlagen. In einem Armeebefehl des Königs aus dem Hauptquartier Versailles am 6. Dezember sprach der Monarch den Soldaten der verbündeten deutschen Armee zum Schlusse seinen Dank aus, in folgenden Worten: Ich danke Euch Allen vom General bis zum gemeinen Soldaten. Beharrt der Feind bei einer weiteren Fortsetzung des Krieges, so weiß Ich, daß Ihr fortfahren werdet, dieselbe Anspannung der Kräfte zu bethätigen, welcher wir unsere bisherigen großen Erfolge verdanken, bis wir einen ehrenvollen Frieden errungen, der würdig der großen Opfer ist, die an Blut und Leben gebracht wurden.

Am 18. Dezember überreichte eine Deputation dem König in Versailles unter Führung des Präsidenten Dr. Simson die denkwürdige Adresse des letzten norddeutschen Reichstags, um König Wilhelm die Kaiserkrone anzubieten.

So ging der deutschen Nation schon das Vorgefühl der Hoffnung auf baldigen Frieden, Einigung und Wiedergeburt des Vaterlandes auf.

Ernst und thränenreich war der Jahreswechsel von 1870 und 71. Da war wohl keine Familie, die nicht in Angst und Sorge oder in Trauer um teure Familienglieder weinte. Die lange Trennung von den Vätern, Söhnen, Gatten und Verlobten, die auf dem Kriegsschauplatz weilten, machte sich in den Hütten, wie in den Palästen geltend. Um so thätiger zeigte sich die barmherzige Liebe.

die das Weihnachtsfest in den Lazaretten und andern Leidensstätten durch Gaben und Tröstungen für die Unglücklichen möglichst lichtvoll zu gestalten suchte.

Überall war es Königin Augusta, die mit ihrem weichen Herzen Aller gedachte, deren Bedürftigkeit ihr bekannt geworden war und die ermunternd den thätigen Frauen Zeichen der Anerkennung erteilte. So stiftete die hohe Frau die goldene „Augusta-Medaille", welche auf der einen Seite das rote Kreuz auf weißem Grunde zeigt, auf der anderen auf goldenem Grunde die Krone, darunter A., umgeben von der Inschrift: Arbeit für das Vaterland. Diese Medaille wurde 300 Frauen ausgeteilt. Das Jahr 1871 begann mit der Kapitulation von Mezières.

Siegreiche Kämpfe und großartige Entschließungen bezeichneten in den darauf folgenden Tagen einen Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands.

Am 14. Januar erließ König Wilhelm ein Schreiben an den Großherzog von Baden, in welchem er die ihm von den deutschen Fürsten und freien Städten angebotene Kaiserkrone anzunehmen sich bereit erklärte. In diesem Briefe hieß es:

> „Ich nehme die deutsche Kaiserkrone an, nicht im Sinne der Machtansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten unserer Geschichte die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwickelung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatze, soweit Gott Gnade giebt, als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschland zum Schutze desselben zu führen. — Deutschland, stark durch die Einheit seiner Fürsten und Völker, hat seine Stellung im Rate der Nationen wiedergewonnen und das deutsche Volk hat weder das Bedürfniß noch die Neigung, über seine Grenzen hinaus etwas anderes, als den auf gegenseitiger Achtung, der Selbständigkeit und gemeinsamer Förderung der Wohlfahrt begründeten Verkehr der Völker zu erstreben. Sicher und befriedigt in sich selbst und in seiner eigenen Kraft, wird das deutsche Reich, wie Ich vertraue, nach siegreicher Beendigung des Krieges, in welchen ein unberechtigter Angriff uns verwickelt hat, und nach Sicherstellung seiner Grenzen gegen Frankreich ein Reich des Friedens und des Segens sein, in welchem das deutsche Volk finden und genießen wird, was es seit Jahrhunderten gesucht und erstrebt hat. Mit der Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung und wahren Freundschaft verbleibe Ich Ew. Königlichen Hoheit freundwilliger Vetter, Bruder und Schwiegervater.
>
> Versailles, den 14. Januar 1871.
>
> Wilhelm."

Die Wiedererweckung der Deutschen Kaiserwürde war der Wunsch des gesamten deutschen Volkes; darum zögerte Kaiser Wilhelm nicht länger, die ihm gebotene Kaiserkrone anzunehmen. Am 18. Januar 1871 fand im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles in Gegenwart der Deutschen Fürsten, der Vertreter der Regierungen, des Volkes und der Armee der feierliche Akt der Kaiser-Proklamation statt. Was jedes deutsche Herz lange gewünscht, aber für die nächste

Zeit kaum erhofft, wozu nationalgesinnte Charaktere lange in ernster mühsamer Arbeit Baustein zu Baustein getragen hatten, das stand nun vollendet in glänzender Gestalt da. Das einige deutsche Kaiserreich war wieder erstanden, erstanden unter der starken Führung Preußens, an der Heldenhand des Königs Wilhelm. Was dieser in der rastlosen Arbeit seines Lebens erstrebt, er hatte es erreicht; sein Lebensgang war fest, aber auch recht gewesen. Auch die Kaiserin Augusta sah nun das erreicht, was sie in dem blütenreichen Leben Weimars an Gedanken und Wünschen in sich aufgenommen, um es dann als ein Ideal mit hinüber in die neue Heimat nach Preußen zu nehmen. Der große Deutsche Gedanke war zur Wirklichkeit geworden und zwar durch ihren Gemahl. Welch stolzeres Gefühl konnte es für eine Frau und Fürstin geben!

Nirgend wurde die hohe Würde der deutschen Kaiserin tiefer empfunden, als in Weimar ihrer Geburtsstadt, und so möge hier ein Antwortschreiben der deutschen Kaiserin auf die herzlichen Worte seinen Platz finden, welche die städtischen Behörden Weimars an die erlauchte Tochter ihres hochverehrten Fürstenhauses gerichtet hatten und welche mit den Worten schloß:

„Gestatten Ew. Majestät huldvoll, daß die Vertreter der Stadt Weimar grade am Tage des verewigten Fürsten, der ihm die segensreiche Gemeindeordnung verliehen hat und aus dem Saale, den Ew. Majestät Gnade mit dem Bildnis des großen Karl August ausgeschmückt hat, den das Bild von Ew. Majestät erhabener Mutter ziert, die 50 Jahre als unermüdliche Wohlthäterin das Wahre, Gute und Schöne pflegend und fördernd über unserem Lande gewaltet hat, von dieser so geweihten Stelle aus in Ehrfurcht Ew. Majestät zu nahen."

Die Antwort der Kaiserin lautete:

„Es ist ein besonderer Vorzug, den dargebrachten Glückwünschen durch den eigenen Wert eine höhere Weihe verleihen zu können. Diesen Vorzug besitzt Meine Heimat. Was jede Äußerung Ihrer Teilnahme so wertvoll macht, ist das Bewußtsein, welches ihr eine ehrenvolle Vergangenheit und Gegenwart verleiht. Wo ein Fürstenhaus so ehrfurchtgebietende Namen aufzuweisen hat, wie das Meiner Großeltern und Eltern und das Land sich zu einem unteilbaren Ganzen verbunden hält, da bleibt auch der Grundzug deutscher Gesinnung und deutschen Wesens festgewurzelt und sein Bestand gesichert. Ich für Meinen Teil gedenke stets dankbar Meiner Vaterstadt und bin getragen von der Zuversicht, daß der Beruf, den Mein kaiserlicher Gemahl auf den Wunsch der deutschen Fürsten und Völker übernommen hat, von ihm in seiner vollen Verantwortlichkeit gewürdigt, und zur Wohlfahrt Deutschlands durchgeführt werden wird.

V.

Augusta, deutsche Kaiserin.

1871—1888.

Am 29. Januar 1871 zeigte Kaiser Wilhelm seiner Gemahlin an, daß ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand unterzeichnet worden sei. — Nun drangen die ersten Friedensstrahlen in das erwartungsvolle Deutschland. Aus der Trauer um die noch ungezählten Opfer erhob sich das Gefühl der Dankbarkeit über die großartigen Leistungen und die errungenen Erfolge der vereinigten deutschen Armeen und die Hoffnung auf den baldigen ehrenvollen Frieden beseelte die ganze Bevölkerung. Die wunderbarste Kriegsgeschichte über den weiteren Verlauf der Ereignisse in Frankreich erfahren wir aus den Telegrammen des Kaisers und Königs an die Königin vom 1., 5., 16., 26. Februar.

Versailles, den 1. Februar.

„Der Kaiserin und Königin in Berlin.

Die Bourbakische Armee ist gegen 80,000 Mann stark bei Pontarlier per Convention in die neutrale Schweiz übergetreten. Das also ist die vierte französische Armee, die zum Weiterkampf unfähig gemacht ist.

Wilhelm.“

Versailles, den 5. Februar.

„Der Kaiserin-Königin in Berlin.

Wegen der letzten entscheidenden Kämpfe, des erzwungenen Übertritts der 80,000 Mann starken feindlichen Corps auf Schweizer Gebiet, sowie für die vollzogene Besetzung aller Forts um Paris soll Victoria geschossen werden.

Wilhelm.“

Versailles, den 16. Februar.

„Der Kaiserin und Königin in Berlin.

„Heute hat Belfort capitulirt unter freiem Abzug der 12,000 Mann starken Garnison.

Der Waffenstillstand ist bis zum 24. verlängert.

Wilhelm.“

Versailles, den 26. Februar.

„Der Kaiserin-Königin in Berlin.

Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige ich Dir an, daß soeben die Friedenspräliminarien unterzeichnet sind. Nun ist noch die Einwilligung der National-Versammlung in Bordeaux abzuwarten.

Wilhelm.“

Der Winter von 1871 war von ungewöhnlicher Härte, wodurch besonders

auch die französischen Kriegsgefangenen litten, für deren massenhafte Überführung nicht immer die notwendige Anzahl Eisenbahnwagen vorhanden war, so daß sie in der ersten Zeit in offenen Kohlenwagen eng zusammengepfercht ankamen, an die eisige Kälte nicht gewöhnt, mit erfrorenen Gliedern, in kaum ihre Blöße bedeckenden Kleidern. Dabei herrschte unter ihnen die Ruhr, der Typhus und die Pocken, wodurch auch besonders die Mitglieder der Erfrischungscomitee's auf den Bahnhöfen und die dortigen Beamten gefährdet waren. Als Königin Augusta hiervon in Kenntnis gesetzt wurde, schaffte sie sofort Abhülfe; wie sie überhaupt bestrebt war, treu den Genfer Conventionen, eine humane Behandlung der Kriegsgefangenen, namentlich der Kranken und Verwundeten zu veranlassen. Tag für Tag ging sie in die Lazarette und dabei fand die hohe Frau immer noch Zeit, auch andere Anstalten zu besuchen und ihre Teilnahme an denselben zu bethätigen. So wohnte auch die Kaiserin im Februar 1871 der Eröffnung einer Volksküche bei, welche der Verein zur Errichtung derselben versuchsweise im Asyl für obdachlose Frauen eingerichtet hatte*). —

Unter den vielen Frauenvereinen, welche der Kaiserin nach der Kaiserproklamation ihre Glückwünsche darbrachten, war der patriotische Frauenverein der Stadt Weimar derjenige, welchem am 19. Februar 1871 folgendes herzliche Antwortschreiben wurde:

„Selten hat Mich ein Gruß inniger bewegt und dankbarer erfreut, als der Gruß der Frauen und Jungfrauen Meiner geliebten Vaterstadt. Ja, es ist ein Segen für Uns Töchter Weimars, zurückblicken zu können auf die erhabenen Frauengestalten Amalie, Luise und Maria Paulowna! Für Mich ist es noch da-

---

*) Dort war es auch, wo die Kaiserin zum ersten Male mir, als der Vorsitzenden, ein kleines Elfenbeinportemonnaie mit den Worten gab: „Verwenden Sie den Inhalt für die Krankenkasse und zur Armenspeisung und schicken Sie es gelegentlich zurück!“ Des anderen Tages sandte ich es zurück, den Vers hineinlegend:

Du kleines Portemonnaie
Begleit auf ihren Wegen
Die königliche Fee
Recht oft zu aller Armen Segen.“

Achtzehn Jahre sind seitdem verflossen, und so oft Kaiserin Augusta die Volksküchen besuchte, ließ sie zum Abschiede dasselbe kleine Elfenbeinportemonnaie in meine Hände gleiten mit den Worten: Nehmen Sie den alten Freund!“ Stets war der Inhalt desselben in sorgfältiger Verpackung mit Aufschrift: 90 Mk. für die Krankenkasse des Dienstpersonals, 60 Mk. zur Speisung Armer und 30 Mk. für die Dienstboten der besuchten Küche. Fast immer schickte ich das historische Portemonnaie mit einer Strophe, die ich hineinlegte, zurück und die Kaiserin hatte die große Gnade, all' diesen kleinen Poesien ein Plätzchen in dem Portemonnaie zu vergönnen, so daß es bald eine ganze Sammlung Volksküchendichtung geworden ist. —

zu ein Vermächtnis und eine Verantwortlichkeit, das Vorbild der treuen Mutter stets in Ehren zu halten! So haben Sie denn alle, die Mir jenen Gruß gesandt, wahr gesprochen; denn Ich bleibe stets Meiner Heimat getreu und Ihnen allen von Herzen gewogen."

Augusta."

Bezeichnend für die Großherzigkeit der Kaiserin war es, wie sie bei aller Arbeit und Aufregung bedacht war, auch den Fernstehenden eine Freude zu bereiten. So sandte sie dem Dichter Franz Grillparzer zu seinem 80. Geburtstage folgendes huldvolle Schreiben:

Den 15. Januar 1871.

„Ich kann es als Freundin deutscher Dichtkunst und als Tochter Weimars nicht unterlassen, Ihnen Meine aufrichtigsten Glückwünsche zu Ihrem achtzigsten Geburtstage auszusprechen und Mich den vielen Freunden Ihrer Muse anzuschließen, welche Ihnen zu dieser seltenen Feier ihre Huldigung dargebracht haben. Möge noch manches Jahr ruhigen Lebensgenusses dem Dichter beschieden sein, der es verstanden hat, die Gemüter seiner Nation in ganz besonderer Weise zu heben und zu bewegen."

Am 7. März 1871 verließ Kaiser Wilhelm Versailles, um in Begleitung des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Carl und Adalbert mit seinem Hauptquartier in die Heimat zurückzukehren. Bevor er jedoch Deutschlands Boden betrat, erließ er am 14. März ein Schreiben an die Kaiserin, durch welches er dieser und allen denen, welche sich an der freiwilligen Krankenpflege während des Krieges beteiligt hatten, seinen wärmsten Dank und die vollste Anerkennung aussprach. Dasselbe lautete:

„Indem Ich von Meinen tapferen und siegreichen Truppen, welche noch auf fremdem Boden zurückbleiben, Abschied nehme, drängt es Mich, Eurer Majestät auszusprechen, wie tief und freudig Mein Herz die liebreiche Fürsorge und Unterstützung bewegt hat, welche der Armee unter dem Vorgange und dem Schutze Eurer Majestät aus der Heimat, aus dem ganzen Deutschen Vaterlande während des ganzen Feldzuges zu Teil geworden ist. Die Deutsche Einheit ist durch das Central-Komitee der Deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte. Dasselbe hat sich beim Beginn der Feindseligkeiten zu einem fest organisierten Körper gestaltet, in welchem die Landesvereine sämtlicher Deutscher Staaten vertreten sind, und dem selbst über den Ocean herüber die Hülfsvereine Amerika's die Hand gereicht haben. Mit Freude habe ich erkannt, wie grade durch diese Zusammenfassung aller Deutschen Kräfte, getragen von der allgemeinen Opferwilligkeit und von der hingebenden und unermüdlichen Thätigkeit der Männer, welche der schwierigen Leitung dieses Werkes ihre Kraft und Zeit widmeten, Leistungen

möglich geworden sind, die jede Erwartung übersteigen und wesentlich dazu beigetragen haben, der Armee, unter den schweren Mühsalen des Krieges Freudigkeit und Kraft zu erhalten. Die dankbare Erinnerung daran wird in der Armee unauslöschlich fortleben. Meinen Dank und Meine Anerkennung kann Ich nicht besser bezeugen, als indem Ich Eure Majestät Selbst bitte, sie dem Central-Komitee der Vereine in Meinem Namen auszudrücken.

Nancy, den 14. März 1871.

Wilhelm.

An Ihre Majestät die Kaiserin und Königin."

Den von der Kaiserin geleiteten humanitären Bestrebungen konnte wohl kein glänzenderes Zeugnis, als das so von dem Kaiser gegebene, ausgestellt werden.

Welch' ein erhebendes Wiedersehen, als am 17. März die Kaiserin ihren hohen Gemahl und mit ihm ihren Sohn, den Kronprinzen in Potsdam empfing. Eine Welt von großen Ereignissen und für das Vaterland erkämpften Erfolgen lag in dem kurzen Zwischenraum eines getrennt verlebten Jahres. Mit freudiger Begeisterung wurden die heimkehrenden Sieger überall auf ihrem Durchzug und bei ihrer Ankunft in Berlin begrüßt und der am 22. März stattfindende Geburtstag des Kaisers gab Gelegenheit, ihm allseitig von den Mitgliedern der königlichen Familie, den deutschen Fürsten, von denen mehrere persönlich gekommen waren, und von dem gesamten deutschen Volke Beweise der Liebe und Verehrung zu geben. —

Aber auch der Kaiser benutzte seinen Geburtstag gern, um Andern Freude zu bereiten.

An diesem ersten Geburtstage nach der Rückkehr aus Frankreich dachte er vor Allem an seine hohe Gemahlin, indem er dieselbe mit der Stiftung des Verdienst-Kreuzes für Frauen und Jungfrauen, welches für die im letzten Kriege bei der freiwilligen Krankenpflege erworbenen Verdienste bestimmt war, überraschte. Als die ersten wurden mit diesem Orden wenige Tage darauf, am 9. April, die Kaiserin und die Königin-Witwe Elisabeth geschmückt.

Folgendes war der Erlaß des Kaisers und Königs wegen Stiftung des Verdienstkreuzes für Frauen und Jungfrauen:

„Indem Ich der großartigen, opferfreudigen Thätigkeit, welche die Frauen und Jungfrauen des gesamten Deutschlands dem Wohle der Kämpfenden und deren Angehörigen gewidmet haben und noch widmen, Meine volle Anerkennung zolle, fühle Ich Mich gedrungen, hervorragenden Verdiensten auf diesem segensreichen Felde durch ein gemeinsames Zeichen die Dankbarkeit des Vaterlandes zu sichern. Der Luisen-Orden vermag diesem Zwecke nicht zu dienen. Nach den Statuten darf die Verleihung der vor allem in Betracht kommenden ersten Abteilung desselben nur in der geringen, zur Zeit ohnehin erfüllten Zahl von einhundert erfolgen; überdies sind beide Abteilungen dieses Ordens auf Angehörige der

preußischen Monarchie beschränkt. Zur Erreichung Meiner Intention ist demnach die Stiftung eines besonderen Ordens unerläßlich. In solcher Erwägung habe Ich die Mir vom Staats-Ministerium vorgelegte Urkunde über die Stiftung des Verdienstkreuzes für Frauen und Jungfrauen vollzogen und veranlasse das Staatsministerium, diesen Erlaß zur öffentlichen Kenntnis zu bringen."

Berlin, d. 22. März 1871. Wilhelm.

An das Staats-Ministerium.

Wenige Tage nach dem Geburtstag des Kaisers trat die Generalversammlung des preußischen vaterländischen Frauenvereins zusammen, in welcher der kaiserlichen Protektorin der Dank für ihr aufopferndes Wirken ausgesprochen worden war, worauf die Kaiserin Folgendes erwiderte:

„Es ist Mir von Seiten der Versammlung Dank ausgesprochen worden. Ich kann diesen Dank jedoch nicht für Mich annehmen, sondern muß ihn auf Diejenigen zurückführen, welche durch ihre Treue, ihre unabläßige Opferfreudigkeit und ihre unermüdliche Thätigkeit zu dem Werke beigetragen haben, von dem uns in dem Rechenschaftsberichte Mitteilung gemacht worden.

Es ist Mir eine Freude gewesen, in dieser ernsten, schweren Zeit mit Ihnen und mit den Zweigvereinen, die sich uns zahlreich angeschlossen haben, wirken zu können.

Wir alle haben uns an diesem Werk beteiligt; Hoch und Gering, ohne Unterschied der Stände und Bekenntnisse haben wir gearbeitet, nur von dem einen Gedanken an das teure Vaterland beseelt, unsere Augen nur hierauf richtend. In der Erinnerung hieran möchte Ich Ihnen Meinen Dank aussprechen, einen Dank, den Ich im Namen des gesamten Vaterlandes aus vollem Herzen jedem Einzelnen ausdrücke.

Wie jeder Einzelne treu seine Kräfte dem großen Ganzen gewidmet hat, so ist den vereinten Kräften gelungen, was uns mit Freude und Stolz erfüllen darf. So soll es auch bleiben, so wollen wir weiter wirken und der großen Aufgabe dienen, die uns obliegt. Wir wollen dieselbe Ausdauer wie im Krieg, so im Frieden beweisen.

Das Bewußtsein, dem Vaterland unsere Kräfte zu widmen, soll uns stets erfüllen. —

Darin wird jeder seinen schönsten Lohn finden."

Kaiserin Augusta setzte ihr weitumfassendes und wohlthätiges Wirken auch im Frieden fort, indem sie die unzähligen, blutigen Wunden zu heilen suchte, die der harte Krieg geschlagen hatte.

Dies geschah besonders durch die persönliche Einwirkung auf das Augusta-Hospital, innerhalb des Frauen-Lazarettvereins und der Kaiserin Augusta-Stiftung zu Charlottenburg zur Erziehung von Töchtern der im Kriege Gefallenen, der Offiziere und Aerzte. Beide Anstalten sind eigene Schöpfungen der Kaiserin Augusta, über deren Einrichtung und Entwickelung ich später sprechen werde.—

Am 16. Juni erfolgte der denkwürdige Siegeseinzug der Truppen. — Wem es vergönnt war, jene erhebende Feier mit zu erleben, dem wird der unbeschreiblich begeisterte Jubel der Bevölkerung und die festlich geschmückte Stadt unvergeßlich sein. Durch die herrlich geschmückte Siegesstraße ritt der greise Kaiser Wilhelm durch das Brandenburger Thor, gefolgt von den Heldengestalten des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Friedrich Karl mit ihren Marschallsstäben, nach ihnen Fürst Bismarck, Graf Moltcke und Graf Roon, hierauf die große Anzahl der Heerführer und Generäle, dann die Kaiserin mit ihrem offenen, sechsspännigen Wagen, gefolgt von den Prinzessinnen, nach ihnen wurden die Siegestrophäen einhergetragen und dann folgten die tapferen Soldaten 42,000 Mann mit Eichenkränzen und Lorbeer geschmückt. Fast an jedem Gewehr steckte ein Strauß. Viele Offiziere und Soldaten trugen ihre Arme in Binden. Mit Jauchzen wurden auch die Marketenderinnen in den Uniformen ihres Regiments begrüßt. Ebenso einige Knaben von 12—15 Jahren, die den ganzen Feldzug mitgemacht hatten. So schritt der gewaltige Zug, begleitet von den Klängen der Musikchöre durch die Straße Unter den Linden, unter den nicht endenwollenden Hoch- und Hurrahrufen, welche aus der zu beiden Seiten, wie eine lebendige Mauer gebildeten Volksmasse, sowie aus den Fenstern, von den Dächern und den Bäumen, die mit Schaulustigen besetzt waren, ertönten und unter dem feierlichen Klange der Glocken, welche in der ganzen Stadt geläutet wurden. Fast im Sturmschritt eilten die Truppen über die Schloßbrücke nach dem Lustgarten, wo sie Aufstellung nahmen, um der Enthüllung der Reiterstatue Friedrich Wilhelm III. beizuwohnen, zu dessen Füßen Kaiser Wilhelm die Siegespalme niederlegte, in Erinnerung an die Befreiungskriege von 1813 und 1814. Ein allgemeiner Dankgottesdienst, den der Kaiser angeordnet hatte, bildete den Abschluß der Siegesfeier. Die Palme des Friedens wehte über Deutschland, das nach hartem Kampfe geeint unter Kaiser Wilhelm, fortan als Großmacht das Herz Europas bilden sollte.

Am 20. September 1873 fand zum bleibenden Gedächtnis der Heldenthaten der deutschen Armeen die Errichtung der Siegessäule auf dem Königsplatze in Berlin statt.

Während unter Kaiser Wilhelm der Ausbau im Innern des Reiches begann und der Einfluß gegenüber den auswärtigen Mächten zur vollsten Geltung kam, war die Kaiserin unablässig bemüht, die deutschen Frauenvereine zu einer Macht gegenüber allgemeinen Notständen auch in Friedenszeiten zu gestalten.

Nachdem im Jahre 1872 der bisherige, so verdienstvolle Schriftführer des vaterländischen Frauenvereins Geh. Rat R. v. Sydow gestorben war, betraute die Kaiserin mit diesem Amte den Landrat a. D. Dr. Friedenthal, welcher in der Generalversammlung vom 21. April 1872 in einer Rede, angeregt durch die Kaiserin, auf die Notwendigkeit hinwies, die freie Selbstthätigkeit der Frauenhülfsvereine in den Organismus des Staates einzufügen, ohne daß die Selbstverwaltung aufhöre, und das Verhältnis der Vereine zu einander, die Landes- und Zweig-

vereine zu den Centralorganen in das richtige Verhältnis zu setzen, zu centralisieren, wo die Einheit der Handlung es erfordert, zu decentralisieren, wo dies das richtige sei. Auf dieser festen Grundlage sollte eine stete Vorbereitung der Frauenlandesvereine für die Thätigkeit im Kriegsfall möglich gemacht werden. Neben derselben aber sollte die Friedensthätigkeit der Vereine in der Linderung jeder allgemeinen Not, wo und wie diese auch auftrete, bestehen. Die Hauptmission bleibe Ausbildung von Krankenpflegerinnen, Erziehung der Jugend, namentlich der Waisen, Rettung verwahrloster Kinder, Gesundheitspflege und Schaffung von Hausindustrien zur Hebung der Armut und Sittlichkeit. So entwickelte sich die Thätigkeit des vaterländischen Frauenvereins unter dem Protektorat und weil immer neuen Anregungen der Kaiserin in gedeihlicher umfassender Weise, die sich namentlich in ihrem ganzen Umfang segensvoll zeigte, als durch die Sturmflut von 1872 die Katastrophe an der Ostseeküste, die Überschwemmungen des Rheines, der Elbe, der Oder und der Warte eintraten, der schwer heimgesuchten Bevölkerung wurde überall durch die bestehenden und neu hinzutretenden Zweigvereine umsichtiger und schneller Beistand, besonders durch Errichtung von Notstandsküchen.

Mit klarem Blick und scharfem Verständnis wußte Kaiserin Augusta stets fördernd und bestimmend einzugreifen. In jedem Jahr im März berief sie eine Generalversammlung nach Berlin, an welcher außer den Mitgliedern und Delegierten der Zweigvereine, die an der Spitze der Verbandsvereine stehenden Fürstinnen, namentlich die Großherzoginnen von Baden und Sachsen Weimar alljährlich teilnahmen.

Nämlich auf Anregung der Kaiserin Augusta waren nach dem Kriege von 1870 und 71 die deutschen Frauenhülfs- und Pflegevereine zu einem Verbande zusammengetreten, der sich auf der ersten Delegiertenversammlung in Würzburg 1871 constituirte, zu gemeinsamen Handlungen bei allgemeinen Notständen. Der erste Verbandstag trat 1874, nach einer Delegirtenversammlung in Berlin, in Frankfurt a. M. zusammen, dessen Schöpfung der Siebener-Ausschuß zur vorbereitenden Einführung der in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrenden Verbandstage war. Diese 7 Vereine sind: Der Preußische vaterländische Frauenverein, der Bayrische Frauenverein, der Sächsische Albertverein, der central-Württembergische Wohlthätigkeitsverein, der Badische Frauen-Landesverein, der Hessische Alice-Frauenverein, die Frauenvereine im Großherzogtum Sachsen-Weimar.

In dem Abschiedsworte auf dem Verbandstage zu Frankfurt a. M. kennzeichnete die hohe Frau die Aufgaben der verbundenen Frauenvereine:

„Ich wünsche durch Mein Erscheinen in Ihrer Mitte zu beweisen, daß es Mir am Herzen lag, Ihnen persönlich nicht nur für Ihr Kommen, sondern für Ihre treue Hingebung an unsere gemeinsame Arbeit zu danken. Diese gilt recht eigentlich der gesegneten Friedenszeit, denn unser weiblicher Beruf findet überall Gelegenheit zu trösten und zu helfen. Jedes Land, deshalb auch jeder Verein hat seine berechtigte Eigentümlichkeit und Selbständigkeit. Diese zu achten ist

unsere Pflicht, aber nicht minder Eintracht und gegenseitigen Beistand zu fördern. Dafür ist freier Austausch der Meinungen das geeignete Mittel.

An dieser Stelle gedenke Ich dankbar der hohen Fürstinnen Deutschlands, welche das große Werk beschützen. Ich danke der ehrwürdigen Stadt Frankfurt für den Empfang, den sie Ihnen bereitet hat, und Ich sage Ihnen allen ein herzliches Lebewohl."

Im Winter 1874 gab das Befinden der Kaiserin zu ernsten Besorgnissen Anlaß. Kraft ihrer Selbstbeherrschung wurde sie dennoch jederzeit ihrer Stellung gerecht, nicht allein in Erfüllung ihrer Repräsentationspflichten als Kaiserin und Königin, sondern es verging wohl kein Tag, der nicht durch ein gutes Werk gezeichnet war. Unermüdlich bedacht, die unter ihrem Schutze stehenden Anstalten und Vereine zu fördern, scheute die Fürstin selbst bei zunehmender Kränklichkeit und vorgeschrittenem Alter kein Unwetter. Trotz Frost, Sturm und Schnee kam sie während des Winters mehrmals in die Volksküchen, stieg, so schwer es ihr fiel, die steilen Stufen in die Kellerräume hinab und besuchte nicht allein die unter ihrem Schutze stehenden Anstalten, sondern solche für Kranken- und Altersversorgung, sowie andere gemeinnützige Zwecke von allen Confessionen. Die Gerechtigkeitsliebe, welche sie dabei bekundete, setzte sie oft den größten Mißdeutungen aus. So wurde in Bezug der Stellung der Kaiserin zum Kulturkampf oft die Meinung laut, als ob die hohe Frau hierbei aus Sympathie für die katholische Kirche eine der Regierungspolitik entgegenstehende Stellung eingenommen habe. Zur richtigen Beurteilung dieser Verhältnisse muß man jedoch folgende Gesichtspunkte nicht außer Acht lassen. Wie die Kaiserin in der Krankenpflege ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf die Nationalität und die Religion allen Notleidenden in gleicher Sorge Hülfe zu gewähren suchte, so brachte sie diesen Gedanken der Parität in der vollen Kraft ihres starken Geistes auch auf dem kirchlichen Gebiet in dem ausgedehntesten Maße zur Anwendung.

An die Kaiserin mußte der kirchliche Notstand, in welchen die katholische Bevölkerung durch den Kulturkampf geraten war, um so näher herantreten, als sie ja zu der katholischen Rheinprovinz in der engsten Beziehung steht, in dieser jedes Jahr eine längere Zeit lebt. Wenn nun vielleicht einerseits grade das Bewußtsein, eine evangelische Fürstin zu sein, um so mehr dazu anspornen mochte, in der Parität nichts gegen die andern Confessionen, in diesem Falle gegen die Katholiken zu versäumen, so fiel doch andrerseits diese Sorge gegen eine andere Confession um so schwerer ins Gewicht, indem nur zu leicht die Annahme erweckt wurde, als ob man zuviel thäte und darum die betreffende Confession begünstige.

Niemals hat die Kaiserin bei der Sorge für die Katholiken die Evangelischen in irgend einer Weise weniger unterstützt, wo eine Not es erheischte und sich in ihren religiösen Übungen fortdauernd als eine stets gleich fromme und eifrige Protestantin bewiesen.

Dieselbe Gerechtigkeitsliebe zeigte die Kaiserin später, während die Hoch-

fluten des Antisemitismus die jüdischen Unterthanen gefährdeten. Da besuchte sie die jüdischen Krankenhäuser, Alterversorgungs- und Waisenanstalten, bethätigte den für das Allgemeinwohl wirkenden jüdischen Frauen ihre Anerkennung und beehrte dieselben wie alljährlich mit Einladungen zum Ordensfeste. —

Ihr Gerechtigkeitsgefühl leitete die Kaiserin Augusta bei allen ihren Handlungen. So vergaß sie z. B. nie, daß es Miß Nightingale war, welche durch ihre aufopfernde und persönliche Hingebung im Krimkriege 1854—1856 die Initiative zur freiwilligen Pflege verwundeter und erkrankter Krieger genommen hatte, wodurch in der edlen Fürstin der Gedanke entstanden war, eine solche Organisation in Deutschland zu schaffen.

Bei jedem Aufenthalte in England suchte die Kaiserin Miß Nightingale auf, die seit Jahren ans Krankenbett gefesselt ist, um ihr erneute Beweise ihrer Anerkennung zu geben. Mit den Meistern der Heilkunst steht Kaiserin Augusta in regem geistigen Verkehr; bei ihrem letzten Besuche in London, Anfang des Jahres 1879, ließ sie den berühmten Erfinder der neuen Verbandsmethode Dr. Lister kommen und sprach ihm ihren Dank aus; lebhaft interessierte sie sich für die Reform, welche die Professoren Esmarch, Louis Traube, Billroth, Langenbeck, Martin, Schröder und andere Koryphäen der Heilkunde eingeführt hatten.

Das umsichtige Auge der Landesmutter war auch allen andern Bestrebungen der Frauen zugewendet. So erfreuten sich die Hausfrauenvereine der stets bewiesenen Teilnahme der Kaiserin, die wiederholt die Anstalten dieses Vereins in Berlin, der seine Blütezeit von 1873 bis 1881 hatte, durch ihr Erscheinen ehrte.*)

Charakteristisch sind die Worte, welche die Kaiserin bei einem dieser Besuche am 15. Februar 1879 an meine 14jährige jüngste Tochter richtete, als diese einen Blumenstrauß überreichte: „Helfen Sie schon Ihrer Mama?“ Verschämt schüttelte die Kleine mit dem Kopfe: „Majestät, ich gehe noch zur Schule!“ „Nun, es wird eine Zeit kommen, in der Sie gerne helfen, denn helfen müssen wir alle!“

Ein charakteristischer Zug des liebevollen Gemütes dieser Fürstin war es, daß sie bei jedem Besuch in diesem Verein und den Volksküchen stets des Kaiserlichen Gemahls und der erlauchten Tochter, der Großherzogin von Baden, gedachte.**)

---

*) Der Verein hatte damals eine permanente Ausstellung von Wirtschafts- und Haushaltungsgegenständen, große Verkaufshallen von Lebensmitteln, ein Laboratorium zur Untersuchung der Nahrungsmittel, in welchem die ersten Fleischbeschauerinnen Berlins ausgebildet wurden, eine Kochschule, welche die Kaiserin und die Großherzogin von Baden mehrmals besucht hatten und eine unentgeltliche Stellen- und Arbeitsvermittelung.

**) In Folge eines Besuches der Kaiserin im Hausfrauenverein übersandte ich derselben am nämlichen Tage, mit einer von ihr für den Kaiser in der Kochschule ausgewählten Torte einige Strophen, die so begannen:

„O Kaiserin! Des Reiches erste Hausfrau
Du weihtest durch dein huldreiches Erscheinen
Die Räume, wo zum Wohle der Familie
Sich tausende von Hausfrauen vereinen!

Wenn schon ferner stehende Vereine sich so der Huld der allzeit gütigen Landesmutter erfreuten, so ist ihr Anteil an zwei ihrer ureigensten Schöpfungen geradezu das einer pflegenden, treuen Mutter. Es sind dies das Augustahospital und das Augustastift.

Das erstere, seit Dezember 1869 in der Scharnhorststraße bestehend, nahm 1870 und 71 zahlreiche verwundete und erkrankte Krieger auf, und da der Raum nicht ausreichte, stifteten einzelne Mitglieder des Lazaretvereins Baracken, welche schnell errichtet und ihrem Zweck übergeben wurden.

Mit dem Hospital verbunden ist ein Pflegerinnenasyl als Ausbildungsanstalt für Krankenpflegerinnen, welches am 29. Mai 1873 eröffnet wurde. Das Hospital, die Baracken und das Haus der Pflegerinnen umgiebt ein schützender Garten; fern vom Gewühl und Lärm der Stadt können die Kranken und Genesenden hier ihre ersten Spaziergänge machen.

Eine freudige Aufregung herrschte jedesmal in diesen Räumen, wenn der bekannte zweispännige Wagen vor dem Portal hielt, — dem die Kaiserin entstieg, um, begrüßt von der Oberin und den Ärzten, sich erst ins Empfangszimmer zu begeben, wo sie sich von den Vorfällen bei den Kranken berichten ließ, ehe sie die hellen und freundlichen Krankensäle betrat, in denen sie oft längere Zeit am Bette der am schwersten Leidenden saß, ihnen Trost und Mut zusprechend, wobei sie jeden Abscheu überwand. So verlangte sie auch zu einem operierten Offizier geführt zu werden, von dessen furchtbaren Schmerzen sie gehört hatte. Die Ärzte suchten sie zurückzuhalten, da das Gesicht des jungen, einst sehr schönen Mannes entsetzlich entstellt sein sollte, da ihm die Nase abgenommen war. Die Kaiserin, obgleich selbst damals recht leidend, ließ sich jedoch von ihrem Vorhaben nicht abbringen: „Da ist ihm erst recht ein Trost notwendig; er wird sich freuen, wenn ich ihn besuche!“

Man zog vorsichtig die Vorhänge zu, um ein Dämmerlicht herzustellen. Die Kaiserin setzte sich an das Bett des Schwerkranken, ihm manch gutes ermutigendes Wort zu sagen. Sie hatte erreicht, was sie wollte. Begeisterte Freude ließ den Kranken sich plötzlich emporrichten, der Kaiserin die Hand zu küssen. Er selbst wußte nicht, wie Entsetzen erregend sein Antlitz aussah, das jetzt mit dem Aufrichten in den vollen Strahl des Tageslichts trat und — die

---

Es ruhte mütterlich voll Huld und Güte
Dein Königliches Auge auf den Werken,
Die Frauenhand und Frauengeist geschaffen,
Uns zu ermuntern kamst Du, uns zu stärken.

Und was Du so in Deinen Schutz genommen,
Es soll uns heilig sein. Wir wollen bauen
Und mutig weiter fördern das Vollenden
In Einigkeit, gerecht, mit Gottvertrauen.

Kaiserin zuckte nicht mit der Wimper. Sie sprach noch herzliche Abschiedsworte, doch draußen angekommen, flüsterte sie: „Das ist ja entsetzlich!"

Dies ist nur einer von den unzähligen Fällen, in welchen die Kaiserin sich überwand, um den unglücklichen Kranken ihren trostreichen Zuspruch zu widmen. An den Sonn- und Festtagen besucht die Kaiserin mit Vorliebe die Kapelle des Augustahospitals. Da geschah es einst, daß sie beim Ausgang ein Zehnmarkstück fallen ließ, welches sie in den Gotteskasten werfen wollte. Nachdem die Kaiserin das Hospital verlassen, suchte der Kirchendiener vergeblich nach demselben. Da kam eilends ein Lakai herbei, mit der Nachricht von der Kaiserin entsendet, daß sie das Geldstück in den Falten ihres Kleides gefunden habe und brachte dies und zugleich eins für den Kirchendiener als Geschenk. Erhebend ist die Feier des Weihnachtsfestes im Augustahospital, welchem die edle Fürstin so oft beiwohnte, als es ihre Gesundheit erlaubte. Nach dem Gottesdienst an diesem Tage in der Kapelle, welche mit zwei kerzenstrahlenden Tannenbäumen geschmückt ist, begiebt sich die Kaiserin in den Konferenzsaal, wo gleichfalls der Christbaum und duftende Blumen prangen und wo die Ärzte, die Oberin und die Schwestern von der hohen Frau sinnig ausgewählte Geschenke empfangen. Darauf begiebt sie sich in die Speisesäle der Dienstleute, wo die Kaiserin mit Gesang empfangen, persönlich die Wärterinnen und Dienstleute unter dem Glanze ihres Weihnachtsbaumes beschenkt. Die weitere Feier findet in den Krankensälen statt.

Ein besonders rührender Zug von der Güte und Selbstbeherrschung der Kaiserin ist ein Ereignis im Augusta-Hospital zu Weihnachten 1870.

Wie im Barackenlazaret am Kreuzberge sollte auch hier in jedem Krankenzimmer ein Christbaum leuchten. Da klopfte der Tod an die Thür des Hauses und führte die treue Schwester v. Berczarczowska in ein besseres Leben. Damit den Kranken die Weihnachtsfreude nicht verkümmert würde durch Todesgedanken, befahl die Kaiserin, daß keiner von ihnen an diesem Tage etwas von dem Todesfall erfahre und alle Vorbereitungen zur Bescheerung getroffen würden. Doch ging sie selbst zuerst in das Sterbezimmer der toten Schwester, welche sie täglich besucht hatte, an deren Leiche eine greise Mutter klagte, und verweilte dort, bis die Weihnachtsglocken ertönten. Feierliche Ruhe lag auf dem Antlitz der hohen Frau, als sie nun zur Weihnachtsfeier von einem Zimmer zum andern ging, von der Oberin an jedes Bett geleitet, wo Gaben und herzliche Worte keinen Kranken ahnen ließen, wie es der Kaiserin um's Herz war.

Darauf erst wurde in der Kapelle, wo indes der Sarg der toten Schwester aufgebahrt war, eine Totenfeier veranstaltet.

Einst starb dem Leichendiener des Hospitals das einzige Kind, welches ihm noch geblieben war. Als die Kaiserin davon hörte, ließ sie die kleine Photographie des gestorbenen Kindes in großem Format ausführen, mit schönem Rahmen umgeben und in das Elternhaus schicken.*)

---

*) Die Schwesterschaft des Augustahospitals besteht nur aus Adligen. Die Kaiserin

In gleich mütterlicher Weise wie hier wirkte die Fürstin in ihrer Lieblingsanstalt, dem Kaiserin-Augustastift. Dieses war, wie schon früher erzählt, nach dem Kriege von 1870 und 71 errichtet worden, um den Töchtern gefallener Offiziere und Ärzte eine ihrem Stande angemessene Erziehung zu geben. Kaiser Wilhelm hatte seiner Gemahlin zu diesem Zwecke eine königliche Meierei mit anstoßendem Garten zur Verfügung gestellt, welche dem zur Anstalt umgebauten ehemaligen Ordonnanzhause zu Charlottenburg angeschlossen ist. Man gelangt dahin rechts ab vom Schlosse durch die Kaiserin Augustaallee. Das unscheinbare aber freundliche Haus liegt versteckt hinter Bäumen. Von seinem Giebel herab grüßt das rote Kreuz auf weißem Grunde als ein Zeichen der alles umfassenden Liebe. Der Eintritt in die Anstalt ist jedem Fremden erlaubt und so wollen wir diese Lieblingsstätte der Kaiserin Augusta näher schildern. Auf unser Glockenläuten öffnet uns eine freundliche Dienerin, die uns zunächst in das kleine gotisch ausgestattete Wartezimmer führt. Während wir hier verweilen, blättern wir in dem Fremdenbuch, das die erlauchtesten Namen aufweist, welche die Anstalt besucht haben.

Jetzt erscheint die Oberin, eine würdige Dame, Frl. Christiansen, welche seit Gründung des Instituts dasselbe leitet. Sie begrüßt uns freundlich. Unter ihrer Führung besichtigen wir die Räume und lernen die Einrichtungen dieses Instituts kennen, in welchem bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten hin Alles überraschend schön und mustergültig ist, das Werk der Liebe und zartesten Fürsorge. Unser Ausgangspunkt ist das behaglich eingerichtete Zimmer der Oberin im 1. Stockwerk, aus welchem man in das der Kaiserin tritt. Hier verweilt die hohe Frau, so lange sie in Berlin ist, oft mehrmals in der Woche. Hier empfängt sie die Berichte der Oberin, die auf's Kleinste eingehend sein müssen, beratschlagt mit ihr und giebt ihre Anordnungen; dann werden ihr neue Zöglinge vorgestellt und die andern werden herbeigeholt, um der mütterlichen Protektorin von den erhaltenen Nachrichten aus ihrer Heimat zu erzählen; denn die Kaiserin nimmt an allem teil, was die jungen Mädchen betrifft.

In diesem Empfangszimmer der Kaiserin steht in der Mitte ihr Schreibtisch mit 2 Lampen, Schreibutensilien und einigen Büchern, davor ein Lehnstuhl mit purpurfarbenem Leder überzogen, welcher das kaiserliche Wappen trägt. Rings an den Wänden laufen gepolsterte Bänke mit Leder überzogen. Die Wandflächen schmücken Bilder des Kaisers Wilhelm I. und der Kaiserin Augusta. Wir kehren

---

ging bei dieser Bestimmung von dem Beweggrund aus, daß bisher viele Stiftungen für adlige Fräulein gemacht worden, welche denselben eine sorgenfreie Existenz gewähren, aber keine, die ihnen zugleich eine freiwillig nützliche Thätigkeit zum Wohle der Nächsten auferlegt. Diese Schwestern haben nur die Pflege im Hause, während in der mit dem Hospital verbundenen Pflegerinnenschule Pflegerinnen aus allen Ständen ausgebildet werden, zur Krankenpflege außer dem Hause.

durch das erste Zimmer zurück und gelangen in einen langen Corridor, in welchen die Klassenzimmer münden, in denen alles nach den neuesten pädagogischen Grundsätzen eingerichtet ist. Die Wände des Corridors selbst, wie schon die der Treppen sind mit guten Stahlstichen von Meisterhand geschmückt. Überall sehen wir neben dem Nützlichen die Pflege des Schönen, die Pflege der Kunst zur Bildung des Geschmacks. So finden wir auf einem andern Corridor Städtebilder aus der Vogelperspektive gesehen, dem geographischen Unterricht zur Anschauung dienend. Nachdem wir die Bibliothek besichtigt, der es an Reichhaltigkeit nicht fehlt, kommen wir in die Wohnstuben, in welchen die Zöglinge mit der Lehrerin die vom Unterricht freien und die Musikstunden zubringen; für letztere sind auch kleine Klavierzimmer, die nur diesem Zwecke dienen. In den Wohnstuben ist es traulich und behaglich.

Wir statten nun den Schlafsälen einen Besuch ab, in denen während des ganzen Tages die Fenster geöffnet sind, so daß stets reine frische Luft darinnen. Jedes Bett, blendend weiß überzogen, ist durch weiße Vorhänge von dem benachbarten getrennt, jedes hat eine Säule als Waschtisch mit allen notwendigen Utensilien; in jedem Schlafsaal hat eine Erzieherin ihr ebenfalls durch Vorhänge abgesondertes Schlafcabinet.

Spindenräume zeigen dicht gereiht die gut nummerierten Wäsche- und Kleiderbehälter, die jedes junge Mädchen für sich in Ordnung zu halten hat.

Zu ebner Erde liegt der große Speisesaal, der Plafond und die Wände in Holztafeleien, ringsum Gesims mit Geschirr; an den langen, zierlich gedeckten Tafeln hat Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta das Mahl oftmals in Mitte „ihrer Kinder“ eingenommen, wie sie die jungen Mädchen nannten, die hier wahrlich nie das Gefühl der Verwaisung haben können. Nun gelangen wir in die Wirtschaftsräume, durch einen Gang, auf den die Schlafzimmer der Dienstleute münden. Das Herz jeder Hausfrau klopft mächtiger, wenn man die helle geräumige Musterküche betritt, in der jedes Gerät und jeder Schrank, wie auch die Wäsche das Zeichen des roten Kreuzes auf weißem Grunde trägt. Überall sieht man in den Schränken mit Glasthüren die blendend weiße Wäsche, mit roten Bändern gebunden.

Wir werfen einen Blick in den mit Gartenanlagen geschmückten Hof, um in den Turnsaal zu treten, der zugleich Festsaal ist. An diese Bestimmung erinnert das hier stehende Pianino, welches die Tanzübungen begleitet, während die verschiedenen Turngeräte zeigen, daß hier die Körperkräfte erstarkt werden sollen. Die Wände sind geschmückt mit den lebensgroßen Bildern des Kaisers und der Kaiserin, des Kaisers Friedrich und seiner Gemahlin als Kronprinz und Kronprinzessin; auch ist rings an den Wänden eine bildliche Darstellung der Geschichte der Baukunst.

Wir werden von der freundlichen Oberin jetzt in die Stiftskapelle geleitet. Über der Tür, vor der uns Genien mit Palmzweigen begrüßen, steht der Wahlspruch der Kaiserin:

„Seid fröhlich in Hoffnung
Geduldig in Trübsal
Haltet an am Gebet!“

In den geweihten Raum fällt das Licht gedämpft durch farbige Glasfenster auf einen kleinen Altar mit Christus am Kreuz, eine etwas erhöhte Kanzel und Bänke für die Inwohnerinnen und Lehrer des Augustastiftes. Abgesondert von dem Wohnhaus durch wenige Stufen, einen kleinen Flur und doppelte Thür getrennt liegt das Krankenhaus der Anstalt, ein Geschenk der deutschen Fürstinnen an Kaiserin Augusta zur goldenen Hochzeitsfeier. In zwei Stockwerken sind in kleineren Räumen zwölf Betten verteilt, mehrere Chaiselonge als Ruhelager, freundliche Bilder an den Wänden, die notwendigen Möbel und Hausgeräte, in jedem Stockwerk ein Badezimmer; eine kleine Küche und besondere Wäschekammer zeigen schon in der Einrichtung, daß bei Ansteckungskrankheiten das Krankenhaus in keine Beziehung zum Hauptgebäude zu kommen braucht. Wie Kaiserin Augusta thatsächlich hier Mutterpflichten an den ihr anvertrauten Zöglingen übt, erzählte eine Frau General Schmidt, deren Tochter in der Anstalt erzogen wurde. Dieselbe erkrankte am Typhus. Man benachrichtigte die in Oberschlesien weilende Mutter — und als sie ankam, fand sie die Kaiserin am Bette ihrer kranken Tochter. „Ich wollte sie die Mutter nicht entbehren lassen, sie ist ja unter meiner Obhut!“ sagte die hochherzige Fürstin.

Die jungen Mädchen, die im Augustastift aufgenommen werden, müssen das 12. Jahr erreicht haben. Sie erhalten in vier Klassen den Unterricht einer höheren Töchterschule von Lehrerinnen und Lehrern des nahen Kaiserin-Augusta Gymnasiums. Den Religionsunterricht an evangelische Zöglinge erteilt der Prediger des Stiftes und die Konfirmation wird auch durch ihn vollzogen. Auch für die Religion Andersgläubiger ist Vorsorge getroffen. Wenn nach der Einsegnung die jungen Mädchen aus der Anstalt entlassen werden, müssen sie sich einer Prüfung unterziehen, zu welcher Freunde der Anstalt, namentlich fürstliche Herren und Damen und solche vom Hofe, sowie alle Lehrer eingeladen werden. Diese Prüfung gestaltet sich zu einem Feste, indem nach derselben ein Frühstück stattfindet, bei welchem die Kaiserin den Lehrerinnen für ihre Bemühungen dankt; dann versammeln sich die Gäste im Turnsaal, der festlich geschmückt ist und wo die jungen Mädchen beim Klange der Musik, geleitet vom Tanzlehrer anmutige Bewegungen und Tänze ausführen. Hierauf erfolgt die Entlassung der abgehenden Schülerinnen, an welche die kaiserliche Schutzherrin herzliche Worte richtet und ihnen ihren Segen auf den Lebensweg mitgiebt. — Damit jedoch hört das mütterliche Verhältnis der Kaiserin zu den Entlassenen nicht auf. Sie nimmt den innigsten Anteil an ihrer Zukunft, und wenn sie des Rates bedürfen, so wenden sie sich an ihre kaiserliche Beschützerin. Nachdem in der Länge der Zeit die Offizierswaisen von 1870 und 71 versorgt sind, wird es als ein Vorzug betrachtet, wenn Töchter aus höchsten Ständen im Augustastift Aufnahme als Pensionärinnen und Schülerinnen finden. Wo könnten sie es auch besser haben als

hier, so lange Kaiserin Augusta wie eine Mutter für ihre Kinder sorgt, der zugleich alle Mittel zu Gebote stehen, um ihnen nicht allein die vorzüglichste Erziehung, sondern auch alle Freuden der Jugend zu bieten. So werden nur für die Zöglinge der Anstalt Vorlesungen und Concerte von Gelehrten und Künstlern veranstaltet, denen die Kaiserin und einige Eingeladene beiwohnen.

Auch werden die jungen Mädchen in das königliche Schauspiel und die Oper geführt zu Vorstellungen, welche ihr ethisches Gefühl erstarken können. Zum schönsten Fest des Jahres gestaltete sich jedoch die Weihnachtsfeier im königlichen Palais.

Eine solche schildern Augenzeugen 1886 folgendermaßen: Königliche Wagen holten Lehrerinnen und Zöglinge des Kaiserin-Augustastifts in das Palais. Hier stiegen die festlich Gekleideten langsam die breite teppichbelegte palmengeschmückte Treppe hinauf, die zum großen Saale führt. Lakaien öffneten die Pforten und geblendet vom Lichterglanz traten die jungen Mädchen in den mit geschmückten Tannen erfüllten weiten Raum, durch den das Weihnachtslied leise erklang: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Nun erschien die Kaiserin, gefolgt von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dessen Gemahlin Victoria, dem Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Wilhelm. Die Kaiserin hieß ihre lieben Gäste willkommen und nun begann die Bescheerung. Die Fürstinnen führten die Kinder an die weißgedeckten Tafeln, auf welchen für jedes ein von der Kaiserin ausgewähltes Geschenk und Äpfel, Nüsse und Honigkuchen lagen. In der nur ihm eigentümlich liebenswürdig neckenden Weise unterhielt sich der Kronprinz mit den hocherfreuten Kindern, die nun der Kaiserin in das Theezimmer folgten. Das Erscheinen Kaiser Wilhelm's hatte indes der Freude die Krone aufgesetzt, und während die Kinder erfrischt wurden, plauderten sie lebhaft ohne alle Scheu.

Nachdem die Kaiserin die Erlaubnis erteilte, die „unser Fritz“ von der hohen Mutter erbeten, daß die jungen Mädchen wieder in den Festsaal dürfen, eilte die frohe Schaar, begleitet von den Fürstlichkeiten, zurück zu den strahlenden Weihnachtsbäumen. Jedes Kind durfte sich etwas von dem süßen Schmuck der Tannenzweige lösen. Prinzeß Wilhelm*) schnitt schnell die Früchte des Baumes los, welche sie den Kindern reichte, während der Kronprinz mit seiner Degenspitze aus den höchsten Zweigen herunterlangte. Der Kaiser und die Kaiserin sahen dieser Plünderung fröhlich zu. Als ein Kind leichtfüßig dahin eilte, glitt es aus, wurde aber noch rechtzeitig von starker Hand gehalten und eine freundliche Stimme sagte: „Immer recht vorsichtig gehen: es ist sehr glatt hier!“ Da schaute sich das Kind um und sah, daß Kaiser Wilhelm es vor dem Falle bewahrte, tief verbeugte es sich mit einem: „Danke Majestät!“

Kaiser und Kaiserin nahmen mit einem herzlichen „Auf Wiedersehen!“ Abschied von den frohen Gästen, und diese verließen reich beladen das kaiserliche Palais. Doch mit den Lichtern am Christbaume erlosch nicht die Erinnerung im Herzen der Kinder an die Huld und Güte im Kaiserhause. —

---

*) Die jetzige Kaiserin.

Wie tief ergriffen werden die Beteiligten Weihnachten 1888 im königlichen Palais gefeiert haben, wo die greise Kaiserin, gelehnt auf ihre trauernde Tochter Großherzogin Luise von Baden, verwitwet des ehrwürdigen Gemahls, des edlen liebenswürdigen Sohnes und des anmutigen Enkels gedachte, welche der Tod in diesem verhängnisvollen Jahre dahingerafft hatte. — —

Wie der Mädchenerziehung wandte die Kaiserin Augusta ihre Fürsorge auch der Bildung der Knaben zu. Im Jahre 1876 feierte das Gymnasium in Charlottenburg das 50jährige Jubiläum seines Bestehens. Die Behörde richtete an die Kaiserin die Bitte, die Anstalt nach ihrem Namen nennen zu dürfen. Ihre Genehmigung erteilte sie in folgendem Briefe:

„In Anerkennung der hervorragenden Verdienste, welche sich das Charlottenburger Gymnasium während seines 50jährigen Bestehens um die Bildung einer dem königlichen Hause so nahestehenden Stadt erworben hat, will Ich auf Ihren Bericht vom 25. d. Mts. gern gestatten, daß es zur Feier seines Gedenktages den Namen Kaiserin Augusta-Gymnasium annehme."

Berlin den 27. März 1876.

gez. Augusta.

Von diesem Augenblick an bethätigte die Kaiserin ihr wärmstes Interesse für dieses Gymnasium. In jedem Frühling besucht sie dasselbe, worauf sich Lehrer und Schüler gleich freuen; durch den Anteil, den die hohe Protektorin an jedem Einzelnen nimmt, fühlen sich alle bestrebt, das höchste zu leisten.

Bei den Prüfungen, die bei ihrer Anwesenheit stattfinden, haben wohl Primaner ein selbstgefertigtes Gedicht vorzutragen, das, in festlich geschmückter Aula, dem hohen Besuch Rechnung tragend, voll Patriotismus das Verhältnis der Kaiserin zur Anstalt nicht unberührt läßt, oft als Gruß, oft in begeistertem Schwunge jugendlicher Gefühle. Sonderlich die Abiturienten haben sich herzlicher Worte zu rühmen, die jedem Einzelnen unvergeßlich sein werden, wie im Jahre 1883 der junge Japaner Kintomo Amnokosi nach solchem Abschiedswort begeistert ausrief: „Nie in meinem Leben werde ich vergessen, daß so die deutsche Kaiserin zu mir gesprochen!" — Die intelligenten Japaner erfreuen sich überhaupt der besonderen Huld der Kaiserin. Als einer derselben einst erkrankte und im Augustahospital verpflegt wurde, weilte die Kaiserin oft längere Zeit an seinem Bette und sorgte so mütterlich für ihn, daß er begeistert sie in einer Dichtung in japanischer Sprache besang.

Die Kaiserin wendet dem Augustagymnasium die herrlichsten Werke als Prämien und andere Geschenke zu, welche demselben zur höchsten Zierde dienen. Und solche gaben oft Veranlassung der hohen Protektorin den Dank in Gedichtform darzubringen, wie es einst geschah, als bei einem ihrer Besuche im Gymnasium ein kleiner Vorschüler ihr den Dank der Anstalt für eine neu geschenkte Uhr in einem Gedichte aussprach, das die Kaiserin zu Thränen rührte.

Im Gymnasium finden zuweilen Aufführungen statt, denen zur größten Freude der jungen Kunstdilettanten mehrmals die kaiserliche Protektorin und Mit-

glieder des Kaiserhauses beiwohnten. So geschah es im Jahre 1882, daß Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin und seinen Kindern bei der Aufführung der Perser des Aeschylus mit der Komposition des Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen anwesend waren. Von dem öffentlichen Wirken der Kaiserin kehren wir zu den Ereignissen in ihrem Familienleben zurück. — — —

Das Jahr 1872 brachte im Mai den Besuch des damaligen Kronprinzen Humbert von Italien und seiner Gemahlin Prinzessin Margareta, welche im Marmorpalais in Potsdam wohnten und an der Taufe der am 22. April d. J. geborenen jüngsten Tochter des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm teilnahmen. Die kleine Prinzessin erhielt zu Ehren der Kronprinzessin von Italien den Namen Margarete.

Noch im selben Jahre im September trafen der Kaiser Alexander von Rußland und der Kaiser Franz Joseph mit ihren ersten Ministern Gortschakoff und Andrassy in Berlin ein. Von hoher Bedeutung waren diese Drei-Kaiser-Tage. Zu Ehren der beiden mächtigen Souveraine fanden im Kaiserhause bedeutende Festlichkeiten statt.

Einen Monat später, den 14. Oktober starb der jüngste Bruder des Kaisers, Prinz Albrecht.

Im nächsten Frühjahr 1873 unternahm Kaiser Wilhelm trotz seines hohen Alters eine Reise nach Petersburg, welche bis zum 12. Mai währte. Am 31. Mai hatte das Kaiserhaus den denkwürdigen Besuch des Schah von Persien Nasr Eddin. Der Kaiser empfing seinen seltsamen Gast auf dem Potsdamer Bahnhof und geleitete ihn unter militärischem Gefolge nach dem königlichen Schlosse. Die Kaiserin, welche in Baden-Baden weilte, traf erst einige Tage später ein. Die eigentümliche Lebensweise des Schah war vollständig der Hofetiquette entgegen. Kaiser Wilhelm war schon am zweiten Tage behindert, sich diesem Gaste zu widmen, so daß die Kaiserin und Kronprinz Friedrich Wilhelm die Repräsentation übernahmen. Die Perser verließen Berlin am 7. Juni in Folge der eingetretenen Trauer um Prinz Adalbert, Generalinspekteur der kaiserlichen Marine, der am 6. Juni in Karlsbad gestorben war.

Am 1. September 1873 fand die Grundsteinlegung zum Central-Kadettenhause in Lichterfelde statt, am 2. September die Enthüllungsfeier der Siegessäule auf dem Königsplatze in Berlin. Vom 22.—28. September erhielt der kaiserliche Hof den Besuch des Königs Victor Emanuel, dem ein ebenso herzlicher sympathischer, als glänzender Empfang bereitet wurd.

Vorher, Ende Juni hatte sich Kaiserin Augusta nach Wien zur Weltausstellung begeben. Ihre Anwesenheit in der österreichischen Hauptstadt hatte einen offiziellen Charakter.

Acht Tage weilte die hohe Frau daselbst, überall glanzvoll empfangen und den regsten Anteil nehmend an der Ausstellung, besonders an der für Krankenpflege. Kaiser Wilhelm kam dann am 17. Oktober zu mehrtägigem Aufenthalt an den Wiener Hof.

Am 14. December starb Königin-Witwe Elisabeth. Durch den Tod dieser

frommen Fürstin hatten die unter ihrem Protektorat stehenden zahlreichen milden Stiftungen ihre Beschützerin verloren. Für viele derselben trat nun Kaiserin Augusta ein.

Im Frühling 1875 erhielt das Kaiserpaar den Besuch des Königs von Schweden. Zu den freudigen Ereignissen dieses Jahres gehörte ein Fest, welches die Stadt Coblenz dem Kaiserpaar zur Feier der 25jährigen Wiederkehr des Tages gab, an welchem 1850 der Prinz von Preußen mit seiner Familie dort seinen Einzug gehalten hatte. Die Kaiserin weilte in Coblenz und ihr Gemahl kam aus Ems herüber. Des Abends bewegte sich ein aus den Gewerken, Schulen und Vereinen der Stadt gebildeter Fackelzug nach dem Residenzschloß, wo der Oberbürgermeister Lottner eine feierliche Ansprache an das Kaiserpaar hielt.

Wenige Tage später fand in Karlsruhe die Feier der Großjährigkeitserklärung des Erbgroßherzogs von Baden, des ältesten Enkels des deutschen Kaiserpaares statt, an der jedoch nur der Kaiser teilnahm, ebenso wie an der Enthüllung des Hermannsdenkmals von Bandel im Teutoburger Walde, den 16. August 1875. Kaiserin Augusta mußte verzichten, dieser nationalen Feier beizuwohnen, da das kleine Detmold zu beschränkt im Raume war, um Fürstinnen bei der großen Zahl der Gäste würdig aufzunehmen.

Dagegen wohnten Kaiser und Kaiserin am 3. September der 100jährigen Gedenkfeier des Regierungsantritts des um das deutsche Culturleben hochverdienten Großherzogs Carl August in Weimar bei, zugleich der Enthüllung seines Standbildes.

Kaiserin Augusta fühlte sich bei ihrer innigen Verehrung des Großvaters um so mehr gehoben und erfreut, als dieser es ja war, der sie in das geistige Leben der klassischen Zeit Weimars eingeführt hatte. Mit tiefer Rührung hörte sie die poetischen Worte bei der Enthüllungsfeier:

„Nicht in dem Sagengrunde des Kyffhäuser,
Nicht eingewiegt in Märchendämmernacht,
Im Herzen unsres Volkes schlief sein Kaiser,
Vom deutschen Einheitsruf ist er erwacht.
Der Heimateiche vielgespaltne Äste
Verschlingen einig frisch ergrünt Gezweig,
Und in die Lüfte von der Kaiserveste
Entrollt sein Banner nun das deutsche Reich.

In jedes Fest, in jede Freudenfeier
Mischt sich fortan des Volkes Dankesruf:
Für Ihn, der uns so hoch, so hehr, so teuer,
Für unsern Kaiser, der das Reich erschuf!
Karl August, Deinen Träumen ward Gewährung,
Und Deinem deutschen Streben ward sein Lohn;
Zu deines Namens rühmlichster Verklärung
Teilt Deine Enkelin den Kaiserthron."

Einige Wochen später machte Kaiser Wilhelm, nachdem er vom Geburtstag seiner Gemahlin an in Baden-Baden bis Mitte Oktober geweilt hatte, dem König Victor Emanuel einen Gegenbesuch in Mailand, wo die schlichte Weise des mächtigen Fürsten allgemeine Begeisterung erregte.

Nach seiner Rückkehr fand in Berlin die Enthüllung des dem Freiherrn von Stein gewidmeten Denkmals in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin statt. Das folgende Lebensjahr der Kaiserin brachte gleichfalls zwei erhebende Feierlichkeiten, am 10. März den hundertjährigen Geburtstag der Königin Luise, an welchem die Grundsteinlegung des Denkmals nahe der Luiseninsel im Tiergarten zu einer großartigen Feier sich gestaltete*) und die Eröffnung der Nationalgalerie, zu welcher König Friedrich Wilhelm IV. den Plan entworfen hatte.

Das neue Jahr 1877 brachte am 1. Januar das 70jährige Dienstjubiläum des Kaisers; doch den glanzvollen Festtagen folgte für Kaiserin Augusta die schmerzlichste Trauer durch den Tod ihrer einzigen Schwester, der Prinzessin Karl geb. Prinzessin Maria von Sachsen-Weimar.

In liebevoller Gemeinschaft aufgewachsen, hatten die fürstlichen Schwestern achtundvierzig Jahre in treuem Zusammenhalten am preußischen Hofe gelebt. Die Prinzessin war von längeren schweren Leiden durch den Tod befreit worden.

Wie Freud und Leid in den Hütten der Armut abwechseln, so ist es auch im Palast der Mächtigen und Großen der Erde.

Schon am 27. Januar war in dem Kaiserhause Veranlassung zur Freude, da der älteste Sohn des Kronprinzen Friedrich Wilhelm das 18. Jahr vollendete, und somit erfolgte die Erklärung der Großjährigkeit des Prinzen Wilhelm.

Kaiserin Augusta hatte sich im Jahre 1877 schon gegen Ende April zur Kur nach Baden-Baden begeben, um vereint mit dem hohen Gemahl, der von Wiesbaden kam, am 28. April dem 25jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden in Karlsruhe beizuwohnen. Die Kaiserin und ihre Tochter begaben sich von hier wieder nach Baden und einige Tage später nach Straßburg, wo Kaiser Wilhelm die Huldigungen der altehrwürdigen Stadt empfing und die Fürstinnen alle Wohlthätigkeitsinstitute aufsuchten, unter anderm die Anstalt für Erziehung straffälliger Mädchen, welche musterhaft von Nonnen geleitet wird.

Im Verlauf desselben Jahres, im Herbst, brachte das Kaiserpaar freudereiche Tage am Rhein zu, die mit dem 2. September begannen, wo es vereint mit dem Kronprinzlichen Paare und dessen ältester Tochter Charlotte auf dem Schlosse Benrath bei Düsseldorf zusammentraf. Die Liebe und Begeisterung der dortigen Bevölkerung zeigte sich besonders in den Huldigungen der Stadt Düsseldorf am 5. und 6. September. Der dortige Künstlerbund „Malkasten“ hatte ein Fest vorbereitet, welches den Glanzpunkt jener Tage bildete.

Während danach die Kronprinzessin Victoria den Manövern zu Pferde beiwohnte, besichtigte Kaiserin Augusta die evangelischen und katholischen Wohlthätig-

*) S. das Lebensbild der Königin Luise. Bd. I.

keitsanstalten Düsseldorf's und der Umgegend, die Krankenhäuser 2c., wobei das Annastift zur Heranbildung von Dienstboten, verbunden mit einer öffentlichen Speiseanstalt die besondere Anerkennung der Kaiserin erhielt. In Düsseldorf ließ sich die Kaiserin auch die Vorsteherinnen des vaterländischen Frauenvereins und der andern Vereine zur Abhülfe der Not vorstellen, fuhr dann nach Kaiserswerth in das Diakonissinnen-Mutterhaus und vereinigte sich dann mit dem Kaiser in Cöln, wo die hohe Frau ebenfalls alle Wohlthätigkeitsanstalten besuchte und eine Versammlung der Vorsteherinnen veranlaßte, denen sie ermunternde Anerkennung aussprach.

Am 15. September begab sich die Kaiserliche Familie nach Coblenz, um sich von dort am folgenden Tage, Sonntag, trotz des eingetretenen schlechten Wetters auf den Niederwald bei Rüdesheim zu begeben und der Grundsteinlegung des Nationaldenkmals zur Erinnerung an die Kämpfe von 1870/71 beizuwohnen. Der Kaiser that hier die üblichen ersten Hammerschläge mit denselben Worten, wie sie sein Vater, König Friedrich Wilhelm III. bei Einweihung des Kreuzbergsdenkmals in Berlin gesprochen: Den Gefallenen zum Andenken, den Lebenden zur Erinnerung und den Nachkommen zur Nacheiferung. Als Kaiserin Augusta die Hammerschläge that, geschah es mit den Worten: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Den lauten Jubel der Versammlung übertönten die Klänge der Wacht am Rhein; zum Schluß der Feierlichkeit bot eine Deputation von vier jungen Damen dem Kaiserpaar den Ehrentrunk von Rheinwein an und überreichten der Kaiserin Blumen.

Vom Niederwald begaben sich die Fürstlichkeiten nach Karlsruhe, wo der Kaiser zu den Manövern verblieb, während die Kaiserin nach Baden-Baden fuhr, um ihre Herbstkur zu beginnen. Am 25. September traf dann der Kaiser auch in Baden ein, um der Ruhe nach den anstrengenden Tagen zu pflegen und am 30. den Geburtstag seiner Gemahlin mit dieser vereint zu feiern.

Ein bewegtes, freudiges Leben herrschte am Berliner Hofe zum Beginn des Jahres 1878. Im Kaiserhause waren zwei Verlobungen gefeiert worden: der Enkelin des Kaiserpaares, Prinzessin Charlotte mit dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen und der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Prinzen Friedrich Karl, mit dem Erbgroßherzog von Oldenburg. Da dem Herkommen nach der König die Hochzeiten der Prinzessinnen ausrüstet und die Ausstattung herrichten läßt, so war auch die Kaiserin mit den Vorbereitungen beschäftigt.

Dem Ordens- und Krönungsfest am 20. Januar 1878 gab die Gegenwart der beiden fürstlichen Brautpaare eine besondere Weihe.*)

*) Das Schöne des preußischen Ordensfestes ist die Anerkennung des Verdienstes in allen Schichten der Gesellschaft. Es werden zu demselben Vertreter aller Stände eingeladen und gegenüber der Tafel des Kaisers und Königs sitzen neben Ministern, Generalen, Professoren, hohen Geistlichen, Subalternbeamte, Feuerwehrmänner, Handwerker und Unteroffiziere. Von 1871 bis 1888 hatte ich den Vorzug, alljährlich zu den Eingeladenen dieses Festes zu gehören.

Das Jahr 1878 brachte dem Kaiserhause mehrere erlauchte Gäste. Im März kam der Kronprinz Rudolf von Oesterreich und Ende April der König von Schweden.

Am 6. Mai trat die Kaiserin Augusta ihre gewohnte Reise nach Baden-Baden zur Frühlingskur an. Der Kaiser jedoch wollte aus Rücksicht auf Regierungsgeschäfte Berlin nicht verlassen und so kam am 8. Mai die Großherzogin von Baden, um ihrem geliebten Vater Gesellschaft zu leisten. Wenige Tage später machte der Kaiser mit der Großherzogin von Baden am 11. Mai, einem sonnig schönen Tage, im offenen Wagen eine Spazierfahrt durch den Tiergarten.

Bei der Rückfahrt zum Palais auf der Straße Unter den Linden wurden mitten aus der fröhlichen Menschenmenge, dicht vor dem russischen Botschaftshôtel, zwei Revolverschüsse auf den Kaiser aus nächster Nähe abgefeuert. Bei dem ersten erhob sich der Kaiser fragend: „Gilt dies Meinem Leben?" Die Großherzogin suchte mit ihrem Körper den teuren Vater zu decken. Der Monarch und seine Tochter blieben wie durch ein Wunder unversehrt. Der Verbrecher, ein Klempnergeselle Hödel aus Leipzig, wurde verhaftet. Kaiserin Augusta erhielt die Schreckensnachricht und die Kunde von der glücklichen Errettung in Baden-Baden. Von allen Seiten, aus dem In- und Auslande, strömten dem Kaiserpaar Beweise der Teilnahme und Liebe zu; die Entrüstung über die verruchte That war allgemein. Berlin prangte am Tage der Errettung in Fahnenschmuck und Illuminationen. Am Tage darauf, am Sonntag, fand im Dom zu Berlin und in der Schloßkirche in Baden-Baden in Gegenwart der Kaiserin und acht Tage später, am 19. Mai, ein allgemeiner Dankgottesdienst im ganzen Lande statt. Der ehrwürdige Kaiser ließ sich auch nach dem Attentat nicht abhalten, im offenen Wagen auszufahren. In den Antworten auf die ihm dargebrachten Glückwünsche sprach der Kaiser aus, daß die Sorge für die Erziehung der Jugend und die Pflege der Religiosität im Volke zur Bekämpfung der immer mehr um sich greifenden Umsturzbestrebungen fest ins Auge gefaßt werden müßten.

Der Mai 1878 war auch in seinem weiteren Verlauf für die königliche Familie ereignisreich: Am 13. fand die Doppelverlobung der Großnichten des Kaisers, der ältesten und jüngsten Tochter des Prinzen Friedrich Karl, Marie mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande und Luise Margarethe mit dem Prinzen Arthur von England, Herzog von Connaught, statt; zur Feier derselben reiste die kronprinzliche Familie nach England.

Am 24. Mai verließ die Großherzogin von Baden ihren kaiserlichen Vater, um nach Karlsruhe zurückzukehren.

Eine furchtbare Kunde traf am 31. Mai von der englischen Küste her ein, wo bei Folkestone das Panzerschiff „Der große Kurfürst" mit seiner ganzen Mannschaft zu Grunde ging. Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta, welche diese Nachricht mit schwerem Kummer erfüllte, wandten sofort ihre ganze Sorge helfend den Hinterbliebenen der Verunglückten zu. Zwei Tage später wurde das verabscheuungswürdige Attentat Nobilings an dem Kaiser verübt.

Als dieser wie gewöhnlich im offenen Wagen Nachmittag 2 Uhr von seinem Palais aus die Linden entlang nach dem Brandenburger Thor zu fuhr, fielen aus der zweiten Etage des Hauses Unter den Linden 18 zwei Schüsse.

Schwer getroffen sank der Kaiser zusammen und wurde, von dem Leibjäger gehalten, nach dem Palais zurückgefahren. Die in der Nähe des Verbrechens gerade befindlichen beiden Aerzte, der Kgl. Physikus, Sanitätsrat Dr. Levin und der Geh. Sanitätsrat Dr. Liman, eilten sofort nach dem Palais und ließen dem mit Blut überströmten Kaiser die erste ärztliche Hülfe zu Teil werden, bis alsdann die Herren Dr. Grimm, Dr. von Lauer, Dr. von Langenbeck und Dr. Wilms erschienen. Der Verbrecher wurde in dem Zimmer, von welchem aus er das Attentat begangen, festgenommen, wobei er den Hotelier Holtfeuer am Kopfe schwer verletzte und auch sich selbst verwundete. Er erwies sich als der Dr. phil. Nobiling aus Colnow bei Birnbaum gebürtig, ein Mann, der nach Geburt, Erziehung und Bildung den höheren Ständen angehörte.

In Berlin verbreitete sich die Nachricht von dem bestialischen Verbrechen mit Blitzesschnelle.

Die Bevölkerung wogte unter dem niederschmetternden Eindruck von allen Seiten den Linden und dem kaiserlichen Palais zu. Ein Jeder dachte in inniger Sorge daran, daß weder die Kaiserin, noch der Kronprinz, noch die Mehrzahl der Mitglieder des königlichen Hauses zur Stelle seien, daß ferner auch der Fürst Reichskanzler und ein Teil der Minister sich außerhalb Berlins befanden.

Das Kaiserliche Palais, an welchem man sonst mit stolzer Freude vorübergehen konnte, war im weiten Kreise durch die Polizei abgesperrt. Sehnsüchtig schaute das Publikum zu den Fenstern hin; sonst zeigte sich dort in solchen Fällen stets der Kaiser, jetzt ließ er sich nicht sehen, man schloß daraus, daß es ihm schlecht gehe. Endlich um $4\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags erschien in der Hand eines Polizeibeamten das erste, von dem Leibarzt Dr. von Lauer unterzeichnete Bulletin, es lautete:

„Bei dem auf Seine Majestät den Kaiser und König verübten Attentat sind zwei Schrotschüsse abgefeuert. Gegen 30 sind in das Gesicht, den Kopf, beide Arme und den Rücken eingedrungen. Keine der Wunden deutet auf Lebensgefahr."

Die erste Anordnung, welche der Kaiser persönlich verfügte, war die telegraphische Zurückberufung des Kronprinzen und die Benachrichtigung der Kaiserin.

Als die hohe Frau in Baden-Baden die Nachricht von dem Attentat ohne Unterschrift des Kaisers erhielt, ahnte sie sofort, daß es um ihren hohen Gemahl schlimm stehe. Begleitet von ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, eilte sie nach Berlin, wo sie des andern Morgens früh eintrafen.

Zur selben Zeit kam ihr Bruder, der Großherzog von Sachsen-Weimar an, während der Kronprinz mit seiner Familie erst des Abends $10\frac{1}{2}$ Uhr von England eintreffen konnte.

Die Kaiserin und die Frau Großherzogin Luise wichen von der Stunde

ihrer Ankunft nicht mehr aus der unmittelbaren Nähe des Kranken, den sie in der aufopferndsten Weise pflegten. Auch Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin waren um den Kaiser in teilnehmender Sorge bemüht.

Der Kaiser litt bedeutende körperliche Schmerzen, aber tiefer noch war sein Seelenleiden, daß in dem kurzen Zwischenraum von wenigen Wochen zwei Landeskinder nach seinem Leben getrachtet und so die Ehre des deutschen Namens gebrandmarkt war. Vor seinem Geiste sah er den Staat und die Gesellschaft in großer Gefahr, was ihn mit schweren Sorgen für die Zukunft erfüllte.

Am 4. Juni übertrug der Kaiser seine Stellvertretung an den Kronprinzen, während er selbst langsam der Genesung entgegenschritt. Doch erst am 10. Juli waren sämtliche Wunden geheilt; er konnte die Uniform wieder anlegen und speiste an diesem Tage zum ersten Mal wieder mit seiner Familie.

Während der Krankheit hatte die Kaiserin die nach dem Opernhause gelegene Veranda des Palais durch Pflanzen in ein Gartenplätzchen umgewandelt, wo der leidende Gemahl, ohne gesehen zu werden, frische Luft genießen konnte und auf die Menschenmassen herabsah, die leise flüsternd stundenlang den Palast umstanden.

Am 22. Juli war der Kaiser so weit genesen, daß er nach Babelsberg übersiedelte. Während dieser sorgenschweren Zeit tagte der europäische Kongreß vom 13. Juni bis 13. Juli zur Beratung, wie die orientalischen Wirren zu beseitigen seien. Die Repräsentation bei demselben blieb allein dem Kronprinzen überlassen.

Am 2. Juli 1878 erließ die Kaiserin an den Vorstand der vaterländischen Frauenvereine folgendes Schreiben:

„Die tiefe Bewegung, von welcher das deutsche Volk ergriffen ist, fordert uns auf, das uns angewiesene Gebiet, nämlich die Familie, die Erziehung, das häusliche Leben, die Ausübung der Barmherzigkeit in allen Kreisen der Nation mit dem Ernst zu pflegen, welcher den Gefahren entspricht. Über alle hemmenden Verschiedenheiten und Gegensätze hinweg ist unsere allgemeine Aufgabe, die Gottesfurcht zu stärken, die sittlichen Grundlagen zu befestigen und allen Notleidenden zu helfen. In der Gliederung der Frauenvereine erblicke Ich ein geeignetes Mittel hierzu; Ich wünsche, daß das Netz der Vereine sich fortwährend erweitere und daß seine Lücken mit Anspannung aller Kräfte ergänzt werden. Gewiß werden die Vereine mit der Mir bekannten Hingebung dieser Aufforderung entsprechen und unsere große nationale Arbeit mit Gottes Hülfe vollführen!“

Durch die aufopfernde und anstrengende Pflege hatte die Gesundheit der Kaiserin so gelitten, daß die Aerzte auf eine Kur in Baden bestanden, welche die hohe Frau am 24. Juli antrat, beruhigt, Kaiser Wilhelm in der Obhut der geliebten Tochter, der Großherzogin von Baden, zu wissen. — Diese und ihre Tochter begleiteten wenige Tage später den Kaiser nach Teplitz. Hier verweilten die Herrschaften bis 22. August, von verschiedenen Fürstlichkeiten aufgesucht. Am 22. August verabschiedeten sich Tochter und Enkelin von dem nun vollständig genesenen Monarchen, der allein die Reise nach Gastein antrat. In Salzburg hatte

er eine Zusammenkunft mit der Kaiserin Augusta, welche zu diesem Zwecke von Koblenz aus dahin auf einen Tag gekommen war.

Am 14. September traf die Kaiserin und am folgenden Tage der Kaiser in Wilhelmshöhe bei Kassel ein, um die Genesung des Kaisers zu feiern, zu welcher viele Mitglieder der europäischen Fürstenhäuser gekommen waren. Wo das Kaiserpaar sich zeigte, wurden ihm begeisterte Kundgebungen der Freude; die schönste derselben war die Huldigung von 23 Schulen mit über 8000 festlich gekleideten Kindern, welche vor dem Schlosse sich versammelten und, sobald das Kaiserpaar sich zeigte, in lauten Jubel ausbrachen und die Nationalhymne sangen.

Am 24. September verließen der Kaiser und die Kaiserin die Wilhelmshöhe, begaben sich zunächst für vier Tage nach Koblenz, von wo aus sie am 26. September in Köln der Enthüllungsfeier des Denkmals Friedrich Wilhelms III. beiwohnten und dann am 28. desselben Monats nach Baden-Baden reisten, um dort bis Ende Oktober in Gesellschaft der Großherzoglich Badischen Familie zu verweilen.

Am 31. Oktober verließ das Kaiserpaar Baden-Baden, um zunächst nach Koblenz zu gehen, von wo sich der Kaiser am 9. November zur Kur nach Wiesbaden begab; aber schon am 30. November kehrten Kaiser und Kaiserin nach Karlsruhe zurück, um am 1. Dezember der Einsegnung ihrer Enkelin, der Prinzeß Victoria beizuwohnen. Indessen hatte Berlin dem Kaiserpaar für seine Rückkehr einen glänzenden Empfang vorbereitet. Schon während seiner ganzen Abwesenheit hatten zahlreiche patriotische Kundgebungen stattgefunden. Um bleibende Stiftungen ins Leben zu rufen, die an die Errettung von den Attentaten erinnern sollten, wurde durch Sammlung freiwilliger Beiträge der Bau einer Dankeskirche auf dem Wedding beschlossen und die sogenannte „Wilhelmsspende" zusammengebracht, zu welcher nur kleine Beiträge bis zu einer Mark gegeben werden durften. Bei der Heimkehr wurde dem Kaiser der Betrag von 1,700000 Mark überreicht, zu welchem mehr als 11,500000 Personen beigesteuert hatten, der nach dem Vorschlage einer Kommission unter dem Vorsitz des Kronprinzen zum Besten der ärmeren Volksklasse verwandt werden sollte und zwar zu einer Alters-, Renten- und Kapital-Versicherung.

Das Kaiserpaar wurde bei seiner Heimkehr auf dem Potsdamer Bahnhof durch die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, die Staatswürdenträger, die städtischen Behörden u. s. w. empfangen und von da bis zum Palais gestaltete sich die Fahrt zu einem wahren Triumphzuge, bei welchem der Jubel des Volkes keine Grenzen kannte.

Von diesem Augenblick an übernahm der Kaiser wieder die Regierung. Das Jahr sollte aber nicht zu Ende gehen, ohne ein schweres Unglück, welches die dem deutschen Kaiserhause verwandschaftlich und freundschaftlich nahestehende großherzogliche Familie von Darmstadt traf. Dort waren die Kinder an der Diphteritis erkrankt, und nachdem sich die edle Großherzogin Alice, die Schwester

der Frau Kronprinzessin, in aufopferndster Weise der Pflege ihrer Kinder hingegeben und ein Kind verloren hatte, starb sie selbst an der tückischen Krankheit.

Auch der Anfang des Jahres 1879 versetzte das Königliche Haus in schmerzliche Trauer durch den Tod des Prinzen Heinrich der Niederlande, des Gemahls der Prinzessin Maria von Preußen. — Ehe der Frühling in's Land kam, am 7. März hatte der Kaiser das Unglück, während er mit der Kaiserin in seinen Gemächern einherging, auszugleiten und sich bei dem Fall eine Quetschung des rechten Armes und der rechten Brustseite zuzuziehen. Dieses Leiden in Verbindung mit dem bereits vorhandenen Unwohlsein hielt den Kaiser bis zum 1. April an das Zimmer gefesselt und machte eine vermehrte Schonung erforderlich. Der Monarch ließ jedoch in der Ausübung der Regierungsgeschäfte keine Unterbrechung eintreten. — Damit waren aber die Prüfungen dieses Monats nicht zu Ende. Prinz Waldemar, der dritte Sohn des Kronprinzen, starb plötzlich an der Diphteritis.

Noch am 22. März hatte der Prinz frisch und gesund dem Kaiserlichen Großvater seine Glückwünsche dargebracht.

Am 24. März erkrankte er und am frühen Morgen des 27. März endete ein Herzschlag plötzlich das hoffnungsvolle Leben des am 10. Februar 1868 geborenen, also 11 Jahr alten Prinzen.

Es war ein schmerzlicher Verlust für die Kronprinzliche Familie, und mit dieser für das Kaiserpaar. Am 28. März sah man Kaiser und Kaiserin tief betrübt am Fenster des Palais, als der Leichenzug sich vorüber bewegte; am folgenden Tage, am 29. März, fand in Potsdam in der Friedenskirche die Beisetzung statt. Der Kaiser konnte hierzu nicht erscheinen, wohl aber geleitete die Kaiserin ihren tiefgebeugten Sohn zu dem Sarge seines Kindes, ihres Enkels.

Einen Monat später, am 12. Mai trat Kaiserin Augusta eine Reise nach England zum Besuch der Königin Victoria an. Wenige Stunden nach ihrer Abfahrt erfolgte die glückliche Entbindung der Frau Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, welche dem Kaiserpaar somit die erste Urenkelin schenkte. —

Im Frühjahr 1879 hatte die Kaiserin einen Preis von 2000 Mark für die beste wissenschaftliche Arbeit über die Diphteritis-Krankheit ausgeschrieben und die „Deutsche Gesellschaft für Chirurgie" mit der Prüfung und Entscheidung der eingegangenen Arbeiten betraut. Zu diesem Zwecke hatte die Gesellschaft eine Kommission von sieben Mitgliedern ernannt, bestehend aus den Herren: Professor von Langenbeck, Virchow, Liebreich in Berlin, Thiersch-Leipzig, Professor Örtelt und Nageli-München und Klebs-Zürich. Im Jahre 1881 teilte Dr. von Langenbeck mit, daß das Ergebnis ein negatives sei. Es wurde daher die Aufgabe erneuert und dahin präzisirt, daß die Ursachen der Diphteritis unter Berücksichtigung der experimentellen Untersuchungen erforscht werden sollen. Hierauf gingen 23 Concurrenzarbeiten ein, von denen 1882 durch schriftliche Abstimmung der Herren Preisrichter diejenige Arbeit als die relativ beste anerkannt wurde, die das Motto trug: „Was man nicht weiß, das eben braucht man, und was man nicht brauchen

kann, das weiß man!“ Doch nur der erste Teil dieser Schrift, als deren Autor Professor Dr. Otto Heubner-Leipzig bekannt wurde, ward preisgekrönt, da sie sich durch scharfsinnige und exakte mikroskopische Untersuchungen auszeichnete, während sich die Herren der Jury mit dem 2. Teil nicht einverstanden erklärten. —

In dieser Zeit bereitete die deutsche Nation ein herrliches Fest vor.

Es war die goldene Hochzeitsfeier des ersten deutschen Kaiserpaares. Die Liebe und Verehrung gegen dasselbe zeigte sich in dem ganzen Vaterlande und weit über seine Grenzen hinaus.

Wie in einer Familie vor festlichen Gelegenheiten aller Zank und Hader schweigt und jedes nähere oder fernere Glied sich beeilt dem Jubelpaare Glückwünsche und Liebesgaben darzubringen, so schienen alle Parteiinteressen zu schweigen und überall wurden Sammlungen zu milden Stiftungen eingeleitet, um das Andenken an die seltene Feier noch den fernsten Geschlechtern in Deutschland zum Segen werden zu lassen.

Unvergeßlich wird der 11. Juni all denen sein, welche das Glück hatten denselben in unmittelbarer Nähe des Jubelpaares zu verleben.

Dies Glück war auch mir beschieden, und so möchte ich den Lesern ein Bild jener festlichen Tage vorführen.

Berlin hatte ein Festgewand angezogen. Guirlanden von Tannenreisern und jungem Eichenlaub verbanden die Häuser; Fahnen, Flaggen und Banner wehten lustig von Dächern, Fenstern und hohen Masten. Überall zeigten sich unter der zu der Straße Unter den Linden andrängenden Menge fremde Trachten, bunte Uniformen, Fremde als Deputirte aus den Provinzen.

Zur Vorfeier am 10. Juni fand eine von den Hofpredigern Dr. Kögel und Dr. Baur veranstaltete lithurgische Andacht statt. Die Singakademie hatte eine Aufführung des hundertsten Psalms von Martin Blumner; der Stern'sche Gesangverein hatte eine Festaufführung, wie auch die Theater.

Mit sonnigem Glanze war die Stadt am Morgen des 11. Juni verklärt.

Die Strömung der Menschen ging nach dem Dönhoffsplatz, wo 1500 Sänger im Freien ein Concert gaben. Sie hatten auf schmucklosen, einfachen Tribünen Platz genommen. Rings auf dem Platz drängte sich Kopf an Kopf die harrende Menge; alle Fenster, Balkone und Dächer waren mit lauschenden Menschen gefüllt. Um 9 Uhr verkündete Trommelwirbel den Beginn dieser musikalischen Huldigung, die, weithin tönend, würdig ausgeführt wurde.

Nach Schluß derselben strömten alle dem Schlosse zu, um der Auffahrt der Eingeladenen beizuwohnen. Diese versammelten sich in der Kapelle. In den halbrunden Nischen derselben hatten die eingeladenen Damen Platz genommen. Der hohe Adel und die Hofgesellschaft zu beiden Seiten des Altars, die Vertreterinnen der Frauenvereine und andre geladene Damen saßen gegenüber von demselben. Im mittleren Raum standen die Herren, Uniform und Civil in buntem Gemisch. Vor und neben dem Altar standen die Hofgeistlichen.

Nahe vor den Altarsstufen waren zwei purpurfarbene Polsterbänke ange-

bracht, hinter diesen die Thronsessel. Zu beiden Seiten des Altars in einiger Entfernung standen Lehnsessel für die fürstlichen Zeugen.

Nach 12 Uhr verkündete das Aufstoßen des Marschallsstabes in der Hand des Grafen Eulenburg das Herannahen des Kaiserlichen Zuges.

Die Hofgeistlichen näherten sich der Eingangspforte. Unter den feierlichen Klängen des Domchors: „Jauchzet dem Herrn!“ erschienen goldstrahlende oberste Hofträger.

Weihevolle Stille herrschte beim Eintritt des Jubelpaares, welches von der Geistlichkeit begrüßt wurde.

Der ehrwürdige Kaiser stützte sich auf einen Stock. In Folge eines Falles trug er das verletzte Bein noch in steifem Verband, was ihn sichtlich im Gehen hinderte.

Kaiserin Augusta trug die goldene Myrthen- und Orangenkrone im Haar, von welcher der weiße Schleier herabwallte. Das Vorderhaupt schmückte ein kostbares Diadem von Brillanten. Ihr Gewand von weißem Atlas mit golddurchwirktem Überkleid und Goldspitzen garniert, hatte eine Schleppe, die von fünf Hofdamen getragen wurde. Zu ihrer Rechten ging die Oberhofmeisterin Gräfin von Perponcher-Sedlnitzki.

Der Kaiser und die Kaiserin setzten sich auf die Thronsessel; dicht hinter dem Kaiserpaar waren die jungen Töchter des Kronprinzenpaares mit goldig aufgelöstem Haar und weißen kurzen Kleidchen. Hinter ihnen Prinz Leopold. Dann folgten die Kronprinzessin, welche um ihr Söhnchen trauerte, ganz in Weiß, mit dem König von Sachsen, der Kronprinz mit der Königin von Sachsen, Prinz Karl mit der Großherzogin von Baden, der Großherzog von Baden mit der Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin und all die anderen Fürstlichkeiten.

Alle Versammelten stimmten den Gesang an: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Erden!“ Nach demselben hielt Hofprediger Dr. Kögel die Festrede über das Thema: Nun aber bleibet Glaube, Liebe und Hoffnung, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

Ein Dankgebet schloß sich an die halbstündige treffliche Rede. Während desselben hatten sich alle Versammelten, das Jubelpaar nicht ausgeschlossen, erhoben. Nun kniete die Kaiserin auf einem der Polsterbänkchen nieder, während der Chor anstimmte: „Heilig, heilig, heilig bist Du!“

Als Dr. Kögel jetzt den Segen über den Kaiserlichen Häuptern sprach, beugte auch der Kaiser, von festem Willen unterstützt, das linke Knie.

Der Segen lautete: „Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. In seinem Namen, aus seiner Fülle, zu seiner Ehre will aber der Segen gespendet sein. Der Herr, der des Glaubens froh, der die Liebe selber, der unsere Hoffnung im Leben und Sterben ist, der Treue hält, die Krone des Lebens verheißt, er erhebe sein Angesicht auf deinen Ausgang und Eingang und gebe Dir seinen Frieden! Amen.

Während des religiösen Aktes wurden 101 Kanonenschüsse aus dem Lustgarten abgefeuert.

Der Kaiser drückte mit Innigkeit die Hand der treuen Lebensgefährtin; in beider Augen schimmerten Thränen. Der Kronprinz und der Großherzog von Baden mit ihren Gemahlinnen standen in tiefster Bewegung und niemand in der großen Versammlung vermochte dem rührenden Eindruck dieses Augenblicks zu widerstehen.

Unter dem Gesange: „Nun danket Alle Gott!“ erhob sich das Kaiserpaar und nahm die Glückwünsche der Kinder und Enkel entgegen.

Hiermit war der kirchliche Akt geschlossen. Der Kaiserliche Zug begab sich nach dem weißen Saal, wo das Jubelpaar unter dem Thronhimmel sich niederließ. Zur Rechten des Kaiserpaares stand der Kronprinz, zur Seite der Kaiserin die Kronprinzessin, die Großherzogin von Baden und die Prinzessin Victoria. Das Diplomatische Korps begann die „Cour.“ Die Vertreter fremder Mächte wurden stehend vom Kaiserpaar empfangen und angehört.

Auf ein Zeichen des Oberhofceremonienmeisters Graf Stillfried eröffneten hierauf die Fürstinnen die Defiliercour, an der Spitze Fürstin Bismarck, dann kamen die Gemahlinnen der Excellenzen. Sie schritten in einiger Entfernung vom Throne vorüber, dem Kaiserpaar zweimalige huldigende Verbeugungen machend.

Nun erschien Fürst Bismarck und der Bundesrat. Der Kaiser winkte den Kanzler zu sich, sprach mit ihm und drückte ihm herzlich die Hand. Hierauf geleitete Fürst Bismarck die Minister vor den Thron. Dann folgte das Präsidium des Reichstages, wobei der Präsident von Seydewitz eine kurze Ansprache hielt, welche der Kaiser mit Worten des Dankes erwiderte. Jetzt folgten die Präsidien des Herrenhauses und Landtags unter der Führung des Herzogs von Ratibor, die Vertreter der Armee geführt von Graf Moltke, dessen Hand der Kaiser tiefbewegt lange Zeit festhielt, ebenso die des Generals Tann, nach ihnen Deputationen der Regimenter, deren Offiziere zum Handkuß des Kaisers entboten wurden.

Die Deputationen der Provinzen unter jedesmaliger Führung des Oberpräsidenten brachten die Stiftungsurkunden; auch diese Herren gaben dem Kaiser den Handkuß. Dann kamen die städtischen Deputationen, deren Sprecher Bürgermeister Duncker war. Tief ergriffen war besonders die Kaiserin, als die Deputation aus Weimar ihr huldigte.

Jetzt näherten sich die Vertreter der Akademie der Wissenschaft und Künste und der sämtlichen Universitäten; dann kamen die Deputationen der hiesigen und auswärtigen Frauenvereine*).

*) Vertreten waren der vaterländische durch Gräfin Charlotte Itzenplitz, Frau Röldichen, Frau Krause, der Lazarettverein durch die Damen von Patow, Borsig, Mörs und Gräfin Böckelberg. Als Sprecher der beiden Vereine hielt Geh. Rat. Hassel eine Ansprache; — das Magdalenenstift durch Frau Hofprediger Baur, Frau v. Romberg und Frau Selke; der preußische Frauen- und Jungfrauenverein durch Frau v. Ohlen-Adlerskron und der Berliner Volksküchen- sowie der Hausfrauenverein durch Frau Lina Morgenstern, Frl. Math. Böhm und Frau Dr. Retslag, von denen die erstgenannte eine Ansprache an das Kaiserpaar hielt.

Den Schluß der Defiliercour bildeten die Abgesandten des deutschen Kriegerbundes und des Vereins selbständiger Handwerker.

Indessen hatten sich dicht gedrängte Menschenmassen vor dem Schlosse und dem Palais aufgestellt, um das Kaiserliche Jubelpaar bei der Rückkehr mit donnernden Hochs zu begrüßen. In unermüdlicher Liebenswürdigkeit traten Kaiser und Kaiserin des Nachmittags mehrmals auf den Balkon, da die Ausrufe des Jubels nicht enden wollten.

Als der Abend nahte, strömten immer neue Menschenwogen herbei, um die Anfahrt bei der Galavorstellung im Opernhause zu sehen.

Das Innere des Theaters bot an diesem Abend ein glanzvolles Bild. Im Parquet war die ganze Generalität, die Spitzen der Civilbehörden, Mitglieder des Reichs- und Landtags und die männlichen Deputationen vereint. In den Prosceniumslogen, sowie in denen des ersten Ranges sah man die hiesigen Fürstinnen und Gemahlinnen der Botschafter, der Diplomaten und die Hofdamen und Cavaliere. Im zweiten Rang saßen alle übrigen Eingeladenen. Sämtliche Damen trugen lichte Seidengewänder, entblößte Schultern, Blumen, Perlen und Diamanten im Haar und als Geschmeide um den Hals.

Beim Eintritt des Kaiserpaares um 8 Uhr ertönten die Fanfaren und die ganze Festversammlung ließ ein dreimaliges begeistertes Hochrufen ertönen.

Ein kurzes Festspiel ging der Aufführung der Olympia von Spontini voran. Die letztere war gewählt worden, weil sie vor 50 Jahren zur Hochzeit des Kaiserlichen Jubelpaares gegeben worden war.

Die Fortsetzung der goldenen Hochzeitsfeierlichkeiten begann am 12. Juli mit einem Galadiner für 700 Gäste.

Die Tafel im weißen Saal, in Hufeisenform prangte im reichsten Schmucke von Gold- und Silbergefäßen, Blumendekorationen, in denen grüne, silberne und goldene Myrthe vorherrschten und die brandenburgischen, weimarischen und deutschen Farben zur Geltung gebracht waren. Um 3 Uhr erschienen die Gäste, gegen 4 Uhr das Kaiserpaar und die Hofgesellschaft.

Nachdem gegen 6½ Uhr das Mahl geendigt, bei welchem eine lebhafte und zwanglose Unterhaltung geherrscht hatte, wurde noch einmal in den nach dem Lustgarten zu gelegenen Räumen vom Kaiserpaar Cercle abgehalten; der Jubelbräutigam und die Jubelbraut verkehrten in leutseligster Weise mit den Gästen, ebenso die Großherzogin von Baden und der Kronprinz.

Gegen 7 Uhr verließ das Kaiserpaar und nach ihm die Gesellschaft die Festräume, um sich in denselben wieder bereits gegen 9 Uhr zum Concert einzufinden.

Ehe dasselbe begann, sah man die buntgeschmückte Menge von Damen und Herren, unter denen Chinesen, Japaner, Türken, Griechen u. a. Ausländer auffielen, auf und nieder wandeln, bis sich alle im Musiksaale versammelten.

Den Anfang bildete Glucks Ouvertüre der Iphigenie von Aulis und das Ende ein Orchesterpräludium aus der Afrikanerin von Meyerbeer. Es wirkten,

außer der Königlichen Kapelle mit: Frl. Tagliana, Frau Artôt und ihr Mann de Padilla, die Herren Niemann, Betz, Ernst und Fricke. In den Pausen wurden Erfrischungen umhergereicht, doch aller Blicke hingen an dem Jubelpaare; denn der Kaiser, der den stützenden Stock abgelegt hatte und ebenso die Kaiserin gingen umher, und zeigten in ihrer freundlichen Unterhaltung keinerlei Ermüdung. Ja selbst nach der Tafel, welche dem Concert folgte, erschien Kaiserin Augusta noch einmal, um sich von ihren Gästen zu verabschieden.

Kaiserin Augusta erließ am Tage der goldenen Hochzeit ein Schreiben an die vaterländischen und Frauenhülfsvereine, welche eine Sammlung von 68,945 Mk. 52 Pf. aufgebracht und als Festgeschenk überreicht hatten, und welches die Stiftung des guten Werkes: „Frauentrost" veranlaßte. Das Schreiben lautete:

„Der ernste Erinnerungstag, der Uns mit dem Familienleben Deutschlands so innig verbindet, giebt Mir in dem Ausdruck allgemeiner Teilnahme eine besondere Veranlassung zum Dank gegen Gott. Aus weiten Kreisen deutscher Frauenherzen empfange Ich Zeichen einer Gesinnung, welche die Gebenden, wie die Empfängerin gleich ehrt; denn das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ohne Unterschied des Bekenntnisses, des Standes, der Arbeit, ist die Quelle jener großen Freude, welche Mir heut durch die deutschen Frauen bereitet wird. Ich würde in den Mir zugewandten Gaben eine ernste Verantwortung erblicken, wenn Ich nicht darauf bedacht wäre, ihrer Verwendung sofort die gemeinnützige Bestimmung zu geben. Unter Vorbehalt der zu erlassenden Statuten, habe Ich vorläufig beschlossen, die Gaben unter der Benennung „Frauentrost" als bleibenden Nationalbesitz anzulegen und durch den ständigen Ausschuß des deutschen Frauenverbandes verwalten zu lassen, mit der Maßgabe, daß jährlich am 11. Juli die Zinsen des Kapitals ganz oder teilweise den betreffenden Frauenvereinen zu überweisen sind. — Neben dieser Mir überlieferten Gabe habe Ich dankbar der von vielen Frauenvereinen gegründeten Stiftungen zu gedenken, die als schöner Beweis echter Vaterlandsliebe, eine bleibende Erinnerung an diese seltene Feier durch wohlthätige Spenden erhalten und die Ausübung werkthätiger Nächstenliebe erweitern und fördern werden. Gott segne den Erfolg für ganz Deutschland.

Berlin, 11. Juni 1879.

Augusta."

An ihren Bruder, den Großherzog von Sachsen, erließ die Kaiserin folgendes Schreiben:

„Wenn Ich mir des Vorrechts bewußt bin, als Schwester diese Zeilen an Dich zu richten, welche für Weimar bestimmt sind, so erkenne Ich zunächst mit gerührtem Herzen, was Ich dem Andenken Unserer Eltern und Großeltern schulde, wie ihr erhabenes Beispiel und die Grundlage, die sie gelegt, Mir in allen Wechselfällen des Lebens hülfreich gewesen sind, und wie treu Ich Meinem Vaterhause geblieben bin. Dann aber muß Ich es aussprechen, welche besondere Veranlassung Ich habe, den fortdauernden Beziehungen zu Unserm Heimatlande vollste Dankbarkeit zu widmen, denn bei jeder sich darbietenden Gelegenheit spricht sich daselbst

eine Teilnahme für mich aus, auf die Ich den größten Wert lege, und die Mich insbesondere wohlthuend bei dieser ernsten Feier berührte. Zahllose Beweise rührender Anhänglichkeit sind Mir zu Teil geworden, und wenn Ich es auch empfinde, wie wenig Worte ein Gefühl, wie das Meinige auszudrücken vermögen, so liegt es Mir doch am Herzen, ungesäumt durch Deine Vermittelung allseitig herzlich zu danken. Gott segne Mein Vaterhaus und Meine Heimat.

Berlin, den 14. Juli 1879.

Augusta."

Im Laufe des ganzen Jahres 1879 war die Kaiserin bestrebt, milde Stiftungen zu schaffen und wohlthätige Anstalten zu unterstützen. So erhielt der Volksküchenvorstand 3000 Mark als Grundlage einer Pensionskasse für das Dienstpersonal, welche in dem Verein als Kaiserin-Augustastiftung verwaltet wird.

Der Alterversorgungsanstalt der jüdischen Gemeinde in Berlin übersandte die Kaiserin das Bild des Kaisers mit folgendem Handschreiben:

„Ich freue Mich, zu dem 50jährigen Bestehen einer Anstalt glückwünschen zu können, deren Wert Ich durch persönliche Kenntnis schätze und die berufen ist, auch in ferneren Zeiten segensreich für die Mitbürger Berlin's zu wirken. Ich übersende der Anstalt beifolgend das Bild des Kaisers.

Baden-Baden, den 3. Oktober 1879.

Augusta."

Bei dem zum Schlusse des Jahres 1879 herrschenden Notstand in Oberschlesien zeigten sich die vaterländischen Frauenvereine wieder in segensreichster Weise. Kaum waren die traurigen Zustände bekannt geworden, so beauftragte die Kaiserin den Minister außer Diensten Dr. Friedenthal an Ort und Stelle die Hülfsthätigkeit der Frauenvereine zu organisieren.

Am 14. Dezember berief die Kaiserin eine Vorstandsversammlung, in welcher die hohe Frau selbst die Debatten leitete und wiederholt das Wort ergriff. Die Ansichten vereinigten sich dahin, daß die Thätigkeit der Frauen darauf gerichtet sei, in den Ortschaften, welche von der Hungersnot litten, Volksküchen zu errichten, Kleidungsstücke zu beschaffen und Krankenpflege-Anstalten zu eröffnen.

Dies geschah und trug wesentlich zur Linderung des Elends in Oberschlesien bei, wo bereits eine Typhusepidemie ausgebrochen war. In der 14. Generalversammlung des vaterländischen Frauenvereins im März 1880, welcher auch die Großherzogin von Baden und die Erbprinzessin von Sachsen-Weimar beiwohnte, wurde über den Notstand in Schlesien berichtet, daß daselbst 427 Notstandsküchen eingerichtet worden, in denen 3,250,000 Portionen Essen verteilt worden seien. Als die Kaiserin einige Abschiedsworte an diese Versammlung richtete, war der Schluß derselben der warme Dank für die großartige Hülfe, die für Oberschlesien dargebracht ist, ein Segen für die Gegenwart, ein Vorbild für die Zukunft." —

Das Jahr 1880 brachte dem kaiserlichen Hofe viele Gäste aus fernen Erdteilen: Gesandschaften aus Siam und Marokko, Japan und China, welche das Kaiserpaar in Koblenz empfing.

Am 15. Oktober 1880 reiste Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin nach Köln, wo die Einweihung des nun vollendeten Dombaues gefeiert wurde; seit vielen Jahren hatte die hohe Frau diesem herrlichen Kunstwerke ihre fördernde und thatkräftige Teilnahme zugewandt. Die Hochzeitsfeier des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta Victoria von Schleswig-Holstein war das erste freudige Ereignis, welche das Jahr 1881 dem deutschen Kaiserhause brachte. Der Einzug der Prinzessin versetzte Berlin in einen Festesjubel und die ehrwürdigen kaiserlichen Großeltern konnten sich in noch rüstiger Gesundheit an den Feierlichkeiten beteiligen. Kaum waren die Hochzeitsglocken verklungen, so tönte eine neue frohe Botschaft von dem badischen Hofe. Prinzessin Vicioria, die einzige Tochter des Großherzogs und der Großherzogin von Baden hatte sich mit dem Kronprinzen von Schweden und Norwegen verlobt. Doch die freudige Stimmung, die dieses Ereignis im Kaiserhause hervorbrachte, wurde durch die grauenerregende Nachricht von dem Attentat auf den Kaiser von Rußland Alexander und dessen entsetzlichem Tode auf das schmerzlichste zerstört.

Die kaiserlichen Eltern zu trösten war wieder der Großherzogin von Baden und der Prinzessin Braut beschieden, welche am 22. März zu des Vaters Geburtstag nach Berlin kamen. In dieser Zeit hat auch der Volksküchenverein einen Festtag zu verzeichnen, indem am 25. März Kaiserin Augusta mit ihrer Tochter der Großherzogin und ihrer Enkelin Prinzessin Victoria, damals Braut des Kronprinzen von Schweden, die 10. Volksküche besuchte. Es war ein unvergeßlicher Anblick, diese drei Fürstinnen wie am Familientische in den niederen Kellerräumen der Volksküche von den einfachen Tagesspeisen kosten zu sehen und Zeuge ihrer leutseligen Unterhaltung zu sein.

Am 2. Osterfeiertag veranstaltete die Kaiserin für diejenigen Zöglinge des Augustastiftes, welche nicht zu den Ferien nach Hause gefahren waren wie alljährlich ein „Eiersuchen." Drei Hofwagen brachten die jungen Mädchen mit der Oberin und einer Erzieherin nach dem Palais. Munter ging es die Marmortreppe hinauf in die Gemächer der kaiserlichen Protektorin.

Im weißen Balkonsaal wurden sie von der Palastdame, Gräfin Hacke, in deren Ressort die Stiftungen der Kaiserin gehörten, und vom Präsidenten Gamet, dem Curator der Anstalt, empfangen; nun erschien der Kronprinz mit seinen vier Töchtern: Charlotte, Victoria, Sophie und Margarete, und bald tanzten alle im fröhlichen Reigen.

Die Kaiserin, die inzwischen, begrüßt von den Kindern, eingetreten war, beteiligte sich an der Freude der Jugend. Mit ihrer Erlaubnis gingen alle in das nächstgelegene Zimmer, um hier die versteckten Ostereier zu suchen.

Rot, gelb und blaugefärbt wurden sie hinter den Vasen, unter Sopha's und Lehnstühlen aus allen Ecken hervorgeholt und Jubelrufe begleiteten jeden Fund.

Darauf versammelten sich alle um die Kaiserin und den Kronprinzen zum Thee und nach fröhlicher Unterhaltung und beladen mit ihren Ostergaben kehrte die junge Mädchenschaar nach Charlottenburg zurück.

Im Mai 1888 begab sich die Kaiserin wie alljährlich zur Kur nach Baden-Baden und von dort nach Koblenz, nachdem am 20. Juni eine Zusammenkunft mit dem schwedischen Königspaar im Schlosse Brühl stattgefunden hatte. Als die hohe Frau drei Tage später am 23. Juni dem in Ems weilenden Kaiser Wilhelm einen Besuch abstattete, zog sie sich auf der Rückfahrt eine heftige Erkältung zu. Eine Darmverschlingung brachte das Leben der hohen Frau in größte Gefahr. Die Notwendigkeit eines operativen Eingriffs stellte sich heraus. Von dem Leibarzt, Geh. Medizinalrat Dr. Velten wurde mit Genehmigung des Kaisers der Geh. Medizinalrat Professor Busch aus Bonn herbeigerufen. Zugleich mit diesem traf Dr. von Lauer in Koblenz ein. Die Kaiserin zeigte sich wunderbar ruhig und gefaßt, als sie von der Operation hörte; sie sprach nur den Wunsch aus, vorher das Abendmahl zu nehmen. Bei dieser feierlichen Handlung zeigte sie, trotz der Zunahme unerträglicher Schmerzen, die ihr eigene Selbstbeherrschung.

Die Operation nahm ein und eine halbe Stunde in Anspruch, da außer der Aufhebung der Darmverschlingung noch ein anderes Uebel zu beseitigen war, welches der Kaiserin Jahrzehnte lang von Zeit zu Zeit furchtbare Qualen bereitet hatte. Die Operation verlief glücklich; die Gefahr ging vorüber, aber nur langsam erholte sich die hohe Kranke von dem schweren Unfall. In der nächsten und täglichen Umgebung der Kaiserin waren außer der Gräfin Hacke, welche die Herrin seit 1840 auf allen Wegen begleitete, ihre treuen Kammerfrauen: Fräulein von Reindorf, Fräulein Bachem, Fräulein von Schöler und Fräulein Dominicus, die sich am Krankenbett abwechselten, außerdem hatten die specielle Pflege die Stiftschwestern und Diakonissinen. Von dieser Krankheit konnte sich die Kaiserin nie mehr ganz erholen. Lange Zeit mußte sie ununterbrochen in liegender Stellung verharren. Fortdauernd zeigte sie einen hohen Grad heroischer Selbstbeherrschung und zugleich rührender Fürsorge für andere. Sie wünschte, zurückgezogen vom Hofleben ihre Leiden zu ertragen. „Es sollen alle“, so sagte sie, „von denen ich geliebt werde, jederzeit und regelmäßig erfahren, wie es geht, aber es soll keiner in seinem regelmäßigen Thun und Denken gestört werden.“ So wollte sie auch, daß von Seite der ihrigen nichts von den festgesetzten Sommerplänen aufgegeben werde. Als man in Rücksicht auf ihren leidenden Zustand einige Zeit die Musik bei der Parade in Koblenz nicht hatte spielen lassen, befahl sie ausdrücklich, daß von den, dem Publikum gewohnten Annehmlichkeiten, aus Rücksicht auf ihre Krankheit nicht soll abgesehen werden. Gegen Ende August bezeugte folgendes Schreiben der Kaiserin an den Reichskanzler ihre fortschreitende Genesung:

„Da Ich nach langer schmerzlicher Krankheit nunmehr durch Gottes Gnade in die Reconvalescenz trete, sehne Ich Mich von ganzem Herzen danach, hierdurch den tiefempfundenen Dank auszusprechen, den Ich allseitig für so große, Mich wahrhaft ergreifende Teilnahme schulde. Von Nah und Fern, von Vereinen und Privatpersonen, von allen Stufen der Bevölkerung, wie aus allen Klassen der Gesellschaft, aus dem weiten Kreise aller Bekenntnisse und Stände und aus

fremden Landen sind Mir Zeichen jener Teilnahme zugegangen, die ihren Lohn trägt in dem Bewußtsein, Mir wohlgethan zu haben, die Ich aber nie vergessen darf, wenn es Mir gelingt, nach Wiederkehr Meiner noch fehlenden Kräfte Meinen Beruf an der Seite des Kaisers pflichttreu weiter zu führen. Damit dieser Dank warm und herzlich, wie Ich ihn empfinde, Alle erreiche, die Meiner so mitfühlend gedacht haben, ersuche Ich Sie, das Vorstehende in entsprechender Weise bekannt zu machen.

Coblenz, den 27. August 1881.

Augusta."

An den Reichskanzler.

Am 14. September konnte die Kaiserin wieder nach Baden-Baden übersiedeln, von wo sie nach Karlsruhe fuhr, um am 20. September dem herrlichen Doppelfeste der Silberhochzeit des Großherzoglichen Ehepaars und der Hochzeitsfeierlichkeit der geliebten Enkelin Victoria mit dem Kronprinzen von Schweden beizuwohnen und am 30. September ihren 70. Geburtstag im engsten Familienkreis zu feiern.

Den Familienfesten folgte eine Zeit banger Sorge um den Großherzog von Baden, der gefährlich krank darniederlag. Die Kaiserin blieb der erlauchten Tochter nahe und spendete ihr am Krankenlager des teuren Gatten Trost, bis die Gefahr beseitigt war. Dann erst kehrte sie nach Berlin zurück.

Hier nahm die Monarchin ihre Thätigkeit für die von ihr protegirten Vereine und Wohlthätigkeitsanstalten wieder auf und hatte zu gleicher Zeit das Protektorat über die schon 1881 geplante Deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens angenommen. Am 30. Dezember fand die erste Sitzung des Ausschusses statt, welcher die Kaiserin in Begleitung ihres Sohnes des Kronprinzen und gefolgt von dem Kabinetssekretär, Herrn v. d. Knesebeck beiwohnte. Mehrmals ergriff dort die Kaiserin das Wort, namentlich, um auf den engen Zusammenhang der Vereine des Roten Kreuzes hinzuweisen, von dem sie wünschte, daß er sich in gemeinschaftlicher Thätigkeit für Deutschland und Österreich geltend mache. —

Am 2. Februar 1882 erließ die Kaiserin an den Vorstand des vaterländischen Frauenvereins folgendes Schreiben, welches ihre Fürsorge für dessen Zukunft wiederum darthat:

„Die stetig zunehmende Ausdehnung und der sich entsprechend erweiternde Wirkungskreis des vaterländischen Frauenvereins lassen es wünschenswert erscheinen, die vor 15 Jahren begründete Organisation desselben so zu befestigen, daß insbesondere im Hinblick auf die Zukunft diejenigen Obliegenheiten in der Leitung der Vereinsaufgaben, welche nach Maßgabe der Verhältnisse sich im Laufe der Zeit als wichtig erwiesen und bewährt haben, von Meiner persönlichen Einwirkung, sowie vom Personenwechsel überhaupt unabhängiger gestaltet werden. In Erwägung des Umstandes, daß die Verantwortlichkeit in der Bestimmung der zu treffenden Anordnungen mit der zunehmenden Wirksamkeit des vaterländischen Frauenvereins gewachsen ist, und um die Aufgabe der jedesmaligen Vorsitzenden zu erleichtern, wünsche Ich, daß die in der Sitzung des Vorstandes vom 23. Januar d. J. gefaßten Beschlüsse, unbe-

schadet der sonst bestehenden Einrichtungen folgendermaßen in Kraft treten: A. Zur Vorbereitung und Anregung alles Wichtigen, namentlich der die Verfassung, Organisation, Fortentwickelung und Thätigkeit des Hauptvereins, sowie seine Beziehungen zu dem Verbande der deutschen Frauenvereine des Roten Kreuzes zu anderen verwandten Vereinen, zu den Staats- und Kommunalbehörden betreffenden Angelegenheiten soll als dauernde Einrichtung ein geschäftsführender Ausschuß bestehen. Derselbe wird gebildet aus männlichen Mitgliedern des Vorstandes: a. aus einem von der allerhöchsten Protektorin zu ernennenden Vorsitzenden, b. aus dem Schriftführer des Vereins, welcher, sofern er nicht zum Vorsitzenden ernannt ist, die Stellvertretung des letzteren führt, c. aus mindestens drei anderen Mitgliedern und zwar 1) dem Mitgliede, welches die Vertretung des vaterländischen Frauenvereins in dem ständigen Ausschusse des deutschen Frauenverbandes führt, 2. dem Mitgliede, welches die Angelegenheit, betreffend die Verbindung mit dem Centralkomitee des preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger bearbeitet, 3. einem vom Vorstand erwählten Mitgliede. Die Vorsitzende des Hauptvereins nimmt an den Sitzungen des Ausschusses mit Stimmrecht theil. Der Ausschuß regelt seine Geschäftsordnung und Geschäftsverteilung. B. Soweit das Bedürfnis hervortritt, daß die Provinzialvereine durch ihnen angehörige Mitglieder innerhalb des Gesamtvorstandes vertreten werden, sind bezügliche Vorschläge der allerhöchsten Protektorin zu unterbreiten und ist nach Erfolg der allerhöchsten Genehmigung die Wahl auf dem durch das Statut vorgezeichneten Wege zu vollziehen. Gleichzeitig ernenne Ich den Staatsminister Dr. Friedenthal zum Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses, wovon derselbe entsprechend in Kenntnis zu setzen sein würde.

Berlin, den 2. Februar 1882. Augusta."

An dem Bau und der Vollendung der Gebäude der allgemeinen Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen hatte die Kaiserin den wärmsten Anteil genommen und die Anlagen vor ihrer Frühlingsreise nach Baden-Baden besucht. Es machte auf die hohe Protektorin derselben daher einen höchst betrübenden Eindruck, als die Schreckenskunde zu ihr drang, daß nahe vor dem Termin der Eröffnung das Hauptgebäude mit seinem so überreichen Inhalt, — von dem vieles unersetzlich, ein Raub der Flammen geworden war. Sofort sprach sie den Wunsch aus, daß das Unternehmen in vollem Umfange wieder erstehe. Sie selbst beteiligte sich an dem Ersatz für das Verlorene, in großartiger und weitgehender Weise.

Wenige Monate darauf, als die Kaiserin in Babelsberg im August zu kurzem Sommeraufenthalt mit dem Kaiser weilte, geschah ihr ein persönliches Mißgeschick, durch zweimaligen Fall im Zimmer, von dessen Folgen sich die Kaiserin nie wieder ganz erholte.

— Bei den weitausgedehnten Ueberschwemmungen, von welchen die Rheinlande noch im Spätherbst des Jahres 1882 betroffen wurden, zeigte sich wieder die Hülfebereitschaft der Kaiserin, die am 28. November folgendes Handschreiben an die Vorsitzende des vaterländischen Frauenvereins erließ:

„Ich bin Zeuge von den leider noch steigenden Verheerungen, welche durch die Ueberschwemmungen des Rheins verursacht werden. Von Mannheim bis Köln werden die Spuren dieser ganz anormalen Kalamität fühlbar bleiben; Dorfschaften und niedere Stadtteile stehen unter Wasser, Wintervorräte sind zerstört, anderer Schäden nicht zu gedenken. Dies ist einer jener Momente, wo die Thätigkeit der

Zweigvereine sich bewähren muß und Ich werde es für angemessen erachten, sofort darauf einzuwirken. Der Coblenzer Zweigverein ist bereits mit gutem Beispiel vorangegangen, und ich hoffe, daß überall, wo es not thut, die gleiche Teilnahme sich erweisen wird.

Coblenz, den 28. November 1882. Augusta."

Dieses Kaiserliche Mahnwort hatte den segensreichsten Erfolg. Die vaterländischen Frauenvereine zeigten sich wieder bei diesem Notstand als eine stets hülfsbereite, gerüstete Armee, sich in umfassender Weise bethätigende, durch reiche Geldmittel der Bevölkerung unterstützte Kräfte. —

Im Januar 1882 feierte die Kaiserfamilie die Silberhochzeit des Deutschen Kronprinzenpaares, an welcher das Volk, in allen Schichten der Gesellschaft, den freudigsten Anteil nahm.

Indessen verschlimmerte sich der Gesundheitszustand der Kaiserin Augusta, die fast immer, in Folge jener durch den Fall in Babelsberg, erlittenen Quetschungen in liegender oder sitzender Stellung verharren mußte, dennoch aber, vermöge ihrer seltenen Energie, immer wieder Gehversuche machte. In dieser Zeit begann die Massagecour ganz vortrefflich bei der hohen Patientin sich zu bewähren, die Jahre lang fortgesetzt wurde. Die schmerzhaften Leiden hinderten jedoch die hochherzige Frau nicht, den lebhaftesten Anteil an der Eröffnung der wiedererstandenen Ausstellung für Hygiene, am 15. Mai 1883 zu nehmen, obgleich sie zur Zeit in Baden weilte, wohin sie in jenem Jahre schon am 19. April fuhr.

Ein Handschreiben der Kaiserin an Dr. von Langenbeck spricht diese Teilnahme aus:

„Ich habe soeben den Bericht der Preisrichter erhalten, an deren Spitze ihr, um die leidende Menschheit so hochverdienter Name steht. Es liegt Mir am Herzen, ungesäumt Ihnen zu danken und zwar, vermöge des Mandats, welches der Dienst der Humanität Meiner Stellung gewährt. Sie haben mit ihren Kollegen des Preisrichteramts gewissenhaft und nicht ohne große Mühe, eine Aufgabe gelöst, welche den Wert der Hygiene-Ausstellung dauernd anerkennt und fortwirken läßt. Es ist für Uns eine Freude gewesen, mit hervorragenden Vertretern der Wissenschaft und des Gemeinwesens befreundeter Staaten in Verbindung hierbei zu wirken und Ich werde den Vorschlägen gemäß in Betreff der Verteilung der Ehrenpreise und Dankschreiben verfahren. Ich bitte Sie, diesen Meinen herzlichsten Dank Ihren sämtlichen Kollegen zu übermitteln.

Coblenz, den 12. Juni 1883. Augusta."

Erst im Herbst, im September, konnte die Kaiserin bei ihrer Rückkehr vom Rhein das große internationale Werk selbst in Augenschein nehmen und allen Beteiligten wird es unvergeßlich sein, wie die seelengroße Frau trotz ihres damals sehr hinfälligen Zustandes von einer Stätte zur anderen sich hinrollen ließ, um jedem einzelnen Aussteller gerecht zu werden, aufmerksam bemüht, daß kein Gegenstand ihr entgehe, der zur Rettung oder zur Erhaltung des menschlichen Wohles bestimmt war. Jedem Vertreter wußte die Kaiserin anerkennende, huldreiche

Worte zu sagen und in allen Äußerungen zeigte sich ihre eingehende Beobachtung, das feine Verständnis für die hier dargestellten Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunstindustrie im Dienste der Gesundheits- und Krankenpflege, zur Rettung Unglücklicher, sowie zur Erleichterung unzähliger Übel.

— Zu den gemeinnützigen Instituten, die sich des besonderen Wohlwollens der Kaiserin Augusta erfreuen, gehört die Berliner Feuerwehr, für deren verunglückte Mannschaften sie durch fortgesetzte Beiträge eine Unterstützungskasse stiftete. Alljährlich einmal ließ sich die Kaiserin von dem Branddirektor die verdienstvollsten Feuerwehrmänner vorstellen, so lange der Kaiser lebte, in dessen Beisein, und nachdem sie sich über jeden Einzelnen berichten ließ und sich auf's leutseligste mit den Vorgestellten unterhielt, wurden sie mit wertvollen Erinnerungszeichen entlassen.

Im Juni 1884 richtete die Kaiserin an den Reichskanzler folgendes Handschreiben, als sie verhindert war, der Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes in Berlin beizuwohnen:

„Die Grundsteinlegung zum Reichstagsgebäude durch den Kaiser, ist eine so ernste Feier, daß ich Meinem tiefen Bedauern über Meine Abwesenheit bei derselben Ihnen gegenüber Ausdruck zu geben wohl berechtigt bin. Aufrichtig bringe ich dieser Nationalfeier treue Segenswünsche dar, für Kaiser und Reich, für den inneren und äußeren Frieden, in Gegenwart und Zukunft, dem weiblichen Beruf entsprechend, der wahre Vaterlandsliebe bedingt. Augusta."

Auch dem Minister Goßler äußerte die Kaiserin am 30. Oktober desselben Jahres von Koblenz aus ihr Bedauern, an der Einweihung der technischen Hochschule in Charlottenburg nicht persönlich teilnehmen zu können, indem sie auch für dies Unternehmen das vollste Interesse zu erkennen gegeben hatte.

Drei Jahre waren verflossen, seit die Kaiserin, behindert durch ihr leidendes Befinden, die Volksküchen nicht besucht hatte, da wurde den beteiligten Vorstandsdamen die große Freude am 11. März 1885, ihre Protektorin mit der Prinzessin Wilhelm in der 15. Volksküche in Alt-Moabit begrüßen zu dürfen.

In der huldvollen Ansprache, welche Kaiserin Augusta damals an die Vorsteherinnen hielt, sagte sie: „Es war mein Wunsch, Prinzessin Wilhelm,*) in ein Werk einzuführen, das so segensreich seit Jahren wirkt und unserer Stadt zur Ehre gereicht!"

Der im Herbst 1884 zu Genf tagenden 3. internationalen Konferenz der Gesellschaften vom Roten Kreuz wurde von der Kaiserin ein namhafter Preis für eine hervorragende Leistung auf dem Gebiete des Feldsanitätswesens zur Verfügung gestellt. Die Konferenz entschied sich, denselben für das beste Modell einer transportablen Lazaret-Baracke auszusetzen und das internationale Komitee des Roten Kreuzes zu Genf übernahm mit dankenswerter Bereitwilligkeit die erforderlichen Vorarbeiten für die Einleitung und Durchführung des Wettbewerbes. Nicht

*) Die jetzige Kaiserin.

zum ersten Male sah es sich allgemeinen, über die engeren Grenzen der eigentlichen Krankenpflege hinausgehenden Aufgaben wie dieser gegenübergestellt.

Erst im Jahre 1882 hatte es die Improvisierung von Behandlungs- und Transportmitteln, sowie von Lazareträumlichkeiten als Preisfragen ausgeschrieben.

In Ausführung des neuen Unternehmens erließ das internationale Komitee im Februar 1885 eine Aufforderung zur Konkurrenz-Ausstellung von Modellen transportabler Baracken unter gleichzeitiger Veröffentlichung des die näheren Bedingungen hierfür enthaltenden Programms, dessen Bearbeitung einer Spezial-Kommission obgelegen hatte. Als Ausstellungsort war Antwerpen mit Rücksicht auf die daselbst in Aussicht stehende Weltausstellung vereinbart worden, als Zeit der Anfang September 1885. Die Königlich Belgische Regierung, die Behörden Antwerpens und das Komitee der Weltausstellung förderten das Unternehmen in entgegenkommendster Weise, so daß dasselbe sich unter den günstigsten Bedingungen entwickeln und planmäßig vollziehen konnte.

Zur Prüfung und Beurteilung der auszustellenden Modelle war eine Jury von Vertretern verschiedener Nationen designirt worden.

Neben all diesen, auf das Große und Allgemeine gerichteten Bestreben bethätigte Kaiserin Augusta überall eine herzliche Teilnahme für jeden Unglücklichen, der Hülfe suchend sich ihr nahte.

Anfang Juli 1885 feierte das Garde-Grenadier-Regiment, dem Kaiserin Augusta als Chef vorstand, das 25jährige Jubiläum seines Bestehens. Die Kaiserin, die damals in Koblenz weilte, fuhr, begleitet von Prinz Wilhelm zu Pferde, zu dieser Festlichkeit auf das Fort Alexander, wo der Regimentsappell stattfand, bei welchem sie von dem Kommandeur Oberst von Schauroth folgende Ansprache verlesen ließ:

An mein Garde-Grenadier-Regiment!

„Es gereicht mir zur hohen Freude, Meinem Regiment zu dem Jahrestage seines 25jährigen Bestehens Meinen Glückwunsch aussprechen zu können. Seit beinahe eben so viel Jahren verdankte ich der Gnade Sr. Majestät des Kaisers und Königs die Berechtigung dem Regiment als Chef und dadurch der Armee anzugehören. Ich blicke daher zurück auf einen von gemeinsamen, ehrenvollen Erinnerungen erfüllten Zeitraum. Es ist dem Regiment vergönnt, seine Thaten auf glorreichen Blättern der vaterländischen Geschichte ruhmvoll verzeichnet zu sehen, zur Ehre seiner Führer, zum Stolz seiner Rheinischen Heimat. Möchte es dieser Erinnerung getreu, durch seine ferneren Leistungen sich die Zufriedenheit seines Allerhöchsten Kriegsherrn stets erwerben, dann wird die Zukunft sich würdig an die Vergangenheit reihen und sein Name hochgeachtet bleiben im Heer und im Vaterland. Mit diesem Wunsche im Herzen und dankbar für die Treue und Hingebung Meines tapferen Regiments stimme ich heute mit demselben ein in den Freudenruf: Seine Majestät der Kaiser und König lebe hoch!

Koblenz, den 4. Juli 1885.

Augusta."

Ein das Deutsche Kaiserpaar herzerfreuendes Erlebnis war die Vermählung des Erbgroßherzogs von Baden mit der Prinzessin Hilda von Nassau, welche im September 1885 stattfand. An der Seite ihres Gemahls und ihres Sohnes, des Kronprinzen, wie vereint mit der Großherzogin und dem Großherzog von Baden wohnte die Kaiserin dem feierlichen Einzuge des jungen Paares bei. —

— Zu den von der Kaiserin protegierten Vereinen gehört auch das Magdalenenstift und die Magdalenenhülfe Siloah in Pankow. Die Kaiserin hatte mit feinem Verständnis herausgefunden, daß in einer Anstalt zur Rettung gefallener Mädchen unmöglich die minorennen, kaum den Kinderschuhen entwachsenen, mit den älteren vereint bleiben dürfen. So ergriff Kaiserin Augusta die Initiative zu einer neuen Stiftung, in welcher nur minderjährige Mädchen Aufnahme und mütterliche Erziehung erhalten. Im Mai 1886 berief die Kaiserin das Kuratorium des Magdalenenstiftes in das Palais und ließ sich eingehenden Bericht über alle Ereignisse und Erfolge des Magdalenenstiftes und den Bau, die Einrichtung und fortschreitende Entwicklung der Filiale Siloah erstatten.

Wie sehr es der Kaiserin um Rettung, Erziehung und Bewahrung der weiblichen Jugend zu thun ist und wie schnell entschlossen sie in Ausführung eines gefaßten guten Gedankens, geht aus Folgendem hervor: als ich die Ehre hatte im Jahre 1868 zum ersten Mal zur Audienz der Kaiserin befohlen zu werden, (es geschah in Angelegenheit des damals von mir begründeten Kinderschutzvereins,) kam die Rede auf das Magdalenenstift. Die Kaiserin sprach ihre Betrübnis darüber aus, daß so wenig erfreuliche Erfolge an den einmal gesunkenen Mädchen zu erzielen seien. Ich erlaubte mir zu bemerken, daß, weit mehr als bisher, vorbeugend gearbeitet werden müßte durch der weiblichen schulentlassenen Jugend gewidmete Fürsorge. Zwei Kategorien, so sagte ich, liefern die Hauptmasse dieser unglücklichen Verlorenen: Die aus der Schule tretenden, in die Fabriken gehenden Mädchen und die aus der Waisenpflege entlassenen, um die sich dann Niemand kümmert. Erstaunt sah mich die hohe Frau an und fragte: „Wissen Sie bestimmt, daß die entlassenen Waisenmädchen keinen Zusammenhang mit der Aufsicht und Pflege haben?“ Ich bejahte es und fügte hinzu: Es wäre doch gut, wenn gerade diese schutzlosen Mädchen in dem gefährlichen Entwicklungsalter noch eine angemessene Fortbildung für einen Beruf erhielten, z. B. dem hauswirtschaftlichen und dem als Kinderpflegerin.

Wie glücklich machte es mich, als ich kurze Zeit darauf in den Tagesblättern las, Königin Augusta habe sich eingehende Berichte über die Waisenpflege gefordert und den Wunsch einer Reorganisation ausgesprochen, welche die entlassenen Mädchen in ihrer Fortbildung berücksichtigt und sie dann noch zwei Jahre unter Aufsicht der Waisenpflege stellt.

Seit jener Zeit hat die Berliner Waisenpflege die wohlthätige Organisation erhalten, daß jedes schulentlassene Mädchen einen Fortbildungskursus durchmacht und auch später im Zusammenhang mit der Behörde resp. mit der ihr beigegebenen Waisenmutter steht.

Ebenso fürsorglich wie für die weibliche Jugend, war die Kaiserin darauf bedacht, die im Familiendienst treu bewährten Frauen auszuzeichnen und sie im Alter zu unterstützen. So erteilt sie für 40jährige treue Dienste das goldene Dienstbotenkreuz und stiftete vereint mit dem Kaiser ein Asyl zur Altersversorgung für Eheleute.

Gefahrdrohend wie zu keiner Zeit nach dem französischen Kriege war der Vorfrühling des Jahres 1887 für das deutsche Reich. In Osten und Westen schienen sich Kriegswetter zu türmen. Aufregende Vorfälle an der deutsch-französischen Grenze und die anscheinend feindliche Haltung Rußlands führten im Reichstag den 21. Februar zu dem Beschlusse des Septenats, welches die erforderlich erachtete Heeresverstärkung für 7 Jahre sicherte. Grade dieser Beschluß trug dazu bei den Frieden zu erhalten. Bald darauf wurde der 90. Geburtstag Kaiser Wilhelms mit Jubel von dem gesamten deutschen Volk gefeiert. Es war der letzte ungetrübte Festesglanz, der am 22. März das Leben des deutschen Kaiserpaares verklärte. Alle Stämme, Stände und Parteien wetteiferten, ohne Rücksicht auf die heftigen politischen Kämpfe, welche grade jetzt das Volk in verschiedene Heerlager teilten, untereinander in der warmen Liebe, mit welcher sie ihrem geliebten Monarchen ihre Gefühle kundgaben. Fünfundzwanzig Mitglieder regierender Häuser umgaben an dem Festtage Kaiser Wilhelm, der auch noch die Freude hatte, die Verlobung seines Enkels, des Prinzen Heinrich mit der Prinzessin Irene von Hessen verkündigen zu können.

Vereint mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, Enkeln und Urenkeln erfreute sich der greise Kaiser aller dargebrachten Huldigungen, auf welche er mit den ergreifenden Worten dankte: „es giebt wahrlich für mich kein größeres Glück, kein erhebenderes Bewußtsein, als zu wissen, daß in solcher Weise die Herzen meines Volkes mir entgegenschlagen. Möge mir diese Treue und Anhänglichkeit als ein teures Gut, welches die letzten Jahre meines Lebens hell erleuchtet, erhalten bleiben! Mein Sinnen und Denken aber soll wie bisher, so auch ferner, für die Zeit, welche mir zu wirken noch beschieden sein wird, darauf gerichtet sein, die Wohlfahrt und Sicherheit meines Volkes zu heben und zu fördern. —

Bald nach dem Geburtstag erkrankte der Kaiser, und als er kaum genesen war, versetzte das beginnende Leiden des Kronprinzen die kaiserlichen Eltern in Betrübnis und Gemütsbewegung. Später als sonst begab sich in diesem Jahre die Kaiserin zur Frühlingskur nach Baden, während ihre erlauchte Tochter sie bei dem Kaiser vertrat, welcher, genesen, erst nach Kiel ging und dann seine alljährliche Badereise nach Ems unternahm.

Am 13. Juni reisten der Kronprinz, die Kronprinzessin und die Prinzessinnen zu den Feierlichkeiten des 50jährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria nach England. Von dort aus trafen die ersten besorgniserregenden Nachrichten über das Befinden des Kronprinzen ein. Dennoch hatte kein Mitglied des Kaiserlichen Hauses eine Ahnung von dem furchtbaren Ernste des aufkeimenden Übels. Der Kaiser machte seine Sommerreisen nach Ems und Gastein; die

Kaiserin nach Baden, Koblenz und Homburg und beide trafen im Laufe des Augusts in Babelsberg wieder zusammen.

Anfang September begleitete die Kaiserin den hohen Gemahl nach Stettin, wo sie in den Räumen des Königlichen Schlosses am 15. September die Vorstände und Delegierten sämtlicher dortiger Wohlthätigkeitsanstalten um sich versammelte. Dem Empfange wohnte auch Prinzessin Wilhelm bei.

In einer Zeit der fanatischen Agitation des Antisemitismus sind auch bei dieser Gelegenheit die Äußerungen bemerkenswert, welche Kaiserin Augusta zu den Vertretern israelitischer Wohlthätigkeitsanstalten in Stettin gethan hat: „Ich freue Mich, daß Ich auch hier wiederum Gelegenheit habe, Meine vollste Anerkennung Ihres Wohlthätigkeitssinnes aussprechen zu können. Ich bin Ihren Glaubensgenossen auf diesem Gebiet oft begegnet und habe stets Opferwilligkeit und hingebende Liebe bei ihnen wahrgenommen. Auch hier zeigt sich, wie ich zu meiner Freude höre, dieselbe menschenfreundliche Gesinnung in den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten, und Ich spreche Ihnen meine wärmste Teilnahme an diesen Bestrebungen aus, deren Gedeihen mir sehr am Herzen liegt. In Berlin habe ich oft die jüdischen Wohlthätigkeitsanstalten besucht und immer gefunden, daß sie geradezu musterhaft sind. Ich wünsche Ihnen, daß es auch Ihnen gelingen möge, Ihre Anstalten auf diese Höhe zu bringen und sehe, daß ja hierzu die schönste Aussicht vorhanden ist. Fahren Sie so fort, meine wärmsten Wünsche begleiten sie bei Ihrem Liebeswerke."

Während so das erlauchte Kaiserpaar seinen Pflichten für das Land nachlebte, brachte der Spätherbst des Jahres 1887 immer trüber lautende Nachrichten über das Befinden des geliebten Sohnes, des allverehrten Deutschen Kronprinzen. Dieser war von England nicht mehr nach Berlin zurückgekehrt, sondern hatte sich erst nach Toblach, dann nach Italien und zwar zuerst nach Baveno, dann nach San Remo mit seiner Familie und den ihn begleitenden Ärzten begeben*).

Wer vermöchte in Worten zu schildern, was die Kaiserin als Mutter empfand, die selbst hinfällig und krank, sich in den Sorgen um den einzigen, fernweilenden Sohn verzehrte! Wer wollte wagen, ihren Schmerz zu schildern, trotz höchster Machtstellung, alle menschliche Hülfe herbeiziehen zu können, ohnmächtig gegenüber dem Ausspruch der Ärzte zu sein, nach deren Urteil des Kronprinzen tückische Krankheit unheilbar war. Es ist bekannt, wie heldenmütig der Edle die Leiden ertrug und dem unbesiegbaren Schicksale mit festem Auge entgegensah.

Der Kummer um den Kronprinzen war aber nicht der einzige, mit welchem das Jahr 1887 für das deutsche Kaiserhaus schloß. Auch die zärtlich geliebte Tochter, die Frau Großherzogin von Baden bereitete den erlauchten Eltern durch ein beginnendes Augenleiden Sorge. So kam es, daß keine Jahreswende trauriger begrüßt wurde, als die von 1888. Noch führte Kaiser Wilhelm mit ungebrochener Kraft das Scepter, noch hatte die Nation in seinem Kaiserpaar die

*) Näheres in der späteren Biographie der Kaiserin Friedrich.

herrlichsten Vorbilder, die trotz der Beschwerden des hohen Alters unermüdlich ihre Pflichten und Tugenden übten; aber schon zogen von allen Seiten die Unwetter herauf, und als am 25. Januar der Hochzeitstag des Deutschen Kronprinzen sich zum 30. Male erneuerte, da waren die Gedanken, Sorgen und Gebete nach der grünumsponnenen Villa Zirio an der Riviera gerichtet, wo Preußens Hoffnung, die Hoffnung des Deutschen Reiches, immer mehr zu versinken drohte.

Trotz ihres Herzenskummers bekundete sich das Interesse der Kaiserin Augusta für das Allgemeinwohl bei jeder Gelegenheit.

Am 24. Januar 1888 erließ sie ein Cabinets-Schreiben durch Herrn von dem Knesebeck an den Vorsitzenden des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, den Landtagsabgeordneten Seifardt, welches ihre Teilnahme an den Fortbildungsanstalten für arme Mädchen bekundete: Es hieß darin:

„Ihre Majestät die Kaiserin und die Königin haben mich zu beauftragen geruht, Euer Wohlgeboren Folgendes zur gefälligen Erwägung mitzuteilen. In der Annahme, daß der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit auch die Mittel der vorbeugenden Armenpflege in das Bereich seiner Beratungen und seiner Thätigkeit zieht, wünschen Ihre Majestät die Aufmerksamkeit auf eine Bestrebung zu lenken, welche kürzlich in den mit der Bitte um Rückgabe beigefügten „Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht“ durch Veröffentlichung eines Vortrages des Dr. phil. Otto Kamp in Frankfurt a. M. über Fortbildungsschulen für Mädchen weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Ihre Majestät glauben, daß es sich hier trotz der in neuerer Zeit bestehenden zahlreichen und verschiedenartigen gemeinnützigen und wohlthätigen Unternehmungen um eine Lücke handelt, deren Ausfüllung sowohl in Bezug auf die Armenpflege, als auch das Vorhandensein eines sozialen Bedürfnisses wünschenswert ist. Es liegt nahe, beispielsweise zu vergleichen, wie dieses Bedürfnis für die Söhne der arbeitenden Klassen empfunden und teilweise berücksichtigt, während der gleichen Aufgabe in Betreff der Töchter noch keine gebührende Rechnung getragen wird. Die Fürsorge durch die mit Vorliebe begründeten Kleinkinder-Bewahranstalten findet ihre Beschränkung in der Altersgrenze, während jener Zeit, in welcher die Töchter am meisten einer Leitung bedürfen, die sie in dem Rahmen ihres Standes zu tüchtigen Hausfrauen heranbilden sollte, nicht in entsprechender Weise einer gleichen Beachtung begegnet.

Man hat in verschiedenen Orten versucht, da wo Volksküchen, Arbeitsschulen u. s. w. vorhanden sind, Mädchen an diesen Anstalten Gelegenheit zur Erlernung haushälterischer Thätigkeit zu geben, und dies ist jedenfalls ein erfreulicher Beweis der Anerkennung einer in dieser Beziehung zu leistenden Abhilfe. Aber systematisch organisirt ist diese Seite der Armenpflege, welche durch das Familienleben eine wichtige soziale Frage berührt, noch nicht, und es läge nach Ansicht Ihrer Majestät sowohl im Beruf des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, wie je nach den lokalen Bedürfnissen auch der Zweigvereine des Vaterländischen Frauenvereins, dieser Frage näher zu treten, event.

durch eine Kommission Erhebungen anstellen zu lassen und in Beratungen darüber zu treten. Es würde Ihrer Majestät erfreulich sein, eine in dieser Beziehung nützliche Anregung gegeben zu haben.“

Wie bekannt, hat der Verein diese Angelegenheit energisch in die Hand genommen.

Im Monat Februar begann die furchtbare Tragödie, welche das Deutsche Kaiserhaus und das gesamte Vaterland bald in die tiefste Trauer versetzen sollte. Der Großherzog von Baden und seine Gemahlin folgten dem Bedürfnis liebevollen Sehnens nach dem schwerkranken einzigen Bruder dem Deutschen Kronprinzen und begaben sich nach San Remo und von dort nach Cannes, wo ihr ältester Sohn, der Erbgroßherzog, gleichfalls leidend mit seiner Gemahlin weilte. Schon auf der Rückreise begriffen, und dem unglücklichen Bruder in San Remo noch einen kurzen Besuch abstattend, ereilte das großherzogliche Paar die traurige Kunde von der ernsten Erkrankung ihres jüngsten Sohnes Ludwig Wilhelm an einer Lungenentzündung. Ehe die gramgebeugten Eltern noch Freiburg in Baden erreichten, wo der geliebte Sohn sie wenige Tage vorher noch scheinbar gesund zum Bahnhof geleitet hatte, erreichte sie die Botschaft seines Todes. In der Nacht zum 24. Februar war der hoffnungsvolle Jüngling im Alter von 23 Jahren seinen Leiden erlegen. Dieses so überraschende als überwältigende Unglück versetzte nicht nur das erlauchte Elternpaar in die tiefste Trauer, sondern es schnitt auf das Ergreifendste ein in das Leben der greisen Großeltern, deren sonniger Liebling Prinz Ludwig gewesen. Von diesem Augenblick an war die Freude für immer in ihrem Herzen erstorben. Kaiser Wilhelm konnte sich nicht mehr von diesem Schlage erholen. Er fühlte sein nahes Ende und sehnte sich danach, noch einmal den geliebten einzigen Sohn wiederzusehen, von dem er seit neun Monaten durch ein schweres Geschick getrennt war. Dieses Wunsches Erfüllung ward ihm nicht mehr. Nach kurzem Krankenlager schied er am 9. März aus dem Leben. Unverwüstlich schien die Lebenskraft des ehrwürdigen Greises, auf dessen Heldengestalt bis über 90 Jahre hinaus jeder mit Bewunderung sah, bis ihn tief und zehrend das Herzeleid traf, den einzigen Sohn fern von der Heimat, schwer leidend in unabwendbarer Gefahr zu wissen und plötzlich den geliebten Enkel vom Tode dahingerafft zu sehen. Wunderbar war die Seelenkraft der Kaiserin in diesen traurigen Tagen. Die eigene Schwäche überwindend, den schwersten Gram im Herzen wich die erhabene Dulderin nicht von dem Kranken- und Sterbebette ihres erlauchten Gatten, dem sie fast 60 Jahre hindurch eine treue Gefährtin in Freud und Leid war. Tief ergreifend war es, wie sie seine Hand festhielt, bis über den letzten Atemzug hinaus. Ihr zur Seite stand die schmerzensreiche Tochter, welche fast unmittelbar von der Totenstätte des geliebten Sohnes mit ihrem Gemahl herbeigeeilt war, um den zärtlich geliebten Vater noch in den letzten Stunden zu sehen, ihm die letzten Beweise der Liebe geben zu können. Die Augen getrübt von unversiegbaren Thränen, hielt sich die geistesstarke Frau dennoch aufrecht, um ihrer Mutter beizustehen; beide aber fanden Ergebung und Trost in dem Glauben an Gottes Fügung.

Eine Stunde vor Mitternacht wurde Kaiser Friedrich III. erwartet, dessen Ankunft seine Angehörigen wie die Bevölkerung der deutschen Reichshauptstadt mit bangen Befürchtungen entgegensahen. Dem Rufe der Pflicht folgend hatte der schwererkrankte Kronprinz Friedrich Wilhelm, ohne an die Gefährdung seines Lebens zu denken, den sonnigen Süden verlassen, um plötzlich in das rauhe Klima der Heimat als Deutscher Kaiser und Preußischer König Einzug zu halten begrüßt von seinem Sohne, dem Kronprinzen Wilhelm und Gemahlin und seiner Schwester, der Großherzogin von Baden. Sein Entschluß, bald nach Ankunft die trauernde Mutter im Sterbezimmer des heimgegangenen Vaters zu begrüßen, mußte Kaiser Friedrich, angegriffen durch die Reise, aufgeben.

Eine Stunde nach Mitternacht wurden die sterblichen Überreste Kaiser Wilhelm's nach dem Dom überführt. Mit der ihr eigenen Charakterstärke begleitete Kaiserin Augusta den Sarg bis zum Ausgang aus den Gemächern. Der Schneesturm brauste durch die Straßen, eisige Kälte herrschte und der Boden war wie von einem Leichentuch fußhoch mit Schnee bedeckt, als die Pforten des Palais sich öffneten, um den Trauerzug hinauszulassen.

Vier Tage lang war die Leiche des Kaisers im Dome aufgebahrt und während dieser ganzen Zeit strömten ungezählt Tausende und abermals Tausende von nah und fern dem Dome zu, um von dem geliebten Kaiser Abschied zu nehmen.

Am Freitag Morgen den 16. März hatte sich das Wetter bis zur Kälte von 13 Grad gesteigert; ein eisiger Ostwind wehte, aber hundert Tausende von Menschen jedes Alters, jeden Standes eilten schon am frühen Morgen der Trauerstraße zu vom Dom bis nach dem Schlosse in Charlottenburg, über eine deutsche Meile lang, um hier zu beiden Seiten eine lebende Mauer zu bilden.

Ganz Berlin glich einer trauernden Familie; aus allen Gauen Deutschlands und aus allen europäischen Ländern waren Fürsten, Abgesandte und Private gekommen, um dem geliebten Fürsten die letzte Ehre zu geben. Von mächtiger Wirkung war die über Nacht gezauberte Dekoration der Trauerstraße; überwältigend war der Anblick der imposanten Ausschmückungen der Häuser, in denen die Volkstrauer sich bekundete. Ein Werk von feierlichem Charakter und pomphaftem Styl war das Domportal. Die weiße Schneedecke, die überall ausgebreitet lag und auf welcher die ganze Trauerstraße entlang Tannenzweige gestreut waren, vollendeten den feierlichen Eindruck.

Um 11 Uhr durchzitterte Glockengeläut die Luft; sämtliche Kirchtürme Berlins begannen den Grabgesang. Nach der Trauerfeierlichkeit im Dom setzte sich der Zug in Bewegung. Als er beim Palais vorüber kam, wurde der Vorhang an einem Fenster des ersten Stockes gehoben. Die Kaiserin-Witwe sandte die letzten Grüße aus thränenschweren Augen dem teuren Gemahl nach. — — — Die Großherzogin von Baden weilte bei ihrer Mutter. — Ehe der Trauerzug das Mausoleum erreicht hatte, hielt er einen Augenblick an der Schloßterrasse in Charlottenburg. Dort erschien an einem Fenster des Obergeschosses die hohe

Gestalt des Kaisers Friedrich, vorgebeugten Hauptes, und in erregtem Schluchzen sah der Sohn dem letzten Wege des toten Vaters nach.

Im Mausoleum von Charlottenburg ruht nun Kaiser Wilhelm I., der Siegreiche und Vielgeliebte, vereint mit seinen Eltern, denen er stets die treueste Kindesliebe gewidmet hatte.

Kaiserin Augusta, tief gebeugt von dem Schmerz um den entschlafenen Gemahl und in der Sorge um den geliebten Sohn, fand ihren Trost in der zärtlichen Liebe der Tochter. Hatte sie in den glücklichen Tagen ihres Lebens diese „ihren Sonnenstrahl" genannt, so war und blieb Großherzogin Luise ein solcher in den trüben Zeiten, welche dem Tode des Gemahls folgten. Beide hohe Fürstinnen tragen in stiller Ergebung ihr tiefes Leid, nur bestrebt hülfreich die Leiden Anderer zu lindern. —

Die Gefühle der Kaiserin sprachen sich auf die allseitig bewiesene Teilnahme in folgendem Schreiben an den Reichskanzler, mit der Bitte um Veröffentlichung, aus: „Die erhabenen Kundgebungen der Trauer und Teilnahme bei dem Hinscheiden Meines in Gott ruhenden Gemahls, des Kaisers und Königs Wilhelm Majestät, legen das letzte ergreifende Zeugnis dafür ab, was Er dem Vaterlande, was Sein vom Allmächtigen begnadetes Leben für die Welt gewesen ist. Die überwältigende Macht dieser weitumfassenden Liebe und Verehrung für unseren zur ewigen Heimat eingegangenen lieben Herrn läßt Mich, die Gefährtin seines Lebens, an Sie die Bitte richten, den Dank für Alles öffentlich auszusprechen, was ihm in der pflichttreuen gottesfürchtigen Erfüllung Seines verantwortlichen Berufes, was Mir nach Seinem friedlichen Scheiden in der Schwere Meines Leids an unzähligen Beweisen solcher ehrenvollen Gesinnung aus Deutschland und dem Auslande dargebracht worden ist. Die Worte versagen für die Tiefe Meines Schmerzes, wie für die Fülle Meines Dankes. Möchten ihn Alle, die mit Mir trauern, so aufnehmen, wie Mein wundes Herz denselben Allen, vom Höchsten bis zum Geringsten, entgegenbringt! — Was Mir an Kräften verbleibt, soll dem Vorbild und dem Vermächtnis Dessen geweiht sein, Dem zur Seite zu stehen, Mir vergönnt gewesen ist.

Berlin, den 18. März 1888. Augusta."

Zur Osterzeit 1888 hatten in vielen Teilen Deutschlands Ueberschwemmungen abermals furchtbare Verheerungen angerichtet. Der fortgesetzte Kampf der Elemente war ein treues Spiegelbild unseres damaligen von Stürmen bewegten Sorgenlebens. Herzzerreißende Berichte aus den nach Hunderten zählenden, unter Wasser stehenden Ortschaften kamen vom Osten und Westen des Reiches. Die vaterländischen Frauenvereine nahmen wieder mit aller Energie die Organisation der Hilfsthätigkeit in Angriff und Kaiserin Augusta spendete mit vollen Händen.

Mit der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit und Willenskraft wendete sie den unter ihrem Protektorat stehenden Vereinen auch ferner ihre Teilnahme zu, empfing Deputationen und einzelne Vertreter derselben und führte im April desselben Jahres den Vorsitz in der Delegiertenversammlung der vaterländischen Frauenvereine.

Seit dem Jahre 1881 hatte die Kaiserin die Verwirklichung einer Idee erstrebt, welche den vaterländischen Frauenvereinen eine geordnete Mitwirkung an der öffentlichen Armenpflege sicherte. Zur Organisation derselben trat sie mit dem (seither verstorbenen) Stadtverordneten-Vorsteher in Berlin, Dr. Straßmann, in Verbindung, dem Gründer und Vorsitzenden der deutschen Vereine für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Dieser von der Kaiserin besonders geschätzte Ehrenmann konnte nicht genug rühmen, wie, eingehend auf alle Einzelheiten, die hohe Frau mit den schwierigsten und verwickeltsten Fragen auf diesem Gebiete sich beschäftigte.

Am 24. Mai fielen die ersten Sonnenstrahlen der Freude in die schwer bedrängte Kaiserfamilie. Es war die Vermählung des Prinzen Heinrich von Preußen mit der Prinzessin Irene von Hessen, deren Trauungsfeier Kaiserin Augusta und ihr erlauchter Sohn, Kaiser Friedrich, beiwohnten. Einen tief ergreifenden Eindruck machte es, als unter dem Gesange: „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Erde“, die Pforten der Kapelle sich öffneten und Kaiser Friedrich, der erhabene Dulder, in großer Generalsuniform eintrat, der im Rollstuhl sitzenden, in Trauergewändern gehüllten Mutter die Hand küßte und dann aufmerksam der Rede des Oberhofpredigers Dr. Kögel lauschte.

Nachdem der Segen gesprochen, wandte sich das Brautpaar zunächst an Kaiserin Augusta, um deren Glückwünsche zu empfangen, — dann ruhte Prinz Heinrich tief bewegt in des Vaters und der Mutter Arme — ehe alle die Kapelle verließen.

Drei Wochen später — am 15. Juni — starb Kaiser Friedrich III. nach unsagbaren Qualen! — — —

Auf die Nachricht von dem hoffnungslosen Zustand des geliebten Bruders begab sich die Frau Großherzogin Luise in Begleitung ihres Gemahls von Karlsruhe nach Baden, wo Kaiserin Augusta seit einigen Tagen zur Kur weilte, um der erlauchten Mutter in der über sie hereinbrechenden neuen Trauer tröstend und helfend zur Seite zu stehen.

Kaiserin Friedrich übermittelte Kaiserin Augusta die Trauerbotschaft durch folgendes Telegramm:

„Um Deinen einzigen Sohn weint diejenige, die so stolz und glücklich war, seine Frau zu sein — mit Dir, arme Mutter! Keine Mutter besaß solchen Sohn. Sei stark und stolz in Deinem Kummer! Er ließ Dich noch heute früh grüßen.
Victoria.“

Die Kaiserin wollte sofort nach Berlin heimkehren, die Ärzte, welche nach all' den traurigen Erfahrungen Erschöpfung der Kräfte fürchteten, rieten entschieden davon ab; allein die trauernde Mutter ließ sich nicht zurückhalten und traf noch vor der Beisetzung der Leiche des einzigen, geliebten Sohnes in Potsdam ein. Die schweren Schicksalsschläge des deutschen Kaiserhauses wurden wenige Tage nach Kaiser Friedrichs Heimgang durch den Tod der Prinzessin von

Sachsen-Altenburg, einer Tochter der Prinzessin Friedrich Karl von Preußen noch vermehrt. — — —

Still und ergeben trug Kaiserin Augusta all' das schwere Leid um den Verlust der nächsten Angehörigen. — — —

Im Herbste befriedigte sie die Sehnsucht, noch einmal die teure Heimat nach all den schmerzlichen Wendungen ihres Lebens wieder zu sehen.

Im September reiste sie nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Babelsberg nach Weimar, wo sie das in das Goethe-National-Museum umgewandelte Goethehaus aufsuchte und eingehend besichtigte. Die hohe Frau, der all diese Räume so vertraut waren, äußerte wiederholt, wie vortrefflich es gelungen sei, die Einrichtungen wie zu Goethe's Zeiten herzustellen. Auch den Sammlungen wendete sie lebhaftes Interesse zu, und nachdem sie die Goethegesellschaft und die Armen der Stadt Weimar mit reichen Spenden bedacht hatte, richtete sie an den Oberbürgermeister Pabst nachstehendes Schreiben:

„Ich kann Meine Heimat nicht verlassen, ohne Ihnen als Vertreter Meiner Vaterstadt Meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen für die wohlthätige Teilnahme, die Mich während Meines kurzen Aufenthalts hier umgeben hat. Der Ernst der Gegenwart rechtfertigt Meine besondere Sehnsucht nach den Erinnerungen Meines Vaterhauses und einer Vergangenheit, die mir auf Schritt und Tritt liebevoll gepflegt, hier entgegengetreten ist; aber Ich habe nicht minderen Anteil genommen an den Errungenschaften der jetzigen Zeit, und Mich erfreut an der Entwickelung der Stadt und des Landes, die ferneres Gedeihen verbürgt. Indem Ich Ihnen beifolgende Gabe für Armenzwecke übersende, gebe Ich den besten Wünschen für Mein Heimatland in alter Anhänglichkeit Ausdruck.

Schloß Belvedere bei Weimar. Augusta."

Von Weimar begab sich die Kaiserin nach Baden und von dort nach der Insel Mainau, wo die hohe Frau in aller Stille, im Kreise der Familie des Großherzogs und der Großherzogin von Baden ihren, in diesem Jahr so überaus traurigen Geburtstag beging.

Daß bei allen Seelenleiden und der immer zunehmenden Kränklichkeit und Schwäche die Kaiserin fort und fort rege Teilnahme für die wichtigen Zeit- und Culturfragen bekundete, zeigt ein Cabinetsschreiben an den Vorstand des Vereins für Armenpflege, in welchem es heißt:

„Ihre Majestät die Kaiserin-Königin Augusta haben mit Genugthuung den Verlauf der Verhandlungen des diesjährigen Armenpflegertages in Karlsruhe verfolgt und besonders mit Befriedigung das Ergebnis der Erörterungen über die hauswirtschaftliche Erziehung der Mädchen aus dem ärmeren Volk erfahren. Nachdem, in der durch Sachverständige aus ganz Deutschland besuchten Versammlung, eine principielle Einigung darüber erzielt worden ist, daß in dieser Frage der öffentlichen Wohlfahrt die Beseitigung eines Mangels als erforderlich hervortritt, daß zunächst durch die freiwillige Thätigkeit von Gemeinden, Vereinen, Privaten u. s. w., sodann aber auf dem Wege der gewerblichen Gesetzgebung und des

öffentlichen Unterrichts diesem Übelstand abzuhelfen sein dürfte, erhoffen J. M. von der zur weiteren Behandlung der Angelegenheit gebildeten Commission auch die praktische erfolgreiche Lösung einer Aufgabe, die ein wichtiges Gebiet im Volksleben der Gegenwart berührt." —

Überblicken wir in dem gegebenen Bilde das so reiche Leben und Wirken der ersten deutschen Kaiserin, so erkennen wir voll Ehrfurcht und Liebe in ihr ein bisher unerreichtes Vorbild der Pflichttreue im Kleinsten wie im Größten, der unermüdlichen Arbeit auf dem Felde der Nächstenliebe, ohne Ansehen der Person, des Standes und des Bekenntnisses, ein Vorbild hochherziger Gesinnung, welche die Forderungen ihrer Zeit und ihres Geschlechtes verstand und dem deutschen Vaterlande eine weibliche Hülfsarmee hinterläßt, die aus Frauen besteht, bereit einzutreten, wo es gilt Notstände zu beseitigen, Wunden zu heilen und die Nachtseiten des Lebens durch Wohlthun zu erhellen.



Helene, Herzogin von Orleans

geb. den 16. Januar 1814, gest. 18. März 1858.

Prinzeß Helene von Mecklenburg, geboren den 16. Januar 1814, mütterlicherseits Enkelin des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, verlor schon in ihrem zweiten Lebensjahre ihre treffliche Mutter. Diese war unter dem anregenden, bildenden Einfluß der Künste und Wissenschaften herangewachsen und hatte durch Herders religiösen Unterricht die Weihe erhalten, die auf den höchsten Gipfel des Lebens trägt. Sie starb nach der Geburt ihres dritten Kindes und die jung verwaiste Helene und ihr 2 Jahre älterer Bruder Albrecht, (der jüngste folgte seiner Mutter bald nach) ahnten noch nicht einmal, was sie verloren hatten. Indessen schien der Geist der Mutter und deren Wesen auf die Tochter sich vererbt zu haben. Fräulein von der Tann, nachherige Generalin von Both, eine Hofdame und Jugendfreundin der verstorbenen Erbgroßherzogin, die mit Muttertreue in der Nähe der Kinder blieb, sagte von dem kleinen Mädchen, daß man das Höhere in ihrer Natur ihr sofort anfühle und anmerke, und in der That lag ein tüchtiger Keim zu selbständiger, geistiger Entwicklung in Helenens Wesen, welche über das Maß des gewöhnlich Erwarteten weit hinausging. Wißbegierig, aufmerksam und ernst, zeigte sie frühe schon einen feinen Sinn für Poesie, eine rührende Liebe und Anhänglichkeit für Alle, die fördernd in ihr Leben eintraten. Es war ein Glück für die so früh der Mutter beraubten Kinder, daß ihr Vater, Erbgroßherzog Friedrich Ludwig, der schon einmal verwitwet gewesen, sich entschloß, dem Wunsche seiner verstorbenen Gemahlin nachzukommen, und ihre Freundin, die Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg, zu ihrer Nachfolgerin zu wählen, denn in ihr hatte er seinen Kindern, die auch er bald verlassen mußte, eine Mutter

im wahrsten Sinne des Wortes gegeben, befähigt, denselben beide Eltern zu ersetzen. Helene schloß sich nun, als sie, noch nicht 6 Jahre alt, ihren edlen Vater verloren hatte, mit der ganzen Innigkeit ihres Gemütes dieser Mutter an, die es sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte, die Prinzessin, in der sie Keime zu einem ganz selbständigen geistigen Leben gewahrte, heranzubilden, und da die Leichtigkeit, die Sicherheit, der Mut, mit dem das junge Mädchen Alles trieb, die fürstliche Mutter oft in Erstaunen setzte, so beschränkte sie ihre Erziehung mehr auf ein liebevoll ernstes Gewährenlassen, als auf ein strenges Verlangen, daß sie dem gegebenen Beispiel folge. Sehr glücklich war die Wahl der Lehrer und Erzieher Helenens gewesen, unter denen sich drei Religionsbekenntnisse vertreten fanden, deren Träger resp. Trägerinnen jeder besonderen Einfluß auf sie ausübten, aber Alle waren auf's angelegentlichste bemüht, Toleranz und Vorurteilslosigkeit der jungen Fürstin beizubringen, Eigenschaften, die ihr bei Gelegenheit ihrer späteren Verheiratung so sehr zu statten kamen.

Umgeben von solchen Elementen verlebte Helene eine glückliche, sorglose Kindheit im Verein mit der ihr schon im dritten Jahre zugesellten, im selben Alter mit ihr stehenden Gräfin Ida von Bassewitz. Der erste Schlag, der sie jetzt traf, war, als wenige Wochen nach ihrer Confirmation diese lieblich anmutige Freundin ihr plötzlich durch den Tod entrissen wurde. Ihr Schmerz darüber war ein ganz ungewöhnlicher, ja sie verfiel selbst, vom Grabe dieser schwesterlich Geliebten zurückkehrend, in ein Nervenfieber, das ihr eigenes Leben in große Gefahr brachte; wenn auch die jugendliche Lebenskraft siegte, so war doch in die später wiederkehrende Heiterkeit der Prinzessin ein Zug wehmütigen Ernstes getreten, welcher an die Wahrheit des französischen Sprüchwortes erinnert: „la tristesse est dans le coeur, la gaité est dans l'esprit."

Dieser Zug blieb ihr; nicht bloß ihre Bilder, alle ihre Gedichte spiegeln wehmütigen Ernst, und zugleich milde Heiterkeit wieder und das allgemein bekannte „Musik" überschriebene Lied der Herzogin von Orleans:

„Wer einsam steht im bunten Weltenkreise,
Und was das Leben teuer macht, verlor,
Wie bebt sein Herz, trifft eine liebe Weise
Aus ferner Jugendzeit sein forschend Ohr, u. s. w.

das wohl nach dem Tode ihres Gemahls verfaßt wurde, lehrt uns die ganze Richtung ihres Gemütes kennen. Die begabte Fürstin war nicht nur Dichterin, sondern talentvolle plastische Künstlerin.

Wir übergehen nun den ganzen Zeitraum aus ihrem Jugendleben und gehen zum entscheidenden Wendepunkte ihres Lebens über.

Helenens seltene Geistesgaben, ihre hohe Bildung, der unbeschreibliche Liebreiz, der über ihre ganze Person, über ihr feines Gesicht ausgegossen war, machte sie zum Gegenstande der Bewunderung Aller, die sie kannten. Sie selbst in ihrer anmutsvollen Demut und Bescheidenheit wußte dies kaum und lebte mit ihrer verehrten Mutter in dem Kreise auserwählter Gelehrten, die diese hochsinnige Fürstin

um sich zu versammeln wußte, ein stilles und bewegtes Leben, das von außen einförmig, innerlich reich an schönen Freuden war! Ihre Gedanken führten sie auf die frühvollendete Mutter zurück und die Erweiterung und vollkommene Einrichtung der von dieser begründeten und nach ihr benannten Carolinen-Stiftung, deren Zweck die Erziehung tüchtiger Dienstmädchen war, beschäftigten sie gänzlich, so daß sie auch nie an eine Trennung von ihrer Heimat dachte. Um diese Zeit war es, wo die beiden ältesten Prinzen des französischen Königshauses auf ihrer Reise durch Deutschland liebe Gäste an dem Berliner Hofe waren, und König Friedrich Wilhelm III., der sich mit einer wahrhaft väterlichen Zuneigung zu den Söhnen Louis Philipps hingezogen fühlte und dem Prinzessin Helene von Mecklenburg wie eine Tochter lieb und wert war, plante sofort eine Vereinigung letzterer mit dem französischen Thronfolger. Bei einem Besuch in den böhmischen Bädern, woselbst auch die Erbgroßherzogin-Mutter mit Helene sich befand, wußte der König es so einzurichten, daß der französische Gesandte am preußischen Hofe, Graf Bresson, sich den beiden Fürstinnen vorstellen ließ. Die Berichte, die dieser über die einnehmende Persönlichkeit, über die geistigen Eigenschaften der Prinzessin seinem Hof erstattete, blieben nicht ohne Wirkung. Als nun der König von Preußen selbst als Brautwerber für den Herzog von Orleans bei Helene auftrat, ließ diese einem solchen Fürsprecher gegenüber jedes Bedenken fallen, zumal sie gar viel des Schönen, Anziehenden über den jungen Fürsten gehört hatte. Auch ihre Mutter, sowie ihr Großvater, Großherzog Friedrich Franz, hatte freudig seine Zustimmung zu dieser Verbindung gegeben und so wurde denn der Tag anberaumt, wo Beide sich das erste Mal sehen sollten.

Der Ruf ihrer großen Liebenswürdigkeit, ihrer hohen Geistesgaben war der Prinzessin nach Frankreich vorausgegangen, aber man hatte wohl kaum erwartet, mit diesen innern Vorzügen so seltenen Liebreiz gepart zu sehen. Die freudige Ueberraschung des Prinzen bei dem Anblick der Braut bekundete dies, und als bei der Unterhaltung mit der Erwählten die feinen Züge ihres Antlitzes zur höchsten Schönheit sich verklärten, da strahlten die Augen des jugendlich schönen zukünftigen Gemahls in liebender Bewunderung und der günstige Eindruck, den auch er auf die junge Fürstin machte, führte sofort zu einem Herzensbunde. Am 30. Mai 1837 wurde derselbe unauflöslich geschlossen, die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses des jungen Paares rief nicht den leisesten Mißklang wach.

Wie beseligt sich die Herzogin gefühlt, durch die ihr von allen Seiten zuströmende verehrende Bewunderung und innige Liebe, geht aus ihren nach Deutschland gerichteten Briefen hervor; ihr Auftreten aber entzückte jeden, ihre Grazie, ihre jungfräuliche Bescheidenheit, ihr heller Verstand, ihre fürstliche Würde, ihre Gelehrsamkeit, ihre Geistesgegenwart, ihr mild wohlthuendes und zugleich hoheitsvolles Wesen wurden laut gerühmt. Aller Herzen schlugen ihr entgegen und der Einfluß, den sie ausübte, ohne direkt in die Öffentlichkeit zu treten, war auch ein segensreicher, zumal für die zahlreich in Frankreich lebenden Protestanten. Diese erfreuten sich, namentlich in den obern Regionen, keiner besonderen Achtung, jetzt

sah man sich genötigt, einen Glauben mit Ehrfurcht zu betrachten, zu dem eine so hohe, ausgezeichnete Frau mit Wort und That sich bekannte, und König Louis Philipp sprach es nach der Geburt seines ersten Enkels, des Grafen von Paris aus, daß er Achtung für den Glauben seiner Schwiegertochter beanspruche, indem er erklärte, er wolle, daß seine Enkel katholisch seien, würde es aber nie zugeben, daß die Religion der Herzogin ein Gegenstand diplomatischer Verhandlungen werde.

Wie groß das Vertrauen der königlichen Schwiegereltern zu der Tochter war, beweist, daß diese die ersten kleinen Gebete für ihre Kinder selbst verfassen, auch später den Religionsunterricht leiten durfte. Es würde zu weit führen, wollte ich hier das Glück der liebenden und geliebten Gattin, der zärtlichen Mutter schildern, wie sie in schlichter Weise gleich einer Frau aus dem Bürgerhause für diese ihr so teuren Wesen in freudiger Pflichterfüllung lebte und webte, und dabei immer an ihrer eigenen Vervollkommnung noch arbeitete. Wie sorgsam sie das geistige Emporblühen ihrer beiden Knaben bewachte, geht aus ihren Briefen hervor, die teils an ihre treue Mutter, teils an ihre ehemalige Erzieherin gerichtet sind. Mit welcher Angst hatte sie sich für eine kurze Zeit von ihrem ältesten Söhnchen getrennt, als sie dem Gemahl das Geleite auf seine Reise nach Algier gab und wie schwer wurde ihr die Trennung von diesem, wie jauchzte sie, als sie dann mit allen ihren Lieben wieder vereint war und wie wenig ahnte sie, daß dieser kurzen Trennung von dem angebeteten Gemahl bald eine vollständige für dieses Erdenleben folgen sollte. Der plötzliche Tod des Herzogs, der auf dem Wege von Neuilly nach Paris am 13. Juli 1842 durch das Durchgehen der Pferde und durch seinen Sturz aus dem Wagen verunglückte, war ein weltgeschichtliches Ereignis. Auf dem Gipfel höchsten Glückes stehend, war namenloser Jammer über die junge Witwe, über das ganze Königshaus hereingebrochen. Die ganze Nation trauerte damals um ihren Liebling, Helene aber war im tiefsten Herzen getroffen, und doch raffte sie sich wieder auf, es galt die Zukunft ihrer Kinder.

Das entsetzliche Unglück hatte sie tief gebeugt, ihr fester Glaube an eine weise Vorsehung war jedoch nicht erschüttert und in der demutsvollen Weise, mitten in ihrem heißesten Schmerz erkannte und bekannte sie, daß es ein unschätzbarer Gewinn sei, solch ein Glück besessen zu haben. „Meine fünf Jahre des höchsten Glückes hätte ich nicht hingeben mögen, wenn ich dadurch all den Leiden, die mich später trafen, hätte entgehen können,“ sagte sie zur Generalin von Both und weiter äußerte sie, einer andern Freundin gegenüber, als die schweren bittern Stunden schon weit häufiger wurden, als die guten, „ihr Glück sei zu vollkommen gewesen, deshalb habe es nicht dauern können, und ihr Gefühl des Dankes überrage das des Leides.“ Freilich ward zuweilen ihr Sehnen, dort zu sein, wo ihr Herz war, heftig, so daß sie in Versuchung geriet, Gott zu bitten, die Trennung abzukürzen, sie auch abzurufen, doch der Geist des Friedens, des stillen Ausharrens bei ihrer Pflicht kehrte stets bald wieder und von den innern Kämpfen jener

schweren Stunden wurde ihre Umgebung nichts gewahr. Nach der Abdankung des Königs Louis Philipp, 1848, erschien die Herzogin in der Nationalversammlung, um den Thron für ihr ältestes Kind, den Grafen von Paris, zu retten. Von den Vertretern des Volkes zurückgewiesen, mußte sie jedoch fliehen, und ließ sich, nach längerem Aufenthalt in Ems, später in Eisenach nieder, wo sie ihren Kindern eine vortreffliche Erziehung gab und zur Wohlthäterin der Umgebung wurde. Zeitweise hielt sie sich in England bei der verbannten Familie Ludwig Philipps auf, die in Richmond bei London weilte, wo sie auch den 18. März 1858 starb. In dem Lebensbild der Großherzogin Maria Paulowna, Band I, findet sich die Ergänzung dessen, was ich hier über die edle Herzogin Helene und ihr schweres Geschick mitgeteilt habe.



Harriet Beecher Stowe

geboren 1812.

„Onkel Toms Hütte“ war das Werk, welches die Aufmerksamkeit auf die Frau gelenkt hat, deren Andenken diese Lebensschilderung gewidmet ist. Sie war geboren am 14. Juni 1812 in Litchfield, Connecticut, als die jüngste Tochter des weithin berühmten, in seinem Lande geliebten und bewunderten Kanzelredners Lyman Beecher. Derselbe hatte sich 1799 mit Roxana Foote verheiratet, die einer geachteten und würdigen Familie entstammte. Dieser Ehe entsprangen 8 Kinder: Katharina, William, Edward, Mary, George, Harriet, Henry und Charles. Frau Beecher war eine Frau von außerordentlicher Begabung, seltener Bildung, feinen Manieren und schön von Angesicht und Gestalt.

Ihr Beispiel hatte den größten Einfluß auf ihre Kinder, sie suchte bei ihnen das Schlechte nicht aufkommen zu lassen und das Gute zu fördern, indem sie es üben ließ.

Harriet war acht Jahr, als sie heftig am Scharlachfieber erkrankte. Der zärtlichen und aufopfernden Pflege der Mutter verdankte sie ihre Genesung. Aber ach, wenige Jahre später starb diese teure Mutter. Harriet kam zu ihrer Großmutter in das Farmhaus von Nutplains. Hier fand das mutterlose, liebebedürftige Kind die zärtlichste Aufnahme, während eine energische, strenge Tante sie zur Ordnung und zur Regelmäßigkeit in ihren Beschäftigungen anhielt. Großmutter und Tante waren streng kirchlich und religiös und die kleine Harriet mußte nicht allein des Morgens und Abends aus einem großen Buche Predigten lesen und Lieder singen, sondern auch mehrmals am Tage in die Kirche gehen oder mit der Tante in religiöse Versammlungen, sie mußte den Katechismus auswendig lernen und dabei lernte sie zugleich hübsch und geläufig sich ausdrücken.

Das Gegengewicht zu der Tante hielt Onkel Georg, ein Schiffsbesitzer, der von Liebe für Poesie erfüllt, ihr die Balladen von Scott und die Lieder von Burns lehrte. Er wußte aber auch prächtig von seinen Reisen in allen Weltteilen

zu erzählen und ihr die schönsten Bilder zu zeigen, welche er zur Erinnerung mitgebracht.

In ihren späteren Jahren schilderte Mrs. Beecher-Stowe das Farmhaus ihrer Großmutter als ein Paradies und wenn sie sich dorthin und unter die lieben Menschen zurück dachte, war es ihr wie eine Vision aus Eden.

Nach zweijährigem Aufenthalt daselbst kehrt Harriet in das Vaterhaus zurück. Den Platz ihrer Mutter hatte eine zweite Frau eingenommen. Es war Harriet Porter aus Portland, Maine; sie war zu Harriet und deren Geschwister sehr liebevoll. Sie schrieb ihren Freunden: Die Kinder berechtigen zu den größten Hoffnungen. Unser Haushalt ist entzückend. Zwischen Eltern und Kinder herrschen Achtung und Liebe. Harriet und Henry sind die liebenswürdigsten Kinder, die ich je gesehen habe: zärtlich, anhänglich und offenherzig.

Herr Beecher suchte seine Familie für die neu erschienenen Litteraturwerke zu interessieren. Scott, Byron, Moore und Irving veröffentlichten damals ihre ersten Dichtungen. Welche Freude herrschte nun im Hause, wenn der Vater Novellen von Scott brachte, wie Ivanhoe, Erzählungen eines Landedelmannes u. s. w. und sagte: „Georg und Harriet, Ihr dürft die Novellen lesen, ich habe alles Unerlaubte ausgestrichen und Ihr könnt nun den Genius des Dichters und seine umfassende Bildung bewundern.“ Von ihrer sonst so strengen Tante erhielt Harriet den „Korsar“ von Byron, den sie mit Entzücken las. Einige Zeit nachher rief ihr Bruder aus: „Byron ist tot! Wie Schade!“ Harriet stand bei diesem Ausruf vor ihren Himbeersträuchern, um zum Nachmittagsmahl die süßen Früchte zu pflücken. Die Nachricht von Byrons Tod erschreckte sie derartig, daß sie Alles im Stich ließ und weithin in's Feld lief, um sich zu sammeln.

Sie legte sich in's Korn — blickte lange zum blauen Himmel und dachte an die Unendlichkeit, in die jetzt der große Dichter eingegangen und wie und wo er nun wohl fortlebe!

Damals war Harriet 11 Jahre alt, aber schon vermochte sie den Genius zu erkennen, der in Byrons gewaltigen, leidenschaftlichen Poesien sich offenbarte.

Aber nicht nur in ihrem Vaterhause und im Familienkreise, sondern auch in der Schule wurden ihre geistigen Anschauungen erweitert. Litchfield war durch seine guten Lehranstalten berühmt, wie durch den hohen Bildungsstand seiner Bewohner. Sie besuchte die Schule des Fräulein Pierce und des Herrn Brace. Die Unterhaltungen des letzteren über Moral-Philosophie, Rhetorik und Geschichte, seine Aufgaben eigener Aufsätze der Schülerinnen wirkten ungemein bildend und gaben viel Übung.

Frau Beecher-Stowe erzählte in ihrer Autobiographie: Als einst bei der Schulprüfung einige Schülerinnenarbeiten vorgelesen wurden, frug ihr Vater sehr befriedigt Herrn Brace: „Wer hat diesen Aufsatz gemacht? „Ihre Tochter“, Sir!“ Sie fügt hinzu: „Das war der köstlichste Augenblick meiner Jugendzeit!“

Als Harriet 12 Jahr war, kam sie nach Hartford, wo ihre Schwester

Katharina eine Schule für junge Mädchen eröffnet hatte. Hier wurde sie bald die beste Schülerin, deren Arbeiten und Vorträge in Poesie und Prosa sie ebenso auszeichneten, wie ihr Betragen. Kinder, in Neu-England geboren, in den glücklichsten Verhältnissen erzogen, vertraut mit allen Phasen des sozialen Lebens, erfüllt von angeborenem Triebe nach Unabhängigkeit, deren Heim- und Familienverbindungen geeignet waren, das Land ihrer Väter sie lieben zu lernen, das waren herrliche Erinnerungen aus der Jugendzeit, welche sich in ihren späteren Dichtungen wiederspiegelten: „Mayflowers," „The Minister's Wooing", „The Pearl of Orr's Island" und „Norwood." —

Während eines Jahres wurde Harriet Lehrerin im Seminar zu Hartford, doch ihre Schwester erkrankte und sie kehrte mit derselben in ihres Vater Haus zurück, welcher im Jahre 1832 in die Gegend von Cincinnati übergesiedelt war. Hier eröffnete sie nach einer kurzen Erholungszeit eine Schule, in welcher besonders von religiösem Einfluß eine Bibelklasse war, in der Harriet Beecher in der Geschichte des alten Testamentes unterrichtete. Allmählich erweiterte sich die Organisation dieser Anstalt zu einem erziehlichen Unternehmen, dessen Förderung ihr ganzes Leben gewidmet war. Hier lernte sie Professor Calvin E. Stowe*) kennen, einen Mann von ausgezeichnetem Wissen und zugleich Lehrer der Bibelkunde im Seminar. Sie verlobte sich mit ihm und heiratete ihn am 5. Januar 1836.

Mit dieser Heirat trat sie in einen litterarischen Kreis ein, und wurde ermutigt, selbst zu schaffen. Es bildete sich eine Genossenschaft von Damen und Herren unter dem Namen „Semikolon-Klub", wo man regelmäßig gastlich zusammen kam, über litterarische und soziale Fragen diskutierte, Essays, Berichte, Erzählungen und Dichtungen vorlas und sich einer belebten Unterhaltung hingab, wobei auch Musik getrieben wurde. Diesem Klub gehörten viele berühmte Männer und Frauen an, ich nenne u. A. Professor Hentz und seine Frau, Caroline Lee-Hentz, eine Novellistin von großer Popularität und eine Frau von ausgezeichneter Anmut; Judge Hall, Herausgeber des „Western Monthly Magazine", ein Kritiker von Bedeutung, James H. Perkins, ein Mann von außerordentlichem Talent, Charles W. Elliot, der Neu-England-Geschichtsforscher, Daniel Drake, ein Medizinalprofessor und berühmter Autor, Professor J. W. Ward, William Greene, zwei Fräulein Blackwell, die später berühmten Ärztinnen; Professor und Generalmajor O. M. Mitchell, dessen sich die Nation immer als eines der vollendetsten Männer der Wissenschaft erinnern wird, gestorben als einer der edelsten Märtyrer um die Freiheit. In diesem glänzenden Zirkel begann sich der Genius der Frau Beecher-Stowe zu regen; einige ihrer litterarischen Beiträge für diese Gesellschaft wurden mit Entzücken aufgenommen.

Ihre belletristischen Aufsätze, Novellen und Erzählungen erschienen zuerst in Zeitungen zerstreut, doch ihr „Onkel Tim", im Jahre 1834 für den Semikolon-

*) Geboren 1802 zu Nactick im Staate Massachusetts.

Klub geschrieben und in einer seiner Sitzungen vorgelesen, machte den tiefsten Eindruck, wurde zuerst in Judge Hall's Magazin produziert und erschien dann in den „Mayflowers“, der ersten größeren Veröffentlichung, welche die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie, als einen Schriftsteller, der zu großen Hoffnungen berechtigte, zog.

Schon in ihrer ersten Heimat hatte sich Harriet viel mit der Sklavenfrage beschäftigt; eingehende Studien und Beobachtungen über dieselbe machte sie auf wiederholten Reisen nach dem Süden, die sie mit ihrem Gatten nach den Pflanzungen von Louisianna, Tenessee, Georgia und Carolina unternahm. Sie lernte die Sklavenzüchter von Virginien und die Negermärkte von New-Orleans kennen, und es reifte immer mehr der Gedanke in ihr, für die Befreiung der armen Neger etwas zu thun. Indes hatten auch ihre Verhältnisse sich geändert, die Gesundheit ihres Mannes hatte gelitten und veranlaßte ihn, seine Stelle am Seminar aufzugeben und eine solche als Lehrer im Bowdoin-College in Brunswick, Maine, anzunehmen und im Jahre 1850 trat er daselbst ein. Gerade zu jener Zeit wurde das Gesetz, die flüchtigen Sklaven betreffend, durchgebracht und Frau Stowe war eine derjenigen, welche am meisten über dieses schändliche Stück Gesetzgebung empört war. Inmitten einer großen und freien Nation erschien es ihr als eine Schmach, wie man die große Zahl der unglücklichen Neger behandelte, die Sklaverei erschien ihr als ein unersättliches Ungeheuer, welches nicht nur den Staat entehrte, sondern mit der Zeit den Untergang des Landes herbeiführen mußte. „Das ganze System der Sklaverei muß fallen,“ dies wurde immer mehr ihre Überzeugung, welche sie in „Onkel Toms Hütte“ so wirkungsvoll vertrat. Diesem mit dem Herzen geschriebenen Romane verdankt sie ihre Berühmtheit. Das Werk erschien zuerst im Jahre 1851 in der „National Era“ und wurde von Woche zu Woche fortgesetzt bis zum März 1852. Sie hatte es in ihren Feierstunden geschrieben, bei zarter Gesundheit, bei ausgebreitetem Haushalt, unterbrochen von all' ihren anderen wirtschaftlichen Arbeiten. Professor Stowe selbst sagt über dieses Buch: „es wurde in Sorgen geschrieben, mit einem fast gebrochenen Herzen, denn sie empfand alle Leiden, welche sie beschrieb und die noch größeren Leiden, welche sie nicht beschreiben durfte.“ Das Werk erschien in Buchform 1852 in Boston, und hat seit jener Zeit eine halbe Million Exemplare in neuen Auflagen erlebt, außerdem wurde es vielfach nachgedruckt und in der ganzen civilisierten Welt übersetzt. Es wurde außer in alle europäische Sprachen auch ins Arabische, Armenische, Chinesische und Japanische übertragen. Auf der englischen Volksbühne führte man das Werk dramatisiert auf. Dies veranlaßte Frau Beecher-Stowe, das Werk selbst unter dem Titel „Der christliche Sklave“ (Boston 1853) als Drama zu bearbeiten. Reizend sind die Anekdoten, die sich an die Herausgabe des Buches knüpfen. Als die Erzählung in dem Journal „Era“ erschien, bot Frau Beecher-Stowe den Abdruck in Buchform den Herren Phillips u. Sampson in Boston an, welche ihren Vorschlag achtungsvoll zurückwiesen. Sie dachte nun, damit sei es abgethan, aber die Teilnahme einer Frau half ihr zur Veröffentlichung. Es war die Gattin des

Herrn Jewett in Boston, eines Verlegers, welche die Erzählung gelesen hatte und ihren Gatten bestimmte, sie so bald wie möglich zu veröffentlichen. Er bot dies Herrn Professor Stowe an, indem er bemerkte, er wolle seine Frau schon hübsch Mode machen! Als Herr Stowe diesen Erfolg und diese Bemerkung des Herrn Jewett seiner Frau mitteilte, sagte sie im Tone geringer Hoffnung, in dem mehr Freude und noch mehr Ungläubigkeit ausgedrückt war: „Vielleicht bringt es mir genug, um mir anzuschaffen, was mir seit so langer Zeit fehlt, ein neues seidenes Kleid.“ Sie brauchte aber nicht lange auf die Erfüllung dieses Wunsches zu warten, oder der Erfüllung anderer Wünsche zu entsagen, denn wenige Monate nach dem Erscheinen von „Onkel Toms Hütte“ erhielt sie als erstes Honorar 1000 Dollars. „Mehr Geld,“ sagte der Professor, „als ich mein ganzes Leben lang gesehen habe.“

Wunderbar war der moralische Einfluß, den dieses Buch ausgeübt hat. So sagte Lord Palmerston in einer seiner Parlamentsreden:

„Ich habe seit 30 Jahren keine Novelle gelesen, aber dieses Buch habe ich dreimal gelesen, nicht nur zur Unterhaltung, sondern als Staatsmann.“ Lord Cockburn sagte: „Sie hat mehr für die Humanität gethan, als je vor ihr durch ein einfaches Buch geschehen ist.“

Kein politisches Pamphlet, keine Diskussion über das Gesetz betreffs der flüchtigen Sklaven vermochte so schlagende Beweise zu liefern, als die Thatsachen dieser Erzählung. Die Szenen von Elisa's Flucht über den Ohio-Fluß und die Erlebnisse des Onkel Tom haben tausendfache Sympathien und die innigste Teilnahme für die Negersklaven erweckt. „Onkel Toms Hütte“ wurde das ehrenhafte Werkzeug der neuen und edlen Eingebungen der öffentlichen Meinung und ließ die gebildete Menschheit erkennen, welch' schändliches Systen die Sklaverei sei.

Im Jahre 1852 nahm Frau Beecher-Stowe ihren bleibenden Aufenthalt in Andover in Massachusetts, wo ihr Mann eine Professur am theologischen Seminar angenommen hatte. Schon lange Zeit hatte Mrs. Beecher-Stowe gekränkelt, jetzt aber wurde sie ernstlich leidend. Kaum war dieser Umstand bekannt, als sie die schmeichelhaftesten Einladungen aus England und Schottland erhielt, um sich an der See zu erholen und das Mutterland zu besuchen. So schiffte sie sich mit ihrem Gatten, ihrem Bruder und einigen Freunden ein und langte am 11. April 1853 in Liverpool an. Sie wurde überall mit Begeisterung und Freundschaft empfangen, ihr zu Ehren wurden große Gesellschaften gegeben, überall fand sie dieselben enthusiasmierten Gefühle. Am dritten Tage ihrer Ankunft in England fand ein öffentliches Meeting in Liverpool statt, in welchem der Vorsitzende im Namen der vereinigten Frauen von Liverpool der Mrs. Beecher-Stowe die größte Bewunderung und Dankbarkeit aussprach, daß der Genius einer Frau ein Werk geschaffen habe, in der ganzen weiten Welt als ein Werkzeug Gottes bekannt geworden, um die Sympathie für die Unterdrückten zu erwecken und England zur Hülfe für die leidenden Sklaven aufzurufen. Große öffentliche Meetings wurden in Glasgow, Edinburg, Aberdeen und Dundee veranstaltet; Gesellschaftsabende, Dinners und

öffentliche Ehrenbezeugungen, Adressen und Geschenke folgten einander. Wie im Triumphe durchzog das Ehepaar Stowe Paris, die Schweiz und Deutschland, im Herbst kamen sie nach England zurück und langten am 7. September wieder in Amerika an.

Im folgenden Jahre veröffentlichte sie in Buchform unter dem Titel „Sunny memories of foreign lands", zu welchen ihr Mann eine Einleitung schrieb. Zur selben Zeit gab sie eine neue Auflage der „Mayflowers" heraus. Nachdem ihre Gesundheit sich wieder gebessert hatte, nahm sie ihre litterarischen Arbeiten wieder auf; im Jahre 1856, nachdem sie noch einmal eine größere Reise unternommen hatte, veröffentlichte sie ihre zweite Novelle gegen die Sklaverei unter dem Titel „Dred, a tale of the Dismals swamp".

Dem Epoche machenden Werke, „Onkel Toms Hütte", fehlte es auch nicht an Gegnern aus den Südstaaten. So schrieb eine Frau Mary Eastmann, die bis dahin anziehende Indianergeschichten geschrieben hatte, einen Gegenroman, „Tante Phillis' Hütte". Gerade dieses Buch, welches den Eindruck abzuschwächen suchte, den Onkel Tom gemacht, veranlaßte Mrs. Beecher-Stowe zu einer Nachschrift „Der Schlüssel", in welcher sie die erzählten Thatsachen als wirklich geschehen nachweist.

Im Jahre 1859 veröffentlichte Frau Beecher-Stowe eine neue Erzählung, „The Minister's Wooing", welcher in dem letzten Teil des 18. Jahrhunderts spielt und das Leben in Neu-England schildert. Nachdem auch dies Werk in Buchform herausgekommen, reiste das Ehepaar nochmals nach Europa, wo sie zumeist in Italien sich aufhielten. Die geistige Frucht dieser Reise war die Erzählung „Agnes von Sorrent", die im „Atlantic Monthly" 1862 zuerst erschien. Nach ihrer Heimkehr schrieb Frau Beecher-Stowe „The Pearl of Orr's Island", doch war dies eine zwar ergötzliche, aber unbedeutende Erzählung. Mehr Verdienst erwarb sie sich durch ihr Buch: „The Chimney Corner", das 1869 in New-York erschien und ihre Teilnahme an der Frauenfrage bekundete.

Im Jahre 1867 wurde sie Mitherausgeberin des Journals „Hearth and Home". Für die Jugend gab sie „Queer little People" heraus, ferner „Geography for my children".

Viel von ihrem Ruhme büßte sie durch ihre Schrift gegen Byron ein: „True story of Lady Byron's life", welche zuerst im „Atlantic Monthly Magazine" erschien. Dieser Artikel, in welchem sie Lord Byron eines verbrecherischen Umgangs mit seiner Halbschwester beschuldigte, erregte einen Sturm des Unwillens, den sie durch die Broschüre: „Lady Byrons vindicated" 1869 vergebens zu beschwichtigen suchte.

Von ihren Schriften seien noch genannt: „Men ot our times" 1868, eine Sammlung Biographien. „Old town folks" 1869, 2. Auflage 1871, eine meisterhafte Schilderung der Neu-Engländer und ihrer Anschauungen im vorigen Jahrhundert. „Black and white tyranny" 1871. „My wife and J, or Harry

Henderson's history" 1871. Doch keine dieser und anderer ihrer Arbeiten hatte einen ähnlichen oder annähernden Erfolg oder gleiche Bedeutung, wie „Toms Hütte". 1869 ließ sich Frau Beecher-Stowe von dem materiellen Erfolg ihrer Schriften ein schönes Haus in Hartford bauen. Hier lebte sie im großen Kreise ihrer Familie (sie hatte zahlreiche Nachkommenschaft) und ihrer Freunde und genoß alle Freuden eines fruchtbaren Lebens und ehrenvoller Arbeit. Sie und ihr Gatte hatten sich leider im höheren Alter dem Spiritualismus zugewendet.

Über das häusliche Glück der Familie Stowe und die Persönlichkeit der Dichterin in den sechsziger Jahren giebt uns eine Engländerin Aufschluß, welche damals dieselbe in ihrem Hause in Hartford aufsuchte. Sie schreibt: „Es war schwierig, zu dem Heim der Frau Beecher-Stowe zu gelangen. Der Weg, der dorthin führte, war tief gefurcht. Man mußte sich darin ergeben, von einem zum andern Balken zu voltigieren, welche in einer gewissen Enfernung von einander lagen und zum Springen veranlaßten, um über den Schmutz zu kommen. Indessen endete endlich der Weg, indem man eine Art Square erreichte. Zur Seite hinter einer Hecke sah man die Villa Stowe! Die Lage schien mir sonderbar gewählt, aber Madame Stowe gehört zur Familie Beecher, und was zu Beecher gehört, ist durch Originalität ausgezeichnet. Einige schöne Bäume entzückten ehemals Mrs. Stowe und durch diese ließ sie sich bestimmen, sich dort anzubauen. Das Haus, aus dunkelroten Steinen zusammengesetzt, war geräumig. Der große Empfangssalon, seine normannischen Bogen, seine in Eichenholz geschnitzten Thüren geben ihm einen antiken Charakter. Bilder, einige wirkliche Meisterstücke, schmücken die Räume. Es ist also dort, wo Frau Stowe mit ihrem Manne und ihren Kindern lebte. Der Professor in weißem Haar, ein noch jovialer liebenswürdiger Mann, mit freimütigem Wesen; er war mit seiner Frau von einer Reise nach Canada zurückgekehrt, von welcher er noch begeistert war.

Wir setzten uns vor den Kamin, in dem ein lustiges Feuer flackerte. Frau Stowe saß zwischen ihrem Manne und mir. Das noch jugendliche Gesicht, das, wenn man tiefer blickte, schon die Spuren der Jahre verriet, war außerordentlich sympatisch. Diesen Abend trug sie ein schwarzes Seidenkleid mit weißen Spitzen garniert, ihre schönen kastanienbraunen Haare fielen, in Locken zurückgestrichen, über den Hinterkopf. Wenn sie spricht, ist sie höchst einnehmend, aber sie spricht nicht immer, überläßt sich vielmehr dem Stillschweigen, welches für den Besuchenden geradezu verblüffend ist. Ich habe sie später einen ganzen Abend bei ihrem Vater gesehen, wo sie nicht einen Moment die Lippen öffnete. Mitten in der belebtesten Unterhaltung schweigt sie plötzlich, und zum Kamin geneigt, die Hände über die Knie gefaltet, scheint sie in Betrachtung versunken zu sein. Dann mit einem Male, wie aus Träumereien erwachend, wirft sie ein geistvolles Wort ihrer Umgebung zu, ein unendlich reizendes Lächeln verklärt ihr Gesicht, ihre großen braunen Augen blitzen auf, und der naive Blick, den sie umher wirft, verjüngt sie um zwanzig Jahre. Man sprach von Onkel Tom und seinen Negern. „Die Schwarzen", sagte Frau Stowe, „sind in jeder Beziehung

uns gleich zu stellen, sie werden ihren Platz an der Seite der Weißen einnehmen, und mit ihnen leben: ihre Kinder stehen denen der Weißen nicht nach, nach den Prüfungen in den Schulen zu urteilen; die gemischte Race ist schwächer." „Die gemischte Race wird bald verschwinden," unterbrach sie der Professor, „und dennoch sind die Frauen gemischten Blutes die entzückendsten Geschöpfe."

Seit dem Besuche jener Engländerin sind einige Jahre vergangen. Frau Beecher-Stowe lebt in stiller Zurückgezogenheit mit ihrer Familie! Sie hat das Bewußtsein nicht umsonst gelebt zu haben.



Elise von Hohenhausen

geboren 1812.

Elise von Hohenhausen ist die Tochter des damaligen Unterpräfekten Freiherrn Leopold von Hohenhausen, welcher von 1806—1813, zu welcher Zeit Eschwege dem Königreich Westfalen zugeteilt war, dort wohnte und Tochter der berühmten gleichnamigen Mutter, deren litterarische, wie soziale Anschauungen und Gaben sich auf die Tochter vererbt haben. Die Mutter Frau Elise von Hohenhausen war es, die, als ihr Gatte zur Zeit der napoleonischen Stürme seinen Posten in Westfalen verlor und von seiner Regierung im Drange jener Zeit nicht sogleich wieder angestellt werden konnte, hochherzig die Sorge für die Familie auf sich nahm und durch die ersten Uebertragungen Byrons und Walter Scotts in die deutsche Sprache den Ihren ein sorgenfreies Dasein und sich selbst nicht geringe litterarische Verdienste erwarb.

Als die Tochter dieser Mutter wurde Elise am 7. März 1812 auf Schloß Eschwege in Hessen geboren. Später siedelten die Eltern nach Berlin über, wo sich das regste geistige Leben in den Salons der besseren Gesellschaft entfaltet hatte.*) Auch bei Frau von Hohenhausen traf sich damals Alles, was auf geistige Bedeutung Anspruch machte: Varnhagen und Rahel, die originelle Frau von Waldow, de la Motte-Fouqué und seine Gattin, Bendavid, der Schüler Mendelsohn's und Lehrer Börne's, Joseph Lehmann, der Begründer des „Magazin.“ Heinrich Heine ging hier ein und aus, damals noch ein junger, unbekannter Mensch, dessen schwärmerische Poesien mit ihren kecken Wendungen mancherlei Anstoß erregten. In diesem geistigen Kreise wuchs die kleine Elise auf, und alle diese Eindrücke

*) Siehe Band I. S. 81—102.

konnten natürlich nicht ohne Wirkung auf ihre geistige Entwickelung, ihre Neigungen bleiben.

Mit neunzehn Jahren wurde sie plötzlich in einen ganz anderen Kreis versetzt. Sie verheirathete sich mit dem Ober-Regierungsrath Rüdiger und kam nun in das streng katholische Westfalen, nach Münster. Hier verband sie treue Freundschaft mit Levin Schücking, vor Allen aber mit Deutschlands größter lyrischer Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff.*) Mit tiefem seelischen Blick, und regem poetischen Verständnis erkannte Elise damals, als noch die Welt Annette von Droste nicht verstand, und ihr die glatte, heut schon längst vergessene Luise von Bornstedt (das Modell zur Lucinde in Gutzkow's „Zauberer von Rom") als große Dichterin entgegenstellte, in jener die echte Poetin und führte sie als solche zuerst dem Publikum vor.

Hier und später in Minden und Frankfurt a. O. begann Elise ihre erste regelmäßige schriftstellerische Thätigkeit, die sie schon früher zeitweilig ausgeübt. Ihre Arbeiten erschienen im Cotta'schen Morgenblatt und anderwärts, einzelne derselben erregten die Aufmerksamkeit Gutzkow's, der sich lebhaft für die Verfasserin interressirte.

Nach dem Tode ihres Gatten siedelte sie nach Berlin über, nahm ihren Familiennamen wieder an und begann nun ein reges geistiges Leben. Sie schrieb das Werk, welches ihren Namen rasch bei allen deutschen Mädchen und Frauen bekannt gemacht hat: „Berühmte Liebespaare," ein Buch von großer Klarheit und Schlichtheit der Darstellung, Zierlichkeit der Form und Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Gegenstück dazu bilden die „Denkmale der Freundschaft." Von der großen Kunst der Verfasserin, die Rätsel des Herzens zu lösen und in wenigen Strichen das fesselnde, ähnliche Bild einer interressanten Persönlichkeit zu zeichnen, giebt auch ihr Buch „Aus Goethe's Herzensleben" Kunde. Diesem Werke reihen sich Novellen, Biographien und Uebersetzungen Longfellows und Youngs in reichem Kranze an.

Männer und Frauen von Geist und Bildung in Berlin fanden sich im Salon der Baronin Elise von Hohenhausen zusammen. Eine wirkliche Freundschaft verbindet sie mit dem Prinzen Georg von Preußen, dessen unter dem Namen Georg Conrad erschienene Dramen ihm einen ehrenvollen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte gesichert haben. Gutzkow, die Gräfin Louise von Stollberg, die Freundin Friedrich Wilhelm IV., verkehrten hier bis zu ihrem Tode, Albert Lindner war hier häufig zu finden und Ernst von Wildenbruch las an derselben Stelle zuerst seine Dramen vor. Louise von François und Emmy von Dincklage, zwei unserer besten Erzählerinnen, empfingen durch Elise von Hohenhausen viele der fruchtbarsten Anregungen und eine jüngere Nichte der letzteren, Helene von

*) Siehe Band II. S. 138—160.

Düring, deren unter dem Namen Arthur von Loy veröffentlichte Erzählungen Beifall erregten, pflegt jetzt unter ihrer Leitung ersterer litterarische Studien.

Noch heut wird ihr Salon nicht leer von geistreichen Frauen und Männern. Da gilt kein Unterschied des Berufs, des Ranges, der politischen Anschauungen, der Religion und des Alters; Talent und Unterhaltungsgabe allein geben daselbst den Ausschlag, und die Herrin des Hauses weiß als vollendete Weltdame stets zwischen den fremdesten Individualitäten mit Kunst und Feinheit eine den Abend überdauernde Brücke zu bauen.



George Eliot

geboren 1819, gest. 1880.

Die geistige Bedeutung, der Wissensumfang und die Lebensanschauungen der größten Dichterin Englands in unserem Jahrhundert gehen aus ihren Werken ihren Briefen und Tagebuchblättern hervor. Die letzteren wurden von ihrem zweiten Gatten Mr. Croß chronologisch zusammengestellt, und von Hermann Conrad (Barmen) zu dessen in deutscher Sprache geschriebenen Biographie (Verlag von Georg Reimer, Berlin 1887) benutzt. Beiden Werken, sowie der Biographie der Mr. Blind entlehne ich die Daten über das Leben und Schaffen dieser bei uns in Deutschland noch viel zu wenig gekannten geistreichen Schriftstellerin.

George Eliot ist der, in ihrem 35. Lebensjahre, angenommene Dichtername — von Mary Ann (oder wie sie genannt wurde: Maryann) Evans. Ihr Geschlecht stammt aus Flintshire im nördlichen Wales; von dort zog ihr Großvater, George Evans nach Ellaston in Staffordshire, einer Midland-Grafschaft, wo er als Bau- und Zimmermeister thätig war. Dort wurde ihr Vater, Robert Evans, 1773 geboren, der sich demselben Beruf wie sein Vater widmete, später jedoch übernahm derselbe eine Farm in Kirk Hallam und wurde von seinem Gutsherrn, Francis Newdigate zum Gutsverwalter eingesetzt. Hier heiratete er Harriot Poynton, mit der er zwei Kinder hatte: Robert, geb. 1802 und Frances Lucy, geb. 1805.

Nachdem der Gutsherr durch Erbschaft die Grafschaft Warwickshire, südlich von Derby erhalten hatte, zog Robert Evans und seine Familie mit ihm dorthin, wo er jedoch nach achtjähriger Ehe seine Gattin durch den Tod verlor.

Vier Jahr später, 1813, verheiratete er sich zum zweiten Mal mit Christiane Pearson, die ihm drei Kinder gebar: Christiane 1814, Isaac 1816 und unsere Dichterin Mary Ann, den 22. November 1819.

Schon in ihrem ersten Lebensjahr übersiedelte Maryann mit ihren Eltern nach „Griff House“, einem schönen alten Hause, auf dem Gute Robert Newdigate Arbnoy's, wo sie ihre ganze Jugendzeit zubrachte.

Aus ihrer eigenen Schilderung erfahren wir, daß ihr Vater ein stattlicher, robuster Mann, mit charaktervollen aber nicht schönen Gesichtszügen war, aus denen Energie und Offenheit sprachen. Er hatte einen nüchternen Verstand, streng conservative politische Ansichten und besaß bedeutende Kenntnisse im Bau- und Bergfach, in der Forst- und Landwirtschaft, kurz in allen Wissenschaften, die zur Verwaltung großer Güter befähigen.

Lebensvolle Zeichnungen ihres Vaters gab sie in ihren Romanen: Adam Bede und in Middlemarch, wo Celeb Garth als das Originalportrait ihres Vaters erscheint.

Ihre Mutter war die Tochter eines kleinen Gutsbesitzers, der nach ländlichen Begriffen zur letzten Stufe des niederen Adels gehörte. Sie war eine praktisch verständige, liebevolle, warmherzige und doch energische Frau, an welcher ihre Kinder mit inniger Zuneigung hingen. George Eliot verherrlichte sie in ihren „Kindheitssonetten“.

Mit ihren Stiefgeschwistern, Robert und Frances Lucy kam sie in keine nähere Berührung, da der erstere kurz nach ihrer Geburt nach Kirk Hallam als Verwalter gezogen war und seine Schwester mit ihm, um dort die Wirtschaft zu führen. Als Maryann in späteren Jahren Lucy kennen lernte, fühlte sie sich fast mehr zu ihr hingezogen, als zu der eigenen Schwester. Diese, Christiane, blieb ihr auch dadurch in jungen Jahren fern, da sie früh in das Pensionat einer Miß Lathom in Arthleboro gegeben wurde, einem vom Griff House mehrere Meilen entfernten Dorfe, während Maryann in eine kleine Mädchenschule, unweit ihrer Heimat, ging und erst später nach Arthleboro geschickt wurde, als ihre Mutter kränkelte und die Erziehung der Kinder daher nicht zu leiten vermochte. Auch ihren Bruder Isaac, mit dem sie die innigste Zuneigung verband, sah Maryann seit seinem neunten Jahr nur während der Ferien oder an Sonntagen, da auch er in einem, mehrere Meilen entfernten, Städtchen, Coventry, in Pension kam. Dieses an und für sich abgeschlossene Landleben machte jedoch auf Mary Ann's dichterisches Gemüt einen so tiefen Eindruck, daß sie die dort verlebte Kinderzeit, mit ihrem Bruder als einzigen Spielgefährten, als die schönste ihres Lebens betrachtete und sie schilderte dieselbe in der rührenden Erzählung: „Mühle am Floß“ mit einer Frische und Innigkeit, die auf Jeden, der sie liest, bezaubernd wirken muß.

Wie unverwüstlich diese Kindheitserinnerungen in ihr wurzelten, spiegelt sich in all ihren Dichtungen, wo das „wundervolle, mit Epheu umwachsene Ziegelhaus, in dem sie groß geworden, eine große, wiederkehrende Rolle spielt.“ Sobald sie ihre Heimatgegend schildert, steht Alles lebensvoll und poetisch vor uns. Schon früh zeigte sich ihr Gemüt liebebedürftig, ihr Verlangen, sich anzulehnen, steigert sich zur Sehnsucht, je weniger sie von ihrer Umgebung verstanden wird und als Jungfrau empfindet sie mit krankhafter Niedergeschlagenheit den Mangel nicht geliebt zu werden, wie sie es sich erträumt hat.

Schon in frühester Jugend entwickelte sich Mary Ann's Wißbegierde, ein Streben nach geistiger Vervollkommnung. So las sie mit wahrem Heißhunger

Bücher, von denen man kaum annehmen konnte, daß ihr kindlicher Verstand sie zu fassen vermochte. Ihr erstes Buch im achten Jahre war „Des Häufling's Leben", ihm folgten Äsops Fabeln und Bunyans „The Pilgrims Progress", des Pilgers Wanderung, in welchem schon theologische Disputationen, über die Sünde und die Befreiung von derselben, vorkamen. Nun las sie ohne Wahl Charles Lamb's kurze Betrachtungen über alle möglichen Seiten des Lebens, Johnson's Rasselas, Prinz von Abyssinien, Taylors Andachtsübungen („Heiliges Leben und Sterben"), die ihr sicher ebenso verständnißlos geblieben sind, als das merkwürdige Buch von Defoe's: „Politische Geschichte des Teufels."

Es ist kaum begreiflich, wie das achtjährige Mädchen sich durch diese ermüdende, lang ausgesponnene Satyre, die in einem travestierten theologischen Controversestyl geschrieben war, hindurchgearbeitet haben konnte, wenn es nicht mehr als eine Leseprobe war. Bezeichnend für die Frühreife des Kindes war, daß sie, in demselben Alter, Scott's Roman „Waverley" las, den ihre ältere Schwester geliehen hatte und zurückgeben mußte, ehe Mary Ann ihn ausgelesen, und diese die ganze Geschichte niederschrieb, um sie nicht zu vergessen, bis sie das Buch wieder erhalten konnte.

Für Musik hatte Mary Ann schon seit ihrem vierten Jahre besondere Neigung und in der Schule zeigte sie einen solchen Ernst und solche Würde, daß die älteren Schülerinnen ihr den Beinamen gaben „Kleine Mama!"

Mit 13 Jahren kam unsere Heldin in die Schule der Damen Franklin nach Coventry. Aus dieser Zeit besitzen wir eine interessante Schilderung ihrer Persönlichkeit von Miß Simcocks, einer ihrer Mitschülerinnen. Miß Rebecca Franklin war eine Dame von bedeutendem Geist und ausgezeichnet durch ihren vollendet schönen schriftlichen und mündlichen Ausdruck der Gedanken sowohl, wie durch ihre schöne Handschrift. Gleich von Beginn zeichnete sich Mary Ann Evans weit vor allen anderen Mädchen aus. Während deren Aufsätze in der Klasse besprochen, gelesen und corrigiert wurden, waren die von Mary Ann Gegenstand der Privatlectüre und des geistigen Genusses für ihre Lehrerin, die selten etwas zu verbessern daran fand. Ihre Schwärmerei für Musik trat damals schon stark hervor, und ihr Musiklehrer, ein vielgeprüfter, mit nervöser Reizbarkeit behafteter Mann freute sich auf seine Stunde bei ihr, als auf eine Erfrischung und mußte bald bekennen, daß er sie nichts mehr zu lehren habe. Doch auch Mary Ann's Nervosität hatte damals schon einen bedenklichen Grad erreicht. Wenn Besucher kamen, wurde Miß Evans als die beste Klavierspielerin manchmal ins Zimmer gerufen, um ihnen etwas vorzuspielen und obgleich es ihrer krankhaften Schüchternheit auf's Äußerste widerstrebte, sich öffentlich hören zu lassen, gehorchte sie mit größter Bereitwilligkeit; aber wenn sie dann wieder erlöst war, sah man sie öfters nach ihrem Zimmer stürzen, wo sie heftig weinend sich auf die Erde warf. Ihre Mitschülerinnen liebten sie in dem Grade, wie man Jemanden lieben kann, der einem so unermeßlich überlegen erscheint .... Eine Quelle großen Interesses für die Mädchen und des Neides für diejenigen, die weiter vom Hause

weg lebten, war der allwöchentlich erscheinende Karren, welcher für Miß Evans frisch gelegte Eier und andere angenehme Erzeugnisse der väterlichen Farm brachte!

In der Franklin'schen ausgezeichneten Schule vermochte Mary Ann sich eine weit gründlichere Ausbildung anzueignen, als sonst die jungen Damen Englands durchschnittlich zu erwerben pflegen. Die besten Lehren unterrichteten in englischer, deutscher, französischer Sprache und Musik. Im Jahre 1835 verließ Miß Evans diese Schule, an die sie sich stets mit Liebe erinnerte.

Als Mary Ann in's Vaterhaus zurückgekehrt war, floß ihr Leben in einer gewissen Einförmigkeit dahin. Einmal nahm sie der Vater zu einem mehrtägigen Besuch zu Verwandten nach Derbyshire und Staffordshire, aber selbst dieser kleine Ausflug genügte, um einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüt und ihre Phantasie zu machen, den sie zu Schilderungen in ihren späteren Novellen benutzte.

Aber auf die Dauer konnte der herangereiften Jungfrau das abgeschlossene Leben auf dem Lande nicht mehr genügen. Vergebens suchte sie ihren lebhaften Trieb, sich geistig zu vervollkommnen, durch Lektüre allein zu befriedigen. Sie schrieb in jener Zeit: „Ich befinde mich den Büchern gegenüber in derselben Verfassung, wie der Vielfraß gegenüber der wohlbesetzten Tafel. Schleunigst vertilge ich einen Gang, um bei Zeiten zum nächsten zu gelangen, und genieße und verdaue so keinen.“ So wurde sie sehr früh mit zahlreichen Klassikern der europäischen Kulturvölker vertraut und schloß nicht wie die meisten anderen Mädchen den Unterricht mit der Schulzeit ab, sondern sie nahm denselben auch in Griff Haus weiter in deutscher und italienischer Sprache. Doch gestand sie selbst, daß gar Vieles noch chaotisch in ihrem Kopfe aufgespeichert lag und von den anstrengenden Studien litt sie beständig an nervösem Kopfschmerz.

Sehr interressant ist der Briefwechsel, den Mary Ann mit ihrer ehemaligen Lehrerin, Miß Lewis, führte: geistige Anregungen über Litteratur, Geschichte, Religion und das Leben wurden in demselben ausgetauscht. Miß Lewis war eine Dame von evangelischer Ueberzeugung, d. h. sie legte mehr Gewicht auf das Studium der Bibel und auf das Leben nach Gottes Wort, als auf die kirchlichen Formen; auch Miß Franklin war als die Tochter eines Baptistenpredigers zu religiöser Schwärmerei geneigt und beide übten auf die leicht empfängliche Seele Mary Anns einen solchen Einfluß, daß das junge Mädchen, welches als ein harmloses, fantasiereiches, lebhaftes Kind die Heimat verlassen hatte, als junge Frömmlerin von 16 Jahren dahin zurückkehrte.

So brachte sie eine gewisse Aufregung in das ruhige Idyll von Griff Haus Ihre hübsche, praktische aber oberflächliche Schwester Christiane hatte ebenso wenig Neigung für die schwärmerische Ideen Mary Anns, als ihr Bruder Isaac, der dieselben vielmehr energisch bekämpfte und sich mit ihr herumstritt. Das sportsmännische Genußleben, das er neben einer tüchtigen Berufsthätigkeit zu führen geneigt war, verwarf Mary Ann als eitel und inhaltslos, während er ihre theologischen Studien, ihr Heiligkeitsstreben und ihre einfache äußere Erscheinung für abgeschmackt erklärte.

Um so mehr gefiel sie sich in den Briefen an Miß Lewis (1839) die verschiedenen kirchlichen Richtungen vergleichend neben einander zu stellen, indem sie selbst ihren Standpunkt als den der freien Richtung bezeichnete; sie bestritt nämlich mit Professor Hoppus, daß von der heiligen Schrift irgend eine Form des Kirchenregiments in bestimmter Weise gefordert würde. In dieser Periode ihrer Frömmelei erscheint ihr jeder irdische Genuß bedenklich. So schreibt die 20jährige an Miß Lewis über die Ehe:

„Was mich betrifft, wenn ich vom Heiraten und Verheiraten höre, das immerfort vor sich geht, so kann ich nur seufzen über diejenigen, welche irdische Bande vervielfältigen, die, wenn auch mächtig genug, um ihr Fühlen und Denken vom Himmel los zu lösen, doch so gebrechlich sind, daß sie leicht bei jedem Hauch zerreißen. — Du wirst glauben, daß mir nur noch eine Tonne als Wohnung fehlt, um mich zu einem vollständigen weiblichen Diogenes zu machen, und ich bekenne mich allerdings schuldig, hin und wieder misanthropischen Gedanken nachzuhängen, ohne mich ihnen ganz hinzugeben. Doch muß ich glauben, daß diejenigen am glücklichsten sind, welche sich nicht in Wallung bringen durch Pläne schmieden zum Zweck ihrer irdischen Seligkeit, welche dieses Leben rein als eine Pilgerreise betrachten, einen Schauplatz der uns zur Thätigkeit und zur Wachsamkeit aufruft, nicht zur Ruhe, zum Genuß!“

Dieses unnatürliche Grübeln, das Unbefriedigende ihres Daseins wurde noch vermehrt durch niederdrückende Verhältnisse in der Familie.

Nach langen schmerzlichen Leiden starb im Sommer 1836 ihre geliebte Mutter. Im folgenden Jahr heiratete ihre Schwester Christiane Mr. Edward Clarke, einen Chirurgen, dem sie nach Meriden in Warwikshire folgte. So blieb Mary Ann mit ihrem Vater allein und auf sich angewiesen. In der geistigen Not dieser Entwicklungsphase wandte sie sich an ihre Tante Elisabeth Evans, die Schwägerin ihres Vaters in Staffordhhire, eine ehemalige Methodistenpredigerin. Sie schrieb derselben am 6. Februar 1839: „Ich befinde mich auf dürrem, durstigem Lande, ich werde Dir so dankbar für einen frischen Trunk aus Deinem reichen Quell sein, wie der Wandrer in den Wüsten des Orients der unbekannten Hand dankbar ist, die für ihn einen Brunnen gegraben!“

Die Tante kam zu ihr — und Mary Ann erwiderte ihren Besuch, aber ihre seelische Erlösung, deren sie dringend bedurfte, kam ihr von einer ganz andern Seite. Im Jahre 1840 verlobte sich ihr Bruder mit Miß Rawlins in Birmingham. Die Hochzeit fand das folgende Jahr statt. Isaac sollte Griff House übernehmen, während sein Vater ein Haus auf Foleshill Road in der unmittelbaren Nähe von Coventry im März 1841 mit Mary Ann bezog. Das Haus, das einen schönen Garten hatte, gewährte aus den oberen Fenstern einen hübschen Blick auf die umgebende Landschaft, — doch auch auf die nahe Fabrikstadt. —

Die sozialen Berührungen, welche unsre Dichterin persönlich hier erwarteten, waren so unerwartet günstige, daß sie ihre Uebersiedlung nach Coventry als eine befreiende Epoche in ihrem Leben bezeichnen konnte.

Zunächst hatte sie hier nicht mehr die Sorge für einen großen Haushalt; die Verkleinerung der Wirtschaft ließ ihr eine Masse Zeit für ihre litterarische Lieblingsbeschäftigungen. Dann aber lernte sie durch die ausgebreiteten Bekanntschaften ihres Vaters zum ersten Mal eine vielseitige ihr immer lieber werdende Geselligkeit kennen. Ihre Stimmung wurde dadurch immer heiterer, ihr Briefwechsel mit Frl. Lewis immer seltner, und dennoch kam es vor, daß sie sich inmitten der Gesellschaft, die nicht ihren geistigen Ansprüchen entsprach, vereinsamt fühlte, — und daß sie mit Entsetzen den Contrast bemerkte zwischen dem Elend der Fabrikarbeiter und dem fröhlichen geselligen Treiben der Fabrikbesitzer. —

Im Anfang gesellte sie sich im vertrauteren Umgang zu Personen von christlich frommer Denkungsweise. So befreundete sie sich mit ihrer Nachbarin Miß Pears, mit der sie einen Nähverein für einen Armenbezirk der Stadt begründete und mit der Familie eines Dissenter-Predigers; — aber schon nach wenigen Monaten zeigte sich ein plötzlicher Umschlag in ihrem Verkehr.

Wir erkennen diesen plötzlichen Umschwung ihrer Gesinnung aus zwei Briefen, den ersten schrieb sie am 2. Nov. 1841 an Frl. Lewis, darin hieß es: „Heute will ich eine Bresche in die starke Mauer der Indifferenz schlagen, hinter welcher die Burgen von Coventry sich verschanzen möchten, aber ich fürchte, ich werde kein Glück damit haben.“

Vierzehn Tage später schrieb sie an dieselbe: „Meine ganze Seele ist in den letzten Tagen in Anspruch genommen von der interressantesten aller Fragen und zu welchen Resultaten mein Denken mich führen wird, weiß ich nicht; vielleicht zu einem, der Dich erschrecken wird; aber mein einziger Wunsch ist die Wahrheit zu erkennen, meine einzige Furcht, dem Falschen anzuhängen. Ich hoffe unsre Liebe wird sich nicht zersetzen unter dem Einfluß der Scheidung, Du müßtest mich denn wegen Meinungsverschiedenheit in den Bann thun!“

Zu derselben Zeit erklärte sie einer ihrer Freundinnen ihren Abfall vom Kirchen-Christenthum und fügt hinzu: Nun werden Sie wohl nichts mit mir mehr zu thun haben wollen!“ worauf diese, Mrs. Sibree ihr antwortete: Im Gegenteil, ich werde mich jetzt mehr denn je für Sie interessieren!“

Sie irrte sich jedoch, wenn sie hoffte, Mary Ann von ihren neuen Anschauungen zurückbringen zu können.

Wodurch nun hatte sich diese plötzliche Umwandlung vollzogen? Mary Ann hatte eine Familie kennen gelernt, deren Oberhaupt Mr. Bray, durch Wort und Schrift, einen entscheidenden Einfluß auf das junge Mädchen übte.

Es war ein reicher Fabrikant von Coventry, der mit seiner Frau und deren Geschwistern einen kleinen Kreis von hochgebildeten, litterarisch thätigen Freidenkern darstellte.

Einen Gegensatz bildete Herrn Bray's Schwester, Frau Pears. Diese hatte Mary Ann in die Familie eingeführt, in dem Glauben, daß dieses in religiösen Debatten so streitbare und in Bibelkunde so sattelfeste Mädchen die Ihrigen bekehren würde, doch gerade das Gegenteil geschah.

Mary Ann lernte bei Mr. Bray dessen Schwager Charles Hennell kennen, der, obgleich Kaufmann, ein religionswissenschaftliches Werk geschrieben hatte: Untersuchung über den Ursprung des Christentums.*) Dieses Buch gab ihr noch nie gehörte Anschauungen. — Hennell schilderte die Person Christi als einen in der Askese aufgewachsenen, sittlich und geistig hervorragenden Anhänger der Essenäer-Sekte, im Uebrigen als einen Enthusiasten und Revolutionär, der in seinem mystischen Selbstversenken dahin gelangte, sich für den verheißenen Messias zu halten, und weniger noch als die Gründung einer neuen Religion die Errichtung seines Königtums zum Ziel hatte. Da die von ihm erhoffte direkte göttliche Einwirkung ausblieb, sah er keinen anderen Ausweg, als durch sein standhaftes Leiden und seinen Tod den Glauben seiner Anhänger an ihn als den Messias dauernd zu machen. Nachdem die Machthaber durch seine Hinrichtung die politische Gefahr beseitigt hatten, ließen sie seine Jünger ungehindert seine Lehre, die übrigens nichts, was nicht im alten Testament, in den apokryphischen und rabbinischen Schriften zu finden wäre, enthielt. Die Entwicklung derselben erfolgte durch Paulus; und die Assimilierung von Elementen des alexandrinischen Platonismus, so wie der allgemeine Verfall des Polytheismus waren wesentlich, um sie zu jener weltumwälzenden Macht zu machen, die sie geworden ist. Die Unmöglichkeit von Wunderthaten wird einerseits aus der zweifelhaften Glaubwürdigkeit und den Widersprüchen der im einzelnen historisch-kritisch geprüften Evangelien nachgewiesen. Kurz dieses Buch, das denselben Gegenstand verfolgt, wie das drei Jahr früher erschienene Buch von David Strauß „Das Leben Jesu“ machte einen Eindruck auf Mary Ann Evans, den sie in folgendem Brief an Mrs. Pears ausdrückte: „Obgleich ich als Prinzipien meines Handelns eine Furcht vor ewiger Rache, eine Dankbarkeit für vorausbestimmte Erlösung und die Offenbarung künftiger Seligkeit als Lehre nicht anerkennen kann, teile ich doch vollkommen den Glauben, daß der einzige Himmel hier oder dort nur zu finden ist in der Uebereinstimmung mit dem Willen des Höchsten, in dem beständigen Streben nach der Erlangung des vollkommenen Ideals, des wahren Logos, der in der Brust des Vaters wohnt!“

Ihrem alten Vater erklärte sie auf's Bestimmteste, nach ihrer neuen Überzeugung die Kirche nicht besuchen zu können, was ihn so erzürnte, daß es fast zum Bruch zwischen ihnen gekommen wäre. Er will mit einer Freidenkerin nicht zusammen leben, will sein Haus verkaufen und zu seiner Tochter Christiane ziehen. Mary Ann giebt nicht nach; sie verschafft sich eine Stelle als Lehrerin in Leamington, verläßt ihren Vater und zieht zu ihrem Bruder Isaac nach Griff House. Doch Verwandte und Freunde versöhnen Vater und Tochter, die sich nach drei Wochen Trennung wieder vereinigen.

Allmählich lernt sie Toleranz auch Andersgläubigen gegenüber üben. So schreibt sie am 19. Oktober 1843 an Sarah Hennell:

„Wenn die Seele von dem elenden Prokrustesbett des Dogmas, auf dem

*) Deutsch übersetzt von David Strauß.

sie gestreckt und gemartert worden ist, seitdem sie zu denken begann, eben befreit ist, beherrscht sie ein Gefühl des Jubels und starker Hoffnung. Wir glauben, wir werden tüchtig vorwärts kommen, wenn wir den vollen Gebrauch unserer Glieder haben und die stählende Luft der Freiheit atmen; wir erwarten bald etwas Positives zu finden, das uns nicht nur mehr als entschädigen soll für das Aufgegebene, sondern auch so wertvoll für Andere sein wird, daß wir wagen dürfen, Anhänger zu werben, mit der ganzen Energie unseres Wahrheitseifers. Aber nur ein paar Jahre Nachdenken sind erforderlich um an seiner eigenen Schwäche zu erkennen, daß wir nicht alle Welt mit unseren Ideen glücklich machen können!“

Mr. Charles Bray's Umgang lenkte Mary Ann's Geist auf diese neuen Bahnen. Er war nur acht Jahr älter als sie, der Sohn eines reichen Bandfabrikanten, der seinen acht Kindern ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte. Obgleich Charles durch Kränklichkeit am Studium verhindert war, suchte er als Mann durch Privatarbeiten seinen Wissensdrang zu befriedigen, besonders beschäftigte er sich mit Philosophie. Im Jahre 1836 hatte er sich mit Caroline Hennell verheiratet, einer hochgebildeten Dame, ebenso zurückhaltend und bescheiden, wie ihr Gatte offen und redselig. Beide führten ein sehr glückliches Eheleben, da allmählich ihre auch freireligiösen Ansichten übereinstimmten. Mr. Bray war schon 1837 als Schriftsteller mit der Broschüre aufgetreten: „Die Erziehung des Körpers“ die das gesundheitliche Wohl der Massen im Auge hatte. Im nächsten Jahre gab er ein Buch heraus: „Die Erziehung des Gefühls“. Beide Bücher waren aus Vorträgen entstanden, die er vor Arbeitern gehalten hatte, bei deren Bearbeitung seine Gattin und seine Schwester Mary mitgeholfen hatten. 1841 erschien Bray's bedeutendste Arbeit: „Die Philosophie der Notwendigkeit“. Gerade dies Werk übte einen entscheidenden Einfluß auf Mary Ann's Lebensanschauungen. — Er hatte erkannt, daß die Moralgesetze, durch die Wirkungen des Wohlgefühls und des Schmerzes, und der bestimmten, dem Menschen vom Schöpfer gegebenen Seelenconstitution ebenso fest umgrenzt sind, als die physischen! Sein Ziel war zu zeigen, — was vor ihm schon Spinoza und die Philosophen des 18. Jahrhunderts gelehrt hatten, daß Tugend, Gerechtigkeit, Treue und Reinheit des Lebens nicht auf Grund irgend einer Offenbarung zu erstreben seien, sondern daß ein Naturgesetz das Glück des Lebens an die Erwerbung und Bethätigung dieser Eigenschaften geknüpft habe und daß „das Unglück dem Unrecht folgt, mit derselben Sicherheit, wie ein losgelassener Stein zur Erde fällt!“ An einer andern Stelle sagt er: „Die Vergangenheit ist unvermeidlich, Gott selbst könnte sie nicht hindern. Zukünftige Folgen sind allein in unserer Gewalt; wenn wir mit den Wirkungen unzufrieden sind, müssen wir die Ursachen ändern!“

Dieser aufgeklärte, geistvolle Mann fühlte sich seit der ersten Begegnung zu Mary Ann Evans freundschaftlich hingezogen. Er selbst schrieb noch im hohen Alter: „Ich zähle meine intime neunjährige Freundschaft mit Miß Evans zu den Lichtpunkten meines Lebens. Ich habe sie oft gesehen und oft mit ihr lange Spaziergänge gemacht und ich glaube, daß ich nie einen angenehmeren Verkehr

gehabt habe; sie wußte von allem. Sie war nicht eingenommen von sich; ihr Streben ging immer dahin, ihre Freunde auf's Beste herauszustreichen, nicht sich selbst . . . . Aber sie hatte zwei verschiedene Seiten; ihr Temperament war das des Genies, welches immer seine Sonnen- und Schattenseiten hat. Sie war häufig sehr niedergeschlagen und oft verletzend, ebenso sehr wie sie liebenswürdig sein konnte und wir hatten öfters Streit; aber am nächsten Tage oder wenn wir uns wieder trafen, war er vollkommen vergessen und keiner spielte darauf an. Selbstverständlich sprachen wir über alle Gegenstände im Himmel und auf Erden. Wir waren in unseren Ansichten damals recht einig und ich darf den Anspruch erheben, den Grund zu der Philosophie, die sie später noch beibehielt, gelegt zu haben!"

Auch Mrs. Bray hatte sich später durch ihre Schriften über „Physiologie der Schulen", 1860, „Elemente der Moral", 1882, „Pflichten gegen die Tiere", 1870 einen guten Namen in der pädagogischen Welt erworben.

Den bedeutendsten Einfluß in diesem Familienkreise übte die unverheiratete Schwester der Mrs. Bray, Sarah Hennell, auf Mary Ann aus. Unsere Dichterin blickte zu dieser edlen, stark geistigen Natur mit Bewunderung auf und das Hochgefühl ihrer Freundschaft zu besitzen, drückt sich in ihren Briefen mit poetischem, begeistertem Schwunge aus. Sarah Hennell bleibt ihre Ratgeberin in allen Fragen des Gemütslebens und der Geistesbildung.

Mary Ann giebt derselben ihre erste schriftstellerische Arbeit zur Begutachtung. Es war die Übersetzung des Lebens Jesu von Renan.

Die Freundschaft mit Sarah Hennell dauerte 40 Jahre, bis an das Lebensende unserer Heldin.

Im Hause des Mr. und der Mrs. Bray herrschte eine freie, anregende Geselligkeit ohne ceremonielles Wesen. Wissenschaftliche und künstlerische Beschäftigungen wechselten mit einander ab, philosophische Gespräche, Lektüre von Dichtern in allen Sprachen wechselten mit musikalischen Vorträgen. Schiller's Dramen, Virgil's Aeneide, Xenophon wurden studiert und dabei kamen die interessantesten Menschen in's Haus, deren Bekanntschaft Mary Ann hier machte, unter ihnen die Dichterin Harriett Martineau, Robert Owen, der sociale Reformator, der Schöpfer der Arbeitervereine, der Amerikaner Emerson, der Lyriker Mackay, Chapman, der Herausgeber der Westminster Review. —

Wie wohl Mary Ann sich in Bray's Hause fühlte, geht aus folgender Äußerung hervor. Als sie eines Tages mit Miß Sibree im Garten spazierte und diese sagte: „Ist es nicht hier wie im Paradiese?" antwortete jene: „Ja, ich habe wirklich das Gefühl, daß ich die Welt ausschließe, wenn ich in dies Haus trete!"

Miß Sibree, welche diesen Vorfall berichtete, erzählt auch von der auffallenden Veränderung, welche seit der Freundschaft mit Bray's in Miß Evans Wesen sich vollzog. An Stelle ihrer kalten Förmlichkeit trat ein herzgewinnendes, ungezwungenes und fröhliches Benehmen, selbst ihre Stimme schien frischer und voller geworden.

Bezeichnend für ihre Wandlung ist folgender Brief, den George Eliot im Mai 1844 schrieb: „Man braucht so viele Jahre, um zu lernen glücklich zu sein. Erst jetzt fange ich an, einige Fortschritte in dieser Wissenschaft zu machen, und ich hoffe Young's Theorie zu widerlegen, daß, sobald wir den Schlüssel des Lebens gefunden haben, er die Pforte des Todes öffnet!"

„Jedes Jahr nimmt uns wenigstens eine eitle Hoffnung und lehrt uns ein gediegenes Gut an ihre Stelle setzen . . . . Ich will durchaus nicht glauben, daß unsere frühesten Jahre die glücklichsten sind. Welche jammervolle Aussicht für unsere Gattung und die Bestimmung des Einzelnen, wenn der reifere und klarere Zustand der weniger glücklichere sein soll! Die Kindheit ist nur die schönere und glücklichere in der Betrachtung im Rückblick: für das Kind ist sie voll von tiefen Schmerzen, deren Bedeutung unbekannt ist . . . u. s. w."

Die letzten Jahre, welche Mary Ann Evans in Coventry zubrachte, waren voll schwerer Sorgen. Seit 1846 kränkelte ihr Vater. Scheinbar besserte sich sein Zustand nach einer Badecur in Dover, wo ihn Mary Ann pflegte, während sie an der Uebersetzung des Lebens Jesu von Renan arbeitete. 1848 wurde die Krankheit heftiger und endete mit seinem Tode, den 1. Juni 1849. Mary Ann's liebevolles Herz und zarte Gesundheit litt furchtbar unter diesem Schlage. Nun stand sie allein in der Welt. „Was soll aus mir werden ohne meinen Vater? schrieb sie ihren Freunden. „Es ist mir, als ob ein Teil meiner sittlichen Natur dahin wäre!"

Ihre Freunde, das Bray'sche Ehepaar forderten sie auf, den Ort der Trauer zu verlassen und mit ihnen eine Reise nach dem Kontinent zu machen. Sie nahm es an. Schon am 11. Juni verließen sie England und gingen über Paris, Lyon, Avignon, Marseille, Nizza nach Genua und Mailand, zurück über den Lago Maggiore und den großen St. Bernhard nach Genf.

Hier, wo sie Mitte Juli ankamen, beschloß Miß Evans einige Monate zu bleiben, während die Bray's nach England zurückkehrten.

In der Villa Plongeon, auf einem Hügel dicht am See gab sie sich in Pension und lebte bis Anfang Oktober in anregender, angenehmer Gesellschaft ihrer Mitpensionäre.

Im Oktober siedelte sie nach Genf über, in das Haus des Malers d'Albert, mit dessen Familie sie eine Freundschaft für's Leben schloß.

Fast hätte sie das alte Haus mit den ausgetretenen Treppen abgeschreckt, sich bei d'Albert's einzumieten, wodurch sie sich den Genuß dieser schönen Zeit verscherzt hätte.

Herr d'Albert war ein Mann in mittleren Jahren, eine vollendet feine Persönlichkeit, von auserlesener Gemütsbildung und er gehörte zu den Malern.

Madame d'Albert war weniger geistreich und gebildet als ihr Gatte, aber eine gediegene Frau von bester Erziehung und ausnehmender Liebenswürdigkeit, tüchtig als Hausfrau, streng und consequent als Mutter.

Mary Ann wurde von ihr verzärtelt, wie von einer Mutter; sie wurde im

Hause nicht als Fremde behandelt, sondern als gern gesehener Gast, dem man jede Ehre erweisen möchte. In ihren Briefen wird George Eliot nicht müde zu preisen, daß sie ein solches Heim gefunden.

„Alles, bis auf das saubere Dienstmädchen ist hier in Harmonie mit meinem sittlichen Gefühl, so daß ich sagen möchte, ich habe niemals ein vollkommneres bien être genossen als hier in den letzten Wochen."

Nur mit Schauder denkt sie an ihre Rückkehr nach England. Es kommt ihr vor wie ein Land der Finsternis, der Langweile, der Plattheit; aber trotz alledem ist es ihr das Land der Pflicht und Neigung. Mitte März 1850 begleitete sie Herr d'Albert in ihre Heimat. Auf Schlitten in furchtbarer Kälte fuhren sie über den Jura. In Tonnère bestiegen sie die Eisenbahn. Am 23. März langten sie in London an. Hier blieben sie nur einen Tag, begaben sich einige Zeit zu Bray's nach Rosehill und von dort suchte Mary Ann die Heimat ihrer Kinderjahre, Griff House, auf.

D'Albert, der in Genf ihr Portrait gemalt hatte, blieb bis Mai in England und kehrte dann nach Genf zurück.

Nachdem Mary Ann mehrere Wochen bei ihrem Bruder und dann bei ihrer Schwester Christiane (Mrs. Clarke) in Meriden sich aufgehalten hatte, besuchte sie die Familie Bray, bei denen sie 17 Monate blieb, während dieser Zeit nur kurze Ausflüge nach Devonshire und London machend.

Ende September desselben Jahres trat sie eingeladen, von Herrn Chapman, in die Redaktion der von ihm herausgegebenen Westminster Review — und hiermit begann ihre Schriftstellerlaufbahn.

Nun begann George Eliot — denn diesen Namen wählte sie als Pseudonym — wieder ihre ernsten Studien, — und zwar, wie schon früher, mit Spinoza.

Die religiösen Anschauungen dieses Philosophen wurden auch die ihrigen.

Er sprach ihr ganz aus dem Herzen, als er einst schrieb: Die Frömmigkeit, beim ewigen Gott, und die Religion besteht nur noch jetzt in widersinnigen Geheimnissen! Wenn man die Vernunft ganz verachtet, den Verstand für grundverdorben hält und ihm den Rücken kehrt, so gilt man, was der Gipfel des Unsinns ist, gerade deshalb für göttlich erleuchtet. Wahrlich wenn sie nur einen Funken des göttlichen Lichtes hätten, so würden sie nicht so hochmütig rasen, sondern Gott besser verehren lernen und statt wie jetzt durch Haß, sich vielmehr durch Liebe vor den anderen Menschen auszeichnen wollen. Sie würden dann nicht so feindselig die Andersdenkenden verfolgen, sondern sich ihrer vielmehr erbarmen, wenn sie wirklich um deren Heil und nicht um ihren eigenen Vorteil besorgt wären. Denselben Standpunkt nimmt George Eliot in ihren Essays, über Dr. Cumming, ein, die in der Review erschienen.

Während der Zeit, da sie in der Redaktion arbeitete, war sie oft leidend und durch ihre journalistische Thätigkeit an umfangreicher selbstständiger Produktion gehindert. Zwei Jahre dauerte ihre redaktionelle Thätigkeit bis Oktober 1853, doch blieb sie stets Mitarbeiterin der Review.

Sie zog aus Chapman's Haus nach Cambridge Street, wo sie stiller zu arbeiten vermochte. In der Review erschienen von ihr folgende Essays:

1852 über Mackay. Recension über Carlyle's Life of Sterling und ein Artikel über Margaret Fuller 1853: Uebersetzung von Feuerbach's Wesen des Christentums, das einzige Werk, das unter ihrem Mädchennamen Mary Ann Evans gedruckt ist. Die meisten Essays fallen in die Jahre 1854—56.

Woman in France: (Victor Cousins Madame de Sablé) Three months in Weimar.

In das Jahr 1855 fallen mehrere Artikel, die sie für den von Lewes redigierten Leader schrieb: über Broughams Lives of Men of Letters.

Evangelical Teaching: Dr. Cumming.

German Wit: Heinrich Heine.

Ueber Griswolds: American Poets.

The Natural History of German Life: Riehl.

Silly Novels by Lady Novelists.

Worldliness and Other-Worldliness: the Poet Young. Von späteren Essays nenne ich noch:

The Influence of Rationalism: Lecky's History 1865.

Address to Working Men, by Felix Holt 1868 im Edinburgh Magazine erschienen.

Im Beginn ihres Aufenthaltes in London nahm sich ihrer besonders freundlich der Dichter Mackay an, in dessen Hause sie gern verkehrte, ebenso in der Ellis'schen Familie und mit Miß Bessie Parkes, die später Herrn Belloc heiratete und mit der sie bis an ihr Lebensende befreundet blieb.

Eine ebenso innige Freundschaft verband sie mit Barbara Smith, der späteren Frau Bodichon, mit der sie einen interressanten Briefwechsel führte und mit Mrs. Peter Taylor. In freundschaftlichem Verkehr stand sie ferner mit dem Phrenologen George Combe, der zwar in Schottland wohnte, jedoch oftmals nach London kam und bei dessen Familie George Eliot einen mehrwöchentlichen Besuch machte. Damals war sie noch sehr für Phrenologie eingenommen.

Im Jahre 1850 war Frederike Bremer mit George Eliot bekannt worden, doch fühlte sie sich von der Persönlichkeit der schwedischen Schriftstellerin sehr enttäuscht. Sie schrieb über dieselbe an Mr. Bray. „Jedesmal, wenn ich sie ansehe, muß ich mir vergegenwärtigen, daß es wirklich Frederike Bremer ist. Sie ist für Auge und Ohr gleich unsympatisch. Ich habe niemals eine Persönlichkeit von ihren Jahren gesehen, die weniger meine rein instinktive Verehrung erweckt hätte.“

Später freilich, da sie sie näher kennen lernte, nimmt sie das absprechende Urteil zurück und findet ihren geistigen Umgang anziehend. Begeistert ist sie dagegen von einer anderen Schriftstellerin, Helen Faucit, der Shakspere-Tragödin welche sie das poesievollste Weib nennt, das sie je gesehen hat.

Zu der Dichterin interessantesten Bekanntschaften aus dieser Zeit gehört Sir Arthur Helps, der bereits als Schriftsteller damals einen guten Namen hatte.

George Eliot beschreibt ihn mit folgenden Worten: „Er ist ein schlichter Mann mit kurz geschnittenem Haar und hat eine humorvolle Art zu sprechen, wie seine Bücher.“ Wichtiger für ihr Leben waren die Bekanntschaften von Herbert Spencer und George Henry Lewes.

Schon in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit in London hatte sie Herbert Spencer kennen gelernt, der ein Jahr jünger als sie, doch ihre philosophischen Ansichten beeinflußte. Damals schrieb er eben sein berühmtes Werk: „Principles of Psychology“, das 1854 erschien. Der Umgang zwischen ihm und George Eliot wurde bald ein vertraut-freundschaftlicher. Spencer führte sie in's Theater, begleitete sie in Gesellschaften und verweilte mit ihr bei befreundeten Familien, wenn alle andern Gäste sich schon entfernt hatten. George Eliot schreibt von ihm: „Wir haben uns ausgesprochen und finden, daß kein Grund vorhanden ist, weshalb wir nicht so viel wie möglich von unserer gegenseitigen Gesellschaft haben sollten. Er ist ein guter, prächtiger Mensch und ich komme mir jedesmal besser vor, wenn ich mit ihm zusammen bin.“

Einen Monat später, im Mai 1852, schreibt sie: „Der hellste Punkt in meinem Leben ist, nächst meiner Liebe zu alten Freunden, die erquickend ruhige Freundschaft, welche Herbert Spencer mir schenkt. Wir sehen uns jeden Tag und pflegen eine hübsche cameraderie in Allem. Wäre er nicht, mein Leben würde sehr öde sein!“ Zwei Jahre später prophezeite sie begeistert seinen Ruhm: „Es wird in den allgemeinen Biographien von 1954 stehen: Herbert Spencer, ein origineller und tiefsinniger philosophischer Schriftsteller, besonders bekannt durch sein großes Werk u. s. w.“

Spencer hatte indes George Eliot früher berühmt gesehen, als sie ihn und sich an all ihren Erfolgen bis an sein Lebensende gefreut. Derjenige Mann jedoch, welcher damals ihr Herz eroberte und ihr für die Dauer seines Lebens der treueste Freund wurde, war George Henry Lewes.

Wir wollen einen Blick auf das bewegte Leben dieses Mannes werfen, der uns Deutschen stets teuer bleiben wird durch sein ausgezeichnet interessantes Buch: „Das Leben Goethe's“.

Geboren 1817 in London, erzogen in der durch ihren klassischen Unterricht berühmten Schule in Greenwich, wurde er von seinen Eltern für den Kaufmannsstand bestimmt. Er hatte jedoch Widerwillen gegen diesen und zog es vor, in die medicinische Schule zu gehen. Doch auch dieses Studium behagte ihm nicht. Durch den Verkehr in einer Gesellschaft, die sich allwöchentlich einmal im Wirtshause an dem Red Lion Square (Holborn) versammelte, und die einen philosophischen Klub bildete, erhielt er Neigung zur Philosophie.

Miß Blind, die uns so manche Aufklärung über Lewes und George Eliot giebt, schreibt über diesen Klub: „Hier freundschaftlich um das Feuer gesellt, stieß ein philosophischer Schneider mit einem Studenten der Medicin an, der tief in anatomische Studien vertieft war; ein Antiquar, welcher die Litteratur auf seinen Regalen verschlungen hatte, erörterte ihren Inhalt zum allgemeinen Besten; und

ein wandernder amerikanischer Mystiker fand Gehör neben einem jüdischen Uhrmacher-Gehülfen, dessen Seele von Spinozismus ganz erfüllt war!" Der Letztere regte Lewes zum Studium Spinoza's und zur Übersetzung seiner Ethik an. Lewes ging 1838 nach Deutschland (Berlin), um sich dort vorzugsweise mit Philosophie und plastischer Kunst (Dresden) zu beschäftigen. 1843 schrieb er einen großen Artikel über Spinoza, welcher der erste gewesen sein soll, der in England den großen Philosophen allgemein bekannt machte. 1846 veröffentlichte er eine Geschichte der Philosophie. Von der Philosophie ging der unruhige Geist Lewes' zur Dichtung über. Er verfaßte zwei Romane: Ranthorpe (1847) und Rose, Blanche and Violet (1848), die jedoch beide nur mittelmäßigen Erfolg hatten. Nun wandte er sich dem Drama zu. Die erste Frucht seiner Poesie war die Tragödie: „The noble Heart" (Das edle Herz), das einmal in Manchester aufgeführt wurde. 1849 schrieb er das Leben Robespierres, und endlich versuchte er sich auch als Schauspieler, indem er in der Rolle des Shylock einmal auftrat, — während er zu gleicher Zeit in Edinburg philosophische Vorlesungen hielt.

In demselben Jahre übernahm er die Redaktion der Wochenschrift „The Leader" (Der Führer), kurz, er war von seltener Vielseitigkeit in seinem litterarischen Wirken und von großer Arbeitskraft, obgleich körperlich gebrechlich und zart gebaut. Sein Äußeres wird uns folgender Maßen geschildert: „Buschige, gelockte Haare, zottiger Bart und dicke Augenbrauen, unter denen tiefliegende graue Augen, ließen sein Gesicht charakteristisch erscheinen, das eine edelgeformte schöne Stirn, aber einen vorstehenden Mund hatte. Von Natur beweglich, im Gespräch abspringend und sich gehen lassend, amüsierte und verletzte er seine Freunde abwechselnd durch die Munterkeit, Rücksichtslosigkeit und fröhliche Ungezwungenheit seines Benehmens und seiner Rede!"

Lewes hatte sich früh mit einer sehr schönen Frau verheiratet, von der er drei Söhne hatte; aber allmählich wurde die Ehe eine sehr unglückliche und gerade um die Zeit, als George Eliot nach London kam, beantragte Lewes die gesetzliche Scheidung. Er konnte sie jedoch nicht erlangen, da ihm die zu Gebote stehenden Thatsachen nicht gravierend genug schienen — genug, die Gatten trennten sich und Lewes betrachtete seine Ehe für gelöst.

Durch Herbert Spencer lernte er George Eliot in dieser Zeit kennen. Der erste Eindruck, den er auf sie machte, war kein günstiger. Erst im Jahr 1853 interessierte sie sich lebhafter für ihn. Im März desselben Jahres schreibt sie an Sarah Hennell: „Der muntere, immer amüsante Lewes hat wider meinen Willen mein Herz gewonnen!" Einen Monat später schreibt sie: „Lewes ist weit besser, als er scheint!" Von da ab kehrte sein Name immer häufiger in ihren Briefen wieder. Im Frühling nimmt sie lebhaften Anteil an seiner Krankheit, liest für ihn Korrekturen, genug tritt ihm immer näher.

Plötzlich überraschte sie alle ihre Freunde auf das unangenehmste, indem sie im Juli desselben Jahres mit Lewes nach Deutschland reiste, — was sie selbst ihre Hochzeitsreise nennt. Durch diesen folgenschweren Schritt — bricht sie mit

all ihren bisherigen Anschauungen von der Heiligkeit der Ehe — und mit ihren nächsten Verwandten, die jede Verbindung mit ihr aufgeben. Sie selbst verteidigt sich in einem Briefe an Mrs. Bray im September 1855, die ihr ernst ihr Verhältnis zu Lewes zu Gemüt geführt: „Wenn es irgend eine Handlung, irgend ein Verhältnis in meinem Leben giebt, welches tief ernst gewesen und noch ist, so ist es mein Verhältnis zu Mr. Lewes .... Leichte und leicht zu zerreißende Bande wünsche ich weder in der Theorie, noch könnte ich in der Praxis für sie leben. Frauen, die sich mit solchen Banden begnügen, handeln nicht, wie ich gehandelt habe. Daß irgend ein ernster, vorurteilsloser Mensch, welcher hinreichend mit den realen Verhältnissen vertraut ist, meine Beziehungen zu Mr. Lewes unsittlich nennen kann, kann ich nur begreifen, wenn ich mir klar mache, wie kompliziert die Einflüsse sind, die unsere Ansichten formen. Aber ich mache mir das klar und — allerdings von der Mehrzahl der Menschen haben wir niemals etwas Anderes als Verurteilung erwartet. Wir leben nicht leicht dahin, außer daß wir, glücklich miteinander, alles leicht finden. Wir arbeiten schwer, um für andre*) besser zu sorgen und jede auf uns lastende Verantwortung zu erfüllen. Leichtfertigkeit und Hochmut würden für ein solches Leben keine genügende Grundlage bilden. Ich würde nichts darauf geben, mich zu rechtfertigen, wenn ich Dich nicht liebte und wünschte, Dich von dem Schmerze zu befreien, den ich Dir bereitet habe. . . . Wenn wir einander niemals wieder nahe kommen sollten, liebe Cara, behalte diesen Glauben in Deinem Herzen, daß ich nicht unempfindlich und undankbar für all' Eure Güte geblieben bin, — und daß ich einer von den vielen Menschen bin, für welche Ihr nicht umsonst gelebt habt!"

George Eliot hatte die Ueberzeugung, daß ihre Verbindung mit Lewes keine Verachtung gegen das legitime Institut der Ehe ausdrücke, sondern gegen das harte englische Gesetz, welches zwar zugiebt, daß in Fällen, wo das Zusammenleben nicht mehr sittlich fortbestehen kann, die Gatten sich wohl trennen, aber sich nicht wieder verheiraten dürfen. Ihr Vergehen war, dies Gesetz nicht beachtet zu haben. Sicher hat sie schwer gekämpft, ehe sie sich zu diesem Schritt entschloß, — den ich keineswegs verteidigen will; denn es gehört zu den Aufgaben der sittlichen und gebildeten Persönlichkeit, die Leidenschaft dem bestehenden Gesetz, welches die Unverletzlichkeit der Ehe bezweckt, freiwillig unterzuordnen.

Der Biograph Conrad schreibt mit vollem Recht: „Wenn für die Festigkeit des ehelichen Bandes die persönliche Anschauung allein maßgebend sein soll, so giebt es kein Mittel, den Verfall dieses, für das Kulturleben unerläßlichen und darum heiligen Instituts aufzuhalten. Die Verfasserin der „Romola" hätte diesen Schritt nicht gethan, sie hätte hier jene Entsagung geübt, die sie so erhaben darzustellen wußte. Und als die ihrer wahren Bedeutung unkundige Schriftstellerin von 1854 ihn that, wußte sie nicht, was sie damit that: Sie opferte die Freiheit des Blickes und der Rede für immer, für lange Zeit ihre Stellung unter den

*) Lewes' Frau und Kinder, die erstere starb später im Irrenhaus.

ersten Frauen ihrer Zeit — und gewiß nicht den größten — aber doch einen beneidenswerthen Teil ihres Nachruhms: ein Grab in der Westminster-Abtei unter den größten Geistern des englischen Volkes!"

Auch Lewes hätte nie zugeben dürfen, daß die Frau, die ihm so überaus teuer war und die er so abgöttisch verehrte — seinetwegen — den Verlust ihrer weiblichen Würde und Ehre in den Augen der Welt erlitt! —

Doch das Glück, daß Beide, so bevorzugte Menschen in einer 22jährigen Vereinigung genossen, wo eines das andere ergänzte und die Schaffenskraft Beider sich immer herrlicher entfaltete, so daß dieser Geistesehe alle die schönen edlen Früchte entsprossen, an denen sich die Nachwelt noch erfreut und die George Eliots Unsterblichkeit zur Folge hatten — zeigt, daß wir Menschen oft kurzsichtig sind und daß das Genie mit anderem Maß gemessen werden muß — als gewöhnliche Menschenkinder.

Beide vortrefflichen Dichter waren wie für einander geschaffen. Henry Lewes ermunterte George Eliot zu schriftstellerischem Schaffen, unterstützte sie mit seinem Rat — und war ihr ein, wenn auch oft zu nachsichtiger Kritiker, wenn sie ihm ihre Schöpfungen vorlas.

Beide gaben sich einander in seelischer Liebe hin, hatten ein inniges Verständnis für einander, trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen, und indem sie sich Eines das Andre immer mehr zu durchdringen suchten, wurde ihre Sorge, sich gegenseitig zu beglücken, unerschöpflich. — — —

Die Reise, von der ich oben sprach, ging zunächst über Antwerpen nach Köln, wo George Eliot die Bekanntschaft mit David Strauß machte, dann den Rhein hinauf bis Koblenz und von dort nach Weimar. Hier verweilte das Paar drei Monate. So sehr unsere Dichterin auch für die deutsche Litteratur eingenommen war, so sehr mißfielen ihr anfangs die Deutschen. Die Thüringer fand sie träge, wie pflanzenfressende Vierfüßler. Sie vergleicht das stupide Wohlbehagen der Weimaraner mit der Ruhelosigkeit der Engländer, und sie spottet über die spießbürgerlichen Genüsse, welche die freien Stunden der Bürger ausfüllen: „Die Frauen nehmen ihre Kinder und ihr Strickzeug nach „der Erholung" (ein Garten) oder gehen mit ihren Männern nach dem Belvedere oder irgendwo anders hin, um eine Tasse Kaffee zu trinken!"

Ebenso wenig wie die Menschen mutete sie die Örtlichkeit an. Sie kann es nicht begreifen, daß ein Geist wie Goethe seine Befriedigung in diesen engen Verhältnissen finden konnte. Nur um seinetwegen ist ihr der Besuch in Weimar wert. Sie studierte dort mit Lewes, der an seinem Leben Goethe's arbeitete, — mit ihm den Schauplatz seines Lebens und Schaffens und ist froh, daß sie keine Geselligkeit stört, da es Sommer ist, „die einzige Jahreszeit — so schreibt sie — wo die Deutschen einen Waschungstrieb empfinden und die vornehme Welt in den Bädern weilt." Dennoch wurden einige interessante Bekanntschaften gemacht: Hoffmann von Fallersleben, Schöll, Rubinstein, der Schüler Liszt's, und dieser

selbst. Mit letzterem befreundete sie sich am meisten, da sein genialer Vortrag eigener Kompositionen sie ebenso fesselte, wie seine Liebenswürdigkeit.

Im November desselben Jahres übersiedelte das Paar nach Berlin, doch auch dieses — wie es damals war, imponierte ihr keinenfalls, wie ihre geringschätzigen Aeußerungen über die Stadt, den Tiergarten, die Menschen, die Königliche Bibliothek — und das Theater zeigen.

Einzelne Ausnahmen von Menschen gefallen ihr, wie Varnhagen, den sie „einen Mann von wirklicher Bildung, Freundlichkeit und Feinheit“ nennt; General Pfuel, eine ritterliche und gesellige Natur, Fräulein Sölmar, das Ideal einer Salondame, der Bildhauer Rauch, dessen vornehmes Wesen und liebenswürdiges Entgegenkommen sie bewundert, der Dichter Gruppe, dessen harmlose Gemütlichkeit sie entzückt. Der Schauspieler Dessoir gewinnt ihr Herz durch seine Äußerung: „Shakspere ist mein Gott, ich habe keinen andern Gott!“ In freundschaftliche Beziehung tritt sie zu dem Porträtmaler Magnus, „der einzige Deutsche, der nicht blind gegen die Schwächen seiner Landsleute ist.“

Nachdem sie im Ganzen fünf Monate in Deutschland geweilt hatte, schrieb sie über dies Land: „Schließlich lebt sich's in Deutschland ganz gut, und die Deutschen sind, um mit ihrem Mangel an Geschmack und Form auszusöhnen, wenigstens frei von der glaubensfesten Selbstgenügsamkeit ihrer gebildeten Vettern. Ich sehne mich sogar danach, wieder unter ihnen zu sein — Dresden und München und Nürnberg — und den Rhein zu sehen! — Möge der Tag bald erscheinen!“

Schon lange hatte George Eliot den Gedanken mit sich herumgetragen, einen Roman zu schreiben, doch erst der Ermunterung von Lewes bedurfte es, um sie zur Ausführung des gefaßten Planes zu bringen. Ihre erste Geschichte war: „Die traurigen Schicksale des ehrwürdigen Amos Barton.“ Mit derselben leitete sie mehrere Erzählungen aus dem Leben Geistlicher ein; die erste begann sie im September 1856, und im November desselben Jahres war sie beendet. Lewes sandte das Manuskript nach Edinburg an den Verleger John Blackwood, dem er von dem Verfasser als seinem jungen Freund und schüchternen Anfänger schrieb. „Nach meinem Urteil“, so schrieb er, „ist soviel Humor, Pathos, lebendige Darstellung und feine Beobachtung in dieser poetischen Gattung seit dem Vicar of Wakefield nicht entfaltet worden.“

Blackwood stimmte in dies Lob ein und nahm die Erzählung Amos Barton in sein Edinburgh Magazine auf.

Amos Barton erschien im Januar 1857, als die Dichterin 38 Jahre alt war, anonym. Blackwood theilte ihr zu ihrem Entzücken die vorzügliche Aufnahme mit, welche die kleine Novelle in der gesamten Presse wie beim Publikum gefunden.

Diese Geschichte beruht zum Teil auf wirklichen Begebenheiten und schildert wirkliche Personen. Im Dezember 1856 fing sie eine neue Erzählung aus dem Leben der Geistlichen an: Mr. Gilfils Liebesgeschichte, welche Blackwood im März 1857

erhielt und zu der George Eliot den Epilog erst im Mai auf den Scilly Isles schrieb. Zum ersten Mal unterzeichnete sie diese Novelle mit George Eliot, um sich alle Rechte ihres Dichterruhms und das vor Nachdruck zu wahren. Den Namen George wählte sie, weil es der Rufname ihres Mannes Lewes war, den Eliot, weil er ihr gut gefiel.

In dieser Erzählung wurde der Leser von Anfang bis Ende in fesselnder Spannung gehalten, obgleich die Vorgänge mehr seelische, als äußere Handlungen sind. Die Dichterin zeigte die sittliche Tendenz, daß alles Böse, alles Unglück in der Welt durch die Selbstsucht erzeugt wird. Sie selbst schrieb über ihr Wollen im Juni 1857: „Ich möchte gern keinen Anstoß erregen, sondern vielmehr jedes Herz meiner Leser erfüllen mit liebevollem Humor, mit zarter Rücksicht, mit dem Glauben an das Gute!"

Nach dem Erscheinen dieser ihrer Erzählungen in Buchform 1858 erhielt sie einen Brief voll überschwenglichen Lobes von Carlyle's Gattin, in dem sie sich George Eliot als einen Mann in mittleren Jahren vorstellt, mit einer Frau, von der er jene schönen, zartweiblichen Züge in seinem Buch hat und dazu eine tüchtige Kinderschaar, übrigens gerade nicht als Geistlichen, aber als den Bruder oder den Vetter eines solchen.

Die wichtigste Anerkennung wurde ihr von Boz-Dickens, welcher folgenden Brief schrieb:

Tavistock-House, London,
Montag, den 17. Januar 1858.

Mein verehrter Herr! Ich bin so tief ergriffen worden von den ersten beiden Erzählungen in dem Buche, das sie die Güte hatten, mir durch Mr. Blackwood zu senden, daß sie hoffentlich entschuldigen werden, wenn ich an Sie schreibe, um meine Bewunderung Ihrer besonderen Vorzüge auszudrücken. Ich habe niemals etwas Ähnliches gesehen, wie die auserlesene Wahrheit und Zartheit des Humors wie des Pathos in diesen Geschichten; und sie haben einen Eindruck auf mich hervorgebracht, den es mir sehr schwer werden würde, Ihnen zu schildern, wenn ich die Unbescheidenheit hätte, es zu versuchen.

Indem ich diese wenigen Worte der Dankbarkeit an den Schöpfer der traurigen Schicksale der Rev. Amos Barton und der traurigen Liebesgeschichte des Mr. Gilfils richte, bin ich wohl verpflichtet, den Namen zu gebrauchen, welchen der ausgezeichnete Dichter anzunehmen beliebt. Ich kann auf keinen besseren kommen; aber ich würde sehr geneigt gewesen sein, wenn ich meiner eigenen Combinationsgabe hätte folgen können, den besagten Schriftsteller als Frau anzureden. Ich habe so sehr weibliche Züge in jenen rührenden Dichtungen bemerkt, daß die Versicherung auf dem Titelblatt nicht hinreicht, um mich zufrieden zu stellen. Wenn sie nicht von einer Frau herrühren, so glaube ich, daß kein Mann je zuvor die Kunst besaß, sich geistig so mit dem weiblichen Wesen zu assimilieren, seit die Welt steht.

Sie werden nicht voraussetzen, daß ich irgend ein ungebührliches Verlangen

trage, Ihr Geheimnis zu ergründen. Ich erwähne den Punkt nur als einen für mich sehr interessanten, nicht aus bloßer Neugierde. Wenn es Ihnen jemals passend und lieb sein sollte, mir das Gesicht eines Mannes, oder besser das einer Frau, die so bezaubernd geschrieben hat, zu zeigen, so wird dies für mich ein denkwürdiger Tag sein. Wenn nicht, werde ich immer jener ungreifbaren Persönlichkeit eine liebevolle Zuneigung und Verehrung bewahren und werde mich allen zukünftigen Ergießungen aus jener Quelle überlassen mit dem vollen Vertrauen, daß sie mich weiser und besser machen werden. Ihr dankbarst und treu ergebener Bewunderer Charles Dickens.

An George Eliot Esqu.

Am Schlusse des Jahres schrieb George Eliot in ihr Tagebuch: „Mein Leben hat sich während des letzten Jahres unaussprechlich vertieft. Ich fühle eine größere Fähigkeit für sittliche und geistige Genüsse; eine schärfere Empfindung meiner vergangenen Fehler; ein heiligeres Verlangen treu zu sein kommenden Verpflichtungen als zu irgend einer früheren Zeit meines Lebens. Und mein Glück hat sich auch vertieft; der Segen einer vollkommenen Liebe und Einigkeit wächst täglich . . . Wenige Frauen, fürchte ich, haben so große Veranlassung wie ich zu glauben, daß die langen, traurigen Jugendjahre wert waren, durchlebt zu werden, um der späteren mittleren willen!“

Das folgende Werk, welches die Dichterin schrieb und das noch weit mehr Aufsehen erregte, als die Szenen aus dem Leben der Geistlichen, war „Adam Bede.“ Dieser Roman spielt in Staffordshire am Ende des vorigen Jahrhunderts. George Eliot giebt uns darin ein mit frischen Farben geschildertes Dorfidyll, das sie bis in's Feinste ausmalte und das sich durch die Entwicklung menschlicher Leidenschaft und Schwäche zu einem furchtbaren Trauerspiel gestaltet. In dem Helden des Buches schildert sie ihren Vater. In ihm, wie in den beiden Frauenbildern Hetty und Dinah sehen wir die Charaktere mit psychologischer Vertiefung geschildert. In den Kontrastwirkungen der Verhältnisse — einerseits das liebliche Gemälde der fröhlich zufriedenen Menschen in der schönen Naturumgebung — andererseits das ruhelose Wandern der leichtsinnigen und unglücklichen Hetty über graue, steile, steinige Hügel, um den Vater ihres Kindes zu suchen — zeigt sich Georg Eliot als Meisterin.

In ihrem Tagebuch teilt die Dichterin mit, wie sich in ihr die Geschichte dieses Romans entwickelt hat:

„Den Keim zu „Adam Bede“ bildete eine Anekdote, welche mir meine methodistische Tante Samuel (die Frau des jüngeren Bruders meines Vaters) 1840 erzählte, eine Anekdote, die sie selbst erlebt hatte. Sie hatte eine verurteilte Verbrecherin besucht, ein sehr ungebildetes Mädchen, die ihr Kind ermordet hatte und sich weigerte, ein Geständnis abzulegen; wie die Tante die Nacht über betend bei ihr zugebracht und wie das arme Geschöpf zuletzt in Thränen ausbrach und ihr Verbrechen gestand. Meine Tante begleitete sie auf dem Karren zur Richtstätte, und sie schilderte mir die große Achtung, mit welcher das Beamtenpersonal des

Gefängnisses sie um dieses Dienstes willen behandelte. Diese Geschichte, von meiner Tante mit großer Bewegung vorgetragen, rührte mich tief und ich habe niemals den Eindruck jenes Nachmittags und unser Zwiegespräch vergessen, aber ich glaube, ich habe niemals in den dazwischenliegenden Jahren davon gesprochen, bis sich im Dezember 1856, als ich die Scenen aus dem Leben der Geistlichen zu schreiben begonnen hatte, irgend eine Veranlassung fand, es George (Lewes) zu erzählen. Er bemerkte, daß die Szene im Gefängnis ein schönes Kapitel in einem Roman bilden würde; ich kam später auf den Gedanken, diese und einige andere Erinnerungen meiner Tante in einer Geschichte zu vereinigen, mit einigen Seiten aus dem Jugendleben und Charakter meines Vaters.

Das Kompositionsproblem, das zu lösen war, bestand darin, das unglückliche Mädchen zu einer der Hauptpersonen des Drama's zu machen und sie mit dem Helden in Beziehung zu setzen." Weiter schreibt sie: „— — — — Der erste Band wurde in Richmond geschrieben, am 22. Oktober 1857 begonnen und im März 1858 Blackwood übergeben. Er bezeugte große Bewunderung für seine Frische und Lebendigkeit, schien jedoch Bedenken zu tragen, ihn in's Magazin aufzunehmen. Wahrscheinlich wegen des Verhältnisses von Hetty und Arthur und wegen der Behandlung des Methodismus durch die Kirche."

So riet George Eliot selbst, den Roman nicht erst im Magazin, sondern in 3 Bänden zu Weihnachten erscheinen zu lassen. Dies geschah.

Den zweiten Band begann George Eliot während ihres Münchener Aufenthalts im April 1858 und beendete ihn in Dresden. Nach ihrer Rückkehr schrieb sie den dritten Band in Richmond und schickte ihn im Oktober Blackwood, der ihr für ein vierjähriges Verlagsrecht 800 Pfd. Sterling anbot, was sie auch annahm.

Unter den glänzenden Anerkennungen, welche das Buch fand, war eine der ersten wieder von Frau Carlyle an den unbekannten Verfasser. Sie endete ihren Brief mit den Worten: „Als ich das Buch aus der Hand legte, fühlte ich mich in Liebe mit dem ganzen Menschengeschlecht." Charles Reade erklärte in einer Rezension, das Buch sei das schönste, was seit Shakspere erschienen sei. Bulwer richtete an Blackwood sehr schmeichelhafte Worte, auch Spencer und Dickens waren des Lobes voll.

Nun war George Eliot mit einem Mal populär.

Die Ausgaben des Romans folgten einander überraschend schnell. Am 1. Februar 1859 war das Buch in 2000 Exemplaren erschienen, im April erschien die zweite Auflage, im Juli die vierte von 5000 Exemplaren, sie war in 14 Tagen verkauft, im Oktober die siebente Auflage, kurz in einem Jahr wurden 16000 Exemplare abgesetzt. Im folgenden Jahr erschienen Uebersetzungen französisch von d'Albert, deutsch von Frese, und eine ungarische.

Nun strebten Alle danach den wahren Namen des Schöpfers eines so sensationellen Werkes kennen zu lernen. Man kam zu ganz falschen Schlüssen. Zuletzt forschte man in den Gegenden, welche in dem Buch geschildert waren und

vermutete, ein Mr. Liggins sei der Verfasser. George Eliot erhielt darüber einen Brief, der sie anfangs sehr belustigte. Einer ihrer Freunde schrieb aus Warwickshire April 1859: „Ich wollte Sie fragen, ab Sie „Adam Bede“ gelesen haben oder auch die Scenen aus dem Leben der Geistlichen, und ob Sie wissen, daß der Verfasser Mr. Liggins ist? . . . Eine Deputation von Dissenterpredigern ging nach Nuneaton, um ihn zu bitten, daß er für das Eclecta schreiben möchte, und sie fanden ihn, wie er sein Spülbecken unter der Plumpe reinigte. Er hat keine Bedienung und thut alles selbst; aber einer von den Predigern sagte, daß er ihnen eine Ehrfurcht einflößte, die jede ungehörige Frage unmöglich gemacht haben würde. Der Sohn eines Bäckers, eine ganz unbedeutende Persönlichkeit in der Stadt, so daß es möglich ist, daß Sie niemals von ihm gehört haben, Sie wissen, er nennt sich George Eliot. Es klingt komisch, wenn die Westminster Review die Frage aufwirft, ob er eine Frau sei, während ihn doch Jedermann kennt; aber ich freue mich, daß sie ihn erwähnt hat. Er soll kein Honorar für Adam Bede bekommen haben — wie konnte er sonst sein Spülbecken an der Plumpe allein waschen? Es ist reine Schande, dies Buch gratis an Blackwood zu überlassen!“

Die Meinung, daß Mr. Liggins der Verfasser sei, setzte sich so fest, daß er mit Einladungen und Geschenken überhäuft wurde, und da er diese Zeichen der Anerkennung ruhig sich gefallen ließ und nur ausweichende Antworten gab, wie z. B. „Wenn ich es nicht geschrieben habe, hat der Teufel es geschrieben!“ so bildete sich eine starke Partei für ihn und nachdem Blackwood und George Eliot die Wahrheit in der Times enthüllt hatten, fehlte es doch nie an Leuten, welche noch immer glaubten, Mr. Liggins, der übrigens im Arbeitshause starb — sei der wahre Verfasser von Adam Bede. Noch ergreifender, als der erste Roman ist die „Mühle am Floß“, in welchem George Eliot in Maggie Tulliver sich selbst als Kind und Jungfrau schildert, und das Leben und Treiben in der Mühle ist ein treues Bild alles dessen, was Eliot im Griffhouse erlebte, selbst den häßlichen Hund, an dessen Treue sie sich gern erinnerte, vergaß sie dabei nicht. Der alte Obstgarten, der Teich, an dem sie so oft gespielt, der Kanal, an dessen Ufer sie Tage lang als Kind verträumte — und das Innere des Griffhouses, in dem uns alles so vertraut anheimelt, und alle die Familienglieder, mit denen sie ihre Geschichte belebt, — erscheinen als Portraits ihrer eigenen Angehörigen. Aus diesen treuen Gemälden erkannten die Verwandten und Freunde der Mary Ann Evans die Verfasserin sogleich: freilich fühlten sie sich nicht sehr geschmeichelt, weil sie nicht besser und nicht schlechter in dem Buche, als in der Wirklichkeit erschienen.

Ein Jahr lang schrieb sie an der „Mühle am Floß“, deren drei Bände am 21. März 1860 druckfertig vor ihr lagen.

Sie übersendet den Roman ihrem Verleger Blackwood mit den Worten: „Ich bin dankbar und doch recht traurig, daß ich zu Ende bin, traurig, daß ich mit meinen Lieben am „Ufer des Floß“ nicht länger leben soll.“

Unter allen ihr nach Erscheinen des Buches gewordenen Lobeserhebungen war ihr interessant von der Bewunderung der Königin Viktoria für ihr Werk zu

hören. Auch der materielle Erfolg der „Mühle" übertraf alle Erwartungen. Die Dichterin erhielt dafür im Ganzen von Blackwood, sowie von einem Abdruck in Harper's Magazin (New-York) und von einer deutschen Uebersetzung in der Tauchnitz-Ausgabe: 68000 Mark.

Von ihren weiteren Werken erwähne ich „Silas Marner," eine einfache Geschichte für denkende Herzen. „Der gelüftete Schleier", eine sehr pessimistische Erzählung, welche nur die Nachtseiten des Lebens zeigt. „Bruder Jakob", eines der schwächsten Erzeugnisse der Dichterin, in welcher ein Betrüger entlarvt wird. George Eliot selbst nennt diese Arbeit sehr unbedeutend — doch George Lewes hielt sie für druckenswert. Ueberhaupt war Niemand mehr für die Schöpfungen George Eliots eingenommen, als ihr treuer Freund und Gatte. Gerade aus seiner Liebe, seiner Teilnahme schöpfte sie die Kraft ihrer Dichtungen.

So schrieb sie 1865 in ihr Tagebuch: „Wir leben glücklicher mit einander denn je. Ich bin meinem Gatten immer dankbarer für seine Liebe, die mich in allem Guten fördert, in allem Bösen zurückhält, ich bin mir immer mehr bewußt, daß ich in ihm den größten Segen meines Lebens besitze!"

Aber auch Lewes ist von dankbarer Liebe und Begeisterung für Mary Ann erfüllt. So lesen wir in seinem Tagebuch, als er von seinem Freunde Spencer spricht: „Ich bin ihm Dank schuldig. Meine Bekanntschaft mit ihm war der hellste Strahl in einer sehr trüben, verkommenen Periode meines Lebens. Ich hatte jedes ehrgeizige Streben aufgegeben, lebte aus der Hand in den Mund, und hielt die Uebel des gegenwärtigen Tages für zu groß, als daß ich an die Zukunft hätte denken können. Der Sporn seiner geistigen Regsamkeit erweckte besonders auf unseren langen Spaziergängen noch einmal meine Energie und belebte meine schlummernde Liebe zur Wissenschaft. Ich habe aber gegen Spencer noch eine tiefere Dankesschuld. Durch ihn lernte ich Mary Ann kennen — sie kennen und lieben war eins — und seit dem Tage ist mein Leben neu geboren gewesen. Ihr verdanke ich alle meine Erfolge, mein ganzes inneres Glück. Gott segne sie!"

Beide Gatten entwickelten in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe eine großartige Thätigkeit.

1857 gab er eine zweite Auflage seiner Biographical History of Philosophy heraus; im folgenden Jahr erschien von ihm „Studien an der Meeresküste". In den Jahren 1858 und 59 veröffentlichte er seine Physiology of Common Life. 1860 begann er eine Reihe Artikel, die später in Buchform unter dem Titel: Studies in Animal Life erschienen. 1864 gab er sein Buch heraus: Die Entwickelung des naturwissenschaftlichen Standpunktes des Aristoteles.

George Eliot vollendete 1865 ihren Roman „Romola", von dem man schrieb, es sei die größte und vollkommenste Dichtung dieser Gattung, die jemals geschaffen sei.

Er spielte im 15. Jahrhundert in Florenz, und die Schriftstellerin hatte ihre geschichtlichen Studien hierzu in Italien 1861 und später im britischen Museum gemacht. Neben dem gewissenhaft durchgeführten historischen Beiwerk

sind es wieder die Charaktere, die uns in diesem Roman am meisten fesseln und deren edelster Romola selbst ist. Das Ziel, das die Dichterin sich setzte und an das sie uns zur höchsten Befriedigung führt, ist der Triumph der Wahrheit: wenn alles versinkt, muß die Liebe bleiben, sie ist größer als Glaube und Hoffnung. Das Romola-Manuskript trägt die Aufschrift: „Dem Gatten, dessen vollkommene Liebe die beste Quelle ihrer Einsicht und Kraft gewesen ist, ist dieses Manuskript gewidmet von seinem treuen Weibe, der Verfasserin.“

Für das Buch „Romola“ erhielt George Eliot 7000 Pf. Sterling Honorar.

Auch in Dramen versuchte sie sich, und zwar begann sie 1864 „Die spanische Zigeunerin“. Doch nachdem sie bis zum Jahre 1868 daran gearbeitet und einstweilen eine Reise nach Spanien gemacht hatte, wurde es kein Drama, sondern ein dramatisches, fortlaufendes Gedicht, verbunden durch epischen Text. Die sittliche Tendenz dieser Dichtung ist sehr ähnlich der in „Romola“ gelegten: das irdische Glück des Menschen gilt nichts neben den Forderungen der Pflicht; wer den Freuden des Daseins nachjagt mit dem nagenden Bewußtsein im Herzen, sie durch den Bruch heiliger Verpflichtungen erkauft zu haben, ist thatsächlich unglücklicher als Jener, der auf alles Schöne und Begehrenswerte verzichtet und seine Zufriedenheit einzig und allein in der Gewißheit sucht, das Gute, soweit er es erkannte, nach besten Kräften in sich verwirklicht zu haben.

Ein zweites dramatisches Gedicht begann George Eliot 1870 im Bade Harrogate, doch blieb es ein Fragment und wurde als solches in Macmillan's Magazine abgedruckt.

Die Liebe, welche George Eliot mit ihrem Gatten verband, übertrug sie auch auf seine drei Söhne aus erster Ehe: Charles, Thornton und Herbert. Die beiden ältesten Söhne wurden in den ersten Jahren ihrer Ehe in ein Schweizer Pensionat gegeben, von wo Charles als 17jähriger Jüngling 1860 heimkehrte. Thornton besuchte später eine Schule in Edinburg und übernahm 1863 eine Stelle als Verwalter in Natal. Im selben Jahr kehrte Herbert aus dem Pensionat in der Schweiz heim, wohin er nach seinen Brüdern gebracht worden war.

Das glückliche häusliche Leben der Ehegatten war nur durch Reisen und Krankheiten unterbrochen. Dreimal waren sie in Italien, 1860, 1861 und 1864.

In ihrem Daheim waren die Vormittage ganz dem geistigen Schaffen gewidmet. Nach dem Frühstück halb zwei Uhr folgte ein Spaziergang bis vier Uhr, gewöhnlich in den Regent-Park, in dessen Nähe sie wohnten. Der Nachmittag und Abend wurde dem Lesen und etwaigen Besuchern gewidmet.

Schmerzlich empfand es unsere Dichterin, daß durch ihre Verbindung mit Lewes ihr Verhältnis zu ihren Verwandten und Freunden einen Bruch erlitten hatte. Die Familie Bray war die erste, welche wieder ihre freundschaftlichen Beziehungen zu ihr aufnahm. Am schmerzlichsten war ihr der Bruch mit Miß Martineau. Sie schreibt darüber an Sara Hennell am 14. November 1859: „Was Miß Martineau anbetrifft, so achte ich sie so hoch als Schriftstellerin und

habe eine so angenehme Erinnerung an sie, bei der ich drei Tage zu Gaste war, daß ich jenen fernen Eindruck von ihr und ihren Schriften so wenig wie möglich gestört sehen möchte. Was sie auch persönlich gegen mich thun oder sagen oder empfinden mag, ist vollkommen gleichgiltig: ich hege dieselbe Bitterkeit gegen viele weit weniger tadelnswerte Menschen als ich bin. Es kann weder für mich noch für irgend ein Andern von Nutzen sein, daß ich mehr von solchen Dingen erfahre. Ich bin niemand zu etwas verpflichtet, außer ehrlich und gewissenhaft zu schreiben, was meine innere Stimme mir diktiert; und je weniger Kenntnis ich von dem kleinen Kreise derer habe, welche persönliche Rücksicht oder persönlichen Haß für Beurteilung meiner Schriften maßgebend sein lassen, desto leichter wird es für mich sein, von allen unedlen Motiven frei und wahrhaftig zu schreiben."

Während George Eliot Freunde durch ihre Verbindung mit Lewes verlor, gewann sie auch neue Bekanntschaften, unter denen manche ihr überaus teuer wurden, wie z. B. Mrs. Congreeve, die Frau eines Arztes, von der sie schrieb: „Sie sind durch viele, unnennbar zarte Bande mit meinen wertvollsten und geheimsten Gedanken verknüpft". Die Freundschaft mit dieser Frau, von der sie sagte, sie sei reich an Geist, anspruchslos, zitternd von tiefem Gefühl und doch ruhig und gelassen in ihrem Wesen, — währte bis an ihr Lebensende.

Vom Jahre 1863 an war das Haus Lewes, in der Nähe des Regent-Park „the Priory" genannt, — schön ausgebaut durch den Architekten und Kunstschriftsteller Owen Jones, der Sammelplatz aller Größen auf geistigem und künstlerischem Gebiet, obgleich George Eliot nie einen Besuch erwiderte.

Unter den sie besuchenden Freunden werden uns Charles Dickens genannt, Robert Browning, der Mann, der 1862 verstorbenen, in diesem Werke beschriebene Schriftstellerin Elisabeth Barrett, die durch ihre Romanschriftstellerei bekannte Familie Trollope, die Gelehrten Huxley und Frederick Maurice, der durch seine Shakspere-Ausgaben bekannte Clark, Professor in Cambridge, Maler Burton, dem wir aus dieser Zeit das einzige authentische Portrait der George Eliot verdanken u. A. m.

Auch in der Zeit schöpferischer Arbeiten hörte die Dichterin nie auf zu studieren.

Lebhafter als je betreibt sie die klassischen Studien, besonders das Griechische. Sie liest mit ihrem Manne: Aeschylus, Sophokles, Euripides, Plato, Aristoteles und von Lateinern Virgil, Horaz, Juvenal. Daneben treibt sie italienische, französische und deutsche Litteratur; im Jahre 1864 fing sie an spanisch zu lernen; korrespondierte mit ihren Freunden, besonders mit Sarah Hennell.

Vom Jahre 1865 an beschäftigte sich George Eliot mit einem politisch-sozialen Tendenz-Roman: „Felix Holt, der Radikale."

Wie in all ihren Büchern brachte sie auch hier persönliche Erlebnisse und Begegnungen mit erdachten und den Zeitereignissen entlehnten. Sie studierte zu diesem Zwecke historische, politische und soziale Schriften. Ihre Arbeit rückte nur langsam vorwärts. Am 10. April 1866 schreibt sie ihrer Freundin Mme. Bodichon:

„Ich beendige jetzt ein Buch, das langsam wie ein kränkliches Kind gewachsen ist, in Folge meiner eigenen Leiden; aber jetzt bin ich bei den späteren Akten und kann nicht fort, bis es fertig ist."

Noch im selben Monate schickte sie die ersten beiden Bände an Blackwood, der ihr für den Roman Felix Holt eine Pauschalsumme von 5000 L. Sterling und außerdem 1000 Pfd. Sterling für ein zehnjähriges Recht für die billigen Ausgaben ihrer Romane gab.

Als das Manuskript zu Felix Holt beendet war, schrieb George Eliot darauf:

„George Eliot ihrem lieben Gatten im 13. Jahr ihres ehelichen Lebens, in welchem das immer stärkere Gefühl ihrer eigenen Unvollkommenheit den Trost ihrer immer tieferen Liebe hat".

Einen hohen Triumph ihrer Dichtkunst feierte George Eliot in einem neuen Roman, den sie „Middlemarch" nannte, nach einem Städtchen, in welchem sich vier verzweigte Romane in diesem vortrefflichen Werke abwickeln. Die Hauptheldin desselben ist die mit aller Vertiefung und Feinheit gezeichnete Dorothea Brooke, die, ein weiblicher Faust, nach viel himmelstürmenden Plänen und überschwenglichen Phantasien, dem Leben ein bescheidenes Stückchen Land abgewinnt, das sie kulturfähig zu machen sucht.

Auch über die Entstehung dieses Werkes giebt die Dichterin in ihren Briefen und Tagebüchern Auskunft.

Am 19. Juli 1869 hat sie die Einleitung zu „Middlemarch" begonnen. Nach zwei Monaten hat sie das 1. bis 10. Kapitel beendet, welches die Geschichte von Dorothea Brooke und Mr. Casaubon behandelt.

Am 21. September unterbricht sie ihre Arbeit und schreibt einen Roman „Jubal", den sie im Mai 1870 endigt. Am 20. Mai nimmt sie wieder „Middlemarch" vor, schreibt jedoch: „Ich bin matt, mein Roman liegt auch danieder!" Wiederum unterbricht sie ihre Arbeit durch Erholungsreisen mit ihrem Gatten nach Oxford und Badeorten Yorkshires. Sie beginnt eine dritte Dichtung und erst am 15. Juli 1871 kehrt sie zu ihrem Werke Middlemarch zurück. Am 1. Dezember 1871 erscheint der erste Band dieses Buches unter dem Titel: „Dorothea Brooke." Der zweite Band erschien im Februar 1872 und im Verlauf des Jahres noch 6 Bände, welche vom Publikum überaus günstig aufgenommen wurden, obgleich das Ganze keine einheitliche Dichtung genannt zu werden verdient.

Je höher der Ruhm George Eliots stieg, desto bescheidener bleibt sie überzeugt von der Fehlerhaftigkeit und Schwäche ihrer Natur, während jeder Arbeit ist sie zaghaft und verzweifelt an dem Erfolg. Was sie aufrichtet ist die Liebe ihres Gatten, dessen Kinder und Enkel — und ihre Freunde. Unter den letzteren finden wir die Frau eines jungen Schriftstellers William Smith, der mit ihr nur kurze Zeit verheiratet war und 1872 starb. Das tragische Geschick dieser liebenswürdigen, gebildeten jungen Frau erregte das Mitgefühl unserer Dichterin aufs Lebhafteste. Mit Mrs. Robert Lytton, der späteren Lady Lytton unterhielt sie

einen vertraulichen Briefwechsel, ebenso mit Lady Ponsonby über religiöse Lebensanschauung.

Als George Eliot 1869 von der vierten italienischen Reise heimkehrte, fand sie einen Brief von Mrs. Harriet Beecher-Stowe vor, woraus sich eine freundschaftliche Correspondenz entwickelte — aus der hervorging, daß Mrs. Beecher-Stowe und ihr Mann ganz überzeugte Spiritisten waren, und als solche sprachen sie von ganz übersinnlichen Erfahrungen. George Eliot erwidert: „Sie muß freimütig bekennen, sie habe nur geringes Interesse an diesem Treiben, da ihr das Leben für die erhabenen und Ehrfurcht erregenden Offenbarungen einer naturgemäßen und verständlicheren Art, mit deren unvollkommener Erkenntnis sie sterben wird, zu kurz erscheint."

Unter den neuen Freunden des Ehepaars Lewes war einer der angesehensten: der Social-Politiker Frederick Harrison, der Gründer der Gesellschaft der Positivisten in London, Beesley, der Philologe Deutsch, Pattison, der Litteratur-Historiker, Masson, Dr. med. Sir James Paget, der Maler Jones, die Dichter Tennyson, Allingham, Miß Thackeray und Turgenjew.

Die für George Eliots ferneres Leben bedeutungsvollste Bekanntschaft war die mit der Familie Croß. Sie begann 1867, als Spencer und Lewes eine Fußtour durch Weybridge machten und ersterer den letzten bei seiner alten Bekannten Mrs. Croß einführte. Diese und ihre Töchter, von denen eine soeben einen Band lyrischer Werke herausgegeben hatte, wurden bald mit Lewes und seiner Frau sehr befreundet. Die junge Dichterin Frl. Croß besuchte die Familie Lewes und kehrte begeistert von George Eliot heim. Ihr Bruder, Mr. Croß, lernte das Ehepaar auf der vierten italienischen Reise 1869 kennen und als inniger Verehrer ihrer Dichtungen wurde er bezaubert von ihrer Persönlichkeit. Er schrieb von dem ersten Eindruck, den er von ihr empfing: „Durch das Dunkel dieser 15 Jahre und all ihrer Ereignisfülle hindurch glaube ich immer noch den tiefen, ernsten, musikalischen Klang ihrer Stimme zu hören, wie ich ihn damals hörte; glaube ich noch die schöne Stirn zu sehen, umrahmt von dem üppig rötlich blonden Haar, das längliche Haupt, das nach hinten zu breiter wurde. Die graublau, ihren Ausdruck beständig wechselnden Augen, immer mit einem liebevollen, gleichsam um Verzeihung bittenden Blick, auf meine Mutter gerichtet, die fein geformten, schlanken durchsichtigen Hände und ein ganzes Wesen, das in vollkommenster Harmonie mit allen Erwartungen zu stehen schien, die man von der Verfasserin der Romola zu hegen berechtigt war!"

Im August desselben Jahres machte George Eliot mit ihrem Gatten den ersten Besuch bei Mrs. Croß und von da ab finden wir die beiden Familien im lebhaftesten, freundschaftlichsten Verkehr.

Jeden Sonntag fand bei Lewes zwangloser Empfang der Freunde statt, bei denen sich die glänzenden geselligen Eigenschaften des Herrn Lewes erfinderisch in der Kunst zeigten, verschiedene Gruppen im Gespräch zu vereinigen.

Die Geselligkeit in der Priory wurde häufig durch Musik belebt, doch der

Hauptreiz für die meisten Besucher, so erzählt Mrs. Croß, bestand wohl darin, mit George Eliot einige Worte allein zu sprechen: „Wenn die Salonthür sich öffnete, zeigte ein erster Blick sie immer in demselben niedrigen Lehnstuhl auf der linken Seite des Kamins. Beim Eintritt wurde das Auge des Besuchers sofort aufgehalten durch den Anblick des massiven Hauptes. Das üppige, jetzt mit Grau untermischte Haar war verdeckt durch einen Spitzenüberwurf in Mantillenform, der auf dem Scheitel in einer Spitze endete. Wenn sie in eine Unterhaltung verwickelt war, neigte sich ihr Körper gewöhnlich vor, mit eifrigem ängstlichen Verlangen, der Person, mit der sie sprach, so nahe wie möglich zu kommen. Es war ihr sehr zuwider, laut zu sprechen und sie war oft so gänzlich von der Unterhaltung in Anspruch genommen, daß die Anmeldung eines eintretenden Besuches häufig von ihr nicht bemerkt wurde. Aber sobald ihre Augen sich emporhoben und einen Freund erkannten, lächelte sie ein Willkommen, aufrichtig, herzlich, würdig, ein Willkommen, von dem man fühlte, daß es direkt aus dem Herzen kam.“

Das Familienleben anbelangend, so erlitt Lewes und seine Gattin den tief eingreifenden Schmerz im Oktober 1869 den zweiten Sohn Thornton trotz sorgfältigster Pflege an einem Rückenmarksleiden sterben zu sehen. Sechs Jahre später wurde ihnen auch Herbert durch den Tod entrissen, während Charles sich im Jahre 1867 verheiratet hatte.

Im Jahre 1873 begann George Eliot den Plan zu einem neuen Werke. Es war „Daniel Deronda“, ihre letzte größere Dichtung, in welche sie jedoch die ganze Kraft ihrer Liebe, die Tiefe ihrer Menschenkenntnis legte, eine Dichtung, bestimmt das Herz des Lesers zu erleichtern und zu erwärmen und Gestalten zu schaffen, die sich dem Gedächtnis einprägen, wie Denkmäler aus Erz gehauen. Im Jahre 1875 begann sie die Ausführung. Das Buch sollte, wie Middlemarch, in monatlichen Lieferungen erscheinen. Am 1. Februar 1876 erschien das erste Buch, während sie noch am achten arbeitete. Im Herbst lag das ganze Werk vollendet dem Verleger vor, und im November schrieb ihr derselbe, Blackwood — es seien in einem Monat 5250 Exemplare verkauft worden.

Das Publikum war auf's Lebhafteste von dem Inhalt erregt, und in allen Salons wurde derselbe besprochen. Ein heftiger Streit erhob sich unter den Christen über die Behandlung des Judentums in diesem Roman, während die Juden sehr beglückt waren, in George Eliot eine solche warme Fürsprecherin, eine so feine Zeichnung der edlen Charaktere unter den Juden zu finden. Die tiefgehenden Wirrungen der Charaktergegensätze, wie der Gegensätze der Verhältnisse sind wieder meisterhaft gelungen, und all das Seelenleben, die inneren Kämpfe wie die äußeren Verwickelungen sind so lebhaft geschildert, daß uns die Helden vertraut werden, als lebten wir unter ihnen. Wir jubeln bei Mirahs Rettung, wir sind ergriffen bei Grandcourts Liebeserklärung an Gwendolen und bei der Trennung von seiner verlassenen Geliebten, wir sind hingerissen von der Schönheit und Wahrheit der Scenen zwischen Mirah und dem ihr wieder vereinigten Bruder, Deronda und seiner Mutter, sein Abschied von Gwendolen, und

wir sind überwältigt von der Erzählung von Mirahs Jugendschicksalen und Grandcourts Tod. Ich gehe auf die Geschichte selbst nicht ein, die noch in undenkbaren Zeiten den Lesern einen Genuß bereiten wird.

George Eliot teilt uns mit, daß auch Daniel Deronda viele Züge aus der Wirklichkeit und einige treue Porträts enthält. — In diesem Werk, wie in ihren späteren Aufsätzen: The Modern hepp, hepp, hepp des „Theophrastus Such" hat sich die Dichterin und Denkerin bemüht, den Wert des Judentums in den Augen ihrer Landsleute zu heben im rein philantropischen Interesse. So schrieb sie auch 1876 an Mrs. Beecher-Stowe: „Weil ich fühlte, daß die gewöhnliche Haltung der Christen den Juden gegenüber — ich weiß kaum, wie ich sagen soll, ob frevelhaft oder albern ist, im Lichte ihrer ausgesprochenen Grundsätze betrachtet, deshalb fühle ich mich gedrungen, die Juden mit solcher Sympathie und solchem Verständnis zu behandeln, wie sie meine Natur und mein Wissen nur erreichen konnte. Gegen die Hebräer haben wir westlichen Völker, welche im Christentum aufgewachsen sind, eine besondere Schuld, und mit ihnen, ob wir sie anerkennen oder nicht, eine besonders nahe Verwandtschaft in religiösen und sittlichen Anschauungen. Giebt es etwas Widerwärtigeres, als Leute, die sich Gebildete nennen, schlechte Scherze über Schinkenessen machen zu hören und sie jeder wirklichen Kenntnis bar zu sehen, hinsichtlich des Zusammenhanges ihres eigenen socialen und religiösen Lebens mit der Geschichte des Volkes, dessen Beschimpfung sie sich als Witz anrechnen! Sie wissen kaum, daß Christus selbst ein Jude war!"

Mit dem zunehmenden Alter wurde dem Ehepaar Lewes das Reisen unbequem, sie kauften daher einen Landsitz, wo sie die Sommermonate zubringen konnten. Das Haus lag auf einem Hügel, inmitten einer lieblichen Landschaft, Witley. Im Vordergrund Felder und Wald, in Wellenlinien aufsteigend bis zu dem kleinen Plateau von Haslemere, ringsumher Fichtenwälder, Dorfweiden, Hügel mit Haidekraut bedeckt. Das Ganze belebt hier und da von alten, moosbewachsenen Häuschen, versteckt unter Bäumen, umgeben von Blumengärtchen. Durch die Thalebene führte die Eisenbahn in kaum einer Stunde nach London. Das Haus des Dichterpaares selbst war von einem Park umgeben, nur das Wasser fehlte, um es zu einem idealen Aufenthalt zu machen. Indes war ihnen nur ein sorgenloser Sommer in dieser erquickenden Zurückgezogenheit gegönnt.

Schon lange war George Lewes leidend gewesen. Er wurde oft von krampfhaften Schmerzen befallen, nach deren Aufhören er freilich stets seinen guten Humor wiederfand. George Eliot erzählt in einem Briefe: „Selbst an seinen schlimmsten Tagen wußte er stets eine gute Geschichte zum besten zu geben, und ich entsinne mich eines Falles, wo er zwischen zwei heftigen Schmerzanfällen mit großem Feuer, wenn auch mit schwacher Stimme, den größten Teil der Tenorpartie vom Barbier von Sevilla durchsang, während ich ihn begleitete und wir uns beide des Scherzes erfreuten."

Unter Leiden und Befürchtungen verging der Sommer 1878, und nachdem George Lewes sich im November auf einer Ausfahrt eine starke Erkältung zu-

gezogen, starb er nach einem Krankenlager von wenigen Tagen am 28. November 1878.

Kurz vorher hatte er noch das Manuskript seiner Frau: „Theophrastus Such“ an Blackwood abgeschickt. —

Der Schmerz George Eliots war ein ganz fassungsloser. Das Band war zerrissen, das sie auf's Innigste mit allem Fühlen und Denken dem Manne verknüpfte, der erst ihre geistige Schöpfungskraft zum vollen Ausdruck gebracht und ihr das herrlichste Glück der Liebe auf Erden bereitet hatte. Wochenlang wies sie jeden Besuch, selbst der nächsten Freunde zurück.

Noch im Februar 1879 schrieb sie an ihre Freundin Bodichon, welche sie zu einem Ortswechsel veranlassen wollte: „Ich bin nicht in der Verfassung, irgend eine Reise zu unternehmen. Ich bin noch nicht einmal vor der Thür gewesen. Und wenn ich es auch sonst zu thun im Stande wäre, ich könnte es nicht ertragen, von den Gegenständen fortzugehen, die er brauchte, und auf denen seine Augen zu ruhen pflegten.“

Und dennoch — die Zeit vernarbt alle Wunden, und das menschliche Herz ist ein Rätsel, das uns immer neue Aufgaben zu lösen giebt.

Nachdem George Eliot auch die Besuche ihres Freundes Croß immer abgewiesen hatte, empfing sie ihn das erste Mal nach des Gatten Tode am 23. Februar, und nach ihm auch die anderen Freunde.

Im Mai erschien eine nachgelassene Arbeit ihres verstorbenen Mannes, die sie zum Druck vorbereitet hatte: „The study of Psychology“ und zugleich ihre letzte litterarische Arbeit: „Theophrastus Such.“ Beide Bücher fanden beim Publikum und der Presse eine vortrefflich günstige Aufnahme, was George Eliot aus ihrer gedrückten Stimmung etwas aufrichtete. Mehr aber zu ihrer Neubelebung trug das innige Freundschaftsverhältnis bei, welches sich zwischen Mr. Croß und ihr entwickelte. Er schreibt darüber in seinem biographischen Werke: „Vom April 1879 an besuchte ich George Eliot beständig. Meine Mutter war im Beginn des Dezembers 1878 gestorben, eine Woche nach Mr. Lewes; und da mein Leben mit dem ihrigen auf's innigste verbunden gewesen war, suchte ich neues Interesse zu gewinnen durch neue Beschäftigung. Da ich nur wenig vom Italienischen verstand, begann ich Dante's Inferno in Carlyle's Uebersetzung. Das erste Mal, als ich George Eliot danach sah, fragte sie mich, was ich thäte, und als ich es ihr sagte, rief sie: „O, das muß ich mit Ihnen lesen!“ So geschah es. In den folgenden 12 Monaten lasen wir das „Inferno“ und das „Purgatorio“ zusammen — nicht in dilettantischer Art, sondern mit sehr genauer und sorgfältiger Untersuchung des Baues jedes Satzes. Die wunderbare Anregung, die von solch einer Lehrerin ausging, machte die Lektüre zu einer wahren Liebesarbeit. Ihre sympathische Freude an der Anregung meiner erwachenden Begeisterung für Dante trug dazu bei, ihren Geist von schmerzlicher Erinnerung abzulenken. Der göttliche Dichter entführte uns in eine neue Welt. Es war eine Erneuerung des Lebens. . . . Ich war gewöhnlich ein- oder zweimal in der Woche in Witley, da ich in Weybridge, also in bequemer Nähe, wohnte.“

Auch im folgenden Winter war Mr. Croß ein ständiger Besucher bei George Eliot, ihr Begleiter auf allen Ausgängen, besonders in die Museen. Ein Band gegenseitiger Unentbehrlichkeit war zwischen uns geknüpft worden!“ erzählt Mr. Croß in seiner Biographie der George Eliot weiter. „Am 28. März kam sie nach Weybridge und blieb bis zum 30., und am 9. April wurde es endlich zwischen uns entschieden, daß unsere Hochzeit stattfinden sollte, so bald und so geheim, als es thunlich war.“

So ging die 61jährige Dichterin, — die schon ihre erste Ehe unter ganz ungewöhnlichen Verhältnissen schloß und mehr als zwei Jahrzehnte die beglückteste und beglückendste Gattin war, — die zweite Ehe mit einem weit jüngeren Manne ein.

Sie selbst hatte schon durch frühere Äußerungen ausgesprochen, daß sie solche Ehe nicht für ungehörig hielt. Als Miß Thackeray sich mit einem zwanzig Jahre jüngeren Manne 1877 verheiratete, schrieb George Eliot an Madame Bodichon: „Dies ist einer von mehreren Fällen, die mir in jüngster Zeit bekannt geworden sind, welche zeigen, daß Männer selbst mit glänzenden äußeren Vorzügen oft eine Frau zur Lebensgefährtin wählen, deren Reize hauptsächlich geistiger Natur sind. —“

Dennoch fürchtete sie das Urteil ihrer Freunde, und um demselben zu entgehen, brach sie bald nach ihrer Vermählung mit ihrem Gatten zu einer längeren Reise auf, ehe noch die Kunde von derselben sich verbreiten konnte.

Wie wunderbar es in der Gefühlswelt der Dichterin nach ihrer Ehe aussah, zeigt ein Brief, den sie an den Sohn von Lewes, Charles, schrieb, als sie mit Mr. Croß das alte, in herrlicher Umgebung gelegene Karthäuserkloster bei Grenoble besuchte:

„Nur ein Bedauern hatte ich beim Anblick der erhabenen Schönheit der großen Karthause. Das war, daß Pater (die gewöhnliche Bezeichnung ihres ersten Gatten dessen Kindern gegenüber) sie nicht gesehen hatte. Ich würde gern mein eigenes Leben hingeben, wenn er das Glück anstatt meiner hätte genießen können. Aber — die Heirat hat mir mein altes Selbst zurückgeben sollen. Ich wurde hart, und wenn ich mich anders entschieden hätte, so würde ich wohl sehr selbstisch geworden sein. Täglich ein liebenswertes Wesen an meiner Seite zu wissen und dafür dankbar zu sein, ist die Quelle der Zärtlichkeit und der Kraft zu ertragen.“

Wie auch die Verteidigungsgründe George Eliots für diese zweite Heirat in so vorgerücktem Alter und mit einem weit jüngeren Mann lauten mögen, sie werden uns nur belehren, daß sie ein schwaches Weib war, trotz aller Geistesstärke und Größe des Denkens, ein schwaches Weib mit dem dringenden Verlangen, sich an eine männliche Kraft anzulehnen, um zärtliche Sorge für sich walten zu sehen.

So schreibt sie an Madame Bodichon: „Es ist ein wunderbarer Segen, der mir über meine Ansprüche hinaus zufällt, nachdem ich schon gedacht, mein Leben sei zu Ende und mein Sarg so zu sagen im nächsten Zimmer bereit für

mich stand. Tief unten rinnt wohl ein verborgener Quell der Trauer, aber das muß immer so sein bei denen, welche lange gelebt haben, und ich bin noch im Stande, mich meines neu eröffneten Lebens zu erfreuen. Ich werde ein besseres, liebevolleres Wesen sein, als ich in der Einsamkeit hätte sein können." Wunderbar, daß die nächsten Verwandten diese legitime Ehe mit Freude begrüßten und nach 20jährigem Schweigen ihre Glückwünsche sandten, was Mary Ann besonders von ihrem Bruder Isaac erfreute.

Die Hochzeitsreise führte das Paar durch Frankreich nach Italien. Ein längerer Aufenthalt sollte in Venedig genommen werden, doch erkrankte Herr Croß und so traten sie in langsamen Stationen die Rückreise über Innsbruck, München und Stuttgart nach Wildbad an, wo Herr Croß sich nach einer Kur erholte. Im Juli kehrten sie auf George Eliots Landsitz in Witley heim, von wo sie im Dezember nach London übersiedelten, wo Herr Croß ein Haus in Cheyne Walk mietete.

Nur wenige Tage lebten sie sich hier ein, — denn schon am 18. Dezember erkältete sich George Eliot während eines Concertes in St. James Hall — es bildete sich eine Herzbeutel-Entzündung, der sie schon am 22. Dezember erlag. —

Aus den Aufzeichnungen ihres zweiten Gatten erkennen wir, wie beglückend dieses Bündnis auf ihn wirkte. „Die kurze Zeit unseres ehelichen Verhältnisses war ganz geistigen Beschäftigungen und künstlerischen Genüssen geweiht!

So beschrieb er einen Tagesverlauf in Witley: „Wir begannen unsere Lektüre gewöhnlich mit einigen Kapiteln der Bibel, welche ihr ein sehr wertvolles und heiliges Buch war, nicht nur weil sich schöne Erinnerungen aus der Jugend daran knüpften, sondern auch wegen der tiefen Ueberzeugung ihrer Bedeutung in der Entwicklung des religiösen Lebens der Menschheit. Mit besonderem Genusse las sie einige der schöneren Kapitel aus Jesaias, Jeremias und den Paulinischen Briefen. Mit ihrer von Natur vollen, tiefen Stimme, welche durch beständige Uebung außerordentlich biegsam war, mit dem schärfsten Verständnis für die von dem Sinne geforderte Betonung und mit der feinsten Modulation des Tones — verlieh ihr Lesen gleichgültigen Dingen einen Zauber und gab den größten Schöpfungen neuen Sinn und Schönheit. Die Bibel und englische Schriften paßten am besten für die orgelgleichen Töne ihrer Stimme, welche zu ihrer vollen Wirkung eine gewisse Feierlichkeit und Majestät des Rhythmus verlangte. Ihr Vortrag von Milton war besonders fein. —

Solch ein Lesen erfordert, um vollendet zu sein, ein seltenes Zusammenwirken von geistigen, sittlichen und physischen Eigenschaften. Es ist eine Kunst, wie der Gesang, ein persönlicher Besitz, der mit dem Besitzer stirbt, — und nichts läßt als die Erinnerung.

Unmittelbar vor ihrer letzten Krankheit hatten wir den ersten Teil des Faust gelesen. Die Lektüre dieser Dichtung im Original mit einem solchen Interpreten war für mich der Blick in eine neue Welt!" u. s. w.

Zum Schlusse will ich noch eine Stelle anführen, die Croß über George Eliots Bestrebungen zur Lösung der Frauenfrage mitteilt.

„Sie war eifrigst bestrebt, das an den Frauen begangene Unrecht wieder gut zu machen und ihre ganze Stellung in der Gesellschaft wieder zu erhöhen, dies glaubte sie, könne am besten bewirkt werden dadurch, daß die Frauen ihre Art zu arbeiten verbesserten, aufhörten, Dilettanten zu sein. Aber es war einer ihrer am schärfsten markierten Charakterzüge, daß ihr ganz besonders Alles widerstrebte, was mit der Idee eines Mannweibes in Verbindung stand. Sie war und wünschte sich Frau zu sein, vor allen Dingen weiblich, „so zierlich mit ihrer Nadel und so wundervoll musikalisch.“ Sie war auch stolz darauf, eine ausgezeichnete Haushälterin zu sein, ein Vorzug, der aus ihrer Kenntnis, wie die Dinge gethan werden sollten, aus ihrer Jugenderziehung und aus einem angeborenen, peinlichen Ordnungssinn herrührten. Nichts war ihr widerwärtiger als der Gedanke, daß es deshalb, weil eine Frau außergewöhnliche Geistesgaben hatte, recht wäre, sich selbst zu dispensieren oder von anderen dispensiert zu werden von ihren regelmäßigen Haushaltungspflichten.

George Eliot hatte ein tiefes Interesse an der höheren Bildung der Frauen, aber ihrer Ansicht nach ruhten in dem Familienleben die Wurzeln von Allem, was das Beste in unserem Menschenlose ist. Sie wünschte den Frauen-Akademien gutes Gedeihen.

Es war oft in ihrem Geist und auf ihrer Lippe, daß der einzige würdige Zweck alles Lernens, alles Wissens, alles Lebens thatsächlich ist, daß die Menschen einander besser lieben sollen. Bildung allein um der Bildung wegen kann niemals mehr sein, als eine saftlose Wurzel, die im besten Falle einen verschrumpften Zweig erzeugen kann!“



Camilla Collet*)

geb. 1813.

Die skandinavische Frauenwelt entfaltet seit den beiden letzten zehn Jahren eine Wirksamkeit in Litteratur, Kunst, in humanitärer und sozialer Thätigkeit, die nicht allein der aller anderen civilisirten Nationen ebenbürtig, in mancher Hinsicht überlegen ist, sondern ebenbürtig den in der Jetztzeit mitkämpfenden nordischen Rittern vom Geiste, wie Ibsen, Björnson u. a. m.

Unter den Vorgängern, welche die soziale Frage zuerst erörterten, ist der bedeutendste Mann Henrik Wergeland, der geniale Dichter Norwegens gewesen, unter den Frauen seine Schwester Camilla und Aasta Hansteen.

Camilla wurde geboren am 23. Januar 1813 in Christiansland. Der Vater lebte damals als Adjunct in dieser Stadt, später erhielt derselbe ein Pastorat in einer schönen Gegend, 5 Meilen von Christiania. Hier verlebte sie ruhige glückliche Tage bis zu ihrem 14. Jahr, wo sie zur Vollendung ihrer Erziehung in die Herrnhuter Pension zu Christiansfeld gesandt wurde.

Ihre Jugend fiel aber in jene Zeit, wo das weibliche Geschlecht vollständig von männlicher Tyrannei, wie von Gewohnheit und Vorurteil niedergedrückt war.

Für den Mann und ihm untergeordnet, das war das Hauptprinzip der damaligen Erziehung. Freies Denken oder gar ein Aussprechen selbständiger Gedanken galt als etwas streng Verpöntes für ein Mädchen; die Religion war nicht Sache des Herzens, sie war nur ein angelernter Begriff, für den sich kein erlösendes Liebeswort finden ließ; sie war und blieb kalt, starr. Das junge rebellische Herz Camillas widersetzte sich schon in früher Jugend diesem Zwang; mit 14 Jahren wurde sie deshalb in eine herrnhutische Erziehungsanstalt in Christiansfeld gesandt, woselbst die sanften Schwestern sich zwei Jahre lang alle erdenkliche Mühe gaben, dem heißen Kinderherzen ganz ideale Lebensmaximen einzuprägen, bis sie schließlich einen Vollkommenheitsautomaten aus ihr gemacht hatten, der absolut untauglich und unmöglich für das Leben war, das nach dem Verlassen des Erziehungsinstitutes an sie herantrat. Zuerst verträumte sie eine

*) Nach Originalmitteilungen der Frau Collet.

Reihe von Jugendjahren einsam in ihrem stillen ländlichen Heim; da löste endlich die wunderbare Umgebung der nordischen Natur den Traumzustand ihrer Seele; aus dem Denken und Grübeln erhob sich eine brennende, klare Frage: Warum ist die Stellung der Frauen so gedrückt, so untergeordnet? — Diese Frage auszusprechen, durfte sie nicht wagen; sie drängte sie stets von den Lippen in das arme junge Herz zurück, bis schließlich dieses ewige stumme Kämpfen aus dem einst so frischen lebhaften Kinde ein ernstes in sich selbst zurückgezogenes Mädchen machte, das sich selbst nicht verstand und von niemand verstanden wurde.

Da schickte ihr Gott den Einen, der sie von langem Grübeln erlöste, der ihr innerstes Leben erweckte und mit feinstem Verständnis jeden aufkeimenden Gedanken verstand und beschützte. Wie wenige Frauen hat Camilla das unschätzbare Glück genossen, daß dieser Eine der Gefährte ihres Lebens wurde.

Nach vollendetem 16. Jahre war sie, zu einer schönen Jungfrau erblüht, in die Heimat zurückgekehrt. Bald stand sie dem Kampfe nahe, in dem ihr Bruder Heinrich das Banner des jungen Norwegen vorantrug.

Sie selbst berührte dieser Kampf stark, denn in dem einen Lager stand ihr Bruder, in dem andern der Mann, den sie liebte und der später ihr Gatte wurde. Sie selbst teilte die Ansichten ihres Verlobten und stand auch mit einem andern Gegner ihres Bruders, dem hochbegabten Velhagen in freundschaftlichen Beziehungen. Wohl fühlte auch sie, daß Vieles in ihrer norwegischen Heimat besser werden müsse, und sie schrieb darüber überzeugungsvoll, klar und mit beißendem Sarkasmus.

Im Jahre 1844 heiratete sie den Erwählten ihres Herzens, Professor P. J. Collet, einen fein gebildeten Mann, mit ethischen Empfindungen und geistigen Interessen. Stolz und vornehm fand er Genüge darin, sich mit Camilla von der Welt zurückzuziehen, um jeden Einfluß der Außenwelt zu vermeiden. Camilla vertraute ihm unbedingt und teilte seine Neigung.

Bald nach ihrer Verheiratung veröffentlichte sie anonym ihre ersten Schriften mit der Erzählung: „Ein Wiedersehen“. Diese erste Schöpfung wurde mit Anerkennung und Beifall aufgenommen und blieb eine Zierde der nordischen Litteratur. Zu ihrem namenlosen Schmerz verlor sie ihren Gatten nach wenigen Jahren durch den Tod.

Erst nach diesem tief schmerzlichen Verlust schrieb sie 1855 ihr berühmtes Werk: „Die Töchter des Amtmanns.“ Dasselbe erregte die Geister in Skandinavien, besonders fand es in Schweden einen begeisterten Leserkreis. Es wurde auch in's Schwedische, Deutsche und Französische übersetzt und erlebte drei Auflagen.

Nun trat sie, mutig für ihre Lebensgrundsätze kämpfend, in verschiedenen Schriften auf.

Sie schrieb für die Befreiung des weiblichen Geschlechtes.

Ihr Leben wurde nun ein langer, ruheloser Kampf, aber kein siegloser. Sie hat den Samen der Zukunft gesäet, schon keimt er auf. Was sie angeregt hat,

wird jetzt lebendig; sehr bezeichnend nennt sie sich selbst „eine Stimme vor der Zeit in meiner Zeit.“

Besonders hervorragend unter ihren Werken ist: „In den langen Nächten“ Lebenserinnerungen an ihr Elternhaus, an hervorragende Persönlichkeiten ihrer Zeit, auch Vieles über ihren berühmten Bruder, den Dichter Wergeland. Ein anderes Buch trägt den Titel: „Gegen den Strom“; es besteht ebenfalls aus einer Reihe kleinerer Abhandlungen und Erzählungen, welche alle den gesunden, bittern Trank der Heilung bieten, von dem wir oben sprachen. Die Sprache hat nichts von der nervösen Hast vieler Frauenarbeiten, sie ist kräftig und kernig; sie hat nichts von der gemachten Alltäglichkeit pseudopopulärer Weise, sie ist klar und vornehm.

„Aus dem Lager der Stummen“ war eine ihrer gedankenreichsten Schriften im Kampfe um Frauenrecht, welche den größten Einfluß auf ihre Landsleute übte und zur Triebfeder der jetzt so günstig fortschreitenden Frauenbewegung wurde.

Dankbar empfinden es ihre Zeitgenossen, daß sie es war, die das Auge der Nation auf die Rechte der Frau geöffnet hat, und ihre 70. Geburtstagsfeier am 23. Januar 1883 gestaltete sich für sie zu einer allgemeinen Huldigung, die sie in dem Hause ihres Sohnes in Christiania empfing.

„Aus dem Lager der Stummen“ nannte sich eine Deputation Frauen, welche dort in der Mittagsstunde erschien. Es wurde ihr ein prachtvoller Amethystschmuck, eine Blumenspende und ein Kasten von Sammet überreicht, welcher die Visitenkarten aller Geberinnen enthielt. Die Adresse, welche dabei verlesen wurde, lautete:

„Liebe Frau Collet! Wir kommen aus dem Lager der Stummen, um Ihnen die Huldigung, die Glückwünsche und den Dank von hunderten Ihrer Verehrerinnen zu überbringen. Hunderte würden sich noch angeschlossen haben, wenn die Frist nicht zu kurz gewesen. Die Stummen sprechen nicht, aber aus den Karten werden Sie ersehen, daß Viele mit Ihnen sind, welche, wenn nicht in Worten, doch durch Thaten sprechen. Mögen unsere Blumen und unser Angebinde für uns sprechen!“

Eine zweite Deputation bestand aus den Vorstandsmitgliedern des deutschen Lesevereins, die eine geschmackvoll ausgeführte Adresse überreichten. Sie lautete: „Mit tiefgefühltem Danke für Ihre edle Wirksamkeit als Vorkämpferin für eine freiere Ausbildung der Frauen und für Ihre geistreichen Schriften, die unsere Litteratur bereichert haben. Sie gaben auch die erste Veranlassung zur Begründung des Lesevereins für Frauen, was uns als dessen Direktion die freudige Veranlassung nehmen läßt an Ihrem 70. Geburtstage den ehrerbietigsten Dank, die wärmste Sympathie und die herzlichsten Wünsche für kommende Tage im eigenen, wie im Namen des Vereins darzubringen.“ (Folgen die Unterschriften.)

Am interessantesten von allen Zeichen der Anerkennung an diesem Tage war ein Brief des in ganz Europa so hochgeschätzten norwegischen Dichters Heinrich Ibsen, der damals im Auslande weilte:

Er schrieb: „Hochverehrte Frau Camilla Collet! Bald erscheint ein bedeutungsvoller Geburtstag Ihres Lebens, ein Tag, der es verdient in weiten

Kreisen gefeiert und erwähnt zu werden. Ich zweifle nicht daran, daß dieses auch geschehen wird, bis jetzt kann ich noch nicht aus den Zeitungen ersehen, daß man dazu Vorbereitungen trifft.

Doch so etwas hält man wohl geheim. Sie können überzeugt sein, daß wir in unserem kleinen Familienzirkel hier unten den 23. nicht vorübergehen lassen werden, ohne ein Glas auf ihr Wohlergehen in dem neu beginnenden Dezennium zu leeren. Es ist eine große litteräre Lebensaufgabe, auf welche Sie mit Stolz zurückblicken können. Ich nähre aber die sichere Hoffnung, daß diese Lebensaufgabe noch in langer, langer Zeit nicht als abgeschlossen zu betrachten sei. Sie besitzen ja die Geistesfrische der Jugend in ungeschwächter Fülle. Mit Ihren Gedanken, Ihren Ideen, Ihren Interessen stehen Sie noch immer draußen unter unseren Vorposten. Sie haben sich nicht von den wechselnden Zeiten überflügeln lassen und deshalb darf man wohl erwarten, daß Sie noch durch eine Reihe von Jahren die Kraft besitzen werden, viele und wertvolle Beiträge zur Vervollständigung Ihrer vortrefflichen Produkte zu liefern. Ideen verwachsen und verpflanzen sich nur langsam hier oben bei uns, aber unmerklich geschieht es doch. Das Norwegen, das sich zu entwickeln im Begriff steht, wird Spuren an sich tragen von dem, was Ihr Geist gewirkt und dem er Bahn gebrochen hat.

Sie sind einer von den Kämpfern, welche die Zukunft sich am wenigsten fortdenken könnte. Vor Allem aber, daß Dank und Anerkennung Ihnen schon bei Lebzeiten zu Teil werden möge!

Es liegt etwas tief verstimmendes und niederdrückendes darin, daß die Menschen immer und ewig zu spät kommen, wenn es gilt etwas zu erstatten und gut zu machen, was sie in langer Zeit versäumt haben. Was mich betrifft, so affiziert mich dies nicht im geringsten, aber es ärgert, erbittert und empört mich, wenn ich dergleichen denen gegenüber bemerke, welche ich hochachte und bewundere. Doch wird hoffentlich der bevorstehende Festtag keine Veranlassung zu solchen Betrachtungen geben. Der wird Ihnen Sonnenschein und einen erwärmenden Luftzug mitten in die winterliche Kälte der Heimat bringen. Lassen Sie diese Zeilen aus dem Süden von Pinecco, den Sie so lieben, dazu mitwirken. Glück und Segen über diesen und alle folgenden Lebenstage.

Heinrich Ibsen.

Eine besondere Freude war es Frau Collet, daß an ihrem Ehrentage ihre nur wenige Jahre jüngere Jugendfreundin, Marie Colban, die in Deutschland beliebte und bekannte Schriftstellerin, ihr beim Festmahl eine herzliche Ansprache hielt. Camilla Collet hat nicht umsonst gelebt, gekämpft und geschrieben; es muß ein herrliches Gefühl für die würdige Greisin sein, daß die neuen Generationen weiter streben und arbeiten und das zu erreichen suchen, was sie in der ihrigen mit klugem und energischem Wort wachgerufen hat.

Trotz ihres hohen Alters und körperlicher Gebrechlichkeit hat Frau Collet noch in den letzten Jahren Reisen in's Ausland gemacht. Vergebens suchte sie in Deutschland Beziehung zu Verlegern, welche die Übersetzung ihrer Schriften

übernommen hätten. Eine unberechtigte Übersetzung ihres Romans: „Die Tochter des Amtsmanns“ bereitete ihr viel Kummer.

Im Winter 1888—1889 war Frau Camilla Collet das letzte Mal in Berlin. Sie war schwach und hinfällig wenn auch noch immer hoheitsvoll in ihrer Erscheinung. Auch diesmal suchte sie vergebens eine Übersetzerin ihrer Werke, sie fürchtete, daß sie nie in Deutschland werde gelesen werden. Bei einem ihrer Besuche gab sie mir die Notizen aus ihrem Leben und übersetzte mir eine ihrer Schriften, in der sie zeigte, wie die Dichter und Schriftsteller der civilisierten Welt die Frau in ihren Werken dargestellt und damit nicht allein bekundet haben, wie einseitig sie selbst über das weibliche Geschlecht urteilen, sondern wie viel sie dazu beigetragen haben, die Frau zu erniedrigen, ihr eine falsche Richtung in der Erziehung, eine unwürdige Stellung in der Familie und Gesellschaft zu geben und sie zu verurteilen, die Sklavin der Leidenschaften oder das Götzenbild der männlichen Laune zu werden.

Der Frau zu ihrem Menschenrecht zu verhelfen und sie zur Erfüllung ihrer geistigen Lebensaufgabe als Erzieherin des Menschengeschlechts heranreifen zu lassen — das war der Grundgedanke in den Schöpfungen von Camilla Collet. So war sie auch eine der ersten, die sich am Kampfe zur Hebung der Sittlichkeit beteiligte und in den Bund der Josephine Butler eintrat, von der mein Werk im dritten Bande erzählen wird. Die letzte Arbeit der Frau Collet war über die Frauenbewegung in Norwegen; ein Aufsatz, der in Theodor Stantons Werk erschien: „Die Frau in Europa“.



Adolphine Marie Colban, geb. Schmidt

geb. 1814, gest. 1884.

Nur spärliche Nachrichten vermochte ich über Marie Colban zu erhalten. Sie ist am 18. Dezember 1814 in Christiania geboren, wurde in einem Alter von 22 Jahren mit dem Adjunkten Colban verheiratet, lebte mit ihrem Manne 14 Jahre in Norwegen, doch nachdem sie im Jahre 1850 Witwe wurde, ging sie ins Ausland, wo sie namentlich in Paris sich Monate lang aufhielt. Ihrem eisernen Fleiße verdankt die norwegische Litteratur die ausgezeichnet ausgeführte Übertragung einer Reihe italienischer und französischer Werke in's Norwegische. So hat Marie Colban verschiedene der hervorragendsten Arbeiten von Jules Sandeau, St. Pierre, Lamartine, Alfred de Vigny und Silvio Pellico übersetzt. In die Schriftstellerwelt kam sie dadurch, daß eine Freundin Frau Colban's an sie gerichtete Briefe unter dem Titel: „Lettres d'une barbare“ veröffentlichte.

Unter ihren selbstständigen litterarischen Schöpfungen sind es namentlich eine Reihe von Novellen mit ziemlich stark individueller Zeichnung und bisweilen realistischer Färbung, welche ihr einen großen Leserkreis im ganzen skandinavischen Norden verschafft haben. Ihre Arbeiten, unter denen die Novelle: „Jeg lever“, („Ich liebe“) ohne Zweifel die hervorragendste sein dürfte, zeichnen sich durch eigentümliche Hauptfiguren, Empfindsamkeit in der Anlage und durch einen freisinnigen Geist aus.

Ihre erst erschienene Novelle hieß: „Länerinden“. Von ihren weiteren Arbeiten hervorzuheben: „Tre Novelle“ 1873, „Tre nye Novelle“ 1875, „Cleopatra“ 1880 und „Tyra“ 1881.

In Kopenhagen erschien unter dem Titel: „En gammal Yanfru“ („Eine alte Jungfer“), eine ihrer besten Arbeiten. Die Handlung geht an der Westküste Norwegens vor sich und dreht sich um ein, durch ihre kränkliche Mutter sowie durch eine herrschsüchtige Schwester unterdrücktes Mädchen Namens Martha, die eine freudenlose Jugend hat, bis sie, die gewissermaßen als ein norwegisches Aschenbrödel geschildert ist, mit einem Arzte bekannt wird, durch dessen Neigung ihre bisher unbeachtete Schönheit anerkannt, sowie ihre seelischen

Eigenschaften wachgerufen werden und der ihr ein Stab wird, an dem sie sich emporrichtet, um die Fesseln abzustreifen, mit denen man sie gefangen gehalten hat. Marie Colban giebt selbst ein hübsches Resumé des Hauptinhaltes ihres Buches, indem sie unter Anderem in den Schlußworten bemerkt: „Wer eine seltene Blume mit dem Kopfe hat hängen sehen, weil es an richtiger Pflege gebrach, und später dieselbe plötzlich eines Tages, umgepflanzt und gehegt von sorgsamen Händen, in vollem Flor erblickt, der hat Martha's Geschichte und dieselbe dürfte die mancher jungen Frau im Norden sein, wo die harten Heimaten nicht selten, die Befreier es aber auch nicht sind.“

„Cleopatra“ und „Tyra“ sind die beiden letzten Schöpfungen von Marie Colban, die in Kopenhagen und Stuttgart erschienen sind.

Der angeborene nordische Charakter giebt ihren Werken den frischen Kern, die französische Bildung die schöne Form; so finden wir bei ihr die wohlthuende Verschmelzung des scharf sondierenden fein geistigen Wesens des Nordens mit der Wärme des Südens und der Welterfahrenheit des Westens.

Marie Colban brachte die letzte Zeit ihres Lebens in Rom zu, wo sie am 27. März 1884 starb.

Mehrere ihrer Novellen, übersetzt von A. Strodtmann, erschienen in „Über Land und Meer“, in Hallberger's „Romanzeitung“ und später in Buchform.



Anna Ottendorfer, geb. Sartorius

geb. 1815, gest. am 1. April 1884.

Unvergessen soll die deutsche Frau sein, die in ihrer zweiten Heimat, Nord-Amerika, sich einen hochgeachteten, unsterblichen Namen erworben hat.

Anna Sartorius wurde am 13. Februar 1815 in Würzburg geboren. Sie verheiratete sich, noch sehr jung mit dem Buchdrucker Jacob Uhl, der mit ihr 1836 nach New-York ging und dort die bis dahin von Adolph Neumann herausgegebene Wochenschrift: „Staatszeitung" kaufte. Anna arbeitete gemeinsam mit ihrem Gatten an dieser, im Laufe der Zeit wichtigsten Tageszeitung „New-Yorker Staatszeitung". Als ihr Mann im Jahre 1852 starb, bewarben sich gar viele Kapitalisten darum, in den Besitz dieses Journals zu kommen, allein Anna behielt dasselbe und übernahm selbst die Leitung. Im Jahre 1859 verheiratete sie sich zum zweiten Male mit Herrn Ottendorfer, behielt sich jedoch vor, mit ihm die geschäftliche Leitung gemeinschaftlich zu führen und führte dies auch durch, indem sie täglich in die Redaktion und Expedition ging und dort den regsten, thätigsten Anteil an allen Bureau- und schriftstellerischen Arbeiten nahm.

Ihre freie Zeit verwendete sie zur Förderung des New-Yorker Deutschtums, um das sie sich sehr verdient gemacht. Sie führte den Unterricht in der deutschen Sprache in öffentlichen und Privatschulen ein und begründete und unterstützte deutsche Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Sie war die materielle Hauptstütze des deutschen Lehrerseminars in Milwaukee sowie der deutsch-amerikanischen Schulen in Jersey City, Brooklyn, Hoboken und New-York, aber sie war auch ganz im Stillen die Wohlthäterin von vielen Hunderten und stiftete im Geheimen mit ihrem Vermögen viel Gutes. Zwei Jahre vor ihrem Tode zwang Kränklichkeit sie zum Aufgeben jeder geschäftlichen Thätigkeit. Ihr Tod wurde allgemein aufrichtig beklagt.



Amalie Lindegren

(Portraitmalerin)

geb. 1814.

Von allen Seiten und ohne Widerspruch ist diese Künstlerin als die erste Schwedens und überhaupt des skandinavischen Nordens bezeichnet worden. Geboren in Stockholm im Jahre 1814, legte sie bereits in früher Jugend Zeugnis einer ungemein künstlerischen Begabung an den Tag, und es wurde ihr, nachdem die allgemeine Aufmerksamkeit in ihrem Vaterlande auf sie gelenkt worden war, in einem reiferen Alter reichliche Gelegenheit, ihr großes Talent auszubilden. Nachdem sie unter Prof. Overnströms Leitung mit den Kunstwerken ausländischer Maler bekannt gemacht worden war, studierte sie von 1850—54 in Paris in Cogniets Damenatelier, sowie in der Anleitung Ange Tissiers. In letzterwähntem Jahre verließ sie Paris, um Deutschland und Italien zu besuchen, wo sie sich namentlich in München und Rom aufhielt. Ihr erstes größeres Genrestück: „Das Gelag", welches in Stockholm ausgestellt wurde, erweckte den größten Beifall und legte Zeugnis von einem vollständig reifen Talent ab. Der Kunstverein in der schwedischen Hauptstadt kaufte es der Künstlerin für eine namhafte Summe ab und in tausenden von Lithographieen wurde es bald Eigentum zahlreicher Familien. Manche ihrer folgenden Arbeiten, namentlich: „Stillleben" und „Volkslebenstücke" hatten einen ähnlichen Erfolg und wurden teils vom schwedischen Nationalmuseum, teils vom Malmöer Museum angekauft. Unter den bekanntesten desselben figurieren: „Der Troubadour", „der Pilgrim", „das Mädchen mit Apfelsinen", „die Bewerbung", „die Witwe", „das Frühstück", „der Tanz in einer Hütte Dalkarliens", „das letzte Bett der Lilie", „der Mönch", „Italienische Bäuerin" u. s. w.

Obgleich Amalie Lindegren mit Vorliebe das stille Familienleben mit seinen kleinen Freuden und Sorgen als Kreis ihrer künstlerischen Darstellung wählte, hat sie als Portraitmalerin die größte Höhe erreicht. Ihre Portraits des Königs Karl XV., der Königin Louise, des Prinzen Oscar, der Prinzessin Sophie (jetzigem König und jetziger Königin Schwedens) sowie namentlich das des Erzbischofs Reuterdahl gehören zu dem Ausgezeichnetsten, was die Kunst der Jetztzeit auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. „Kein schwedischer Mann, keine schwedische Frau, heißt es in einer Biographie, welche der schwedische Kalender „Norden" gleichzeitig mit Amaliens Portrait brachte, hat wie sie es verstanden den Ausdruck des menschlichen Blickes in dessen feinstem und ergreifendstem Wechsel wiederzugeben und nie hat in unserem Vaterlande das Seelenvolle, Geistige und Edle einen besseren Dolmetscher in Zeichnung und Farbe gehabt, als Amalie Lindegren.



Julie Traberth

geb. 1817, gest. 1887.

Es giebt eine stille erziehliche Thätigkeit, die oft sogar vollen Einfluß auf ganze Generationen übt und auch diese gehört in den Rahmen unseres Werkes.

Julie Traberth, unmittelbare Schülerin Fröbel's, seiner treuesten Anhängerinnen eine, und fast die einzige, welche einen bei Lebzeiten Fröbels gegründeten Kindergarten bis in unser Jahrzehnt fortzuhalten vermocht hat, starb am 22. April 1887. Ihrer will ich liebevoll in dieser Lebensgeschichte gedenken.

Sie war am 6. September 1817 zu Eisenach geboren, wo ihr Vater die Stellung eines Großherzogl. sächs. Oberamtmannes einnahm. Als zwölftes Kind ihrer Eltern konnte sie bei ihrer Geburt nicht ohne Sorge begrüßt werden, gedieh aber in den beschränkten Verhältnissen glücklich und entwickelte, vielleicht gerade durch diese, die weiblichen Tugenden und wirtschaftliche Tüchtigkeit, die sie später auszeichneten.

Sie wuchs so recht zur Freude und zum Trost der Ihrigen heran, verschönte den Lebensabend der Eltern und blieb nach des Vaters Tode der Mutter noch eine Reihe von Jahren in treuester Hingabe Stütze und Pflegerin. Das Verhältnis zwischen der Mutter und Tochter soll ein besonders schönes gewesen sein. Juliens Herzensgüte, Selbstlosigkeit, Lauterkeit und unversiegbare kindliche Heiterkeit, welche Eigenschaften sie sich auch bis ins Alter bewahrte, wirkten herzerquickend auf jeden, der in Berührung mit ihr kam. Sie war wohl zuweilen zu milde und über ihr Vermögen hinaus hilfsbereit.

Eine glückliche Fügung lenkte im Jahre 1847 die Wahl des Dr. Günther May, nachmaligen Direktors der städtischen Töchterschule zu Eisenach, auf Julie Traberth, als er sie zu seiner Gehilfin für den Kindergarten heranzog, den er am 16. Februar desselben Jahres eröffnete. Er hätte in der That keine geeignetere Gehilfin finden können, und sie keinen andern Wirkungskreis, der ihrem innersten Wesen so völlig entsprochen, als das Arbeitsfeld des Kindergartens.

Während eines Berufswirkens in Hofwyl im Kanton Bern (1834—1845) hatte Dr. May die Ideen Pestalozzi's in sich aufgenommen und war jedenfalls

auch von den Ideen Fröbels beeinflußt worden, der jahrelang gleichzeitig mit ihm in demselben Kanton wirkte. Dr. May scheint die Einrichtungen für seinen Kindergarten noch ziemlich selbständig ausgedacht zu haben und Julie folgte Anfangs nur seinen Anweisungen. Indessen kam Fröbel schon im Sommer desselben Jahres infolge einer Einladung nach Eisenach auf Besuch zu seinem früheren Schüler in Keilhau, Herrn H. v. Arnswald — jetzigen Oberstlieutenant und Kommandanten der Wartburg — hielt auf dem Rathause einen Vortrag über den Kindergarten, verbunden mit Aufstellung seiner Spiel- und Beschäftigungsmittel, und Julie ward veranlaßt, den May'schen Kindergarten vorzuführen.

Dr. May starb Ende 1848, viel zu früh für seine Vaterstadt und für Julie. Seine Witwe setzte den Kindergarten unter Julien's Führung weiter fort und letztere empfand nun, des treuen Beraters und Leiters beraubt, das dringende Bedürfnis, sich unter Fröbel selbst weiter auszubilden.

In einem Briefe aus Liebenstein vom 15. Juni 1849 geht Fröbel freundlichst auf eine durch seine Großnichte (jetzige Frau Direktor Schrader) an ihn ergangene Anfrage Juliens ein und ersucht diese, sobald als möglich zu ihm zu kommen, da er soeben Schülerinnen aus Sachsen zu einem Kursus erwarte. Unter schweren Opfern ermöglicht nun Julie ihren ersten, freilich nur auf die Ferien beschränkten Aufenthalt bei Fröbel in Liebenstein, findet aber Mittel und Wege, später noch fünfmal in gleicher Weise ihre Ferien auszunutzen. Bei ihrer praktischen Vorübung, ihrer Empfänglichkeit und natürlichen Begabung, konnte sie stets mit reicher Ausbeute in ihren Wirkungskreis nach Eisenach zurückkehren. Und wie begeisterte, hob und kräftigte sie jedesmal dieser Verkehr mit dem Meister und seinen Schülerinnen; nicht nur für die nächste Zeit, nein, für alle Schwierigkeiten der Zukunft. Die Tage von Liebenstein und Marienthal haben sie erquickt bis in ihr hohes Alter.

Pfingsten 1851 folgt Julie der Einladung zu Fröbels Hochzeit, und sie ist es, welche der ihr nun nahbefreundeten Braut den Myrtenkranz weiht. — Julie ist bis zu ihrem Tode mit Frau Fröbel in inniger, treuer Freundschaft verbunden geblieben. — Auch die erhebenden Septembertage des Jahres, als die bedeutendsten Freunde und Vertreter der Sache Fröbels in Liebenstein um ihn versammelt waren, konnte Julie in seiner Nähe verleben. Ein unscheinbares Heiligtum ihres Nachlasses redet von diesen geistig belebten Tagen: Es ist eine kleine Lithographie, das stille baum- und buschumkränzte „Marienthal" darstellend, mit der gedruckten Unterschrift „Bildungsanstalt Marienthal", unter welche Fröbel eigenhändig geschrieben hat:

„Für allseitige Lebenseinigung
durch entwickelnd „erziehende Menschenbildung".

Fr. Fr.

18 $\frac{29.}{IX.}$ 51."

Zu beiden Seiten des Bildchens haben sich, auf seinem Rande, 30 Teilnehmer der Versammlung verzeichnet. Unter diesen: Wilh. Middendorf, Ad. Diester-

weg, Dr. K. Müller und Dr. O. Ule, Halle; Herm. Pösche, Dr. Georgens, Heinr. Hofmann: Bertha von Marenholtz, Luise Fröbel, Henriette Breymann, Emma Bothmann, Minna Schellhorn.

Die nächsten Jahre sind für Julie schmerz- und sorgenreiche; 1852 schon wird Fröbel von seiner irdischen Laufbahn abgerufen; 1853 übernimmt Julie den May'schen Kindergarten auf eigene Kosten; 1854 verliert sie auch ihre geliebte Mutter durch den Tod. Sie hatte mit derselben ein Heim, das Jeden, der es betrat, wohlthuend anheimelte, und erwuchs ihr, wohl auch um diese Zeit, in der Erziehung verwaister Nichten eine neue Aufgabe.

Fräulein Auguste Möder, deren Erzählung ich dieses Lebensbild verdanke, schreibt:

„In diesen und den folgenden Jahren verkehrte ich mit ihr nur gelegentlich, doch verdankte ich ihr 1854 eine Begegnung mit Frau Fröbel, die mich mit der Marquart'schen Bildungsanstalt zu Dresden bekannt machte, in welche ich im Herbst des Jahres als Schülerin eintrat. Erst nachdem ich hier einen Kursus in Fröbel's Grundsätzen, Spiel- und Beschäftigungsmitteln vollendete, einige Jahre in England im Kindergarten und mit bei der Ausbildung von Kindergärtnerinnen thätig gewesen, entspann sich, nach meiner Rückkehr in die Heimat, ein etwas näherer Verkehr. Unser Zusammensein wurde, besonders während Frl. E. Heerwart in der nächsten Zeit in ihrer Vaterstadt Eisenach weilte, ein häufiges. Als letztere im Jahre 1858 ihre Ferien hier zubrachte, verabredete sie mit Julie und mir eine Zusammenkunft im Köhler'schen Kindergarten zu Gotha, zu welcher noch mehrere Kindergärtnerinnen und Freunde der Fröbel-Sache eingeladen wurden, um einen Verkehr zwischen uns und ihnen, die bisher vereinzelt gestanden, anzubahnen.

Diese Zusammenkunft fand am 27. Juli statt und wirkte so anregend auf uns Teilnehmer, daß schon für den Herbst eine zweite, und auf diese eine dritte, letztere Ostern 1860 zu Eisenach, anberaumt wurde, aus welchen Anfängen endlich im Jahre 1863 der „Allgemeine Fröbelverein, zunächst für Thüringen", hervorging." Fräulein J. Traberth legte der Versammlung eine Menge herrlicher Arbeiten vor. Ihre Ausstecharbeiten boten eine Menge noch nie gesehener Artikel. Schon Anfangs 1850 hatte sich Fröbel erfreut und lobend über Juliens Leistung auf diesem Gebiete ausgesprochen. Fröbel hatte damals den Sylvester-Abend bei ihr zugebracht und schrieb unter anderem darüber an Frau Fröbel: ꝛc. ꝛc. „Ich ging Abends zu Julie Traberth, um zu sehen, ob sie ihres Versprechens (einige ihrer Flechtarbeiten für ihn bereit zu halten), gedacht hatte. Ich fand sie eben mit Einpacken der niedlichen Sachen beschäftigt . . . . Mädchen-Taschen, Cigarren-Etuis, Briefsammler oder Wandtaschen — auch Wandkörbchen, Unterteller ꝛc. Gelegentlich kannst Du ihr noch einmal von Dir aussprechen, daß sie mir große Freude gemacht habe; die treue, sorgsame Seele verdient, es immer zweimal zu hören." — Stets bereit zu dienen, hat sie ihre Kindergarten-Neuheiten immer gern und uneigennützig ihren Berufsgenossen überlassen.

Sind diese Leistungen, als die ersten ihrer Art, schon verdienstlich, und

zeugen von verständnisvoller Vertiefung in den Gegenstand, so müssen wir sie noch höher anschlagen, wenn wir bedenken, daß damals jedes Flecht- und Faltblatt, jedes Stäbchen, jede Kartenform u. s. w. durch eigene, mühsame Handarbeit hergestellt werden mußte, denn noch hatte die Industrie sich nicht dieser Artikel bemächtigt und die Maschine in ihren Dienst gestellt.

Die oben erwähnte Osterversammlung wurde von Julie und Auguste Möder vorbereitet und verlief höchst erfreulich, wichtig noch besonders durch die Begründung eines Organs unserer Zusammenkünfte, der Zeitschrift „Kindergarten", welche unter Leitung des Herrn Stiftslehrers Fr. Seidel, noch fortbesteht. In Juliens Wohnung fanden die auf dieses Organ abzielenden Beratungen und Beschlüsse statt.

Im Winterhalbjahr 1860 hielt Julie, gemeinsam mit Fräulein E. Heerwart und Auguste Möder einen Abend-Kursus ab, um einen Kreis Eisenacher Damen und die älteren Zöglinge des Instituts, von letztgenannter Dame, mit den Fröbelschen Ideen, Spiel- und Beschäftigungsmitteln bekannt zu machen. Unter den daran teilnehmenden Frauen ist besonders die hochverehrte damalige Vorsteherin der Eisenacher Bewahranstalt hervorzuheben. Julie hat später noch oft Frl. Möder unterstützt, wenn sie bestrebt war, die allgemeine Bildung ihrer Zöglinge durch einen Einblick in die Fröbel'schen Erziehungsgrundsätze zu vervollständigen, indem sie ihnen deren praktische Anwendung im Kindergarten zeigte.

Mit der Fröbel-Sache ging es damals nach außen frisch vorwärts; das preußische Verbot der Kindergärten war aufgehoben, und die Lehrerwelt beschäftigte sich mehr und mehr mit Fröbels Pädagogik. Aber die Kindergärten selbst hatten meist, nach wie vor, ihren stillen Kampf ums Dasein zu kämpfen: Das niedrige Honorar, der Mangel geeigneter Lokale und die durch ihn beschränkte Frequenz stellten ihre Existenz häufig in Frage. Auch Juliens Kindergarten hatte solche Krisen mehrfach zu bestehen, und nur ihre rührende Hingabe und Opferfreudigkeit für die Sache ihre Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit ermöglichten, bei der ausdauernden Körperkraft, deren sie sich erfreute, seine Weiterführung. Freilich hat sie, und zwar fortgesetzt, die Nacht zu Hilfe genommen, um angefangene Kindergartenarbeiten für den Verkauf herzustellen und so ihre Einnahmen zu vermehren. — Von neuem stand ihr 1870, nach beinahe 25jährigem Bestehen ihres Kindergartens, Wohnungsnot bevor. Wäre sie nicht allzu bescheiden gewesen, sondern hätte an geeigneter Stelle ihre großen Schwierigkeiten dargelegt, es wäre ihr doch vielleicht Hilfe zur Erlangung eines Lokales geworden; war sie doch allgemein hochgeachtet und geschätzt. Abhülfe wurde ihr nun durch die langjährige treue Freundin Auguste Möder. Diese veröffentlicht einen Artikel: „Der Kindergarten in Eisenach."

Ihr Hinweis auf das beinahe fünfundzwanzigjährige Bestehen der Anstalt, rief von allen Seiten Zeichen warmer Anteilnahme und Anerbietungen zur Veranstaltung einer Jubelfeier für die verdiente Kindergärtnerin hervor. Zunächst löste sich die Wohnungssorge und die angeregte Feier, zugleich das erste Kinder-

gartenjubiläum Deutschlands, gestaltete sich im Jahre 1872 zu einer wahrhaft würdigen und erhebenden. Der Allgemeine Fröbelverein hatte Herrn Pfarrer Steinacker abgeordnet zur Überbringung seiner Glückwünsche. Andere Vereine in Leipzig, Dresden, Hamburg sandten Adressen, die hervorragendsten Vertreter und Vertreterinnen der Fröbel-Sache Glückwunsch-Schreiben.

Außer einem Ehrengeschenk der Landesfürstin erhielt sie deren noch mehrere, wie auch zahlreiche Zeichen der Anerkennung und Verehrung seitens der Eltern der zur Zeit ihren Kindergarten besuchenden Kinder, früherer Zöglinge, von Berufsgenossen, Freunden und Mitbürgern.

Sie thaten ihr im Innersten wohl, diese Beweise der Wertschätzung und Anerkennung, und sie fühlte sich, wie sie äußerte, um 10 Jahre jünger. Und sie ist wirklich noch weitere 10 Jahre in ihrem Kindergarten thätig gewesen, hat noch mitgewirkt bei der Gründung des Volkskindergartens in Eisenach und konnte frisch und freudig die Säkularfeier Fröbels begehen, bei welcher Veranlassung ihr, seiner verdienten Jüngerin, Zeichen dankbarer Anerkennung und Verehrung von dem Frauenbildungsvereine gewidmet wurden.

Erst im Herbste 1883 schied sie, noch immer ungern, aus dem Kindergarten, ihrer Welt. 1197 Kinder sind unter ihrer Leitung seine glücklichen Zöglinge gewesen, eine Reihe von Gehilfinnen aus ihm hervorgegangen. Mögen letztere recht viel von der Art und Weise ihrer verehrten Lehrerin behalten und in ihre Wirkungskreise mitgenommen haben!

Wer Julien im Kindergarten hat walten sehen, oder bei einem der Spielfeste, welche sie so sinnig und wahrhaft kindlich einzurichten verstand, wird den lieben Eindruck nicht vergessen. Berufsgenossinnen ist derselbe noch heute lebendig geblieben. Fräulein Heerwart schreibt an Auguste Möder: Der Eindruck, den sie empfangen, als sie Fräulein Traberth zum erstenmale im Jahre 1848 im Kindergarten gesehen, habe sie bestimmt, sich selbst zur Kindergärtnerin auszubilden, sie sei ihr Vorbild gewesen, wie sie es für alle Kindergärtnerinnen bleiben müsse; Frl. Schellhorn eine andere verdienstvolle Leiterin eines Kindergartens in Weimar, schrieb: sie sei bei einem Besuche von Juliens Kindergarten im Jahre 1854 so hingenommen gewesen von deren Art und Weise des Verkehrs mit den Kleinen, daß sie mit größerem Eifer und Streben zu ihren Studien nach Marienthal zurückgekehrt sei.

Julie überließ bei ihrem Rücktritt ihren Kindergarten Frl. Chr. Leifheit, der bewährten Gehilfin, welche ihr seit dem Jahre 1868 zur Seite gestanden.

Sie hatte sich nun endlich zu der wohlverdienten, sorgenfreien Ruhe zurückgezogen, die ihr schon mehrmals von lieben Verwandten angeboten worden war. Nicht ganz leicht war ihr das Eingewöhnen in das behagliche „Für-sich-leben“, und nur wenige Jahre sollte sie es genießen.

In den letzten Jahren stellten sich Anfälle ein, die durch kleine Blutergießungen ins Gehirn verursacht wurden, welche endlich dessen Lähmung herbeiführten. Mit Ergebung trug sie ihre Leiden. Anfangs April war sie noch im-

stande, ein rührendes Lebewohl an die Freundin zu schreiben, welches derselben nach ihrem Tode zuging; im Verlauf des Monats steigerten sich jedoch ihre Leiden so, daß sie sich den Tod als Erlösung wünschte. Am 22. endete ihr Leben: ein an Sorgen, Müh und Arbeit reiches, aber durch ein sie und andere beglückendes Berufswirken ausgefülltes. „Ihr ganzes Thun war treue Hingabe und Selbstlosigkeit", schreibt Frau Fröbel. Ihr Andenken wird fortleben unter ihren Verwandten und Freunden, Zöglingen und Berufsgenossen und fortwirken in Segen!

Unerschöpflich und unermüdlich war sie im Denken und Sorgen für die Kleinen und glücklich im Kreise der Kinder.

So hat sie 37 Jahre lang mit hingebender Liebe ihrem schönen Berufe gelebt und, selbst gesegnet, reichen Segen gestiftet. Ja, selbst gesegnet, denn ein Segen ist es, alt werden an Jahren und jung bleiben, ein Kind bleiben am Herzen. Und das war bei ihr der Fall.





ISABELLA BRAUN.

Isabella Braun.

Mit Bild.

In der Nacht vom 2. zum 3. Mai 1886 verschied zu München die, durch die Gründung und langjährige liebevolle Herausgabe der beliebten Zeitschrift „Jugendblätter", in den weitesten Kreisen bekannt gewordene Schriftstellerin Isabella Braun an den Folgen einer Operation, welche ein dauerndes, schweres Leiden beseitigen sollte. Die unvergeßliche Kinderfreundin wurde am 12. December 1815 zu Jettingen, einem Marktflecken an der Eisenbahn von Augsburg nahe Ulm, geboren, wo ihr Vater das Amt eines gräflichen Schenk von Stauffenbergischen Rentenverwalters bekleidete. Ihre frohe Jugendzeit in dem viertürmigen alten Schlosse, so recht in der Mitte des grünen Schwabenlandes gelegen, umgeben von einem Kreise von Geschwistern und Gespielen, alle fröhlich und sangeslustig, wie sie, die liebe „braune Bill," die Spiele ihrer Jugend, das wetteifernde Thun und Treiben mit den ausgelassenen Buben, das alles hat sie uns in einem herzigen Stück Authobiographie „Aus meiner Jugendzeit" gar frisch und anmutig fesselnd erzählt.

Stundenlang konnte sie im Anschauen der Natur schwelgen, den ziehenden Wolken nachschauen, das zarte Moos, Blüten und Bäume bewundernd betrachten; wenn es aber zum Spielen kam, dann war sie unter ihren liebsten Genossen, den Knaben, die keckste und übermütigste. Weder ihr drei Jahre älterer Bruder Anton, noch die ganze Schaar der Dorfjungen konnte es ihr zuvorthun, und so zerriß sie so viel Kleider, daß die treue Magd des Hauses, Nanny, von den kleinen gesammelten Stoffproben im neunten Jahre ihres Lebens eine große Decke zusammensetzen konnte; ihr unbeschützt der Sonne preisgegebenes Gesichtchen aber wurde so braun, daß Groß und Klein sie nur die „braune Bill" nannte. Was kümmerte sie das? In vollen Zügen genoß sie Freiheit und Jugendlust, und es war in Wahrheit ein Paradies voll Glückseligkeit, das sich ihr zuschloß, als Gott den geliebten Vater zu sich rief und die Familie den Schauplatz ihres friedlichen Beisammenseins verlassen mußte. Mit ihren drei Kindern: Anton, Isabella und der kleinen Sophie, von der treuen Nanny begleitet, zog die Mutter 1827 nach

Augsburg und Isabella kam als Schülerin in das Institut der englischen Fräulein. Ihr Debut daselbst war kein glückliches; die unmoderne Kleidung, das linkische, unbeholfene Wesen des Mädchen, das nie zuvor aus seinem Heimatsorte gekommen, erregte die Heiterkeit und Geringschätzung der Mitschülerinnen, dazu kam noch, daß eine Locke, die die Mutter ihr zum Schmuck des durch Krankheit eben kahlen Hauptes auf dem Wirbel befestigt, eigenmächtig ihren Platz verließ und ein allgemeines Gelächter hervorrief. Schülerinnen und Lehrerinnen trauten ihr nichts Gutes zu, vier Monate saß sie, ohne gefragt oder beachtet zu werden, auf der letzten Bank, bis endlich ein Aufsatz, der der Klasse aufgegeben worden, diesem Zustand eine Wendung gab. Das Thema hieß: „Beschreibung der Heimat“, und als hätte Isabella nur darauf gewartet, so unaufhaltsam ließ sie, die völlig Ungeübte, ihre Sehnsucht, ihr Gefühl der Vereinsamung, alles, alles, was ihr kleines Herz bewegte, in diese Arbeit ausströmen. In greifbarer Deutlichkeit schilderte sie das Schloß mit jedem Winkel seiner Umgebung, schilderte den schilfumkränzten Weiher, den stillen Friedhof mit des Vaters Grab. Ein Hauch von Poesie, ein Reichtum überwallender Empfindung that sich in dieser ihrer ersten schriftstellerischen Leistung kund, die das höchste Erstaunen der Lehrerin und eine innige Teilnahme für das so selten begabte, gemütstiefe Kind wachrief. Von Stunde an war ihre Stellung in der Schule eine andere; man beachtete sie, gab ihr Gelegenheit, sich hervorzuthun, und bald war sie eine der bevorzugtesten, beliebtesten und — glücklichsten Bewohnerinnen des alten Klostergebäudes, das ihrer regen, schwärmerisch gestimmten Phantasie reiche Nahrung gab. In dieser Zeit traf sie ein neuer, grausamer Schlag: dieselbe Krankheit, der ihr Vater erlegen, der Blutsturz, raffte auch den heißgeliebten Bruder Anton hin. Von München, wo er als Student lebte, hatte ihn Nanny als Todtkranken nach Augsburg geholt und Isabella ihn bis zum letzten Atemzuge pflegen dürfen. Die Mutter suchte Ruhe für ihr verwundetes Herz, sie zog mit der jüngsten Tochter Sophie nach Ebersdorf, um sich der dortigen Herrnhuter Gemeinde anzuschließen, Isabella aber fand bei ihrem Onkel, dem Landrichter Anton von Merklin, liebevolle Aufnahme. Trotzdem ihr für immer dort ein Heim gewiß gewesen wäre, drängte ihr Sinn unablässig nach Selbstständigkeit, nach einem ernsten, ihrer Neigung entsprechenden Berufe. Der Verkehr mit den Kindern, diesen Knospen der Menschheit, erschien ihr schon damals als etwas unendlich wünschenswertes; so nahm sie denn die Hilfe einer Freundin, die ihr die Ausbildung zur Lehrerin möglich machte, dankbar an. Schon nach zweijährigem Studium betheiligte sie sich an einem der jährlichen Concurse, die die Regierung im englischen Institut abhielt und wurde bald darauf auf Grund eines dabei erlangten vorzüglichen Zeugnisses an der Volksschule zu Neuburg a. D. als Lehrerin 1837 angestellt. Wieder folgten glückselige, friedliche Jahre; Isabella, bei Antritt der Stelle 21 Jahre alt, wurde von den Kindern, die sie ihrerseits so innig liebte, vergöttert; im Verkehr mit den Zöglingen erwarb sie jenes tiefe Verständnis für das Kinderherz, für die Gedanken und Empfindungen der kleinen Welt, das sich in ihrem ganzen Wesen stets zeigte und sie auch in

ihren Schriften so liebenswert machte; in Neuburg war es auch, wo ihr erstes, den Kindern gewidmetes Werk „Bilder aus der Natur“ seinen Weg in die Oeffentlichkeit fand. Der ehrwürdige Verfasser der „Ostereier“, Christoph von Schmid, leitete das Büchlein mit einer warm empfehlenden Vorrede ein, und so war es die Hand dieses milden, allbekannten Jugendfreundes, die sie zuerst in die Schriftstellerlaufbahn einführte. Das Erstlingswerk fand auch sogleich reichlichen Absatz; nicht so gut erging es mehreren andern Werken, die sie folgen ließ, sie wurden von den Verlegern stets zurückgeschickt, bis Isabella nur noch drei Verlagsfirmen wußte, die möglicherweise für die Manuskripte Verwendung finden konnten. Fast entmutigt, beschloß sie, das Loos entscheiden zu lassen, welcher von ihnen sie das neueste Werk zusenden sollte; von der Annahme oder Ablehnung desselben wollte sie es dann abhängen lassen, ob sie sich der Schriftstellerei als Lebensberuf widmen oder sie ganz einstellen sollte. Das Loos entschied für Gebrüder Scheitlin in Stuttgart; sie sandte ihr Manuskript ein und — es wurde angenommen.

Volle zwölf Jahre lang lebte die begeisterte Freundin der Kinderwelt mit freudiger Hingabe dem von ihr gewählten Beruf. Es war eine glückliche Zeit, die sie dort am Strande der Donau unter der fröhlichen Kinderschaar, lehrend und lernend, verlebte. Die so innige Liebe zu den Kleinen, ihr feines Verständnis für die Anlagen und Natur der Kinder, ihre Freuden so gut wie ihre Leiden, ihre Spiele und ihr Treiben, die klare, zum Herzen dringende Sprache, das hat Isabella Braun ihrer Thätigkeit als Lehrerin zu verdanken gehabt. Doch nur zu frühzeitig sollte sich das ändern! Die Schule gelangte 1849 unter klösterliche Leitung, und Isabella mußte sich von der ihr anvertrauten Kinderschaar, wenn schon schweren Herzens, trennen. Es galt für sie, einen neuen Lebenspfad einzuschlagen. Sie fand ihn rasch und betrat ihn mutig. Nachdem sie mit der Vergangenheit durch ein rührendes Gedicht an die Kleinen abgeschlossen hatte, erteilte sie zu Neuburg einige Jahre Privatunterricht. Im Jahre 1854 begab sie sich mit ihrer vertrautesten Jugendfreundin Amanda von Stengel nach München, um von nun an sich durch litterarische Beschäftigung ihren Unterhalt zu gewinnen.

Die regste Thätigkeit Isabella's entwickelte sich erst infolge ihrer Uebersiedelung nach München. Sie hatte das Glück, mit dem bekannten Schriftsteller Grafen Franz Pocci näher bekannt zu werden, sein nachhaltiges, warmes Interesse zu erregen und durch ihn in einen anziehenden Kreis hervorragender Schriftsteller und Schriftstellerinnen eingeführt zu werden. Seit Ende 1854 erschienen unter Isabellen's Redaktion im Verlage der Gebrüder Scheitlin zu Stuttgart die „Jugendblätter“. Ihre litterarischen Freunde teilten sich mit ihr eifrig und liebevoll in die Aufgabe, der Jugend wie der Familie, ein allen Ansprüchen der Litteratur und Pädagogik genügendes Hausbuch in denselben zu bieten. Angesehene Künstler wie Ferd. Rothbart, Anton Braith, Em. Doppler, Herm. Schneider, in München, wetteiferten, das junge Unternehmen durch gute Illustrationen zu schmücken. Nebenbei erschienen in stattlicher Zahl noch andere Schriften von Isabella Braun für die kleine Welt bei Gebrüder Scheitlin, und deren Nachfolger

Hofmann und Hohl daselbst, bei Schreiber in Eßlingen („Gesammelte Erzählungen“) und bei Kröner in Stuttgart.

Ganz kunstlose Erzählungen hatte sie da aneinander gereiht, in denen die treue Liebe der verschiedensten Menschenkinder der verschiedensten Art den Inhalt bildet; aber das ist alles so rührend, so im Innersten bewegend, daß man Thränen der Freude und Wehmut darüber vergießt.

Ein heiterer, fast wolkenloser Lebensabend war der Dichterin beschieden. Wohl raffte der Tod viele geliebte Wesen hin: Ihre Mutter im Jahre 1865, Graf Pocci, ihre Freundinnen, Baronin von Moltke, und die edle Prinzessin Alexandra, — wohl wurde auch sie im Jahre 1881 von langwieriger schwerer Krankheit heimgesucht, aber es kamen auch Tage in ihrem Leben, die an Glanz und innerster Freude geradezu überreich waren. So der Tag, an dem im Jahre 1879 die „Jugendblätter“ ihren 25. Jahrgang feierten und Isabella Braun vom Könige, der Königin-Mutter, dem Herzog Maximilian die ehrendsten Handschreiben empfing, wo König Ludwig ihr die Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft verlieh und es sich zeigte, daß der frühere Lieblingsspielgenosse, Ernst von Prestele, als Ministerialrat das Dekret unterzeichnet hatte, wo von allen zutreffenden Behörden den Jugendblättern Förderung und Verbreitung zugesichert und geschaffen wurde. So der 12. Dezember 1885, an dem sie ihren siebzigsten Geburtstag feierte, der sich durch die allgemeine Teilnahme von Nah und Fern wirklich zum internationalen Freudenfeste gestaltete und den abermals König Ludwig, wie die ganze königliche Familie durch Achtungs- und Liebesbeweise verherrlichte. Der letzte Glanz war es, der ihren Abend verklärte, ein Tag der Ernte nach so langer, fleißiger Aussaat. Befriedigt durfte die Jubilarin an diesem letzten Wiegenfeste auf das, was sie erreicht, zurückblicken. Ihr Andenken wird in der Kinderwelt fortleben, um so mehr, als auch ihr Werk, die Jugendblätter, von ihrer Nichte: Isabelle Hummel redigiert, fortgesetzt wird.



Julie Schlesinger

geb. 24. März 1815.

Unter den intelligenten und wohlthätigen Frauen Wiens ist Julie Schlesinger als eine der beliebtesten und hervorragendsten in vielen Kreisen bekannt. Das Bild ihrer Vereinsthätigkeit führt uns zugleich zwei Anstalten vor, die geeignet sind, die lebhafte Teilnahme zu erwecken und zugleich belehrt uns dies Frauenleben, wie das ideale Streben und die von Begeisterung getragene Menschenliebe zu energischem Handeln entflammt.

Sie wurde den 24. März 1815 ihren Eltern, die den Namen Schiel führten, geboren. Der Vater aus Breslau stammend, war nach Wien eingewandert und dort an der k. k. Schriftgießerei angestellt. Obgleich bei der damaligen Stellung der Juden die Ausübung eines bürgerlichen Gewerbes sehr erschwert wurde, kam Schiel bei den Behörden mit einem Gesuch ein, selbst eine Schriftgießerei errichten zu dürfen. Nachdem er die lobendsten Zeugnisse aus der Staats-Schriftgießerei erhalten hatte, befürworteten die Behörden sein Gesuch bei Kaiser Franz. Dieser entschied zu Gunsten Schiel's. Als Jemand in der fürstlichen Umgebung darauf aufmerksam machte, daß Schiel Jude sei, antwortete der Kaiser: „Ich will, daß unsere Juden Gewerbe erlernen und treiben!“ Auf den zweiten Einwand der Umgebung, daß der Petent Ausländer sei, erwiderte der Monarch: „Wohlan, so gebt ihm die Rechte der Toleranz.“

Das Wort des Kaisers war von großer Tragweite. Es verlieh der Familie eine gesicherte, bürgerliche Stellung, Ansehen unter den Glaubensgenossen und wendete ihr das Vertrauen der christlichen Mitbürger zu.

Die Schriftgießerei, welche Schiel begründete, war die erste in Österreich von einem Juden errichtete. Schwere Sorgen, welche die Not des Lebens in den Vordergrund stellten, wurden durchkämpft, obgleich nur im Besitz geringer Mittel, trugen Fleiß und Geschick dazu bei, allmählich einen bescheidenen Wohlstand zu erzeugen, zu dem nicht nur des Vaters rastlose Thätigkeit, sondern auch der Mutter Umsicht, ihr Ordnungssinn und ihr Fleiß beitrugen.

Julie hatte noch zwei Brüder, deren Kränklichkeit viel Pflege und Ruhe er-

forderte das muntere Mädchen wurde deshalb schon mit 4 Jahren in die Volksschule geschickt, weil ihre Lebhaftigkeit sich als störendes Element im Hause zeigte. Sie lernte rasch und gern, war die bevorzugteste Schülerin und als sie mit 10 Jahren die Klassen durchgemacht hatte, verließ sie die Schule mit jenem Bruchteil von Wissen, das man für die Mädchen damals als genügend erachtete. Sie erhielt nun im elterlichen Hause Privatunterricht in französischer Sprache, Klavier und Zeichnen, sowie in weiblichen Handarbeiten, und war mit 15 Jahren ihren Kenntnissen nach, deren Geringfügigkeit sie stets bedauerte, den gebildeten Mädchen damaliger Zeit einzureihen.

Frühzeitig wurde Julie von ihrer Mutter angehalten, freundlich mit Armen zu verkehren, indem sie die Gaben der Mutter verabreichte und ihre Sendbotin in die Hütten der Armen und Kranken wurde.

Am 27. Mai 1829 fand die erste Konfirmation jüdischer Mädchen in Wien durch den Prediger Dr. Mannheimer statt. Derselben ging ein mehrmonatlicher Unterricht voran, der die Konfirmandinnen in die Pflichtenlehre einführte, ihr ganzes Gemüt begeisterte und ein schwesterliches Verhältnis unter den Schülerinnen herbeiführte. Auch Julie gehörte zu denselben und begeisterte sich für die Glaubenslehren.

1837 verheiratete sie sich mit einem Verwandten, der ihr seit der Kindheit befreundet war. Herr Schlesinger, der die geachteten Eltern früh durch den Tod verloren, hatte aus eigener Kraft sich emporarbeiten müssen und Julie trat aus dem Elternhaus in die weit bescheideneren Verhältnisse des eigenen. Aber bei aller Thätigkeit, die ihr Haushalt erforderte, wurde die Sehnsucht nach idealer Beschäftigung immer mehr in ihr rege. Sie suchte und fand Mußestunden, in denen sie nach dem Nützlichen und Notwendigen das Schöne — und zwar in der Litteratur aufsuchte. Sie las viel und Vieles und ihre Anschauungen von der Welt und der Gesellschaft erweiterten sich mehr und mehr. Auch der Umgang mit edlen und gleichströmenden Menschen trug viel dazu bei, den Sinn für Freundschaft, der in ihr lag, zu verfeinern und ihre Begeisterung für die Guten und das Gute zu nähren. Zu den Freundinnen, die sie aus der Kinderstube in's Leben hinein treu begleiteten, gehörte Frau Therese Meyer, geb. Weigersheim. Dieselbe hatte 1847 einen Verein in's Leben gerufen, dessen Aufgabe es war, armen israelitischen Kindern den Schulbesuch zu ermöglichen, sie mit dem nötigen Arbeitsmaterial und Büchern zu versehen und den Mädchen Unterricht in weiblicher Handarbeit zu geben. Als im Jahre 1850 die edle Gründerin desselben, Frau Therese Meyer, gestorben war, übernahm sie den Vorsitz bis zum Jahre 1862, wo Kränklichkeit sie zwang, denselben ihrer Nachfolgerin zu übergeben.

Im Jahre 1853 hatte sich der strebsamen Frau noch eine Vereinsthätigkeit eröffnet; sie wurde als erste Frau in den Vorstand der israelitischen Taubstummen-Anstalt gewählt und war bald von dieser schönen, aber schweren Aufgabe ganz in Anspruch genommen. Das Institut von Frau Hirsch-Kollisch, 1844 in Nikolsburg aus eigenen Mitteln gegründet und erhalten, wurde 1853 nach Wien verlegt. Es

verfügte über kein Vermögen, war wenig gekannt, obgleich es Tüchtiges geleistet hatte, und mußte sich Freunde und Helfende erwerben, um den zahlreichen Anforderungen bittender Eltern um Aufnahme ihrer taubstummen Kinder gerecht zu werden. Aber gerade, daß so Vieles hier zu schaffen war, erweckte Juliens Mut und Kraft. Sie wurde die Seele des Instituts und verband sich mit Männern, deren Mitwirken für sie zur größten Stütze wurde. Als erstes Ziel stellten sie sich, ein eigenes mit allem Erforderlichen versehenes Haus zu beschaffen, welches auch über Erwarten schnell erreicht wurde. Im Jahre 1857 hielten 55 Zöglinge ihren Einzug in das neue schöne Heim. Der Tag, an dem Julie an der Schwelle dieses Hauses die Schützlinge begrüßte, war einer der freudenreichsten ihres Lebens. Jetzt umschließt die musterhafte Anstalt mehrere hundert Zöglinge, und als im Dezember 1878 der Tag sich erneute, da Frau Schlesinger 25 Jahre lang als Vorsteherin des segensreichen Instituts wirkte, wurde ihr die gerechte Anerkennung ihrer großen Verdienste in einer durch ihre Kollegen und Freunde veranstalteten Feier; selbst der Kaiser zeichnete sie bei dieser Gelegenheit mit dem goldenen Verdienstkreuz für gemeinnütziges und humanitäres Wirken aus.

Im Jahre 1874 beteiligte sie sich bei Einrichtungen der Volksküchen, die nach denen in Berlin von Frau Adler und Dr. Kühn organisiert wurden. Es entstand der Wunsch auch für solche arme Juden eine Volksküche zu gründen, die noch an den Speisegesetzen hielten und deshalb von der allgemeinen Wohlthat ausgeschlossen waren.

Ein Verein unternahm es, Volksküchen nach alttestamenarischem Ritus zu errichten; Frau Julie Schlesinger richtete die erste derselben ein und leitete sie ein Jahr lang, dann übergab sie sie einer Nachfolgerin, um ihre volle Hingabe dem Taubstummeninstitut zu widmen.

Julie Schlesinger ist noch immer eine bis in's hohe Alter angenehme Erscheinung voll Würde und Anmut, aus ihren freundlichen Augen blickt ebensoviel scharfer Verstand als Herzensgüte. Von seltener patriachalischer Einfachheit und Anspruchslosigkeit ist sie in ihrem ganzen Wesen die Zierde jeder Gesellschaft, aber vor Allem der Schmuck des eigenen Hauses, das sie mit ihrem treuen und braven Gatten bis in ihr siebzigstes Jahr teilte. Nur Kinder fehlten dieser sonst so glücklichen Ehe, welche der Tod 1885 löste. Ihr Bruder, Dr. Schiel, der Custos der k. k. Hofbibliothek war, hinterließ dagegen bei seinem Tode eine zahlreiche Familie, der sich selbstverständlich Julie annahm. Ihre geliebteste und vertrauteste Freundin war 30 Jahre lang, bis zu deren Tode, die berühmte Tragödin Julie Rettich. Bei ihr lernte Julie die Schriftsteller Halm, Paul Heyse, Wilbrand u. A. m. kennen, die ihrem Geiste viel und stets neue Nahrung gaben. Seit dem Tode ihres Mannes hat sich Frau Schlesinger immer mehr von der Welt zurückgezogen, ja zum Schmerz ihrer Freunde, brachte sie fast ein Jahr auf einer einsamen Ortschaft des Semmering zu. Nur für ihr so segensreiches Taubstummeninstitut und deren Zöglinge hat sie ihr warmes Herz und ihren teilnehmenden Sinn bewahrt. Ich brachte das Bild dieser bescheidenen Frau in den Kranz vortrefflicher Frauencharaktere, welche in diesem Werke Zeugnis ablegen sollen, daß ein edler Geist sich zu bethätigen vermag, selbst aus den bescheidensten Verhältnissen heraus, wenn nicht schöpferisch, doch mitarbeitend in unablässiger Sorge für das allgemeine Wohl.

Ottilie Wildermuth

geb. 1817, gest. 1877.

Ottilie Wildermuth, die gemütvolle humoristisch schildernde Dichterin und Jugendschriftstellerin, war am 22. Februar 1817 zu Rottenburg am Neckar geboren als die Tochter des nachmaligen Oberamtsrichters Rooschütz, der bald nach ihrer Geburt nach Marbach versetzt wurde. Er war ein hochbegabter und höchst origineller Mann, stattlich, lebhaft, ein vortrefflicher Gesellschafter, unerschöpflich heiterer Erzähler und Naturfreund. Gern machte er den fremden Besuchern von Schiller's Geburtsort die Honneurs des kleinen Marbach und führte sie in sein gastliches, kinderreiches Haus ein. In diesem Hause in Marbach verlebte Ottilie ihre Kinder- und Jugendjahre. Ihr Unterricht bis zum vierzehnten Jahre war der gewöhnliche einer Volksschule, in etwas ergänzt durch den Privatunterricht eines in der Nachbarschaft wohnenden geistlichen Onkels. Doch wirkte das freie und fröhliche Kinderleben in der Natur, das heitere, gastliche Elternhaus und die Teilnahme an dem Bildungsgange der Brüder sehr anregend und fördernd auf die Entwickelung des Mädchens. Im 16. Jahre kam Ottilie auf einige Monate nach Stuttgart, um hier ihre Bildung zu ergänzen. Sie bezeichnete dies drastisch als „Schnellbleiche", um durch einen kurzen Unterricht in Handarbeiten, Tanzen und Französisch den eigentlichen Schliff zu erhalten.

Als sie wieder in die Heimat kehrte, suchte sie durch fortgesetzte Studien ihre Bildung zu vervollständigen.

Ottilie lernte mit und von ihren Brüdern, vom Vater hatte sie die Heiterkeit, den frischen Humor, die Schlagfertigkeit der Rede, von der Mutter den stillen, frommen Sinn, die ächte Weiblichkeit, das verständige Eingreifen nach jeder Richtung hin. Alle, die sie noch in ihren Mädchenjahren gekannt haben, wissen von Ottiliens trockenem Humor, heiterem Sinn, ihrer feinen Ironie, die sie an sich selber zumeist übte und von ihrer vollendeten Meisterschaft Erlebtes und Erschautes in knappster, wirksamster Form drollig zu erzählen, nicht genug zu berichten.

Sie hatte einen ungemein raschen Scharfblick und ein äußerst treues Gedächtnis für die Eigenart der vielen Menschen, mit denen sie in Berührung kam.

Als sie von Stuttgart heimkehrte, mußte sie thätig im Hause und dessen Führung und in der Pflege der jüngeren Geschwister mitarbeiten, und es war ihr in seltenen Feierstunden nur vergönnt durch gute Lectüre die Lücken ihrer einfachen aber soliden Schulbildung auszufüllen; sie that dies mit einer Energie und einem Ernste, der ihr ganzes Wesen hob und adelte und ihr, die von Gesicht nicht schön war, einen geistigen Reiz verlieh.

Im Jahre 1843 führte der tüchtige Schulmann und Philolog, Gymnasial-Professor Dr. Wildermuth, Ottilie als Gattin in sein neubegründetes Heimwesen nach Tübingen. Der Kreis von Bekannten und Freunden, welchen das junge Ehepaar dort fand und gewann, lernte in der jungen Professorsfrau zunächst die emsige, pflichtreue Hausfrau lieben und hochschätzen. Ihre lebendigen munteren Schilderungen schwäbischer Originale und schwäbischer sozialer Zustände in Landstädtchen, sowie des idyllischen Lebens in den protestantischen Pfarrhäusern übten schon in ihrer mündlichen Darstellung solchen Reiz, daß man Frau Wildermuth von allen Seiten bestürmte, diese Geschichten doch niederzuschreiben und im Druck zu veröffentlichen. Lange sträubte sie sich dagegen, aber der anerkennende Erfolg, den sie durch Veröffentlichung einiger derselben errang, führte zur Herausgabe ihrer beiden Bände „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben", welche rasch auf dieses frische und doch so ausgiebige Talent aufmerksam machten. 1847 schrieb sie ihre Novelle: „Eine alte Jungfer", die beifällig aufgenommen wurde. Eine weibliche Humoristin und doch so voll Takt und feinem Sinn für Sitte und Religion, als welche sie sich in ihren köstlichen Schilderungen der verschiedenen schwäbischen Pfarrhäuser und den anmutigen Geschichten aus dem kleinbürgerlichen Leben bethätigte, war etwas Neues. „Aus dem schwäbischen Leben 1852. Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben 1854." Ihre vorgenannten ersten Bücher und „Aus dem Frauenleben" 1855 und 1857 haben durchschnittlich fünf bis sechs Auflagen erlebt und durch ihre gesunde, natürliche Lebensphilosophie unendlich viel Gutes gestiftet. Ihre gesammelten Werke sind im ganzen deutschen Sprachgebiet seit 1862 in Tausenden von Exemplaren zum geschätzten Hausbuch gebildeter Familien geworden. Eine Reihe von Jahren hindurch erschien alljährlich zu Weihnachten ein Werkchen von ihr: „Die Heimat der Frau" 1859, „Lebensrätsel" 1863, „Perlen aus dem Sande" 1867 ꝛc., alle unterhaltend, nur in den letzten Jahren mit einer vorwiegend sentimentalen Färbung, welche von dem heiteren Ton ihrer Erstlinge abstach. Auch in ihren Kinder- und Jugend-Erzählungen ist bisweilen ein zu empfindsamer, tendenziöser frommer Ton angeschlagen. Allein in allen ihren Büchern ist Nerv, Kraft, Herz, Seele, eine tüchtige Gesinnung, eine anmutende Humanität, eine ächte Weiblichkeit. Ihre Wirksamkeit als eine mustergültige Gattin, Mutter und Hausfrau, ihre unerschöpfliche Herzensgüte gegen Leidende und Arme, ihre unermüdliche Dienstfertigkeit bei diesen so reichen und gediegenen litterarischen Leistungen, umgeben ihren

Namen mit einem unverwelklichen weihevollen Andenken, und ihre gesammelten Werke bilden das schönste Denkmal ihres wohlgenützten oft von herben Schmerzen geprüften und geläuterten Lebens. Außer den genannten Schriften veröffentlichte sie noch: „Im Tageslicht", geschildert aus der Wirklichkeit 1861, „Auguste" Lebensbild 1858, „Olympia Morata" 1854. „Sonntags nachmittags daheim" 1860. Mit Elise Polko und L. Esche gab sie Erzählungen für den Sylvesterabend heraus. Sie starb allgemein geliebt und verehrt am 12. Juli 1877, nachdem bereits ein chronisches Nervenleiden seit zehn Jahren ihre geistige Arbeit unmöglich gemacht. Ihre Tochter, Frau Agnes Wilms, gab nach ihrem Tode ihre lyrischen Dichtungen unter dem Titel heraus: „Mein Liederbuch" 1878. Die Frauen Tübingens haben Ottilie Wildermuth ein Denkmal durch eine wohlthätige Stiftung gewidmet.



Clara Schumann-Wieck

geb. am 13. September 1819.

Die musikalische Welt beging am 13. September d. J. die Feier des siebzigsten Geburtstages Clara Schumann's als den einer Künstlerin, deren ganzes Leben ein harmonischer Accord gewesen ist, wenngleich sie an sich selbst nicht nur des Lebens höchste Lust, sondern auch dessen tiefstes Leid erfahren hat.

Ihre Geburtsstadt ist Leipzig. Ihr Vater war der berühmte Klavierlehrer Friedrich Wiek, dessen Tüchtigkeit und ausgezeichnete Methode sich an keinem Schüler glänzender bewährte, als an seinen beiden Kindern: Clara und Marie.

In der Familie herrschte ein lebhafter Verkehr künstlerischer Kräfte, das Wiek'sche Haus war der Vereinigungspunkt aller einheimischen und fremden durchreisenden Musiker, so daß es an Anregung niemals fehlte.

Schon im 5. Lebensjahre mußte sich Clara einem geregelten und strengen Klavierunterricht ihres Vaters fügen. Das talentvolle Kind machte bewunderungswerte Fortschritte und trat mit neun Jahren am 20. Oktober 1828 in einem Konzert öffentlich zum ersten Mal auf, das von der Pianistin Perthaler aus Prag gegeben wurde. Mit dieser spielte Clara „Kalkbrenner'sche“ Variationen vierhändig. Auch in der Theorie, d. h. in der Kompositions-Lehre wurde Clara von trefflichen Lehrern, dem Berliner Heinrich Dorn und Kantor Weinlich, unterrichtet.

Mit dem 11. Jahre unternahm der Vater versuchsweise mit ihr die erste Kunstreise nach Dresden, Weimar, Cassel und anderen Städten, auf welcher die begabte jugendliche Künstlerin und ihr Vater als Musikpädagoge den größten Beifall errangen. Ermuntert durch diesen Erfolg, wurde die zweite Reise nach Paris gerichtet. Hier gab Clara Wiek selbständig Konzerte und wurde in die besten Privatzirkel gezogen. Ueberall wurde sie bewundert und als sie nach mehrmonatlichem Aufenthalt in die Heimat zurückkehrte, war ihr Ruf als Virtuosin für immer begründet. Dies eiferte sie um so mehr zum Versenken in ihr Kunststudium an. Sie erweiterte dasselbe, indem sie auch Unterricht in der Violine bei

Prinz und im Gesang bei Mitsch, dem unvergeßlichen Lehrer der Schröder-Devrient nahm. Ihre Kunstreisen mit dem Vater setzte sie bis zum Jahre 1838 nach fast allen großen Städten Deutschlands fort und errang, wohin sie kam, Liebe und Bewunderung. Sie war es auch, welche zuerst in Deutschland die Aufsehen erregenden musikalischen Schöpfungen des polnischen Tondichters Friedrich Chopin zum Ausdruck brachte. Dafür wurde sie in Berlin, wo sie 1833 konzertierte, von Rellstab auf's strengste kritisiert. Das einflußreiche Urteil desselben in der Vossischen Zeitung lautete damals: „Clara ist wohl ein bedeutendes Talent, aber schade, daß sie in den Händen eines Vaters ist, der sie solchen Unsinn wie Chopin spielen läßt!“ Welch ein Beispiel abschreckender, vorurteilsvoller Kritik!

In Wien, wo Clara 1837 auftrat, spielte sie zum ersten Male die C-Moll-Variationen von Beethoven mit 32 Veränderungen, eine bizarre Jugendkomposition des berühmten Komponisten, die erst jetzt recht zur Geltung kommt und vielfach in Konservatorien ausgeführt wird. 1839 trat sie ihre erste selbständige Kunstreise über Nürnberg, Stuttgart und Paris an, welche 8 Monate währte; den darauf folgenden Winter gab sie in mehreren Städten Norddeutschlands Konzerte mit immer gleicher Anerkennung.

Während Claras Ruhm als Künstlerin immer neue Lorbeerkränze errang, hatte auch ihr Herz den Gefährten für das Leben gefunden, an dessen Seite sie ihrem Ziele immer siegreicher entgegeneilte. Die erste Begegnung der beiden Künstler geschah bei Gelegenheit einer musikalischen Gesellschaft, welche sich an einem Dezemberabend 1828 im Hause des Professors der Medizin, Dr. Carus in Leipzig versammelt hatte. Der Kreis der Eingeladenen war diesmal größer als gewöhnlich und das sonst so heitere Quartett von jungen Musikern und Studenten schien in Folge dessen ein wenig verstimmt zu sein und hatte sich in einem Winkel neben dem Klavier zurückgezogen, die steigende Flut der eintretenden Gäste mit besorgten Blicken beobachtend. Die freundliche Wirtin, eine zarte Blondine, machte die Honneurs mit vollendeter Grazie, aber ihre sanften blauen Augen richteten sich doch oft, inmitten der Begrüßung, Fragen und Antworten nach der Thür.

„Sie haben heut' etwas Besonderes vor, wer's doch wüßte,“ murmelte einer der Studenten. Bist Du wirklich nicht eingeweiht Schumann? Der Angeredete schüttelte den Kopf. „So frage doch einmal!“ „Was will man von mir wissen,“ lächelte Frau Agnes schalkhaft; „beruhigen Sie alle Neugierigen,“ fuhr die liebenswürdige Wirtin fort, „ich habe heute eine Ueberraschung für meine Freunde und hoffe, man wird sich an dem Wunder freuen, das sich enthüllen soll.“ In demselben Augenblicke sah man sie zwei neu angekommenen Gästen entgegeneilen, es war ein kleines weißgekleidetes Mädchen, welches in Begleitung ihres Vaters eben eintrat. Voll mütterlicher Zärtlichkeit schloß sie das Kind in ihre Arme und bewillkommnete mit der ihr eigenen herzgewinnenden Freundlichkeit den Vater, den sie gleich darauf den Gästen als den Musiklehrer Wiek vorstellte. Robert Schumann blickte voll lebhaften Interesses zu dem Manne hin, dessen Tüchtigkeit,

Geist und Energie man ihm so vielfach gerühmt. Wie gern hätte er sich ihm vorstellen lassen, wie gern mit ihm geredet! aber da waren Andere, die den neuen Gast in's Gespräch zogen, der junge Student mußte warten. Er gehörte zudem zu den Schüchternen und Niemand war wohl schwerfälliger, wenn es sich um eine neue Bekanntschaft handelte, als eben er. So hatte Robert Schumann schon seit seiner Ankunft in Leipzig den sehnlichsten Wunsch, Friedrich Wiek kennen zu lernen; an jenem Abend verfolgte er den Unerwarteten und Interessanten auch nur mit seinen träumerischen Augen, ohne den geringsten Versuch zu machen, sich ihm zu nähern. Man musizierte außergewöhnlich viel. Eine fremde Pianistin trug die C-Moll-Sonate von Beethoven vor und Frau Agnes Schubert'sche Lieder. Sie bezauberte heute mehr denn jemals Aller Herzen durch ihre liebliche, seelenvolle Stimme. Plötzlich wurden Schumanns Augen von dem Ausdruck inniger Begeisterung gefesselt, welcher das Kindergesicht Clara Wieks beseelte, mit welchem sie die Sängerin anschaute. „Bist Du auch musikalisch," fragte er die Kleine. Das Mädchen wendete sich langsam zu ihm; ein schalkhaftes Lächeln zuckte um ihren Mund, aber sie gab keine Antwort, denn in demselben Augenblicke berührte die Hand ihres Vaters die zarte Schulter, und die Kleine wurde von ihm zu einer entfernten Gruppe geführt.

„Nun und das verheißene Wunder? Wo bleibt es?" fragte Robert Schumann eine halbe Stunde später mit einem etwas mißmutigen Zucken der Lippen. „Dort offenbart sich's, gieb nur Acht", antwortete sein Studiengenosse, der liebenswürdige Götte, und deutete auf das Klavier. Da saß vor den Tasten ein kleines Mädchen, ein blasses Kind mit dunklen Haaren, unbefangen und doch so bescheiden, und neben ihr stand Friedrich Wiek. Plötzlich schlugen die zierlichen Händchen mit wunderbarer Kraft und Sicherheit die ersten Takte der F-Moll-Sonate von Beethoven an.

„Was denken Sie von ihr, Schumann?" fragte Agnes Carus mit strahlenden Augen, als die hochgehenden Wellen des Beifalls, der dem genialen Spiel des Kindes folgte, sich etwas gelegt. „Habe ich zuviel prophezeit? Hab' ich nicht ein Wunder gezeigt?"

„Sie sah aus wie der Schutzengel, der daheim in meiner Mutter Stübchen hängt", antwortete er heftig und aufgeregt. „Aber wer lehrte sie so spielen? Was waren die Andern neben ihr? Und was wird noch aus ihr werden? Ich will Klavierstunde bei Friedrich Wiek nehmen. Und Robert Schumann, der Leipziger Student, wurde für die Zeit seiner juristischen Studien der eifrigste Schüler des berühmten Musiklehrers.

Es war fast vier Jahre später; Schumanns Leben hatte eine andere Wendung genommen, eine Wendung, die ihn beglückte; nach manchem Zweifel und Kampf war die Entscheidung da: er wurde Musiker. Unablässig bemühte er sich zunächst eine gewisse Fingerfertigkeit zu erlangen und stellte allerlei gymnastische Uebungen an; man erzählte von ihm, daß er wunderliche Marterinstrumente erfunden, in welche er bei verschlossenen Thüren seine Hände einschraube. Aber

anstatt das erwünschte Ziel zu erreichen, fühlte der junge Musiker vielmehr zu seinem Schrecken, daß eine lähmende Schwäche allmählich seine rechte Hand beschlich und besonders der mittlere Finger völlig unbrauchbar wurde; die Uebungen mußten nun ruhen.

An einem warmen Sommermorgen geschah es mitten auf dem Leipziger Marktplatze, daß Robert Schumann, eine Notenrolle unter dem Arme, im Sturmschritt an seinem Lehrer Friedrich Wiek vorbeirannte, ohne ihn zu sehen. „Wohin so eilig?“ Und ein langer Arm streckte sich wie ein Schlagbaum aus.

Der Angeredete blieb stehen. „Um Verzeihung, ich komme soeben von Breitkopf und Härtel und habe mir ein neues Opus von Chopin geholt. Hier Masurken op. 17, ein Walzer op. 18 und eine Polonaise. Ich habe sie alle gelesen und möchte vor Verzweiflung weinen oder — in's Wasser gehen.“ Warum? „Daß ich sie nicht geschrieben habe und — daß ich sie nicht spielen kann.“ „Geben Sie mir die Noten mit und kommen Sie ein Stündchen zu uns, heut Abend; die Clara mag ein Stück davon versuchen.“ „Gut, ich komme gern“, sagte er leise. Die beiden Männer trennten sich und verfolgten ihre Wege, Friedrich Wiek in den Noten blätternd, Robert Schumann in tiefes Sinnen verloren, die Stirn gesenkt. Was hatte ihn denn so gefangen genommen in Sinn und Gedanken? Waren es melodische Träumereien, eine Fata morgana künftiger Schöpfungen, oder war es ein feines Köpfchen, umgeben von einem Kranz dunkler Flechten?

Der Abend, an dem andere Hände den Chopin spielen sollten, war gekommen. In dem freundlichen Musikzimmer Friedrich Wieks hatte sich die Familie mit ihren Gästen schon versammelt, als Robert Schumann mit seinen Freunden eintrat. Still und leise ging die feine Gestalt eines kaum der Kindheit entwachsenen Mädchens hin und wieder zwischen den Gästen. Ein oberflächlicher Beschauer konnte so leicht dies blasse Gesichtchen übersehen. Es war in der ganzen Erscheinung der Außenwelt gegenüber etwas von jener Schüchternheit der Mimosa, die sich bei der geringsten unsanften Berührung in sich selbst zurückzieht. Das zarte Wesen erweckte leicht den Gedanken, daß die Alltagswelt kein Boden für diese „weiße Blume“ sei. Und doch war dies Kind bereits der Gegenstand der Aufmerksamkeit eines großen Kreises. Von dem wunderbaren Talent Claras, daß sich unter der energischen Leitung ihres Vaters so mächtig entwickelte, war ganz Leipzig erfüllt; von ihrem Fleiß und Eifer sprach man mit Bewunderung. Aber nur wenige Augen sahen sie daheim in ihrem Hause; dort war sie zunächst die zärtlichste Schwester, die gehorsamste Tochter. Den Künstlern und Freunden ihres Vaters gegenüber trat sie mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit auf. Stumm und lauschend mit glühenden Wangen und strahlenden Augen saß sie meist an der Seite ihrer Mutter in dem Kreise der älteren und jüngeren Musiker, und dann und wann sagt ein liebliches Lächeln beredter als Worte:

„Ich freue mich wenn kluge Männer sprechen
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.“

Heute lauschte sie achtsamer, denn je, als sie Alle nach und nach wieder

in's Feuer kamen und sich stritten. „O, meine kranke Hand!" rief jetzt Robert Schumann schmerzlich. „Warum kann ich heute die Polonaise nicht spielen! Wer will mir seine gesunden Finger leihen? Ich würde es ihm danken mein Leben lang."

Da sagte eine liebliche Stimme ganz laut und deutlich: „Ich!" Und Clara stand auf, trat zu ihrem Vater, legte leise die Hand auf seine Schulter und fragte errötend: „Papa, erlaubst Du, daß ich sie spiele?" Er nickte. Ein Lächeln flog über ihr Gesicht.

Wenige Minuten später saß Clara vor ihrem geliebten Flügel und spielte Chopin. Willenlos traten Alle in den Zauberkreis dieser Musik und dieses Spiels und folgten mit Entzücken dem wunderbar schönen Vortrag. „Das war Chopin", sagte ruhig Friedrich Wiek und die zarte Gestalt des Mädchens erhob sich vom Klavier. Aber das Kindergesicht war bleich geworden, ein fremder Ernst lag auf der Stirn und die Augen schimmerten feucht. Keiner sprach, so hatte das Spiel Claras Alle ergriffen und überwältigt. Die Mutter nur streckte unwillkürlich die Hand aus, um die Tochter an sich zu ziehen. Da, im Vorüberstreifen, sank der Blick des Mädchens in zwei Augen, die mit anbetender Bewunderung zu ihr aufschauten. Einen Moment zögerte sie, helle Glut färbte die zarten Wangen. Dies Begegnen der Augen an diesem Abend war das erste Glied jener goldenen unlösbaren Kette, die zwei Seelen für Zeit und Ewigkeit miteinander verbinden sollte!

Robert Schumann verlor seit jener Stunde das junge Mädchen, das ihm die Hände „geliehen", wie er scherzend sagte, nie wieder aus seinem Herzen.

Noch viel wurde an jenem Abend debattiert und musiziert, aber Clara spielte nicht mehr. Sie saß bei den Geschwistern und ließ sich den kranken Finger des jungen Musikers zeigen, band vorsichtig und geschickt die Bandage fester und gab nach Frauenart allerlei kluge Lehren in Betreff des „Patienten", lächelte und scherzte auch dazwischen, während er gedankenvoll auf die kleine barmherzige Schwester herabsah, auf die fesselnde Linie des Profils und das reiche, dunkle Haar.

Viele Jahre waren vergangen, seitdem Robert Schumann zuerst Clara Wiek spielen hörte — wie Vieles hatte sich gewandelt und verändert! Aus dem hin- und herflatternden Schwärmer war ein Musiker geworden, auf den sich die Menge staunend richtete, um den sich eine Schaar begeisterter Anhänger sammelte. Eine Reihe glänzender Werke gab Zeugnis von dem hohen Flug des Genius, von der reichen Fantasie und der echt deutschen Gemütstiefe und Innigkeit ihres Schöpfers. Nach einem vielbewegten Leben, nach einem Aufenthalte in Leipzig, Dresden und Petersburg war er in Düsseldorf gelandet — aber nicht allein: Sein lebendig gewordener Schutzengel war bei ihm. Das knospenhafte Kind hatte sich in eine Frau und Mutter blühender Kinder verwandelt. Die Vereinigung Schumanns mit seiner Clara hatte schwere Kämpfe gekostet, heißes standhaftes Ringen. Manches sorgenvolle Jahr war dahingegangen, ehe das herrliche Brautlied gesungen werden durfte:

„Ueberm Garten, durch die Lüfte"

mit seinem jubelvollen Refrain:

„Sie ist dein, sie ist dein!"

und das zärtliche, süße:

„Da hab ich denn so lange geküßt
Bis Du mein Weib geworden bist."

Um so glücklicher war endlich das Beieinandersein. Wie ein banger Traum lag die Zeit der Trennung hinter ihnen, sie gehörten einander für alle Ewigkeit. Wie anregend nun Clara auf die Schöpfungen ihres Mannes wirkte, zeigt die große Zahl derselben, 138 größere und kleinere Gesangsstücke, aus dem Jahre 1840. Im Jahre 1844 siedelte Schumann nach Dresden über, bis er 1850 einen Ruf als Musikdirector nach Düsseldorf erhielt, wo vor ihm Mendelssohn und Rietz denselben Posten innegehabt hatten. Dort sollte das Glück des gefeierten Künstlerpaares für immer vernichtet werden. Robert Schumann hatte 1853 versäumt, seinen Kontrakt als Director zu verlängern, er wurde aufgelöst. Eine furchtbare Verstimmung bemächtigte sich seiner, Sorge, Kränkung und Ueberanstrengung ließen ein Gehirnleiden immer mehr zum Ausbruch kommen, das zur Selbstzerstörung führte.

Es war am 27. Februar 1854, als Schumann im leichten Nachtgewand und ohne Kopfbedeckung in aller Stille sein Haus verließ und sich in den Strom stürzte. Bauern, welche auf dem jenseitigen Ufer zu Markte fuhren, hatten die wahnsinnige That bemerkt und schnelle Hilfe herbeigeholt. Schifferknechte retteten dem Unglücklichen das nackte Leben, das geistige war leider für immer dahin. Clara vermochte ihn jetzt nicht mehr im Hause zu behalten; 2 Jahre noch brachte er in der Irrenanstalt zu Endenich in unheilbarer Geistesverwirrung zu, bis der Tod ihn am 29. Juli 1856 von seinen Qualen erlöste.

Während ein schwacher Geist solch schwerem Schicksalsschlage erlegen wäre, zeigte sich Clara's unsterbliche Liebe zu dem ewig Verlorenen, indem sie, eine Hohepriesterin der Kunst, sich die Aufgabe stellte, seine Werke zu verbreiten, ihnen Anerkennung zu zollen! Es gelang ihr in der That meisterhaft. Ihre Künstlerseele hat die Genugthuung, sich so eine stete geistige Vereinigung mit dem geliebten Todten zu schaffen, ihn aufleben zu lassen zur eigenen Erhebung, zum Genusse aller Kunstfreunde.

Ihren Kindern die liebevollste Mutter, in ihrer Erscheinung eine schlichte einfache Frau, die Ernährerin ihrer Familie, nahm Clara Schumann mit größtem Erfolge und bewundernswerter Willensstärke ihre Kunstreisen auf. Berlin wurde zwar ihre neue Heimat, doch brachte sie die wenigste Zeit dort zu; sie besuchte Deutschland, Holland, England, Frankreich, um nach stets reicher Ernte an Ruhm und Hilfsmitteln, zu ihren Kindern zurückzukehren, die sie alle wohlausgestattet in's Leben einführte.

Obgleich schon ehrwürdige Großmutter, gab die geliebte und bewunderte Künstlerin ihre künstlerische Thätigkeit so wenig auf, wie die als Lehrmeisterin. Sie folgte einem Rufe an das neu begründete Conservatorium zu Frankfurt a. M., wo sie am 20. October 1878 ihr 50jähriges Künstlerwirken festlich begangen sah. Trotz aller Stürme des Lebens blieb ihr Genius ihr treu und ließ sie noch im letzten Jahrzehnt eine Reihe glänzender Triumpfe als Künstlerin feiern, die in den Huldigungen gipfelten, welche ihr am 13. September 1889, an ihrem 70. Geburtstag aus allen deutschen Gauen dargebracht wurden, obwohl sie den Tag im stillen Familienkreise in Baden-Baden zubrachte. Clara Schumann zeigte durch ihr segensreiches Walten sich als echte Künstlerin und als echte deutsche Frau und Mutter.



Mrs. Elizabeth Cady Stanton

geb. 1812.

Ein Beitrag zur Frauenbewegung in Amerika.

Eine der bedeutendsten Frauen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche für die Frauenrechte eingetreten sind und diesem Kampfe ihr ganzes Leben gewidmet haben ist: Elizabeth Cady Stanton, Tochter des Richters Daniel Cady und seiner Gattin Margarethe geb. Livingston. Sie wurde am 12. November 1816 in Johnstown, New-York, 40 Meilen nördlich von Albany, geboren. Ihre Vaterstadt war damals bedeutender als heute, wo sie von all ihrem alten Glanz entblößt, sich nur die Schönheit der Lage erhalten hat. Johnstown liegt auf Hügeln; läßt man den Blick bei schönem Wetter umherschweifen, so kann man in 6 verschiedene Länder schauen. —

Hier in der freien Natur, mit den Lämmern um die Wette springend, Schmetterlinge haschend und Blumen pflückend, wuchs Elisabeth auf und lernte ebenso emsig aus dem göttlichen Buche der Natur, als aus und mit ihren Büchern, ihrem Globus, ihrem Farbenkasten und auf ihrer Guitarre. Nächst ihrem Vater übte auf sie der Presbyterianische Seelsorger des Ortes, Rev. Simon Hosak, den größten Einfluß. Zu diesem ehrwürdigen schottischen Geistlichen hatte Elizabeth das größte Vertrauen, sodaß sie ihm all das mitteilte, was sie keinem Andern sagte. Auch Rev. Hosak war dem Kinde herzlich zugethan. Oft sah man, wenn er durch verschiedene Orte fuhr, seine Gemeinde zu besuchen, Elizabeth die Zügel seines kleinen Wagens lenken, um mit ihm fahrend, wissenschaftliche und religiöse Gespräche zu führen, wobei sie die Religion von der schönsten und hellsten Seite kennen lernte. Ueber ihre Eltern läßt sie sich später folgendermaßen aus: „Mein Vater war wahrhaft groß und gut, das Ideal eines Richters; zu seinem nüchternen, schweigsamen und majestätischem Wesen gesellte sich die Zärtlichkeit, Reinheit und das Zartgefühl einer ächten Frau. Meine Mutter war durch und durch unabhängig und selbständig; kaltblütig in der Stunde der Gefahr, kannte



CADY STANTON.

sie niemals Furcht; sie war dazu geneigt, ein militärisches Regiment im Hause zu führen; aber mein Vater, von unbestechlicher Gerechtigkeit und Überlegenheit seines Alters, da er viele Jahre älter als die Mutter, milderte das häusliche strenge Regiment, so daß wir Kinder im Ganzen eine angenehme Jugend verlebten."

Das kluge, stets fragende und ehrgeizige Mädchen, bei dem sich schon früh ein Hang zum Nachdenken bekundete, lehnte sich ihrer freien Natur nach gegen die Schranken und Fesseln auf, unter denen die Frauen litten und die zu lösen sie sich zu ihrer Lebensaufgabe machte. Lassen wir sie selbst reden: „In meiner frühesten Kindheit brachte ich viel Zeit in meines Vaters Büreau zu. Dort hörte ich lange bevor ich den Sinn von der Leute Reden verstehen konnte, unendlich viel Klagen von Frauen über die Härte des Gesetzes. Wir lebten umgeben von Schotten, bei denen noch die alten mittelalterlichen Anschauungen betreffs der Frauen und ihres Eigentums herrschten. So z. B., daß nach dem Tode des Mannes die Frau leer ausging, während Alles dem ältesten Sohne zufiel. Die Thränen und Klagen dieser Frauen, welche sich an meinen Vater um Rat wandten, rührten mein Herz und ich stellte die kindlichsten Fragen, um Näheres über ihren Kummer zu erfahren und dann meinen Vater zu bitten, ihnen so schnell wie möglich ein Mittel gegen ihren Kummer zu geben. Bei einer dieser Gelegenheiten nahm er ein großes Buch vom Regal und versuchte mir klar zu machen, daß etwas, was man Gesetz nenne, es ihm verbiete, diesen grausamen und ungerechten Dingen entgegenzutreten. So setzte sich denn in meinem Kopf ein großer Widerwille und Ärger gegen diese Gesetze fest. Die Studenten, die bei meinem Vater im Bureau arbeiteten, amüsirten sich damit, mich immer von Neuem zu erregen, indem sie mir, sowie sie auf ein ungerechtes Gesetz im Studium stießen, davon erzählten. Mein Gemüt war daher so empört gegen die barbarischen Gesetze, daß ich mir mit einem Bleistifte die Stellen anstrich, fest entschlossen, sie mit einer Scheere herauszuschneiden; denn ich glaubte nicht anders, daß sich in meines Vaters Bibliotek Anfang und Ende des Gesetzes befände. Ich dachte, wenn ich diese Gesetze zerstörte, daß ich auch den Kummer der armen Frauen damit aufhebe. Aber als die Studenten meinem Vater meine Absicht darlegten, die Bücher zu zerstümmeln, erklärte mir dieser, wie fruchtlos meine kindische Rache wäre und lehrte mich, daß schlechte Gesetze auf ganz andere Weise vernichtet werden müßten. Sobald als ich verstehen konnte, auf welche Weise dies zu ermöglichen, schwur ich, diese verabscheuungswürdigen Gesetze zu ändern, sobald ich alt genug, und ich habe mein Wort gehalten." Nach diesem Mißerfolg von Elisabeth's origineller und neuer Idee, die Gesetze durch die Scheere zu verbessern, nahm ein anderer ebenso sonderbarer Ehrgeiz von ihr Besitz.

„Ich war ungefähr 10 Jahre alt", sagte sie, „als mein einziger Bruder, der eben mit großer Auszeichnung sein Studium am Union College beendet hatte, nach Haus kam, um kurze Zeit darauf zu sterben; er war meines Vaters Stolz und Freude. Es war leicht zu sehen, daß, obgleich mein Vater zu uns Allen gütig war, dieser einzige Sohn in seinem Herzen und seinen Zukunftsplänen einen

größeren Platz einnahm, als wir fünf Töchter zusammen. Ich kann mich wohl noch besinnen, wie zärtlich er den Knaben in seiner letzten Krankheit bewachte; wie er seufzte und thränenden Auges auf und ab ging und wie, als der letzte traurige Moment kam und alles im Todeszimmer ruhig war, er niederkniete und um Trost und Beistand bat. Ich erinnere mich noch, wie ich durch unsere lange große Halle in das Zimmer schritt, um einen Blick auf meines Bruders Leichnam zu werfen, da sah ich meinen Vater dort bleich und unbeweglich im Armstuhl sitzen. Mein Vater nahm eine ganze Weile keine Notiz von mir. Zuletzt näherte ich mich ihm und kletterte auf seine Knie. Mechanisch legte er seinen Arm um mich und meinen Kopf an seine Brust lehnend, saßen wir eine lange Zeit im tiefsten Schweigen. Er an das Wrack all seiner Hoffnungen denkend, und ich mir vollkommen klar über die entsetzliche Leere, die der Tod ihm gelassen hatte. Plötzlich tief aufseufzend sagte er: „„Ja, o, meine Tochter, ich wünschte, Du wärst ein Knabe!"

„So will ich ein Knabe sein," erwiderte ich, „und all das thun, was mein Bruder that."

An jenem Tage dachte ich bis tief in die Nacht hinein über das Problem der Knabenhaftigkeit nach. Ich dachte, die Hauptsache sei, viel zu lernen und mutig zu sein; ich bildete mir wenigstens ein, alle Knaben seien so. Ich beschloß daher griechich zu lernen und ein Pferd zu regieren. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, schlief ich endlich ein, und diese Entschlüsse, obgleich sie in der Nacht gefaßt waren, verschwanden nicht am Morgen, denn kaum aufgestanden, beschloß ich, sie auszuführen; es waren Entschlüsse, die niemals vergessen werden sollten, bestimmt, meinen ganzen zukünftigen Charakter zu bilden. Ich eilte sofort zu unserm guten Pastor, dessen Garten an den unseren stieß, in dem er, wie immer, beschäftigt war. „Doktor," sagte ich, „wollen Sie mich griechisch lehren?" „Gewiß," erwiderte er. „Aber mir auch sofort eine Stunde geben?" fuhr ich fort. „Ganz wie Du willst," war seine Antwort. „So komm in mein Studierzimmer, daß wir gleich anfangen," und seine Hacke fortlegend, führte er mich in's Haus, während ich ihm all meine Pläne und Gedanken mitteilte.

Da er keine Kinder hatte, liebte er mich sehr und auf meinen Kummer eingehend, den ich bei der Entdeckung empfand, daß ein Mädchen auf der Stufenleiter der Schöpfung weniger gelte, als ein Knabe, lobte er meinen gefaßten Entschluß, das Gegenteil zu beweisen. Die alte griechische Grammatik, aus welcher er auf der Universität von Glasgow studiert hatte, lag bald vor mir und noch vor dem Frühstück hatte ich einige griechische Regeln gelernt. Dann kamen die düsteren Tage der Trauerfeierlichkeiten und Beerdigung, und eine unklare Furcht vor dem Unbekannten des Todes nahm von mir Besitz.

Monatelang wanderte ich täglich mit meinem Vater zum frischen Grabe, bis die Novemberstürme dem Einhalt geboten.

Indessen lernte ich mit dem guten Doktor fleißig weiter griechisch, hatte auch bald soviel Geschicklichkeit beim Reiten erlangt, daß ich geschickt über Gräben

und Zäune setzte. Ich versuchte Alles, was in meiner Kraft lag, in der Hoffnung, daß mein Vater mir eines Tages sagen würde: „Nun, ein Mädchen ist doch eben so gut, wie ein Knabe.“ Aber er sagte es niemals. Wenn der Pastor einen Abend bei uns zubrachte, flüsterte ich ihm ins Ohr: „Sagen Sie doch meinem Vater, wie schnell ich vorwärts komme,“ und wenn er es ihm sagte und mich dafür lobte, so ging mein Vater mit langen Schritten auf und ab und erwiderte mit einem Seufzer: „Sie hätte ein Knabe sein sollen!“ Ich aber, ohne über das „Warum“ mir klar zu sein, versteckte den Kopf an der Brust meines Lehrers und weinte vor Ärger. —

Endlich trat ich in die Akademie ein und unter einer großen Schülerzahl, fast ausschließlich von Knaben, studierte ich Mathematik und Griechisch. Ich bewarb mich um einen der für Griechisch ausgesetzten Preise und erhielt ihn auch. Welche Freude! Ich empfand weder ein Gefühl des Ehrgeizes, noch des Triumphes über meine Gefährten, keine Empfindung der Befriedigung, daß ich diese Ehre vor einem geladenen Publikum empfing; nur ein Gedanke beschäftigte mein Gemüt. Nun sagte ich mir, wird mein Vater doch endlich glücklich und zufrieden sein.

Sobald wir entlassen waren, eilte ich nach Hause, stürmte in meines Vaters Bureau und das mir zuerkannte griechische Testament auf seine Knie legend, rief ich aus: Das habe ich erhalten! Er nahm das Buch, richtete einige Fragen an mich über meine Mitschüler, meine Lehrer, die Feierlichkeit, schien erfreut und gab mir das Buch zurück. Umsonst hoffte ich, er würde die gleiche Qualifizierung der Tochter mit dem Sohne anerkennen, doch mich auf die Stirn küssend, sagte er nur mit einem Seufzer: „Ich wünschte, Du wärst ein Knabe!“ Da war all' meine Freude zerstört. Ich ging in mein Zimmer, warf mich auf den Fußboden und weinte bitterlich. Der gute Doktor, dem ich meinen Kummer mitteilte, sprach mir Hoffnung und Mut zu. Wie viel Dankbarkeit schulde ich diesem teuren alten Manne. Wie viele seiner Worte haben mir noch in der Erinnerung Kraft und Trost in der Stunde der Dunkelheit und des Kampfes gegeben.

Eines Tages als ich an seinem Krankenbette saß, nahm er meine Hand und sagte: „Liebes Kind, Deine Mission ist, die Welt zu reformieren. Möchten die guten Engel Dir Gedanken eingeben, die gebraucht werden, dieses Werk auf Erden zu vollbringen. Versprich mir nun eins: Sage stets, was Du denkst, denn Deine Gedanken sind Dir gegeben, um sie zu offenbaren und nicht, sie zu verbergen; und wenn Du Dir selbst treu bist und den Andern all das giebst, was Du siehst und weißt, so wird Gott Deine Seele immer mehr erleuchten. Mein altes griechisches Lexikon, Testament und die Grammatik, aus welchen ich vor 40 Jahren studierte, erhälst Du, wenn ich gestorben bin; mögen sie Dich stets daran erinnern, daß ich im Himmel über Dich wache und Du Dich an mich mit Deinem Kummer wenden kannst!“ Bald darauf starb er.

„Es ist leicht zu ermessen, welche Leere des Doktors Tod in meinem Herzen zurückließ. Allmählich übertrug ich die Liebe zu ihm, auf die Bücher, die, als ich sie erhielt, nur in losen Blättern bestanden. Ich ließ sie mir einbinden und

werde sie mein Leben lang bewahren, Gott dankend, daß er mir einen so teuren Freund in der Kindheit gegeben.“ —

Beim Tode des Doktors war Elisabeth 15 Jahre alt und ihre Zeit an der Johnstown Akademie neigte sich ihrem Ende zu. Unter den Schülern die aus Knaben und Mädchen bestanden, konnte Niemand besser rezitieren oder schneller laufen, als sie; kein einziger versäumte weniger Lektionen, oder war der Anführer von mutwilligeren Streichen. Fehlte sie im Schulzimmer, so fühlten die Lehrer ihre Abwesenheit, wie ein Verlust; wurde sie bei den Spielen im Freien vermißt, so meinten die Knaben, das Vergnügen wäre nur halb. Sie, die zu gleicher Zeit, die Gefährtin eines kranken Theologen gewesen, war die Königin ihrer Schulgefährten.

Nachdem sie mit ersten Preisen ihr Examen gemacht hatte, traf ihr Herz ein Schlag, der eine tiefe Wunde hinterließ. Sie hatte heimlich die Hoffnung gehegt, da sie stets an der Spitze der Knaben gestanden und so ihre gleiche Befähigung mit dem herrschenden Geschlecht gezeigt hatte, sie würde nun, wie die Johnstowner Knaben auch nach dem Union College geschickt werden. Es kam ihr niemals in den Sinn, daß diese Anstalt, wie die meisten der damaligen Zeit, nur bestimmt waren, das eine Geschlecht zu erziehen. Statt nun ihre Wünsche erfüllt zu sehen, wurde ihr von ihren Eltern mitgeteilt, daß sie nach dem weiblichen Seminar zu Frau Willard nach Troy geschickt werden sollte; sie empörte sich dagegen und auf jedem Tritt und Schritt, der sie ihrem Bestimmungsorte zuführte, schien es ihr, als trete sie auf ihren Stolz, als gelte es, ihr Leben zu vernichten. Gedemütigt im höchsten Grade, begann sie ihr Pensionsleben, von welchem sie später sagt: Wenn es ein Ding auf Erden giebt, vor welchem ich Gott bitte, meine Töchter zu bewahren, so ist es solch ein Mädchenpensionat; denn dort verbrachte ich die traurigsten zwei Jahre meines Lebens. Um sich für ihre unbehagliche Stellung zu entschädigen, sann sie alle möglichen Streiche aus, um ihre Mitschwestern zu erschrecken. Doch auch sie fand bald den Rächer in der Person eines Kanzelredners, der geschaffen war, die menschliche Seele in Schrecken zu setzen. Er sprach von Hölle und Teufel in solcher Weise, daß das arme Mädchen so geängstigt wurde, daß sie von Visionen verfolgt, Tag und Nacht keine Ruhe hatte, bis sie die Bücher fortwarf und eines Tages nach Hause entfloh; auch hier dauerte ihre Verzweiflung noch monatelang, bevor ihr Geist seine Sammlung zurückbekam. Die nächsten 7 Jahre verlebte sie in Johnstown; ihre Zeit zwischen Büchern und Pferdezähmung teilend, denn als ein Fuchsjäger jagte sie tagelang über Hügel und Wiesen und brachte die Nächte mit juristischen Studien zu. Sah ihr Vater sie mit Malerei oder Stickerei beschäftigt, so brachte er ihr Gesetzbücher, um sie in den Stand zu setzen, wenn juristische Koryphäen zu Gaste kamen, sie mit diesem Gesprächsstoffe bekannt zu machen; so lernte sie die Gesetze ihres Landes gründlich kennen, was sie befähigte, später ihre Mission zu erfüllen.

1839, als sie 23 Jahre alt war, lernte sie auf einer Besuchsreise den be-

gabten feurigen Redner der Anti-Sklaverei Henry B. Stanton kennen und lieben; nach kurzer Zeit heirateten sie, um sofort nach Europa zu segeln, da ihr Gatte als Delegierter der „World's Anti-Slavery-Convention", welche 1840 zu London einen Kongreß abhielt, abgesandt wurde. Vielen berühmten amerikanischen Frauen, die jahrelang einen thätigen Anteil in der Frage genommen hatten und als Delegierte ihres Vaterlandes abgesandt worden waren, wurde, nachdem sie die 3000 Meilen weite Reise gemacht hatten, die Mitgliedschaft versagt. Durch das Comitee zurückgesetzt, trugen die Damen ihr Thema in gesellschaftliche Kreise und besonders war es Lucretia Mott,*) die damals in der Blüte ihrer rednerischen Kraft stand, welche den Sieg überall davon trug. Elizabeth, welche sich mit der Stellung der Frau vom gesetzlichen und socialen Standpunkte jahrelang beschäftigt hatte, glaubte bis jetzt mit ihren Gedanken vereinzelt dazustehen und hörte zu ihrem nicht geringen Erstaunen ihre eigensten geheimsten Gedanken von anderen Frauen aussprechen. Lucretia Mott war die erste Frau, der sie in ihrem Leben begegnete, welche frei über die Frauen dachte. Als man Elizabeth fragte, was ihr in Europa den größten Eindruck gemacht habe, erwiderte sie bestimmt: Lucretia Mott. Beide Frauen schlossen sich eng aneinander an und die ältere, unbedingt die größte Frau, die Amerika aufzuweisen hatte, übte den nachhaltigsten Einfluß auf die jüngere.

Mr. Stanton ließ sich als Rechtsanwalt in Boston nieder, verlegte aber seinen Wohnsitz, da er das Klima nicht vertrug, 5 Jahre später nach Seneca-Falls, in die Nähe New-Yorks; hier fand am 19. Juli 1848 die erste Versammlung für Frauenrecht statt. Die Hauptanführerin war Mrs. Stanton. Die Resolutionen kamen aus ihrer Feder. Die leitende Idee, das Frauenstimmrecht, entsprang ihrem Hirn, denn niemals vorher war es öffentlich ausgesprochen worden, daß es die Pflicht der Frauen des Landes sei, ihre heiligen Rechte sich durch das Stimmrecht zu wahren. Die Einladung zum Kongreß lautete: „Die sociale, rechtliche und religiöse Lage der Frau zu besprechen"; nichts war darin betreffs der politischen Stellung gesagt; wahrscheinlich glaubte Niemand von allen Delegierten an die Möglichkeit des Frauen-Stimmrechts und als Mr. Stanton der Lucretia Mott, der leitenden Seele der Zusammenkunft, diesbezüglich privatim eine Bemerkung machte, versuchte diese, die kühne Frau davon zurückzuhalten. Es half ihr aber nichts, Mrs. Stanton reichte ihre Resolution ein und hielt ihre erste öffentliche Rede. Die Zusammenkunft in Seneca-Falls und besonders die Frage für die Gleichberechtigung wurde von der ganzen Nation verlacht; selbst die Verwandten derjenigen Damen, die daran Teil genommen, und welche ihre privaten Eigenschaften schätzten, stimmten in die allgemeine Kritik und Satyre ein. Der Vater der Mrs. Stanton, welcher glaubte, seine Tochter sei verrückt geworden, reiste direkt von Johnstown nach Seneca-Falls, und hatte hier mit ihr eine Unterredung, über die sie sich folgendermaßen ausließ: „Nach meines Vaters Ankunft sprach er

*) Siehe Band I, Seite 191.

den ersten Abend, bis in die Morgenstunden hinein mit mir und versuchte, mich zu anderer Meinung zu bestimmen. Zuletzt küßte er mich auf die Stirn und sagte: „Liebes Kind, ich hätte gewünscht, Du hättest gewartet, bis ich unter der Erde bin, ehe Du solche Thorheiten begangen,“ worauf ich lachend erwiderte: „Lieber Vater, erinnerst Du Dich, daß Du mir Gesetzbücher gabst, damit ich, wenn Deine Freunde kamen, mit ihnen vernünftig reden könnte? Durch das Studium der Bücher habe ich die Ungerechtigkeiten unserer amerikanischen Gesetze gegen die Frauen kennen gelernt; ohne Deine Hülfe hätte ich davon nie eine Ahnung bekommen.“ Der gute Mann, obgleich er niemals die Meinung seiner Tochter ganz teilte, hatte doch vor seinem, mehrere Jahre später erfolgten Tode, seine Freude an der Kraft, Ausdauer und Beredsamkeit, mit der seine Tochter allen Widersachern entgegentrat.

Seit dem Tage der Seneca-Falls-Zusammenkunft, wurde Frau Stanton eine der leitenden Frauen Amerikas. 1853 wurde bei einer in Ohio stattfindenden Versammlung auf einen Vorschlag von Lucretia Mott ihre Resolution von 1848 angenommen. Den ersten Vortrag, den Frau Stanton ausarbeitete, hielt sie in verschiedenen Städten, das Manuscript desselben ging jahrelang durch die Hände ihrer Freunde, bis sie es aus dem Gesicht verlor und nach 18 Jahren ganz unbenutzt zurück erhielt. Sie hat es sorgfältig aufgehoben und an den Rand desselben ihren Töchtern eine Widmung geschrieben, welche lautet: „Teure Maggie und Hatti! Dieses ist meine erste öffentliche Rede; sie wurde zu verschiedenen Malen nach der ersten Frauenversammlung gehalten; sie enthält Alles, was ich zu der Zeit wußte, jahrelang nachher sprach ich nicht mehr. Nun nach einer Trennung von fast 18 Jahren drücke ich mein Erstgeborenes an mein Herz und mich meiner Jugend erinnernd, weine ich über die Apathie und Indifferenz der Frauen betreffs ihrer eigenen Degradierung. Dieses Manuscript gebe ich Euch, meine geliebten Töchter, in der Hoffnung, daß Ihr das Werk, welches ich begonnen habe, beendigen werdet.“

Die beste Freundin der Mrs. Stanton ist seit 1850 Miß Susan B. Anthony, eine wohlbekannte unermüdliche Verteidigerin der Mäßigkeit, Antisklaverei und Frauenrechte. Beide Frauen sind von entgegengesetztem Charakter. Frau Stanton schreibt vorzüglich, doch ist sie kein organisatorisches Talent; Miß Anthony schreibt niemals, dagegen ist sie eine vorzügliche Leiterin. Beide haben Verstand und Herz, keine von ihnen selbstsüchtigen Ehrgeiz berühmt zu werden. Beide überbieten sich in Begeisterung für die Sache, welcher sie dienen. Seit mehr als einem Viertel-Jahrhundert sind diese beiden Frauen unzertrennlich gewesen, so daß, wenn man von der einen spricht, man sofort an die andere denken muß. Die Begründerin der Reform war Elizabeth Cady Stanton, die praktisch Ausführende Miß Susan B. Anthony. Mrs. Stanton schreibt in einem Brief: „Vergiß niemals, daß, wenn ich etwas für die Frauen meines Landes gethan habe, ich dies nicht allein that, sondern Susan und ich.“ 1866 bot sich Frau Stanton, welche indessen nach New-York übergesiedelt war, dem 8. Distrikt als Repräsentantin-Kandidat in Washington an. Selbst-Ernennung von Kandidaten ist in England

ganz gewöhnlich. Mrs. Stanton aber führte sie in Amerika ein, um dem Volke zu zeigen, daß, obgleich den Frauen das Stimmrecht durch die Verfassung versagt sei, sie selbst sich für wählbar hielten.

In der Rede, in welcher sie sich selbst in Vorschlag brachte, sagte sie: „Da ich zu einer des Rechts beraubten Klasse gehöre, so habe ich keine politischen Vorgänger, die mich empfehlen könnten, allein mein Glaubensbekenntnis lautet: Freiheit der Rede, der Presse, der Menschen und des Handels, die Kardinalpunkte der Demokratie.“ Der Hauptgegner war der Kandidat der demokratischen Partei. Unter mehr als 23000 Stimmen, die aus der Urne gezogen wurden, befanden sich 24, die für Mrs. Stanton stimmten. Das einzige Bedauern, welches sie an den Tag legte, war, daß sie sich die Photographien ihrer 2 Dutzend Freunde nicht verschaffen konnte.

1868 gründete Mrs. Stanton mit Miß. Anthony, Parker, Pills, Bury und anderen Frauen eine Zeitung: „The Revolution“ ein Journal, welches für Frauenrechte eintrat. Später änderte es seinen Titel und die Tendenz, indem es sich: „The liberal Christan“ nannte und das Organ der Unitarier wurde, was Frau Stanton zu der Bemerkung veranlaßte, es sei auf geheiligtem Boden begraben.

Nachdem sie von ihren Redaktions-Pflichten zurückgetreten, reiste sie vierzehn Jahre hindurch im Winter in die verschiedensten Städte, um Vorträge zu halten. Dieselben, sowie ihre Ansprachen sind sorgfältig ausgearbeitet und zeugen von Beredsamkeit. Wenig amerikanische Redner, seien es Männer oder Frauen, sind so oft aufgefordert worden, bei großen Gelegenheiten zu sprechen, wie sie. In der vereinigten Sektion der New-Yorker Gesetzgebung sprach sie über das Eigentumsrecht der Frauen; in San-Franzisko hielt sie vor einem aus 3000 Frauen bestehenden Auditorium einen Vortrag über die Pflichten und Würde der Mutterschaft; glänzend war ihre Gedächtnisrede über Lukretia Mott in Washington. Bei dieser und anderen Gelegenheiten, wurde das Podium meist mit den schönsten Blumen geschmückt und das Auditorium hörte der Rednerin mit ungeteilter Aufmerksamkeit und lauten Äußerungen des Beifalls zu. Jetzt hat die seltene Frau ihre Wanderungen aufgegeben und lebt in ihrer Arbeitsstube, damit beschäftigt, eine Geschichte der Frauenfrage zu schreiben und zusammenzusetzen, ein Werk, welches aus 3 großen Bänden, jeder 1000 Seiten stark, bestehen soll. In demselben wird sie alle Dokumente, welche den stufenweisen Fortgang der Bewegung darthun, niederlegen, sowie biographische Skizzen und Portraits all derjenigen Frauen, welche in der Sache thätig waren. Außer ihr sind Miß Anthony und Mrs. Mathilde Johnseyn Gage dabei beteiligt. Die Vorrede, Einleitung und das allgemeine Arrangement sind Mrs. Stantons eigenes Werk, außerdem enthält das Buch ihre sämtlichen Reden und Vorträge, Briefe und Berichte, doch mit charakteristischer Bescheidenheit hat sie die Arbeit Anderer darin bedeutender als ihre eigenen Leistungen hingestellt. Sie vereinigte sich auch mit anderen Schriftstellern und gab im Jahre 1873 ein Buch heraus, mit ähnlichen Zielen wie dies mein Werk, Eminent women of the age (S. M. Betts & Co. Hartford, Conn. Cincinnati-Chicago.)

Mrs. Stantons Ansichten betreffs anderer die Frauen betreffender Fragen, sind kurz folgende. Was ihre politische Ansicht anbetrifft, so fühlt sie, daß sie zwischen Demokraten und Republikanern wenig Wahl hat, da ihrem Geschlechte von keiner Seite Rechte eingeräumt werden; betreffs ihrer sozialen Theorien hält sie die Aufrechthaltung und Heiligkeit der Ehe für notwendig, allein wenn eine unglückliche Ehe die Ideale der Familienbande zerstört, und die aus solcher Ehe geborenen Kinder die unschuldigen und unglücklichen Opfer des Verbrechens oder der Fehler der Eltern sein sollten, so stimmt sie für die Scheidung derselben. Betreffs der Volkswirtschaft stimmt sie für Freihandel, kooperative Industrie und für das Recht der Arbeit im Gegensatz zur Tyrannei des Kapitals; doch entspringt ihr hauptsächlichstes Interesse in dieser Frage dem Gesichtspunkt, daß den Frauen das Recht auf Arbeit werde, denn sie sagt: „Die Frau ist der große unbezahlte Arbeiter der Welt.“ Was nun die Religion anbetrifft, so hatte sie erst, wie die meisten Calvinisten, eine lange Periode geistigen Kampfes durchzumachen, um Probleme zu lösen, die über unser Fassen hinausgehen, bis sie dem entschlossen entsagte, was sie eine widersinnige Theologie nannte, die dem Bedürfnis der Seele nicht entspreche.

1882 ging Mrs. Stanton nach Frankreich, um ihren Sohn Theodor und seine Frau zu besuchen. Dieser ein eifriger Verteidiger der Frauenrechte, überreichte seiner Mutter ein Werk, das er damals geschrieben und welches indessen unter dem Titel: „Die Stellung der Frau in Europa“ bei Fischbacher, 34 rue de Seine in Paris erschienen ist. Ein bedeutendes und höchst interessantes Buch.

Mrs. Stanton erhielt in Paris täglich viele Besuche, unter denen auch der französische Gelehrte Professor Dr. Nikolaus Joly war, der als entschiedener Gegner der Frauenfrage mit Mrs. Stanton manches Wortgefecht hatte, doch von ihr so bekehrt wurde, daß er ehrlich genug war, seine Meinung auch öffentlich zu ändern und seitdem verschiedene Artikel zu Gunsten des Frauenstimmrechts geschrieben hat. Im November desselben Jahres war Mrs. Stanton der Ehrengast von 4000 Damen in Glasgow. 1883 hielt sie mit John Bright und anderen bedeutenden Politikern Englands Conferenzen über ihr Lieblingsthema. Während ihres Aufenthaltes in England wohnte sie bei ihrer Tochter Mrs. Harriet Stanton Blasch, so daß sie sagen kann, sie habe in England, Frankreich und Amerika je ein Heim und in allen drei Ländern ist ihr Name den Edeldenkenden wohlbekannt.

In der Unterhaltung ist Mrs. Stanton schnell und gewandt.

Während des Bürgerkrieges sagte Horace Greely zu ihr: „Madame, Waffen und Stimmen haben gleiches Recht; wenn Sie wählen wollen, sind Sie dann auch bereit zu fechten?“ Sie antwortete: „Gerade wie Sie, indem Sie einen Stellvertreter für sich senden.“ Nach einem vor der State legislature gehaltenen Vortrag sagte eine der Damen aus der Zuhörerschaft zu ihr: „Was thun Sie denn mit Ihren Kindern, während Sie hier öffentlich reden?“ „O,“ erwiderte Mrs. Stanton, „es kostet mich nicht mehr Zeit zu reden als ihnen Allen zu hören! Was thun Sie indes mit Ihren Kindern, während Sie hier sitzen?“ Als einst bei Gelegenheit einer öffentlichen Versammlung in Newport

eine Frau zu Mrs. Stanton über die Taktlosigkeit und Unbescheidenheit sprach, daß Frauen öffentliche Reden halten, antwortete sie auf diese Anklage: „Unsere Versammlungen sind nicht öffentlicher, als die Bälle, die Sie und hunderte von Damen besuchen. Was aber die Taktlosigkeit und Unbescheidenheit betrifft, so wüßte ich nicht, was taktloser oder unanständiger sei, in einfacher Kleidung öffentlich über Sittlichkeit sprechen, oder mit entblößten Armen und Schultern sich von fremden Herren öffentlich im Tanz umarmen zu lassen!“ —

Mrs. Cady Stanton ist noch heute als alte Frau eine schöne Erscheinung, die in jeder Gesellschaft auffällt. Kaum mittelgroß und von angenehmer Fülle ruht auf ihrer wohlproportionirten Gestalt ein schöner Kopf. Die zarten, frischen und angenehmen Gesichtszüge umgiebt das silberweiße, gelockte Haar in einer Fülle, um welche manches Mädchen sie beneiden könnte. Aus dem Antlitz schauen zwei glänzend blaue freundliche Augen hervor. Das feine Lächeln des Mundes zeigt ihr heiteres Temperament und spiegelt das Wohlwollen ihres Gemütes wieder, das sie auszeichnet. Ihr Wesen ist einfach und doch genial und sie versteht es, sich in Palästen, wie in Hütten heimisch zu machen. Sie hat eine recht demokratische Gesinnung, schätzt die Menschen nicht nach Reichtum und Stand, sondern nach dem inneren Wert.

Zwar interessiert sie sich für Wissenschaft und Philosophie, allein die praktische Arbeit für die Veredlung der Menschen und die Verbesserung des Loses der Unterdrückten schätzt sie höher. — Die Mühseligkeiten des eigenen Lebens ertrug sie stets mit stoischer Ergebenheit. Ihre Lieblingstheorie bei der Erziehung ist die, das Kind nach den Rechten seiner Individualiät zu erziehen. Freiheit und Erziehung sieht sie nicht nur als die Errettung des Staates, sondern als Ideal der Familie an. Mit Herbert Spencer sagt sie: das Kind muß so erzogen werden. daß es in das Regierungssystem des Staates paßt, in dem es lebt, und deshalb müßte dem Kinde als amerikanischem Bürger vor Allem Selbstbeherrschung und Selbstachtung, nicht unbedingter Gehorsam eingeprägt werden.

Krankheit sieht Mrs. Stanton als Verbrechen an, dem wir vorbeugen müssen, da es der Beweis von Verletzung irgend eines physischen Gesetzes ist, ja sie hofft, daß eine Zeit kommen wird, in der die Leute sich ebenso schämen werden einzugestehen, daß sie Kopf- oder Magenschmerzen haben, als sie sich heut schämen zu stehlen oder zu lügen. Ihre eigene Gesundheit ist eine so vorzügliche, daß sie aussieht, als habe sie nie Kummer oder Schmerzen gehabt, und dabei ist Mrs. Stanton Mutter von sieben Kindern, die alle leben. Zwei ihrer Söhne haben des Vaters Laufbahn eingeschlagen und sind in Amerika geschätzte Anwälte. Ihre beiden Töchter sind verheiratet, von denen die in England lebende eine eifrige Rednerin in der Frauenfrage ist. Mrs. Stanton's Haus gehört zu den angenehmsten. Seit einigen Jahren lebt sie wieder in ihrer Geburtsstadt; sie ist eine vorzügliche Wirtin und stets eine hingebende Mutter und Gattin gewesen. Möge die edle Frau sich noch lange ihres Wirkens freuen!



Emilie Wüstenfeld

geb. 1817, gest. 1874.

In den Lebensschilderungen von Charlotte Paulsen und Johanna Goldschmidt (Band I, Seite 310 und 320) habe ich bereits über die segensreiche Thätigkeit der Frau Wüstenfeld gesprochen, hier sei nun ihr Lebensbild verewigt.

Sie war am 17. August 1817 als drittes Kind des Kaufmanns Capelle in Hannover geboren. Es war ein solides, wohlgeordnetes Heim, in dem Emilie aufwuchs, aber der unerbittliche Tod warf bereits über ihre ersten Kinderjahre seinen trüben Schatten, indem er ihr, als sie kaum 5 Jahre zählte, den Vater entriß. Die energische und gutherzige Mutter suchte ihr, ihren zwei Brüdern und der 4 Jahre jüngeren Schwester das Haus zu einer sonnigen Heimstätte zu machen. Frau Capelle war eine Frau von altem Schrot und Korn, streng gerecht, aber viel fordernd; gegen die Armen mild und wohlthätig. An bestimmten Tagen durften die Armen ihr Essen aus der Küche der wohlhabenden Familie holen, aus der Manche wochenlang gespeist wurden. Schon als Kind war es Emiliens größte Freude, Almosen zu verteilen und Menschen zu erfreuen; dabei war das hübsche Mädchen lebenslustig und heiter und genoß die fröhliche Jugendzeit, in der sie das ganze Glück der Töchter eines wohlhabenden gastfreundlichen Hauses schätzen lernte. Aber auch in dieser Zeit berührte der Tod das junge Gemüt aufs das schmerzlichste. Sie verlor den älteren Bruder, was sie als ein erschütterndes Unglück lange und nachhaltig empfand.

Emilie hatte eine tüchtige Mädchenschule besucht, Privatunterricht im Zeichnen, Musik und in neueren Sprachen genommen, lernte Kochen, Waschen, Bügeln und Nähen und hat bis an ihr Lebensende ihrer Mutter diese praktische Erziehung gedankt, die sie befähigte, dem eigenen Hause eine musterhafte Vorsteherin zu werden, trotz aller idealen Ziele, die sie sich vorgesteckt hatte, und die später ihren Geist und Körper oft zu überbürden drohten. Als sie 24 Jahre war, reichte sie einem begüterten Mann aus Hamburg ihre Hand, Herrn Wüstenfeld. Der Kreis, in

den die junge Frau trat, war mit Ausnahme ihres Gatten sehr orthodox. Sie war veranlaßt, regelmäßig Bibelstunden zu besuchen und bewog ihre sehr geliebte Schwester, auch daran Teil zu nehmen. Die letztere hatte sich inzwischen auch in Hamburg an Herrn Kortmann verheiratet.

Aber es währte nicht lange Zeit, da fühlten beide Frauen sich von der Engherzigkeit der Frömmler erkaltet und abgestoßen; sie sehnten sich aus jener finsteren Sphäre, die so wenig von wahrer christlicher Liebe verklärt wurde. Sie sagten sich von jenem Kreise los und wandten sich der werkthätigen Menschenliebe zu.

Schon im ersten Jahre ihrer Ehe hatte Frau Wüstenfeld hierzu Gelegenheit. Der allbekannte furchtbare Brand Hamburgs ließ sie an der Hilfeleistung unzähliger Unglücklicher ihre Wohlthätigkeit bewähren.

Bald nach diesem Ereignis wurde ihr eine Tochter geboren, das einzige, die ihr von drei später geborenen Kindern verbleiben sollte. Die Kleine war aber so schwach und kränklich, daß die junge Mutter sie nur durch unermüdliche Sorge und Pflege dem Tode abringen konnte.

Damals war es, wo die Wogen des sozialen und politischen Lebens immer höher gingen und wo besonders die religiöse Bewegung der vierziger Jahre, wie schon früher erwähnt, Emiliens Seele begeisterte und ihr eine ganz freie Richtung gab.

In diese Zeit fällt ihre erste Vereinsthätigkeit. Sie beschränkte sich jedoch nicht auf dieselbe, sondern suchte auf jede Weise ihr Ideal zu verwirklichen, nämlich eine verbesserte Mädchenerziehung herbeizuführen. Damals wendete sich Professor Carl Fröbel an Frau Wüstenfeld und ihre Freunde mit der Frage, ob sie Hamburg für den geigneten Boden hielten, eine Hochschule für das weibliche Geschlecht zu gründen. Mit Begeisterung wurde dieser Plan in dem Vereinskreise der Hamburger Frauen aufgenommen und Frau Wüstenfeld setzte sich mit dem berühmten Pädagogen Diesterweg in Verbindung, um seinen Rat über diesen Plan einzuholen. Leider fiel die Eröffnung der Hochschule in die Zeit der politischen Reaktion im Jahre 1850, und man hatte dabei eines übersehen, daß man die lange vernachlässigte Töchterbildung nicht mit dem Giebel, sondern mit einem soliden Fundament hätte beginnen sollen. Carl Fröbel, der Neffe Friedrich Fröbels, gehörte auch einer radikalen politischen Richtung an und so wurde die Hochschule nach einigen Jahren aufgelöst. Frau Emilie Wüstenfeld hatte ihr die größten pekuniären Opfer gebracht und sorgte auch nach dem Aufhören derselben dafür, daß wenigstens einige Unterrichts-Kurse zur wissenschaftlichen Fortbildung junger Mädchen weiter bestehen konnten. Bei dieser Gelegenheit kämpfte die scharfsinnige Frau zum ersten Mal für den Grundsatz: daß das Schulgeld kein gleiches für alle Beteiligten sein dürfe, sondern daß die Wohlhabenden für den Unbemittelten mitbezahlen müßten, ein Princip, das, weil es sich bewährte, in in allen Schulen der von ihr später geleiteten Vereine durchgeführt wurde.

Bei alle dem versäumte die so thätige Frau nicht die erste und heiligste Pflicht für den Gatten, die einzige Tochter und ihr Haus. Trotz der großen

Kränklichkeit ihres Kindes erzog sie dasselbe musterhaft und nahm zu deren Gesellschaft noch eine Pflegetochter in's Haus. Das letztere war der Mittelpunkt des regsten, geistigen Lebens. Es war stets gastfrei, nicht nur den einheimischen Freunden, sondern jedem namhaften Fremden, Künstlern und Schriftstellern geöffnet, die es als Ehre betrachteten, dort einen Abend zuzubringen. Da wurden Vorträge gehalten, an die sich Besprechungen knüpften zu stets neuen Anregungen. Auch in der gastlichen Aufnahme, die in Hamburg stets sehr lukullisch war, suchte Emilie Wüstenfeld eine Reform einzuführen, indem sie selbst das Beispiel einer guten, aber einfachen Bewirtung gab.

Ihr Sinn für das Hohe und geistig Schöne bekundete sich bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier Friedrich Schillers in einer Aufführung, die sie im eigenen Hause mit lebenden Bildern, Vortrag, Gesang und Deklamation veranstaltete, die so vollendet war, daß sie Anregung zu der allgemeinen Feier gab, mit welcher Hamburg sich und den Dichter ehrte.

Charakteristisch für Frau Wüstenfeld ist folgender Zug: Als sie die Sammlung für das von ihr begründete Paulsenstift*) machte, wählte die sonst so schlichte Frau einen kostbaren Anzug, indem sie sagte: Eine so statiös erscheinende Frau wird man nicht wagen, mit ein paar Groschen abzuspeisen. — Als sie einst von einem solchen Sammelwege nach Hause kam und auf ihrer Liste bemerkt hatte, daß die Zeichnung des reichen Banquiers Carl Heine eine überraschend große Summe betrug, schrieb sie demselben gerührt im Gefühle der Freude und des Dankes, was Veranlassung ward, daß er den doppelten Betrag schickte. Der deutsch-dänische Krieg im Jahre 1864 zog Hamburg als eine der nächstgelegenen Städte zuerst bei der Pflege der Verwundeten und Kranken heran. Es bildete sich ein Comitee, dessen Seele wiederum Frau Wüstenfeld war. Sie veranstaltete einen Bazar mit Verlosung, der durch ihre unermüdliche Thätigkeit glänzend gelang und eine bedeutende Summe zur Pflege für die Verwundeten erzielte. Dieser Patriotismus machte viele ihrer bisherigen Feinde, denen ihre politische und religiöse Gesinnung mißfallen hatte, zu ihren Freunden und Gönnern.

Nach der Einweihung des Paulsenstiftes ging die edle, nie ermattende Frau an die Verwirklichung ihrer liebsten Idee. Durch ihre Thätigkeit als Vorsitzende im Frauenverein zur Unterstützung der Armenpflege hatte sie einen der größten Krebsschäden im sozialen Leben erkannt: es war die mangelhafte Erziehung der heranwachsenden weiblichen Jugend zu einem selbständigen Beruf und Erwerb. Es galt zunächst die minderbegüterten Mädchen dazu tüchtig zu machen. Sie richtete als Versuch eine gewerbliche Mädchenklasse im Paulsenstift ein. Die Meldung der Schülerinnen war so zahlreich, daß der Raum bald nicht mehr ausreichte und eine ganze Etage gemietet werden mußte. Hierzu gehörten neue Mittel und Kräfte. Frau Wüstenfeld bildete ein provisorisches Comitee, aus dem sich im

*) Siehe Band I, Charlotte Paulsen, Seite 310—320 und Johanna Goldschmidt, Seite 323—328.

Januar 1867 der Verein zur Förderung weiblicher Erwerbsthätigkeit in Hamburg gestaltete. Die Tendenzen dieses neuen Vereins waren so richtig und zeitgemäß, daß sie demselben in den weitesten Kreisen Freunde und Mitglieder zuführten. Die Thätigkeit des Vereins dehnte sich immer mehr aus und erweiterte dessen Institut zu einer Gewerbeschule für Mädchen, für die ein eigenes Haus zu erwerben, nun der innigste Wunsch Frau Wüstenfelds wurde.

Indeß nahm die Linderung der durch den Krieg von 1870/71 hervorgerufenen Notstände die Kräfte aller gemeinsam wirkenden Frauen und Männer in Anspruch. Es war ganz natürlich, daß Emilie Wüstenfeld als eine der ersten Helferinnen sich beteiligte. Sie vereinigte sich mit anderen Frauen, um in allen Stadtteilen Zweigcomitees zu bilden, die den Vorschriften des „Vaterländischen Frauenvereins" folgend, fleißig für die verwundeten und erkrankten Krieger im Felde arbeiteten und ihre Vorräte an das Centraldepot ablieferten. Außerdem bemühte sich Frau Wüstenfeld, alle Hamburger Wohlthätigkeits-Vereine zu bewegen, gemeinschaftlich zu wirken. Ihr schönes Streben wurde belohnt; sieben Vereine der verschiedensten konfessionellen Richtung vereinigten sich und arbeiteten in größter Eintracht für das Werk humaner Liebe, nämlich, Diejenigen, welche durch den Krieg erwerblos geworden, oder die, deren Geschäft brach lag, wieder zur Selbsterhaltung zu bringen.

Unter Anderem leitete Frau Wüstenfeld eine Ausstellung von Erzeugnissen kleiner Handwerker, um ihnen Absatz der Waren in der traurigen Zeit zu verschaffen. Außer dieser großartigen Thätigkeit hatte die seltene Frau auch ihre eigene Heimstätte, eine hübsche Villa auf dem Lande, welche fast immer arme erholungsbedürftige Kinder beherbergte, zur Aufnahme von Verwundeten hergegeben, für deren Pflege sie persönlich sorgte. Einer der Verwundeten, dem ihr Haus monatelang Gastfreundschaft gewährt hatte, dankte ihr, als er genesen war und sich verabschiedete, noch mehr für das viele Gute, das er bei ihr gesehen, als für das, was sie ihm selbst erwiesen. —

Die Anstrengungen während der Kriegszeit hatten Emiliens Gesundheit, die bis dahin felsenfest gewesen war, mächtig erschüttert. Nach Beendigung des Krieges ging sie mit ihrem Gatten nach Karlsbad zur Kur. Kaum dort angelangt, erkrankte sie schwer und erholte sich sehr langsam. Nach ihrer Heimkehr verlangten die Ärzte die größte Schonung und Ruhe. Aber ach — ein schwerer Verlust bereitete ihr einen unheilbaren Schmerz. Es war der Tod ihres letzten Enkelchens, das einzige Kind ihrer verheirateten Tochter, an dem sie mit unsagbarer Zärtlichkeit hing. Ihren tiefen Kummer um den verlorenen Liebling suchte sie durch rastlose Thätigkeit zu erleichtern.

Ihr Name war allmälig der Hoffnungsanker aller Notleidenden und Bedrängten geworden. Man pilgerte gläubig zu ihr, um Hilfe zu finden, denn wohl war es bekannt, wußte sie nicht zu raten und zu helfen, so gab es keine Rettung mehr.

Frau Wüstenfeld verstand aber auch die seltene Kunst, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, geistig begabte und ganz einfache Menschen für sich einzunehmen.

In dem Seebade Wyk ward ihr die Ehre zu Teil, der Kronprinzessin des deutschen Reiches vorgestellt zu werden. Damals stand Frau Wüstenfeld dem ersehnten Ziele nahe, das eigene Haus für die Gewerbeschule errichtet zu sehen. Noch ehe der Bau ganz vollendet war, unterbreitete sie den Plan der Beurteilung der Kronprinzessin, späteren Kaiserin Friedrich. Dieselbe nahm mit sichtlichem Interesse das schöne, zweckentsprechende Gebäude in Augenschein und wünschte alljährlich Berichte über das Fortschreiten des Vereins zu erhalten. Die 25jährige Stiftungsfeier des Vereins zur Armenpflege gab im Jahre 1874 Veranlassung Frau Wüstenfeld die Liebe und Verehrung der Vereinsmitglieder zu zeigen. Sie bereiteten ihr eine sinnige Feier.

Als sie in das Haus einer Kollegin trat, wo eine Comiteesitzung stattfinden sollte, fand sie zu ihrem Erstaunen ein festlich geschmücktes Zimmer vor, in dem sie ihre eigene Familie und nähere Freunde vorfand. Man überreichte der Überraschten ein künstlerisch ausgestattetes Album. In demselben war das Vaterhaus Emiliens, ihr Landhaus in Hamburg, das Paulsenstift und die Gewerbeschule abgebildet. Diesen schlossen sich reizende Bilder mit sinnigen Inschriften an, darstellend den Kindergarten, die Schule, eine Weihnachtsbescheerung, eine heimatlose und eine kranke Familie, den Jubeleinzug der Armen in das Freihaus. Andere Bilder zeigen die verschiedenen Beschäftigungen der Kinder in der Bewahranstalt und Schule, die Photographien der Mitglieder und die Geschichte des Vereins. Niemand ahnte, daß diese Feier einen würdigen Abschluß für die Vereinsthätigkeit der Frau Wüstenfeld bilden sollte. Ihre Schwäche und Kränklichkeit nahm zu. Vergebens suchte sie Heilung in Marienbad. Dort wurde sie von einem Schlaganfall betroffen. Von demselben erholte sie sich zwar und vermochte in ihr Landhaus nach Hamburg gebracht zu werden. Allein ihre Hoffnung, sie werde noch einmal gesund und kräftig werden, erfüllte sich nicht. Am 2. Oktober 1874 machte ein erneuter Schlaganfall ihrem thätigen, segensvollen Leben ein Ende. Ihre Bahre umstanden tief klagend Tausende; aus allen Schichten der Gesellschaft fanden sich Teilnehmende, die sie auf dem letzten Wege geleiten wollten.

Über die letzte Zeit ihrer Krankheit schrieb ihre Tochter an die Schriftstellerin Emma Laddey, welche die Verstorbene durch einen schönen biographischen Aufsatz: „Eine Hamburger Bürgerin“ in ihrem Frauenalbum geehrt hat: „Rührend war es, wie die Mutter im letzten Sommer, wo ihr jede Vereinsthätigkeit verboten war, plötzlich so viel Freude und Interesse am Gedeihen der Pflanzen im Garten hatte. Sie hatte sich ja nie Zeit zu eigner Freude gegönnt, jetzt aber machte sie täglich neue Entdeckungen und freute sich über jede neue Anlage. Ihr Grundstück, wo wir jeden Sommer wohnten, war plötzlich ihre Welt geworden und wenn auch die Sorge für ihre Gesundheit bang auf mir lag, so muß ich doch sagen, daß dieser Sommer, den wir so in ungestörtem Zusammensein verbrachten, mir wie ein schöner heller Tag in der Erinnerung steht!“

Frau Wüstenfeld hatte sich in ihren Schöpfungen das schönste Denkmal geschaffen, aber auch ihre Mitbürger wollten sie ehren, und sie thaten es durch eine

Emilie Wüstenfeld-Stiftung. In kurzer Zeit kamen 100,000 Mk. zusammen. Sie wurden bestimmt, die Gewerbeschule dauernd zu erhalten.

Das Streben nach glücklicher Lösung der Frauenfrage, welche Frau Wüstenfeld so praktisch und vielseitig mit Erfolg versucht, führte sie auch mit all den Frauen zusammen, welche ähnliche Bestrebungen verfolgten. So begrüßte ich Frau Wüstenfeld das letzte Mal auf dem Frauentage in Darmstadt 1872.

Dort glänzten am Frauenhimmel sechs Sterne, die alle schon die ewige Heimat gefunden. Großherzogin Alice, die hochherzige Fürstin, das Ideal einer edlen Frau, Luise Büchner, Emilie Wüstenfeld, Mary Carpenter, Marie Simon und Johanna Goldschmidt. Die Lebensbilder derer, welche ich bisher in den ersten beiden Bänden noch nicht brachte, führe ich den Lesern im 3. Bande vor.



Tekla Knös

geb. 1815, gest. 1880.

In Valby, einem kleinen, dicht beim Fredrichsberger Schloßgarten, eine halbe Meile von Kopenhagen entfernten Dorfe, bewohnte Professor Rahbek eine Villa, wo Alles, was geistig hochgeboren war, einen Vereinigungspunkt fand und wo die jungen dänischen Dichter, darunter Öhlenschläger, Andersen und Winther, manche für das ganze Leben geltende Verbindung anknüpften und mannigfach geistige Anregungen erhielten. Ein Salon edelster Art hatte hier seine gastfreien Räume geöffnet und das ganze Treiben und Leben war von dem edlen Einfluß und dem Walten einer liebenswürdigen und geistreichen Frau, der Gattin des erwähnten dänischen Gelehrten durchwebt.

Was das Rahbek'sche Haus für Dänemark war, wurde das Haus des Professors Knös für die schwedische Universitätsstadt Upsala. Hier wurde musiziert, kirchliche sowohl wie politische Tagesfragen erörtert, junge Verfasser lasen ihre Gedichte vor und beteiligten sich an dramatischen Vorstellungen. Der schwedische Historiker Geyer und der geistreiche Dichter Atterbom spielten bei letzteren zusammen mit der Tochter des Hauses, der jungen begabten Tekla Knös, die Hauptrollen.

Sie erfreute sich einer freundlichen und glücklichen Jugend. Im Winter leitete sie mit ihrer Mutter die gesellschaftlichen Zusammenkünfte im gastfreien Hause ihres Vaters, den Sommer brachte sie im Pfarrhofe bei Aaker zu, einem Orte, der in der Nähe des wegen seiner Naturschönheiten berühmten Herrensitzes Vik gelegen war. Hier streifte sie in ungebundener Freiheit in den großen Waldungen und den tiefen Thälern umher, hier entwickelte sich ihre dichterische Natur und die ihr eigentümliche Vorliebe für Blumen, Insekten, Vögel u. s. w. Zwei ihrer ersten Arbeiten „Die Liliençonvallen" und „Die Quellen der Elfen" umfassen Nachklänge der Erinnerungen aus ihrer glücklichen Kindheit.

Das Traumleben dieser glücklichen Zeit schwand aber bald. Ihr Vater starb

und sie war auf den Kampf um die Existenz angewiesen. Sie führte diesen Kampf aber mit einer Willenskraft, die nach menschlichem Erachten ein besseres Schicksal verdient hätte. Im Laufe einiger Jahre erschienen von ihrer Hand Übersetzungen der besten Werke Charles Dickens', eine Gedichtsammlung („Smerra Dicklarne") und ein großes episch-mythologisches Gedicht: „Ragnar Lodbrok". Letzteres hatte sie als Beantwortung einer von der schwedischen Akademie der Wissenschaften aufgestellten Preisaufgabe eingesandt und ihr wurde der erste Preis — die Goldmedaille der Akademie — zuerkannt. Durch diese Arbeiten erwarb sie sich schnell einen Namen und wurde mit der berühmten Schriftstellerin Frederika Bremer und noch andern angesehenen Autoren und Dichtern ihres Vaterlandes bekannt und befreundet. In den Jahren 1852 und 1853 gab sie eine neue Gedichtsammlung und eine Novelle: „Syrväzlingen" heraus und besuchte im Jahre 1856 Dänemark und Norwegen.

Aber gerade in diesem Zeitpunkte, wo sie umfassende Entwürfe zu neuen Arbeiten gemacht und sich ihr Talent reich entfaltet hatte, ereilte sie ein harter Schlag des Schicksals, der ihrem ganzen Leben die traurigste Wendung gab. Ihre Mutter, welche ihr treu zur Seite gestanden hatte und mit deren Hülfe es ihr gelungen war, ein freundliches und gastfreies Heim in Upsala nach dem Tode ihres Vaters wieder herzustellen, starb. —

Überanstrengungen und Trauer um die Dahingeschiedene, deren einziges Kind sie war, bewirkten, daß die reichen und wechselnden Töne ihrer Lyra verstummten und daß sie, welche inzwischen in dem Hause der Oberstin Silferstolpe eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, nach und nach in eine tiefe Schwermut versank. Als die Krankheit zunahm, wurde Tekla Knös von einer fernen Anverwandten, der Domprobstin Knös, gepflegt, bis sie im Jahre 1869 von einer Gehirnaffektion ergriffen wurde, als deren Folge sich eine unheilbare Gemütskrankheit einstellte. 11 Jahre schleppte die einst gefeierte Dichterin in dem Hospitale in Veriö ihr Dasein noch fort, bis sie beim Anbruch des Sommers 1880 von ihren Leiden erlöst wurde. Sie war in ihrem Vaterlande eine der letzten Repräsentantinnen einer verschwundenen Zeit und einer verschwundenen Richtung und verdiente in vollem Maße die Anerkennung und den Nachruhm, der ihr in Schweden zu Teil geworden.



Inhaltsverzeichnis
zu Band II:

Inhalt des I. Bandes:

— Annette von Droste-Hülshoff. — Deutsche Schriftstellerinnen, Dichterinnen und Künstlerinnen, deren Geburtsjahr vor 1810 fällt: Charlotte Sophie Luise Wilhelmine Ahlefeld, geb. Seebach. — Gräfin Elisa Davidia Margaretha Ahlefeld. — Amalie Friederike Auguste, Herzogin von Sachsen. — Angelica Facius. — Amalie, Freifrau von Groß. — Natalie Herder. — Therese Huber. — Amalie von Imhoff. — Elisabeth Kulmann. — Marie Christiane Mindermann. — Elfriede von Mühlenfels. — Luise von Plönnies. — Josephine, Freiin zu Nemeskházy. — Antonie Schäfer, pseud. Cordelia. — Sybilla Katharina Schücking. — Julie Friederike Seidel. — Luise Seidler. — Franciska, Gräfin von Taufkirchen-Engelburg. — Marianne von Willemer. — Karoline von Wolzogen. — Kathinka Therese Pauline Modesta Zitz, geb. Halein. — Bettina von Arnim mit Bild. — Minna von Mädler. — Mary Somerville. — Lucretia Mott. — Felicia Hemans-Browne. — Lydia Maria Child, geb. Francis. — Harriet Martineau. — Die ersten weiblichen Pioniere als Medizinerinnen: Miß Harriet K. Hunt und Clemence Lozier. — Mary Carpenter. — Elisabeth Barrett Browning. — Emma Willard. — Lady Judith Montefiore. — Lady Huntley Sigourney. — Marchesa Brigi Tanari da Fara Ghislieri. — Rahel Meyer. — Henriette Ottenheimer. — Anne Biget (Schwester Martha). — Freifrau Francis von Bunsen. — Caroline Perthes mit Bild. — Marie Francoise Sophie Gay de la Valette. — Frederike Bremer. — Emilie Flygare Carlén. — Julie Rettig. — Margaret Fuller Ossoli mit Bild. — Luise Colet, geb. Revoil. — Luise Rückert. — Charlotte Paulsen. — Katharina Marschall. — Maria Ellenrieder. — Johanna Goldschmidt. — George Sand. — Gräfin Hahn-Hahn. — Emilie Dons van Lovendeghem. — Caroline Herschel.



Nachwort.

Als ich vor zwei Jahren das vorliegende Werk begann, glaubte ich seinen Umfang auf zwei Bände, also 48 Druckbogen, berechnen zu können. Allein es erging mir, wie dem Entdecker eines Bergwerkes, der — je tiefer er in den Schacht der Erde dringt, desto reichere und ergiebigere Ausbeute findet. Da ich eine Kulturgeschichte der Frauen geben will, um deren Leistungen und Leistungsfähigkeit in der Gegenwart zu zeigen, konnte ich mich weder auf eine Station, noch auf bestimmte Kategorien beschränken, sondern zog hervorragende Frauen aus allen Gebieten an's Licht, um deren Einfluß zu zeigen, als Menschenerzieherinnen, als Trägerinnen der Frauenbewegung zur sittlichen und geistigen Erhebung, als Pflegerinnen des häuslichen und Familienlebens, als humanitäre Schöpferinnen und Mitarbeiterinnen gemeinnütziger und wohlthätiger Anstalten, als Förderinnen der Kunst und Wissenschaft, selbstschaffend und die Werke der Meister verbreitend. — So erweiterte sich der Plan, und meine Aufgabe wuchs und wurde um so schwieriger, als bei meiner unparteiischen Umschau in allen Ländern immer mehr Frauen meine Aufmerksamkeit erregten, die einen Platz in der von mir gestifteten Ruhmeshalle der Frauen unseres Jahrhunderts verdienen.

Noch ein anderer Umstand ist es, der den Fortgang und das Ende dieses Werkes nicht berechnen läßt. Es ist der ungleiche Umfang der einzelnen Biographien. Ich stelle die Lebensbilder dar, je nach ihrer Bedeutung für ihre Zeit und nach ihrem mehr oder minder interessanten Bildungsgange. So nimmt die erste deutsche Kaiserin Augusta allein fast den vierten Teil des zweiten Bandes ein, da die Darstellung ihres Lebens und ihrer Schöpfungen zugleich ein das ganze Jahrhundert umfassendes Zeitgemälde giebt, in welchem das vaterländische Wirken der Frauen unter dem Zeichen des roten Kreuzes geschildert ist. Auch die Geschichte der Frauenbewegung, welche die Biographien unterbricht, nimmt einen größeren Raum ein. So ist das Werk auch mit dem zweiten Bande nicht abgeschlossen, vielmehr beginnt der 3. Band mit den Frauen, deren Geburt noch in's zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts fällt, zum großen Teil mit Frauen, die zum großen Teil noch unter uns schaffend leben. Ich richte die Bitte an die Frauen aller civilisierten Länder, mich in meinem mühevollen Werk zu unterstützen, durch Zusendung biographischer Notizen und Erinnerung an Frauen, deren Lebensbilder dieser Sammlung eingereiht zu werden verdienen. Auch ersuche ich die geehrten Abonnenten der ersten beiden Bände möglichst bald die weiteren Lieferungen zum 3. Band bei dem Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung zu bestellen. —

Des Schriftstellers bester Lohn ist die bethätigte Teilnahme des Publikums.

Berlin W., 12. November 1889.

Lina Morgenstern.

